der



in verschi
und

Worinnen

in

Ansehung ihr
Eintheilungen

wie auch der S

ach den neuesten
de

durch eine Ge
u

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande;

oder

Sammlung aller Reisebeschreibungen,

welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden, und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste in Europa, Asia, Africa und America, in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen, Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge, großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w. wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart, Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen, enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten

nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen, und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;

durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen, und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Zehnter Band.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1752.

Allgemeine Historie

der Reisen zu Wasser und zu Lande;

oder

Sammlung

aller



Reisebeschreibungen,

und einer vollständigen Vorstellung ...

... in Europa, Asia, Africa und America,



zuzeigen, daß

sich so wohl au

nung machen

Man verste

Band zu eben d

so bald man es

Welt zu gefalle

solches Verspre

dung zu halten



Vorrede des Herrn Prevot.

Ein Schriftsteller, welcher keinen andern Gewährsmann, als sein ehrlich Wort, hat geben können, muß, wenn er sich in eine langwierige Arbeit einläßt, sich für verbunden halten, seinen Lesern zuweilen anzuzeigen, daß er sie nicht auf gut Glück fortgehen läßt, sondern daß sie sich so wohl auf seinen Fleiß, als auf seine Treue, bis ans Ende Rechnung machen können.

Man versteht hierunter nicht diejenige Treue, daß man einen jeden Band zu eben der Zeit herausgiebt, die man sich vorsetzet, das ist, so bald man es verlanget, und die man zuweilen in dem Eifer, der Welt zu gefallen, sich waget, zu versprechen. Es ist gewiß, daß ein solches Versprechen nur für eine bedingungsweise geschehene Verbindung zu halten ist. Was auf eine große Anzahl Hülfsmittel ankömmt,

 die

die nicht leicht zusammen zu bringen sind *), kann weder in Ansehung der Dauer der Arbeit, noch in Ansehung der Zeit der Herausgabe gewissen Regeln unterworfen seyn. Unsere Büchersäle, auch den königlichen nicht ausgenommen, enthalten nicht alle Reisebeschreibungen. Man muß zu der Ausländer ihren seine Zuflucht nehmen. Wie kann man für den Eifer seiner Correspondenten, und für die Eilfertigkeit der Ueberbringung stehen? Ueberdieses verursachen die Kupfer und Karten beständig eine Verzögerung, welche von der Langsamkeit der Künstler herrühret. Wenn man also verspricht, es solle ein Band zu einer gewissen Zeit, die man bestimmen zu können glaubet, aus der Presse kommen: so machet man sich bloß anheischig, allen seinen Fleiß darauf zu wenden [illegible]nd bis hieher hat man sich noch eben so wenig Nachlässigkeit vorz[illegible]werfen, als man es bis ans Ende des Werkes zu thun Willens ist.

Was aber die wesentliche Beständigkeit angeht, welche das eigentliche Versprechen und die gänzliche Ausführung betrifft: so machet man sich kein Bedenken, die Subscribenten davon völlig zu versichern, welche durch einen Verzug von einigen Monaten deswegen in Unruhe gesetzet zu seyn schienen. Der Verfasser, welcher so wohl für seine eigenen als für des Buchhändlers Gesinnungen gut ist, meldet hierdurch öffentlich, daß sein Tod die einzige Verhinderung ist, welche seine Arbeit unterbrechen kann. Gesetzt aber, daß solcher auch erfolgen würde, so hat Frankreich Schriftsteller genug, ihm einen Nachfolger zu geben: und da seine Philosophie ihn dasjenige ganz ruhig vor-

aus-

*) Es würde eine Unbilligkeit seyn, wenn man nicht in Betrachtung ziehen wollte, daß der Verfasser vordem den Engländern nachgegangen ist, itzo aber alles bloß von ihm herrühret.

aussehen läßt, was nach ihm sich ereignen muß: so will er im Voraus den Weg bezeichnen, den man noch zu gehen hat, wenn ihm ja ein geschwinderer Tod, als er wegen seines Alters und seiner Gesundheit befürchten darf, nicht erlaubete, solchen zu vollenden.

Zu denen neun Bänden, die er bereits heraus gegeben hat, muß er, vermöge der Einrichtung, die er mit vieler Ueberlegung gemacht hat, nachdem ihn die Engländer nicht mehr führen, nothwendig noch drey Bände hinzu thun.

Der erste von solchen wird dasjenige enthalten, was noch zu Ostindien gehöret, vornehmlich die Reisen durch Südwest; ferner die Südländer, die Reisen, die man herumschweifende nennet, weil sie keinen gewissen Punct sich vorgesetzet haben, und die Reisen um die Welt.

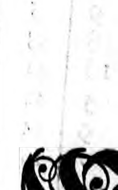
Die beyden andern Bände werden fast gänzlich für America aufbehalten, nach dem neuen Entwurfe, den der Verfasser bereits angekündiget hat, und wovon er nur einigen Begriff zu geben nicht länger anstehen will. Dieser Entwurf, der eben so angenehm, als einfach ist, besteht darinnen, daß man alle Nachrichten in eines zusammen bringt, welches eine zusammenhängende Historie ausmachen wird; indem man alles dasjenige in die Noten bringen will, was die Person der Reisenden angeht, und würdig zu seyn scheinen möchte, aufbehalten zu werden, ohne daß es eben verdiente, daß man es in einer edlen und aneinander hängenden Erzählung mitnähme. Nach vielen Ueberlegungen scheint ihm dieses das einzige Mittel zu seyn, die kleinen Umstände

und die verdrießlichen Wiederholungen zu vermeiden, welche man den Engländern mit so vielem Rechte vorgeworfen hat.

Die nordischen Reisen, deren sehr wenige, und die auch meistens nur sehr kurz sind, werden am Ende des letzten Bandes Platz finden.

Wegen des itzigen Bandes, den man ans Licht stellet, will man eben keine besondere Erklärung geben; weil ein jeder Artikel seine Erläuterung in einer kurzen Einleitung bey sich hat. Ueberhaupt schmeichelt man sich, er werde nicht weniger lehrreich und angenehm seyn, als die andern. Bevor der Verfasser nicht den neuen Entwurf auszuführen anfängt, geht sein Ehrgeiz, indem er fortfährt, dem Entwurfe der Engländer zu folgen, noch weiter auf nichts, als daß er nur nicht Anlaß gebe, seine ehemaligen Führer zu bedauren.





Nachricht an den Leser.

Man weis es bereits aus dem VIII Bande dieser Sammlung, daß die ersten Urheber derselben, die Engländer, in ihrem vorgesetzten Laufe stehen geblieben sind, und uns, ehe man sichs versehen hat, verlassen haben. Ihre Arbeit ist mit unserm VII Bande zu Ende gegangen. Weil aber der Abt Prevot, als der ehemalige französische Uebersetzer derselben, es für seine Schuldigkeit hielt, nicht zugleich mit ihnen von dem einmal betretenen Wege abzugehen, sondern solchen nach seinem eigenen Vermögen zu vollenden: so hielten wir uns gleichfalls für verbunden, ihm zu folgen, und ihn nunmehr zu unserm Führer anzunehmen. Wir haben auch gleich in dem VIII Bande die Fortsetzung seiner Arbeit geliefert, und liefern hier wiederum einen Theil davon. Dabey machen wir uns anheischig, die folgenden nach und nach auf eben die Art zu liefern, so lange bis das Werk, dem Versprechen des Titels gemäß, völlig ausgeführet ist. Allein, da unser itziger Führer etwas langsamer in seiner Arbeit fortgeht, als es wohl seyn sollte: so sind wir gehalten, gleichfalls eine längere Frist zu nehmen. Anstatt daß wir also bisher alle halbe Jahre einen Band geliefert haben, können wir künftig nur erst alle Jahre einen liefern. Diesen hat man bis zur Vollendung des Werkes alle Ostermessen zu gewarten.

Wir haben hier noch eine Beschwerde zu erwähnen, die uns um so viel mehr kränket, weil sie gewissermaßen wider unsere Redlichkeit einigen Verdacht zu erwecken abzielet. Es haben sich nämlich einige Liebhaber verlauten lassen, als ob wir ihnen nicht so viel bey allen Bänden geliefert hätten, als wir uns in unserm Pränumerationsplane anheischig gemacht hätten, zu thun. Damit man nun sehe, daß wir sie auf keinerley Art und Weise übervortheilet, sondern ihnen bisher wirklich noch mehr geliefert haben, als wir versprochen: so wollen

wir

wir eine Generalrechnung darlegen. Man beliebe nur sich zu erinnern, daß wir ein Alphabet Druck auf 10 Gr., eine Karte auf 1 Gr. 6 ₰., und ein anderes Kupfer auf 1 Gr. angeschlagen haben.

Nun hat	Alph.	Bog.	Kart.	Fig.
Der I Band	4	21	14	20
Der II —	3	8½	20	26
Der III —	3	19½	9	25
Der IV —	4	6	8	38
Der V —	3	7½	16	42
Der VI —	3	12	5	42
Der VII —	4	4	9	14
Der VIII —	3	14	7	19
Der IX —	3	19	24	14
Der X Band	3	19	5	21
Diese machen zusammen	38	15½	117	261

Am Gelde thun denn		Rth.	gr.	₰
38 Alph. a 10 gr.		15	20	
15½ Bog.		—	6	6
117 Karten a 1 gr. 6 ₰.		7	7	6
261 Figuren a 1 gr.		10	21	
Zusammen		34	7	—

Wollen nun unsere Leser auch zusammen rechnen, wie viel sie uns in allem bezahlet haben: so werden sie leicht sehen, in was für einem Verhältnisse wir uns zusammen befinden, und wer noch auf den andern einigen Anspruch machen könnte. Wir werden inzwischen auf eben die Art fortfahren, unsere Liebhaber zu vergnügen, und nicht mehr Bezahlung verlangen, als wir ihnen wirklich liefern. Leipzig, in der Ostermesse 1752.



Verzeichniß

der in diesem X Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

Fortsetzung des II Buches.

Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Das

Verzeichniß
der Karten und Kupfer,
nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.

Allgemei





Allgemeine Sammlung von Reisebeschreibungen

seit dem Anfange des XV Jahrhunderts.

II Theil.

Fortsetzung des II Buches desselben.

Reisen der Franzosen und anderer nach Ostindien.

Einleitung.

Einleitung.

Diejenigen, welche auf die wesentliche Beschaffenheit eines Werkes sehen und deswegen die Vorreden zu Rathe ziehen, damit sie die Absichten des Verfassers recht erkennen mögen und sich in den Stand setzen, zu urtheilen, ob er ihnen in dem Fortgange seiner Arbeit treulich folget, werden hier leichtlich die Ausführung meines neuen Versprechens wahrnehmen *a*). Wenn sie die letztern Erzählungen in dem VIII Bande gelesen haben: so werden sie ein großes Vergnügen empfinden, daß sie hier wiederum eben die Hauptmaterien

a) Man sehe die Nachricht zu dem VIII Bande.

Carre 1668.

terien und den Verfolg von eben den Begebenheiten antreffen. Dieses rühret von der Sorgfalt, die Reisen, die fast zu gleichen Zeiten geschehen sind, und vornehmlich diejenigen, welche einerley Orte betreffen, zusammen zu stellen, welches von den Engländern verabsäumet worden, indessen aber doch so nöthig zu seyn scheint, um dieser Sammlung ein historisches Ansehen zu geben, das ist, sie ihrem Titel gemäß zu machen. Die große Menge von alten und neuen Nachrichten, die sie zurück gelassen haben, und die ich hervorzubringen verbunden bin, um den Artikel von Asien zu Ende zu bringen, wird mir nicht erlauben, diese Regel stets genau zu beobachten. So habe ich auch diese neue Ordnung nur erst bey einem Entwurfe versprochen, der ganz mein eigen seyn wird *b*), und der nicht eher, als mit den Reisen nach America anfangen kann. Bis dahin aber muß ich wider meinen Willen fortfahren, dem Grundrisse der Engländer zu folgen: doch werde ich mich wenigstens bemühen, ihre Mängel durch so natürliche Verbindungen zu ergänzen, als sie das Verhältniß der Zeit und der Oerter mir nur immer werden an die Hand geben können.

Hier habe ich den Vortheil, diesen Band mit zwoen Erzählungen anzufangen, die gleichsam von sich selbst mit den vorhergehenden in dem zweyten Buche des achten Bandes verknüpfet sind *c*).

Das III Capitel.

Reisen des Carre und l' Estra.

Der I Abschnitt.

Carres *d*) Reise.

Ursache dieser Reise. Caron bekömmt die Aufsicht über die morgenländische Handlung. Carre wird mitgeschickt. Zustand der Insel Bourbon. Schöner Vogel der Einsiedler. Carre kömmt nach Surate. Zustand der französischen Handlung daselbst. Ein Capuciner macht sich sehr um sie verdient. Begebenheit mit einem holländischen Seeräuber. Machet die Franzosen in Indien verhaßt. Entschuldigung des P. Ambros. Wirkung seiner Rede. Stadt Surate. Schöne Gebäude. Lagerhäuser der fremden Kaufleute. Surate wird vom Sevagy geplündert. Verwegenheit desselben. Der Statthalter wird gestrafet. Carre reiset nach Persien; geht über Banderabassy nach Bassora. Besondere Staatsklugheit der Türken. Die Handlung zu Bassora wird hergestellet. Warum Carre wieder dahin kömmt. Beschreibung der Insel Garack und der Perlenfischerey. Flecken Garack an der Stelle der Stadt. Schöne Perlen zu Garack. Wie man sie fischet. Was man darinnen findet. Carre wird nach Frankreich geschickt. Er geht zu Lande. Seltsame Begebenheit. Carres Wiederankunft in Frankreich. Zweyte Reise des Verfassers nach Ostindien. Beurtheilung derselben.

Ursache dieser Reise.

Caron bekömt die Aufsicht über die morgenländische Handlung.

Einige übergebliebene Franzosen stritten noch immer, wiewohl mit grösserm Muthe als sonderlicher Klugheit, gegen die Hindernisse, welche ihrer Einrichtung auf Madagascar im Wege lagen, als der große **Colbert**, dessen Absichten sich zwar viel weiter als auf diese Insel erstrecketen, der aber doch die Hoffnung zu einer Handlung auf selbi-

b) Eben daselbst.

c) Man sehe die Einleitung zu Renneforts Reisen im achten Bande a. d. 517 u. f. S. u. de la Haiens Reise a. d. 597 S. daselbst.

d) Dieser Reisebeschreiber eröffnet uns von seinen Umständen weiter nichts, als daß ihn Colbert seines besondern Schutzes gewürdiget habe, und daß ihm vor seiner Reise nach Indien (deren Beschrei-

selbiger nicht gänzlich aufgeben wollte, die Augen auf den Herrn **Caron** warf, welcher von Geburt ein Holländer, und in der morgenländischen Handlung sehr erfahren war, indem er eine Zeitlang die Aufsicht darüber bey seinen Landesleuten geführet hatte. Wegen eiges vorgefallenen Misvergnügens war er nach Hause, und endlich theils aus Verdrusse, theils aus Zuneigung in französische Dienste gegangen. Er wurde zum Obervorsteher der indianischen Handlungsgesellschaft gemachet, und als solcher nach Madagascar geschicket, woselbst der Zustand der französischen Colonie schleunige Hülfe erforderte.

Carre 1668.

Carre mußte mit ihm reisen. Sein ganzes Amt bestund darinnen, daß er währender Reise alles merkwürdige wohl beobachten, und aufzeichnen sollte. Sie kamen glücklich nach der Dauphinsschanze. Weil sie aber sogleich einsahen: „man richte die Geschäffte der „Gesellschaft gänzlich zu Grunde, wenn man die Einwohner der Insel bekriegen wollte, in„dem dieses wilde Volk schwer zu bezwingen seyn, die Ueberwindung selbst aber schlech„ten Vortheil bringen würde:“ so beschlossen sie, lieber nach **Surate** zu schiffen, welche Stadt wegen ihrer Handlung mit allen Nationen berühmt, auch den französischen Kaufleuten aus einigen Reisen einzelner Personen bereits bekannt war *e*). Nach des Verfassers Urtheile, „konnte die Gesellschaft in der ganzen Welt keinen bequemern Ort zu ihren Ge„schäfften aussuchen, noch er selbst eine angenehmere Reise thun.“

Carre wird mitgeschicket, und warum?

Ehe sie aber dahin schifften, besahen sie die Insel **Bourbon**, worauf die Franzosen sich bereits so fest gesetzet hatten, daß ihre Pflanzstadt von Tage zu Tage anwuchs. Des Verfassers Beschreibung davon, setzet des **Montdevergue** seiner nicht das geringste bey. Doch sah er einen Vogel, den er nach seiner Versicherung sonst nirgend antraf. Die Einwohner benennen ihn den **Einsiedler**, weil er die Einsamkeit in der That liebet, und die allerentferntesten Orte zu seinem Aufenthalte wählet. Er ist beständig allein, und man findet niemals zween oder mehrere beysammen. Man könnte ihn mit einem kalecutischen Hahne vergleichen, wenn er nicht weit höhere Beine hätte. Sein Gefieder ist ungemein schön, und hat eine Schillerfarbe, die ins Gelbliche spielet. Sein Fleisch schmecket sehr köstlich. **Caron** wollte zween solche Vögel mitnehmen, und dem Könige von Frankreich einliefern lassen: sie wollten aber weder fressen noch saufen, sondern sturben aus Schwermuth auf dem Schiffe. *f*)

Zustand der Insel Bourbon.

Schöner Vogel, der Einsiedler genennet.

Beschreibung 1699 bey **Claude Barbin** zu Paris in 12. herausgekommen, und der Herzoginn von **Montfort** zugeschrieben ist) die Verrichtung aufgetragen worden sey, „den Zustand der Länder „in der Barbarey, die Inseln im mittelländischen „Meere, und einige am Weltmeere gelegene Ha„fen zu erkundigen, davon er auch Bericht an „Colbert abgestattet habe.„ Sein Buch ist nicht übel geschrieben. Der Eingang machet dem Leser einen vortheilhaftigen Begriff davon. Der Verfasser saget: „Ich werde nichts schreiben, als „was der Welt zur Lehre dienen, oder doch wenig„stens seiner Neuigkeit wegen, gefallen kann. Was „mich selbst angeht, das werde ich nur im Vor„beygehen, und bloß bey einem unvermeidlichen „Falle berühren. An meinen eigenen Begebenhei„ten ist der Welt wenig gelegen. Er verspricht „auch, die Kleinigkeiten wegzulassen, und vermit„telst dieser gedoppelten Vorsichtigkeit die beyden „Klippen zu vermeiden, woran beynahe alle Rei„sebeschreiber stranden.„ Gleichwohl hat er diesen Vorsatz hier und da vergessen, und allerley verliebte Abentheuer mit eingemischet, wobey er sich ziemlich lange aufhält. Uebrigens sind seine Anmerkungen mit vieler Ueberlegung angebracht. Nach seiner suratischen Reise, welche etwa den vierten Theil seines Werkes beträgt, nahm er seinen Weg durch Persien, besah verschiedene Orte im türkischen Reiche, und kam zu Ende des Jahres 1571 nach Frankreich zurück. Hernach unternahm er eine zweyte Reise nach Indien, davon die hauptsächlichsten Umstände im zweyten Theile enthalten sind.

e) **Renneforts** Reise im VIII Theile a. d. 517 S.

f) Der Verfasser vergleicht diese Insel mit dem irrdischen Paradiese, und lobet die Witterung und Früchte derselbigen ganz ungemein.

Carre 1668.

Carre kömt nach Surate.

Die Schiffahrt war bis nach **Surate** glücklich. Weil der Verfasser bekannte Sachen mit Stillschweigen übergehen will: so saget er nicht einmal etwas von der Aufrichtung der französischen Handlungsniederlage in dieser Stadt, sondern rühmet nur ihren blühenden Zustand unter **Carons** Aufsicht, welcher, wie er saget, seines siebenzigjährigen Alters ungeachtet eben so viel Feuer und Muth als Vorsichtigkeit besaß.

Zustand der französ. Handlung zu Surate.

Thevenot erzählet im dritten Theile seiner Reisen, *g*) als er nach Indien gekommen sey, habe der Statthalter von Surate sehr genau nach dem Thun der französischen Handlungsgesellschaft geforschet. Es waren zween französische Gesandte, Namens **la Boulaie** und **Beber** *h*), bey ihm angekommen, welche um die Handlungsfreyheit ansuchen, auch in dieser Absicht sich nach dem Hofe zu **Agra** begeben sollten. Weil nun alle übrige europäische Nationen, welche zu Surate Handlung trieben, ihres Nutzens wegen die Franzosen davon auszuschließen suchten: so brachten sie den Indianern durch allerley Kunstgriffe einen üblen Begriff von diesen gefährlichen Nebenbuhlern bey. Der Statthalter selbst war schon Willens, sie bey Hofe anzuschwärzen. Doch ein Capuziner, und Superior der Mission von seinem Orden, Namens **Pater Ambros** suchte ihm eine andere Meynung beyzubringen. Seine Ehrlichkeit hatte ihm große Ehrerbiethung zuwege gebracht. Folglich gab man ihm desto geneigteres Gehör. Er vernahm gleich zu Anfange der Unterredung, wo die größeste Hinderniß liege. Man hatte nämlich dem Statthalter weiß gemachet, die Franzosen, welche ankommen sollten, wären Seeräuber.

Ein Capuziner machet sich sehr um sie verdienet.

Diese Verleumdung griff desto leichter weit um sich, weil zwey Jahre zuvor ein holländischer Seeräuber, Namens **Lambert Hugo**, der aber einen Bestallungsbrief des Admirals von Frankreich, Herrn von **Vendome**, auch einige französische Mannschaft auf seinem Schiffe hatte, im rothen Meere kreuzete, und einige Fahrzeuge wegnahm. Doch was die Indianer am schüchternsten machte, das war die Geschichte von einem Schiffe, das mit dem Geräthe der Königinn von **Visapur** beladen war, und an der Insel **Socorra** strandete. Die Königinn wollte nach Mecha wallfarthen, und befand sich zwar für ihre Person vor dem Seeräuber in Sicherheit, weil sie zum Glücke auf einem engländischen Schiffe fuhr: allein weil sie ihr Geräth auf ein ihr eigenes Fahrzeug geladen hatte, so begegnete selbiges dem **Hugo**, und wurde von ihm so hitzig verfolget, daß der Schiffer auf den Strand laufen mußte. Ob nun wohl der Seeräuber seine Beute nicht so gleich erreichen konnte: so gab er sie deswegen doch nicht verloren. Er wartete mit Geduld ab, wie es mit dem verzweifelten Entschlusse der Indianer ablaufen würde, und merkte bald, sie litten Mangel am Wasser, und würden es folglich nicht lange aushalten. Die Noth wurde wirklich so groß, daß sie das bey sich habende Gold, Silber und Edelgesteine in der See verbargen, und den Seeräuber selbst um Hülfe anfleheten, in Hoffnung, er werde mit dem übrigen, was noch im Schiffe war, zufrieden seyn. Allein **Hugo** erfuhr von einem treulosen Bösewichte aus ihrem eigenen Mittel, sie hätten vieles Gold, viele Juwelen und reiche Zeuge, damit ihre Königinn den Propheten und seine Diener beschenken wollte, in die See versenket. Hierauf fiel es ihm leicht, von denen, welche es ins Werk gerichtet hatten, mehr Nachricht heraus zu pressen. **Thevenot** meldet, man habe den Schiffer und den Zimmermann lange Zeit gepeiniget, ja dem letztern gedrohet, seinen Sohn vor seinen Augen zu ermorden. Mit

Begebenheit mit einem holländis. Seeräuber, mit französischer Bestallung.

g) Voyages de Thevenot III Partie p. 59 & suivantes.

h) Eben das. S. 61.

bekannte Sa-
r Ausrichtung
hren blühenden
Alters ungeach-

dien gekommen
zösischen Hand-
ns **la Boulaie**
nsuchen, auch in
e übrige europäi-
ie Franzosen da-
Kunstgriffe einen
er selbst war schon
e der Mission von
ng beyzubringen.
glich gab man ihm
g, wo die größe-
et, die Franzosen,

hre zuvor ein hol-
lungsbrief des Ad-
annschaft auf seinem
hm. Doch was
n Schiffe, das mit
sel **Socotra** stran-
zwar für ihre Per-
ngländischen Schiffe
tte, so begegnete sel-
iffer auf den Strand
erreichen konnte: so
wie es mit dem ver-
ie litten Mangel am
rde wirklich so groß,
verbargen, und den
übrigen, was noch im
n Bösewichte aus ih-
he Zeuge, damit ihre
ee versenket. Hier-
mehr Nachricht her-
Zimmermann lange
ugen zu ermorden. i)
Mit

N° 1.



N° 1.



Mit ein
nahm sie
Di
Seeräub
Der St
wollte la
zösische F
keine Ent
seine Rä
Kopf gese
der Mißi
halter, sie
bien, zuge
gen Jahren
Meilleray
einzulaufen
Schiffsvolk
waren, mit
fort, habe
er einige F
bracht. Un
eine Handels
reich jemals
geringste Fe
Diese
kung in des
setzen, und s
und war dam
Höflichkeit :
bros[illegible] war,
als **Caron** a
Wege, und
ste Hoffnung
Carre
Bekanntschaft
Nachricht ein
„jetzo gewesen.
„danken. Si
„geschleifet.
„gonnten sie ih
„Hülfe der Ha
„für einen Ha

a) Reisebes. de
b) Ebendas. S

Mit einem Worte, Hugo ließ alle der See anvertrauete Reichthümer heraus fischen, und nahm sie nebst der übrigen Ladung zu sich.

Carre 1668.

Diese That hatte so viel Lärm in Indien gemachet, daß man den Namen Seeräuber, den man mit dem Namen Franzose für einerley hielt, äußerst verabscheuete. Der Statthalter von Surate warf es dem Pater Ambrosen mit großer Heftigkeit vor, und wollte lange nicht glauben, daß Hugo dem unerachtet ein Holländer sey, ob er gleich französische Flaggen führete, und einige Franzosen am Borde hatte. Wenigstens nahm er doch keine Entschuldigung wegen der französischen Soldaten oder Matrosen an, die dem Hugo seine Räuberey treiben halfen, sondern blieb bey dem Vorurtheile, das man ihm in den Kopf gesetzet hatte, nämlich die Franzosen kämen nur Raubens wegen nach Indien. Doch der Mißionarius hatte noch eine andere Antwort in Bereitschaft. Er versicherte den Statthalter, sie hätten nur die einigen ihrer Landesleute zu Aden, einer Stadt im glücklichen Arabien, zugefügte Beleidigung rächen wollen. Zu diesem Ende erzählete er, was vor einigen Jahren in besagtem Hafen vorgegangen war. Eine Patache des Marschalls de la Meilleraye war durch Sturm von ihrem Schiffe getrennet, und in den adenschen Hafen einzulaufen genöthiget worden. Die Sünnis empfingen sie wohl, versprachen auch dem Schiffsvolke als Freunden zu begegnen, beschnitten aber hernach alle die ans Land getreten waren, mit Gewalt. Ungeachtet dieser grausamen Gewaltthätigkeit, fuhr Pater Ambros fort, habe der König von Frankreich die That des Seeräubers dennoch gemisbilliget, weil er einige Franzosen am Borde gehabt, folglich die ganze Nation in üblen Ruf gebracht. Um solchen Ruf aber gänzlich zu vernichten, habe seine allerchristlichste Majestät eine Handelsgesellschaft errichtet, welche Indien mehr Vortheil schaffen werde, als Frankreich jemals aus Indien ziehen könne; auch habe dieselbe ausdrücklich verbothen, nicht die geringste Feindseligkeit in Indien auszuüben.

Machet die Franzosen in Indien verhasset.

Wie sie der P. Ambros entschuldiget.

Diese standhaftige und aufrichtige Vertheidigung verursachete eine wunderbare Wirkung in des Statthalters Gemüthe. Er ließ den Pater selbige in persischer Sprache aufsetzen, und schickte sie ohne Verzug nach Hofe. Der große Mogol ließ sie sich vorlesen, und war damit vergnüget. Seitdem erzeigte man beyden Abgesandten der Gesellschaft alle Höflichkeit: ja die Engländer selbst, deren Präsident ein alter Freund des Pater Ambrosen war, erwiesen ihnen alle Ehre. k). Dieses war die Beschaffenheit der Gemüther, als Caron ankam; vermittelst seiner Klugheit räumete er alle Hindernisse vollends aus dem Wege, und man sah in kurzer Zeit eine französische Handlungsniederlage, welche die schönste Hoffnung von der Welt erweckete.

Wirkung seiner Rede.

Carre suchte, um seiner aufhabenden Schuldigkeit ein Genüge zu thun, in nützliche Bekanntschaft zu gerathen, damit er von dem Zustande der Stadt Surate gründliche Nachricht einziehen könnte. l) „Sie ist nicht zu allen Zeiten so groß noch so volkreich als „jetzo gewesen. Vielmehr hat sie ihren blühenden Zustand guten Theiles ihrem Unglücke zu „danken. Sie wurde 1520 von den Portugiesen unter Anführung des Antons Sylveira „geschleifet. Aber sobald die Einwohner diese gefährlichen Feinde vom Halse hatten, be„gonnten sie ihren Wohnsitz von neuem anzubauen, und um den erlittenen Verlust durch „Hülfe der Handlung zu ersetzen, gaben sie ihr die bequemste und prächtigste Gestalt, die sie „für einen Handelsplatz zu ersinnen wußten. m)„

Beschreibung der Stadt.

 Surate

i) Reisebes. des Carre T. I. S. 12.
k) Ebendas. S. 63 u. f.
l) Ebendas. S. 14.
m) Ebendas. S. 16.

Carre 1668.

Surate *n*) liegt an der malabarischen Küste, und an dem Ende des indianischen Meeres, auf $21\frac{1}{2}$ Grad Norderbreite. Sie wird von dem **Taphy**, einem großen schönen Flusse bewässert, welcher einen Hafen machet, darinnen die größten europäischen Schiffe leicht einlaufen können. Die Hitze ist daselbst sehr groß, sie wird aber gemäßiget, nicht nur durch sanfte Regen, welche eben zu der Jahreszeit, wenn die Sonne am heißesten scheint, einfallen, sondern auch durch Winde, welche allemal in gewissen Monaten blasen. Diese Vereinigung der Feuchtigkeit mit der Wärme, machet aus einem an sich selbst trockenen und unfruchtbaren Boden, das fruchtbareste und angenehmste Land von der Welt. Es wächst nicht nur Reiß und Getraide, als die für eine so große Stadt nothwendigen Lebensmittel, sondern auch alles, was zum Wohlleben gehöret, im Ueberflusse daselbst. „Die „Europäer, fährt der Verfasser fort, wissen sich daselbst alles zu verschaffen, was ein ver„zärtelter Geschmack und ausgekünstelte Wollust verlangen mag, indem sie, was dieses be„trifft, zwar geschickter, aber auch unglücklicher sind, als die Indianer. *o*)„

Der Marktplatz zu Surate ist mit schönen Häusern umgeben. Das am Ende stehende Schloß ist keine der geringsten Zierrathen der Stadt. Die Stelle eines Grabens versieht der Fluß selbst, welcher hart am Walle vorbey läuft, und den Zugang sehr schwer machet.

Schönheit der Gebäude.

Die Einwohner wenden viel auf ihre Häuser. Man sieht mit Verwunderung, daß sie äußerlich eben so schön getäfelt sind, als die prächtigsten Zimmer. *p*) Inwendig ist die Pracht auf das höchste getrieben. Die Fußböden sind von Porcellanplatten, und die Wände überall mit dieser kostbaren Materie überzogen; ohne der vielen Prunkgefäße zu gedenken, welche den Gemächern ein unvergleichlich nettes und zierliches Ansehen machen. Die Fensterscheiben sind nicht von Glase wie in Europa, sondern von Crocodill- oder Schildkrötenschalen, oder von Perlenmutter, welche durch die Abwechslung ihrer Farben die Sonnenstralen mildern, und das Licht angenehmer machen, ohne es zu schwächen. Die Dächer sind platt, und dienen des Abends zum Spazierengehen. Ja man schlägt zuweilen sein Bette daselbst auf, um desto kühler zu schlafen. Denn auf andere Weise läßt sich die große Hitze nicht wohl vermeiden, die man des Nachts der äußerlichen kühlen Luft ungeachtet, in den Häusern ausstehen muß.

Lagerhäuser der fremden Kaufleute.

Nebst den öffentlichen Gebäuden, welche von der Obrigkeit aufgeführet worden, rühmet **Carre** die von den ausländischen Nationen gleichsam in die Wette erbaueten, welche große Bezirke der Stadt anfüllen. Die Lagerhäuser der Franzosen, Engländer und Holländer waren jedes an seiner Fahne kennelich, und besaßen nebst ihrer Größe und Schönheit auch noch den Vortheil, daß sie ihrer Befestigung wegen, für jeden Anfall sicher waren.

Surate wird von den Sevagy geplündert.

Die Franzosen saßen kaum ein Jahr zu Surate, so lerneten sie aus einer gefährlichen Erfahrung, wie wohl ihr Vorsteher daran gethan habe, da er für die Sicherheit des Lagerhauses sorgte. Ein gewisser beschriehener Waghals, Namens **Sevagy** *q*), machte sich in ganz Asien furchtbar, und endlich zum Beherrscher eines Königreiches, das er von den Ländern des großen Mogols, der Könige von **Visapur** und **Decan** allmählig abzwackte. Weil er nun seine Schätze durch viele Kriege erschöpfet sah: so wollte er Surate ausplündern, und seinem Geldmangel auf diese Weise abhelfen. Dieses Mittel ergriff er nunmehr zum

n) Man sehe die folgende Reiseb. des Ovingtons.

o) Ebendas. S. 19.

p) Man läßt es bey dieser allgemeinen Beschreibung von Surate bewenden, weil die von Ovington beygebrachten genauern Nachrichten richtiger sind.

Carre 1668.

zum zweyten male. Nur gebrauchte er jetzt die offenbare Gewalt, dahingegen es ihm das vorigemal durch Ueberrumpelung gelungen war. Die ganze List, die er diesesmal gebrauchte, war diese, daß er den Statthalter bestach, und durch versprochene Theilung der Beute auf seine Seite brachte. Als er seinetwegen sicher genug war, so forderte er zehn Millionen von der Stadt mit der Bedrohung, er werde sie in eigener Person ausplündern, wofern man sein Begehren abschlage. **Carre** beruft sich, was das heimliche Verständniß des Statthalters mit dem **Sevagy** betrifft, auf einen ehemaligen Bedienten desselbigen, welcher um die Verrätherey seines Herrn zwar wußte, aber nicht so ehrlich oder so herzhaft war, daß er sie den Einwohnern offenbaret hätte r).

Verwegenheit dieses Länderbezwingers.

Sevagy zweifelte so wenig an einem glücklichen Ausgange, daß er nach erhaltener abschlägigen Antwort, der Stadt den Tag und die Stunde, wenn er seinen Einzug halten werde, zu wissen machte. s) Doch, ehe er an die Mauer rückte, ließ er den dreyen europäischen Nationen, die er am meisten fürchtete, nämlich den Franzosen, Engländern und Holländern, durch einen Kriegesbedienten seines Heeres, vermelden, sie möchten ihre Fahne vom Dache wehen lassen, damit sie vor der Wuth der Soldaten gesichert blieben. Herr **Caron** ließ ihm für diese Höflichkeit auf das verbindlichste danken. Gleichwohl führete er den Kriegesbedienten an den Ort, wo die französischen Kaufleute sich versammelten, zeigte ihm eine Menge grobes Geschütz, das zum Losbrennen fertig stund, und sagte ihm rund heraus, die Franzosen hielten ihr Lagerhaus noch aus andern Ursachen als wegen der Höflichkeit des **Sevagy** für sicher.

Dieser glückliche Straßenräuber, welcher damals nicht mehr weit von der Stadt stund, ließ sich gar bald vor dem Thore sehen. Der Statthalter hatte sich ins Schloß begeben, und machte daselbst solche Anstalten, als ein Verräther machen kann. Unter dem Vorwande, den **Sevagy** zu beschießen, ließ er eine Mauer niederreißen, welche den Zug desselbigen bedeckete, und ihm bereits die Bequemlichkeit verschaffet hatte, seine Völker anrücken zu lassen. Es war dieses eben so viel, als wenn er ihm die Thore geöffnet hätte, indem es nunmehr ihrem heimlichen Verständnisse an einem glücklichen Ausgange nicht fehlen konnte. Die Einwohner wollten dem Feinde entgegen rücken: allein es war zu spät, und er breitete sich bereits überall in der Stadt aus. **Carre** hält es für etwas erstaunliches, daß eine wohlbefestigte Stadt, die mehr als vierhundert tausend Einwohner hatte, dem Sevagy, dessen ganze Macht aus zwölftausend Mann bestund, nicht den geringsten Widerstand leistete, t) entweder weil der Schrecken die Gemüther übermeisterte, oder weil bey einer so großen Menge Leute von allerley Nationen und Absichten, überdieses auch, von schlechter Kriegeserfahrenheit, immer einer dem andern vielmehr hinderlich als beyräthig war. Die ausgeübte Gewaltthätigkeit war schrecklich, man schonete nicht einmal das Leben der Einwohner. Ihres Ortes bezeugten die Franzosen so viel Unerschrockenheit, daß sie nicht nur ihr Lagerhaus vor der Plünderung retteten, sondern auch viele Soldaten aus den benachbarten Häusern jagten, wohin ihre Wuth und Raubbegierde sie geführet hatte. Herr **Caron** u) zeigte bey diesem Vorfalle nebst der seinen Landesleuten üblichen Gelassenheit, auch allen Muth eines Franzosens.

Carre

q) Seine Geschichte ist zu lesen im Van den Broecks Reiseb. im 8 Bande dieses Werkes, in Thevenot.

r) Carre. S. 93.

s) Ebendas.

t) Carre. Ebendas. S. 75 u. f.

u) Ebendas. S. 97.

Carre 1668.

Der Statthalter wird gestraft.

Carre erzählet ferner, die Verrätherey des Statthalters sey nicht lange verschwiegen geblieben, und der große Mogol habe ihn mit Gift aus dem Wege geräumet: „Eine Rache, die sich für einen Monarchen, welcher mit dem Leben aller seiner Unterthanen willkührlich verfahren kann, sehr schlecht schicket! Dennoch aber in diesen Ländern etwas sehr gewöhnliches ist, und wozu man eine Gattung Mönche gebrauchet, die den Namen **Faquirs** tragen, und das Gift ungemein künstlich zu machen wissen. Der Statthalter wurde vermittelst eines Schreibens vom Mogol hingerichtet; denn da er es der Gewohnheit zu Folge, küssete, fiel er augenblicklich todt zu Boden. Der Verfasser bemerket hierbey mit gutem Grunde, indem eine solche Strafe bloß die Person des Missethäters angehe, und das Verfahren des Fürsten zweifelhaft lasse, so verfehle sie der gedoppelten Hauptabsicht, welche jedwede Strafe erreichen solle, nämlich das Beyspiel, und die Sicherheit für das Künftige. x)

Carre reiset nach Persien.

Ehe noch die Unruhe in Surate gestillet war, schickte Herr **Caron** den **Carre** mit geheimen Befehlen, welche die Geschäffte der Gesellschaft betrafen, nach Persien. Worinnen selbige bestunden, das saget der Verfasser nicht, sondern rühmet sich nur, er habe allezeit einen Theil seiner Bemühung darauf gewendet, die Gemüthsgaben und Gebräuche der Einwohner zu erfahren, auch solche Erkenntniß zu erwerben, die, nach seinem Sagen, den Menschen glücklicher mache, als alle Schätze. Um aber die Wiederholung desjenigen, was man in einer Menge Büchern findet, zu ersparen, bringt er bloß folgende Anmerkung von Persien bey; „Es sey vielleicht kein Land in der Welt, daß seine uralten Gewohnheiten, so vollkommen beybehalten habe. Man sieht, saget er, mit Erstaunen, daß die zu des Darius und Xerxes Zeit übliche Gesetze und Gebräuche noch immer im Schwange gehen, und daß die heutigen Perser den Persern des **Herodotus** und **Xenophons** beynahe ganz ähnlich sind. Dieses ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß ihre Gesetze vortrefflich, und ihre Regierungsform wohl eingerichtet seyn müsse. **Plato** hat ehemals etwas ähnliches in Aegypten bemerket, als woselbst seit einigen tausend Jahren keine erhebliche Veränderung in den Grundgesetzen oder Landesgebräuchen vorgegangen war.„ y)

Reiset über Banderabassy nach Bassora.

Als **Carre** aus Persien abreisen wollte, so gieng er in dem Hafen zu Bander Abassy als dem besten und bequemsten in diesem Lande, zu Schiffe. Er fuhr den Euphrat hinauf, bis nach **Bassora**, einer berühmten Stadt in Arabien, wo er einen Theil von dem Verfalle, dadurch der Platz in türkische Gewalt gerieth, selbst mit ansah. Der Ort war allezeit in der Araber Händen gewesen, ungeachtet sowohl der Sophi von Persien, als der Großherr sich seinetwegen in die Wette bemüheten. Weil ihn seine Lage an dem Euphrat sehr bequem zur morgenländischer Handlung machet, so hatte derjenige unter beyden Monarchen, der ihn entweder mit List oder Gewalt wegnehmen konnte, große Vortheile davon zu hoffen. Dieses Glück war den Türken vorbehalten. Erstlich verjagten sie durch allerley Kunstgriffe den arabischen Fürsten **Hussein**, und nöthigten ihn, seine Zuflucht an des grossen Mogols Hof zu nehmen. Nachgehends gebrauchten sie mit gleichem Glücke die Waffen gegen einen andern Fürsten aus eben demselbigen Hause, und Nachfolger des **Hussein**. Sie zwangen ihn, bey eben dem **Sevagy**, dessen Geschichte wir erzählet haben, um sichern Aufenthalt zu bitten. z)

Wäh-

x) S. 99.

y) S. 103 u. f.

z) Diese Begebenheit hat **Carre** mit aller Richtigkeit erzählet.

Carre 1668.

Währenden Krieges befand sich **Carre** entweder in der Stadt, oder auf seinem Schiffe. Er half allen in **Bassora** befindlichen Christen davon *a*), ja er leistete so gar den indianischen Kaufleuten Dienste, indem sie ihre kostbaresten Sachen des Nachts auf sein Schiff flüchteten. Unterdessen rückte das ottomanische Heer herbey, und die Verwirrung in der Stadt nahm beständig zu, indem die arabischen Soldaten eben so übel darinnen hauseten, als man nächstens von dem Feinde zu befürchten hatte. Damit nun der Verfasser das große Elend, dem er wenig helfen konnte, nicht mit ansehen durfte, lichtete er die Anker, und segelte nach der Insel **Garak**.

Besondere Staatsklugheit der Türken.

Weil die Araber alle in **Bassora** befindliche Türken erwürget, ja theils zu Tode gepeiniget hatten *b*): so vermuthete die arme Stadt von der Grausamkeit ihrer Ueberwinder nichts anders, als eine gänzliche Verwüstung. Gleichw⸗hl zog der **Bassa** von Babylon als Feldherr des ottomanischen Heeres, diesesmal den Eigennutz der Rache vor. Er bekam Nachricht, die gewöhnliche Zeit zur Handlung sey vor der Thüre, und die ausländischen Kaufleute warteten nur in den benachbarten Inseln darauf, wie es mit der Stadt ablaufen würde. Die Klugheit rieth ihm, sie nicht abzuschrecken. Er stellete sich, als ob er von nichts wüßte, das ihn zum Zorne reizen könnte, und gebrauchte wider die Gewohnheit der Türken seine Macht bloß dazu, den Ort wieder in guten Stand zu setzen. Er schickte weiße Fahnen nach **Bassora**; er ließ auf allen Marktplätzen der Stadt, und in den benachbarten Dörfern durch Herolde ausrufen, seine Absicht sey keinesweges den Einwohnern Leid anzuthun, sondern im Gegentheile, sie von der Tyranney ihrer ehemaligen Herren zu befreyen, und ihre Vorrechte unter dem Schutze Seiner Hoheit zu vermehren. Er schickte überdieses reutende Bothen an alle Orte, dahin sich die Kaufleute geflüchtet hatten, ließ sie herbey rufen, ihre Handlung zu treiben, und versprach ihnen alle Freyheit und allen Schutz. Dieses Verfahren, welches bey einem türkischen Feldherrn allerdinges merkwürdig ist, that erwünschte Wirkung, und **Bassora** fand bey der Veränderung seines Herrn nichts als Vortheil *c*).

Die Handlung zu Bassora wird hergestellet.

Warum Carre wieder dahin kömmt.

Weil die Befehle des **Bassa** in der Insel **Garak** gleichfalls abgekündiget wurden: so erfuhr **Carre** den glücklichen Ausschlag der Belagerung, und wurde dadurch bewogen, gleichwie mehr andere Kaufleute, nach **Bassora** zurück zu kehren, aus Beysorge, er möchte sonst die Türken, deren Schutz die Gesellschaft öfters nöthig hatte, vor den Kopf stoßen. Unterdessen hatte er währenden Verweilens auf der Insel **Garak** von ihrer innerlichen Beschaffenheit und von der berufenen Perlenfischerey allerley nützliche Nachricht eingezogen.

Beschreibung der Insel Garak und der Perlfischerey.

Die Insel **Garak**, eine der ansehnlichsten im ganzen persischen Meerbusen, ist von der persischen und arabischen Küste gleich weit entfernet. Sie liegt zwölf französische Meilen unterhalb dem Ausflusse des Euphrats. Gegen Norden hat sie die Stadt **Benderrik**, und gegen Süden die Insel **Baharem**, wo man die schönsten Perlen im ganzen Morgenlande fischet. Ehemals war der persische Meerbusen unter viele kleine Fürsten zertheilet. Zur selbigen Zeit gehörete die Insel **Garak** den Juden. Man sieht noch die Ueberbleibsel von il⸗⸗ Stadt, welche der Beschaffenheit einiger Denkmaale, welche Krieg und Zeit verschonet haben, zu Folge groß und schön gewesen seyn muß.

Die Synagoge, welche die Gestalt einer Pyramide hat, dienet jetzo den Mahometanern zu einer Moskee. Allein die Küsten und Inseln des Meerbusens, haben große Ver-

a) Ebendas. S. 126.
b) S. 127.
c) Ebendas.

Carre 1668.

änderungen erlitten. Als die Portugiesen **Ormus** besaßen, machten sie sich alle diese kleine Herrschaften unterthänig: doch der persische König Schach **Abbas**, jagte sie mit Gewalt weg. Diese Staatsveränderung war die letzte. Die Inseln werden heutiges Tages von Arabern bewohnet, zeigen aber von ihren Städten nichts mehr als das Gerippe, und einige Fußstapfen ihrer ehemaligen Größe e).

Flecken Garak an der Stelle der Stadt.

Auf der Insel **Garak** sieht man an der Stelle einer prächtigen Stadt, nichts als einen aus ihrem Schutte erbaueten Flecken. Er liegt auf einer Anhöhe, und würde eine angenehme Aussicht haben, wenn das Erdreich der Insel nicht ganz verdorret, steinig und von der Sonne verbrannt wäre. Einige Stämme von erstaunlicher Dicke, und Wurzeln, die keines Menschen Hände losreißen können, bezeugen, daß ehemals Wälder da gewesen; doch jetzo steht nur noch auf der Ostseite einiges wiewohl ziemlich dickes Gebüsche und einige Palmbäume, welche nach des Verfassers Urtheile mehr dazu dienen, daß man sich eine mit anmuthigen Gegenden untermischte Wüstenen vorstellen kann, als daß die Einwohner viel Vortheil davon haben sollten. **Carre** machte sich ein Vergnügen daraus, die Spuren der ehemaligen Stadt aufzusuchen, und bemerkte insonderheit eine mitten durch selbige gehende Wasserleitung von Quaderstücken, als ein sicheres Merkmaal von der Macht ihrer ehemaligen Beherrscher.

Schöne Perlen zu Garak.

Die Handelsleute würden wenig nach dieser Insel fragen, wofern man keine Perlen an ihrer Küste fände. Sie versieht ganz Asien damit; sie verschicket selbige bis nach Europa, und die Kenner versichern, man finde anderswo wenige von gleicher Schönheit.

Auf der Insel **Garak** beginnt die Perlfischerey im April, und währet sechs ganzer Monate.

Wie man sie fische.

So bald die Zeit herbey nahet, erkaufen die Araber von dem Statthalter mit einem Stücke Gelde die Erlaubniß, zu fischen. Es giebt Kaufleute, welche zwanzig bis dreyßig Kähne dazu gebrauchen. **Carre** machte sich öfters die Lust, ihre Geschicklichkeit bey diesem Verfahren zu beobachten. Die Kähne sind sehr klein, und fassen nicht mehr als drey Kerls. Zween regieren ihn. Der dritte ist der Taucher, welcher den größten Antheil am Gewinn hat, weil er die Gefahr ganz allein über sich nimmt. So bald sie auch zehn bis zwölf Faden Grund spüren, werfen sie Anker. Der Taucher hängt sich ein Körbchen an den Hals, worein er die Muscheln leget. Hernach wird ihm ein Seil von eben der Länge als die Tiefe des Wassers erfordert, unter den Armen durchgezogen, auch um den Leib gebunden. Wenn dieses geschehen, so setzet er sich auf einen Stein von etwa funfzig Pfunden am Gewichte, der an einem andern Seile von gleicher Länge hängt. Das Seil hält er mit beyden Händen fest, damit es ihm nicht entwische, wenn er mit dem Steine ins Wasser plumpet. Die Nasenlöcher verschließt er mit einer Art von Brillen, um der Luft das Eindringen zu verwehren. In diesem Zustande lassen ihn die beyden andern nebst dem Steine, darauf er sitzt, ins Wasser fallen, da ihn denn der Stein augenblicklich zu Grunde zieht. Den Stein holen sie ohne Verzug wieder herauf, der Taucher hingegen bleibt unten, und sammelt so viele Muscheln als er findet, ohne sie auszusuchen, sowohl weil er keine Zeit dazu hat, als weil man es ihnen äusserlich nicht ansieht, ob Perlen drinnen sind oder nicht. Sobald er den Odhem nicht mehr halten kann, zieht er eine Schnur, und giebt damit seinen Cameraden das Zeichen. Er kömmt in einem Zustande, den man sich leicht vorstellen kann, herauf, und verschnaubet einige Augenblicke. Sodann fängt er das vorige Spiel von neuem an, und thut den ganzen

e) Ebendas. S. 132. u. f.

Carre 1669.

ganzen Tag nichts anders, als untertauchen und aus dem Wasser steigen. Diese Arbeit erschöpfet die stärkesten Taucher, es sey über kurz oder lang. Zwar können einige es lange aushalten, doch die Anzahl derselbigen ist geringe, dahingegen die meisten gleich bey den ersten Proben zu Grunde gehen.

Was man in den Perlen findet.

Es kömmt auf das Glück an, ob man Perlen in den Muscheln finde. Dennoch ist die Mühe niemals vergeblich, man bekömmt wenigstens Austern von trefflichem Geschmacke, und eine Menge schönes Muschelwerk, das unsern Sammlungen natürlicher Seltenheiten die größte Zierde geben würde.

Carre wird nach Frankreich geschicket

Nach des Carre Wiederankunft zu Surat, wollte Caron den Zustand der Gesellschaft nach Frankreich berichten, weil er ohne Einwilligung des Ministers und Vorwissen der Vorsteher sich nichts zu unternehmen getrauete. Er warf demnach die Augen auf unsern Reisenden, weil er niemand um sich hatte, in den er ein größeres Vertrauen setzte, noch der die Geschäffte besser verstund. *f*). Nächstdem gedachte er, Colbert würde ihn lieber sehen, als einen andern, weil er ihn selbst nach Indien geschicket hatte. Vielleicht liefen auch gewisse eigennützige Absichten, die bereits ein und andern Verdacht erreget hatten, mit unter; folglich suchte er sich einen tiefeinsehenden und redlichen Franzosen vom Leibe zu schaffen. Wofern dieser letztere Bewegungsgrund etwas zu seiner Entschließung beytrug: so hatte Carre seines Ortes gleichfalls keine andere Ursache, besagte Reise vorzunehmen. „Er „wollte, nach seinem Vorgeben, die Gemüthsbeschaffenheit dieses Holländers denjenigen „entdecken, die sie nicht recht kannten, und vermuthlich einen ganz falschen Begriff davon „hatten, gleichwie er seinem eigenen Geständnisse zu Folge, sich selbst in diesem Stücke ge„irret hatte. Seine Absicht war, wenigstens gewisse der Handlung und dem Vortheile der „Gesellschaft sehr nöthige Nachrichten von dem Unterfangen dieses Mannes zu geben, wo„fern er es ja so weit nicht bringen könnte, daß man sein Amt, das er so übel verwaltete, „einem andern auftrüge „ *g*).

Carre geht zu Lande.

Er reisete von Surate ab, den 21sten des Hornungs im 1671 Jahre auf einem englischen Schiffe, das nach Benderabassy segelte *h*), und nahm hernach seinen Weg zu Lande, bis an die mittelländische See. Was er von Persien, Arabien, Syrien und andern Orten, durch welche ihn seine Straße trug, bemerket, das ist nicht von solcher Wichtigkeit, daß man es nur einmal in die Beschreibungen dieser Länder, welche zu den Landreisen gehören, setzen sollte. Um so weniger dürfen sie für jetzo die von uns beliebte Ordnung verrücken. Ihr größtes Glück wird seyn, wenn wir sie irgend einer von unsern Beschreibungen anhängen. Doch will ich seiner Seltsamkeit wegen eines Zufalles gedenken, den Carre hatte, als er zu Pferde durch das wüste Arabien reisete.

Seltsame Begebenheit.

Er hatte in Persien einen Araber, Namens Agi Hassem, für dessen Muth und Treue man ihm Bürgschaft leistete, mitgenommen. Eines Tages, da sie nirgend Wasser fanden, oder selbiges vielmehr nicht gebrauchen konnten, weil die Heuschrecken alle auf ihrer Straße befindliche Brunnen eingestänkert hatten, eines Tages nun waren sie im Begriffe, sich mit dem wenigen Wasservorrathe aus ihren Schläuchen zu laben. Unversehens kam ein wohlberittener Reuter hinter einer auf etwa vierhundert Schritte entlegenen Anhöhe hervor, und in vollem Rennen auf sie los. Weil die Gegend von Räubern wimmelte: so traueten sie ihm wenig gutes zu, sondern hielten stille, und zieleten auf ihn, Car-

f) Ebendas. S. 140.
g) S. 141. Man sehe die Reiseb. des de la Haye im 8 Bande.
h) S. 143.

Carre 1671.

re mit seiner Flinte, der Araber mit seinem Bogen. Doch der Reuter hielt gleichfalls stille, und rief ihnen auf türkisch zu, er verlangte sie nicht zu beleidigen. Währenden Redens zog er sich wieder zurück, damit man ihn mit der Flinte nicht erreichen könnte, als welche ihm verdächtig zu seyn schien. Als er sicher zu seyn glaubte, so winkte er mit der Hand, ließ seine Lanze sinken, und verlangte, die beyden Ausländer zu sprechen.

Agi Hassem ritt ohne vieles Bedenken zu ihm. **Carre** ließ sie einen Augenblick allein beysammen. Doch da der Reuter nach einem kurzen Gespräche erfahren hatte, er habe nichts zu besorgen, so stieg er ab, und die Unterredung wurde allgemein. Er machte unterdessen wenig Wortgepränge; denn sein Unglück lag ihm so sehr im Sinne, daß er von nichts anders reden konnte. Er sagte: ich habe eine große Gesellschaft bey mir, sie liegt hinter der Anhöhe, und ich soll sie nach Aleppo führen. Sie belieben mit mir dahin zu gehen, so werden sie unser Elend sehen, und vielleicht uns daraus erretten können.

Carre bestieg hierauf den Hügel nebst seinem Wegweiser. Hier sahen sie eine Caravane, die aus einem Dutzend Knechten, und etwa hundert Cameelen bestund, welche ein paar hundert junge Mägdchen von zwölf bis funfzehn Jahren fortbringen sollten. Diese waren zwar meistentheils sehr schön, aber in einem Zustande, den man ohne Mitleiden nicht ansehen konnte. Sie lagen mit thränenden Augen auf der Erde; einige verübten ein jämmerliches Klaggeschrey, andere rissen sich die Haare aus, alle insgesammt aber thaten, als ob sie verzweifeln wollten.

„Zeit Lebens, saget der Verfasser, habe ich keinen so erbärmlichen Anblick gesehen. „Ob ich nun gleich einigermaßen errieth, was es seyn möchte: so fragte ich dennoch den „türkischen Reuter, wer die armen Mägdchen wären, und warum sie dermaßen wehklag„ten? Er antwortete auf italiänisch, er sey ein verdorbener Mann, und in hundertmal „größerer Verzweifelung, als alle diese Mägdchen mit einander. Ich habe sie, fuhr er fort, „theuer gekauft, und seit zehn Jahren mit großer Mühe und Aufwande erzogen. Es sind „die schönsten Personen, die ich in ganz Griechenland, Georgien und Armenien finden konn„te, und nun, da ich sie zu Bagdad verkaufen wollte, weil um diese Jahreszeit Persien, „Arabien und die Mogolschen Lande sich mit dieser Waare ersehen, muß ich sie zu meinem „größten Unglücke Durst sterben sehen, und zwar bloß deswegen, weil ich den Weg durch „die Wüste als den sichersten erwählte. Diese Erzählung erweckte mir einen Abscheu gegen „seine Person und Handthierung. Doch ließ ich mich nichts merken, damit wir das übri„ge von seiner Geschichte erfahren möchten. Er fuhr demnach unbesorget fort, zeigete uns „frisch zugeworfene Gräber, und sagte: Ich habe schon über zwanzig Mägdchen und zehn „Verschnittene einscharren lassen, die sich den Tod am Brunnenwasser tranken. Denn „dieses ist ein tödtliches Gift für Menschen und Vieh. Ja es ist kaum mehr etwas Was„ser darinnen vorhanden, sondern nichts als todte Heuschrecken, davon der bloße Geruch ei„nen Menschen tödten möchte. Wir müssen von Cameelsmilch leben; und wenn wir nicht „bald Wasser antreffen, so werde ich kaum die Hälfte lebendig davon bringen.

„Indem ich die Barbarey des gottlosen Kerls im Herzen verfluchte, liefen mir die „Augen über den erbärmlichen Zustand der armen Mägdchen voll Thränen. Aber beyna„he wäre ich vor Jammer und Mitleiden gar gestorben, als ich neun bis zehn mit dem To„de ringen, und auf den schönsten Gesichtern von der Welt die Zeichen ihres bevorstehen„den Verbleichens sah.

„Ich

i) Ebendas. S. 203.

k) Man sehe dessen Reisebeschreibung im VIII Bande. Carre erzählet, die Franzosen hätten die Aufhebung dieser Belagerung dem Sevagy zu dan-

„Ich trat zu einer hin, die eben abscheiden wollte, schnitt die Stricke ab, daran un„sere Schläuche hingen, und wollte sie eiligst laben. Allein mein arabischer Wegweiser „wurde ganz wütend. Aus dem Grimme, darein er gerieth, konnte ich leicht schließen, „was für unbarmherzige Gemüther diese Leute haben. Er nahm seinen Bogen, schoß das „Mägdchen, das ich laben wollte, auf der Stelle todt, und vermaß sich, er wollte es ei„ner jeden, der ich zu trinken geben würde, eben also machen. Begreifst du nicht, fuhr „er mich mit Ungestüm an, daß es uns in kurzer Zeit eben also gehen wird, wenn wir un„ser weniges Wasser verschwenden wollen? Weist du wohl, daß auf zwanzig Meilen in die „Runde keines anzutreffen ist, als was die Heuschrecken vergiftet haben? Währenden Re„dens band er die Schläuche zu, und hing sie an das Pferd, aber mit solchem Ungestüme „und grimmigen Gebärden, daß er mich bey der geringsten Widersetzung selbst würde an„gefallen haben.

Carre 1671.

„Unterdessen rieth er dem türkischen Kaufmanne, er möchte einige Leute mit Cameelen „nach den Morästen bey **Taiba** schicken, als welche nicht weit entfernet seyn könnten, und „lebendige Quellen hätten, die vermuthlich von der Fäulniß frey seyn würden. Allein weil „der Kaufmann besorgte, die in besagter Stadt wohnenden Araber möchten ihm seine „Waare vollends abnehmen, so wollte er nicht gern daran, und wir warteten nicht so lan„ge, bis er schlüßig wurde.

„Ich mag nicht sagen, was für ein ängstliches Klaggeschrey diese unschuldigen „Schlachtopfer trieben, als sie mit unserer Abreise die gefaßte Hoffnung zu Linderung ih„res brennenden Durstes verschwinden sahen. Ich kann ohne Mitleiden niemals daran „gedenken. **Agi Hassem** nahm eine hinter sich auf das Pferd, und sagte zu mir, er „wollte sie seinen Weibern mitbringen. Er führte sie wirklich bis in die Vorstadt von „Aleppo, und ließ sie daselbst bis zu seiner Wiederkunft in Verwahrung.

Carre kam glücklich bis nach **Saide**, fand im Hafen ein französisches Schiff, dessen Hauptmann **Coulon** hieß, und gelangte auf selbigem den ersten Weinmonat zu Marseille an *i*).

Carre Wiederkunft in Frankreich.

Er rühmet sehr, wie wohl man ihn bey Hofe empfangen, und wie oft er die Ehre genossen habe, dem Könige seine Beobachtungen und Abentheuer zu erzählen. Doch giebt er dabey zu verstehen, **Colbert** habe seine Dienste nicht nach Würden, noch seiner Hoffnung gemäß, belohnet.

Gleichwohl, als man ihm bald darauf antrug, zu Lande in die Morgenländer zu reisen, nahm er diese Verrichtung über sich, die ihn an verschiedene indianische Höfe führete. Zu Ende des ersten Theiles wird versprochen, der zweyte solle eine Beschreibung dieser Reise liefern: es scheint aber, der Verfasser habe seiner selbst darinnen vergessen; denn er erzählet seinem Leser ganz andere Sachen, nebst einigen Liebesbegebenheiten von schlechter Wichtigkeit. Eben so wenig saget er, worinnen seine Verrichtung bestund. Nimmt man einige Umstände von des **Sevagy** Eroberungen aus, den er für einen Helden vom ersten Range ausgiebt, imgleichen einige Nachrichten von der Belagerung der Stadt **S. Thomas**, die zur Bestätigung der **de la Hayschen** Erzählung *k*) dienen: so ist in dem ganzen zweyten Theile nicht das geringste, dem man einen Platz in unserer Sammlung wünschen könnte.

Zweyte Reise des Verfassers nach Ostindien.

Beurtheilung derselbigen.

danken. Denn er überfiel den König von Golconda, folglich mußte dieser die vor der Stadt liegende sechzig tausend Mann abfordern. II Theil S. 81. Bey Gelegenheit des Sevagy erzählet der

Der II Abschnitt.

Reise des de l' Estra.

Vorbericht. Veranlassung zu dieser Reise. Es kömmt ein anderes Schiff zu des Estra seinem. Schrecklicher Sturm. Verfolg der Reise. Sie kommen zu Surat an. Französische Handelsniederlage zu Bantam. Jährlicher Orcan zu Surat. List eines französischen Directors. Zusatz zu Carre Berichte von Ausplünderung der Stadt Surat. Der Verfasser geht nach Ceylan. Beweis von der Wahrheit seines Berichtes. Er wird von den Holländern gefangen. Wie solche mit ihm umgehen. Grausamkeit der Holländer. Die Gefangenen werden nach Negapatan gebracht. Zween Franzosen werden gehenket. Geschichte eines bretagnischen Edelmannes. Was der Verfasser zu Negapatan beobachtet. Was diese Stadt den Holländern hilft. Pralerey der Holländer. Holländisches Waarenlager zu Ongli. Stadt Bengala. Beschaffenheit der Einwohner. Schiffbruch des Verfassers. Geschichte eines jungen indianischen Paares. Der Verfasser kömmt ans Land; wird von einem Portugiesen bewirthet. Die Franzosen werden nach Batavia gebracht; wie man sie daselbst hält. Estra wird besondere Gunst bezeuget. Massuere läßt sich König nennen. Der Verfasser trifft die Witwe des bretagnischen Edelmanns an. Schicksal eines ceylanischen Prinzen. Der Verfasser wird krank. Zwanzig Franzosen entfliehen. Die übrigen versuchen es gleichfalls; werden dafür gezüchtiget. Rache des Generals Massuere. Der Verfasser wird nebst seinen Gefährten nach Europa geschickt. Die Holländer befürchten, eine französische Flotte anzutreffen. Gefährlicher Entschluß des Estra. Sonderbare Begebenheit eines Franzosen. Estra kömmt wieder nach Frankreich.

l'Estra 1671.

Vorbericht.

Obgleich das Zeugniß der Aufrichtigkeit, das ein Reisender sich selbst beyleget, ja nicht einmal die Kühnheit, damit er sich auf anderer Leute Zeugniß berufet n), allemal hinlänglich ist, ein vollkommenes Zutrauen zu erwecken: so sind doch diese beyden Bewegungsgründe nicht ohne alle Stärke, wenn eine ungekünstelte aber wohl überlegte Erzählung, als das gewöhnliche Kennzeichen der Wahrheit dazu kömmt. Weil **Estra** sich für einen bloßen umschweifenden Ritter ausgiebt, der nur deswegen nach Indien reisete, damit er seine Neugierigkeit durch lange Reisen befriedigen möchte: so kann er seinem Berichte auf keine andere Weise eine Glaubwürdigkeit verschaffen, als vermittelst besagter dreyen Vorzüge. Doch die neue Einrichtung gegenwärtiger Sammlung verschaffet ihm auch den vierten, nämlich den Zusammenhang seiner Abentheuer mit andern bereits bekannten Begebenheiten, gleichwie solches diejenigen ohne Mühe wahrnehmen werden, welche Lust gehabt, die vorhergehenden Reisebeschreibungen zu lesen.

Er

der Verfasser ein unerhörtes Beyspiel von Eifersucht, welches Zeit seines Aufenthaltes zu Dongrery im Jahre 1672 vorgieng. Abdelchan einer der vornehmsten Herren im Königreiche Visapur und Feldherr der Kriegesmacht, wurde des Kriegeswesens überdrüßig, und setzte sich zur Ruhe in sein Serail, wo er vermöge seines großen Reichthums zweyhundert der schönsten Weibespersonen, die in der Welt seyn mögen, zusammen brachte. Unter diesem Leben bekam er Befehl, ein Kriegesheer gegen Sevagy anzuführen. Als er nun aufbrechen mußte: so überfiel ihn eine so unsinnige Eifersucht, daß er auf das grausamste Wüten verfiel, wovon man jemals gehöret hat. Er schloß sich vorher acht Tage long bey seinen Weibern ein, und brachte diese Zeit in beständigem Wohlleben und Lustbarkeiten zu. Aber den letzten Tag ließ er sie alle zweyhundert vor seinen Augen niedersäbeln, bloß damit er während seiner Abwesenheit aller Sorge wegen ihrer Aufführung überhoben war. Sodann übernahm er die Anführung des Heeres, und schien äußerst blutdürstig zu seyn. Sevagy, welcher sich eine Ehre daraus machte, daß er seine heldenmäßigen Eigenschaften mit der Leutseligkeit verband, spürete einen solchen Abscheu gegen diesen verruchten Mörder, daß er sich zu beschimpfen glaubte, wenn er das Kriegesspiel mit ihm anträte. Demnach ließ er ihm unter dem Vorwande

l'Estra 1671.

Veranlassung zu dieser Reise.

Er nahm sich diese Reise im Jahre 1671 vor, als Herr **Belot** abreisete, welcher das Amt eines Handlungsdirectors der indianischen Gesellschaft, zu Surat führen sollte. Er gieng den 4ten März zu Portluis auf das Schiff, der **heil. Johannes der Täufer** genannt. Es war mit sechs und dreyßig Stücken besetzt, zur Handlung und zum Kriege ausgerüstet, und wurde von dem Hauptmanne **Herpin** geführet. Das Volk bestund aus zwey hundert und funfzig lauter jungen und herzhaften Leuten, und der Verfasser bemerket dieses nur deswegen, damit der Leser selbst urtheilen könne, was für Schade es gewesen wäre, wenn so viele brave junge Leute im Angesichte des Hafens ersoffen wären, gleichwie sie wirklich in Gefahr stunden. Nachdem das Schiff noch selbigen Tag im Hafen zu Goa Anker geworfen hatte: so lief bald darauf noch ein anderes großes Schiff ein, die **Morgensonne** genannt; es hatte dreyhundert Mann, sechzig Stücke, und den Herr **Gueyron** auf, einen Vorsteher der Gesellschaft, den der König an den großen Mogol schickte. Der Schiffhauptmann hieß **de Labreda**. Beyde Schiffe hatten Befehl, Gesellschaft zu machen, und warteten nur auf guten Wind, welcher sich den 7ten erhub. Aber kaum waren sie ausgelaufen, so entstund ein dermaßen wütender Sturm, daß die stärksten Maste der **Morgensonne** dem Ungestüme der Winde und Wellen nicht drey Tage widerstehen konnten. Es verlor selbige sämtlich mit so außerordentlicher Unordnung, daß der Hauptmann sich verloren schätzte, und in der Verzweifelung seinen Grimm an dem **Johannes** auslassen wollte, weil er ihm nicht zu Hülfe käme, ohne zu erwägen, daß selbiger gleiche Gefahr ausstund. Er war wirklich willens, ihm die Lage zu geben, allein **Gueyron** und einige Capuziner, welche das Amt der Schiffsprediger verwalteten, stilleten seine Heftigkeit, und überredeten ihn dafür, den Himmel anzuflehen. Beyde Schiffe wußten keinen andern Rath mehr, als daß sie einen Theil ihrer Ladung über Bord warfen, und sich ihrem Schicksale überließen. Endlich wurde die See zu Ende des dritten Tages stille. Des Nachts fiel ein dicker Nebel, welcher die **Morgensonne** dem Gesichte entzog. Anstatt selbige aufzusuchen, hielt **Herpin** für besser, des **Mussons** sich zu bedienen, welcher schon ziemlich verstrichen war. Er nahm seinen Weg nach dem grünen Vorgebirge, wo er den 16ten May anlangte. Nach der Steuerleute Rechnung, hatten sie von **Portluis** bis hieher neunhundert Meilen zurück geleget *m*). Der

Es kömmt ein anderes Schiff zu des Estra seinem.

Schrecklicher Sturm.

wande eines Vergleiches eine Unterredung vorschlagen. Abdelchan willigte darein. Als sie zusammen kamen, ergriff Sevagy seinen Dolch, und stieß ihn seinem Feinde unversehens ins Herz, wobey er ihm seine Mordthat vorrückte, und sagte, wer die Gesetze der Natur verletze, der habe auch keinen Antheil an dem Völkerrechte. Hierauf begab er sich ungesäumt zu seinen Leuten zurücke, welche das Visapursche Heer überfielen, und weil es wegen seines Feldherrn Todes voll Bestürzung war, in Stücken hieben. Abdelchans Leichnam wurde in die nächste Stadt gebracht, und dem Sevagy als ein Unthier, das von der ganzen Welt verflucht werden solle, auf die Straße geworfen. Dem ungeachtet, als Carre im Jahre 1673 von Surat zu Lande nach S. Thomas reisete, und unterweges durch Abdelpur kam, wo Abdelchan Statthalter gewesen war, sah er bey dem Pallaste eine Menge Werkleute mit Behauen der Steine beschäfftiget, woraus man dem Abdelchan ein Grabmaal aufführen wollte. Die Aufschrift war bereits fertig. Sie begriff zu seinem größten Erstaunen nicht nur die Erzählung von seinem Tode in sich, sondern auch das von diesem Ungeheuer unter seinen zweyhundert Weibern angestiftete Blutbad. Er hätte billig auch anführen sollen, was die Grabschrift für ein Urtheil von dieser schönen That fälle, und ob seine Anverwandte sie vielleicht für rühmlich hielten. II Th. S. 8 u. f.

l) Vorrede. Das Werk hat den Titel: Relation oder Tagebuch einer seit kurzem nach Ostindien unternommenen Reise, worinnen die Handelsplätze verschiedener Nationen u. s. w. beschrieben sind, in 12. Paris, bey Stephan Michallet, 1677.

m) Reise des Estra S. 6 und vorherg.

l'Estra 1671.

Verfolg der Reise.

Der Verfolg der Schiffahrt war glücklicher, ja so gar dem **Estra** sehr angenehm, als welcher niemals eine weite Reise zur See gethan hatte, folglich an der vielfältigen Abwechslung der Sachen, die er sah, großes Vergnügen fand. An jedem Orte, wo das Schiff vor Anker legte, fand er Gelegenheit, etwas zu beobachten. Er belustigte sich wechselsweise mit Fischen und Jagen *n*). Doch was eine Neuigkeit für ihn war, das würde keine für den Leser seyn, welcher eben diese Beobachtungen in den vorhergehenden Berichten öfter als einmal gelesen hat.

Kommen zu Surat an, u. treffen Herrn de la Haye an.

Er gelangete den 26sten des Weinmonats zu Surate an. Das Schiff hatte auf dieser langen Reise nicht mehr als acht Mann verloren, und einige waren auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung weggelaufen. **Herpin** warf auf der großen Rhede vor Surat Anker, drey Meilen von der kleinen Rhede zu **Sualis**, wo damals eine französische Flotte von acht Kriegesschiffen unter dem Herrn **de la Haie** lag *o*). Er grüßete die französische Flagge mit sechs und dreyßig Schüssen. Herr **Belot** ließ sich an das Land tragen, und besuchte den Herrn **de la Haie**, der bis zur Wiederkunft des Obervorstehers, Herrn **Carons**, welcher eine Handelsniederlage auf **Java** zu errichten beschäfftiget war, das Oberhaupt der französischen Nation zu Surate vorstellete. Selbiger kam erst den 15ten des Wintermonats von **Bantam** zurück, voll Vergnügens über den glücklichen Ausgang seiner Reise, und über die bey dem dasigen Könige und der ganzen Nation eingewurzelte Hochachtung gegen die Franzosen *p*). Herr **Belot** zeigte ihm seine Bestallung vor, und begab sich hierauf nach Surate, um sein Amt zu verwalten. Die Franzosen hatten damals zwey Lagerhäuser im Lande, eines in der Stadt Surat, das andere zu **Sualis** zwischen der Engländer und Holländer ihren, welches letztere zur Hauptniederlage ihrer Waaren dienete. Doch ein schrecklicher **Orcan**, der sich alle Jahre einmal erhebet, nöthigte sie, ihre Waaren mit großen Kosten in die Stadt zu bringen. Er raset zuweilen zwölf bis funfzehn Tage nacheinander weg, mit so fürchterlichem Toben, daß alle, die am Strande wohnen, die Flucht ergreifen, und sich nach Surate retten *q*). Wenn ein französischer, englischer oder holländischer Director zu Surat ankam, so mußte er den Statthalter besuchen, und dabey einige demüthige Gebräuche beobachten, insonderheit aber seine Schuhe an der Thüre eines großen Saales stehen lassen, damit er die Fußtapeten von Goldbrocade betreten durfte. Aber im Jahre 1667 schaffte sich ein französischer Vorsteher diesen Zwang vom Halse, indem er sich ungemein prächtige Pantoffeln anschaffte, damit er den indianischen Pracht ohne Bedenken betrat. Die andern folgten hernach seinem Beyspiele *r*).

Französische Handelsniederlage zu Bantam errichtet.

Jährlicher Orcan zu Surate.

List eines französischen Directors, eine gewisse Demüthigung zu vermeiden.

Zusatz zu Carre Bericht von Ausplünderung der Stat Surat.

Der Verfasser bringt viele in des **Carre** Berichte nicht befindliche Umstände bey, wie die Franzosen im Jahre 1670 der Plünderung des **Sevagy** entgiengen, dahingegen weder die Engländer noch Holländer selbige vermeiden konnten. Er giebt dem **Sevagy** zwanzig tausend Mann, statt zwölftausend *s*), und steigert die Summen, welche dieser vornehme Räuber sowohl den Einwohnern als besagten beyden Nationen abnahm, bis auf vierzig Millionen. Währender Unordnung kamen ungefähr achthundert Mann von seiner Leibwache vor das französische Lagerhaus. Herr **Caron** hatte Anstalt gemachet, sie zu empfangen. Er fragte: was sie wollten, und ob **Sevagy**, der sich allezeit für einen Freund der Franzosen ausgegeben, sie herschickte? Einige Soldaten antworteten trotzig, sie wollten sehen,

n) Ebendas. S. 14 u. f.

o) Die Reisen dieses Admirals stehen im VIII Bande.

p) Ebendas. 35.

q) Ebendas. S. 37.

r) S. 38.

sehen, ob keine andere als französische Waaren hier wären. Hierauf sagte der Vorsteher: die herzhaftesten unter ihnen sollten nur die Arme in die drey Stücke stecken, „die auf seinen „Befehl vor den Eingang gepflanzet, und jedes mit sechs Pfund Büchsenkugeln geladen „waren, unter dem Versichern, hier wären die Schätze der Gesellschaft verborgen. Ueber „dieses stunden alle zum Lagerhause gehörige Franzosen im Gewehre, der Constabler hielt „in einer Hand die brennende Lunte, in der andern ein doppeltes Pistol. Eine so herzhafte „Antwort und stattliche Verfassung kühlete die Hitze dieser Beutmacher ab. Sie berede-„ten sich eine Zeitlang mit einander, entschuldigten sich hernach bey dem Herrn **Caron**, „und bathen, er möchte ihnen das Lagerhaus der Holländer und Engländer zeigen. Er „schlug aber ihr Verlangen verächtlich ab, und blieb mit einer Pistole in der Rechten, und „seinem Sponton in der Linken immer in der Thüre stehen. Seine abschlägige Antwort „verdroß die Kerl. Beym Abzuge schossen sie einem französischen Soldaten durch den „Kopf, der ihnen nachsah. Hernach breiteten sie sich nebst dem übrigen Heere durch die „ganze Stadt aus, und wüteten ganzer acht Tage lang t).„

L'Estra 1672

L'Estra blieb zween ganze Monate zu Surate, bis der Herr **de la Haye** den 26sten des Christmonats unter Segel gieng, um die auf des Königs Befehl unternommene wichtige Reise zu endigen. Der Hauptmann **Herpin** gesellete sich zu der Flotte, und fuhr eben dieselbige Straße bis nach Ceylan mit. Der Bericht des Verfassers von den Umständen dieser Fahrt, stimmet mit dem Tagebuche des Herrn **de la Haye** u) so vollkommen überein, daß dieser einige Punct schon zum hinlänglichen Beweise seiner Aufrichtigkeit dienet. In der Bay von **Trinquemale** trennete er sich von der Flotte, und fuhr auf dem **Phönix**, welcher nebst zwey andern Schiffen Lebensmittel einnehmen sollte, nach **Tranquebar**. Vor seiner Abreise sah er die ersten Unternehmungen der französischen Mannschaft noch mit an, und sein Bericht stimmet auch, was dieses betrifft, mit der anderswo davon beygebrachten Erzählung überein.

Der Verfasser geht mit dem Herrn de la Haye nach Ceylan.

Beweis von der Wahrheit seines Berichtes.

Jetzo folget ein trauriger Auftritt für ihn, indem er nebst seinem Schiffe in der Holländer Hände fiel. **La Melliniere**, welcher den **Phönix** führete, wurde durch den falschen Schein des Friedens und der Freundschaft betrogen. Er wollte sich durchaus nicht wehren, unter dem Vorwande, der Admiral habe es ihm nicht befohlen. Er hätte nur einen einigen Stückschuß thun, und dadurch der Flotte ein Zeichen geben dürfen, so wäre er von den vier feindlichen Schiffen befreyet gewesen, sie hingegen hätten unfehlbar eben das Schicksal, das dem französischen Schiffe wiederfuhr, ausstehen müssen x).

Wird von den Holländern gefangen.

Die Franzosen müssen für ihre Zagheit büßen.

Als **la Melliniere** sich ohne Widerstand ergeben hatte: „so prügelte man all sein „Volk zum Schiffe hinaus, und in die holländischen Schaluppen, da man mit ihnen um-„gieng, als mit Bärenhäutern.„ **L'Estra** rühmet sich zwar einer geäußerten größern Herzhaftigkeit: weil aber die Holländer meynten, sie wäre dermalen zur Unzeit angebracht, so machte man ihm ein Verbrechen daraus, dafür er büßen mußte. Sämmtliche Gefangene wurden den 21sten des Heumonats auf ein holländisches Schiff der **Osdorpt** genannt, eingeschiffet. Die Soldaten und Bootsleute mußten in den Raum hinunter kriechen,

Wie die Holländer mit ihnen umgehen.

s) Man sehe die vorhergehende Reisebeschreibung. Carre widerspricht dem Estraischen Berichte nicht, sondern hat allem Ansehen zu Folge nicht alle Umstände gewußt.

t) Ebendas. S. 55 u. f.

u) Dieses Tagebuch steht im 8 Bande.

x) S. 142 u. f.

l'Estra 1672.

chen, wo sie auf Salz und nassem Sande lagen, und ihnen nicht die geringste Oeffnung gelassen wurde, frische Luft zu schöpfen. Ihre Anzahl stieg durch zwey andere weggenommene Schiffe von der französischen Flotte, bis auf hundert und funfzig. Man reichte ihnen innerhalb zweymal vier und zwanzig Stunden nicht mehr, als eine Hand voll Reiß. Anfänglich erkühnete sich der Verfasser, Klage darüber zu führen. Der holländische Hauptmann, ein sehr ungeschliffener Kerl, gab ihm eine sehr grobe Antwort darauf, welche jener mit noch größerer Heftigkeit erwiederte, in Hoffnung die übrigen Gefangenen sollten ihm beystehen, wornach sie das abgeredete Vorhaben zu Werke richten, und sich des Schiffes bemächtigen wollten. Aber es hatte kein einiger das Herz, ihm zu helfen *y*).

Grausamkeit der Holländer.

Der Zustand, darinnen er sich befand, erweckte die Sorge bey ihm, es möchten die Holländer mit ihm und seinen Unglücksgefährten eben also umgehen, wie mit denen bey Eroberung der Stadt **Cochin** gefangenen Portugiesen. Diese brachten sie zu Schiffe, mit dem Versprechen, sie an einer Insel auszusetzen, und mit aller Nothdurft überflüßig zu versehen, damit sie dieselbige anbauen und bevölkern könnten. Aber so bald sie auf der hohen See waren, versenkten sie ihre Schiffe, vermittelst falscher Steuerborde, die sie darein gemachet hatten *z*). **L'Estra** bereitete sich zum Tode, ja er trug Verlangen darnach, damit er des unerträglichen Schwalles und Gestankes nur abkäme. Einige unter seinen Gefährten waren bereits in der Raserey gestorben, indem ihnen der Schaum vor Mund und Nase stund. Die übrigen lehrte die Verzweiflung ein Mittel, ihre Meynung zu eröffnen. Sie riefen alle zugleich, sie würden das Schiff durchbohren und versenken, wofern man ihnen keine frische Luft gönnete. Diese Drohung nöthigte die Holländer, eine Fallthüre im Verdecke zu öffnen, und ihnen Stricke zuzuwerfen, damit man die Verstorbenen heraufziehen könnte. Hierinnen bestund die ganze Erleichterung, die ihnen bis zur Ankunft in den Hafen vor **Negapatan** angedeihete *a*).

Die Gefangenen werden nach Negapatan gebracht.

In diesem Hafen wurden sie ausgeschiffet, und in eine alte oben halb offene und verfallene Kirche einquartiret. Die Portugiesen hatten selbige dem heil. Thomas geweihet, die Holländer aber einen Pferdestall, und ein Waarenlager daraus gemachet. Hier gieng es ihnen zwar besser; gleichwohl sannen sie dieser Veränderung ungeachtet auf Mittel zur Flucht. **Estra** wurde genauer bewachet, als alle die übrigen. Einige wischten durch ein altes Grab davon. Doch die Wache merkte es, und verschloß diesen Weg.

Zweene Franzosen werden gehenket.

Unter diesen unglückseligen Leuten, befanden sich auch zween französische Soldaten *b*). Einer war von **St. Denis** in Frankreich, der andere aus **Bretagne** gebürtig, und hatten sie den Holländern bereits zehn Jahre in Ostindien gedienet. Sie hatten bey dem Generale **Ricloff** gar oft um ihren Abschied angesuchet, solchen aber niemals erhalten. Daher liefen sie weg, und der Hauptmann des **Phönix** nahm sie zu Tranquebar auf sein Schiff. Da aber solches von den Holländern weggenommen wurde, erkannte man sie und brachte sie nach ihrer Ankunft zu **Negapatan** vor den General **Ricloff**, der sie beyde zum Strange verurtheilete. Dem **Estra** gieng ihr Tod wegen gepflogener Freundschaft sehr zu Herzen. Er hatte an dem Bretagner viele schöne Eigenschaften wahrgenommen, auch die Abentheuer, die ihn nach Indien geführet, vertraulich von ihm erfahren *c*).

Geschichte eines bretagnischen Edelmanns.

Er war ein Mensch von acht und zwanzig Jahren, wohl gemacht, hatte lebhafte Augen voll Feuer, welche viel Witz zeigten. Seine langen Reisen hatten ihm zwar das Gesicht

y) S. 140.
z) S. 148 u. f.
a) Ebendas. S. 123.

Carre 1672.

Gesicht verbrannt, doch aber die schöne Bildung nicht verderbet. Er sah etwas vornehmes gleich, war herzhaft und wußte zu leben. Mit einem Worte, sein ganzes Wesen war seiner Herkunft aus einem gewissen bekannten Hause gemäß. Sein Vater bestimmte ihn zwar als den jüngsten Sohn zum geistlichen Stande, damit er den ältesten desto besser bedenken konnte; gleichwohl wurde nichts an seiner Auferziehung gesparet. Allein, er verliebte sich in eine junge Person, die ihm ihres Ortes nicht weniger gut wurde. Damit hing er den Degen wieder an, und machte dadurch alle seines Vaters Anschläge zu nichte, um so vielmehr als er selbigen bald darauf mit allzu großem Glücke gegen einen Nebenbuhler zog, der von seinen Händen sterben mußte. Er nahm hierauf mit gleichem Glücke die Flucht, und zwar in Gesellschaft seiner Geliebten, die um seinetwillen alles verließ. Sie nahmen ihre Zuflucht auf ein holländisches Schiff, und fuhren auf selbigem nach Amsterdam. Weil aber ihre Anverwandten nichts mehr von ihnen hören wollten, und sie sich nicht anders zu helfen wußten: so willigten sie darein, als man ihnen anboth, sie nach Indien zu bringen, und Gelegenheit zu einem ehrlichen Unterhalte zu machen. Der junge Mensch gerieth nachgehends auf die Gedanken: es sey besagtes Anerbiethen eigentlich von ihren Anverwandten angestiftet worden, damit sie aus Europa wegkämen, und ihr Fehler in Vergessenheit geriethe. Sie reiseten mit einem holländischen Hauptmanne ab, der sie nach Batavia bringen sollte. Unterwegens wurde selbiger in die junge Frau so sterblich verliebt, daß sie sich beständig krank stellen mußte, nur um seiner los zu werden, und ihrem Manne die Unruhen einer Eifersucht zu ersparen. Doch diese List that die gewünschte Wirkung um so viel weniger, weil sie dem Manne die Einsicht der bevorstehenden Gefahr benahm. Der Hauptmann warf unter einigem Vorwande zu **Sualis** Anker, und beredete unsern Bretagner nebst seiner Frauen, bey einem holländischen Kaufmanne einzukehren, welcher des Hauptmanns guter Freund war, und zu **Sualis** wohnete. Hier machte die Frau Bekanntschaft mit einer jungen Portugiesinn, welche nach ihres Mannes Tode auf Gelegenheit nach Goa zu reisen, wartete. Auf diese Bekanntschaft gründete der holländische Hauptmann einen listigen Anschlag, der ihm auch glückte. Er schlug dem jungen Franzosen eine kleine Reise nach **Negapatan** vor, und machte ihm weiß, er könne daselbst ohne anderer Leute Beystand vor sich selbst leben, und sein eigener Herr seyn. Dieses war hinlänglich, selbigem die schwereste Mühe annehmlich zu machen. Er entschloß sich also zur Abreise, und offenbarete seiner Frauen nur wenige Tage zuvor, was er zu hoffen habe, um sie wegen seiner kurzen und zu ihrem beyderseitigen Glücke gereichenden Abwesenheit zu trösten. Sie sah aber wohl ein, was diese Reise nach sich ziehen möchte; und weil ihre Thränen nichts halfen, so entdeckte sie ihm endlich des Hauptmannes Verliebung. Doch er bildete sich ein, es wäre eine bloße Erfindung, um ihn abwendig zu machen, kehrete sich also nichts daran, sondern gieng gleichsam verstohlner Weise zu Schiffe. Ueber dieses hatte der holländische Hauptmann einen sonderbaren Eifer für die Portugiesinn geäußert, und versprochen, ihr eine bequeme Gelegenheit nach Goa zu verschaffen. Die Abreise eines Schiffes, das zu Goa anlanden sollte, fiel zu Ausführung seiner Bosheit sehr bequem; denn er gab ihr so spät Nachricht davon, daß sie um diese Gelegenheit nicht zu versäumen, die wenige Zeit auf die nothwendigen Reiseanstalten verwenden, folglich ebenfalls ohne Abschied von der jungen Französinn abreisen mußte. Dieser gedoppelten Begebenheit konnte

 der

l) Carre erzählet eben dieses, mit wenigem Unterschiede.

e) S. 145 u. f.

L'Estra 1672.

der Hauptmann leicht eine gehäßige Farbe anstreichen. Er gab die Abreise des Mannes und der Portugiesinn für ein abgeredetes Weglaufen aus, das ihr beyderseitiges Verständniß klar entdeckte. Diese Fabel kam der armen Bretagnerinn so wahrscheinlich vor, daß sie aus quälender Eifersucht und vor Jammer über ihren verlassenen Zustand tödtlich krank wurde. Der holländische Hauptmann sorgte für sie, doch nicht als ein Liebhaber. Im Gegentheile stellete er sich, als ob ihm die Liebe ganz vergangen wäre, und alles nur aus Mitleiden herrührete. Endlich schützte er seine Geschäffte vor, die ihm kein längeres Verweilen erlaubten, erboth sich aber, sie bey ihrer noch anhaltenden Schwachheit ihrer ersten Entschließung zu Folge, nach Batavia zu führen, auch in besagter Stadt alle Hülfe zu verschaffen, die sie bey ihrer Abreise aus Holland daselbst zu finden verhoffet hätte. Aus Noth mußte sie das Erbiethen annehmen. Sie kam krank nach Batavia, wo der Hauptmann sie eine lange Zeit in seinem Hause pflegen ließ, hernach aber, da er nach Europa zurück reisen mußte, unverschämter Weise in das Hospital brachte. **Estra** sprach sie in diesem elenden Zustande, und gab ihr Nachricht von ihres Mannes Begebenheiten und unglücklichem Ende. *d*)

Er hatte nämlich von ihm erfahren, daß er auf des Hauptmannes Wort mit funfzig neugeworbenen Soldaten zu **Sualis** zu Schiffe gegangen war, in Meynung, selbige stünden unter ihm; er merkte aber bald, daß sowohl Soldaten als Bootsleute ihm nur zum Scheine gehorchten. Nun begonnte es ihn zu reuen, daß er seiner Frauen nicht gefolget hatte, ja er hätte sich selbst leides angethan, wenn ihn die rechten Schiffsofficier nicht daran verhindert hätten. Er beschwerete sich zwar bey dem Statthalter zu **Negapatan**: doch dieser war eben so grob, als der verrätherische Hauptmann, und gab ihm zur Antwort, weil er nach Indien gekommen wäre, um dem Staate zu dienen, so müßte er vor allen Dingen lernen, was ein braver Soldat zu thun hätte, damit man ihn weiter befördern, und nach Verdienst belohnen könnte: er gäbe ihm hiermit zwey Jahre Frist, seinen Eifer und seine Treue zu zeigen, und würde man ihm nach seiner Aufführung begegnen. Nach Verfließung dieser Zeit verlangte er von eben diesem Statthalter seinen Abschied, nebst Erlaubniß, nach Surate oder Holland zu gehen. Weil man ihn aber von einem Jahre zum andern aufzog: so nahm er seinen Abschied endlich selbst *e*).

Was der Verfasser zu Negapatan beobachtet.

Endlich wurde den gefangenen Franzosen erlaubet, in der Stadt **Negapatan** so lange herum zu gehen, bis der General **Ricloff** ankommen, und sie auf seiner Flotte nach Batavia führen würde. Diese Frist wendete der Verfasser zu Beobachtungen an. **Negapatan** hat den Namen von der großen Menge Schlangen, welche die Natur daselbst erzeuget *f*). Es giebt welche von erstaunlicher Größe, sie sind aber zahm, und stiften selten Unglück. Die Einwohner füttern sie in ihren Häusern mit Reiße und Milch. Die Stadt war von dem holländischen Kriege her halb verfallen. Die Mauren waren hier und dort kaum zwölf Schuhe hoch. Sie werden durch zwölf Bollwerke beschützet, worauf wenig Geschütze steht. Das Schloß hat wenig zu bedeuten, indem der Graben trocken und von keiner sonderlichen Tiefe ist. Er wird zwar von einem Bache gefüllet, doch zu gewisser Jahreszeit füllet der Wind den Bach selbst mit Sande aus, oder nöthiget ihn, seinen Lauf

d) Ebendas. S. 161 u. f.
e) S. 163.
f) Das Wort bedeutet Schlangenland.
g) S. 165.

h) S. 166.
i) L'Estra erzählet das Unglück der Franzosen in der Bay Trinquemale und die vornehmsten Umstände der Belagerung S. Thomas sehr genau und

l'Estra 1672.

lauf anderswohin zu nehmen. Man geht über eine Zugbrücke, in dieses Schloß, und kömmt sodann in einen gewölbten Gang von vierzig Schritten in die Länge und acht in die Breite, welcher die einzige Wohnung der Besatzung ist. Oben darauf stehen zwölf Stücke, womit man die See und das Land bestreichen kann *g*). Die Besatzung der Stadt und des Schlosses beläuft sich über zweyhundert Mann.

Was diese Stadt den Holländern hilft.

Obgleich **Negapatan** die Anmuth der meisten indianischen Städte nicht hat: so liegt sie doch ungemein bequem zur Handlung. Die Holländer haben daselbst viele schöne Waarenlager angeleget, darinnen sie die Reichthümer aus Ceylan und von der Küste Coromandel beylegen. Ehe sie die Stadt den Portugiesen wegnahmen, war ein Jesuitercollegium da, worinnen die Kinder aus dasiger Gegend unterrichtet wurden. Die Ueberbleibsel dieser Einrichtung retteten sich nach Tranquebar, wo sie noch sind *h*). Geflügel und Gartenfrüchte sind zu **Negapatan** sehr gemein; aber das Brodt ist so theuer, daß man alle Mahlzeit ohne Mühe für einen Thaler essen könnte. Die gewöhnlichste Speise der Einwohner ist Reiß.

Prahlerey der Holländer.

Sobald die Franzosen die Bay **Trinquemale** auf Ceylan verlassen hatten, und **Ricloff** seine Gefangenen dem Vergleiche gemäß nach Europa führen sollte *i*) so vertheilete er sie auf seiner Flotte, und führete sie dergestalt den Indianern zur Schau in allen Häfen herum, wobey er sie für die elenden Ueberbleibsel der gesammten von ihm gänzlich zu Grunde gerichteten Flotte ausgab, denen er das Leben nur deswegen geschenket hätte, weil er Leibeigene brauchte. Er gieng wirklich sehr hart mit ihnen um. Von sechzigen, die er in ein einiges Schiff gestecket hatte, starben währender Reise von Negapatan nach Batavia achtzehn vor Hunger, und die übrigen erkrankten sämmtlich. Der Verfasser kam nebst einigen Officieren auf den **Osdorpt**, folglich auf eben das Schiff, wo seine Geduld schon einmal eine lange Probe ausgestanden hatte. Es waren ihrer vierzehn, und wurden sie sämmtlich gleich gemeinem Bootsvolke zur Handarbeit gebraucht, nur einen Capuziner, Namens Pater **Wilhelm**, ausgenommen, welcher hingegen unzähligen Hohn ausstehen mußte, den er jedoch mit einer seinem Stande würdigen Geduld ertrug *k*).

Holländisches Waarenlager zu Ongli.

Zuerst wurden sie nach Bengalen geführet, wo die Holländer an einem Orte, den die Einwohner **Ongli** nennen, dreyßig Meilen von dem Ausflusse des **Ganges** ein sehr schönes Lagerhaus haben. Wegen der vielen Sandbänke ist die Einfahrt in diesen Fluß so gefährlich, daß die Holländer eine Menge Schiffe verloren, und endlich genöthiget wurden, überall große schwimmende Holzstücke fest zu machen, damit man die Gefahr erkennen möge. Unterdessen können in jeden beliebigen Arm des Ganges, Schiffe von fünf bis sechs hundert Tonnen zwischen den Sandbänken einlaufen. Die Stadt Bengalen, liegt am Ufer des Flusses an einem fruchtbaren und gemäßigten Orte, welcher alles, was zum Wohlleben gehöret, im Ueberflusse hervorbringt. Die Manufacturen, und die beständige Arbeit der Einwohner sind eine neue Quelle des Ueberflusses, welcher verursachet, daß jedermann, wes Standes er übrigens seyn mag, großen Pracht treibt. Von diesem Orte kommen die schönsten indianischen Musseline, reiche Tapeten, gestickte Decken, und eine Menge kostbarer Zeuge. Der holländische Vorsteher lebet wie ein König, und gewinnt bey dieser Handlung sowohl für sich als für die Gesellschaft, erstaunliche Summen *l*).

Stadt Bengalen, und Reichthum des Landes.

und aufrichtig. Sein Bericht bekräftiget des de la Haye Tagebuch, welches man nachschlagen kann. Was hier erzählet wird, ist gleichsam eine Fortsetzung desselbigen, und wird eben deswegen nöthig zu wissen.

k) S. 187.

l) S. 189 u.

l'Estra 1672.

Beschaffenheit der Einwohner.

Die Landeseinwohner sind gegen Ausländer ungemein dienstfertig, und kommen den Schiffen sogar entgegen. Allein sie schlagen ihre Dienste sehr hoch an, und stehlen noch überdieses, wozu sie besondere Geschicklichkeit besitzen. Die meisten sind sehr wohl gewachsen. Die Eifersucht ist ihnen ganz unbekannt, also, daß ein Fremder in ihrem Beyseyn sehr frey mit ihren Frauen umgehen kann. Die Reichsten haben eine Menge Leibeigene, die sie verkaufen können, ohne daß sie dieselbigen selbst gekaufet hätten, weil es gemeiniglich Arme sind, die sich freywillig in ihre Dienste begeben, und ihnen ein unumschränktes Recht über ihre Person und ihr Leben einräumen *m*). Ja, es ist bey den Armen der Gebrauch im Schwange, daß sie ihre Kinder, ja auch ihre Weiber verkaufen, wenn sie Gelegenheit dazu finden. Andere vermiethen sie. Für einen halben Thaler monatlich, kann ein Ausländer eine schöne Indianerinn haben, die ihm statt der Frau und der Magd zugleich dienet, und sich glücklich schätzet, wenn sie ihm Kinder bringt. Sie gebähren mit so weniger Mühe, daß sie eine Viertelstunde hernach ihre gewöhnliche Arbeit wieder vernehmen. Der Verfasser scheint sehr viel auf sie zu halten, und saget: sie überträfen die Europäerinnen an natürlicher Reinlichkeit *n*).

Alle am Ufer des Ganges wohnende Völker halten diesen Fluß für heilig. Sie baden sich nebst ihrem ganzen Hause des Tages über sechsmal darinnen, in der Meynung, er habe die Kraft, nebst dem Leibe auch die Seele zu reinigen; und die meisten verordnen, man solle sie nach ihrem Tode hinein werfen *o*).

Den Monat über, da **Estra** sich am Ganges aufhielt, genoß er die Erlaubniß, den Tag über hinzugehen, wohin er wollte, nur mußte er des Nachts auf dem Schiffe schlafen. Gemeiniglich gieng er in ein Dorf, Namens **Barnagor**, wo ihm etlichemal einfiel, er wolle die vom Glücke dargebothene Gelegenheit ergreifen, und sich in Freyheit setzen. Allein, was hätte er in einem Lande angefangen, das er nicht kannte, und ohne Hoffnung die französische Flotte zu erreichen?

Sobald alle holländische Schiffe ihre Ladung hatten, befahl der bengalische Obervorsteher dem Hauptmanne, alle Franzosen zu versammeln, und ihnen bis nach Batavia allerley schwere Arbeit aufzulegen. Der Verfasser kam auf den **Lausdun**, dessen Hauptmann ein höflicher Mann war, welche Eigenschaft nach des Verfassers Berichte, auf holländischen Schiffen etwas seltenes ist. Es redete selbiger französisch, und hatte es zu Bourdeaux gelernet. Er ließ die vierzehn Gefangene, die ihm zu Theile geworden, vor sich kommen, und bath, sie möchten es nicht übel nehmen, wenn er äußerlich strenge mit ihnen verführe, weil er sich vor seinen Obern und dem Schiffsvolke scheuen müßte: er wollte ihnen aber alles Gutes erzeigen. Er ließ ihnen in der That einen Vorrath Brandtewein, und drey eingesalzene Schweine über ihre gewöhnliche Kost reichen. Die Franzosen freueten sich sehr über dieses großmüthige Verfahren, und hofften, es würde ihnen künftig besser gehen, als bisher. Sie brachten acht Tage zu, bis sie von **Ongli** an die Mündung des Flusses hinab kamen, ungeachtet das Schiff von zwo langen Barken, die man Chalinques nennet, gezogen wurde. Wegen der Wendungen des Flusses und der vielen Sandbänke, steht man unaufhörlich in Gefahr. Der **Lausdun** erfuhr es zu seinem Unglücke nur allzusehr.

Ge

m) S. 193.

n) S. 194.

o) Ebendas. Man sehe unten die allgem Beschreibung.

p) Ebendas. S. 200 u. f.

l'Estra 1672.

Sie waren glücklich bis an die Mündung gekommen, und man wartete nur auf günstigen Wind zum Absegeln, als er auf einmal umlief, und das Schiff, alles Fleißes der Schiffsleute ungeachtet, auf eine Sandbank warf. Bey diesem Unglücke stund der Hauptmann in doppelter Furcht; erstlich, er möchte scheitern, zweytens, er möchte von den Engländern angegriffen werden, die sich vor Kurzem mit vier Schiffen auf der Küste gezeiget hatten. Er gab dem Vorsteher des Lagerhauses zu Ongli ohne Verzug Nachricht von seinem Unglücke, und dieser schickte sogleich eine Fregatte von sechs und dreyßig Stücken ab, unter Anführung des **Van der Cam**, eines treulosen ehrvergessenen Mannes *p*). Diese Hülfe machte zwar den Holländern einigen Muth, konnte aber den Untergang des **Lausdun** nicht wehren. Die Fluth und die Wellen huben das Schiff einer Pike hoch, und ließen es hernach mit solchem Ungestüme auf die Sandbank hinab fallen, daß die stärksten Maste und Seitenwände brachen. Der Hauptmann rief mit weinenden Augen etlichemal: nun rette sich wer kann, und ohne Geräthe. Hierüber entstund große Unordnung, weil jedermann in die große Barke eilte, die man noch nicht an Bord geholet hatte. Die Holländer stießen ihre Gefangenen zurück, und hatten vor, sie nebst einer großen Menge zu Bengalen erkauften Leibeigenen umkommen zu lassen *q*). Doch der Hauptmann widersetzte sich dieser Gewaltthätigkeit, und befahl den Franzosen, es ihm zu klagen, wenn bis auf den letzten Augenblick jemand gegen seinen Befehl handeln würde. Ja er befahl dem Pater **Wilhelm**, zu thun was sein Amt erforderte. Demnach gab der ehrliche Capuziner jedem, der es verlangte, die Absolution, ungeachtet die holländischen Matrosen ihr Gespötte damit trieben, und ihn über Bord werfen wollten; auch den Franzosen zuriefen: „nun „könnten sie immer in die andere Welt abfladdern, denn sie wären ja reisefertig, und hät„ten den Pater zum Wegweiser.„ Dergestalt spotteten diese unvernünftigen Kerl der Gefahr. Gleichwohl war sie dermaßen dringend, daß der Schiffskaufmann nicht einmal in seine Kammer gehen, und die Geldsäcke heraus holen konnte; ja, ungeachtet er dem Volke zuredete, sie möchten dieses Geld mitnehmen, so hatte dennoch keiner das Herz diese Verrichtung zu übernehmen. Das Schiff wollte eben auseinander gehen, und der Hauptmann, welcher es hatte untersuchen lassen, machte diesen elenden Zustand jedermann kund. Er begehrte vermittelst etlicher Nothschüsse Hülfe von einem Boote, das nur eine halbe französische Meile entfernet war. Allein, es konnte wegen widrigen Windes nicht herbey kommen. Hierauf sprang der Kaufmann mit zween Steuerleuten in die große Barke, und wollte das allzuhäufige Eindringen mit bloßem Säbel verwehren. Allein seiner Drohungen ungeachtet, sprang jedermann hinein. **Estra** ebenfalls, imgleichen der Pater **Wilhelm** und die übrigen Franzosen. Der Platz war ziemlich enge; denn ihre Zahl belief sich in allen auf hundert und zehn Köpfe. Zuletzt stieg auch der Hauptmann mit fünf und zwanzig Mann und den besten Schwimmern in seine Schaluppe, um gleich den andern das Boot zu erreichen, dahin sie der Wind trieb *r*).

Schiffbruch des Verfassers.

Wildheit der Bootsknechte.

Das kläglichste bey diesem Schiffbruche war der Untergang von etwa hundert, achtzehn bis zwanzigjährigen jungen Leibeigenen beyderley Geschlechtes. Die meisten Mägdchen waren nach bengalischer Art wohl aufgeputzet, sie hatten lange Schürzen von allerley Farben, auch Hals- und Armgeschmeide, und gewisse Kopfaufsätze, die nicht übel stehen. Sie verdeckten sich das Gesicht, riefen nebst den Mannspersonen ihre Götter an, und sprangen

q) Ebendas. r) Ebendas. S. 203.

l'Estra 1672.

sprangen mit einander in die See r). Nur sieben junge Indianer setzten sich auf einen zerbrochenen Mast, ruderten mit Bretterstücken und erreichten endlich eine Insel vom Ganges, nachdem sie fünf Tage und sechs Nächte ein Spiel der Wellen gewesen, und keine andere Nahrung genossen, als ein wenig Reiß, den einer unter ihnen in einem Sacke an den Hals gehangen hatte t).

Geschichte eines jungen indianischen Paares.

Unter diesen jungen Schlachtopfern des Schicksales, verdienete ein gewiss[illegible] junges Paar den Vorzug vor allen übrigen auf dem Schiffe; es läßt auch der Verfasser bey Erzählung ihrer Geschichte viele Zuneigung gegen dasselbige spüren. Beyde Personen übertrafen alle ihre Gefährten an Schönheit und Verstande. Der Schiffsprediger hatte sie für sein eigen Geld gekauft, weil er mehr Bescheidenheit und manierliches Wesen an ihnen wahrnahm, als Leute von ihrem Stande sonst zu haben pflegen. Der junge Mensch war etwa achtzehn und das Mägdchen funfzehn Jahre alt. Sie liebten einander. Ihre Aeltern hatten sie, nach der barbarischen Landesgewohnheit, zwar verkauft, dennoch aber darauf gesehen, daß sie beyde nur einen Herrn bekamen, folglich das Vergnügen genossen, ihr Unglück einander tragen zu helfen. Als man nun in der äußersten Noth den Leibeigenen die Thüren ihrer Gefängnisse öffnete, und die übrigen sich nicht zu helfen wußten, sondern nur heuleten und schrien, nahm das verliebte Paar mit einigen Gebärden einen zärtlichen Abschied von einander u). Es schien, als ob sie nicht sowohl auf ihre Erhaltung gedächten, als vielmehr sich freueten, daß sie dem Versprechen ihrer Braminen zu Folge, in jener Welt mit einander vereiniget werden sollten. Unterdessen da der größte Theil ihrer Gefährten sich auf das Schwimmen legte, andere hingegen, mit mehrerer Klugheit ein Stück vom Mastbaume ergriffen, glaubten sie bey dem letztern Mittel eine Möglichkeit zu ihrer Rettung anzutreffen. Der Liebhaber suchte etwas, darauf seine Geliebte am bequemsten sitzen möchte. Er half ihr Platz darauf nehmen, und sie kamen beyde glücklich auf die Insel, wo die Holländer weder Zeit noch Gewalt hatten, sie wieder in die Schaluppe zu bringen x).

Der Verfasser kommt an das Land.

Der Schiffbruch des Lausdun erfolgte den 17ten des Herbstmonats 1672. Weil sich der Wind des folgenden Tages änderte: so näherte man sich dem Lande, woselbst Estra nebst den übrigen Erlaubniß bekamen, so lange auszusteigen, und ein Schiff nach Batavia zu erwarten.

Wird von einem Portugiesen bewirthet.

Sie ruheten einige Tage in einem kleinen Dorfe. Als der Pater Wilhelm auf der Gasse spazieren gieng: so trat unvermuthet ein Portugiese zu ihm, küssete ihm die Hände und die Kutte, und bath ihn, einige Erfrischung in seinem Hause anzunehmen. Estra, der mit dem Pater gieng, wurde gleichfalls eingeladen. Man bewirthete sie mit einem Ueberflusse, den sie nicht vermuthet hätten. Der Portugiese war ein Officier unter seiner Nation, und vermeldete ihnen, Frankreich und England hätten Holland den Krieg angekündiget; dieses habe den Herrn Bischof von Heliopolis, der aus apostolischem Eifer auf der Reise nach Siam begriffen sey, genöthiget, seine Zuflucht nach Bellefore zu nehmen. Weil der Pater Wilhelm großes Verlangen bezeugte, diesen Bischof zu sprechen: so verschaffte ihm der portugiesische Officier ein Fahrzeug nebst einem Wegweiser, damit er bey Nacht über den Ganges setzen konnte. Er wurde demnach seines Wunsches zu Bellefore gewähret y).

r) Ebendas. In Hoffnung sich mit Schwimmen zu retten. Es scheint aber, sie seyn ertrunken.

t) S. 204.

u) Der Verfasser muß genau Achtung [illegible] haben, was sie machten. Denn er saget, ihre [illegible] wären sehr herzrührend gewesen.

l'Estra 1673.

Die Franzosen werden nach Batavia gebracht.

Ein Schiff, der **rothe Löwe** genannt, welches mit kostbaren Waaren aus dem Lagerhause zu Ongli beladen war, nahm die französischen Gefangenen an Bord, und brachte sie den 6ten Jenner des folgenden Jahres nach Batavia. Auf dieser langwierigen Schiffahrt wurden sie sehr strenge gehalten z). An statt daß es ihnen nach ihrer Ankunft im Mittelpuncte der holländischen Macht hätte besser gehen sollen, als zuvor, so zeigte man ihnen an, es wären acht doppelte Sous auf zween Tage für jede Person ausgemacht, das ist täglich achtzehn Pfennige. Hernach vertheilete man sie zu funfzehn, auf die im Hafen liegenden Schiffe, wo sie Matrosendienste thun mußten. Doch brachte man die Kranken in das Bürgerhospital. Der Verfasser hatte die Gunst seines neuen Hauptmannes gewonnen, und bekam Erlaubniß, in der Stadt herum zu gehen, doch mit dem Bedinge, des Abends an Bord zu kommen, und einem Soldaten zu bezahlen, der ihn nicht aus dem Gesichte ließ. Er hatte das Glück gehabt, so viel Geld davon zu bringen, daß er diesen Aufwand bestreiten, und als ein ehrlicher Mensch leben konnte.

Wie man sie daselbst hält.

Estra wird besondere Gunst erzeiget.

Massuere, Statthalter zu Batavia, läßt sich König nennen.

In der Beschreibung, die er von Batavia giebt, ist nichts enthalten, was man denjenigen beysetzen könnte, welche in einem andern Bande gegenwärtiger Sammlung, aus holländischen Nachrichten vorkömmt a). Er bemerket, der Generalgouverneur der holländischen Kriegesmacht und Handlung, habe **Massuere** geheißen; er sey vor diesem ein Jesuit gewesen, und habe in dem Collegio zu Gent die schönen Wissenschaften gelehret. Er hatte statt des gewöhnlichen Generaltitels sich einen König von Ostindien nennen lassen, auch einen Hofstaat gehalten, dessen Pracht mit der angenommenen Würde übereinstimmete. Damals war er siebenzig Jahre alt. Dem ungeachtet heirathete er eine junge Person, von sechzehn bis achtzehn Jahren, welche der Verfasser mit einer Leibwache von vierzig Mann zu Pferde, über die Straße ziehen sah. Es war die schönste und wohlgestalteste Person, die l'**Estra** jemals erblicket hatte. Sie starb das folgende Jahr im Kindbette b).

Seine Heirath.

Der Verfasser trifft die Witwe des bretagnischen Edelmanns an.

Währenden Verweilens zu Batavia traf der Verfasser die Witwe des bretagnischen Edelmannes an, dessen Begebenheiten wir erzähler haben. Sie wohnete bey einem seit langer Zeit in Batavia haussäßigen portugiesischen Kaufmanne. **L'Estra** gab ihr Nachricht von ihres Mannes Tode, und erfuhr dagegen, wie es ihr seit der Abreise desselbigen von Surate ergangen war. Obgleich ihre langwierigen Reisen und ausgestandenen Verdrüßlichkeiten sie sehr verändert hatten: so war sie gleichwohl noch schön, und nach des l'**Estra** Urtheile „überflüßig im Stande, ein zärtliches Herz zu entflammen. Es hatten sich wohl „mehrere in sie verliebt, als der holländische Hauptmann: doch sie schlug alles aus, um ihrem Manne getreu zu verbleiben. Nach ihrer Ankunft zu Batavia, hatte sie einigen Zutritt bey der Gouvernantinn gefunden, die sie aus dem Hospitale nahm, worinn sie der „Hauptmann gestecket hatte, und ihr ehrlichen Unterhalt verschaffte.„ Dem Verfasser gefiel ihr Umgang so wohl, daß er sie täglich besuchte c).

Schicksal eines ceylanischen Prinzen.

Sie hatte eine Sklavinn aus der Insel Ceylan, und war durch selbige mit einem unglücklichen Prinzen, des Königes von Candy Bruder, bekannt geworden. Die Holländer hielten ihn schon seit langer Zeit gefangen. **Estra** sah ihn bey ihr in einem armseligen Zustande.

x) A. d. 207 u. f. S.

y) A. d. 209 S.

z) Von Bengalen nach Batavia sind zwar nicht mehr als sechshundert Meilen, allein die Schiffahrt war beschwerlich.

a) im VIII Bande.

b) A. d. 216 S.

c) A. d. 225 und vorherg. S.

l'Estra 1673.

stande. Er war nicht besser gekleidet, als ein schlechter Soldat. Man reichte ihm täglich einen Reichsthaler, wovon er sich und zween caffrische Wächter erhalten mußte, die ihn niemals verließen. Weder seine Gefangenschaft noch die seit acht Jahren erduldete Härte, konnten sein Gemüth niederschlagen. Er führete damals das Kriegesheer seines Bruders an, als ihn die Holländer gefangen bekamen. Sie giengen aber nicht mit ihm um als mit einem Feldherrn oder Prinzen, sondern sie handelten wider alles Völkerrecht, bloß um den vielfältigen Verlust zu rächen, den er ihnen zugefüget hatte. Sie verwiesen ihn einige Jahre lang in eine kleine Insel, die Spitzbubeninsel genannt, weil sie gemeiniglich ihre Missethäter dahin schicken. **Estra** hoffete eine lange Unterredung mit diesem Prinzen zu haben, aber einer von seinen caffrischen Wächtern hub ihr Gespräch auf, und drohete allen beyden, er wollte es dem Gouverneur sagen *d*).

Der Verfasser wird krank. Wie es ihm im Hospital geht.

Weil der Verfasser auf dem Schiffe krank wurde: so mußte er es für eine Gütigkeit halten, daß man ihn nach dem Hospitale brachte. Sein Hauptmann wirkete die Erlaubniß dazu aus. Gleichwohl hatte er es, so viel die Wohnung und das Essen betraf, deswegen im geringsten nicht besser, als eine Menge andere gefangene Franzosen und Engländer, welche gleiches Schicksal empfanden, aber es desto ungeduldiger trugen, weil die holländischen Kranken sehr gut gepfleget wurden. Zween Hospitalärzte, welche alle beyde französisch verstunden, durften nicht einmal ingeheim mit ihnen sprechen. Ihr einiger Trost rührete von einigen Indianern her, die ihnen zum Fenster hinein Obst und Fische verkauften, wovon sie aber ihrer Wache etwas abgeben mußten. Indem die Menge der Kranken und die Hitze, ihnen große Ungelegenheit verursachte: so bathen sie bey dem Statthalter um Erlaubniß, daß sie zuweilen frische Luft schöpfen, und in dem an die Mauer vorbeyfließenden Canale baden dürften. Sie erhielten diese Gnade endlich nach langem Bitten, doch nur des Morgens und Abends, auch nur für acht Personen auf einmal. Die holländischen Frauen, die zu Batavia ungemein viel Freyheit haben, kamen zu ihnen, und empfingen ihre Liebkosungen sehr gern. Als der Statthalter Nachricht davon bekam: so hob er die gegebene Erlaubniß wieder auf *e*). Diese Strengigkeit brachte einige Franzosen zu dem verzweifelten Entschlusse, ihre Wache zu hintergehen, und sich in Freyheit zu setzen.

Zwanzig wischen davon.

Nachdem sie die Beschaffenheit des Ortes wohl untersuchet hatten: so brachen die geschicktesten, unter einem Bette ein Loch durch die Mauer; und gleich die folgende Nacht wischten ihrer zwanzig davon, kamen auch glücklich nach Bantam, welches nur vierzehn Meilen von Batavia liegt. Hier waren sie sicher; denn der König war der Holländer Feind, und die französische Gesellschaft hatte ein Lagerhaus daselbst. Weil aber das Oberhaupt ihrer Wache für seine Nachläßigkeit scharf bestrafet wurde, indem er unterdessen, da jene durchgiengen, mit andern Franzosen herum gesoffen hatte: so wurden die zurückgebliebenen desto genauer verwahret *f*).

Die übrigen versuchen es gleichfalls.

Doch die Zeit vertrieb dieses Ungewitter. Man ließ ihnen aufs neue viele Freyheit, daß sie einen zweyten Versuch wagen konnten, welcher ihnen insgesammt davon helfen sollte. Sie machten des Nachts ein Loch in einem Ausgusse, der unter dem Hospitale durchlief, und eröffneten sich dadurch einen ganz sichern Weg. Fünf und zwanzig waren bereits fort, als die Wache über dem Gepolter erwachte. **Estra** und die andern, welche nicht entfliehen konnten, warfen sich geschwind auf ihr Lager, und stellten sich, als ob sie schliefen. Die

Ein-

d) A. d. 239 und vorhergehenden S.
e) Ebendas. a. d. 245 S.
f) Ebendas. a. d. 246 S.

Entflohenen schwammen indessen über den Canal und warteten im langen Grase auf ihre Gesellen. Allein, es wurde so gleich Lärm; die Wache suchte sie mit Fackeln, und fand sie auch. Man zog sie aus, prügelte sie wacker durch, und warf sie nackend in tiefe Löcher. Die meisten hatten Geld und einiges Geräthe gehabt, welches nun den Holländern zu Theile wurde. Des andern Tages brachte man sie aus Gnaden wieder ins Hospital, aber halb todt vor Mattigkeit und Prügeln. Ungeachtet dieses Unglückes wagten es einige noch zum drittenmale: es lief aber nicht besser ab. Der General Massuere erzürnte sich über so viele verwegene Streiche, ließ die vornehmsten französischen Officier zu sich kommen, und fragte, aus was für Ursachen sie dergleichen verzweifelte Entschließungen ergriffen? Er versprach auch, sie sollten künftig besser gehalten werden. Aber da er aus ihrer Antwort vernahm, sie könnten dem natürlichen Triebe zur Freyheit um keines Dinges in der Welt willen absagen: so verdroß ihn diese Rede; er schickte sie wieder nach ihrem Gefängnisse, und ließ sie eine Zeitlang bey Reiße und Wasser sitzen *g*).

Estra 1673.

Werden dafür gezüchtiget.

Der Verfasser hält für gewiß, es habe selbiger bloß um eine so große Hartnäckigkeit zu bestrafen, vierzehn Franzosen in einem mit Kalche und Steinen beladenen Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgeschicket, und befohlen, sie daselbst bey dem Festungsbaue zu gebrauchen. Dieses Schiff strandete dreyßig Meilen weit vom Vorgebirge auf einer Sandbank. Wegen Nähe des Ufers retteten sich die Franzosen theils mit Schwimmen, theils auf Brettern. Allein, sie kamen in Wälder voll reißender Thiere, wo ihr Leben in größerer Gefahr stund, als bey dem Schiffbruche. Einige wurden zerrissen. Die andern retteten sich zwar auf Bäume, wurden aber daselbst von Hunger und Durste beängstiget. Ein Holländer hatte seinen Sohn auf die Achseln genommen, und also mit Schwimmen aus dem Wasser gerettet, er konnte aber ihn gegen die wilden Thiere nicht vertheidigen, sondern mußte zusehen, wie sie ihn vor seinem Angesichte auffraßen. Der Schiffbarbier von dem Phönix wurde von einem Elephanten getödtet. Mit einem Worte, es kamen von vierzehn nicht mehr als acht Franzosen, nach dem Vorgebirge. Doch, hier gieng es ihnen besser, als sie dachten. Der Statthalter wollte sie durchaus nicht zu einer Sklavenarbeit gebrauchen, sondern schickte sie wieder nach Batavia zurück *h*).

Rache des Generals Massuere.

Sie blieben gleich wie die andern Franzosen bis zu Ende des Jahres 1674 in der Gefangenschaft. Damals waren sie noch acht und neunzig Mann stark. Man vertheilete sie in gleicher Anzahl auf eine Flotte von sieben Schiffen, welche der General Massuere nach Amsterdam schickte. Diese Flotte gieng den 17ten des Wintermonats von der batavischen Rhede unter Segel. Den 13ten des Hornungs kam sie an das Vorgebirge, und hatte bisher nicht einen einzigen Tag schlimmes Wetter gehabt. Die holländischen Hauptleute ließen ihre Gefangenen nicht ans Land treten, damit sie die neuen Festungswerke nicht etwa in Augenschein nehmen möchten. Es war seit kurzem ein neuer Statthalter auf das Vorgebirge gekommen, welcher nebst andern Verordnungen auch das Messergefechte verbothen hatte. Einige Matrosen von der Flotte sündigten gegen dieses Verboth, und flohen an Bord, wo man sie vergeblich aufsuchte. Der Statthalter erzürnete sich über das Schiffsvolk überhaupt, weil es die Missethäter verhehlen wollte, verboth also seinen Unterthanen, ihnen weder Wasser noch Lebensmittel zu liefern. Sein Befehl wurde nach aller Strenge befolget; und es war drey Tage lang eine große Noth auf den Schiffen, insonderheit wären die fran-

1674.

Der Verfasser wird nebst seinen Gefährten nach Europa geschicket.

1675.

g) A. d. 248. 249 S.

h) A. d. 252 S.

l'Estra 1675.

französischen Gefangenen beynahe vor Hunger und Durst gestorben. Endlich lieferte man die Verbrecher aus, worauf der Ueberfluß sogleich wieder hergestellet wurde *i*).

Die Holländer befurchten eine französische Flotte anzutreffen.

Sonst fiel auf der ganzen Reise nichts merkwürdiges vor, das Schrecken der Holländer ausgenommen, als sie bey der neuländischen Bank von einem englischen Schiffe erfuhren, es wären vor kurzer Zeit zwey französische Geschwader vorbey gesegelt. Der Admiral **Cornelis Faulconier** konnte seine Besorgniß nicht verbergen. Seine Frau, die mit ihm von **Tunquin** zurück kam, fiel bey der Engländer Erzählung in Ohnmacht; so sehr furchte sie, ihre in Ostindien zusammen gescharreten Schätze zu verlieren. Das holländische Schiffsvolk that den gefangenen Franzosen allerley Drangsal an, und drohete, sie über Bord zu werfen, wenn ihnen die französische Flotte begegnen sollte. **L'Estra** und seine Gefährten auf dem Admiralschiffe, an der Zahl vierzehn, riefen den Himmel an, er möchte ihre Landesleute herbeyführen. Sie beschlossen, sich zu wehren, im Falle man sie beleidigen wollte, ja sie hatten bereits die Entschließung gefasset, Feuer an das Pulver zu legen *k*). Auf der andern Seite hofften sie durch das Gefecht mit beyden französischen Geschwadern, alles verlohrne reichlich ersetzet zu erhalten. Der holländische Admiral führete dermaßen große Schätze bey sich, daß der bloße Anblick schon hinlänglich war, ihnen Lust nach selbigen zu erwecken. Ihre Hoffnung nahm merklich zu, als sie von dem Maste herab rufen hörten: Schiff! Schiff! und ihre Freude war nicht geringer, als die Furcht der Holländer. Es war aber sonst nichts als ein holländischer Freybeuter, welcher von den americanischen Inseln zurück kam, und den Admiral demüthig grüßete.

Gefährlicher Entschluß des Estra und seiner Gesellen.

Sonderbare Begebenheit eines Franzosen.

Währender Schiffahrt verlor der Verfasser einen Mitgefährten seines Schicksals, mit welchem er eine sehr genaue Freundschaft errichtet hatte. Er bezeuget nicht nur großes Leidwesen über diesen Verlust, sondern er redet auch, um selbiges zu rechtfertigen, weitläufig von der Würdigkeit und von den Begebenheiten seines Freundes. **Saint-Albert**, (also nennet er ihn) besaß nebst einer majestätischen Leibesgestalt alle ersinnliche Gemüthsgaben. Er wußte nicht, weder wer sein Vater noch seine Mutter gewesen war. Nach zurückgelegten Kinderjahren studierte er einige Jahre im Collegio de la Fleche, verließ es aber aus Verdrusse, weil man ihm ohne Scheu vorwarf, er wäre ein unehliches Kind, und seine Mutter hätte ihn etliche Jahre nach seines Vaters Tode zur Welt gebracht. Hierauf nahm ihn ein Parlamentsrath in Paris zu sich, welcher bisher das Kostgeld für ihn bezahlet hatte, sagte ihm aber rund heraus, weil seine Aeltern unbekannt wären, ihm auch nichts hinterlassen hätten, so könnte er ihm weiter nichts zu Gefallen thun, als ihn zu seinem Bedienten annehmen. **Saint-Albert** ärgerte sich über dieses Zumuthen, verwarf es folglich und lief im Zorne zum Hause hinaus. Weil er aber nichts anzufangen wußte, und großen Hunger empfand: so gieng er in die Kirche der **Feuillantiner**, und bettelte mit großmüthigen Gebärden bey einer Dame, die seinen Zustand sogleich zu Herzen nahm. Sie nahm ihn zu sich in ihren Wagen, und ihr Mitleiden wuchs desto stärker, je mehr Umstände seines Elendes sie erfuhr. Sie sagte ihm, er müßte den geistlichen Stand ergreifen, und ließ ihn zu diesem Ende sein Studieren fortsetzen. Er trug also geistliche Kleidung, und bezeigte so vielen Fleiß, daß man sich große Hoffnung von ihm machte. Allein, da er seinen Cursum geendiget hatte: so war ihm der geistliche Stand auf einmal äußerst zuwider. Um nun seine Wohlthäterinn nicht zu erzürnen, nahm er seinen Abschied hinter der Thüre, und wollte nach Italien reisen, woselbst wegen der damaligen neapolitanischen Unruhe,

i) A. d. 258 S.

k) A. d. 262 S.

l'Estra 1675.

ruhe, sehr viele ihr Glück zu machen verhoffeten. Als ihm aber das Geld schon zu Turin fehlete: so schrieb er an die Dame, die ihm so viele Großmuth erzeiget hatte. Doch die Antwort blieb aus. Hierüber wäre er beynahe auf verzweifelte Entschließungen verfallen. Allein, ehe er sichs versah, gieng ein Glücksstern auf, dessen Einflüsse niemand als besagte Dame auf ihn geleitet haben konnte. Ein französischer Bedienter eines gewissen Bothschafters, welcher nach Rom reisete, kam, und berief ihn zu seinem Herrn. Er gieng mit dem Menschen hin, ohne viel zu fragen, was er da machen sollte? Der Bothschafter ließ sich seine Person gefallen, und nahm ihn unter die Zahl seiner Edelleute auf. Man versah ihn mit Gelde, und bezeugte ihm so viele Gütigkeit, daß er leicht merken konnte, es müsse dieses Verfahren von einer wichtigen Empfehlung herrühren. Unterdessen dauerte dieses Glück nicht lange. Er fand leider Gnade vor den Augen der Frau Bothschafterinn. Ihr Gemahl merkete den Handel, und ließ ihn aus Eifersucht in ein Loch werfen, worinn er bis zu Endigung der Bothschaft verharren mußte. Indem er nun dergestalt von neuem in das Elend verfiel: so gieng er nach Neapel, worein sich der Herzog von Guise seit einigen Monaten geworfen hatte. Hier wurde er von den Spaniern gefangen, und nebst den übrigen Mitgefährten seines Schicksals nach Spanien gebracht. Nachdem er eine Zeitlang im Gefängnisse gesessen: so erlaubte man ihm nach Flandern zu schiffen. Er mußte aber wegen einer schweren Krankheit zu Brüssel liegen bleiben, dahingegen seine Gefährten nach Frankreich abreiseten. Er schrieb etlichemal an die Dame, die so sehr für ihn gesorget hatte, und die er ehemals beynahe für seine leibliche Mutter ansah: allein da sie nicht antwortete, so wußte er keinen andern Rath, als das Hospital. Einer gewissen Dame, welche um den Ruhm der Mildthätigkeit zu erwerben gleich vielen andern die Hospitäler durchstrich, stach die Gestalt des Saintalberts gewaltig in die Augen. Sie reichte ihm zum Anfange ein Allmosen von funfzig Thalern, und ließ es an keiner Sache fehlen, damit er ja bald gesund werden möchte. Aber wie unsterblich wurde sie nicht erst verliebt, da sie ihn in einem andern Aufzuge sah, und an dem ehemaligen Bettler eine unvergleichliche Gestalt, einen durchdringenden Verstand, angenehme Reden, und ein edles Wesen, das an seiner ganzen Person vom Kopfe bis auf die Füße hervor leuchtete, recht deutlich wahrnahm? Sie setzet alles gegen ihre Liebe zurück. Erstlich gieng sie mit Saint-Albert als mit einem Liebhaber um, beschloß aber nachgehends, ihn gar zu heirathen, aus Beysorge, sie möchte ihn etwa verlieren. Unterdessen, da sie noch so viel Nachdenken hatte, er werde die Person, die er bey Verlassung des Hospitals an sich genommen hatte, nämlich eines aus der spanischen Gefangenschaft kommenden französischen Herrn, zu Brüssel nicht lange spielen können, führete sie ihn nach Madrid, wo ihre Angehörigen in großem Ansehen stunden. Endlich wurde ihre Heirath offenbar, und er mußte unzählige Gefahr ausstehen. Bald suchte man ihn zu ermorden, bald zu vergiften. Er wurde etlichemal verwundet. Aber obgleich seine Tapferkeit ihn allemal mit dem Leben davon brachte, so mußte er doch den Schimpf ausstehen, daß ihre Heirath durch das Ansehen seiner vornehmen Herren Schwäger für nichtig erkläret wurde. Selbige ließen ihn hierauf ohne Zeitverlust heimlich wegnehmen, und auf ein nach Indien gehendes Schiff bringen, mit dem Befehle, der Hauptmann solle ihn unterweges ins Wasser werfen, oder an einer wüsten Insel aussetzen. Doch ein entsetzlicher Sturm brachte dem Officier die christlichen Gedanken bey, daß er ihm Leben und Freyheit schenkete. Er hatte nachgehends bis in sein funfzigstes Jahr noch viele andere

D 3

h) A. d. 177 und vorherg. S.

l'Estra 1675.

andere Abendtheuer, dienete zuletzt den Holländern, bekam seinen Abschied und die Erlaubniß nach Europa zu kehren, und nahm in des Verfassers Armen ein erbauliches Ende *l*).

l'Estra kömmt wieder nach Frankreich.

Alle auf der Flotte befindliche Franzosen kamen glücklich in den Texel, und wurden auf einem Langboote in den Amsterdamer Hafen gebracht. Die Vorsteher der ostindischen Gesellschaft besahen sie, und um sie wegen des ausgestandenen Unglückes zu trösten, gaben sie jedem acht Ducaten nebst einem Passe nach Dünkirchen. Estra verspürete nicht die geringste Lust mehr nach weiten Reisen, wohl aber eine große Begierde nach seinem Hause, woselbst er den 1 August 1675, ankam *m*).

Das IV Capitel.

Johann Ovingtons *n*) Reise nach Surate, und anderen in Asien und Africa gelegenen Orten.

Einleitung.

Es ist dieses Namens schon im zweyten Theile gegenwärtiger Sammlung mit Ruhme gedacht worden, indem die englischen Verfasser für gut befanden, die Ovingtonischen Berichte von den canarischen Inseln, und andern zu besagtem Theile ihres Werkes gehörigen Orten, im Voraus anzuführen. Ihr Entschluß war lobenswürdig, und eine so vortreffliche Einrichtung hätte ihnen manche unnütze Wiederholung ersparet, wofern sie derselbigen mit mehrerer Beständigkeit gefolget wären. Mir bleibt demnach von diesen Reisenden nichts anders mehr beyzubringen übrig, als seine Schiffahrt und sein Aufenthalt in Ostindien.

Wer Ovington war.

Johann Ovington war bey seiner Abreise nach Indien Hofprediger des Königes von England. Er brachte gelehrte Augen mit sich dahin, welche ihm alles, was seine Aufmerksamkeit verdienete, ausführlicher und richtiger zeigten, als dem größten Theile der Reisenden. Dieses Urtheil fället Niceron von ihm; und eben diese Ursache hat ihn ohne Zweifel bewogen, daß er uns sein Tagebuch in einer Uebersetzung lieferte. Unterdessen trieb er die Hochachtung gegen ihn nicht so weit, daß er die Fehler in seiner Schreibart nicht eingesehen hätte, als welche weitläuftig und nicht selten schwülstig ist; ohne zu gedenken, daß die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinen Glaubensmeynungen zuweilen einige heilige Stellen eingerücket hat, welche zum Hauptwerke nichts beytragen. Der Uebersetzer hat sich bemühet, diesen dreyfachen Fehler auszumerzen, und auf diese Weise ein vortreffliches Buch daraus gemachet.

Der Pater Niceron hat sein Tagebuch übersetzet.

„Das Reisen erfordert, wie er sehr vernünftig bemerket, Wissenschaft, Begierde „noch mehr zu erlernen, Geduld und Vorsichtigkeit, wofern man anders Nutzen davon haben will. Wissenschaft, damit man urtheilen könne, worauf man in jedem Lande Achtung „geben müsse, und sich bey Zeiten darnach umsehe: Lust, damit man alle nützliche Sa-„chen

m) A. d. 282 S.

n) Gedruckt zu London bey Jacob Tomson 1696. Nebst einem Anhange, enthaltend 1) die letzte Unruhe im Königreiche Golkonda. 2) Eine Be-

„chen mit Vergnügen aussuche und betrachte; Geduld, damit man der zum Nachforschen er„forderlichen Mühe und Arbeit nicht überdrüßig werde: Vorsichtigkeit, damit man alles „wohl untersuche, und nicht alles glaube, was uns die Einfalt oder Bosheit anderer Leute „aufheften will. Wer diese Eigenschaften nicht hat, wird der Welt durch sein Reisen we„nig Nutzen schaffen. Niceron findet selbige an dem Reisenden, dessen Buch er überse„tzet; und er hoffet, der verständige Leser werde sie nicht weniger an ihm finden „.

Ovington 1690.

Der I Abschnitt.

Ovingtons Aufenthalt in Ostindien.

Der Verfasser kömmt nach Bombay. Merkmaale, ob man bald nach Indien komme. Beschreibung von Bombay. Böse Luft auf der Insel. Wirkung derselben. Religion auf der Insel. Ovington besieht einen Götzentempel. Ursache des Krieges zwischen den Engländern und dem Mogol. Bombay wird von den Mogolen belagert. Elephanteninsel und ihre Seltenheiten. Ursprung des Namens Pagode. Eine berühmte auf der Elephanteninsel. Der Verfasser geht nach Surate. Seltsame Gegenwehr eines englischen Hauptmannes. Große Austern. Besondere Anmerkungen von Surate. Feines Gold und Silber. Bittere Mandeln statt des Geldes. Maaß und Gewicht zu Surate. Unterschied der indianischen Gebräuche. Handlung zu Surate. Betrügerey der Holländer. Zween Statthalter in Surate. Pracht des Oberhauptes der Bürger, hat drey Räthe. Friede und Sicherheit zu Surate; erstrecket sich bis auf das Land. Hospital für Kühe, Hunde und andere Thiere. Wanzenhospital. Schreckliche Pest zu Surate. Zu Balsora Gewöhnliche Kranckheiten zu Surate. Weißes Fieberpulver. Kloster Pulparreck bey Surate.

Der Auftritt wird auf einmal von Gravesand, wo der Verfasser den 11ten April 1689 auf dem Benjamin, einem nach Surate bestimmeten Schiffe, abreisete, bis nach Bombay, einem der besten indianischen Hafen, versetzet werden, woselbst er den 29sten May 1690 o) glücklich anlangete.

Der Verfasser kömmt nach Bombay.

Die Insel Bombay hat ihren Namen von der Trefflichkeit ihres Hafens, indem das Wort in einer verdorbenen Aussprache so viel heißt, als bonne baie. Sie ist eine der vornehmsten Handlungsniederlagen, welche die Engländer in Ostindien besitzen. Ehemals gehörete sie der Krone Portugall, wurde aber 1662 bey Gelegenheit der Vermählung Carls II mit der Infantinn von Portugall freywillig an England abgetreten. Der König übertrug nachgehends den Besitz davon an die ostindische Gesellschaft zur Bequemlichkeit ihrer Schiffe und Handlung.

Merkmaale, ob man bald nach Indien komme.

Ehe man noch das feste Land von Indien erblicken konnte, sah Ovington viele Schlangen von allerley Größe um das Schiff herum schwimmen. Es dienet dieses zum Wahrzeichen, daß man nahe am Lande sey, weil man die Küste selbst niemals weit in die Ferne wahrnimmt. Noch ein anderes Merkmaal, daß man bald am Lande seyn werde, war ein Schwarm Heuschrecken, welcher dem Schiffe bis auf dreyßig Meilen weit ins Meer entgegen flog. Sie waren ungefähr zween Zolle lang, und der weite Weg, den sie zurück legten, läßt die Stärke ihrer Flügel leicht ermessen. Währenden Verweilens des Verfassers zu Surate, sah er eine erstaunliche Menge von diesen Thieren über die Stadt ziehen,

...eibung der Königreiche Arrakan und Pegu. ...Nachricht von den Münzen, die in den indiani... ...n Reichen, in Persien, Golkonda u. s. w. übe... lich sind. 4) Anmerkungen über die Seidenwürmer in 12.

o) Reise des Ovingtons, T. I. p. 127.

Ovington 1690.

ziehen, und eine so dichte Wolke machen, daß sie den Schein des vollen Mondes verdunkelten. Sie zogen südwärts p).

Beschreibung von Bombay.

Bombay ist nur eine kleine Insel, nicht weit von der malabarischen Küste, zehn Meilen von **Chaul** gegen Norden, und acht von **Bacaim** gegen Süden q). Sie steht voll Cocusbäume, davon die Nüsse den Eigenthümern zwar etwas eintragen, hingegen ist wenig anderes Getraide oder Vieh vorhanden, als was aus der Nachbarschaft dahin gebracht wird.

Böse Luft auf der Insel.

Das Wasser tauget gar nichts, und fällt nebst der bösen Luft den Engländern öfters tödtlich. Der Verfasser schreibt diese Unbequemlichkeit der Beschaffenheit des Bodens zu, welcher in der Gegend des Hafens sehr niedrig ist; ingleichen dem Gestänke, das die Fische, womit man hier die Bäume dünget, erregen.

Ursache und Wirkung derselbigen.

Das englische Schiff war zur Zeit des **Mussons** angekommen, da es allezeit regnet und stürmet. Innerhalb drey Monaten bissen von achtzig Reisenden zwanzig, und von den Matrosen funfzehn ins Gras. Ja so gar **Ovington** und der Schiffshauptmann selbst lagen so heftig krank, daß weder die Mäßigkeit, als die sicherste Arzeney, noch alle angewendete Kunstmittel ihre Gesundheit herzustellen vermochten. Gleichwohl wurden sie gesund, ehe sie den halben Weg nach Surate zurück geleget hatten, zum klaren Beweise, daß ihre Krankheit einzig und allein von der bösen Luft herrührete. Herr **Georg Cook**, welcher auf **Bombay** regierete, bemühete sich sehr, **Ovington** dazubehalten, und that ihm desto vortheilhaftere Vorschläge, weil damals kein **Prediger** auf der Insel war. Allein, das Beyspiel so vieler Verstorbenen schreckte ihn ab. Es starben des Jahres über so viele Leute, daß man im Sprichworte saget, zu Bombay machen zween Mussons ein Mannesalter r). Die englische Gesellschaft mußte deswegen ohne Unterlaß Mühe und Kosten daran wenden, die abgängige Zahl der Einwohner durch andere zu ersetzen, und Wundärzte mit allen nur ersinnlichen Arzeneyen und Hülfsmitteln dahin zu schicken.

Fernere Wirkung der bösen Luft.

Noch ein Beweis von der verderbten Luft, ist die erstaunliche Menge von Ungeziefer und giftigem Geschmeiße, das während den Mussons auf der Insel entsteht. Die Spinnen werden alsdenn so groß, als ein Daumen, und die Kröten geben einer jungen Ente wenig nach. Selten wird eine Wunde oder Quetschung geheilet. Unter zwanzig Kindern kömmt kaum eines davon. Die Insel hat wirklich keine andere Einwohner, als die man ohne Unterlaß dahin schicket, obgleich die Gesellschaft den Engländern das Heirathen erlaubet, auch Mägdchen, welche Lust haben, an diesem Orte einen Mann auszusuchen, dahin bringen läßt. Man verlanget weiter nichts, als eine ehrliche Aufführung von ihnen, und sie bekommen öfters sehr reiche Kaufleute zur Ehe s).

Religion auf der Insel.

Die Insel **Bombay** wird von einer Schanze vertheidiget, welche nach den Regeln der Kunst angeleget und mit vielen Stücken besetzet ist, welche den Hafen nebst der ganzen Gegend bestreichen. Hier ist der Sitz des Statthalters. Es giebt auch andere schöne Gebäude, darinnen Engländer und Portugiesen wohnen. Die katholische Religion wird frey ausgeübet, und die Portugiesen haben Kirchen, dahingegen die Engländer, ob sie gleich Herren der Insel sind, noch keine andere haben erhalten können, als ein Gemach in der Festung, worinnen sie ihren Gottesdienst täglich zweymal verrichten t). Der Verfasser giebt ihren mit dem Mogol geführten Krieg zur Ursache an. Die Ungläubigen genießen

p) Ebendas. a. d. 126 S.

q) Auf 19 Gr. Norderbreite.

r) A. d. 136 u. f. S.

s) Ebendas. a. d. 142 und 143 S.

t) A. d. 144 S.

Mondes verdun-

ſchen Küſte, zehn
en q). Sie ſteht
ragen, hingegen iſt
barſchaft dahin ge-
en Luft den Englän-
r Beſchaffenheit des
ichen dem Geſtanke,
engliſche Schiff war
Innerhalb drey Mo-
s funfzehn ins Gras.
g krank, daß weder
ſtmittel ihre Geſund-
den halben Weg nach
kheit einzig und allein
ombay regierete, be-
rtheilhaftere Vorſchlä-
yſpiel ſo vieler Verſtor-
daß man im Sprich-
lter r). Die engliſche
n wenden, die abgängi-
it allen nur erſinnlichen

e Menge von Ungezie-
ſel entſteht. Die Spin-
geben einer jungen Ente
Unter zwanzig Kindern
Einwohner, als die man
ndern das Heirathen er-
Mann auszuſuchen, dahin
ufführung von ihnen, und

welche nach den Regeln
en Hafen nebſt der ganzen
ebt auch andere ſchöne Ge-
holiſche Religion wird fern
die Engländer, ob ſie gleich
en, als ein Gemach in der
ichten r). Der Verfaſſer
Die Ungläubigen genießen

142 und 143 S.

N° 2.

NARA

EYLAND

EYLAND CHAUL

JESUITEN INSEL

Trombay

Salset

SALSET

Bandura

I. Cunarey

Sand Bank

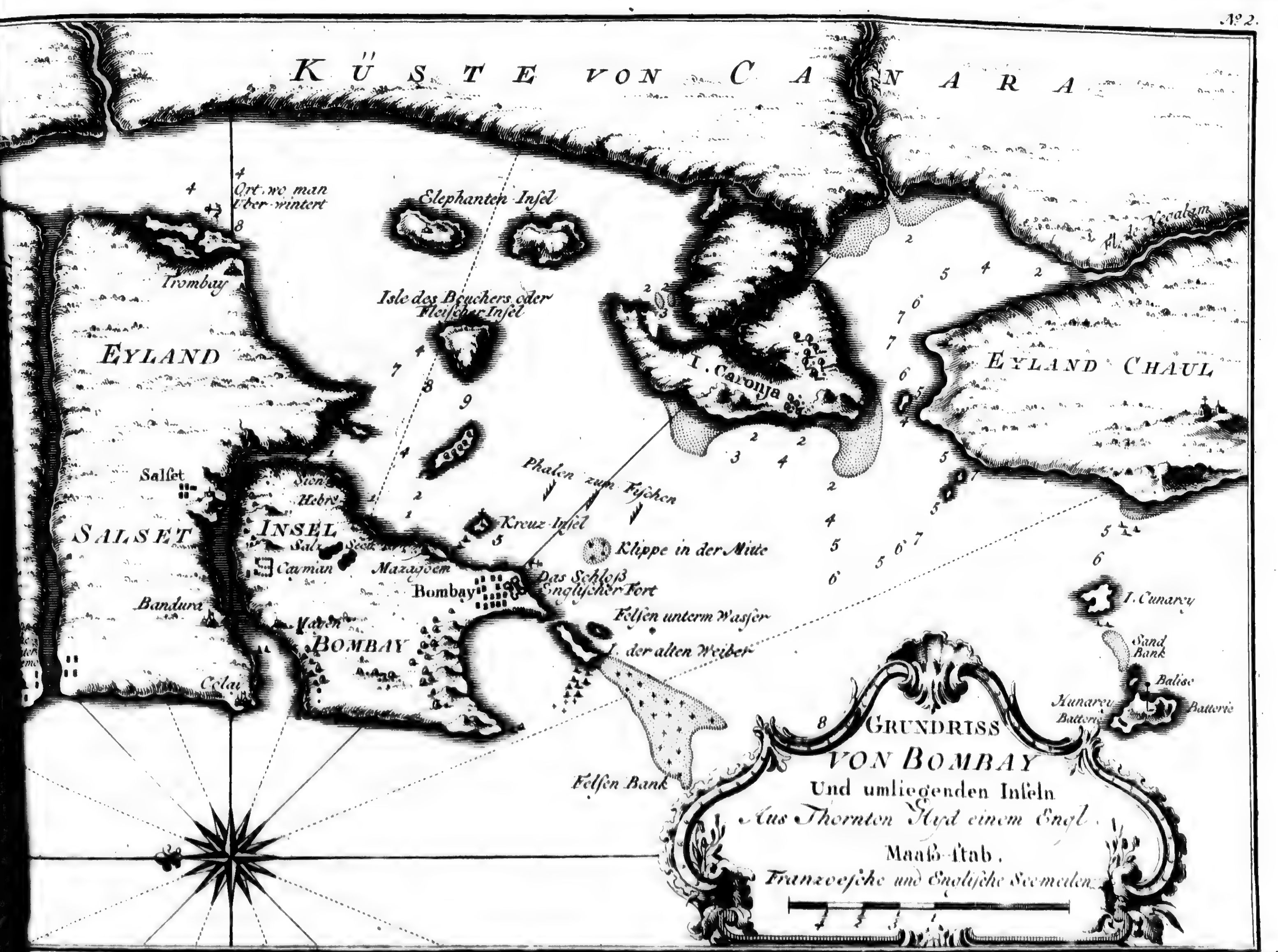
Balise

Batterie

Kunarey Batterie

GRUNDRISS
N BOMBAY
umliegenden Inseln
Maaß-stab.
e und Engliſche Seemeilen

Tom. IV. II.


KÜSTE VON CANARA
Ort wo man über wintert
Elephanten Insel
Tromboy
Isle des Bouchers oder Fleischer Insel
EYLAND
I. Caronja
EYLAND CHAUL
Fl. de Necalam
Salset
SALSET
INSEL
Phalen zum Fischen
Kreuz Insel
Klippe in der Mitte
Carman
Mazagoem
Bombay
Das Schloss Englischer Fort
Bandura
BOMBAY
Felsen unterm Wasser
der alten Weiber
I. Cunarey
Sand Bank
Balise
Hunarey Batterie
Batterie
Celai
Felsen Bank
GRUNDRISS VON BOMBAY
Und umliegenden Inseln
Aus Thornton Hyd einem Engl.
Maass-stab.
Franzoesische und Englische Seemeilen



was die G
besah einen
kaum neun
in einem zi
nes Thalers
legte, auf d
wunderliche
lange das O

Der la
sel Bombay
Reichthum d
rate niedergel
sie sollten drit
gen aber Ha
vom Hundert
der goldenen K
Surate gienge
wesens, welch
Werth seiner

Diese be
endlich öffentlic
Mogol die Be
in der Statthal
desselbigen nich
begnadiget und
ser vergaß die J
tausend Mann
setzen konnte,
Engländer mit
man Sprengkett
cherheit stellen
Widerstand zu l
welche der Verf
rathen, daß sie
ren. Child sta
Tod dem Verdr
seinem Amte erst

Drey Meil
Namen sie von

u) A. d. 145 S
x) A. d. 147
y) A. d. 155 und
heirathete Herrn

was die Glaubensübung betrifft, nicht weniger Freyheit, als die Christen. **Ovington** besah einen Götzentempel, verwunderte sich aber nicht wenig, daß er so klein war, und kaum neun bis zehn Personen auf einmal fassen konnte. Das Götzenbild selbst bestund in einem zinnernen Kopfe, mit einer breiten eingedrückten Nase, und Augen in Größe eines Thalers. An einer Seite hing ein kleiner Beutel, worein das Volk sein Opfergeld legte, auf der andern sah man ein wenig verbrennten Reiß, welchen der **Braman** dieser wunderlichen Gottheit geopfert hatte. Bey der Thüre stund ein Trompeter, und blies, so lange das Opfern währete *u*).

Ovington 1690.

Ovington besieht einen Götzentempel.

Der langwierige Krieg der Engländer mit dem großen Mogol, verursachete der Insel Bombay viel Schaden, indem er die Obstbäume zu Grunde richtete, worinnen der ganze Reichthum der Einwohner besteht. Der Verfasser erzählet, als die Engländer sich zu Surate niedergelassen, wäre der Mogol mit dem Präsidenten der Gesellschaft einig geworden, sie sollten dritthalb vom Hundert für alle ihre aus- und eingehende Waaren bezahlen, dagegen aber Handlungsfreyheit genießen. Bald darauf wurde ihnen ohne alle Ursache vier vom Hundert abgefordert. Man muthete den Factoren der Gesellschaft zu, sie sollten wegen der goldenen Knöpfe, die sie an ihren Kleidern trugen, allemal so oft sie über den Fluß zu Surate giengen, einen besondern Zoll entrichten. Dergestalt hätte der Aufseher des Seewesens, welcher sehr oft nach Sualy reisen, folglich über den Fluß gehen mußte, den Werth seiner Knöpfe sehr bald zum zweytenmale bezahlen müssen *x*).

Ursache des Krieges zwischen den Engländern und dem Mogol.

Diese beyden Beschwerungen, wozu noch andere Mishälligkeiten kamen, verursachten endlich öffentliche Feindseligkeit. Nach einigen leichten Treffen zur See, unternahm der Mogol die Belagerung von Bombay. **Jean Child** war dem **Johann Wiburn** zwar in der Statthalterschaft auf der Insel gefolget: er hatte aber die kriegerischen Eigenschaften desselbigen nicht geerbet, ob er gleich mit dem Titel eines Baronets von Großbritannien begnadiget und zum Generale der englischen Macht in Indien ernennet worden war. Dieser vergaß die Insel zu befestigen. Im Jahre 1668 wurde er von einem fünf und zwanzig tausend Mann starken Heere angegriffen, dem er nicht mehr als dritthalb tausend entgegen setzen konnte, das ist einen gegen zehne. Ungeachtet dieser Ungleichheit wehreten sich die Engländer mit großem Muthe. Allein, als ihre Ueberläufer den Mogolschen zeigten, wie man Sprengkeller anlegen, auch vermittelst der Laufgräben und Schanzkörbe sich in Sicherheit stellen sollte: so war es unmöglich, der Menge und der Geschicklichkeit zugleich Widerstand zu leisten. Der englische General mußte demnach auf gewisse Bedingungen, welche der Verfasser mit Stillschweigen übergeht, Friede machen. Es ist aber leicht zu errathen, daß sie nicht sehr vortheilhaft seyn konnten, weil sie eine Wirkung der Noth waren. **Child** starb, ehe der Vergleich gänzlich zu Stande kam; und man schrieb seinen Tod dem Verdrusse zu, daß er die Ehre seiner Obern nicht retten konnte. Er hatte bey seinem Amte erstaunliche Reichthümer erworben *y*).

Bombay wird von den Mogolschen belagert.

Drey Meilen von **Bombay** liegt eine kleine Insel, der **Elephant** genannt, welchen Namen sie von einem steinernen Elephantenbilde in Lebensgröße trägt. Es steht solches mitten

Elephanteninsel, und ihre Seltenheiten.

u) A. d. 145 S.

x) A. d. 147 S.

y) A. d. 155 und vorhergehenden S. Seine Witwe heirathete Herrn **Georg Weldon**, der ihm im Amte folgete, und nicht weniger reich dabey wurde. Woraus der Verfasser schließt, es müsse in der Gesellschaft Diensten viel zu gewinnen seyn.

Ovington 1690.

mitten in einer Ebene, und fällt jedem, der auf die Insel kömmt, sogleich ins Gesicht. Auf eben diesem Platze steht auch ein steinernes Pferd, welches so künstlich ausgearbeitet ist, daß man es in einiger Entfernung vielmehr für ein lebendiges Thier als für ein Bild ansehen sollte. Doch, was diese Insel weit berühmter machet, das ist eine beschriebene Pagode, davon die Portugiesen viel Wunder erzählen, und zu welcher die verwitwete mogolsche Kaiserinn eine besondere Andacht trug. Nach des Verfassers Anmerkung heißt Pagode so viel, als ein heidnischer Tempel, oder ein zum Götzendienste bestimmter Ort. Der Name rühret, wie er saget, von dem persischen Worte **Put** her, welches einen Götzen bedeutet, und von **Gheda**, welches Tempel heißt.

Ursprung des Namens Pagode.

Beschreibung einer berühmten Pagode auf der Elephanteninsel.

Er giebt uns eine Beschreibung von der **Pagode** oder dem Tempel auf der Elephanteninsel. Sie ist an dem Abschusse eines hohen Berges in den Felsen gehauen. Die Größe beträgt etwa hundert Schuh ins Gevierte, die Höhe aber achtzig, das Gewölbe, welches nichts anders, als ein großer Felsen ist, wird von sechzehn steinernen Pfeilern unterstützet. Jedweder hat drey Schuhe im Durchschnitte, und steht sechzehn Schuh von dem andern weg. Sie sind mit großer Geschicklichkeit ausgehauen. Zu beyden Seiten sieht man vierzig bis funfzig Menschenbilder, jedes von zwölf bis funfzehn Schuh hoch, die ein genaues Verhältniß unter sich haben. Einige haben sechs Arme; andere, drey Köpfe. Andere sind so ungeheuer, daß ihre Finger an Dicke einem Beine gleichen. Einige tragen sehr wohl ausgearbeitete Kronen auf den Köpfen, oder Reichsstäbe in der Hand. Einige haben viele andere kleine Bilder in einer andächtigen Stellung auf dem Kopfe. **Ovington** bemerkte verschiedene, davon einige sich auf Weibespersonen, andere auf den Kopf einer Kuh als eines in Indien sehr in Ehren gehaltenen Thieres stützen. Noch andere berühren das Kinn eines schönen Mägdchen, und noch andere reißen kleine Kinder in Stücken. Er hielt diese Abwechslung angenehmer und gräßlicher Bilder für unterschiedliche Gegenstände des Götzendienstes, indem vermuthlich jedweder diejenigen aussuchet, die ihm mehr Ehrerbiethung oder Andacht einflößen. Das äußerliche der Pagode zeiget nichts sonderliches z).

Der Verfasser reiset nach Surate.

Um die Mitte des Herbstmonats, das ist zu Ende des Mussons, bekam das Schiff Befehl, nach Surate zu segeln. Auf der Reise begegneten ihm gewisse Seeräuber **Sanganianen** genannt, die aber das Herz nicht hatten, es anzugreifen, indem ihnen vor vierzehn Tagen durch eine ganz besondere Begebenheit eine große Ehrerbiethung gegen die englische Flagge eingepräget worden war. Sie hatten einen Hauptmann von besagter Nation auf allen Seiten umringet; er verlangte ihnen auch das Entern nicht zu wehren, sondern schickte alle seine Leute unter das Verdeck, auf welches er hingegen einige Fässer mit Pulver und Stücke bringen ließ. So bald die **Sanganianen** im Schiffe waren, schoß er das Pulver in Brand, welches den größten Theil der Räuber elendiglich verbrannte, tödtete und ins Wasser sprengte, wornach die übrigen aus Furcht einer ähnlichen Bewillkommung sich in aller Geschwindigkeit aus dem Staube machten a).

Seltsame Gegenwehr eines englischen Hauptmannes.

Der **Benjamin** kam ohne Hinderniß vor der Barre zu Sualy, wo keine andere als die europäischen Schiffe anlegen dürfen. Die Indianer genießen diese Freyheit nicht b). Sie müssen in den Fluß Surate einfahren, oder bey seiner Mündung vor Anker legen, welche

z) A. d. 156 und vorherg. S.

a) A. d. 158 S.

b) Der Verfasser hätte im Gegentheile sagen sollen, die europäischen Schiffe dürften nicht in den Fluß einfahren.

c) A. d. 158 S.

welche zwo Meilen von Sualy liegt, gleich wie Sualy vier Meilen von Surate. Hier werden die europäischen Schiffe aus- und eingeladen, auch die Waaren in Häfen und Lagerhäusern so lange verwahret, bis man sie anderswohin bringt, oder nach Gelegenheit wieder einschiffet. Die englischen holländischen und französischen Factore haben ihre Häuser oder Comptore eine halbe Meile von der See, und einen Flintenschuß weit von einander *c*).

Ovington 1690.

Große Austern hängen am Schiffe.

Ovington meldet als etwas besonderes, nachdem das Schiff ausgeladen worden, und gereiniget werden sollte, habe man eine gewaltige Menge großer Austern daran gefunden, welche sich allenthalben entweder angehänget, oder daran erzeuget hatten. Sie schmäckten so gut, daß der Hauptmann alle Engländer zu Surate damit beschenkte *d*).

Besondere Anmerkung Surate betreffend.

Die Beschreibung, welche der Verfasser von dieser Stadt machet, saget zwar nichts, was man nicht bereits in andern Reisebeschreibungen gelesen hätte *e*). Allein, er füget unterschiedliche Anmerkungen bey, die ihm eigen sind. Erstlich bestimmet er die Größe ihres Umfanges, welcher, wie er saget, nebst den Vorstädten, ungefähr drey englische Meilen beträgt: ferner ihre Gestalt, die er einem halben Kreise oder Monden ähnlich machet, indem der Fluß, an welchem sie liegt, und den er **Tapty** oder **Tindy** nennet *f*), an diesem Orte eine Krümme hat.

Feine des Goldes und Silbers im Lande.

Das Gold zu Surate ist so fein, daß man in Europa zwölf bis vierzehn aufs Hundert daran gewinnen kann. Das Silber, welches in allen mogolschen Landen einerley ist, übertrifft das Mexicanische, und die sevilischen Thaler. Es hat weniger Zusatz, als kein anderes Silber. Der Verfasser hat niemals ein beschnittenes Stück, noch verfälschtes Gold oder Silber gesehen. Eine goldene Rupie gilt vierzehn silberne, und eine silberne sieben und zwanzig englische Stüber. Zwar sieht man auch einige ausländische Münzen, aber in geringer Anzahl; imgleichen Kupfermünze, davon sechzig Stücke eine Rupie machen. Noch findet man da eine Art sehr geringhaltiges Geld, nämlich bittere Mandeln, davon sechzig eine Kupfermünze betragen *g*).

Bittere Mandeln statt Geldes.

Alles ausländische Geld bezahlet zu Surate beym Aus- und Eingehen dritthalb vom Hundert. Was den Beamten des Mogols in die Hände fällt, das wird umgeschmolzen, und in Rupien verwandelt, worauf man des regierenden Kaisers Zeichen setzet. Nach seinem Tode verliert jedes Stück ein bis zwey und sechzig Theile am Werthe *h*).

Maaß und Gewichte zu Surate.

Seidene und baumwollene Zeuge werden zu Surate nach **Cobits** verkaufet, davon eine sieben und zwanzig Zolle beträgt. Reiß, Getraide und andere Sachen, die man bey uns mit Scheffeln oder Gefäßen ausmisset, werden zu Surate gewogen. Das gewöhnliche Gewicht ist ein **Scar**, das ist $13\frac{1}{2}$ Unzen. Ein **Mennd** hält vierzig **Scars**. „Demnach, fährt der Verfasser fort, sind ihre Gebräuche von den unserigen ganz unterschieden, „auch in solchen Sachen, wo eine gänzliche Gleichheit herrschen sollte, als zum Beyspiele „an den Sägen und Thürschlössern, welche den unserigen im geringsten nicht ähnlich se„hen. Ja es scheint, als ob so gar die Thiere in Indien andere Neigungen hätten, als „bey uns. Also lauren zum Beyspiele die Hunde die ganze Nacht auf die Mäuse und „Ratten „ *i*).

Unterschied der indianischen Gebräuche.

d) Ebendas.

e) Man lese insonderheit **Thevenot**, **Carre**, Ellra, u. s. w.

f) A. d. 212 u. f. S.

g) A. d. 218 und vorhergehende S.

h) A. d. 219 S.

i) A. d. 220 S.

Ovington 1690.

Handlung zu Surate.

Es werden aus ganz Asien Waaren nach Surate gebracht. Die Käufer sind Türken, Araber, Perser, Europäer und Armenier. Keine Kaufleute breiten sich dergestalt durch die ganze Welt aus, noch reisen sie mit solchem Eifer, als die Armenier. Ihre Sprache ist eine der gangbaresten in Asien. Sie sind zu aller Zeit ihrer Handlung wegen berühmt gewesen. „Zu ihrer Nachbarschaft, das ist in dem Phasis in Georgien, war „ehemals das goldene Vließ, davon die Alten so viel Wesens machen, das aber in nichts „anders, als in einem starken Handel mit Wolle, Häuten und Pelzwerke bestund, das „die nordischen Völker dahin brachten k).

Die indianischen Kaufleute, welche zu Lande nach Surate kommen, bringen ihre Waaren selten mit Pferden hin und her, weil selbige sämmtlich in des Landesherrn Dienste gebrauchet werden: sondern sie bringen selbige auf Karren, Dromedarien, Kameelen und Eseln an Ort und Stelle.

Der Verfasser wirft den Holländern ihre Betrügerey vor.

Die Holländer bringen allerley Gewürz nach Surate. Die Engländer insbesondere Pfeffer. Doch wofern man dem Verfasser glauben darf, so gehen die erstern nicht allemal aufrichtig zu Werke. „Zuweilen ziehen sie eine gewisse Menge Oel, Essenz oder Geist aus „den Nelken, Zimmetrinden u. s. w. und verkaufen sie nichts destoweniger um eben den „Preis, als wenn nichts damit vorgegangen wäre. Diese Betrügerey wird zu Batavia „gespielet, und daher kömmt es, daß man so viel abkräftiges ungeschmacktes Gewürz antrifft l)„.

Zween Statthalter in Surate.

Nebst dem Oberhaupte der Kriegesleute, welcher beständig im Schlosse bleibt, nicht anders als ein Gefangener, haben die Einwohner noch ihr besonderes Oberhaupt, welches insonderheit die öffentlichen und Rechtssachen verwaltet. Er kömmt eben so wenig viel aus seinem Pallaste, damit er die Bittschriften der vornehmsten Kaufleute zu aller Zeit annehmen, und unverzögerliche Geschäffte sogleich ausmachen kann. Wenn er sich ausmachet, frische Luft zu schöpfen: so sitzt er in einem prächtigen Sessel auf einem Elephanten. Nebst dem Kerl, der das Thier regieret, hat er noch einen andern Bedienten neben sich, der ihm die Fliegen wehret, und Wind zuwehet, und zwar mit einem Roßschweife, der an einem Stiele eines Schuhes lang befestiget ist. So schlecht als ein solcher Windfächer scheinen mag, so bedienen sich doch die Großen, ja der Kaiser selbst, keines andern. Nebst andern Merkmaalen seiner Hoheit, hat der suratische Statthalter auch einige Elephanten. Er hält auch eine Leibwache zu Pferde und zu Fuße, sowohl zu seiner Sicherheit, als zu Vollstreckung seiner Befehle m).

Pracht des Oberhaupts der Bürger.

Hat drey Räthe.

In wichtigen Sachen muß er die drey vornehmsten Beamten in der Stadt zu Rathe ziehen, welche sodann die höchste Gewalt mit ihm theilen.

Der Cogy.

Der erste führet den Titel **Cogy**, ist ein Rechtsgelehrter, und in allem, was zu den Reichsgewohnheiten gehöret, wohl erfahren. Der zweyte, der **Vacanaviche** genannt, wird vom Kaiser dazu verordnet, daß er alle merkwürdige und wichtige Sachen wöchentlich nach Hofe berichten muß n).

Vacanaviche

und der Katwal.

Der **Katwal**, als dritter kaiserlicher Gevollmächtigter, muß die Unordnung verhindern und bestrafen. Jede Nacht muß er drey Runden in der Stadt gehen, nämlich um neun Uhr Abends, um Mitternacht, und um drey Uhr des Morgens. Um fünf Uhr

k) A. d. 222 S.
l) A. d. 226 S.
m) A. d. 228 und vorherg. S.

n) Ein anderer **Harcarrah** genannt, bemerket was täglich geschieht.

Ovington 1690.

Uhr wird die Trommel gerühret, und die Trompete geblasen, um die erste Tagesstunde anzuzeigen. Der **Katwal** hat allemal viele Bedienten, nebst einer Compagnie Soldaten bey sich, welche mit Säbeln, Lanzen und Pfeilen bewaffnet sind. Einige führen ein sehr gefährliches Gewehr, nämlich einen eisernen Stab, etwa zwey Schuh lang, mit einem eisernen Knopfe, damit man einem die Hirnschale auf einen einigen Streich zerschmettern kann. Geringe Verbrechen werden mit einem Gefängnisse von etlichen Tagen bestrafet; große mit Prügeln.

Friede und Sicherheit zu Surate.

Obgleich allerley Landesleute in Surate wohnen: so sind doch Schlägereyen, ja so gar Wortwechsel etwas seltenes. Die abgöttischen Indianer schicken sich besser dazu, eine Beschimpfung zu dulden, als andern anzuthun, und vermeiden alle der menschlichen Gesellschaft schädliche Verbrechen, als zum Beyspiele Mord und Diebstahl, mit äußerstem Fleiße. **Ovington** vernahm mit Erstaunen, daß in einer so großen Stadt seit zwanzig Jahren niemand mit dem Tode bestrafet worden war. Der Kaiser behält sich den Ausspruch der Todesstrafen vor, oder überläßt ihn nur denen von seinem Hofe am allerweitesten entfernten Gerichten. In einem außerordentlichen Falle berichtet man das Verbrechen an den Monarchen, worauf er die Strafe verordnet, ohne den Missethäter holen zu lassen o).

Erstrecket sich bis auf das Land.

Wird etwas auf dem Lande und in dem Gebiethe der Stadt gestohlen, so muß ein gewisser Beamter, den man **Pursdar** nennet, gut dafür stehen. Er hat einige Compagnien bewaffnete Leute unter sich, welche die Landstraßen und Dörfer beständig bereuten, und die Diebe verfolgen p). Mit einem Worte, gleichwie die Handlung an wenigen Orten dermaßen blühet, als zu Surate, also wird auch an wenigen so eifrig für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gesorget.

Was der Verfasser von den unterschiedenen Religionen, und Gebräuchen der Indianer beybringt, das gehöret nicht sowohl zur Beschreibung von Surate, als unter den allgemeinen Titel von Indien, wo es nebst den Berichten vieler andern Reisenden Platz finden soll. Unterdessen kann man doch dasjenige, was der Stadt Surate und dasiger Gegend eigen ist, heraus nehmen.

Hospital für Kühe, Hunde ꝛc.

Ovington gedenket eines großen Hospitals nahe bey der Stadt, das die **Banianen** unterhalten, und zwar für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde und andere Kranke, gebrechliche, oder zur Arbeit untüchtig gewordene Thiere. Gesetzt, ein Mann könnte seinen Ochsen nicht mehr gebrauchen, sondern wollte ihn todt schlagen, entweder um das Futter zu sparen, oder um des Fleisches willen, und ein Banian erführe die Lebensgefahr, darinnen der Ochs sich befindet, so wird er selbigen von dem Eigenthümer für sich ausbitten, ja zuweilen theuer bezahlen, und nach diesem Hospitale bringen, wo er bis an sein Lebensende gefüttert wird q).

Wanzenhospital.

Nicht weit von diesem Gebäude r) steht ein anderes für die Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer, das den Menschen peiniget. Damit nun diese Thiere ihrer Natur gemäß ernähret werden, so miethet man von einer Zeit zur andern einen armen Menschen, daß er eine Nacht im Hospitale schläft. Man bindet ihn aber auf dem Bette fest, damit er nicht wegen des schmerzhaften Stechens vor Tage weglaufen, folglich seine Kostgänger nicht hinlänglich speisen möge s).

o) A. d. 231 S.
p) A. d. 231 S.
q) A. d. 313 S.
r) Ebendas.
s) Ebendas. S. 314.

Ovington 1690.

Schreckliche Pest zu Surate.

Erneuerung und Wirkung derselbigen.

Sechs Jahre vor **Ovingtons** Ankunft, hatte sich unter den Indianern zu Surate eine ansteckende Krankheit ausgebreitet, welche noch immer anhielt, wiewohl nicht beständig mit einerley Wuth. Zur Zeit der **Mussons** schien sie sich zu legen, indem die Luft sodann abgekühlet wird; hingegen unmittelbar vor selbigen wütete sie am heftigsten. Ehe die Regenzeit einfällt, ist die Luft unsäglich trocken und heiß. Ist besagte Zeit vorbey, so erheben sich warme und schädliche Dünste, welche mehr Krankheiten verursachen, als man sonst das ganze Jahr über spüret. Damals trug man alle Morgen über hundert Heiden aus der Stadt auf den Brennplatz, ohne die Mohren, die man begrub, und ohne was in den Vorstädten starb, welches alles nach einem mäßigen Anschlage täglich bey dreyhundert Personen betrug. Gleichwohl schien die Stadt eben so volkreich, als zuvor, und man merkte nicht, daß die Zahl der Einwohner abnähme. Ehe diese Pest ausbrach, verspürete man ein kleines Erdbeben, welches zwar einigen Schrecken verursachete, aber weder ein Haus umstürzete, noch jemanden beschädigte. Die Mohren wunderten sich ungemein, daß diese Krankheit die Landeseingebohrnen so heftig mitnahm, die Europäer hingegen im geringsten nicht angriff *t*).

Pest zu Balsora.

Im Jahre 1691 erfuhr **Ovington**, es wären zu **Balsora** innerhalb achtzehn Tagen zweyhundert tausend Personen an der Pest gestorben. Es legte sich aber diese Plage bald wieder *u*).

Gewöhnliche Krankheiten zu Surate.

Die gewöhnlichen Krankheiten zu Surate, welchen die Europäer schwer entgehen, sind allerley meistens tödtliche Fieber. Sie betreffen insonderheit diejenigen, welche gern schmausen und den Wein zu sehr lieben. Andere sterben an einer Krankheit, welche in dem Lande den Namen **Merdechine** trägt. Sie besteht in heftigem Erbrechen und einem starken Durchfalle, und wird insonderheit dadurch verursachet, wenn man in einer Mahlzeit zuviel Fleisch und Fische durcheinander ißt. Um den Kranken zu helfen, brennet man ihn mit einem glüenden Eisen auf die Fußsohlen, welches ihn eine Zeitlang am Austreten verhindert. Auch sind die Europäer einer gewissen Gicht unterworfen, die ihnen alle Glieder lähmet. Sie kömmt von den durchdringenden Nachtnebeln her. Das beste Mittel dagegen ist, daß man die Bäder fleißig besuche, welche man hier zu Lande häufig genug hat *x*).

Weißes Fieberpulver.

Die gute Wirkung des weißen Fieberpulvers, hat den Gebrauch desselbigen im mogolischen Lande sehr bekannt gemachet. Der Verfasser meldet, es sey von englischen Aerzten nach England verschicket worden, und habe daselbst eben so gute Dienste gethan. Ueberhaupt, saget er, schlagen kühlende Mittel hier zu Lande am besten an, weil die meisten Krankheiten von der Hitze herrühren *y*).

Kloster Pulparrok bey Surate.

Zwo Meilen von Surate findet man einen sehr angenehmen Ort, Namens Pulparrok. Er liegt am Flusse, und ist mit Gebüschen, Bäumen und Lustgängen ungemein gezieret. Die Gegend ist ganz flach, nur am Ufer des Flusses erhebet sich der Boden etwas, und verschaffet dadurch eine desto weitere Aussicht auf das Wasser. Die Hitze wird durch unzählige Bäume und die Nähe des Stromes abgekühlet. Es ist eigentlich ein Kloster der **Jaquirs**, welche ihren Aufenthalt so bequem und lustig gemachet, und seine natürliche Anmuth durch die Kunst erhöhet haben. Um ganz Surate ist keine Gegend, welche mit dieser in Vergleichung käme. Die **Jaquirs** bilden sich auch nicht wenig darauf

t) Ebendas. II Th. a. d. 56 S.

u) Ebendas.

x) Ebendas. a. d. 57 S.

y) A. d. 58 S.

z) A. d. 65 und 75 S.

a) Man lese den 3ten Theil seiner Reisebe[schreibung]

ein, und sind weit stölzer, als andere ihres Gleichen. Bekanntermaßen sind sie Bettelmönche, die ihre Einkünfte durch Almosen sammeln vermehren. Einstens begegnete ein solcher Bettelbruder aus dem Kloster Pulparrok dem Präsidenten der englischen Gesellschaft außerhalb Surate, und forderte unverschämter Weise zwanzig Rupien von ihm. Der Präsident both ihm neunzehn an, um seinen Spaß mit dem Kerl zu haben. Allein jener nahm sie nicht, weil er es seiner Würde für nachtheilig hielt, den geringsten Häller von seiner ersten Forderung nachzulassen *z*).

Thevenots Beschreibung von Surate.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Gegend um Surate.

Thevenots Bericht von der suratischen Gegend. Trauben von Naapura. Starke Getränke. Maaß und Gewicht. Berühmter Brunn und Wassersammlung. Garten der Prinzessinn. Boden bey Surate. Taptyfluß. Wie Gusurate in des Mogols Hände fällt.

Thevenot war im Jahre 1666 zu Surate, und machte daselbst allerley Beobachtungen, woraus die ihm gewöhnliche Beurtheilungskraft, die ihn über andere Reisende erhebt, beständig hervor leuchtet. Er stimmet mit dem jetzo angeführten meistens überein, und bestätiget es folglich durch sein Zeugniß. Hingegen bringt er noch eines und das andere bey, was den Augen des Ovingtons entgangen zu seyn scheint.

Thevenots Bericht von der suratischen Gegend.

Zu Surate, saget er, kann man Weintrauben essen, vom Anfange des Hornungs bis zu Ende des Aprils. Sie schmäcken aber nicht sonderlich, welches, wie einige vermeynen, der Ungeduld der Einwohner zuzuschreiben ist, indem sie die Trauben nicht zeitig genug werden lassen. Gleichwohl bringen die Holländer ebenfalls nur einen sehr sauren Wein davon zu wege, den man ohne Zucker nicht trinken kann, ungeachtet sie die Trauben so lange als möglich am Stocke lassen. Es sind selbige weiß und sehr groß. Man bringt sie von Naapura, einer kleinen Stadt in der Landschaft Balagate, nach Surate *b*).

Trauben von Naapura.

Das Getränk in dasiger Gegend tauget eben so wenig, als der Wein. Das gewöhnlichste wird aus Sagre oder schwarzem Zucker gemachet, den man im Wasser zergehen läßt, und ein wenig Babulrinde dazu thut, damit es einige Stärke bekomme. Hernach zieht man alles mit einander herüber.

Starke Getränke.

Man machet auch Branntewein aus Tary, das ist aus einem ziemlich angenehmen Safte, welcher aus zweyerley Palmbäumen gezapfet wird. Eine Art heißt Codgiour; die andere ist die Cocusart. Thevenot meldet, die Palmbäume, woraus Tary gezapfet wird, trügen keine Datteln, und diejenigen, woraus man keinen zapfet, trügen wilde Datteln. Der beste Tary ist derjenige, den man des Nachts zapfet. Denn weil ihn die Sonnenhitze nicht matt machet: so schmäcket er angenehm und etwas säuerlich, wie etwa die Castanien *c*).

Maaß und Gewicht giebt Thevenot genauer an, als Ovington. Das sogenannte Candi Gewicht thut zwanzig Mans. Das im Handel gebräuchliche Gewicht ist das Man, welches vierzig Pfunde beträgt. Ein suratisches Pfund beträgt vierzehn Unzen, oder

Maaß und Gewicht.

...ung. Er wird hier nur im Auszuge angeführet, weil er nicht zu Surate blieb, sondern nur auf seinem Wege nach Indostan durchreisete. Man sehe seine eigene Nachrichten.

b) Ebendas. S. 47.

c) A. d. 49 S.

Thevenots Beschreibung von Surate.

oder fünf und dreyßig Toles. Gold und Silber wird nach Toles ausgewogen, jede Tole hat vierzig Mangelis oder sechs und funfzig unserer Karate. Zwo Toles, ein Drittel und ein Halbes, machen eine pariser Unze. Die Tole ist am Gewichte einer silbernen Rupie gleich. Ein Man wiegt durch ganz Indien vierzig Pfund: allein die Pfunde, welche man zu Surate Serres nennet, sind in jedem Lande unterschieden. Zum Beyspiele, die suratischen sind schwerer, als die golkondischen. Das zu Agra thut acht und zwanzig Unzen.

Große Summen zählet man durch Lecs, Cruls oder Curus, durch Padans und Nils. Hundert tausend Rupien machen ein Lec, hundert tausend Lecs machen ein Curu, hundert tausend Curu ein Padan, und hundert tausend Padan ein Nil. Bey großen Herren sieht man goldene Rupien, die ungefähr ein und zwanzig französische Livres gelten, aber im Handel gewöhnlicher Weise nicht gebrauchet werden. Ihr ordentlicher Gebrauch ist, sie zu verschenken. Die gemeine Rupie ist von Silber, und nicht viel mehr werth, als neun und zwanzig Sous französischen Geldes, wiewohl man sie gemeiniglich für dreyßig anschlägt. Es werden alle Jahre Rupien gepräget, und die von gegenwärtigem Jahre gelten etwas mehr, als die vorigen, weil die Münzer behaupten, das Silber nutze sich beständig ab *d*). Es giebt auch halbe und viertheils Rupien. Der Mahmudy ist gleichfalls eine Silbermünze und gilt ungefähr zwölftehalb Sous. Der Pecha ist Kupfergeld, in Größe einer Rupie, wiegt sechs Quentchen und gilt etwas mehr, als zehn Pfenning. Acht und sechzig Paden oder bittere Mandeln giebt man für ein Pecha. Diese Mandeln, die man zu Surate statt des Geldes gebrauchet, kommen aus Persien, und wachsen auf einer Staude zwischen Felsen.

Endlich so meldet Thevenot auch, das Silbergeld des großen Mogols sey feiner, als kein anderes, weil jeder ins Reich kommender Ausländer sein mitgebrachtes Geld, es mögen Piaster oder andere Sorten seyn, gegen Landmünze verwechseln muß, wornach man es so gleich umschmelzet, scheidet, und Rupien daraus präget *e*).

Berühmter Brunn und Wassersammlung.

Bey der Beschreibung des Kirchhofes für die Engländer, füget der Verfasser noch bey, es stehe nicht weit davon ein viereckigter mit vielen Schwibbogen von Ziegelsteinen bedeckter Brunn, und sey jeder Bogen einige Schuhe weit vom andern entfernet. Man steigt auf verschiedene Treppen hinab, und das Tagelicht fällt durch jedweden zwischen zweenen Bögen vorhandenen Raum von oben bis auf den Grund hinein. Ungeachtet aber von diesem Werke viel Wesens gemachet wird: so kömmt es doch einer gewissen Wassersammlung bey weitem nicht bey. Man erblicket selbige nicht weit von einem Thore der Stadt Surate, das damansche genannt, woselbst der schönste Spaziergang in der ganzen Gegend seinen Anfang nimmt. Dieses Thor ist mit den Aesten eines schönen Baumes, der hier zu Lande War, von den Portugiesen aber Wurzelbaum genennet wird, bedecket und eingefasset. Sie geben vortrefflichen Schatten, welcher denen, die nach der Wassersammlung gehen, wohl zu statten kömmt. Selbige hat sechzehn Ecken, und jede Seite eine Länge von hundert Schuhen. Der Durchschnitt des ganzen Werkes beträgt einen Flintenschuß. Sie ist mit großen glatten Steinen gepflastert, und rings umher mit Stuffen versehen, worauf man gleich als in einem Schauplatze vom Rande des Beckens bis an den Boden herab steigen kann. Jede Stuffe ist einen halben Schuh hoch, und bestehet aus

d) Ovington schreibt diese Abwürdigung der Regierungsänderung zu.

e) A. d. 52 und vorherg. S.

aus schönen gehauenen Steinen, welche aus Cambana kommen. An dreyen Orten sind Treppen ohne Stufen angelegt, worauf man die Pferde zur Tränke ans Wasser führet.

Thevenots Beschreibung von Surate.

Mitten aus diesem schönen Wasserstücke erhebt sich ein viereckigtes steinernes und etwa vier Klafter breites Gebäude, worauf man vermittelst zwoer kleinen Treppen steigt. Man kann daselbst frische Luft schöpfen und sich auf allerley Weise ergötzen: man muß aber in einem Schiffe hinüber fahren. Das große Becken wird zu seiner Zeit vom Regen angefüllet. Das Wasser rinnt erstlich durch die Felder, und machet gleichsam einen Canal, worüber man Brücken gebauet hat, hernach ergießt es sich in einen mit einer Mauer umgebenen Bezirk, und fällt aus selbigem durch drey ausgehauene runde Löcher, von mehr als vier Schuhen im Durchschnitte, in die Wassersammlung. Ehemals wurde in ganz Surate kein anderes Wasser getrunken, als dieses: nachgehends aber entdeckte man fünf Quellen oder Brunnen, welche dermalen die ganze Stadt mit Wasser versehen. Der Verfasser bewundert besagte Wassersammlung ungemein, und setzet sie den schönsten Werken an die Seite, welche jemals von den Römern zum gemeinen Besten aufgeführet seyn mögen *f*).

Garten der Prinzessinn.

Eine viertel Meile weiter, findet man den **Garten der Prinzessinn** zum Spaziergange. Den Namen hat er deswegen, weil ihn eine Schwester des großen Mogols anlegen ließ. Es ist ein großer Platz mit allerley Bäumen besetzet, als mit Manguiers, Palmen, Mirabolanen, Vars, Maisas und andern, die sämmtlich in einer schönen Ordnung da stehen. Man sieht einige ziemlich gerade Gänge, davon viere den Garten kreuzweise durchschneiden, mit einem kleinen Canale in der Mitte. In der Mitte des Gartens steht ein Gebäude mit vier Eingängen, davon jeder seinen Divan, und an jedem Ecke ein Cabinet hat. Vor jedem Divan zeiget sich ein viereckigtes Becken voll Wasser, woraus Bächlein durch die vornehmsten Spaziergänge rinnen. Aber obgleich dieser Garten wohl angeleget ist: so fehlen ihm doch unsere bedeckten Gänge und Luststücke; eben so wenig hat er etwas, das der Schönheit unserer Wasserkünste gleich käme *g*).

Der **Varbaum**, welchen **Thevenot** nach seinem ganzen Umfange untersuchte, heißt auch Ber, **Banianen**- und Wurzelbaum, weil seine Aeste mit langen Fasern versehen sind, folglich leicht Wurzel schlagen, und neue Aeste treiben. Dergestalt geschieht es, daß ein einiger Baum, einen großen Platz anfüllet, wenn ihm nur Freyheit gelassen wird, sich auszubreiten. Der Verfasser sah einen, welcher mehr als dreyßig Klaftern im Durchschnitte, das ist im Umfange seiner Aeste hatte, welche man ordentlich beschnitt, daß sie einen sehr schönen Spaziergang machten *h*). Weil die Indianer diesen Baum für heilig achten: so wenden sie großen Fleiß daran, ihn auszuzieren, ja sie bauen zuweilen eine Pagode dabey.

Boden bey Surate.

Der Boden bey Surate besteht aus einer sehr dunkelgrauen, und so fetten Erde, daß man sie niemals düngen darf. Das Getraide wird nach der Regenzeit, das ist nach dem Herbstmonate, gesäet. Die Erndte geschieht im Hornung. Man pflanzet auch Zuckerrohre daselbst. Die Weise sie zu pflanzen ist folgende: Man zieht tiefe Furchen, und wirft vorher, ehe man die Rohre einleget, kleine Fische hinein, die man Gründlinge nennet. Es mag nun seyn, daß sie den Boden düngen, oder daß sie dem Rohre in der That eine besondere Eigenschaft beybringen: so geben die Einwohner doch vor, ohne dieses Mittel

f) Ebendas. a. d. 72 S.
g) Ebendas. a. d. 73 S.
h) A. d. 74 S.

Thevenots Beschreibung von Surate.

Mittel würden sie nichts tragen. Sie legen ihre Fächser auf die Fische, einen an den andern. Jeder Knoten eines dergestalt mit Erde verdeckten Rohres treibt ein Zuckerrohr, das man zu seiner Zeit abschneidet i).

Der Reiß kömmt in der Gegend um Surate nicht weniger gut fort. Die Mangel- und Palmbäume von allerley Gattungen, nebst vielen andern Bäumen, bringen nicht weniger Nutzen, als Anmuth. Die Getraideländer werden niemals gewässert, weil der häufige Morgenthau zu ihrer Fruchtbarkeit schon hinreichet.

Tapty Fluß.

Der Fluß **Tapty** ist bey Surate allemal etwas gesalzen. Die Einwohner gebrauchen auch sein Wasser nur zum Baden, welches hier, gleichwie in ganz Indien, alle Morgen geschieht. Der Fluß hat kein sonderliches Ansehen. Bey hoher Fluth beträgt seine Breite etwa die Hälfte von der **Seine**. Allein im Winter schwillet er vom Regenwasser so stark auf, daß er die Gegend überschwemmet und vielen Schaden stiftet. Er entspringt in einem Bezirke des **duanischen** Gebirges, Namens **Gehar-conde**, zehn Meilen von **Brampur**. Bey niedriger See läuft er bis an die Barre des Hafens, aber die Fluth steigt gemeiniglich zwo Meilen über selbige. Der eigentliche Hafen von Surate ist zu **Sualis**, zwo Meilen von der Barre und fünfthalb Meilen von Surate.

Wie Guzurat in des Mogols Hände fällt.

Thevenot hält die Stadt Surate nebst ihrem Bezirke ohne Bedenken für den schönsten Theil der Landschaft Guzurat, wofern man gleich die ungemeinen Vortheile, welche besagte Stadt wegen ihrer Handlung genießt, bey Seite setzen wollte. Die Landschaft selbst, hält er für die angenehmste in ganz Indostan. Sie war ehemals ein Königreich, kam aber um das Jahr 1595 in des Mogols **Ekbar** Hände. Diesen lockte ein vornehmer Herr aus dem Lande dahin, welchem der letzte König, Namens **Sultan Mahmuth** bey seinem Tode die Regierung und Vormundschaft über seinen Sohn anvertrauet hatte. Der Vormund machte sich durch seinen Stolz bey allen Großen äußerst verhasset. Als er ihnen nun mit eigenen Kräften nicht länger widerstehen konnte: so nahm er seine Zuflucht zu dem Mogol, unter dem Vorwande, den Schutz desselbigen für seinen Mündling, Namens **Mudafer**, auszubitten. **Ekbar** fiel mit einem Heere in Guzurat ein, bezwang alle Großen, die sich widersetzten, und die der Regent für Feinde des jungen Prinzen ausgab. Aber anstatt eine einige Stadt, die man ihm nebst ihrem Bezirke versprochen hatte, für seine Bemühung zu nehmen, behielt er das ganze Königreich, setzte den Prinzen nebst seinem Vormunde gefangen, und brachte das eroberte Land theils durch List theils mit Gewalt auf seine Nachfolger. Der unglückliche **Mudafer** entwischete zwar aus dem Gefängnisse, und versuchte, sein Erbland zu erobern: er wurde aber geschlagen und abermals gefangen. Endlich nahm er sich aus Verzweiflung das Leben mit eigener Hand k).

Der

i) A. d. 73 S.

k) Ebendas. a. d. 15 und 16 S.

Der III Abschnitt.

Zustand der engländischen Angelegenheiten in Indien.

Wohnung der Engländer. Was der Präsident ist. Einrichtung der engländischen Handlungsgesellschaft daselbst. Handwerksleute und Bediente. Pracht des Präsidenten und der Factore. Ihr Kirchhof ist mit schönen Gebäuden gezieret. Die Europäer zu Surate müssen einen Sturm ausstehen. Was man ihnen Schuld giebt. Die Engländer müssen noch mehr ausstehen. Wer die Sanganier sind. Hauptmann Say fällt in der Seeräuber Hände; kömmt wunderlicher Weise um sein Geld; wird nach dem Hafen Aramra geführet. Lage von Aramra und dem Lande der Sanganier. Gemüthsart dieser Seeräuber. Beschreibung von Mascat. Ungemeine Hitze des Landes. Früchte desselben. Fleiß der Einwohner. Das Vieh wird mit Fischen gefüttert. Beschaffenheit und Speisen der Einwohner. Ihre ungemeine Mäßigkeit. Wie sie die Gerechtigkeit verwalten. Ihre Höflichkeit gegen Fremde. Wie es dem Hauptmanne Say bey ihnen ergangen. Die Portugiesen werden aus Mascat verjagt. Wie gütig mit den Gefangenen zu Mascat verfahren wird. Allerley unbekannte Häfen. Zeit der Fahrt nach dem rothen Meere. Hafen Dofar. Cassen. Ser. Aden. Abnahme des Hafens zu Aden. Zustand von Moka. Vorrecht der Europäer. Münzen. Mosek. Insel Hodecda. Comoran. Hafen Lobia. Gezeon. Camphida. Des Verfassers Rückreise.

Ovington 1691.

Nach diesem Berichte, wendet sich Ovington zu den Angelegenheiten seiner Landesleute, und saget: die englische ostindische Gesellschaft wende jährlich hundert tausend Pfund Sterlinge auf die Unterstützung ihres Handels in Indien, und auf die Unterhaltung ihrer Bedienten. Ihre vornehmsten Handelsplätze sind, wie er saget, Surate, die Georgenschanze, Gomron in Persien, und Bengala *l*).

Jeder Theil der mogolschen Herrschaften hat seine besondern Waaren, welche von dem Agenten der Gesellschaft aufgekauft, und gegen Ankunft der Schiffe fertig gehalten werden. Ohne diese Sorgfalt würde die Gesellschaft, nach des Verfassers Meynung, gegen andere Nationen nicht aufkommen. Insonderheit ist ihm eine bekannt, die er aber nicht nennet, welche vor einiger Zeit dem Mogol einen stärkern Zoll zu bezahlen versprach, wofern sie ganz allein in seinem Lande handeln dürfte. Durch dergleichen Unternehmungen, saget Ovington, wird unser Präsident gezwungen, auf die Anschläge unserer Nebenbuhler ohne Unterlaß ein wachsames Auge zu haben, und sich bey Hofe durch Geschenke in Gunst zu setzen *m*).

Wohnung der Engländer.

Das Haus, welches die Engländer zu Surate bewohnen, gehöret dem Mogol, und ist eines der schönsten in der ganzen Stadt. Es liegt gegen Nordwest. Es können vierzig Personen darinnen wohnen, ohne des Präsidenten Gemächer zu rechnen. Der Kaiser, Aurengzeb, vermiethete diese Wohnung unmittelbar an die Engländer für sechzig Pfund Sterlinge, nahm aber diese Summe selten ein, weil er ihnen erlaubte, das Haus dafür auszubessern, ja zu zieren. Es hat viele Keller, Gewölber, eine Wassersammlung und ein Bad *n*).

Was der Präsident ist.

In diesem Pallaste hat der engländische Präsident der nordlichen Theile von Indien, seinen Sitz. Er wird zuweilen zur Würde eines Statthalters von Bombay erhaben, und mit dem Titel Honorable beehret. Bey seinem Amte kann man sehr reich werden. Nebst seiner Besoldung von dreyhundert Pfund Sterlinge und denen Einkünften, die er von den Schiffen genießt, darf er auch in seinem eigenen Namen in allen Morgenländern Hand-

l) A. d. 91 S.
m) II Th. a. d. 92 S.
n) Ebendas. a. d. 93 S.

Ovington
1691.

Handlung treiben. Daher wird er auch in wenigen Jahren grundreich. Alle übrige Beamten der Gesellschaft haben gleich ihm die Erlaubniß, für sich zu handeln, welcher Vortheil den Agenten der holländischen Gesellschaft niemals eingeräumet worden ist o).

Einrichtung der engländischen Handlungsgeschäffte zu Surate.

Weil es nicht wenig Nutzen schaffet, die Einrichtung einer großen Handelsniederlage zu wissen, wofern selbige auf die Erfahrung gegründet, und durch den Erfolg gerechtfertiget worden ist: so dürfen wir der Erzählung des Verfassers von der englischen Verfassung nicht vorbey gehen.

Die vornehmsten Bedienten der Gesellschaft, welche unter dem Präsidenten zu Surate stehen, sind drey, nämlich der **Buchhalter**, der **Waarenhüter**, und **der Schiffsversorger**. Aus diesen vier Personen besteht der Rath, worinnen der Präsident zwo Stimmen führet. Hier werden alle Geschäffte, welche die Gesellschaft und ihre Bedienten angehen, vorgetragen und ausgemachet.

Der Secretär ist allemal bey der Versammlung gegenwärtig, wiewohl er keine Stimme hat. Er rücket in den ersten erledigten Platz. Eben diese Ordnung wird bey allen übrigen Stellen beobachtet: man steigt nämlich stufenweise nach der Länge seiner Dienste, es sey denn, daß die Gesellschaft durch eine besondere Verordnung eine Ausnahme bey ihren Grundregeln beliebe.

Der Prediger, die alten und jungen Factore, die Schreiber und Lehrlinge, sind die übrigen Einwohner dieses Pallastes. Jeder bleibt, so wie er es mit der Gesellschaft einig geworden ist, entweder drey oder fünf Jahre bey seiner Bedienung, ehe er zu einer höhern Stuffe erhaben wird, als etwa vom Lehrlinge zum Schreiber, vom Schreiber zum Factor, von welcher Stelle man hernach zu den höchsten Aemtern schreitet. Nebst der gewöhnlichen Besoldung, welche nach Beschaffenheit des Amtes eingerichtet ist, giebt die Gesellschaft auch einem jeden den Tisch und die Wohnung. Ueber dieses steigen die Vortheile bey der eigenen Handlung so hoch, daß man von Surate nach China Hundert auf Hundert gewinnt, ja versichert ist, funfzig von hundert einzustreichen, wofern man nur Silber dahin schicket, und Gold dafür einwechselt. Wer nicht selbst reich genug zu dergleichen Unternehmungen ist, aber in gutem Rufe steht, kann sehr ansehnliche Summen gegen fünf und zwanzig vom Hundert im Lande gelehnet bekommen, und darf seinen Gläubiger nicht eher, als nach Ankunft des Schiffes befriedigen. Geht dieses unterwegens zu Grunde, so ist das geliehene Geld für den indianischen Darleiher verlohren p).

Handwerksleute und Bediente, welche die Gesellschaft unterhält.

Auch unterhält die Gesellschaft vierzig bis funfzig Bedienten zu allerley ihrem erlern- neten Handwerke gemäßen Verrichtungen. Des Morgens erscheinen sie sämmtlich vor dem Präsidenten, und vernehmen seine Befehle. Des Abends kommen sie wieder, als Untergebene, deren ganzes Glück auf dem Wohlwollen ihres Herrn beruhet. Nebst diesen Handwerksleuten hält die Compagnie ihren Beamten auch Diener. Der Präsident hat viele. Der Buchhalter zween. Der Prediger und die übrigen, jedweder einen. Weil die Engländer in diesem Lande weder Soldaten noch andere kriegerische Unterstützung haben: so müssen sie sich vermittelst vieler Bedienten einen starken Anhang machen. Zwar sind die meisten nur Indianer oder Mohren; dem ungeachtet rühmet der Verfasser ihre Treue, und saget offenherzig heraus, wenn der Präsident Lust habe, den Zoll um ein ansehnliches zu hintergehen, so dürfe er diese Sorge nur seinen Bedienten überlassen, die es geschickt genug anzustellen wüßten q).

Nie

o) Ebendas. a. d. 94 S.
p) II Th. a. d. 96 S.
q) Ebendas. a. d. 99 S.

Ovington 1691.

Niemand, der im Pallaste wohnet, darf ohne Erlaubniß des Präsidenten über Nacht ausbleiben. Alle Tage wird die Tafel für den Präsidenten und für alle Beamte gedecket, woran sie nach ihrem Amtsalter sitzen, und mit einander speisen. Sie wird mit den besten Speisen besetzet, welche in Surate und in der umliegenden Gegend aufzutreiben sind. Die Weine von Schiras und der Arrack, die europäischen Weine und das englische Bier werden hier nicht gesparet. Es sind wenige Große im mogolschen Reiche, die eine so gute Tafel hätten. Sie verursachet der Gesellschaft große Unkosten, zumal wegen der europäischen Weine und des Bieres, welche in Indien allerdinges hoch zu stehen kommen. Ovington erzählet, es habe ein reicher Indianer aus Neubegierde die Engländer speisen sehen, und sich ungemein verwundert, als bey Oeffnung einer Flasche das Getränk mit Ungestüme heraus fuhr, so bald man den Pfropfen auszog. Der Präsident fragte ihn, warum ihm dieses so wunderbar vorkäme? worauf er antwortete: er wunderte sich nicht darüber, daß das Getränk so heraus spritzete, sondern er könnte nicht begreifen, wie man es in die Flasche hineingebracht hätte? r).

Die engländische Tafel zu Surate wird mit Silbergeschirre besetzet; und damit man jeden Geschmack vergnügen möge, werden drey Köche gehalten, ein Engländer, ein Portugiese und ein Indianer, davon jedweder einige Speisen nach seiner Weise verfertiget. Das gewöhnlichste Essen in Indien ist der **Pillau**. Dieses ist gekochter Reiß, dessen Körner alle ganz bleiben, die man mit allerley Spezereyen würzet, und hernach gesottenes Geflügel oben drauf leget. Der Verfasser beschreibt noch viele andere Speisen, und redet von mancherley Brühen, welche Lust zum essen machen. Der **Cabob**, dabey er sich am längsten aufhält, besteht aus Rind- und Schöpsenfleische, das man klein schneidet, pfeffert, salzet, mit Oele, worein Knoblauch gemischet ist, begießt, und hernach nebst einigen Kräutern, die gleichfalls in Oel mit Knoblauch vermischet eingetauchet worden, an den Spieß stecket, und am Feuer bratet. Der Verfasser findet dieses Gericht sehr wohlgeschmackt s). Die Landeseingebohrnen sind große Liebhaber vom Teufelsdrecke (Assa fœtida), den sie Hin nennen. Sie mischen etwas davon unter ihr Brodt, wovon es einen häßlichen Geschmack bekömmt, aber nach ihrer Meynung sehr gesund werden soll. Man verspeiset so viel Assa fœtida zu Surate, daß die Luft, die man in sich zieht, zuweilen sehr stark darnach riecht t).

Pracht des Präsidenten und der Factors.

An Feyertagen nimmt der Präsident alle Gesellschaftsbeamte mit sich in einen schönen Garten außerhalb der Stadt, wo der Schatten und die kühle Luft die Lustbarkeit vermehren. Der Präsident und seine Frau lassen sich in Palankinen dahin tragen, welche vier Kerls auf die Schulter nehmen. Vor ihnen her trägt man zwo große Fahnen; und führet kostbare arabische und persische Handpferde mit reichem Zeuge. Hinter ihnen reuten die Oberfactore gleichfalls auf trefflichen und reichgeschmückten Pferden. Die Sättel sind von gesticktem Sammet, Hinter- und Förderzeug aber mit Golde und Silber beschlagen. Hierauf erscheint der Haushofmeister, auch zu Pferde, wie die Herren, welchem vierzig bis funfzig Bedienten zu Fuße nachtreten. Auf diesen ersten Zug folgen die Räthe in einem großen Wagen, den man offen läßt, wofern nicht etwa Frauenzimmer darinnen sitzt. Der Wagen ist überall mit Silber beschlagen, und mit zweenen Ochsen bespannet. Die übrigen Factore fahren ebenfalls oder reuten. In dieser Herrlichkeit zieht der Präsident durch die Stadt,

r) A. d. 100 S.
s) A. d. 103 S.
t) Ebendas.

Ovington 1691.

Stadt, wenn er ausreiset u). Der Prediger und die Räthe fahren niemals aus, ohne vier bis fünf Bediente auf ihrem Wagen zu haben. Dieser Pracht setzet sie bey dem Volke in großes Ansehen. Zu Folge dem hohen Begriffe, den es sich von den Engländern machet klaget es seine Noth dem Präsidenten weit eher, als dem Statthalter, weil die Hoheit des letztern durch den Staat der Engländer ganz verdunkelt wird.

Ihr Kirchhof ist mit schönen Gebäuden gezieret.

Sie haben gleichwie alle Europäer einen Kirchhof eine halbe Meile weit von Surate, den sie mit prächtigen Gräbern und zierlichen Gebäuden um die Wette ausschmücken x). Er gereichet der um die Stadt liegenden Gegend zu einem besondern Zierrathe. Die zwey schönsten Gebäude sind aufgeführet worden, eines für **Johann Oxonton**, und das andere für den Präsidenten **Aungers**. Sie sind mit Thürmen und Minarets gezieret. Der holländische Gottesacker hat ebenfalls schöne Gebäude; die besten darunter sind eines holländischen Commissarii seines, und denn noch eines, daß ein Commendant von besagter Nation bey seinem Leben aufrichten, und drey große Trinkgeschirre oben darauf setzen ließ, vermuthlich deswegen, wie der Verfasser erinnert, damit seine guten Freunde nicht vergessen möchten, wie vergnügt sie ehemals mit ihm herum getrunken y).

Die Europäer zu Surate müssen einen Sturm ausstehen.

Den 27 August 1691, das ist während Aufenthaltes des **Ovington** zu Surate, wurde der Engländer Wohnung mit einer Wache zu Pferde und zu Fuße umringet, und ihnen der Hausarrest angekündiget. Eben dieses Ungewitter betraf auf der andern Seite die Franzosen und Holländer ebenfalls, indem ihnen angedeutet wurde, nicht aus der Stadt zu weichen. Die Ursache dieses Verfahrens äußerte sich ohne langen Verzug. Es war ein reiches mohrisches Schiff durch Männer mit Hüten, das ist nach dasiger Landessprache, durch Europäer weggenommen worden, und der Hauptmann Namens **Abdelgheford** verlangte dafür neun **Leks** Rupien, das ist mehr als hundert tausend Pfund Sterling. Das Schiff wollte von **Moka** nach Surate. Ob nun gleich die Indianer keine Lust am Kämpfen haben, noch ihr Leben für die vier Rupien, die sie monatlich bekommen, gern auf das Spiel setzen: so hatten sie sich dennoch der reichen Ladung wegen, sehr tapfer gewehret, und nicht eher als nach erlittenem großen Verluste ergeben z).

Was man ihnen Schuld giebt.

Diese Feindseligkeit gab man den Europäern Schuld, weil der Seeräuber, der das Schiff wegnahm, englische, französische und holländische Flaggen aufgestecket hatte. Der englische Präsident, Namens **Barthelemy Harris**, vertheidigte seine Nation mit großem Eifer. Erstlich verwarf er das Zeugniß des **Abdelgheford**, seines Anklägers, indem selbiger die europäischen Schiffe schon öfter wegen dergleichen Thathandlungen angegeben hatte, und bey anderer Gelegenheit eines Betruges überführet worden war. Zweytens sagte er, es könne unmöglich eines oder mehr englische Schiffe in diese Gewässer kommen, ohne daß man weder in dem Lagerhause zu Sualy noch in ihrer Wohnung zu Surate Nachricht davon haben sollte; er aber, der Präsident, riefe den Himmel zum Zeugen an, daß er nicht das geringste davon wisse. Endlich so vermaß er sich bey seiner Ehre, alles zu bezahlen, was man von ihm verlangen werde, wenn sein Gegentheil unwidersprechlich beweisen könnte, das Schiff, welches den Fang gethan, hätte der englischen Gesellschaft zugehöret. Diese Gründe nebst dem Vorworte des Statthalters benahmen dem Hofe seine vorige Meynung. Selbiger trug das Seinige um so viel williger bey, weil er wahrnahm, die Zolleinkünfte nahmen merklich ab, seitdem die europäischen Schiffe dieser Zwistigkeiten wegen ge-

u) A. d. 105 S.
x) II Theil a. d. 110 S.
y) Ebendas. a. d. 111 S.
z) Ebendas. d. a. 114 u. f. S.

Ovington
1692.

gen, nicht mehr in den Hafen einlaufen dürften. Gleichwohl blieben die Engländer Gefangene bis auf den 2ten des Christmonats, und bekamen den Genuß ihrer Vorrechte nicht eher wieder, als bis man erfahren hatte, das Raubschiff sey ein dänisches gewesen. Hierauf wendete der Mogol seinen Zorn gegen diese Nation, und beschloß, alle Arten von Feindseligkeit gegen dieselbige auszuüben *a*).

Die Engländer müssen noch mehr ausstehen.

Nur der unversöhnliche **Abdel-Gheford** setzte mitten unter der allgemeinen Freude seine Todfeindschaft gegen die Engländer fort. Das folgende Jahr brachte er eine neue Verleumdung auf die Bahn, indem er aussprengte, es wären zwey von seinen Schiffen auf ihrem Herwege von **Moka** in ihre Hände gerathen und von ihnen geplündert worden. Auf diese Anklage beraubte man die Engländer ihrer Freyheit mit gleicher Strenge, als das vorige mal, und man setzte ihnen so scharf zu, dasjenige, was ihre Landesleute geraubet hätten, zu bezahlen, daß sie endlich rund heraus sagten, sie wollten lieber das Land meiden, als so ungerecht mit sich verfahren lassen. Unterdessen kam die Betrügerey bald an den Tag. **Abdel-Gheford** hatte einen Theil von dem Gelde, das er geraubet zu seyn vorgab, im Wasser verstecket: einen andern Theil wollte er heimlich in einem Palankin wegbringen. Aber einige Soldaten von der Wache bemerketen, daß die Träger von der Last so sehr beschweret zu seyn schienen. Hierüber geriethen sie auf einen Argwohn, durchsuchten den Palankin, und fanden ihn mit Golde beladen. **Abdel** wurde demnach seines schelmischen Betruges überführet, und vor der ganzen Welt zu schanden *b*).

Wer die Sanganier sind.

Sein voriger Verlust war in der Wirklichkeit gegründet gewesen; und ungeachtet der angeblichen Nachricht, welche den Unwillen des Hofes auf die Dänen wälzete, scheint doch **Ovington** zu glauben, die wahren Thäter wären **Sanganier** gewesen. Bey dieser Gelegenheit erzählet er die Begebenheit eines englischen Hauptmannes, der ihnen einstens in die Hände fiel, nachgehends aber entwischete, und dem Verfasser seine Beobachtungen von ihrem Lande und ihrer Lebensart mittheilete.

Hauptmann Say fällt in der Seeräuber Hände.

Say, so hieß der Hauptmann, verlor sein Schiff bey der Insel **Macire** durch Sturm, hielt, um diesen Verlust zu ersetzen, sich lange Zeit zu **Mascate** auf, und gieng endlich auf einem neuen Schiffe, das er aus den Trümmern des vorigen erbauen ließ, nach **Bombay** unter Segel. Eine Zeitlang fuhr er in Gesellschaft mit achtzehn bis zwanzig indianischen Fahrzeugen, welche nach Surate und andern Häfen im mogolschen Gebiethe wollten. Kaum hatte er sie verlassen, so sah er von fernen zwey Segel auf ihn los kommen, die er sogleich für Seeräuber erkannte. Er that sein möglichstes, ihnen zu entwischen, und warf so gar viele Güter in die See, um nur das Schiff zu erleichtern, es war aber vergeblich. Sie verfolgten ihn auf das hartnäckigste, erreichten ihn gegen Abend, und enterten sogleich. Es waren **Sanganier**. Sie sprangen an der Zahl etwa achtzig mit dem Säbel in der Faust in das englische Schiff, hieben alles nieder, was sich zur Wehr setzte, und hätten es dem **Say** selbst nicht besser gemacht. Aber der erste Hieb gerieth auf die Hand, die beynahe halb durchgehauen wurde; und als sie im Begriffe waren, wieder auszuhohlen, schimmerten ihnen die goldenen Knöpfe an seinem Rocke in die Augen, und halfen ihm davon. Doch zogen sie ihn aus, und ließen ihm nur ein klein Stückchen Leinwand zu Bedeckung seiner Blöße. Gleichwohl schienen sie nach Eroberung des Schiffes etwas sanftmüthiger zu werden; denn sie gaben ihm Opium mit Wasser ein, welches sie gewöhnlicher Weise zu Wiederherstellung ihrer Kräfte gebrauchen. Ja sie verbanden

a) Ebendas. a. d. 120 S.

b) Ebendas. a. d. 125 und vorherg. S.

Orington 1692.

banden ihm sogar seine Wunde, indem sie erstlich Zucker darein streueten, um das Blut zu stillen, nachgehends aber Oel mit Wolle überlegten. Say trauete einem so schlechten Mittel wenig zu, befand sich aber zu seiner größten Verwunderung in sehr weniger Zeit gänzlich geheilet c).

Eines von der Sanganier Schiffen war mit zehn Stücken und hundert funfzig Mann ausgerüstet, das andere war eine kleine Galeere von vier Stücken und funfzig Mann. Sie brachten einen Monat mit der Heimreise zu. Als sie den Hafen **Aramra**, wo sie ausgelaufen waren, ins Gesicht bekamen: so löseten sie ein Stück, um ihrer Gewohnheit zu Folge, ihren Freunden Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Zum Unglücke gehörete das Stück, das sie losbrannten, dem Say, welcher funfzehnhundert Zechinen hinein gestecket hatte, um sie vor der Raubbegierde dieser Leute in Sicherheit zu setzen. Es kostete ihm also dieser einzige Schuß beynahe siebenhundert Pfund Sterling d).

Kömmt wunderlicher Weise um sein Geld.

Wird nach dem Hafen Aramra gefangen gebracht.

Als die Königinn des Landes die siegreiche Ankunft ihrer beyden Schiffe erfuhr: so ließ sie den englischen Hauptmann vor sich bringen. Er mußte zwo bis drey englische Meilen weit, ohne Schuhe und Hut bis an ihr Hoflager reisen. Die Königinn ließ ihn durch einen portugiesischen Dollmetscher fragen, wo er sein Geld hingethan habe? Aus Furcht nun, er möchte dafür gestraft werden, wenn er gestünde, er hätte es in ein Stück verborgen gehabt, gab er zur Antwort, er wüßte nicht, wo es hingekommen wäre. Sie stellete aber diesem Vorgeben wenig Glauben bey, sondern bedrohete ihn mit ewiger Leibeigenschaft, und befahl, man sollte ihm nichts anders zu trinken reichen, als Salzwasser e).

Seine Befreyung.

Wenige Zeit vorher, hatte ein Seeräuber aus diesem Lande ein portugiesisches Schiff weggenommen, und in eben diesem Hafen aufgebracht. Weil man nun bey diesen Gefangenen eine sonderbare Ehrerbiethung gegen die Bilder bemerkte: so gedachte die Königinn, Say müsse eben dieselbige Religion haben als sie, weil er sowohl ein Europäer sey, als sie. Indem nun ihre Drohungen nichts verfingen, ließ sie einige heiligen Bilder herbringen, den Say herbeyrufen, und ihm sagen, sie wolle seinem Vorgeben Glauben beymessen, wofern er zu Bekräftigung desselbigen diese Bilder küssen werde. Ob nun gleich der Hauptmann, was diese Verehrung betrifft, der in seinem Vaterlande üblichen Meynung beypflichtete: so machte er sich doch kein Bedenken darüber, die Bilder zu küssen, bekam auch einige Tage hernach wirklich die Freyheit, auf einem arabischen Schiffe, das nach **Mascate** segelte, abzureisen f).

Lage von Aramra, und dem Lande der Sanganier.

Der Hafen **Aramra**, dahin er gebracht wurde, liegt der arabischen Küste gegen über, zwischen **Sindy** und dem Vorgebirge **Jugalt**, in einiger Entfernung von Diu, welches den Portugiesen zugehöret. Das Land der **Sanganier** hat Persien gegen Westen, und **Indostan** gegen Morgen. Die Einwohner treiben bey nahe kein anderes Handwerk, als die Seeräuberey, und leben bloß von der Beute, die sie zur See machen. Sie kreuzen von Ormus bis an den cambayschen Meerbusen, und an der malabarischen Küste, wie sie etwas zu erfischen vermuthen. Ihre Schiffe scheinen nicht stark zu seyn: aber weil sie trefflich segeln, so erwischet man sie selten. Denn so bald sie merken, sie wären zu schwach, so nehmen sie die Flucht g).

Gemüthsart dieser Seeräuber.

Obgleich das Handwerk, das sie treiben, ihnen eine Neigung zur Ungerechtigkeit und Grausamkeit einflößt, so halten sie nichts destoweniger alles, was sie versprechen, w...

genau

c) Ebendas. II Theil 146 S.
d) Ebendas. 146 S.
e) A. d. 147 S.
f) A. d. 147 u. 148 S.

genau. Der englische Hauptmann erfuhr dieses auf eine sehr merkwürdige Weise. Er hatte von seinem ganzen Vermögen nichts mehr übrig, als hundert Zechinen, die er auf dem Schiffe in einem Winkel verbarg. Sein Koch gab ihm Nachricht, der Bootsmann des Raubschiffes, der nunmehr das Seinige führete, habe versprochen, die Hälfte von dem Gelde, das man ihm anvertrauen würde, wieder zu geben. Say überlieferte ihm also seine Zechinen auf diese Bedingung. Der Bootsmann wickelte sie in einen Lappen, band eine Schnur daran, und warf sie in die See. Denn er wußte wohl, daß man beym Aussteigen jedermann auszusuchen pflegte, und so lange bis das Schiff gänzlich ausgeleeret worden, kein Mensch hiervon befreyet sey. Des folgenden Tages holete er das in die See versenkte Geld wieder heraus, wie es ihm denn leicht zu finden fiel, und stellete dem Hauptmanne die Hälfte davon zu. Dem Say gefiel diese ungemeine Redlichkeit an einem Seeräuber so wohl, daß er ihm noch zehn Zechinen über das Bedungene, als eine billige Belohnung anboth. Allein er nahm sie nicht, sondern sagte, er wolle sein Wort genau halten *h*).

Beschreibung von Mascat.

Von diesem Hauptmanne und aus seinen Aufsätzen, hat Ovington seine Beschreibung von Mascat herbekommen, welche die von andern Reisende gegebenen Nachrichten an Richtigkeit und Ausführlichkeit weit übertrifft.

Es gehöret diese Stadt zum glücklichen Arabien, und liegt an dem persischen Meerbusen, dem mogolschen Lande gegen Morgen. Obgleich keines von allen dreyen Arabien so fruchtbar ist, als andere nicht so berühmte Länder: so verdienet doch dieses nach des Verfassers Anmerkung den Namen Hyemen oder das glückliche; deswegen, weil es die übrigen beyden an Fruchtbarkeit übertrifft. Mascat ist eine Handelstadt, und übertrifft in diesem Stücke alle andere an dem ormusischen Meerbusen liegende Städte. Sie hat nicht weniger als drey englische Meilen im Umkreise, liegt zwischen den Vorgebirgen Ras algate, und Moccandon auf 23¼ Grad Norderbreite, und gerade unter dem Wendezirkel des Krebses. Ihr Hafen ist klein, aber mit hohen Felsen umfasset. Die Stadt hat starke Mauren, und wird von fünf bis sechs Schlössern vertheidiget *i*).

Ungemeine Hitze des Landes. Schadet der Fruchtbarkeit nicht.

Die Hitze ist daselbst weit heftiger, als in unzählig andern weit näher an der Linie liegenden Gegenden. Der Sand und das hohe Gebirge wirft die Sonnenstralen mit solcher Gewalt zurück, daß dieses Land den Namen des heißen Erdstriches weit besser verdienet, als irgend ein anderes zwischen den Wendezirkeln. Leget man zu Mittage ein Fisch-gen in ein Felsenloch, so ist es in weniger Zeit völlig gebraten. Es regnet selten zu Mascat, ja zum höchsten das ganze Jahr nur ein einiges mal: allein der häufige Nachtthau kühlet die Erde ab, verschaffet den Gewächsen Saft, und machet das Obst vortrefflich.

Seine Früchte

Man findet hier im Ueberflusse Pomeranzen, Citronen, Limonien, Trauben, Apricosen, Pfirsinge, allerley Wurzeln und Säfte. Den Datteln hat die Natur einen so besonders guten Geschmack beygeleget, daß man ganze Schiffe voll in alle Seehäfen des mogolschen Landes verführet, und unfehlbar gut verkaufet. Sie machen auch wirklich den größten Theil von der Handlung dieses Landes aus *k*).

Alle um Mascate liegende Berge sind dermaßen dürre und unfruchtbar, daß man darüber erschricke. Man sieht zu keiner Zeit des Jahres weder Gras, noch Blumen, noch Bäume auf ihnen. Wendet man hingegen das Gesicht auf die Thäler an der Seeküste,

so

g) A. d. 149 S.
h) A. d. 150 S.
i) A. d. 126 S.
k) Ebendas. 128 u. d. u. f. S.

Ovington 1692.

so sieht man einen ewigen Frühling. Sie sind ohne Unterlaß grün, voll Blumen und andere Gewächse, die einer Gegend entweder zur Zierde, oder Menschen und Viehe zur Nahrung dienen. Doch die Bewunderung des Verfassers verminderte sich, als er den Fleiß der Einwohner wahrnahm. Sie haben unzählig viele Gräben aufgeworfen, am Rande mit Bäumen besetzet, und dergestalt das Wasser zu ihrem ungemeinen Vortheile überall hingeleitet; denn besagte Gräben befeuchten nicht nur die Wurzeln der Gewächse, sondern schaffen auch so viel Wasser herbey, als nöthig fällt, die ganze Oberfläche des Erdbodens täglich zweymal, das ist Morgens und Abends, zu begießen.

Fleiß der Einwohner.

Das Vieh wird in diesem Lande mit Fischen gefüttert, die man auf eine solche Weise zubereitet, daß man sie in Europa nachmachen sollte. Sie verfüttern die Fische nicht frisch, sondern lassen sie in einer tiefen Grube in großer Menge zusammen faulen, bis endlich etwas wie eine Erde daraus wird. Diese nehmen sie heraus, kochen sie in irdenen Töpfen mit Wasser zu einem dicken fetten Breye, und geben sie nach dem Erkalten ihrem Viehe. Es frißt dieses Futter gern, und bekömmt wohlgeschmacktes Fleisch davon *l*).

Das Vieh wird mit Fischen gefuttert.

Die Einwohner zu Mascat sind gemeiniglich mager und von mittelmäßiger Leibesgröße. Sie haben eine bräunlichte Farbe, und schwache Stimme. Man rühmet ihren Muth und ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Seitdem sie mit den Portugiesen in Krieg gerathen sind, haben sie mit unserm Schießgewehre umgehen lernen. Sie essen so wohl Fische, als Fleisch, und zwar von Ochsen, Schafen, Ziegen und Gemsen; doch halten sie Kameelfleisch für das gesündeste und essen es am liebsten. Sie haben zwar allerley Fische, essen aber nicht alle und jede, insonderheit diejenigen nicht, die keine Schuppen haben. Das Land trägt viel Getraide, daraus man Brodt machen könnte: allein die Datteln schmecken ihnen besser, daher sie dieselbigen zu ihrem Fleische und Fischen essen. Dieses ist in ganz Arabien der durchgängige Gebrauch *m*).

Beschaffenheit und Speisen der Einwohner.

Unter allen Anhängern des Muhamed enthalten sich keine mit solcher Strenge des Weines und alles starken Getränkes, als die Araber zu Mascat. So gar den Thee und Caffee, welcher andern Muhametanern so ungemein behaget, halten sie für unerlaubt. Vor dem Tabackrauchen tragen sie Abscheu, und verbrennen allen Taback, der in ihr Land kömmt, ohne Verschonen. Ihr einiges Getränk ist der Sorbet, den sie aus Wasser, Citronensafte und Zucker machen. Sie geben sich auch aus dieser Ursache für strenge Araber aus, für reine Muselmänner, und wahre Schüler des Propheten. Diese Grundsätze werden ihnen von Jugend auf eingepräget.

Ihre ungemeine Mäßigkeit.

Die Art und Weise, wie sie die Gerechtigkeit verwalten, ingleichen ihr sanftmüthiges und dienstfertiges Gemüth ist nicht weniger zu bewundern, als ihre Mäßigkeit. Der Statthalter läßt zur Sicherheit des Ortes, und um alle Unordnung gleich in der Geburt zu ersticken, beständig genaue Wache halten. Nach der Sonnenuntergange darf keine Schaluppe weder ans Land, noch von einem Schiffe an das andere fahren, sondern sie muß den Aufgang der Sonne erwarten. Weder die Aeltern noch die Herren dürfen ihre Kinder und Gesinde bestrafen, bloß deswegen, damit sie nicht im Zorne die rechte Maße überschreiten *n*). Sondern die Obrigkeit befiehlt, wie jedes Vergehen bestrafet werden solle, darum, weil sie die Klage ohne Affecten oder Vorurtheil vernimmt, folglich die Größe des Fehlers

Wie sie die Gerechtigkeit verwalten.

l) Ebendas. a. d. 130 S.

m) A. d. 131 S.

n) Dieses ist das einzige Beyspiel von dieser Art.

o) Es ist zweifelhaft, ob der Verfasser dieses al- so verstehe, der Missethäter sitze Zeit Lebens ge- fangen.

Fehlers richtiger abmessen, und die Züchtigung billiger bestimmen kann. Geht eine Mordthat oder ein Diebstahl vor, welches zwar zu Mascat seltener, als an irgend einem Orte in der Welt, geschieht: so wird dem Missethäter kein gewaltsamer Tod angethan, sondern man setzet ihn ins Gefängniß, wo er von sich selbst stirbt *o*). Uebrigens wird die Gerechtigkeit ohne Verzug gehandhabet. Obgleich der Statthalter viele Rathsbeysitzer neben sich hat: so wird doch nichts durch die Wahrheit der Stimmen ausgemachet, sondern er allein thut den Ausspruch, und die sämmtlichen Anwesenden bekräftigen sein Urtheil *p*).

Ovington 1692.

Ihre Höflichkeit gegen Fremde.

Die Einwohner von diesem Theile Arabiens sind ungemein höflich gegen Fremde. Zwar hängen sie ihren Grundsätzen eifrig an: allein sie wissen von keinem tollen Religionseifer etwas, der die Schranken der Leutseligkeit überschreitet. Ein Fremder kann hundert Meilen weit in ihrem Lande reisen ohne Gewehr und ohne Begleitung. Er kann sicher im freyen Felde schlafen und seinen Geldbeutel neben sich legen. Der Hauptmann Say gründet dieses Lob, das er ihnen ertheilet, auf seine eigene Erfahrung, und versichert, er habe zeit eines vieljährigen Aufenthaltes unter ihnen nicht das geringste von einem Diebstahle vernommen *q*).

Wie es dem Hauptmanne Say bey ihnen gieng.

Er und alle seine Leute kamen bey dem Schiffbruche zwar mit dem Leben davon, und an das Land: allein sie waren ganz nackend, und in einem armseligen Zustande. Sein Unglück bewog die Einwohner zum Mitleiden. Sie gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, sie wollten ihm behülflich seyn, seine Güter und das gescheiterte Schiff zu bergen. Einer unter ihnen, den er für ihr Oberhaupt ansah, machte ein Sandhäufchen, theilete es in drey Theile, behielt zween für sich, und schob den dritten dem Hauptmanne zu. Seine Meynung war, von demjenigen, was man retten könne, wolle er und seine Leute zwey Drittheile für ihre Mühe behalten. Say begriff es wohl, schüttelte aber den Kopf dazu, weil ihm diese Theilung gar zu ungleich bedünkte. Hierauf nahm das arabische Oberhaupt eine neue und gleiche Theilung vor, behielt eine Hälfte, und gab die andere dem Hauptmanne. Für diesen Preis wurden sie des Handels einig. Man rettete dreyzehn bis vierzehn tausend Pfunde aus dem Schiffe, und theilete sie, vermittelst einer Wage, wobey der Araber genau Achtung gab, daß sein Antheil ja nicht schwerer war, als des Hauptmannes seiner. Der König des Landes nahm das Unglück der Engländer gleichfalls zu Herzen, und verringerte was sie betraf, seine Gebühren, die er von Kaufgütern zu fordern hatte. Er nahm von ihnen nur zwey vom Hundert, anstatt vieren, die er Ausländern sonst abzufordern pfleget *r*).

Die Portugiesen werden aus Mascat verjagt.

Den Portugiesen war ehemals die Freyheit zugestanden worden, sich in Mascat niederzulassen. Sie übten ihren Gottesdienst an diesem Orte ungehindert aus, der König hatte ihnen erlaubet, nicht nur eine Kirche, sondern auch ein Collegium zu bauen. Aber da sie mit der Zeit große Reichthümer erwarben: so wurden sie übermüthig. Sie thaten, als ob sie die Herren vom Lande wären. Die Araber litten als stille und sanftmüthige Leute, diesen Frevel eine Zeitlang mit außerordentlicher Geduld. Aber da sie sahen, daß die Sache zu weit kam, und zu befürchten stund, die Portugiesen möchten gänzlich Meister von der Stadt werden; so belagerten sie dieselbigen mit einem zahlreichen Heere darinnen. Die Portugiesen wehreten sich lange Zeit und mit großem Muthe. Sie verschlossen sich in ihre

 Kirche

...en, oder ob er sagen wolle, man lasse ihn ...gers sterben.

p) A. d. 135 S.

q) A. d. 136 S.

r) A. d. 137 und 138 S.

Ovington 1692.

Kirche und in ihr Collegium, woraus sie gleichsam eine doppelte Festung machten. Allein, ihre Feinde besetzten nicht nur alle Wege, dadurch sie Hülfe erhalten konnten, sondern hernach auch einige Anhöhen, wovon man besagte beyde Posten bestreichen konnte. Als endlich die Portugiesen weder von Goa noch von ihren übrigen Plätzen die verhoffte Hülfe erhielten: so traten sie in der Stille in einige im Hafen liegende Schiffe, und fuhren davon, woran sie auch niemand zu hindern verlangte. Man sieht an der Kirche und dem Collegio noch die Löcher, welche das Geschütz der Araber darein gemachet hat s). Seit diesem Kriege ist der Haß zwischen beyden Nationen so heftig geworden, daß sie an allen Orten, wo sie die Handlung zusammen bringt, nur darauf denken, wie sie einander Schaden thun wollen. Die Araber weichen den Portugiesen an Herzhaftigkeit im geringsten nicht, sondern behalten auf der See allemal die Oberhand. Sie gedenken ihrer niemals, ohne ein verächtliches Beywort anzuhängen. Ihre Schiffe haben zuweilen bis fünfhundert Mann auf; und weil sie allemal mit starker Begleitung ausreisen, so weichen ihnen die Portugiesen aus, oder kommen selten ohne Schläge aus dem Handgemenge t).

Wie gütig mit den Gefangenen zu Mascat verfahren wird.

Die Araber zu Mascat begegnen ihren Gefangenen mit einer Gelindigkeit, welche von der Wildheit, die man ihrer Nation schuld giebt, himmelweit entfernet ist. Sie machen keinesweges Leibeigene aus ihnen, sie legen ihnen nicht einmal knechtische Verrichtungen auf; im Gegentheile schaffen sie ihnen ein ruhiges Leben, und alle Tage reichlichen Unterhalt. Sie suchen sie auf keine andere Weise, als durch bloßes Zureden oder Versprechen, zur mahometischen Lehre zu bringen. Daher gefällt auch den meisten eine so sanfte Gefangenschaft ungemein wohl, und sie verlangen nicht wegzulaufen u).

Allerley unbekannte Häfen.

Weil der Verfasser Gelegenheit hatte, noch manche andere den Europäern wenig bekannte Seehäfen auf dieser Küste zu besuchen: so bringt er an diesem Orte seine sämmtlichen Beobachtungen bey, damit sie den Berichten anderer Reisenden statt eines Zusatzes dienen mögen x).

Zeit der Fahrt nach dem rothen Meere.

Er saget: Die Schiffe, welche von Surate nach dem rothen Meere bestimmet sind, fahren gemeiniglich mit Anfange des Märzen aus. In der Mitte des Aprils kommen sie an Ort und Stelle, oder doch wenigstens vor dem zwanzigsten Tage besagten Monats. Denn wer vor dieser Zeit nicht da ist, den lassen die widrigen Winde nicht mehr in besagtes Meer einlaufen. Man muß sodann die Insel **Socotra** vorbey fahren, und hinter dem Vorgebirge **Gardafu** Sicherheit gegen die ungestümen Ströme suchen, welche an der arabischen Küste streichen. Die Steuerleute erachten außer Gefahr zu seyn, sobald sie besagtes Vorgebirge vorbey sind y).

Hafen Dofar.

Hundert und funfzig englische Meilen von dem Vorgebirge **Gardafu** gegen Westen findet man eine kleine weiße Insel, und hernach viele Handelsstädte an der Küste des glücklichen Arabiens. Die erste, dahin **Ovington** kam, heißt **Dofar**, ein mittelmäßiger Ort, dessen Einwohner die Gesetze der Gastfreyheit schlecht verstehen. Sie betrügen gern im Handel, und erzeigen einem Fremden wenig Ehre. Ihre Waare besteht in Olibano, Cocusnüssen und Butter. Sie hängen der muhamedischen Lehre dermaßen eifrig an, daß die meisten sich himmlischer Eingebungen berühmen. Der König des Landes hat öfters Streit mit seinen Nachbarn, den Königen von **Ser** und **Cassen**: es kömmt aber selten bis zur äußersten Gewaltthätigkeit des Krieges, das ist, zum Blutvergießen z).

Gege[n]

s) A. d. 141 S.
t) Ebendas.
u) A. d. 142 S.

x) Man sehe die Reisebeschreibung im [illegible] Bande dieser Sammlung, insonderheit des [illegible] seine.

y) A. d. 154 S.
z) A. d. 157 S.

Ovington 1692.

Hafen Cassen.

Gegen Westen von **Dofar** findet man **Cassen** unter dem funfzehnten Grade. Der Hafen dieser Stadt ist zwar vor dem Westwinde sicher: er steht aber dagegen dem Ostwinde ziemlich offen. Der Ort hat keine merkwürdige Gebäude noch sonderliche Befestigung. Die Einwohner sind so arm, daß ihr König Handlung treiben muß, damit er leben kann. Es kommen einige Fahrzeuge mit Reiße, Datteln und einer Art Kleidung aus Haaren, die in Persien gemachet wird, zu ihm, welche dagegen Olibanum, Aloe und Butter eintauschen. Seine Unterthanen sorgen nur dafür, wie sie Lebensmittel bekommen, trachten selbige einzutauschen, und treiben die Gleichgültigkeit gegen das Geld bis zur Verachtung. Gleichwohl sind einige Münzen bey ihnen üblich, als zum Beyspiele Thaler, **Abassis**, **Mamoden** u. s. w. Statt der Scheidemünze haben sie gewisse Saamkörner, die man nach Handvollen zählet. Die Betrügerey ist bey ihnen dermaßen üblich, daß man dasjenige für rechtmäßig erworben achtet, was man mit Uebervortheilen an sich bringt. Eben so sehr sind sie auch zu einem Laster geneigt, welches der Wohlstand zu nennen verbiethet. Die bequemste Zeit zum Einlaufen in den Hafen zu **Cassen**, folglich auch zum Handel, ist der May, Brach- und Heumonat.

Ser.

Hernach findet man eine andere Stadt, Namens **Ser**, welche um ihrer höflichen Einwohner und ihres guten Hafens willen, weit mehr Achtung verdienet, als jene. Letzterer locket die Schiffe aus Mascat, Banderabassi, Surate, Galla, und allen Häfen der äthiopischen Küste hieher. Sie laden Butter, Myrrhen, Leibeigene, Weihrauch (Oliban) und Aloe.

Aden.

Noch weiter, unter dem zwölften Grade der Breite, liegt eine der ältesten und angenehmsten arabischen Städte, nämlich **Aden**. Sie gehörete ehemals den Portugiesen, wurde ihnen aber von den Türken weggenommen. Hernach eroberte sie der König von Jemen und vereinigte sie mit seinem Lande. Dieser Fürst führet den Titel eines Königes von **Jemen**, das ist vom glücklichen Arabien, nicht als ob er solches ganz besäße, sondern weil ihn die Größe seiner Länder und Schätze weit über andere arabische Könige erhebt. Sein Land erstrecket sich auf vierhundert englische Meilen weit an dem rothen Meere, nämlich von **Aden** bis nach **Geron** *a*).

Abnahme des Hafens zu Aden.

Aden gehörete ehemals unter die berühmtesten Häfen dieser Küste *b*). Es war gleichsam die allgemeine Niederlage aller Waaren aus dem mogolschen, aus Persien, Arabien und Aethiopien. Man fand aus allen Ländern Kaufleute daselbst, die sich zur Erleichterung ihres Handels in der Stadt niederließen. Die Häuser waren schön und gut gebauet. Auf den Bergen stund eine Menge Schlösser, die einen angenehmen Anblick gaben. Die Stadt war so wohl befestiget, daß man sie zur See und zu Lande mit einer Handvoll Leute gegen ein großes Heer vertheidigen konnte. Allein, die den Morgenländern eigene Fahrläßigkeit brachte die Einwohner um alle diese herrlichen Vortheile. Heutiges Tages besteht ihr ganzer Handel in Caffee, Aloe, Myrrhen und Weihrauch. Die zum Einlaufen bequemen Monate sind April, May, Brach- und Heumonat, nebst einem Theile des Augustes.

Jenseits **Aden** entdecket man sieben Inseln, welche die Straße **Babel mandel**, eigentlich aber den Eingang ins rothe Meer machen. Die vornehmste unter diesen kleinen Inseln heißt **Babbs**. Ehe man die Straße erreichet, entdecket man hohes Land mit einer Oeffnung, die man für den Durchgang ins rothe Meer ansehen möchte: doch die Insel

y) A. d. 154 S.
z) A. d. 157 S.
a) A. d. 162 S.

b) Die Beschreibung steht im ersten Bande. Ovington bemerket nur den gegenwärtigen Unterschied.

Ovington 1692.

sel **Babbs**, welche so gleich ins Gesicht fällt, verhindert den Irrthum. Diese Oeffnung, welche in Süden des Landes steht, ist die Mündung eines großen Flusses, welcher nach **Cella**, einem der größten äthiopischen Häfen, führet.

Zustand von Moka.

Funfzehn englische Meilen von der Straße, liegt **Moka**, welcher Hafen den ersten Rang im rothen Meere behauptet, ungeachtet er kaum zweyhundert Jahre alt ist. Er wird von Europäern eben so stark besuchet, als von Indianern, und man findet von allen Völkern in der Welt Kaufleute daselbst. Die vornehmste Waare, die sie hier abholen, ist de[illegible] Caffee, [illegible]r im Ueberflusse gefunden wird. Es wächst auch viel zu **Betlesuk**, **Son**[illegible] und anderswo, wird aber so schlecht gepacket, daß er den Kaufleuten viel Beschw[illegible] [ve]rursachet. Dieses Bohnengewächs ist dem Mehlthaue unterworfen, wie das Getr[illegible] wächst nahe am Wasser. Jede Schote hat allemal zwo Bohnen, welche sich ablösen, [we]nn sie offen ist. Das Laub gleicht an Größe den Lorberblättern, ist aber heller. Der Baum ist klein und trägt nicht lange, man ersetzet aber diesen Abgang fleißig.

Vorrecht der Europäer.

Die Europäer bezahlen zu **Moka** nur drey vom Hundert, von allem, was sie aus- und einführen. Auch können sie ihre Waaren in die Häuser bringen, die sie miethen, ohne sie in das Zollhaus zu führen. Andere Kaufleute hingegen zahlen zwey vom Hundert mehr, das ist fünf, und müssen ihre Waaren durchsuchen lassen. Alles, was man kaufet oder verkaufet, muß in das Zollhaus gebracht und daselbst gewogen werden. Der **Bahar** von **Moka** thut vierhundert und zwanzig Pfunde. [illegible] hält funfzehn **Frassel**, jedes von acht und zwanzig Pfund; der **Frassel** zehn **Mans**; der **Man** vierzig **Tukeas**, und der **Tukea** zehn **Coffilas**. Die hohlen Maßen für flüssige Sachen, sind der **Teman**, welcher vierzig **Memecdas** hält. Jedes **Memecda** thut drey englische Pinten, oder drey französische Schoppen. Die Längenmaßen zu Cattun und Seidenzeugen, sind von vier und zwanzig Zollen und heißen **Covit** oder **Guz**. Man verkaufet auch die Baumwollen und Seidenzeuge Stückweise.

Münzen.

Die Münzen nimmt man nach dem Gewichte, nachdem sie fein sind. Es giebt hier Thaler von allerley Gepräge, imgleichen venedische, deutsche, barbarische, türkische und ägyptische Ducaten. Die **Comassen** sind kleine Münzen, welche bald weniger bald mehr gelten, nachdem es dem türkischen Statthalter gefällt. Rechnung wird geführet in **Cabeers**, davon achtzig einen Thaler machen, eben wie man in Frankreich auf **Sous** und **Livres** Buch hält. *c*).

Moseck.

Moseck ist ein anderer Hafen, zehn Meilen von **Moka** gegen Nordwest, und bey den Indianern nur wegen seines Salzhandels berühmt. Er liegt nicht weit von Zebit und **Betlesuk**. Das Meer ist nur drey englische Meilen breit zwischen ihm und einer Insel, Namens **Jutor**, worauf ehemals ein feuerspeyender Berg war.

Insel Hodecda.

Hodecda ist eine Insel sechzig englische Meilen von **Moka**, und ungefähr auf vierzehn Grad funfzig Minuten Norderbreite. Man findet da eine sehr bequeme Bucht zum Schiffbaue und einen guten Hafen. Von den benachbarten Orten wird viel Caffee dahin gebracht.

Insel Comoran.

Comoran ist eine andere Insel, auf funfzehn Grad zwanzig Minuten, welche eine bequeme Lage und zur Länge zehn englische Meilen, zur Breite zwo hat. Der Boden ist gut, aber die Einwohner so schlimm, daß sie die Ehrentitel Spitzbuben und Straßenräuber tragen. Die Ostseite der Insel hat eine Bucht, worinnen man alle Sicherheit gegen Wind

c) A. d. 168 und vorherg. S.
d) Ebendas. a. d. 173 S.
e) A. d. 175 S.
f) Im 1 Bande dieser Sammlung.

Wind und Sturm genießt. Aber die Insel selbst hat keine andere Vortheile, als daß sie den Schiffen treffliches Wasser, Vieh und Fische liefert. Sie liegt nur etwa eine englische Meile vom Ufer.

Ovington 1692.

Im Jahre 1687 störeten die Engländer den Handel nach **Moka**, und nahmen die Waaren weg, die man von Surate dahin führete, um sich an dem Mogol zu rächen. Weil nun ihre Schiffe nachgehends sich nicht wieder dahin wagen durften: so wähleten sie in eben diesem Meere eine andere Stadt Namens **Lobia**, welche auf funfzehn Grad vier Minuten liegt. Ihr Beyspiel zog viele andere indianische Kaufleute und Schiffe dahin. Allein ohne Beyhülfe der Lootsmänner aus dem Lande, ist es gefährlich einzulaufen *d*).

Hafen Lobia wo die Engländer handeln.

Gezeon auf siebenzehn Grad liegend, ist der letzte Hafen, welcher einige Achtung verdienet. Die Perlfischerey machet ihn berühmt, gleichwie manchen **Banian** zum reichen Manne. Drey englische Meilen davon liegt die Insel **Fersham**, welche ebenfalls der Perlenfischerey, imgleichen des vielen Getraides wegen, das sie alle Gegenden des glückseligen Arabiens versendet, im Rufe steht.

Gezeon ist wegen der Perlfischerey berühmt.

Zwischen **Gezeon** und **Camphida** liegt kein einiger zum Handel bequemer Hafen; ja, wenn auch gleich die Natur einen angeleget hätte, so würden doch die in dieser Gegend wohnenden Araber, welche Zeit Lebens nichts anders treiben, als die Buschklöpferey, keinen Kaufmann herbey lassen. **Camphida** liegt auf neunzehn Grad fünf Minuten und ist eine Stadt, welche seit Kurzem von den Türken in Besitz genommen worden ist. Sie haben einen Statthalter nebst funfzig Soldaten daselbst, sowohl um die Gebühren einzufordern, welche dieser Hafen abwirft, indem viele nach Mekka reisende Pilgrimme hier aussteigen, als auch um ihre neuen Unterthanen im Gehorsame zu erhalten *e*).

Camphida.

Der Verfasser bringt noch eines und das andere bey, das er aus andern Nachrichten entlehnet zu haben scheint. Es vermehret aber die Kenntniß von diesem Meere nicht, die wir aus dem gelehrten Tagebuche des **Johann von Castro** schöpfen können *f*).

Nachdem **Ovington** drey Jahre an unterschiedlichen englischen Handelsplätzen zugebracht hatte und sein Schiff segelfertig sah: so konnte er der Begierde, sein Vaterland wieder zu sehen, nicht widerstehen. Er bestieg den **Benjamin** abermals, den 14ten des Hornungs 1693. Die Reise war glücklich und angenehm bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung, wo der Verfasser den 16ten May anlangte. Hier fand er zehn reichbeladene Schiffe für die holländische ostindische Gesellschaft, welche noch einige andere, die aus Indien kommen sollten, erwarteten, um mit einander fortzureisen. Kurze Zeit zuvor, waren sechs nach Holland abgesegelt. Nach **Ovingtons** Ermessen, hält diese Gesellschaft wenigstens hundert Schiffe, die ihr erstaunliche Reichthümer eintragen. Nur von Surate allein zu erwähnen, wo doch, wie er saget, ihre Handlung mit derjenigen, die sie anderswo in Indien treibt, nicht zu vergleichen, ja nur etwa der zwanzigste Theil davon ist: so rechnet man den jährlichen Gewinn, den sie daselbst machet, auf funfzehnhundert tausend Gulden *g*).

Der Verfasser reiset nach Hause.

Die Beschreibung der holländischen Colonie auf dem Vorgebirge, und der übrigen Beschaffenheit des Landes *h*), die wir bereits geliefert haben, wird dem Leser wenig Begierde übrig lassen, des **Ovingtons** Bericht davon zu wissen. Innerhalb vierzehn Tage, die er auf dem Vorgebirge zubrachte, konnte er unmöglich so viel sehen, als **Kolbe**, welcher

d) A. d. 186 S. Dieses will der Verfasser aus andern Nachrichten wissen.

h) Siehe Kolbens Nachricht im vierten Bande.

Orington 1693.

welcher viele Jahre daselbst verblieb, und zwar bloß in der Absicht, die Nachrichten zu sammeln, daraus sein Buch besteht.

Der Benjamin gieng den 2ten des Brachmonats in Gesellschaft der Holländer unter Segel. Es begegnete ihm auf der ganzen Reise nichts widriges, als ein heftiger Sturm, der ihn von der übrigen Flotte trennete, und zween französische Freybeuter, denen er bloß durch List entgieng, indem er auf einmal alle Segel einnehmen, und all sein Volk zum Vorscheine kommen ließ, folglich sie auf die Meynung brachte, es sey ein zum Kriege vortrefflich ausgerüstetes Schiff. Den 18ten des Herbstmonates kamen sie nach Kingsale in Irrland, woselbst der Hauptmann, die Officiere und Matrosen um dem Himmel für die verliehene glückliche Reise zu danken, acht und zwanzig Pfund Sterlings zusammen legten, und unter die Armen in dieser Stadt austheilen ließen. Man verewigte das Angedenken dieses Almosens durch eine Aufschrift in der Kirche. Aus Furcht vor den französischen Freybeutern, mußte der Benjamin lange Zeit auf eine Begleitung warten, mit welcher er endlich den 5ten des Christmonats zu Gravesand ankam.

Das V Capitel.

Peter Wilhelm Floris Reise, nach dem Bengalischen Meerbusen.

Einleitung. Abreise des Verfassers. Seine Hauptverrichtung. Anmerkungen über die Seekarten. Den Engländern wird von den Holländern ein Bein untergeschlagen. Sie werden zu Petapoli und Masulipatan wohl empfangen. Staatsveränderung zu Masulipatan. Die Engländer gehen nach Bantam. Lassen sich zu Patane nieder. Zweytes Gehör und Begünstigung der Engländer. Wunderliche Einfälle der Königinn. Sie bekrieget den König von Pahan. Aufenthalt des Floris zu Patan. Der König von Pahan kömmt an. Treue der Königinn. Unglück, das die Engländer aus Patan treibt. Die Stadt brennet ab, wird vom Floris gerettet. Anerbiethung einiger Könige an Floris. Abestiam. Schädliche Ueberschwemmung. Der König von Narsinga stirbt. Verwegener Streich der Engländer; sie entführen des Statthalters Sohn.

Floris 1611.

Einleitung.

Obgleich die englischen Verfasser dieses Reisenden *i*) nicht gedacht haben: so verdiente er doch eben sowohl einen Platz in den ersten Bänden gegenwärtiger Sammlung, als eine Menge anderer Kaufleute. Zwar sind die Begebenheiten seiner Reise nicht sehr angenehm zu lesen: allein er bringt manche schöne Nachricht bey, die bey Beschreibung des bengalischen Meerbusens ihren Werth hat; nebst dem ist sein Tagebuch [illegible], wenn es in seine gehörige Schranken eingeschlossen wird, nicht ohne Nutzen, sowohl für die Schiffahrt, als für die Handlung.

Abreise des Verfassers.

Seine Hauptverrichtung

Nachdem Floris von dem Gouverneur und den Deputirten der englischen ostindischen Gesellschaft in Dienste genommen worden: so bestieg er den 2ten Jenner 1610 das Schiff, die Weltkugel genannt, in der Würde eines Kaufmannes. Seine hauptsächliche Verrichtung betraf die große africanische Landspitze, woselbst er eine gewisse kostbare Pflanze, [illegible]

i) Er steht in der englischen Sammlung des Purchas. Thevenot hat in dem I Theile seiner Sammlung eine unvollkommene Uebersetzung davon beygebracht.

er **Nyngin** nennet, aufsuchen sollte k). Einige Europäer, denen ihre Tugend aus dem Berichte der Chinesen und Japonesen bekannt war, hatten sie mit freudiger Bewunderung in diesem Theile von Africa angetroffen. Man wollte vorgeben, sie wäre durch einige holländische Schiffe dahin gebracht worden. Doch es ist kaum wahrscheinlich, daß man sie in einer zum Vertriebe nöthigen Menge finden würde, wofern nicht die Natur selbst das Land damit beschenket hätte. Dem Verfasser begegneten zwey Schiffe, die sich damit beladen wollten. Unterdessen fiel es ihm schwer, besagte Wurzel zu finden, weil ihre Blätter erst hervorzusprossen begonnten. Ja er hätte sie nicht einmal gekannt, wenn er nicht genaue Nachricht von der Gegend, da sie wächst, gehabt hätte. Die beste Sammlungszeit ist der Christmonat, Jenner und Hornung. Im Lande trägt sie den Namen **Canna** l).

Floris 1611.

Anmerkungen über die Seekarten.

Wir wollen die geringen Zufälle bey **Floris** Schiffahrt überhüpfen, und ihn den 1sten August um die Gegend von **Puntogallo** bey Ceylan wieder antreffen. Er bemerket, die damaligen Seekarten hätten die Lage dieses Vorgebirges unrecht angesetzet. Ihrem Angeben zu Folge, vermeynte der Steuermann noch acht und zwanzig englische Meilen davon entfernet zu seyn. Die Holländer hatten sich eben so wohl geirret, als er, und dieser Irrthum hätte die Schiffe in großes Unglück bringen können, wofern sie bey der Nacht dem Vorgebirge zu nahe gekommen wären. Nach **Floris** Berichte setzet **Moulineux Puntogallo** auf vier Grade, da es doch auf sechs liegt.

Den Engländern wird von den Holländern ein Bein untergeschlagen.

Den 6ten befand sich die **Weltkugel** nahe bey **Negapatan**, wo die Holländer ein Waarenlager hatten, aber damals wenig Vortheil daraus zogen. Den 8ten fuhren sie vor **S. Thomas** vorbey, und den 9ten kamen sie nach **Paliacate**. **Floris** wollte mit einer Barke, die ans Schiff kam, nach dem Lande fahren. Sie schlug aber wegen hohler See um. Doch der indianische Statthalter ließ aus Mitleiden seine Leute den Engländern zu Hülfe eilen. Ja er vergönnete ihnen sogar, ihre Wohnung in der Stadt zu nehmen. Allein der Präsident der holländischen Nation zeigte ihnen einen Freyheitsbrief vom narsingischen Könige vor, worinnen seinen Landesleuten die Handlung mit Ausschließung aller übrigen Ausländer zugestanden war. **Floris** gab zur Antwort, er habe seine Bestallung vom Könige in England. Man gerieth beyderseits in die Hitze, und der Streit wäre durch die Waffen entschieden worden, wofern nicht der Statthalter von **Paliacate** die Entscheidung desselbigen bis auf die Ankunft der Regentinn des Landes, die man innerhalb drey Tagen erwartete, verschoben hätte. Diese Prinzessinn, Namens **Conda Mac**, kam mit großem Pomp einher gezogen. **Floris** wollte ihr aufwarten, bekam aber Befehl, bis auf den folgenden Tag damit zu verziehen, woraus er sogleich muthmaßete, die Holländer müßten ihm ein Bein untergeschlagen haben. Er entdeckte seinen Verdacht eben dem Statthalter, der ihn vom Schiffbruche gerettet hatte, und empfing eine Antwort, welche war aufrichtig, für die Engländer aber so wenig tröstlich lautete, daß sie um größern Verdruß zu vermeiden, für besser hielten, ihren Weg weiter zu nehmen. Aus dieser Begebenheit konnten sie sich die Rechnung machen, was sie künftig von der Mitbestrebung der Holländer zu erwarten hätten.

Nach-

k) Es ist diejenige, welche bey den Sinesen den Namen Ginseng trägt, und vorjetzo unter keinem andern bekannt ist.

l) Der Verfasser saget nicht, ob er viel gefunden habe, noch was er mit der gefundenen machte. Vielleicht sollte er nur sehen, ob sie im Lande wüchse. Sein Nachsuchen geschah in der Bay Saldanha.

Floris 1612.

Werden zu Petapoli und Masulipatan wohl empfangen.

Nachdem sie sich vergeblich bemühet hatten, in den **arrakanischen** Hafen einzulaufen: so fuhren sie nach **Petapoli**, wo der Statthalter sowohl als die Einwohner ihre Handlung begünstigten. Hernach warfen sie auf der Rhede vor **Masulipatan** Anker, welche für alle Gattungen von Schiffen bequem fällt: und beschlossen, diese Stadt um der verspürten geneigten Aufnahme willen, zum Mittelpuncte ihrer Hoffnung zu machen. Sie blieben die noch übrige Zeit vom Jahre daselbst, ohne weitere Verdrüßlichkeit, als daß ihnen der Statthalter einige Auflagen abforderte, wovon ihn jedoch ihre Standhaftigkeit wieder abzustehen zwang. Ehe sie abreiseten, welches erst im Jenner 1620 geschah, starb der König von **Badaya** oder **Lollongana** und **Masulipatan**, Namens **Cottobara**, den 20sten besagten Monates, ohne Kinder. Es wäre große Unruhe im Reiche entstanden, wofern nicht ein gewisser vornehmer Herr im Lande, Namens **Mir-Masunin**, selbiger vorgebeuget, und es dahin gebracht hätte, daß des verstorbenen Königes Vetter, **Mahumed-Unim Cottobara**, ein junger Herr von großer Hoffnung, erwählet worden wäre. Sein Oheim hatte bey seinem Absterben die Regierung in den Händen einiger Persianer und des **Mir Jamela** gelassen, welchem der neue König beständig abgeneigt blieb m).

Staatsveränderung zu Masulipatan.

Die Engländer gehen nach Bantam.

Bey Gelegenheit dieser Unruhe gieng **Floris** nach **Bantam**, wo er den 28sten April anlangte. Ungeachtet die Tyranney des Statthalters die Holländer gezwungen hatte, ihr dasiges Lagerhaus nach **Jacatra** zu verlegen: so fiel doch seine Handlung erwünscht aus, bis er den 1sten des Brachmonats nach **Patane** unter Segel gieng. Den 20sten kam er auf dasige Rhede, und fand ein Schiff von **Enkhuysen** da liegen, welches ihm von den Landesgebräuchen Nachricht gab. Den 26sten trat er mit einem Geschenke von sechshundert Stück von Achten und dem mitgegebenen Schreiben an die Königinn ans Land, fand auch die Einwohner den Engländern sehr geneigt. Das Schreiben wurde in ein goldenes Becken geleget, und unter dem Schalle vielerlen Instrumente von einem Elephanten getragen. Vor solchem gieng eine große Menge Indianer mit Spießen und Fahnen her. Die Hofstaat der Königinn schien dem **Floris** sehr prächtig zu seyn. Ob er nun aber wohl die Handlungsfreyheit erhielt: so bekam er doch die Fürstinn selbst nicht zu Gesichte, sondern sie ließ ihn nur durch ihre Hofbediente bewirthen, auch ein Geschenk von Obste auf sein Schiff bringen. Den 3ten des Heumonats schrieb er mit einer holländischen Pinasse, die nach **Japon** segelte, an den Herrn **Adam**, dessen schon zum öftern in mehr als einem Bande gegenwärtiger Sammlung mit Ruhme erwähnet worden ist n).

Lassen sich zu Patane nieder.

Die Engländer ließen sich ohne Hinderniß zu **Patan** nieder, von welchem Orte die **Welkugel** ihre Reise nach Siam fortsetzete, aber bald wieder mit schlechter Verrichtung zurück kam. Zwar erlaubete man einigen darauf befindlichen Kaufleuten, neben dem holländischen Waarenhause auch eines von Ziegelsteinen aufzubauen. Allein, es war eben damals die Regenzeit, folglich das ganze Land mit Wasser überschwemmet.

Weil die **Welkugel** aus Noth zu **Patan** überwintern mußte: so geschah endlich des **Floris** Neubegierde, die Königinn zu sehen, ein Genügen. Den 31sten des Christmonats fuhr sie auf dem Flusse spazieren, und hatte über sechshundert kleine Barken bey sich. Sie begab sich nach **Sabrangh**, wo die Engländer Erlaubniß erhielten, sich ihrem Throne zu nähern. Sie schien etwa sechzig Jahre alt zu seyn. Gleichwohl hatte das Alter weder die Anmuth noch die Majestät aus ihrem Antlitze vertreiben können. **Floris** hatte in ganz Indien kein Frauenzimmer gesehen, das nach seinem Erachten des Thrones würdiger gewesen

m) Floris Tagebuch 18 S. n) Besonders im I und VIII Bande. o) A. d. 21 S.

Floris 1612.

wesen wäre. Sie hatte ihre Schwester bey sich, die um funfzehn oder zwanzig Jahre jünger war, und von den Landeseinwohnern die junge Königinn genennet wurde, weil man sie für die muthmaßliche Kronerbinn ansah o).

Zweytes Gehör und Begünstigung der Engländer

Nach einigen gewechselten Reden, ließ die alte Königinn den Vorhang am Throne herab fallen, zum Zeichen, die Engländer sollten nunmehr Abschied nehmen. Doch wurde ihnen zugleich angedeutet, morgen würde man ihnen wiederum Gehör ertheilen. Dieses zweytemal wurden sie mit größerem Gepränge eingeführet, als das erste, auch mit größerer Gnade empfangen. Zwölf Mägdchen und eben so viele junge Leute begonnten einen Tanz, welcher artig figuriret war. Indem jedermann diesem Schauspiele zusah, befahl die Königinn, alle ihre Hofleute sollten ebenfalls tanzen, welches bey dem ganzen Hofe ein großes Gelächter erweckte. Die Holländer und Engländer mußten diesem Beyspiele folgen, und der Königinn schien ihre Weise sehr wohl zu gefallen p). Diese Fürstinn war seit sieben Jahren nicht aus ihrem Pallaste gekommen: allein der Verfasser meldet nicht, aus was für Ursache sie diese langwierige Eingezogenheit beobachtet habe. Ihre dritte Schwester war an den König von Pahan vermählet, und seit acht und zwanzig Jahren nicht bey ihr gewesen. Nach Verlaufe einer so langen Zeit erwachte ihre Zuneigung gegen selbige auf einmal; sie ließ also den König ersuchen, seine Gemahlinn einige Monate lang nach Patan zu lassen. Es wurde ihr aber abgeschlagen. Um sich deswegen zu rächen, ließ sie alle Schiffe aus Siam, Cambaya, Bordelongs, Lugor und andern Plätzen, welche Reiß nach Pahan führen wollten, unterweges anhalten, rüstete auch eine Flotte von siebenzig Segeln aus, und befahl den Generalen, ihre Schwester herzubringen, es möchte auch kosten, was es wollte. Allein, es fielen damals solche Begebenheiten im pahanschen Lande vor, daß der König genöthiget wurde, selbst nach Patan zu kommen q).

Wunderliche Einfälle der Königinn.

Bekriegt den König von Pahan, um ihre Schwester zu sehen.

1613.

Aufenthalt des Floris zu Patan.

Unterdessen da des Floris Schiff um der Handlung willen allerley Reisen vornahm, blieb er zu Patan und war bemühet, selbige in der dasigen Niederlage wohl einzurichten. Mit Anfange des Jahres 1613 schickte er das Schiff wieder nach Siam, um daselbst Waaren einzunehmen, unter dem Vorwande sie nach Japon zu senden, eigentlich aber in der Absicht sie nach China zu bringen, woselbst die Engländer damals noch keinen freyen Zutritt erlanget hatten. Weil er alle sein Geld in diese Ladung gestecket hatte: so mußte er drey tausend Thaler von der Königinn borgen, welche monatlich sieben von Hundert nahm. Die Engländer zu Bantam konnten ihm nicht helfen, weil nicht nur ihr sondern auch der Holländer Waarenlager zu beyderseitigem großen Verluste im Rauche aufgegangen war r).

Der König von Pahan kömmt an.

Den 12ten des Heumonats hielt der König von Pahan seinen Einzug zu Patan. Er hatte dem Bitten, ja auch den Waffen der Königinn lange Zeit widerstanden: nunmehr aber zwang ihn der Aufruhr seiner Unterthanen, und die in seinem Lande regierende Hungersnoth, daß er ihre Schwester selbst herführen, und um Schutz bitten mußte. Man empfing ihn mit so weniger Achtung, daß die Großen ihn nicht einmal besuchten. Alles, was man ihm zu Gefallen that, bestund darinnen, daß man alle Hunde in der Stadt todt schlug, weil er sie nicht leiden konnte s). Als die Engländer ihm zu Ehren Feuer gaben, da er vor ihrem Lagerhause vorbey zog: so gefiel ihm diese Ehrenbezeugung, die er bey seinem Unglücke nicht vermuthete, sowohl, daß er ihnen alle gute Aufnahme an seinem Hofe, und freye Handlung in allen seinen Häfen versprach. Seine Gemahlinn genoß desto mehr Ehre. Man stellete ihrer Ankunft wegen unaufhörliche Lustbarkeiten an.

p) Ebendas. a. d. 22 S. q) Ebendas. r) A. d. 22 S. s) Ebendas.

Floris 1613.

Treue der Königinn gegen ihren Gemahl

Man hielt öffentliche Tafel, Tänze und Comödien, die von Weibespersonen gespielet wurden, und den Engländern sehr wohl gefielen t). Nach einem monatlichen Verweilen wurde es der pahanische König überdrüßig, den Einwohnern zu Patan zum Gespötte zu dienen. Er beschloß also wieder nach Hause zu reisen, und seine Gemahlinn blieb unbeweglich bey dem Entschlusse, ihn nicht zu verlassen. Die Königinn, ihre Schwester, ärgerte sich darüber, daß sie lieber mit einem flüchtigen Könige herum ziehen, als an ihrem Hofe in aller Lust leben wollte; ließ sie demnach immer hingehen, ohne ihr bey so bedrängten Umständen im geringsten mit etwas zu helfen. Demnach fand sie nicht nur keinesweges die gehoffte Hülfe zu Patan, sondern kam vollends gar um das Ihrige, indem sie dasjenige noch dazu verzehrete, was sie mitgebracht hatte.

Um eben diese Zeit erfuhr Floris das Absterben des Hauptmannes Heinrich Middleton u), der sich über dem Verlust seines gescheiterten Schiffes, und seiner meisten Mannschaft zu Tode kränkete. Es waren ihm hundert Engländer und noch mehr Chinesen, die er in Schiffsdienste genommen hatte, an einer unbekannten Krankheit gestorben. Dieses Unglück machte ihn äußerst schwermüthig, und warf ihn nach wenigen Tagen ins Grab x).

Unglück, das die Engländer aus Patan treibt.

Die glücklichen Reisen der Weltkugel, und der Gewinn, welchen Floris zu Patan fand, hätten ihn so bald nicht von diesem Handelsplatze weggelassen: allein es trieb ihn ein trauriger Zufall weg. Den 4ten des Weinmonats am ersten Fasttage der Mahometaner, des Morgens um acht Uhr, kam in der Festung zu Patan Feuer aus. Zween der vornehmsten Herren, und welche die meisten Leibeigene im ganzen Lande hatten, waren in desto größerer Verlegenheit, ihre Habseligkeit zu retten, weil sie wegen einiger Reden Ursache hatten, an der Treue ihrer Leibeigenen zu zweifeln. Einer von ihnen, Namens Dato Bezar ließ die verdächtigsten schliessen, um sich ihrer zu versichern. Einer darunter hatte die Verwegenheit, sich diesem Befehle zu widersetzen. Diesen stieß Bezar auf der Stelle nieder. Allein die übrigen wurden über eine so ungestüme Bestrafung ganz rasend, und wollten die Hände an ihn legen. Doch er entwischete noch. Weil sie nun wegen dieses begangenen Frevels keine Gnade hoffen durften: so liefen sie zum Hause hinaus, ermordeten alles, was ihnen vorkam, und vermehreten die Feuersbrunst, indem sie alle Gebäude, die selbige verschonet hatte, in Brand steckten. Es schien, als ob die Leibeigenen des andern Herrn, Namens Dato Laxmanna, nur auf dieses Zeichen gewartet hätten; denn sie durchrenneten die Stadt mit gleicher Wuth, steckten alles in Brand, und legten dergestalt ganz Patan in die Asche, nur den Pallast der Königinn, noch zween andere Palläste, und eine Moschee ausgenommen. Sie entführeten das Frauenzimmer, und hieben alle Greise ohne Gnade nieder, ohne daß ihnen jemand bey der unaussprechlichen Verwirrung den geringsten Einhalt gethan hätte. Weil dem Floris für sein Lagerhaus bange war: so bewaffnete er nicht nur alle Engländer, die er um sich hatte, und befahl ihnen, fleißig Wache zu halten, sondern er lief auch nach seinem Schiffe, holete alle seine Soldaten herbey, und rückte den Aufrührern damit entgegen, ohne den Angriff abzuwarten. Dieser Entschluß, den er ihnen zu wissen machte, benahm ihnen sogleich den Muth. Sie zogen aus der Stadt und ins freye Feld. Dergestalt kamen die Engländer mit wenig Kosten zu dem Ruhme, daß sie die Königinn und die patanischen Einwohner beschützet hätten y).

Die Stadt brennet ab.

Wird von Floris gerettet.

Gleich

t) A. d. 23 S. u) Man sehe sein Tagebuch im I Bande dieser Sammlung. x) Ebendas.
y) Ebendas. z) Sie liegen unter dem sechsten Grad Breite.





MASULIPATAM.

Gle
damit die
ab, und b
neunzehn
mens Ca
englische V
merket der
be, so kön
Wintermo
folgenden V
verdrüßlich
fällt *a*).
drey kleiner
See zu ste
blanca hin
worauf die
seyn scheint
ten, und zu
an ihr Schif
Jor, bring
nähren sich v
zu sich, der

Den 2
sonderliches V
er den guten
Vortheile an
ihm die Kön
Abestiam, da
oder Saffran
chen, und ver
bauen, sonder
Pfund eintrug

Bey eine
das ganze Land
conda fließt,
als es immer i
zehn verlohren
tadrapa, im
verbrannte sich

Hatte F
wahrnehmen,
mit dem Einkau

a) Linschot q
c) A. d. 23 S.

Gleichwohl trug ihnen dieser wichtige Dienst nicht mehr ein, als einen goldenen [illegible] damit die Königinn den Schiffshauptmann **Eßington** begnadigte. Den 22sten fuhren sie ab, und befanden sich den 25sten an der südlichen Spitze der Inseln **Ridang**, welche an der Zahl neunzehn bis zwanzig ausmachen z). Auf den Abend sahen sie drey andere Inseln, Namens **Capa**, die von jenen etwa zwey und dreyßig und von dem festen Lande etwa drey englische Meilen entfernet sind. Den 29sten kamen sie nach **Pulotyaman**. **Floris** bemerket der Schiffahrt zum Besten, wenn man auf diesem Wege achtzehn Faden Wasser habe, so könne man alles, was gefährlich sey, durch das Ansehen entdecken. Den 1sten des Wintermonats sahen sie die Spitze von **Jor**, und das Gebirge der Insel **Bintan**. Des folgenden Tages entdeckten sie **Petra Blanca**, und um zehn Uhr befanden sie sich in dem verdrüßlichen Strome, der von der **johorschen** Spitze bis auf vier Meilen weit in die See fällt *a*). Sie liefen diese Küste nicht ohne Gefahr vorbey, indem sie Ost-Südost an den drey kleinen Inseln hielten. Die Vorsichtigkeit erfordert, an diesem Orte so lange in die See zu steuern, bis diese Inseln von dem Vorgebiege **Jor** entdecket werden, **Petra blanca** hingegen die Insel **Bintan** nicht mehr verdecket. **Petra blanca** ist ein Felsen, worauf die Vögel nisten, und der so voll Koth liegt, daß sein Gipfel von ferne weiß zu seyn scheint *b*). Sie brachten bis auf den 17ten damit zu, bis sie über den Fluß **Jor** setzten, und zwo Meilen von **Sincapur** ankamen. Den 18ten kamen viele kleine Fahrzeuge an ihr Schiff. Diese Leute tragen den Namen **Salettes**, sind Unterthanen des Königes zu **Jor**, bringen ihre ganze Lebenszeit mit Weib und Kindern in ihrem Fahrzeuge zu, und nähren sich vom Fischfange. Die Engländer nahmen einen Lootsmann aus ihrem Mittel zu sich, der sie durch die Meerengen führen mußte *c*).

[illegible] 1613.

Inseln Ridang und Capa.

Volk Salettes

Den 29sten des Christmonats, kamen sie nach **Masulipatan**; **Floris** setzete kein sonderliches Vertrauen in die Ehrlichkeit der Einwohner, und dieser Vorsichtigkeit schrieb er den guten Vertrieb seiner Waaren zu. Einige benachbarte Fürsten bothen ihm allerley Vortheile an; weil er ihnen aber nicht trauete, so lehnete er selbige ab. Gleichwohl schickte ihm die Königinn von **Paliacatte**, und der König von **Narsinga** Pässe, nebst einem **Abestiam**, das ist einem Stücke weißes Tuch, worauf des Königes Namen mit Sandel- oder Saffranfarbe gedrucket ist. Des Königes Brief war auf eine goldene Platte gestochen, und versprach dem **Floris** nicht nur die Erlaubniß, in seinem Lande ein Schloß zu bauen, sondern auch die Einkünfte von zwoen Städten, welche jährlich vier bis fünf tausend Pfund eintrugen: aber alle diese Vortheile verblendeten den **Floris** nicht *d*).

Anerbiethungen einiger Könige an Floris.

Abestiam

Bey einer im Augustmonate nach **Narsapur Peta** vorgenommenen Reise, fand er das ganze Land bis fünf Schuh tief unter Wasser stehen. Der Bach, welcher durch Golconda fließt, riß viele Häuser weg. Zwo steinerne Brücken, die so gut gebauet waren, als es immer in Europa geschieht, eine von funfzehn Schwibbogen, die andere von neunzehn verlohren einige. Zu Ende dieses Monates starb der König zu **Narsinga**, **Vencatadrapa**, im fünften Jahre seiner Regierung. Seine Gemahlinn, Namens **Obiama**, verbrannte sich nebst zwey Hoffräuleins zugleich mit seinem Leichname *e*).

Schädliche Ueberschwemmung.

König von Narsinga stirbt. Seine Gemahlinn verbrennet sich.

Hatte **Floris** seine Waaren für guten Preis angebracht, so mußte er hingegen wahrnehmen, daß die Indianer mit dem Bezahlen bey weitem nicht so hitzig waren, als mit dem Einkaufen. Der Statthalter von **Masulipatan** gieng andern mit bösem Exem-

Verwegener Streich der Engländer.

a) Linschot giebt eine lange Beschreibung von dieser Küste. *b*) Floris Tagebuch a. d. 24 S.
c) A. d. 25 S. *d*) Ebendas. *e*) A. d. 26 S.

Floris 1613.

pel vor. Er verschob die Bezahlung seiner Schuld von einem Tage zum andern, und über dieses Verzögern konnte die bequeme Zeit zur Heimreise verstreichen. Damit beschloß Floris, entweder ihn selbst, oder doch wenigstens seinen Sohn wegzucapern, das ist, ihn die Billigkeit mit Gewalt zu lehren. Die Unternehmung war verwegen: allein alle seine Leute versprachen, Leib und Leben darüber zu wagen. Er befahl also denen, welche das Schiffboot führeten, sie sollten einiges Feuergewehr in die Segel verbergen, und zu Fuße nach der Anfuhrt beym Zollhause kommen. Hier hoffete er, entweder den Vater oder den Sohn zu erwischen. Den 24sten des Wintermonats wiederholete er sein Anfordern bey dem Statthalter: doch dieser bezeugte eben so wenig Lust zur Bezahlung, als vorher. Hierauf gieng Floris nach dem Zollhause, woselbst, wie er wußte, der Sohn kurz zuvor angekommen war. Die Wache hatte ihre Spieße vor der Thüre gelassen, und die Fluth war hoch. Diese beyden Umstände gaben ihm die Hoffnung, es werde alles ohne Blutvergießen ablaufen. So bald er das Zeichen gab, nahmen seine Leute die Spieße weg, des Statthalters Sohn aber beym Leibe, und trugen ihn ohne Widerstand ins Boot, worein sogleich Floris nebst den übrigen ebenfalls sprang. Ehe der Vater das Unglück seines Sohnes vernahm, waren sie schon weit vom Hafen entfernet. Unterdessen nöthigte sie der ungestüme Wind, neben der Küste herzufahren, damit sie den Strom in dieser Meerenge zum Vortheile hatten. Auf das entstandene Gerücht eilete ihnen viel Volk in Kähnen nach, und droheten dem Boote schon. Doch drey einige Büchsenschüsse vertrieben diese Hitze, und Floris hatte die Ehre, daß er seinen Gefangenen im Beyseyn von dreytausend Mann davon brachte. Ein einiger englischer Factor, den er in der Stadt gelassen hatte, um die Ursache seines Verfahrens anzuzeigen, mußte dafür unzählige Schimpfworte von dem Pöbel anhören, ja er wäre gar ums Leben gekommen, wofern ihn nicht der Statthalter, dem angst und bange um seinen Sohn war, gegen das unbändige Volk geschützet hätte.

Entführen des Statthalters Sohn.

So verwogen das Unterfangen war, so herzhaft führete es Floris aus. Er ließ dem Statthalter sagen, er würde seinen Sohn an der großen Rhaa aufhängen, wenn seinem Factor das geringste Leid wiederführe, ja er würde es allen, die man aus der Stadt an ihn abschickte, eben also machen, wenn sie keinen Brief vom Factor aufzuweisen hätten. Hierauf kam ein holländischer Kaufmann, und fragte nach der Ursache seines Unwillens? Floris gab ihm zur Antwort, sie könnte wenig Personen unbekannt seyn, und habe er seinen Factor deswegen in der Stadt gelassen, um sie zu erklären. Der Holländer verwahrete sich feyerlichst gegen allen Nachtheil, welcher der holländischen Gesellschaft hieraus zuwachsen könnte, und empfing dagegen eine schriftliche Antwort, die er seinem Vorgesetzten aufweisen mochte.

Unterdessen ließ der Statthalter die Bezahlung seiner Schuld anbiethen. Doch Floris verlangte, er müsse für die übrigen Schuldner gleichfalls bezahlen, weil er Bürge für sie geworden sey. Endlich mußte er alles eingehen, was man verlangte, um nur seinen Sohn zu retten. Denn weil dieser ein Braman war, so durfte er, vermöge seiner Religion, keine Speise genießen, die außerhalb seiner Wohnung zubereitet worden; folglich litte er schon einige Tage Hunger *f*). Endlich giengen die Engländer am 7ten des Christmonats unter Segel. Weiter geht das Tagebuch von dieser Reise nicht. Allein Purchas *g*) setzet, um diesem Mangel abzuhelfen, hinzu, sie wären den 20sten Hornung in der Bay Saldanha eingelaufen, und den 1sten des Brachmonats nicht weit von der Insel [illegible] Helena gewesen.

f) Ebendas. a. d. 27 und vorherg. S. *g*) Zu Ende dieser Reisebeschreibung.

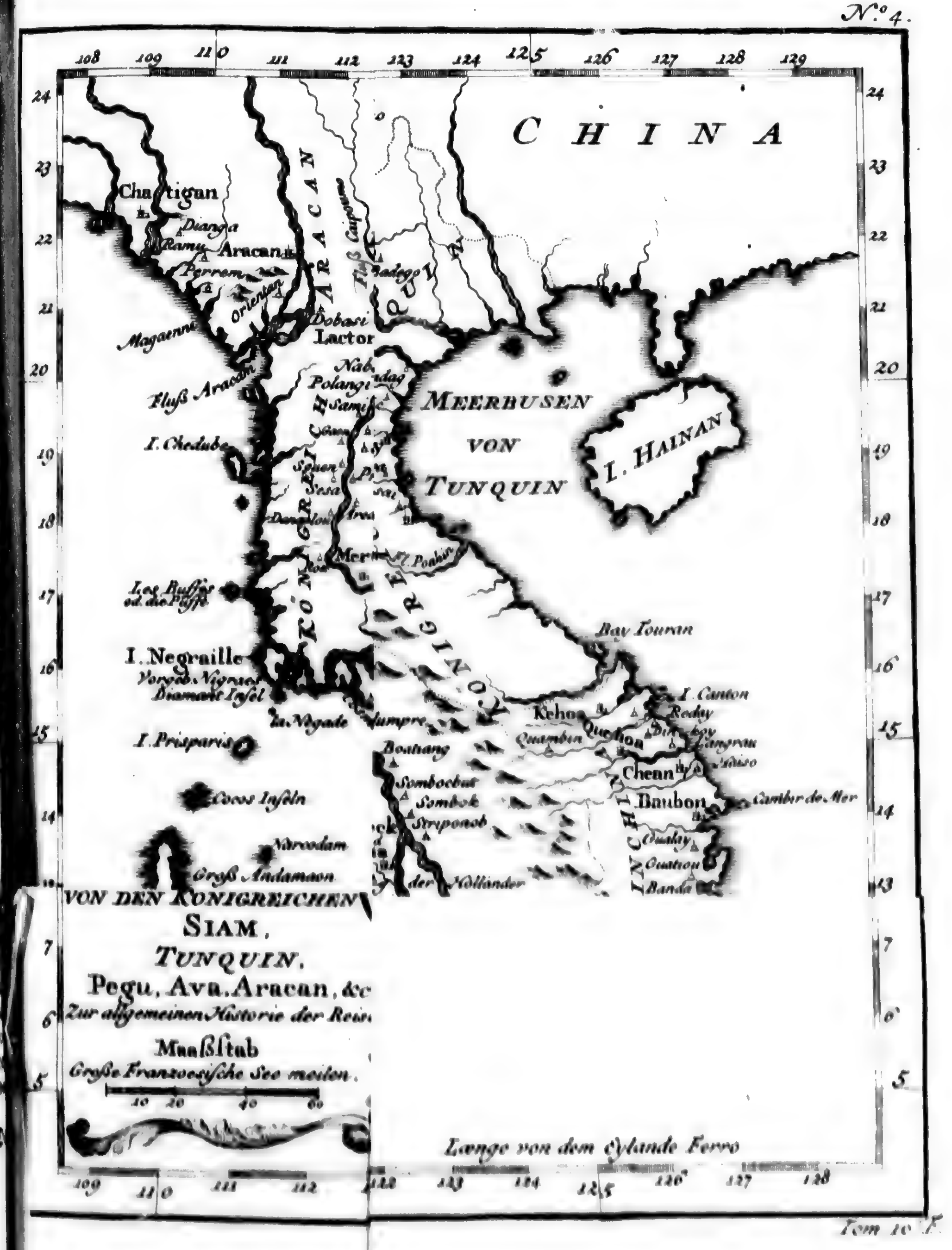
n andern, und über
Damit beschloß Flo-
rn, das ist, ihn die
allein alle seine Leute
, welche das Schiff-
, und zu Fuße nach
Vater oder den Sohn
n Anfordern bey dem
als vorher. Hierauf
hn kurz zuvor ange-
, und die Fluth war
e alles ohne Blutver-
die Spieße weg, des
nd ins Boot, worein
ater das Unglück seines
erdessen nöthigte sie der
om in dieser Meerenge
viel Volk in Kähnen
schüsse vertrieben diese
n Beyseyn von dreytau-
er in der Stadt gelassen
unzählige Schimpfworte
ofern ihn nicht der Statt-
dige Volk geschützet hätte.
loris aus. Er ließ dem
aufhängen, wenn seinen
an aus der Stadt an ihn
ufzuweisen hätten. Hier-
seines Unwillens? Flo-
eyn, und habe er seinen
Der Holländer verwahren
esellschaft hierans zuwach-
r seinem Vorgesetzten auf

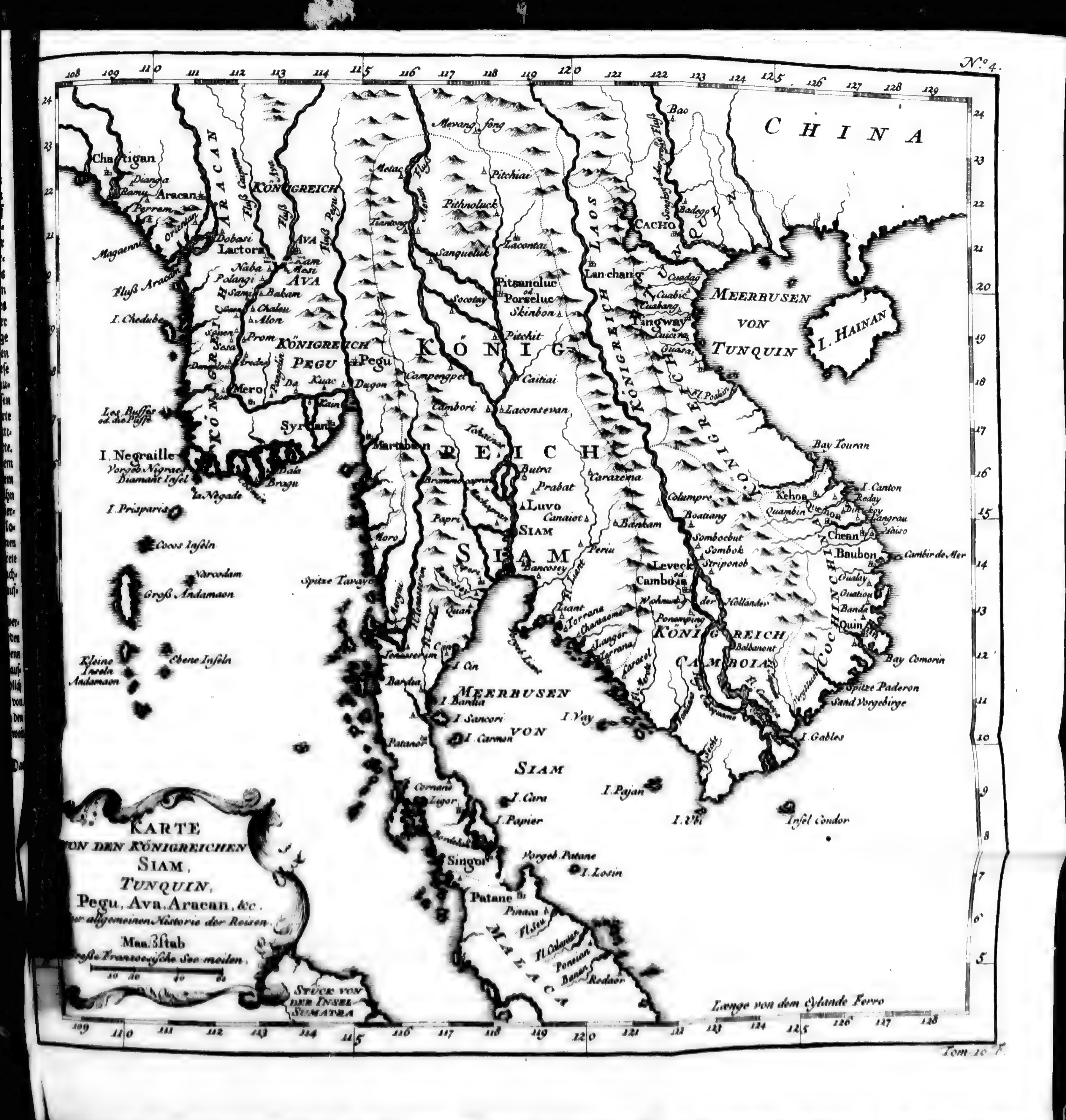
nbiethen. Doch Floris
l er Bürge für sie geworden
nen Sohn zu retten. De
ne Speise genießen, die a
e Tage Hunger f). Endl
eiter geht das Tagebuch
uhelfen, hinzu, sie wären
des Brachmonats nicht

D

schreibung.

N.o 4.





N°. 4.
KARTE
VON DEN KÖNIGREICHEN
SIAM,
TUNQUIN,
Pegu, Ava, Aracan, &c.
zur allgemeinen Historie der Reisen
Maaßstab
Große Französische See meilen
CHINA
MEERBUSEN VON TUNQUIN
I. HAINAN
KÖNIGREICH PEGU
KÖNIGREICH AVA
ARACAN
KÖNIGREICH LAOS
KÖNIGREICH SIAM
KÖNIGREICH CAMBOIA
COCHINCHINA
MEERBUSEN VON SIAM
MALACA
STÜCK VON DER INSEL SUMATRA
Chattigan
Aracan
Ava
Pegu
Martaban
Tenasserim
Siam
Luvo
Lan chang
Tingway
Cacho
Cambodia
Patane
Singor
Ligor
Bay Touran
Spitze Paderon
I. Negraille
I. Chedube
I. Prisparis
Cocos Inseln
Narcodam
Groß Andamaon
Kleine Inseln Andamaon
Ebene Inseln
I. Gables
Insel Condor
I. Pajan
I. Losin
Länge von dem Eylande Ferro
Tom. 10 F.



W

keinen ihr
Reisebeschr
man aus
lischen Ges
Möglichkei
händigte si

Lage der Hau
sägliche K
Orietan un
Perrem un

Dieses La
Gränz
Chatigam
Ava. An d
gentlichen G
ger bald wei
Die Ha
Sie liegt mit
wird rings he
festigung dien
Brama sie n
lagerte, und
Thaberis ner
Einwohner d
von der See
andere ben D
ung sehr beq
die Schiffe nic
Die gem
e große Plätz
Bambusrohren
über zu den P
s innwendig n

b) Die Port
ganzen Lande

Das VI Capitel.

Beschreibung des Königreiches Arrakan.

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Vorbericht.

Wenn man aus Golconda über den bengalischen Meerbusen, und vor den Mündungen des Ganges vorbey, nach der gegen über liegenden Küste segelt: so kömmt man in ein Land, das die europäischen Schiffe selten besuchen, weil es keinen ihrer Größe gemäßen Hafen hat. Gleichwohl findet man seinen Namen in den Reisebeschreibungen, und wird begierig, eine genauere Nachricht davon zu haben, als man aus dem Berichte der Indianer nehmen kann. **Daniel Sheldon**, Factor der englischen Gesellschaft, fand Gelegenheit, in dieses Land zu kommen, und bemühete sich nach Möglichkeit, seinen Zustand zu erfahren. Er brachte seine Beobachtungen zu Papiere und händigte sie dem **Ovington** zu Surate ein, mit dem Bedinge, sie heraus zu geben.

Der I Abschnitt.

Beschreibung des Landes an sich selbst.

Lage der Hauptstadt. Gebäude zu Arrakan. Unsägliche Kostbarkeit des königlichen Pallastes. Orietan und sein gekrönter Statthalter. Stadt Perrem und Ramu. Dianga und andere. Insel Sundiva. Städte Assaram, Tipora und Chacomas. Hafen Dobaji. Insel Munay. Stadt Siriam, und ihre Merkwürdigkeiten.

Dieses Land oder Königreich, trägt den Namen **Arrakan** oder **Orrakan**. Seine Gränzen sind: gegen Nordwest, das Königreich Bengal, und in solchem die Stadt Chatigam b); gegen Süden und Osten, Pegu; und gegen Norden das Königreich Ava. An der Küste erstrecket es sich bis an das Vorgebirge **Nigraes**. Allein, seine eigentlichen Gränzen sind schwer anzugeben, weil sie durch mancherley Eroberungen bald enger bald weiter geworden sind.

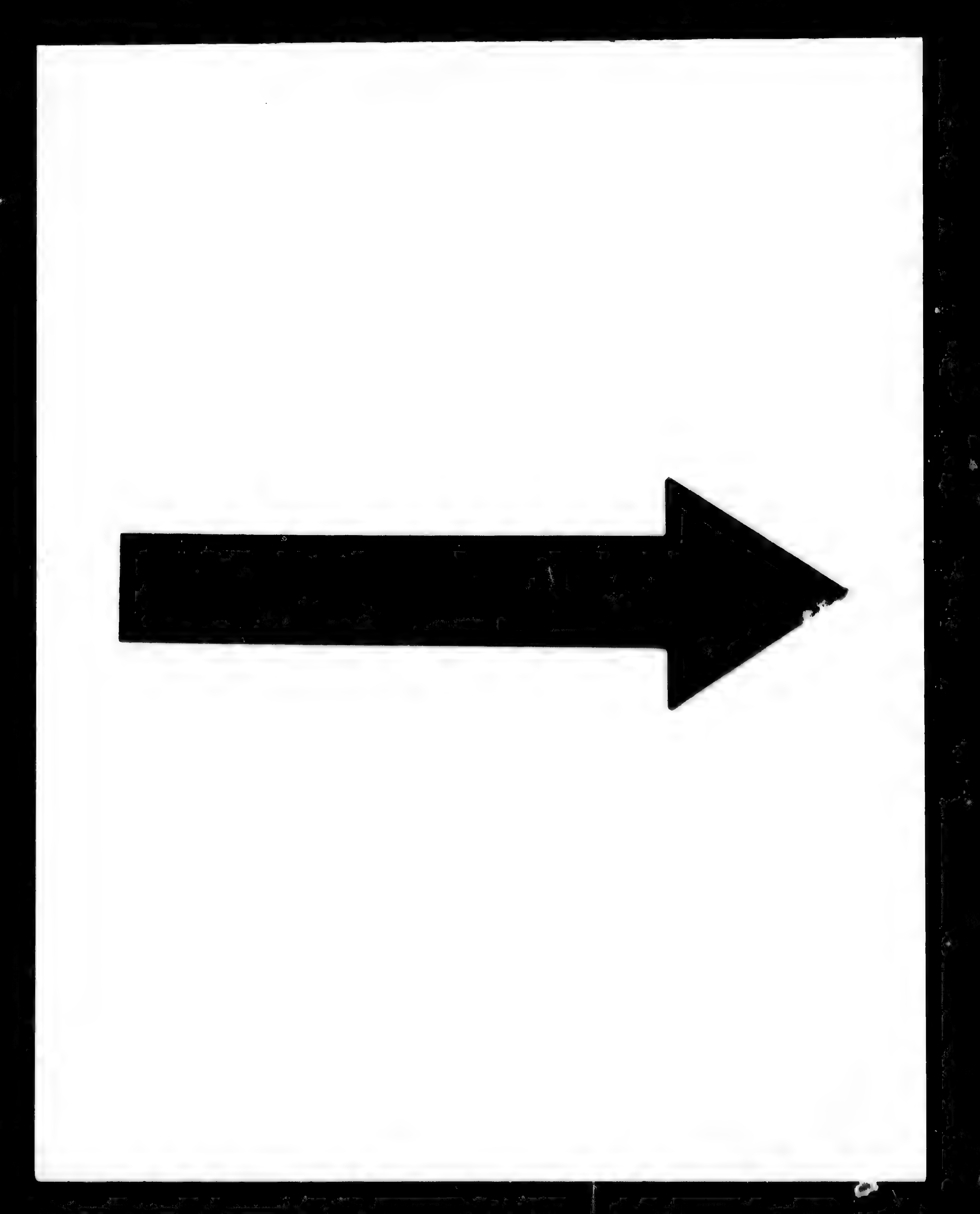
Lage der Hauptstadt.

Die Hauptstadt ist **Arrakan**, von welcher das Land seinen Namen empfangen hat. Sie liegt mitten in einem Thale von etwa funfzehn englischen Meilen im Umkreise. Sie wird rings herum von einem hohen und steilen Gebirge umgeben, das ihr statt einer Befestigung dienet. Ueberdieses hat sie ein dermaßen festes Schloß, daß der König von Brama sie mit dreyhundert tausend Mann und vierzig tausend Elephanten vergeblich belagerte, und mit Schimpfe abziehen mußte. Es geht ein großer Fluß durch, den **Magin Chaberis** nennet. Er wird in viele kleine Bäche zertheilet, und zur Bequemlichkeit der Einwohner durch alle Gassen geleitet. Vor der Stadt, das ist vierzig englische Meilen von der See vereinigen sie sich wieder in zween Ströme, davon einer bey **Orietan**, der andere bey **Dobazi** in den bengalischen Meerbusen fällt. Beyde Plätze liegen zur Handlung sehr bequem: allein die Fluth steigt so hoch, insonderheit bey vollem Monde, daß die Schiffe nicht ohne Gefahr einlaufen.

Gebäude zu Arrakan.

Die gemeinen Gebäude zu **Arrakan** sind sehr schlecht. Gleichwohl findet man einige große Plätze von artiger Gestalt, die man zu Märkten brauchet. Die Häuser sind aus Bambusrohren gebauet, die man statt der Nägel mit zähem Rohre zusammen bindet. Aber zu den Pallästen der Fürsten und Edelleute gebrauchet man allerley Holz, und zieret sie inwendig mit Gemälden und Schnitzwerke. Der

b) Die Portugiesen haben diese Stadt zur Ungebühr Bengal genennet, folglich ihr den Namen des ganzen Landes beygeleget.



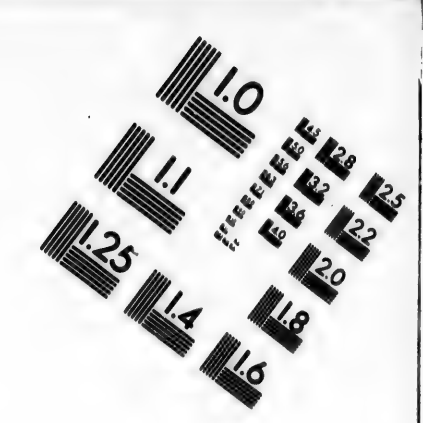
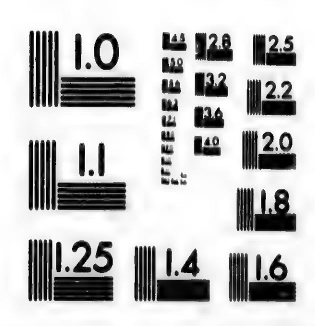


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan

Unsägliche Kostbarkeit des königlichen Pallastes

Der königliche Pallast hat einen gewaltigen Umfang. Unterdessen ist er weit kostbarer, als schön. Er wird von sehr breiten und hohen Pfeilern getragen, oder vielmehr von ganzen Bäumen, die man mit Golde überzogen hat. Die Gemächer sind mit dem allerkostbaresten Holze, das die Morgenländer liefern, getäfelt, als mit rothem und weissem Sandel, und einer Gattung von Adlerholze. Mitten im Pallaste ist ein großer Saal angeleget, welcher den Namen des goldenen Saales trägt, indem er wirklich über und über mit Golde beschlagen ist. Es steht ein ganz goldener Thron mit einem Himmel darinnen, um welchen etwa hundert Goldklumpen in Gestalt eines Zuckerhutes, und jeder bey vierzig Pfund schwer, hängen. Rings herum stehen viele goldene Bilder in Mannes Größe. Zwar sind sie hohl, dennoch aber zween Finger dick, und mit einer unzähligen Menge Edelgesteine gezieret. Es hängen Rubine, Smaragde, Saphire und Diamanten von gewaltiger Größe an ihrem Halse, an der Stirne, auf der Brust, an den Armen und am Gürtel. Auch steht mitten in diesem Saale ein viereckigter, ganz goldener und zwey Schuhe breiter Stuhl, welcher ein gleichfalls goldenes und mit Edelgesteinen bezieretes Schränkchen trägt. In solchem werden zwey beschriebene Ohrgehänge verwahret, nämlich zween Rubine, in der Größe eines kleinen Fingers, auch unten beynahe so dick, als ein Hühnerey. Diese Edelgesteine haben öfters blutige Kriege zwischen den Königen dieses Landes verursachet, nicht nur wegen ihres Werthes, sondern auch weil der Besitzer zu Folge der gemeinen Meynung einen Vorzug vor den übrigen hat. Die Könige von **Arrakan**, welche damals dieses kostbare Unterscheidungsmerkmaal besaßen, trugen es nur an ihrem Krönungstage.

In einem andern Gemache des Pallastes steht das Bild eines Königes von Brama, den seine Unterthanen ermordeten. Es ist dermaßen künstlich gemachet, daß man es ohne Bewunderung nicht ansehen kann. Es wird von dem Volke sehr verehret, weil besagter König ein Heiliger dieses Landes ist, und die Macht haben soll, Krankheiten zu vertreiben, absonderlich den Blutgang.

Die Stadt **Arrakan** hat sechshundert Pagoden oder Tempel. Die Zahl der Einwohner soll bis hundert und sechzig tausend betragen. Der königliche Pallast steht an einem großen See, worinnen viele kleine Inseln sind, die einer gewissen Gattung von Priestern, die man **Raulin** nennet, zum Aufenthalte dienen. In diesem See sieht man eine große Menge Fahrzeuge, welche mancherley Bequemlichkeit verschaffen, doch ohne Gemeinschaft mit der Stadt, indem solche vermittelst eines Dammes von dem See abgeschnitten ist. Man giebt vor, dieser Damm sey nicht sowohl deswegen angeleget, um die Stadt bey Friedenszeiten für Ueberschwemmung zu bewahren, als vielmehr um sie bey Kriegeszeiten, wenn ihre Eroberung zu befürchten wäre, zu überschwemmen, und nebst allen Einwohnern unter dem Wasser zu begraben.

Der gegen **Orietan** laufende Arm des Flusses, zeiget einen sehr anmuthigen Anblick. Das Ufer ist mit vielen beständig belaubten Bäumen besetzet; ihre Gipfel stoßen zusammen, und machen dergestalt lauter bedeckte Spaziergänge. Hier sieht man erstaunlich viele Pfauen und Affen, die von einem Aste auf den andern hüpfen. Obgleich die Stadt **Orietan** beschwerliche Zugänge hat: so zieht doch die Handlung eine große Menge Kaufleute aus Pegu, China, Japon, Malacka, einem Theile des malabarischen und mogolschen Landes, dahin. Sie wird von einem Oberstatthalter regieret, den der König bey seiner Krönung ernennet, indem er ihm eine Krone aufs Haupt setzet, und König benennet.

Orietan, und sein gekrönter Statthalter.

Denn

Denn es ist dieser Ort die Hauptstadt von einer der zwölf arrakanischen Landschaften, welche jedesmal von gekröneten Häuptern regieret werden. Nicht weit von Orieran ist der Berg Naum, welcher seinen Namen einem benachbarten See beyleget. Hieher schicket man die Missethäter, schneidet ihnen aber zuvor die Fersen weg, damit sie nicht weglaufen können. Dieser Berg ist so steil, und so voll reißender Thiere, daß man beynahe unmöglich darüber kommen kann.

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Geht man weiter an der Küste hinauf: so findet man die Stadt Perrem, die ebenfalls nahe am Meere liegt, und einige Tagereisen von ihr die Stadt Ramu. Allein, der Weg ist sehr gefährlich. Zur See muß man Meerstürme erwarten. Zu Lande muß man das Gebirge Pre übersteigen, das Arrakan von Pegu scheidet, und von wilden Thieren wimmelt. In dieser Gegend ist ein berühmter Berg, den die Einwohner in ihrer Sprache Pora, das ist Gott oder Abgott, nennen. Dieser Name kömmt von einem großen Götzenbilde oben auf dem Gipfel her. Es sitzt mit kreuzweise geschränkten Beinen auf einem Postamente, und wird von dem Volke angebethet. Es läuft ein Fluß durch diese Landschaft. Man hatte dem Könige vorgeschlagen, er möchte aus selbigem einen Canal nach Arrakan führen. Allein, er verwarf diesen Rath, weil er dadurch seinen Nachbarn den Weg in seine Lande öffnen würde, darauf sie bis an seine Hauptstadt streifen könnten.

Stadt Perrem und Ramu.

Die letzte Stadt von einigem Ansehen an dieser Küste ist Dianga oder Diango, welche, wie es scheint, zum Königreiche Bengal gehöret, und eine Gränzfestung vorstellet, wie Schattigam. Die übrigen dem Könige von Arrakan zuständigen Plätze an dieser Küste, sind Coromotia, Sedoa, Zara und der Hafen Mangaeni. Hierzu rechnet man auch die Insel Sundiva im bengalischen Meerbusen, die aufs höchste etwa zwanzig englische Meilen vom festen Lande abliegt, und wenigstens hundert Meilen im Umkreise hat. Es wird hier so erstaunlich viel Salz gemacht, daß man alle Jahr über zweyhundert Schiffe damit befrachtet. Die Natur hat sie dermaßen befestiget, daß man ohne der Einwohner Bewilligung unmöglich hinein kommen kann. Aus dieser Ursache strebeten die Portugiesen beständig darnach. Im Jahre 1602 nahmen sie dieselbige dem großen Mogol weg, der sie dem rechtmäßigen Herrn entzogen hatte, endlich aber ihnen seine Ansprüche abtrat. Aber weil sie nicht Volk genug hatten, sowohl den Eyländern als dem arrakanischen Könige zugleich Widerstand zu leisten: so mußten sie ihren Sitz besagtem Fürsten abtreten, und in verschiedene bengal'sche Plätze ziehen.

Dianga und andere Städte.

Insel Sundiva.

Gegen Norden von Arrakan, liegen die Städte Assaram, Tipora, und Schakomas, die man für Hauptstädte eben so vieler dem arrakanischen unterworfener Königreiche ausgiebt. Der Verfasser kam zwar nicht dahin, er glaubet aber doch, ihre Regenten wären bloße Unterkönige, wiewohl sie, gleich dem oberwähnten, Könige heißen. Er vernahm von diesen Städten sonst nichts, als daß sie wegen ihrer Lage an der Gränze, mit starker Besatzung beleget wären. Tavernier erzählet, er habe auf seiner Reise drey Kaufleute von Tipora, das er Tipra nennet, angetroffen. Selbige hätten gern Bescheid gethan, und ihm berichtet, sie hätten in ihrem Lande nichts anständiges für Ausländer. Es gäbe zwar ein Bergwerk von sehr geringhaltigem Golde, auch sehr grobe Seide, aber beydes gehöre dem Könige, welcher dagegen von seinen Unterthanen keine Steuer erhebe: ausgenommen, daß jedermann, der nicht von einem gewissen unserem europäischen Adel ähnlichem Stande ist, jährlich sechs Tage im Bergwerke oder an der Seide arbeiten muß.

Städte Assaram, Tipora und Chacomas.

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Hafen Dobazi.

Insel Munay, wegen ihrer Pagoden berühmet

Schiffet man auf dem mittägigen Arme des Flusses aus Arrakan: so kömmt man nach der Stadt **Dobazi**, deren ihr Hafen von den Indianern sehr stark besuchet wird. Von hier gelanget man immer an der Küste weg nach **Schudab**, einem sehr bequemen Hafen. Nicht weit von **Schudab** ist das Vorgebirge **Nigraes** und die wegen ihrer Pagoden oder Tempel berühmte Insel **Munay**. Unter selbigen heißt einer **Quiay-Figroh**, das ist Tempel des Gottes der Sonnenstäubchen; und noch ein anderer **Quiay-Doces**, oder Tempel des Gottes der Betrübten in der Welt. Eben diese Insel ist nicht weniger deswegen berühmt, weil das Oberhaupt der **Rolins** oder **Rulins**, den man **Xoxom-Pongri** nennet, seinen Sitz daselbst hat. Er ist das Haupt aller Priester und Diener des Gottesdienstes. Auf ihm beruhen alle Verordnungen, welche besagten Dienst betreffen. Seine Person wird für so heilig gehalten, daß ihm der König allemal die rechte Hand läßt, und nicht anders als nach einer tiefen Neigung mit ihm spricht. **Mendez Pinto** erwähnet dieser Insel, setzet sie aber ins Königreich Pegu. Er wohnete dem Leichenbegängnisse eines solchen vornehmen Mannes bey, den er mit dem Titel des Rolins von Munay beleget. Doch der Verfasser fährt über diese Beschreibung weg, und saget nur, der König müßte nebst allen Großen der Leiche folgen, auch die Kosten des Begräbnisses tragen. Sie steigen, wie er meldet, auf hundert tausend Ducaten, ohne die Kleider zu rechnen, womit der König und der Adel vierzig tausend Priester beschenket.

Stadt Siriam, und ihre Merkwürdigkeiten.

Schiffet man von **Munay** das Vorgebirge **Nigraes** vorbey: so kömmt man nach **Siriam**, welche Stadt einige zur letzten vom Reiche **Arrakan** machen, andere aber zu Pegu rechnen. Wegen der Lage hat es jedoch seine Richtigkeit, indem sie einmüthig an die Gränze beyder Reiche gesetzet wird. In diese Stadt begab sich der arrakanische König mit seinem siegreichen Heere, als er die dem Könige von Brama zuständige Stadt **Tangu** ausgeplündert hatte, worinnen er nicht nur große Reichthümer fand, sondern auch den weißen Elephanten, und die beyden Rubine, mit welchen der Vorzug des Reiches verknüpfet ist. **Siriam** hat seinen ehemaligen Glanz nicht mehr. Vorzeiten war sie eine Hauptstadt und der Sitz eines Königes. Man sieht noch die Spuhren einer starken Mauer, damit sie umringet gewesen. Der letzte König wurde von dem Peguanischen mit einem unzähligen Heere belagert, und wehrete sich so lange, daß der dritte Theil der Einwohner darauf gieng. Endlich da es auf das äußerste kam, nahm er lieber Gift zu sich, als daß er sich seinem Feinde ergeben hätte, welcher darauf seine Schätze in Besitz nahm, und den ganzen Adel aus diesem Lande in das Peguanische versetzte. Die Reise von Siriam nach Arrakan kann auf einem kleinen Flusse geschehen, welcher von einer Stadt zur andern läuft.

Diese Anmerkungen haben den Fehler, daß die Entfernungen der Städte nicht besser angegeben sind. **Sheldon** wendet sich von ihnen zu den Gebräuchen und der Lebensart der Einwohner.

Der II Abschnitt.

Lebensart und Gebräuche im Königreiche Arrakan.

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Leibesgestalt der Einwohner. Ihre Speisen. Ihre Aerzte und Arzneyen. Leichenbegängnisse. Ihre Religion. Gestalt der Tempel. Seltsame Andacht. Drey Orden der Priester. Macht und Regierung. Erziehung der Frauen für den König. Titel und Pracht des Königes. Grausame Wirkung des Aberglaubens.

Leibesgestalt der Einwohner.

Was andere Völker für ungestalt achten, das halten die Einwohner für eine Schönheit in ihrer Leibesgestalt. Sie lieben eine breite und glatte Stirne, und um ihr besagte Gestalt zu geben, beschweren sie dieselbige mit einer Bleyplatte, sobald ein Kind auf die Welt kömmt. Ihre Nasenlöcher sind weit und offen; die Augen klein, aber lebhaft; die Ohren hängen bis auf die Schultern herab, wie bey den Malabaren. An ihrem Gewande und Geräthe ziehen sie eine dunkle Purpurfarbe allen übrigen vor.

Ihre Speisen.

Bey ihren Gastereyen trägt man viele Speisen auf; doch der Verfasser sah keine einzige, die ein Ansehen gemachet, oder sonderlich geschmecket hätte. Ratten, Schlangen und Mäuse halten sie für köstliche Leckerbissen. Sie essen niemals Fische, ehe sie faulen. Hernach machen sie eine Tunke daraus, und mischen solche unter andere Speisen. Arme Leute gebrauchen hierzu einen dermaßen stinkenden Fisch, daß ein Ausländer in Ohnmacht sinken möchte. Die Reichen nehmen andere Fische, die nicht so gar entsetzlich riechen, mischen auch um größerer Annehmlichkeit willen allerley andere Dinge darunter. Bey Vornehmen ist der Gebrauch, ein paar hundert kleine Teller aufzutragen, darunter jedermann aussuchet, was ihm gefällt. Brodt haben sie nicht, sondern ersetzen den Abgang mit gemahlenem Reiße.

Ihre Aerzte und Arzneyen.

Werden sie krank: so rufen sie ihre Rolins, welche Priester und Aerzte zugleich sind. Sogleich bläst der Rolin den Kranken an, und saget einige Gebethe her. Hilft dieses nicht, wie gewöhnlich geschieht: so verordnet er ein Opfer zu Ehren des Schaor-Baos, das ist, des Gottes über die vier Winde, als welchem er die Ursache des Uebels zuschreibt. Das Opfer wird Calonco genennet, und besteht in Schlachtung einer so großen Anzahl Geflügel oder anderer fetten Thiere, als des Kranken Vermögen es zugiebt. Man wiederholet es viermal für die vier Winde, es sey denn, daß der Kranke sich schleunig besserte. Alles geschlachtete gehöret den Priestern. Will das Uebel noch nicht weichen: so nimmt die Frau des Kranken oder dessen nächster Anverwandter eine andere Handlung vor. Man schmücket ein Gemach mit kostbaren Teppichen, richtet in einer Ecke einen Altar auf, und setzet ein Götzenbild darauf. Sodann kommen die Priester und die Verwandtschaft des Kranken zusammen, und werden acht Tage lang mit allerley Speisen und Musik bewirthet. Die Person, welche die ganze Feyerlichkeit unternimmt, muß so lange tanzen, als sie sich auf den Beinen halten kann. Wenn sie anfängt, müde zu werden: so ergreift sie ein Seil, das ausdrücklich deswegen von der Decke herab hängt, und tanzet so lange fort, bis sie endlich entkräftet zu Boden sinkt. Hierauf geht die Musik mit aller Macht, und alle Anwesende glauben steif und fest, der Tänzer pflege während der Ohnmacht Unterredung mit den Götzen. Kann selbiger wegen Leibesschwachheit die Bewegung nicht lange aushalten: so muß sein nächster Anverwandter an seine Stelle treten. Entweder stirbt der Kranke oder wird gesund. Im letztern Falle trägt man ihn in den Tempel, und besalbet ihn mit Oele und Spezereyen, vom Kopfe bis auf die Füße. Stirbt er, so sagen die Priester,

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Priester, die Opfer und angestelleten Feyerlichkeiten wären den Göttern nicht angenehm gewesen; und sie hätten ihm ein längeres Leben nur deswegen nicht verwilliget, weil er bey ihnen in Gnaden stehe, und in einem andern Leibe dafür belohnet werden solle.

Leichenbegängnisse.

Bey ihren Leichenbegängnissen geht es nicht minder abergläubisch zu. Sobald jemand obscheidet, leget man ihn mitten in sein Haus; die Priester gehen rund um ihn herum, und sprechen einige Gebethe, einige aber räuchern. Einige Bediente stehen gleichsam Schildwache, und schlagen auf breite küpferne Platten, um eine gewisse schwarze Katze, welche den Todten heftig nachstreben solle, wegzujagen. Sollte diese fürchterliche Katze den Leichnam berühren: so müßte die Seele schimpflich in der Welt herum irren, und des Glückes, dazu sie bestimmet war, beraubet leben. Ehe man die Leiche nach dem Scheiterhaufen bringt, holet man eine andere Gattung Priester herbey, die man **Graus** nennet. Werden sie durch irgend ein Geschäffte verhindert, sich einzustellen: so ist es ein Anzeigen, die Seele sey zu einem unglückseligen Schicksale bestimmt. Die Sargzierrathen sind nach dem Vermögen des Verstorbenen eingerichtet. Weil die Lehre von der Seelenwanderung seit uralten Zeiten bey diesem Volke im Schwange geht: so malet man Pferde, Elephanten, Kühe, Adler, Löwen und andere edelmüthige Thiere daran, damit die Seele eine ehrbare Herberge finden möge. Gleichwohl treibt die Demuth einige Sterbenden dazu, daß sie befehlen, man solle Mäuse, Frösche und andere geringschätzige Thiere an ihren Sarg malen, indem ihr lasterhaftes Gemüth keine bessere Wohnung verdiene. Man trägt den Körper auf ein nahe bey der Stadt liegendes Feld, und verbrennet ihn daselbst. Die Priester müssen den Scheiterhaufen anstecken; unterdessen heulen und weinen die Aeltern, Freunde und Anverwandten, und sind sämmtlich in Trauer, das ist, weiß bekleidet, mit einem schwarzen Bande um den Kopf.

Ihre Religion.

Ihre Religion besteht übrigens aus einem lächerlichen Aberglauben. Die geringste Sache, als etwa ein Hundegeheule, wird für eine Vorbedeutung angesehen, und der Priester deswegen zu Rathe gezogen. Die Tempel stehen so voll Götzenbilder, daß man in einem einigen bis auf zwanzig tausend zählet; nebst diesen hat jedes Haus die seinigen, denen die Einwohner etwas von der Speise vorlegen, die sie selbst genießen. Sie brennen sich das Wahrzeichen ihrer Götzen mit einem glüenden Eisen auf die Arme oder Schultern. Sie schwören bey ihren Hausgöttern. Die Reichen schicken einige Schüsseln mit Essen in die Tempel.

Gestalt der Tempel.

Diese Gebäude, welche den Namen der Pagoden tragen, sind in Gestalt einer Pyramide oder eines Glockenthurmes aufgeführet, auch bald höher bald niedriger, nachdem es den Stiftern eingefallen. Im Winter bedecket man die Götzen, damit sie nicht frieren, in der Hoffnung, für diese Sorgfalt dereinst belohnt zu werden. Alle Jahre feyert man ein Fest, das den Namen **Sansaporan** führet, und hält dabey, dem Götzen **Qutay Pora** zu Ehren, einen feyerlichen Umgang. Man führet sein Bild auf einem großen Wagen herum, welchem neunzig in gelben Satin gekleidete Priester folgen. Die Andächtigsten legen sich ihm in den Weg, und lassen sich den Wagen über den Leib gehen, oder stechen sich an eiserne Stacheln, die man ausdrücklich deswegen daran fest machet, um das Bild mit ihrem Blute zu besprengen. Wer nicht so große Herzhaftigkeit besitzt, der suchet wenigstens einige Tropfen von diesem Blute aufzufangen, und schätzet sich deswegen glücklich. Die Stacheln selbst, werden von den Priestern mit großer Ehrerbiethung ausgezogen und als geheiligte Sachen sorgfältig im Tempel verwahret.

Seltsame Andacht.

Die

Ovingtons Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Drey Orden der P[illegible]r.

Die Priester oder Rolins sind in drey Orden vertheilet, unter den Namen der **Pongrine**, **Pangiane** und **Xoxome**. Sie sind sämmtlich gelb gekleidet und geschoren. Die Pongrine tragen eine Mütze mit einer Spitze, die hinten herab hängt. Sie geloben den ehelosen Stand. Brechen sie ihre Gelübde: so werden sie ihrer Würde entsetzet, und in den Layenstand verstoßen. Einige leben in prächtigen Klöstern, welche die Könige und andere vornehme Herren gestiftet haben: andere in ihrem eigenen Hause. Doch stehen sie alle unter einem Oberhaupte, das man den **Xoxom Pongrin** nennet. Diesem obersten Priesterorden ist die Auferziehung der Kinder anvertrauet. Sie werden von selbigem in der Kenntniß ihrer Religion und Gesetze unterwiesen. Auch giebt es hier und dort Einsiedler im Königreiche, welche ihres strengen Lebens wegen, in großer Hochachtung stehen.

Macht und Regierung.

Der König von **Arrakan** gehöret unter die allermächtigsten Herren im Morgenlande. Seit hundert Jahren ist dieses Reich vermittelst allerley Eroberungen in Pegu und Bengal sehr angewachsen. Im Jahre 1605 litt es im Kriege mit den Portugiesen einen großen Verlust. Denn es richteten selbige eine Flotte von fünfhundert und vierzig Segeln zu Grunde, und schlugen zu Lande ein Heer von dreyßig tausend Mann.

Erziehung der Frauen für den König.

Die Landesregierung ist in den Händen von zwölf Fürsten, welche den königlichen Titel führen, und in der Hauptstadt einer jeden Landschaft sitzen. Hier bewohnen sie große Palläste, welche für den König selbst gebauet worden, und große **Serails** in sich enthalten, worinnen man junge Mägdchen für den Landesherrn aufzieht. Jedweder Statthalter wählet alle Jahre zwölf Mägdchen, die selbiges Jahr innerhalb seines Gebiethes gebohren worden, und läßt sie auf des Königes Kosten bis ins zwölfte Jahr erziehen. Hernach bringt man sie nach Hofe, bekleidet sie mit einem Gewande von Baumwolle, und stellet sie so lange in die Sonne, bis sie ihr Gewand durchschwitzen. Sämmtliche Gewande werden dem Monarchen gebracht, der sie nach einander beriecht, und diejenigen Mägdchen für sich behält, deren Schweiß keinen ihm widrigen Geruch von sich giebt, in Meynung sie wären am gesündesten. Die andern verschenket er an seine Hofbediente *i*).

Titel und Pracht des Königes.

Der König von **Arrakan** leget sich, gleichwie seine Nachbarn, ebenfalls sehr prächtige Titel bey. Er läßt sich nennen: „**Parda** oder Kaiser von **Arrakan**, Besitzer des „weißen Elephanten und der beyden Ohrgehänge, auch kraft derselbigen, rechtmäßigen „Erben von **Pegu** und **Brama**, Herr der zwölf Landschaften von Bengal, und der zwölf „Könige, welche ihre Häupter unter seine Fußsohle legen„. Sein gewöhnlicher Sitz ist in der Stadt **Arrakan**. Allein, des Sommers bringt er zween Monate mit einer Reise nach Orietan zu, wobey ihn sein ganzer Adel in so schönen und bequemen Fahrzeugen begleitet, daß man diesen Zug für einen Pallast oder für eine schwimmende Stadt ansehen sollte. Er ertheilet auch nichts destoweniger Recht und Gerechtigkeit, und besorget seine Regierungsgeschäffte. Der hauptsächliche Bewegungsgrund seiner Reise ist, den Tempel des Gottes **Quiay Poragray** zu besuchen, dem er alle Tage eine herrliche Mahlzeit zuschicket.

Grausame Wirkung des Aberglaubens.

Dieser Aberglaube bringt die arrakanischen Könige öfters zu sehr unmenschlichen Handlungen. **Sheldon** bringt ein sonderbares Beyspiel davon bey. Ein gewisser falscher Prophet hatte einstens einem dieser Monarchen geweissaget, er werde seine Krönung nicht lange überleben. Man verschob sie demnach zwölf Jahre lang. Endlich da das Volk darauf drang, zog der König einen berufenen Mahometaner zu Rathe, ob denn kein Mittel zu Abwendung des gedroheten Unglückes möglich sey? Der blutdürstige Kerl, welcher

i) A. d. 116 S.

Rhodes 1619.

nur auf den Untergang der Feinde seines Propheten dachte, rieth ihm, sechstausend seiner Unterthanen, viertausend weiße Kühe und zweytausend weiße Tauben zu schlachten, die Herzen heraus zu nehmen, und ein gewisses Mittel daraus zu bereiten, dessen Gebrauch sein Leben verlängern würde. Dieser unmenschliche Anschlag wurde wirklich vollzogen *k*).

Sheldon konnte nichts erfahren, was die Herkunft der arrakanischen Könige betrifft. Doch bekam er so viel zu wissen, der König müsse allemal seine älteste Schwester heirathen, damit das königliche Geblüte in seiner vollkommenen Reinigkeit erhalten werde *l*).

Das VII Capitel.

Reise des Alexanders von Rhodes, nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Rhodes Reise nach Cochinchina und dessen Beschreibung.

Einleitung. Er reiset vo[n Lis]sabon ab; seine Beobachtungen vorher. [Er ko]mmt zu Goa an. Er misbilliget die A[...] [p]ortugiesischen Jesuiten. Jagd der [M]issionarien. Eyland Salsette und Märtyrertod einiger Jesuiten. Crucius, ein berühmter Jesuit in Indien. Rhodes besuchet die Perlfischerey am Cap Comorin. Der Altar wird beschenkt. Wie viel die Fischer den Jesuiten zu danken haben. Fernere Schiffahrt des Verfassers. Ankunft zu Mala[ka]. Seine Beobachtungen. Er geht nach Makao zu Schiffe. Seine Beobachtungen über China. Schönheit des Collegii und der Kirche zu Makao. Rhodes wird nach Cochinchina gesandt. Seine Beschreibung davon. Desselben Lage. Die Hauptstadt Kehue. Macht des Landes. Religion und Gesetze. Beschaffenheit und Früchte. Kostbares Holz. Eßbare Vogelnester. Castanien in Säcken. Sprache von Cochinchina. Wörterbuch und Sprachlehre.

Einleitung.

Was für einen reichen Vorrath zu dieser Sammlung würden wir nicht haben, wenn alle Jesuiten, welche den Glauben auszubreiten über das Meer gegangen sind, Nachrichten von ihren Reisen bekannt gemacht hätten. Aus den chinesischen Nachrichten kann man urtheilen, wie viel man sich von ihrer Einsicht versprechen dürfte. Ob aber wohl nicht alle Missionarien einerley Geschicklichkeit zu den Wissenschaften und gleich große Neigung haben, nützliche Beobachtungen anzustellen: so würde man sich doch wenigstens darauf verlassen dürfen, daß ihre Erzählungen richtig und getreu wären, welche beyde Eigenschaften den meisten Reisenden mangeln, und die man den frommen Dienern des Glaubens nicht streitig machen darf. Der Pater **von Rhodes** schreibt sich auch keine andere zu. Seine Erzählung ward 1653 *m*) gedruckt. Sie betrifft vornehmlich Tunkin, davon er auch die Geschichte geliefert hat. Man wird darinnen tausend Beyspiele aller apostolischen Tugenden finden: aber die Gesetze, die ich mir vorgeschrieben habe, verstatten mir nur, so viel daraus anzuführen, als zu der Absicht dieses Werkes gehöret.

Der Verfasser reiset von Lissabon ab.

Der Verfasser war vom Pabste zu der Mission nach Japan bestimmt worden. Und sein eigen Verlangen trieb ihn dahin. Er begab sich von Rom nach Lissabon, wo er Befehl hatte, zu Schiffe zu gehen. Er sah in dieser schönen Stadt mit viel Vergnügen das

Col[legium]

k) A. d. 288 S. *l*) Man sehe Ovingtons Buch, a. d. 551 S. der englischen Ausgabe, und a. d. 257 S. der Uebersetzung, im II Theile.

Rhodes 1622.

Collegia seiner Gesellschaft, wo die Jesuiten mit vielem Nutzen die Pflichten ihres Berufs erfüllen, der sich auf alles überhaupt erstrecket, was zum Heile der Seelen etwas beytragen kann. Er besuchte das Collegium von Conimbra, welches ihm prächtiger und bequemer vorkam, als einiges anderes Gebäude seines Orden. Es besteht aus sechzehn großen Abtheilungen, ohne die Kirche, welche nicht weniger Platz hat, als die Jesuskirche zu Rom. Das Refectorium, welches in dieser Menge von Gebäuden noch nicht mit enthalten ist, kann dreyhundert Personen in sich fassen, und so viel Geistliche halten sich ordentlich hier auf. Das prächtige Gebäude zu den Schulclassen ist auch noch nicht mit gezählet *n*).

Was er vor seiner Abreise beobachtet hat.

Den 4ten April 1619 segelten die Missionarien in drey großen Schiffen ab. Ihrer waren sechs auf der h. **Theresia**. Nach einer vierthalbmonatlichen Schiffahrt, kamen sie um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum. Sie stunden verschiedene Stürme aus, und litten viel vom Scorbute, welches sie doch nicht verhinderte, den 5ten des Weinmonats glücklich in den Hafen zu Goa einzulaufen *o*).

Ankunft zu Goa.

Die Merkwürdigkeiten dieser berühmten Stadt beschäfftigten dem Pater **Rhodes** nicht so sehr, als die Uebungen seiner Gottesfurcht und seines Eifers. Es befanden sich noch in der Stadt und in den umliegenden Dörfern verschiedene Heiden, an deren Bekehrung die portugiesischen Jesuiten arbeiteten. Doch der Verfasser gesteht, daß er ihr Verfahren nicht billigen könne. Seine Beurtheilung verdienet mit seinen eigenen Worten erzählt zu werden. „Ich kann zwo Sachen nicht bergen, die mir sehr viel Misvergnügen „brachten, und nach meinen Gedanken die Hartnäckigkeit der Ungläubigen sehr verstärken. „Ich weis wohl, daß ich eben darüber Einwürfe von ihnen öfters gehöret habe, die ich „schwerlich zu beantworten wußte. Man erzeiget denen, die noch Heiden sind, viel Ehre „und Liebe; und sobald sie getaufet sind, würdiget man sie kaum des Ansehens. Noch „mehr, wenn sie getaufet sind, so nöthiget man sie, die Kleidung des Landes, welche alle Hei„den tragen, abzulegen. Man kann sich nicht vorstellen, wie empfindlich ihnen diese Ver„änderung ist. Ich habe nicht erfahren können, warum man eine Sache von ihnen ver„langet, die unser Heiland nicht fordert, und die sie gleichwohl abgeneigt machet, sich tau„fen zu lassen, und ihnen dadurch an der Seligkeit hinderlich ist. Ich für mich, habe „mich in China denen eifrig widersetzet, welche die neuen Christen anhalten wollten, ihre „langen Haare, welche die Mannspersonen da so lang als die Weibesbilder tragen, abzuschnei„den, ohne welche sie nicht frey in Gesellschaften gehen dürfen *p*). Ich sagte ihnen, „der christliche Glaube nähme die Irrthümer des Geistes weg, nicht aber die Haare vom „Kopfe„ *q*).

Er billiget die Aufführung der portugiesischen Jesuiten nicht.

Man wird vielleicht mit eben so viel Vergnügen des Pater **Rhodes** eigene Worte lesen, wenn er seine Arbeiten drey Monate über, da er auf Befehl seiner Obern in dieser Stadt bleiben mußte, erzählet.

Jagd der Missionarien.

„Meine Beschäfftigung zu Hause, saget er, war, die canarische Sprache zu lernen, „welche man auf dem Eylande Goa redet. Unsere schönste Uebung aber war, auf die Jagd „der Heidenkinder auszugehen, welche ihre Väter verlohren hatten. Die Könige von Portugall haben eine Probe ihrer Gottesfurcht dadurch gewiesen, daß sie sich das Recht vor„behalten

n) Nur ein einziger Theil in 4to bey dem Cramoisys.

o) Reise des P. Alex. von **Rhodes** a. d. 13 S.

p) Ebendas. a. d. 18 S.

p) Die Chinesen schneiden seit der Eroberung der Tatarn ihre Haare ab, und behalten nur einen Zopf.

q) Ebendas. a. d. 2 S.

Rhodes 1622.

„behalten haben, heidnische Waisen wegzunehmen, solche taufen, und in Oertern, wo man „ihnen Unterhalt giebt, bis sie sich nach ihrer eigenen Einsicht entschließen können, christ„lich erziehen zu lassen. Zu Goa ist dazu ein großes Hospital bestimmt, dessen Verwal„tung man den Jesuiten vertrauet hat.

„Wie sich aber die Heiden bestreben, ihre Kinder dem Eifer der Missionarien zu ent„ziehen: so hat man viele Mühe, sie zu entdecken. Wir stellten überall Untersuchungen an, „und suchten die Kinder, die man vor uns verbarg, heraus zu bringen. Ich fand in einem „einzigen Hause sieben, die ich ins Seminarium brachte. Die Mutter entschloß sich, uns „in die Stadt und zur Taufe zu folgen. Man taufte sechshundert; und das war eine „ziemlich glückliche Jagd r).

Eyland Salsette, und Märtyrertod einiger Jesuiten.

Nach einer gefährlichen Krankheit, ward der Verfasser auf ein Eyland, das unweit Goa liegt, Namens Salsette, gesandt, wo der P. Rudolf Aquaviva und einige Jesuiten 1583 die Märtyrerkrone erhalten hatten. „Ich weis nicht, saget er mit einem apo„stolischen Eifer s), ob ihr Blut, das wegen einer so guten Sache vergossen worden ist, den „Segen des Himmels auf dieses Land gezogen hat; das weis ich, daß alle „Götzen daraus verbannet sind, und von hundert tausend Einwohnern nicht einer da zu fin„den ist, der kein Christ wäre„. Er fand daselbst einen französischen Jesuiten, den P. Crucius, der seiner Verdienste wegen in Indien berühmt war, und die vornehmsten Landessprachen dergestalt inne hatte, daß er sie nicht nur als ein Indianer redete, sondern auch ein sehr schön Gedicht von dem Leiden unsers Heilandes im Canarischen gemacht hatte, das die Christen in der Kirche sungen. Von Rhodes machte sich auch in dieser Sprache vollkommen t).

Crucius ein Jesuite, der in Indien berühmt ist.

Nachdem er zwey Jahre zu Goa und Salsette zugebracht hatte: so bekam er endlich Befehl, nach Japan zu reisen, und zwar auf einem Schiffe, das einen portugiesischen Befehlshaber der Citadelle nach Malaca bringen sollte. Er gieng durch Cochin, das nur hundert Meilen von Goa ist. Die Jesuiten haben daselbst ein Collegium, in welchem sie alle Wissenschaften lehren. Die Gewalt der Winde hielt das portugiesische Schiff lange Zeit an dem Vorgebirge Comorin auf, welches den Verfasser veranlassete, die berühmte Fischerküste zu besuchen, welche diesen Namen von der häufigen Menge der Perlen hat, die man daselbst fischet. „Die Einwohner wissen, saget er, zu welcher Zeit sie diese schönen „Thränen des Himmels sammeln sollen, die sie verhärtet in den Austern finden. Als„denn begeben sich die Fischer in ihren Nachen ins Meer. Einer tauchet unter und hat ein „Seil an sich, das ihn unter den Armen hält; sein Mund ist voll Oel, und am Halse hat „er einen Sack. Er sammlet die Austern, die er auf dem Boden findet; und wenn er den „Odem nicht länger an sich halten kann, so giebt er ein Zeichen, daß man ihn herauf ziehe. „Diese Fischer sind so gute Christen, daß sie nach der Fischung ordentlich in die Kirche „kommen, und oft große Hände voll Perlen auf den Altar legen. Man wies dem Ver„fasser ein Meßgewand, das ganz damit bedeckt war, und das man in dem Lande selbst „zweyhundert tausend Thaler schätzte. Was würde es in Europa gegolten haben„?

Der Verfasser besuchet die Perlenfischerey am Cap Comorin.

Der Altar wird beschenket.

Der vornehmste Platz dieser Küste heißt Tucucurin. Man findet daselbst die schönsten Perlen der Morgenländer. Die Portugiesen hatten eine Citadelle daselbst, und die Jesuiten ein schön Collegium. Durch Unglücksfälle, welche dem Verfasser unbekannt sind, waren sie um dieses Gebäude gekommen. „Als sie sich wegbegeben hatten, saget man, wären

Wie viel die Fischer den Jesuiten zu danken haben.

r) Ebendas. a. d. 22 S. s) Ebendas. a. d. 23 S. t) A. d. 25 S. u) A. d. 31 S.

„wären Perlen und Austern hier auf dieser Küste verschwunden. Sobald aber der König „von Portugall diese eifrigen Missionarien zurück berufen hatte, sah man auch die Perlen „wieder, als hätte der Himmel anzeigen wollen, daß man sich keine gute Perlfischerey ver„sprechen dürfte, wenn die Seelenfischer abwesend wären *x*).

Rhodes 1622.

Die enge Durchfahrt zwischen der Insel Ceylan und dem festen Lande ist voll gefährlicher Klippen, die man **Chilas** nennet. **Rhodes** kam glücklich durch, bis an das kleine Eyland **Manaar**, wo er sich nur aufhielt, eine große Menge guter Christen zu bewundern. Er begab sich an das andere Ende der Insel Ceylan in die Landschaft **Jafnapatan** und von da an den Hafen **Negapatan** auf der Küste Coromandel, wo er mit Erstaunen eine prächtige Kirche sah, welche die Portugiesen gebauet hatten, ein abgöttischer Fürst aber mit Einkünften versorgte. Die Veränderung des Musson verstattete ihm nicht, nach Meliapor zu gehen, um daselbst den Geist der beyden Apostel Indiens **S. Thomas** und **S. Xavier** zu empfangen. „Er bedaurete es, daß er in dieser Stadt das berühmte „Wunder des Steines nicht hatte sehen können, auf welchem St. Thomas mit Lanzen soll „seyn durchstochen worden. Man saget, derselbe sey ordentlich ganz weiß ohne einiges Merk„maal von Blute, aber den Tag seines Festes während der Messe werde er nach und nach „roth, und ganz von Blute gefärbet, von welchem auch einige Tropfen abtriefen *y*).

Fernere Schiffahrt des Verfassers.

Verschiedene Verhinderungen, unter denen die gefährlichste war, daß sie auf eine Sandbank im Gesichte des Vorgebirges **Rachado** liefen, verzögerten die Ankunft des Verfassers zu **Malaca** bis den 28sten des Heumonats. Er schreibt die Erhaltung seines Schiffes einem offenbaren Wunder seines Reliquienbehältnisses zu, das er an einem langen Stricke ins Meer ließ. In weniger Zeit, als eine Minute, gieng, wie er saget, ohne Arbeit einiger Personen das Schiff, das lange Zeit unbeweglich war, von dem Sande ab, und ward mit einer großen Gewalt ins Meer getrieben. Er beobachtete, daß man zu allen Jahreszeiten im Hafen Malaca anlanden kann, welchen Vortheil die Hafen zu Goa, Cochin, Surate, und nach seiner Kenntniß keiner von allen in Ostindien haben *z*). Obwohl Malaca, bemerket er ferner, nur zween Grade von der Linie liegt, und folglich außerordentliche Hitze daselbst ist: so werden doch die europäischen Früchte und selbst der Wein daselbst nicht reif. Er setzet zur Erklärung hinzu: „Da die Sonne senkrecht auf dieses Land scheint, „so sollte sie es verbrennen und unwohnbar machen. Die Alten hatten diese Meynung, „aber sie wußten die Macht der Vorsicht nicht, welche es zu einem Orte, der unter allen in „der Welt am stärksten bewohnet würde, machen wollte. Die Sonne zieht zu der Zeit, „da sie am mächtigsten ist, so viel Ausdünstungen auf, daß dieses alsdenn der Winter des „Landes ist. Die stürmischen Winde, die beständigen Regen, verbergen die Sonne, und „widersetzen sich der Reifung aller Früchte, die sich für den Landstrich nicht schicken *a*). „

Ankunft zu Malaca.

Seine Beobachtungen.

Ein neunmonatlicher Aufenthalt zu **Malaca**, die Zeit zur Schiffahrt zu erwarten, würde den Verfasser sehr ungeduldig gemacht haben, wenn sein Eifer nicht Gelegenheit gefunden hätte, sich diese Zeit über damit zu üben, daß er wenigstens zwey tausend heidnische Indianer taufete. Er nahm den Weg nach China mit einem andern Jesuiten in einem Schiffe, das nach **Macao** absegelte. Eine monatliche Schiffahrt, während welcher sie dem Nachsehen vier holländischer Schiffe glücklich entronnen, brachte sie in den Hafen von **Macao** den 29sten May 1623. Ob

1623. Er geht nach Makao zu Schiffe.

x) A. d. 32 S. u. f. y) Ebendas. a. d. 35 S. z) A. d. 37 S. a) A. d. 39 u. f. S. b) A. d. S.

Rhodes 1623.

Seine Beobachtungen über China.

Ob der P. **Rhodes** wohl die Chinesen nur in dieser Stadt und in Canton gekannt hat: so verhindert doch seine Bescheidenheit, die, wie er spricht, seine Beobachtung ihm in Vergleichung mit so viel anderer geschickten Männer ihren sehr geringe schätzen heißt, ihn nicht, daß er nicht auch sehr gute Beobachtungen unter den Seinigen finden sollte. Sie sind in dem VI Bande dieser Sammlung, unter die Beobachtungen aller Reisenden, welche dieses große Reich besucht haben, mit eingemenget worden. Er ist der einzige, der bey Erhebung der Tugenden des Thee erinnert, daß man selbigen noch auf eine andere Art trinkt, als bey uns gewöhnlich ist, daß man ihn nämlich gepülvert in siedendes Wasser wirft, und mit dem Wasser selbst hinunter trinkt, anstatt daß ordentlicher Weise bey uns nur dasjenige getrunken wird, was das Wasser auszieht *c*).

Schönheit des Collegii und der Kirche zu Macao.

Die Schönheit des Collegii zu **Makao**, welches den berühmtesten in Europa gleich geschätzt werden kann, besonders die Pracht der Kirche, welcher er nur die St. Peterskirche zu Rom vorzieht, rühmet er sehr. „Hier bildet man, saget er, die großen Leute, welche „das Licht des Glaubens überall in den Morgenländern ausbreiten. Von daraus sind so „viele Märtyrer gekommen, die uns Ehre machen. Nur in Japan zählet er sieben und „neunzig *c*).

Der Verfasser wird nach Cochinchina gesandt.

Die Gedanken des P. **Rhodes** waren stets auf Japan gerichtet, und er mußte seinem andächtigen Eifer Gewalt thun, um anderen Befehlen Gehorsam zu leisten, die ihn anderthalb Jahre zu **Macao** und **Canton** aufhielten. Indessen nöthigten ihn neue Verordnungen seiner Obern, diesen Gedanken gänzlich fahren zu lassen, und sich nach **Cochinchina** zu begeben. Diese Mission, welche im Jahre 1615 vom P. **Buzoni** und P. **Carvailli** war angefangen worden, hatte apostolische Arbeiter nöthig. Außerdem war der Eingang in Japon, durch eine heftige Verfolgung der Christen verschlossen. Der P. **Matos** erhielt Befehl, nach **Cochinchina** abzureisen, und fünf andere europäische Jesuiten mitzunehmen, unter denen sich der Verfasser befand. Sie giengen im Christmonate 1624 zu **Macao** zu Schiffe, und segelten nur neunzehn Tage.

1624. Seine Beschreibung davon.

Rhodes machet eine kurze Beschreibung des neuen Feldes, das sich seinem Eifer öffnete. Noch nicht seit funfzig Jahren war **Cochinchina** ein von **Tunkin** unterschiedenes Reich gewesen, und als eine Landschaft davon über siebenhundert Jahre zuvor angesehen worden *d*). Der Großvater des damaligen Königes hatte zuerst das Joch abgeschüttelt, sich wider seinen Fürsten empöret, und sich in einem Staate, den er von der Unterwürfigkeit befreyet hatte, durch die Waffen so glücklich erhalten, daß seine Kinder ihm ruhig nachfolgen konnten. Da ihre Macht besser als jemals befestiget ist: so hat man nicht zu vermuthen, daß das Reich wieder an seine vorigen Herren kommen dürfte.

Desselben Lage.

Cochinchina befindet sich in dem hitzigen Erdstriche südwärts von China. Es erstrecket sich von zwölftem Grade bis zum achtzehnten. Der Verfasser giebt ihm vierhundert Meilen in die Länge, aber seine Breite ist viel geringer. Ostwärts gränzet es an das chinesische Meer, westwärts an das Königreich Laos, südwärts an das Königreich Champa und nordwärts an Tunkin. Es ist in sechs Landschaften abgetheilet, deren jede ihren Befehlshaber und ihre besondern Gerichte hat. Der Aufenthalt des Königes heißt Kehue.

Die Hauptstadt Kehue.

Wenn die Gebäude dieser Stadt nicht prächtig sind, weil sie nur aus Holze bestehen: so fehlet es ihnen doch nicht an Bequemlichkeit; und wohlgearbeitete Säulen, welche sie zu unterstützen dienen, geben ihnen ein gutes Ansehen. Der Hof ist schön und zahlreich, und

c) A. d. 59 S. *d*) Man sehe oben die Beschreibung von Tunkin. *e*) A. d. 63 S.

Rhodes 1624.

die Hofleute kleiden sich sehr prächtig. Das Land ist sehr bevölkert. Der Verfasser rühmet die Leutseligkeit der Einwohner, dem ungeachtet sie gute Soldaten sind. Für ihren König haben sie außerordentliche Ehrfurcht. Er hält beständig hundert und funfzig Galeeren, in drey Hafen, und die Holländer haben erfahren, daß dieselben mit Vortheile die großen Schiffe angreifen können, vermöge derer sie sich für Herren des Meeres halten.

Macht des Landes.

Die Religion dieses Staates ist einerley mit der chinesischen. Sie haben auch einerley Gesetze und Gebräuche. Man sieht daselbst Doctoren und Mandarinen, die in eben so großem Ansehen stehen, aber die der Verfasser weniger stolz, und von besserm Umgange findet, als die Chinesen.

Religion und Gesetze.

Die Fruchtbarkeit des Landes machet die Einwohner sehr reich. Es wird von vier und zwanzig schönen Flüssen durchströmet, welche die Reisen durch alle seine Theile und die Führung des Handels sehr bequem machen. Ordentliche Ueberschwemmungen, die jährlich im Wintermonate und Christmonate wiederkommen, machen das Land ohne weitere Sorgfalt fruchtbar. Zu dieser Zeit ist es nicht möglich, zu Fuße fortzukommen, ja man kann nicht einmal ohne auf Kähnen aus den Häusern kommen. Daher hat man sie auf Säulen erhöhet, daß das Wasser frey durchfließen kann.

Beschaffenheit u. Früchte des Landes.

Man hat Goldgruben in Cochinchina, aber der vornehmste Reichthum des Landes besteht in Pfeffer, den die Chinesen daselbst holen, in Seide, die so gar den Fischern zu Angelschnuren dienet, und zum Tauwerke bey den Galeeren gebraucht wird, und in Zucker, der seines Ueberflusses wegen ordentlich das Pfund nur zween Sous gilt. Nach Japan wird viel geschafft, ob die Cochinchinesen gleich nicht recht die Art wissen, ihn zu läutern.

Man sollte glauben, ein Land, das kein Getraide, Wein und Oel trägt, ernährte seine Einwohner schlecht. Aber der Verfasser versichert, daß die cochinchinesischen Tafeln so gut sind, als die europäischen, ohne doch sich zu erklären, worinnen eigentlich diese guten Gerichte bestehen *g*).

Nur in diesem Lande auf der Welt wächst der berühmte Baum **Calambuc**, dessen Holz ein kostbares Rauchwerk ist, und überdieß zu vortrefflichem Gebrauche in der Arzeneykunst dienet. Man unterscheidet drey Arten davon; diejenige, die am höchsten geschätzt wird, heißt **Calamba**. Es hat einen ungemein schönen Geruch. Das Holz, man mag es gepülvert einnehmen, oder die Kraft mit warmem Wasser ausziehen, stärket das Herz wider alle Arten Gift. Man wägt es dem Golde gleich. Die beyden andern Arten sind das Aquila und das gemeine **Calambuc**, die auch große Kräfte haben, ob solche wohl dem ersten weichen *h*).

Kostbares Holz von Calambuc.

Der Verfasser versichert, dem Zeugnisse vieler Reisenden zuwider, daß man auch in Cochinchina allein die kleinen Vogelnester finde, welche den Suppen und anderen Speisen zum Gewürze dienen. Vielleicht könnte man, damit seine Nachricht nicht andern so widerspräche, glauben, er redete von einer besondern Art. Sie sind, wie er saget, schneeweiß. Man findet sie in gewissen Klippen auf diesem Meere, den Oertern gegen über, wo die Calambucs wachsen, und sonst nirgends. Man glaubet daher, die Vögel, welche diese Nester machen, saugen an diesen Bäumen, und machen aus dem Safte, den sie vielleicht mit Meerschaume vermischen, ein so weißes und so wohlschmeckendes Wesen. Indessen muß man sie mit Fleisch oder mit Fischen kochen. Der Verfasser versichert, man könne sie nicht allein essen *i*).

Anmerkung wegen der Vogelnester die man ißt.

f) A. d. 64 S. *g*) A. d. 65 S. *h*) Man sehe die Artikel von China und Tunkin.
i) A. d. 64 S.

Rhodes 1624.

Castanien, die in einem Sacke wachsen.

Cochinchina zeuget Bäume, deren Frucht ein großer Sack voll Castanien ist. Es ist Schade, daß der Pater **Rhodes** nur den Namen anführet, und die Gestalt nicht beschreibt. „An einem einzigen solchen Sacke hat ein Mann zu tragen. Deswegen hat „auch die Vorsicht sie nicht an die Aeste gesetzt, welche dazu zu schwach wären, sondern an „den Stamm selbst. Der Sack ist eine sehr dicke Haut, in welcher sich zuweilen fünfhun„dert Castanien, größer als unsere, befinden. Das beste aber an ihnen ist eine weiße und „wohlschmeckende Haut, die man von der Castanie abzieht, ehe man sie kochet".

Sprache von Cochinchina

Da die Schwierigkeit der Sprache insgemein die Missionarien am meisten zurück hält: so sah der Verfasser ein, daß er darauf seinen ersten Fleiß wenden müßte. In den Königreichen **Tunkin, Caubar** und **Cochinchina** redet man fast einerley Sprache. Sie erstrecket sich auch in drey andere benachbarte Länder, aber sie ist von der Chinesischen gänzlich unterschieden. Sie klingt besonders in dem Munde der Weibsbilder, gänzlich als wie ein Gezische von Vögeln. Alle Wörter sind einsylbig, und bloß der verschiedentliche Ton der Aussprache unterscheidet ihre Bedeutung. Eben die Sylbe z. E. **Dai** kann drey und zwanzig verschiedene Sachen bedeuten. Der Eifer des Verfassers machte, daß er diese Schwierigkeiten gering schätzte. Er legte sich mit so vielem Ernste auf dieses Geschäffte, als er sich sonst auf die Theologie gelegt hatte, und innerhalb vier Monaten war er im Stande, cochinchinesisch zu predigen. Er gesteht aber, daß er dieses der Beyhülfe eines kleinen Knaben aus dem Lande zu danken gehabt, der ihm die verschiedenen Töne dieser Sprache in drey Wochen beygebracht, und ihn die Aussprache aller Wörter gelehret hatte. Das wunderbareste dabey und was zu einem Beyspiele dienen kann, ist, daß einer des andern Sprache nicht wußte. **Rhodes** erstaunete, bey diesem Kinde so ein außerordentliches Gedächtniß und so durchdringenden Verstand zu finden. Man ließ ihn nachgehends auch anderen Missionarien zum Catechisten dienen, und aus Liebe zu seinem Schüler machte er sich eine Ehre daraus, desselben Namen zu führen *l*). **Rhodes** ließ nach seiner Zurückkunft nach Rom ein Wörterbuch cochinchinesisch, lateinisch und portugiesisch herausgehen, nebst einer Sprachlehre und einem Catechismus, welcher die Art zeiget, wie die Missionarien bey den Heiden die Geheimnisse des christlichen Glaubens beliebt machen *m*).

wie der Verfasser solche lernet.

Wörterbuch und Sprachlehre derselben

Der II Abschnitt.

Rhodes Reise nach Tunquin, den Philippinen und Malaca.

Rhodes geht nach Tunquin. Seine Ankunft in dem Hafen Chouabau. Wie der König ihn aufnimmt. Fortgang des Evangelii in Tunquin. Verfolgungen, die den Verfasser vertreiben. Seine Reise nach den Philippinen. Irrthum in der Tagerechnung. Ursache davon. Holländer versperren den Missionarien Japon. Des Verfassers Beschreibung der Philippinen. Seine Arbeiten in andern Inseln. Seine Rückkehr nach Europa. Er reiset durch Malaca. Trauriger Zustand dieser Stadt. Höflichkeit des Statthalters gegen Rhodes. Besondere Rede eines Protestanten.

Der Verfasser geht nach Tunkin.

Der Fortgang der Religion die achtzehn Monate über, da der Verfasser seinen Eifer in Cochinchina ausübte, gehöret mehr zur Geschichte der christlichen Kirche, als der Reisen. Er hatte daselbst die Zahl der Gläubigen wachsen sehen, da der Pater **Baldinotti** von **Macao** in ein Königreich geschickt ward, wohin sich die Jesuiten den Eingang noch nicht geöffnet hatten, weil sich alle ihre Bemühungen nur auf Japon richteten. Dieses war Tunkin,

k) A. d. 66 S. *l*) A. d. 73 und vorherg. S. *m*) A. d. 74 S. *n*) A. d. 91 S.

Rhodes 1627.

Tunkin, wohin die Portugiesen selbst ihre Handlung nur seit kurzem getrieben hatten. Baldinoti verstund die Sprache nicht, und sah wohl ein, daß er ohne solche nichts thun würde. Er erhielt auf seine Vorstellungen den Pater **Rhodes** zum Begleiter. Aber der Krieg, der zwischen Tunkin und Cochinchina entstund, brachte ihre Oberen auf die Gedanken, es möchte die Reise aus einem Königreiche ins andere mit Gefahr verbunden seyn. **Rhodes** ward nach **Macao** berufen, von da er den 12ten März 1627 abreisete, um sich gerade nach Tunkin zu begeben *n*).

Seine Ankunft im Hafen Chuaban den er S. Joseph nennt.

Nach einer Schiffahrt von acht Tagen langte er glücklich in dem Hafen **Chuaban** an, der in der Landschaft **Sinoa** befindlich ist. Der Tag seiner Ankunft war der 29ste März, da man das Fest des h. Josephs feyert, und er gab deswegen dem Hafen diesen Namen, welcher ihn auch nachgehends in allen portugiesischen Reisebeschreibungen geführet hat *o*). Kaum hatte das Schiff Anker geworfen: so ward es von einer Menge Neugieriger erfüllt, welche die Schönheit der Waaren anlockete. Der Verfasser, um seinen Eifer mit seinen Worten abzuschildern, „fing sogleich auch an, die seinige auszulegen, und ihnen zu sagen: er hätte eine kostbarere und dabey wohlfeilere Waare, als alle die andern. Er gäbe sie umsonst, es sey „das wahre Gesetz und der wahre Weg zum Glücke. Er hielt ihnen eine kleine Predigt „darüber, weil in ihrer Sprache **Dane** zugleich **Gesetz** und **Weg** bedeutet. Er hatte, wie „er saget, das Vergnügen, mit diesem ersten Netzzuge zwo sehr verständige Personen zu „fangen, und wenige Tage über, da er sich in diesem Hafen aufhielt, breitete er den christ„lichen Glauben noch weiter aus“ *p*).

Wie der König ihn aufnimmt.

Der König *q*) von Tunkin befand sich damals bey einem Kriegesheere von hundert und zwanzig tausend Mann und vierhundert Galeeren. Die Besorgung des Krieges beschäfftigte ihn zween Monate lang: aber bey seiner Rückkunft nahm er die Aufwartung des Missionares sehr gütig auf, der ihm eine Räderuhr, eine Sanduhr und ein mathematisches Buch in chinesischer Sprache überreichte. Dieses war ein Anlaß, von dem Laufe der Gestirne auf die mächtige Hand zu kommen, welche sie beherrschet. Der König schien mit dem Geschenke und mit der Erläuterung wohl zufrieden zu seyn. **Rhodes** hatte die Ehre, mit ihm zu speisen. Einen andern Tag ließ er ihn zu sich rufen, den Gebrauch der Uhren zu lernen. Der Missionar zog die Uhr auf, und ließ die Stunden schlagen; er wandte die Sanduhr um, und sagte dem Könige: die andere Uhr würde schlagen, wenn dieser ihr Sand alle hinunter gelaufen wäre. Dieser Versuch, der leicht als richtig bewähret ward, erregte so viel Bewunderung am ganzen Hofe, daß der Missionar sogleich dadurch in sehr große Gunst kam. Der König ließ ihm ein Haus in seiner Hauptstadt bauen, die **Cacho** *r*) heißt. Die Gassen dieser Stadt sind breit, ihr Umfang beträgt ungefähr sechs Meilen, und die Zahl ihrer Einwohner ist fast unendlich *s*).

Ausbreitung des Glaubens zu Tunkin. Verfolgungen die den Verfasser vertreiben.

Der Segen des Himmels breitete sich so sichtbarlich über des **Rhodes** Arbeit aus, daß die Kirche zu Tunkin bald in einen blühenden Zustand kam. Nachdem er aber sein Amt viele Jahre hindurch ruhig verwaltet hatte: so ward er Verfolgungen ausgesetzt, die ihn nöthigten, sich wieder nach Cochinchina zu begeben. Verschiedene Bemühungen, die er an-

K 3 wandte,

o) Die englischen und holländischen Nachrichten geben ihm diesen Namen nicht mehr.

p) A. d. 91 S.

q) Man sehe oben in der Beschreibung von Tunkin, was dieser König ist, den man sonst zum Unterschiede von dem Kaiser, den **Move** nennt.

r) Der Verfasser nennt sie Checho, aber Baron, der in Tunkin selbst gebohren war, schreibt Cacho. Man sehe oben die Beschreibung.

s) A. d. 94 S.

Rhodes 1641.

wandte, sich wieder zu Cacho zu setzen, hatten keine Wirkung, als daß er durch unabläßiges übeles Bezeigen und viele Arbeiten, die er immer ausstund, den Namen eines Bekenners verdiente. Es fehlte auch nicht viel, daß er nicht die Märtyrerkrone erhalten hätte. Alle diese Begebenheiten machen den größten Theil seiner Erzählung aus. Seine Anmerkungen über die Regierung und die Gebräuche zu Tunkin, so viel Einsicht sie auch zeigen, weisen doch auch, daß ihr Verfertiger sich vornehmlich mit etwas wichtigerm beschäfftiget hat t).

Seine Reise nach den Philippinen.

In dem Zwischenraume seiner apostolischen Unternehmungen, that er eine Reise nach den Philippinen, ohne einige andere Absicht, als sich eine Gelegenheit zu Nutze zu machen, die sich ihm darboth, nach Macao zu gehen. Da ihn eine heftige Verfolgung nöthigte, Cochinchina zu verlassen: so gieng er den 2ten des Heumonats im Jahre 1641, auf ein Schiff, das nach Bolinao segelte. Er lief in diesen Hafen den 28sten dieses Monats ein, nachdem er einen heftigen Sturm ausgestanden hatte. Aber er wunderte sich, als er bey seiner Ankunft bemerkte, daß die Einwohner erst den 27sten Sonnabends zähleten. „Er hatte des morgens Fleisch gegessen; weil er glaubte, daß es Sonntag wäre, und den Abend mußte er Fastenspeise essen, „denn man versicherte ihn, der 28ste und der Sonntag wären erst morgen. Dieser Irrthum machte ihm anfangs viel Verwirrung. Als er aber ein wenig darüber nachdachte, „begriff er, daß man von beyden Seiten richtig gerechnet hatte, ob sich wohl in beyden Rechnungen ein Unterschied von einem Tage befand“.

Irrthum in der Tagerechnung.

Die Ursache davon.

Was das wunderbareste bey der Verwirrung des Pater Rhodes ist, kömmt darauf an, daß er so lange in Indien gewesen war, und doch noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, diese Anmerkung zu machen. Er freuet sich sehr über die Erklärung dieses Irrthums, die er gefunden hat. „Wenn man aus Spanien nach den Philippinen abreist: so geht man „allezeit von Morgen nach Abend. Also werden alle Tage etliche Minuten länger, weil die „Sonne, deren eigenem Laufe man nachfolget, beständig später auf, und später unter geht. „In dem Wege, den man durch diese Schiffahrt zurück leget, ist der Verlust ein halber „Tag. Die Portugiesen aber gehen aus ihrem Lande gegen die Sonne nach Ostindien, „die ihnen immer eher und eher auf- und untergeht, daß jeder Tag etliche Minuten kürzer „wird, und daß sie also, indem sie an eben den Ort mit den Spaniern kommen, einige Zeit „zum voraus haben. Da also die Portugiesen einen halben Tag gewinnen, und die Spanier verlieren: so müssen beyde, wenn sie in den Philippinen anlangen, um einen Tag unterschieden seyn. Rhodes war auf dem Wege der Portugiesen nach Ostindien gekommen, und hatte also einen Tag mehr gelebt, als die Spanier in den Philippinen. Eben „daraus folget, daß wenn zweene Priester an einem Tage, einer aus Portugall gegen Morgen, der andere aus Spanien gegen Abend abreisen, und jeder täglich Messe läse, „auch beyde zugleich an einem Orte anlangten, so würde einer die Messe eher, als der andere „gelesen haben, und wenn Zwillinge, die zu einer Zeit auf die Welt gekommen wären, diese „Reise nach entgegen gesetzten Seiten thäten, so würde einer einen Tag mehr gelebt haben u).

Wie die Holländer Japon den Mißionarien verschlossen haben.

Diejenigen, für welche diese Anmerkung nicht so erstaunlich seyn möchte, als für den Verfasser, werden von ihm lieber den Ursprung der Verfolgung erfahren, welche den Mißionarien den Eingang in Japon verschloß. Nachdem er beobachtet hat, daß Manilla x), die vornehmste der Philippinen, im dreyzehnten Grade der Breite liegt, und daß man daselbst

t) Hier ist nur die Rede von der Erzählung seiner Reise. Sonst hat er eine Geschichte von Tunkin heraus gegeben, von welcher Baron mit Hochachtung, redet.

u) A. d. 147 u. f. S.

x) Oder Lucon.

y) A. d. 146 u. f. S.

die letzte Gränze des Abends setzet, ob diese Inseln gleich ostwärts von China nur hundert und funfzig Meilen entfernet sind, füget er hinzu:

Rhodes 1641.

„Wie man sie für das Ende von Westindien hält, das auch den Spaniern gehöret: so „nahmen zween Holländer daher Gelegenheit, das Christenthum in Japon über den Haufen „zu werfen. Sie zeigten dem Kaiser auf einer Landkarte von der einen Seite die Philippi„nen, und von der andern Macao, welches der König von Spanien damals in China, als „König von Portugall besaß. Sie stellten ihm vor, wie weit sich die Herrschaft des Kö„niges von Spanien erstreckte. Wie sie von Morgen bis nach Macao, und von Abend bis „nach den Philippinen gehe; wie der Kaiser den Gränzen des spanischen Reichs so nahe „sey, daß nur das Reich des Kaisers noch übrig sey, erobert zu werden. Ob der König von „Spanien gleich jetzo nicht Kriegesvolk genug hätte, Japon auf einmal zu erobern: so schick„te er doch Priester dahin, welche unter dem Vorwande Christen zu machen, Soldaten für „Spanien würben, und wenn die Anzahl derselben so stark seyn wird, als man verlangte, „würde man in Japon eben so wie in der übrigen Welt sehen, daß die Spanier unter der „Decke der Religion nur Sclaven ihres Hochmuthes zu machen suchten“.

Diese Nachricht brachte den Kaiser auf, und er schwur, einen unversöhnlichen Krieg mit den christlichen Mißionarien zu führen. Die Kirche hat nie eine härtere und mehr anhaltende Verfolgung ausgestanden, als diese, welche alle Städte dieses blühenden Reiches, wo das Christenthum sich so sehr ausgebreitet hat, mit Blut erfüllete y).

Beschreibung des Verfassers von den Philippinen.

Zu **Bolinao** sah **Rhodes** nichts merkwürdiges, als ein schönes Kloster der Augustiner Barfüßer, und begab sich von dar zu Lande nach **Manilla**, der Hauptstadt der Insel. Auf dieser Reise, welche hundert gute Meilen beträgt, traf er viel andere Augustinerund Dominicanerklöster an. Es waren nur sehr wenige Abgötter in den ganzen Philippinen übrig. Aber das Land ist weder schön noch fruchtbar. Der König von Spanien zieht so wenig Vortheil davon, daß man sie bisweilen hat verlassen wollen z). Sie dienen zu nichts, als zu einer bequemen Niederlage, wo die Spanier das Gold und Silber aus Peru hinbringen, die schönen Seidenzeuge und andere Waaren, aus China und Japon zu holen a).

Seine Arbeiten in andern Inseln.

Die unermüdete Hitze seines Eifers machte, daß er aller Gefahr trotzte, um seine Arbeiten in den beyden Königreichen **Cochinchina** und **Tunkin** wieder anzufangen. Nachdem er aber verschiedene mal insgeheim hinein gegangen war: so wählten ihn seine Oberen, eine Reise nach Rom zu thun, um bey dem Pabste und den christlichen Fürsten, um geistliche und irdische Beyhülfe für so viel verödete Kirchen anzusuchen, deren Noth niemand besser, als er, kannte. Da man zu **Macao** erfuhr, daß er nach Europa reisete: so erbothen sich viele Indianer, die seine Freunde waren, ihn zu begleiten, und andere bothen ihm ihre Kinder an. Er wählte drey, ein chinesisches, eines aus Tunkin und eines aus Cochinchina, um in Europa eine **Probe von drey neuen christlichen Reichen** zu zeigen b). Aber seine Obern beraubten ihn dieses Vergnügens, und verstatteten ihm nur, einen einzigen Chinesen mitzunehmen. Er gieng den 20sten des Christmonats 1645 auf eine schöne Flotte von acht großen portugiesischen Schiffen, die nach Lissabon absegelten.

Die

z) A. d. 147 S.

a) Man sehe oben die Beschreibung von den Philippinen.

b) Dritter Theil 3 S.

Rhodes 1645.

Seine Rückkehr nach Europa.

Die Befehle seiner Obern nöthigten ihn, sich zu **Malaca** aufzuhalten, um auf dem Wege, den die Holländer nehmen, nach Europa zu kehren. Man hatte nur die Absicht gehabt, seine Reise zu beschleunigen, und ihm verschiedene Wege zu ersparen, welche die portugiesische Flotte in Indien zu machen hatte. Er bewunderte aber die Güte der Vorsicht, welche für seine Erhaltung wachte. Des **Don Sebastian Lobo de Sylveria** Schiff, in welchem er seinen Weg mit den Portugiesen genommen hatte, gieng unter.

1646.

Er reiset auf dem Wege der Holländer durch Malaca.

Er langte den 14ten Jenner 1646 glücklich zu **Malaca** an. Da er in diese Stadt hinein kam, **traten ihm die Thränen in die Augen.** Es war der Tag, an welchem die Holländer das Jahrfest ihrer Eroberung feyerten. Sie hatten sich dieses wichtigen Platzes sechs Jahre zuvor, durch die Nachläßigkeit der Portugiesen zu Goa bemächtiget, welche zu lange verzögert hatten, ihn zu entsetzen *c*). **Rhodes** machet eine Beschreibung seines Schmerzes, die in andern Ausdrückungen nicht so angenehm klingen würde, als in den seinigen.

Traurige Beschreibung des Zustandes dieser Stadt.

„Gewiß, dieses Fest war sehr betrübt für mich, da ich durch alle die Gassen gieng, und „alle Merkmaale der wahren Religion gänzlich abgeschafft sah. Ich gestehe, daß ich äusserst gerühret ward, indem ich mir die so große Veränderung, das, was ich jetzt sah, und „das, was ich vor drey und vierzig Jahren gesehen hatte, vorstellete; da ich mich in dieser „so schönen Stadt in unserm Collegio aufgehalten hatte, das auf einem angenehmen Hügel „gebauet war. Ach! unsere Kirche, die der glorreichen Mutter Gottes gewidmet war, in welcher der große Heilige **Xaver** so oft geprediget hatte, diente den Ketzern zum Predigen.

„Ich hatte daselbst eine große Menge sehr schön gebaueter, und mit reichlichen Einkünften versehener Kirchen hinterlassen. Ich sah sie niedergerissen, oder elendiglich entweiht. Nichts gieng mir näher, als wie ich die alte Klocke unseres Collegii zu verdammlichen Gebräuchen läuten hörte, und ich bemerkte so gar etwas, das Personen höchst unanständig ist, die sich Christen nennen. Man verstattete den Römischkatholischen im Lande nicht die „geringste kleine Capelle, aber den Götzendienern erlaubete man einen Tempel im Eingange der „Stadt, wo sie ihre abscheulichen Opfer verrichteten. Nun sage man noch, daß die Herren „Ketzer Christum im Herzen haben„ *d*).

Rhodes wiederfährt viel Höflichkeit von dem Befehlshaber.

Dieser Klagen ungeachtet, rühmet der Verfasser die Höflichkeit sehr, die ihm von dem holländischen Befehlshaber zu Malaca wiederfahren ist. Er ward oft an seine Tafel gezogen. Einen Tag als er in einer großen Galerie seines Hauses spazieren gieng, wo man unter vielen schönen Gemälden auch den heiligen **Ignatius** und den heiligen **Xaver** sah, bath ihn dieser **sehr höfliche Herr,** einige Stücken aus ihrem Leben zu erzählen. Nach dieser Erzählung, die ihm sehr zu gefallen schien, nahm er den Mißionar bey der Hand, und sagte: Ich versichere sie, mein Pater, wenn ich katholisch wäre, so würde ich in ihren Orden treten; denn ich habe mit meinen Augen in Japon den großen Muth gesehen, den ihre Patres in den entsetzlichen Martern bezeugen, die man ihnen der Religion wegen anthut (*f*).

Besondere Rede eines Protestanten.

Kurz, er erzeigte sich so gütig gegen den **Rhodes**, daß ihn sein Geistlicher einer Neigung gegen die Katholischen beschuldigte, und man ihm bald darauf diese Befehlshaberstelle nahm, um ihn auf die Molucken zu setzen, wo man glaubte, wie sich der Verfasser vorstellet, er würde da nicht so viel Priester sehen.

c) Ebendas. a. d. 4 S.
d) Ebendas.

e) A. d. 7 und 8 S.
f) Ebendas. a. d. 9 S.

Der III Abschnitt.

Rhodes 1646.

Rhodes Reise nach Batavia, Bantam, Macassar und Surate.

Er begiebt sich nach Batavia. Sehr wunderbarer Zufall. Rhodes wird zu Batavia aufgenommen. Beschreibung von Batavia. Er wird beym Messelesen gefangen genommen. Weswegen man ihn angeklaget. Seltsames Urtheil wider ihn. Er verläßt Batavia. Die Engländer zu Bantam halten ihn wohl. Er muß nach Macassar reisen. Beschreibung dieser Insel. Lob und Abschilderung des Befehlshabers des Königreichs. Bestreitung einer Nachricht vom Franciscus Xaver. Rhodes geht in einem englischen Schiffe von Macassar ab. Diese Nation erweist ihm viel Höflichkeit. Ursachen davon. Er geht nach Surate zu Schiffe. Seine Fahrt. Ankunft zu Surate. Engländer sind den Jesuiten behülflich.

Er begiebt sich nach Batavia

Er brachte vierzig Tage zu Malaca zu, ohne ein Schiff zu finden, das nach Holland segeln wollte; daher er sich endlich entschloß, auf das Eyland Java zu gehen, wo die Holländer einen Hafen voll Schiffe haben, die diese großen Meere alle in der Unterwürfigkeit erhalten. Auf dieser Schiffahrt, welche nur eilf Tage daurete, begegnete dem Schiffe, das ihn führete, ein sehr besonderer Zufall, den er dem Schutze des ersten Märtyrers von Cochinchina, Andreas, zuschreibt, dessen Haupt er nach Rom brachte. Den 25sten des Hornungs bey vortheilhaftem Winde, verursachte die Unbedachtsamkeit der Bootsleute, daß sie an eine große Klippe stießen, die fast dem Wasser gleich war. Der Knall war so stark, als ob es donnerte, und der Stoß war so heftig gewesen, daß das Schiff als wie an die Klippe angehängt blieb. Man sah sogleich verschiedene Bretter auf dem Meere schwimmen, und zweifelte also nicht, daß es im Begriffe sey, zu sinken. Indessen fing es von sich selbst an wieder fortzugehen, während der Zeit daß der Verfasser und die beyden andern Mißionarien, welche mit ihm von Malaca abgereiset waren, ihr Gebeth zu dem Märtyrer verrichteten. Die Matrosen erstaunten, daß es nicht mit Wasser erfüllet ward, und urtheileten, es müßte nur die Außenbretter verloren haben, weil es an verschiedenen Orten doppelte Bretter hatte. Sie setzten ihre Schiffahrt sieben ganzer Tage sehr glücklich fort. Aber wie sie in den Hafen zu Batavia einliefen, wo man sogleich darauf dachte, das Schiff auszubessern: so sah man mit Verwunderung, daß es unten eine große Oeffnung hatte, und daß der Felsen, welcher die Bretter zerstoßen hatte, selbst gebrochen war, und das Loch mit einem großen Steine verstopft hatte. Die ganze Stadt lief zu, dieses Wunder zu sehen *g*).

Sehr wunderbarer Zufall.

Rhodes wird zu Batavia aufgenommen

Die Holländer zu Batavia waren über die Vortheile misvergnügt, welche die Portugiesen nur kürzlich in Brasilien erhalten hatten, und wollten die beyden Mißionarien, welche den Verfasser begleiteten, nicht in ihre Stadt aufnehmen, weil solche Portugiesen waren, ihm aber verstatteten sie den Eintritt als einem Franzosen. Er machet eine kurze Beschreibung von dem Orte: „Er ist wohl gebauet, und ordentlich nach der neuen Art befestiget. Die Gassen sind lang und wohl geordnet. Ein großer Fluß theilet sich durch die Stadt aus, und verhilft dadurch zu sehr viel Bequemlichkeiten. Er ist mit vielen Brücken bedeckt; fast jede Gasse ist mit großen Palmbäumen besetzt. Die Häuser sind nicht hoch; denn man fürchtet sich vor den Erdbeben. Batavia hat einerley Lage mit Malaca, auf der andern Seite der Linie. Man sieht daselbst eben die Früchte, es ist eben so warm, und die Vorsicht wirket eben die Wunder, die allzugroße Hitze zu mildern *h*).

Beschreibung von Batavia.

Es

g) A. d. 10. 11 S. *h*) A. d. 12 S. Man sehe die Beschreibung von Batavia im VIII Bande.

Rhodes 1647.

Er wird beym Messelesen gefangen genommen.

Es befanden sich zu Batavia verschiedene katholische Franzosen und noch mehr Portugiesen, denen der Mißionar nach seinem Berufe zu dienen suchte, und seinen Eifer ruhig fünf Monate lang ausübte. An einem Sonntage aber, den 29sten des Brachmonats, ward die Messe, die er in seinem Hause vor einer großen Anzahl Katholiken las, durch die Ankunft des peinlichen Richters der Stadt unterbrochen, der mit seinen Gerichtsdienern in die Capelle gieng. **Rhodes** eilte, die geweihten Hostien und den Wein zu verzehren: aber die Gerichtsbedienten bemächtigten sich seiner an dem Altare selbst, und wollten ihn in priesterlicher Kleidung ins Gefängniß führen. Sieben portugiesische Edelleute zogen die Degen zu seiner Beschützung. Die Unordnung würde sehr groß geworden seyn, wenn er nicht seine Vertheidiger selbst gebethen hätte, ihn der Gewaltthätigkeit der Menschen zu überlassen. Der Richter ward vermuthlich durch seine Großmuth gerühret, und ließ ihn seine Kleider ablegen, bemächtigte sich aber nichts destoweniger alles dessen, was zu Verrichtung des heiligen Amtes gehörete, und ließ ihn in das öffentliche Gefängniß bringen. Von dar brachte man ihn zweene Tage darauf in einen schwarzen Kerker, welcher für die Gefangenen bestimmt war, die der Todesstrafe nicht entgehen sollen.

Weswegen man ihn angeklaget.

Sein Proceß wurde angefangen. Außer dem Verbrechen, daß er zu Batavia Messe gelesen hatte, ward ihm Schuld gegeben, er hätte sich bestrebet, den Befehlshaber zu Malaca zu bekehren, und verschiedene Bücher von der holländischen Religion verbrannt. Wegen des letzten Artikels rechtfertigte er sich mit der Versicherung, ihm sey nie ein solches Buch in die Hände gekommen, was er auch für Meynung von denselben hegen möchte. Dem ungeachtet empfing er sein Urtheil, das aus drey Artikeln bestund. Die beyden ersten verdammten ihn, ewig aus allen holländischen Oertern verbannet zu seyn, und eine Geldbuße von vierhundert Goldthaler zu bezahlen. Der dritte, welcher ihm am empfindlichsten war, enthielt, daß die Kirchenzierrathen, die Bilder und das Crucifix, die man ihm genommen hatte, durch die Hände des Henkers sollten verbrannt werden, und daß er dieser Execution unter einem Galgen zusehen sollte. Seine Vorstellungen und seine Thränen vermochten seinen Richter nicht zu bewegen. Er durfte zwar sich nicht unter den Galgen begeben, aber das hatte er nur der Klugheit des Befehlshabers zu danken, der sich einer Empörung der Katholischen in der Stadt befürchtete. Man suchte so gar diese Art von Linderung durch was anders zu ersetzen, indem man während der Zeit daß das Crucifix und die Bilder verbrannt wurden, zweene Spitzbuben henkte i).

Seltsames Urtheil, das über ihn gefällt wird.

Wie solches bewerkstelliget wird.

Von den beyden andern Artikeln ließ sich der erste nicht so gleich bewerkstelligen, weil der Pater **Rhodes** nicht reich genug war, den zweyten alsobald zu erfüllen. Man behielt ihn drey Monate lang in den Fesseln; und wenn man ihm anboth, ihn frey zu lassen, sobald er das Geld würde bezahlet haben: so war seine Antwort: Er sey mit seinem Schicksale vergnügt, und sehe sein Leiden als eine Gnade des Himmels an.

Im Weinmonate brachten einige aus Holland ankommende Schiffe Schreiben von der ostindischen Gesellschaft, welche den **Cornelius Vandeclin** zum Generalgouverneur aller holländischen Plätze, nach dem Tode des **Anton Vendin** ernannten, der Malaca den Portugiesen abgenommen hatte. Bey den öffentlichen Lustbarkeiten, welche der Einzug des Befehlshabers veranlassete, wurden auch alle Gefangene losgelassen. **Rhodes** kam also nicht nur ohne Bezahlung der vierhundert Thaler los, sondern **Vandeclin** rächte ihn auch, indem er mit eigener Hand den vornehmsten Richter ausprügelte, daß selbiger gar zu sterben

i) Ebendas. a. d. 26 und vorherg. S.

k) Ebendas. a. d. 27 und 28 S.

Rhodes 1647.

ge gehandelt hatte. Nachgehends erzeigte er ihm viele Liebe, entschuldigte seine Nation, und ließ ihm die Freyheit, abzureisen. Einige Portugiesen, welche nach Macassar segelten, nahmen ihn mit Freuden in ihr Schiff, und gaben seiner Bitte, ihn nach Bantam zu führen, willig Statt, weil solches nur zwölf Meilen von Batavia entfernet ist. Er hoffte, in dieser Stadt ein englisches Schiff anzutreffen, das nach Europa kehren wollte *k*).

Er verläßt Batavia.

Daselbst ward ihm auf eine Art begegnet, welche der holländischen Strenge gerade entgegen stund. **Aaron Beeka**, Generalgouverneur der Engländer in Indien, nöthigte ihn, seine Tafel anzunehmen, und both ihm alle Art von Schutz an. Da sich indessen die gehoffte Gelegenheit nicht eher, als in Zeit von einem Jahre zeigen konnte: so mußte er in das portugiesische Schiff zurück, und mit solchem nach Macassar gehen *l*).

Die Engländer zu Bantam halten ihn wohl.

Eine Reise, welche seinen Absichten so zuwider war, ward durch die Hinderungen noch verdrüßlicher, die ihm die Jahreszeit in den Weg legte, und die sein Schiff zween Monate und fünf Tage im Meere aufhielten. Endlich langte er glücklich im Hafen zu Macassar an, den 21sten des Christmonats, und hatte den Trost, daselbst ein schönes Collegium seines Ordens zu finden, wo man ihn mit vieler Liebe aufnahm.

Er muß die Reise nach Macassar richten.

Macassar ist ein großes Eyland, welches die Europäer **Celebes** nennen. Sein vornehmster Hafen ist vier Grad von der Linie südwärts. Es trägt viel Reiß. Alle indianische Früchte wachsen daselbst in Menge, besonders die schöne Palmenart, welche die Cocusnüsse trägt. Es ist an Thieren und Vögeln eben so reich. Aber keine Schweine findet man da nicht, weil die Einwohner, als sie Muhamedaner geworden sind, solche gänzlich ausgerottet haben. Die Luft ist daselbst ge[illegible]nd. Die Hitze ist aus eben der Ursache, die sie zu Malaca mäßigt, nicht unerträglich. „Die Sonne, saget der Verfasser, machet sich selbst einen schönen Sonnenschirm, wenn sie alles verbrennen sollte. Sie zieht so viel Dünste auf, wenn sie am stärksten ist, daß der stärkste Winter zu Macassar zu der Zeit ist, welche die Europäer Sommer heißen„.

Beschreibung dieser Insel.

Die vornehmste Nahrung der Einwohner besteht in Fischen, welche auf dem Eylande allezeit sehr wohlfeil und so gut sind, daß ihnen die europäischen, nach des Verfassers Urtheile, nicht gleich kommen. Da man daselbst nie eine große Kälte empfindet: so gehen die Mannspersonen vom Magen an obenher ganz nackend, die Weibesbilder aber sind vom Fuße bis auf den Kopf gänzlich bedecket, selbst ihr Gesicht *m*).

Vor kurzen Zeiten befanden sich diese Völker noch in der Dunkelheit des Götzendienstes. Sie erkannten desselben Eitelkeit, und wollten eine andere Religion annehmen. In der Ungewißheit aber, ob sie sich zu der christlichen oder zu der muhammedanischen entschließen sollten, nahmen sie einen sehr außerordentlichen Weg, diese Wahl zu treffen. Sie schickten Gesandten nach Malaca, und ließen die Christen um Geistliche bitten, welche sie unterrichten könnten; zugleich schickten sie andere an den König zu Achen, von dem sie Kassis verlangten, die ihnen Muhammeds Lehren erklärten. Sie hatten fest gesetzt, daß sie derer Religion ergreifen wollten, die zuerst anlangten. Ein Mangel des Eifers, dessentwegen der Verfasser die Christen zu Malaca tadelt, gab den Predigern von Achen Zeit, ihre Secte einzuführen *n*).

Man stellte **Rhodes** dem Befehlshaber des Königreichs vor, der **Carrim Patinga** hieß. Er fand bey demselben viel Einsicht und Redlichkeit. Dieser Herr konnte die Grundsätze des christlichen Glaubens. Er hatte die europäischen Geschichte sorgfältig gelesen,

Lob und Abschilderung des Befehlshabers des Königreichs.

L 2

l) Ebendas. a. d. 30 S. *m*) Ebendas. a. d. 22. 23 S. *n*) Ebendas. a. d. 33. 34 S.

Rhodes 1647.

gelesen, und das Lesen unserer Bücher machte seine vornehmste Beschäfftigung aus, besonders der mathematischen, wie er denn die Mathematik sehr wohl verstund, und darinnen Tag und Nacht mit Eifer arbeitete. Die Meynung, welche alle Vornehmen von seinen großen Eigenschaften zur Regierung hatten, hatte sie bewegt, ihm die Verwaltung derselben, während der Minderjährigkeit des Königes anzuvertrauen. Es wäre nur auf ihn angekommen, wenn er sich hätte die Krone aufsetzen wollen: aber seine natürliche Mäßigung hatte ihn vor dem Reize des Ehrgeizes geschützet. Er hatte sich sogleich von der obersten Gewalt los gesagt, als der junge Monarch zu herrschen vermögend war. Daher hatte dieser Herr so viel Erkenntlichkeit gegen ihn, daß er nichts ohne seinen Rath unternahm. Er hatte den Titel eines allgemeinen Befehlshabers, und eine Gewalt, die fast der königlichen gleich kam, beybehalten. Er hatte die Jesuiten nach Macassar berufen, und sie selbst wider die verschiedenen Factionen, die sich ihnen widersetzten, beschützet. Er befand sich in ihren Predigten; er redete mit Ehrfurcht von den Geheimnissen des christlichen Glaubens. Man hätte ihn für einen Portugiesen halten sollen, wenn er die Sprache dieser Nation redete. Aber bey allen so schönen Gesinnungen, und ohne, daß sich in seiner Lebensart etwas strafbares zeigte, gab er doch den Missionarien kein Gehör, wenn sie ihm anlagen, das Joch des christlichen Glaubens auf sich zu nehmen, weil sie glaubten, seine Bekehrung würde die Bekehrung des Reiches nach sich ziehen. Er gab ihrem Vortrage Beyfall; er lobte sie, daß sie die Pflicht ihres Berufes erfüllten: aber auf den Antrag, sich taufen zu lassen, antwortete er nicht o).

Bestreitung einer Nachricht vom heiligen Xaver.

„In der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, saget der Verfasser, hörte er mir ohne „Bewegung zu; aber er antwortete wenig auf meine Vermahnungen. Eine Mondsfinsterniß, die ich ihm einige Tage, ehe sie sich ereignete, vorher sagte, hatte bey ihm Vertrauen „und Liebe gegen mich erwecket. Einstens redete er mit mir von dem heiligen Franz Xaver, mit viel Hochachtung; und da ich unter die ansehnlichen Eroberungen dieses Heiligen fünf und zwanzig tausend Personen rechnete, die er zu Macassar in dem einzigen Königreiche **Tolo** getauft hätte, so versicherte er mich, das Königreich **Tolo**, wo dieser Apostel „so glücklich gearbeitet hätte, sey nicht das in **Macassar**, sondern das in den **Molukken**.

Der Verfasser geht in einem englischen Schiffe von Macassar ab.

Fünf Monate verstrichen, ehe ein englisches Schiff anlangete, in welchem Rhodes mit so viel Ehrenbezeugungen aufgenommen ward, daß man ihm nicht nur einen sehr bequemen Aufenthalt, sondern allezeit auch die Oberstelle über Tische anwies. Seine Fahrt brachte ihn anfangs nach Giapara, einem schönen Hafen im Eylande Java, wo ihm der König, ein Feind der Holländer, sehr höflich begegnete. Von dar gieng er nach Bantam zurück, und fand daselbst bey dem Oberhaupte der Engländer noch eben die geneigten Gesinnungen, die er schon hatte rühmen müssen. Er machet eine neue Lobeserhebung desselben

Diese Nation erweist ihm viel Höflichkeit.

und bedauret aus Erkenntlichkeit allemal, daß seine Wohlthäter von dem wahren Lichte der Religion nicht erleuchtet gewesen sind. Dieser Gedanke ist seinem Eifer anständig, aber vielleicht mit einiger Ungerechtigkeit begleitet, wenn er sich einbildet, die Leute, deren Redlichkeit er so rühmet, wären nicht im Ernste ihren Irrthümern ergeben gewesen, und hätten irrdische Vortheile die Stimme ihres Gewissens verdrücken lassen.

o) A. d. 35 u. f. S. p) Ebendas. a. d. 41 S. q) Ebendas. a. d. 43. 44 S.

Rhodes 1647.

Ursache davon.

Des Anerbiethens ungeachtet, das man ihm noch that, ihn gerade nach England zu führen, wenn er die Ankunft der englischen Flotte ewarten wollte, „mit der Versicherung, „daß ihm daselbst nichts widriges widerfahren sollte, ob man ihn gleich als einen Priester „und als einen Jesuiten erkennte: so beschloß er doch, in eben dem Schiffe, das ihn nach „Macassar gebracht hatte, sich Europa zu nähern. Alle seine Reisegefährten waren Ketzer, „deren Gefälligkeit er beständig rühmet. Er erkläret aber auch die Bewegungsgründe die„ser Höflichkeit. Die Engländer glaubten, sie hätten ihren Vergleich mit den Portugiesen, „den Jesuiten zu Goa zu danken p).

Er geht zu Bantam nach Surate zu Schiffe.

Der Wind war für die Engländer vortheilhaft genug, die Enge Sunda zu durchsegeln: aber er ward ihrer Absicht, nach Surate zu gehen, bald so widerwärtig, daß, anstatt vom fünften Grade südlicher Polhöhe gerade nach Norden, wohin ganz Indien liegt, zu gehen, sie genöthiget waren, sehr weit abzuweichen, und den Wind von der Seite Madagascar zu nehmen q). Daselbst lenkten sie sich nach der Seite von Africa, als ob ihre Absicht wäre, sich ins rothe Meer zu begeben. Auf dieser zweymonatlichen Schiffahrt, da sie

Seine Fahrt.

wenigstens zwey tausend Meilen zurück legten, beobachteten sie, ihren Lauf so einzurichten, daß sie gegen den Anfang des Weinmonates zu Surate ankämen, wo der Eingang in den Hafen sehr leicht ist. Sie ankerten daselbst den 3ten des Herbstmonates.

Er langt zu Surate an, wo ihm wohl begegnet wird

„Franz Breton, Präsident ihres Comtors in dieser Stadt, nahm den Pater Rhodes prächtig auf. Er lag ihm sehr an, eine Wohnung in seinem Hause anzunehmen; und da er sah, daß Rhodes entschlossen war, bey einem französischen Capuziner, dem Pater Franz Zenon, zu wohnen, der seinen Eifer lange Zeit zu Surate ausübte, so schickte er ihm nicht nur Hausrath, sondern versorgte ihn auch mit allem, was zu seinem Unterhalte nöthig war. Der Verfasser brachte vier Monate in einer so angenehmen Stille zu, und sah während dieser Zeit vier Jesuiten von Goa daselbst anlangen, von denen drey, der Pater Anton Botel ein Portugiese, der Pater Cesky ein Deutscher, und der Pater Heinrich Busce ein Flandrer, wenige Tage darauf, nach ihrem großen Collegio zu Agra abreiseten, das vor dreyßig Jahren durch die Freygebigkeit eines reichen Armeniers gestiftet worden war. Der vierte, der Pater Torquato Parissimo, ein Italiener, war als ein englischer Kaufmann verkleidet gekommen, sich in den Hafen Suaken zu begeben, der auf der Gränze von Aethiopien befindlich ist, in der Absicht, den dasigen Christen beyzustehen. Rhodes leugnet nicht, daß dieser Missionar den Engländern viel zu danken gehabt habe. Sie waren ihm nicht nur behülflich, indem sie ihn in ihr Schiff aufnahmen, sondern sie leisteten ihm auch wichtige Dienste zu Suaken: und da sie erfuhren, daß einige Muhammedaner sich verbunden hatten, ihn ums Leben zu bringen, so vertheidigten sie ihn, und retteten ihn aus derselben Händen r).

Die Engländer sind den Jesuiten behülflich.

r) A. d. 50 und vorhergehenden S.

Rhodes
1648.

Der XIV Abschnitt.

Rückreise des Verfassers.

Rhodes geht durch Persien. Veränderung von Ormus. Dem Verfasser begegnet ein angenehmer Vorfall auf seiner Reise nach Ispahan. Er schließt eine genaue Freundschaft mit la Boulaie le Goux. Seine Ankunft zu Ispahan. Beschreibung dieser Stadt. Anmerkung von dem Verfasser. Katholiken zu Ispahan. Rhodes reiset mit einer Caravane ab. Tauris. Das alte Julfa. Gräber zu Julfa. Der Verfasser entgeht dem Tode glücklich. Seine Ankunft zu Irvan. Seine Bekümmerniß wegen des Chinesers, den er mit sich führet. Großes Kloster bey Irvan. Beschwerliche Reise des Verfassers bis nach Erzerum. Ankunft zu Togat in Natolien. Ein ganzer Flecken nimmt die muhamedanische Religion an.

Rückkehr des Verfassers durch Persien.

Der Verfasser war so verdrüßlich, daß kein Schiff zu finden war, welches um das Vorgebirge der guten Hoffnung segeln wollte, daß er den Entschluß faßte, durch einen viel beschwerlichern aber kürzern Weg nach Europa zu gehen. Er unternahm, durch Persien und Natolien bis nach Smyrna zu reisen. Die Engländer nahmen ihn zum drittenmale in ein Schiff, das nach Comoran segelte. Sie reiseten den 3ten des Hornungs ab.

Veränderung von Ormus.

Da sie im Gesichte von Ormus vorbey segelten: so bewunderten sie die Veränderung, welche dieses kleine Eyland erlitten hatte, seit dem sie dem Könige von Persien behülflich gewesen waren, es den Portugiesen zu nehmen. Seiner Unfruchtbarkeit, und der außerordentlichen Hitze ungeachtet, welche ihm das Ansehen eines glühenden Ofens giebt, blühte die Handlung daselbst unter der portugiesischen Regierung. Man sah daselbst eine unglaubliche Menge Kaufleute mit Reichthümern aus China, den Molukken, ganz Ostindien, Persien, Arabien, Armenien anlangen, und die Europäer hatten einen ungemeinen Vortheil, daselbst alles beysammen zu finden, was die Erde kostbares enthält. Seit dreyßig Jahren war das Eyland gänzlich wüste; die Perser hatten ihre Handlung in einen benachbarten Hafen verlegt, der vordem **Bandelke** und jetzo **Comoran** s) hieß.

Dem Verfasser begegnet auf dem Wege nach Ispahan ein angenehmer Vorfall.

Rhodes langte im Anfange des Märzes daselbst an, und hielt sich wenig da auf. Die Gesellschaft eines Franzosen, und eines Flämmingers, welche auch durch Persien reisen sollten, veranlassete ihn, mit selbigen den Weg nach Ispahan zu nehmen. Nachdem sie einige Tage gegangen waren, sich nach **Chiras** zu begeben: so begegnete ihm etwas, das ihm viel Freude verursachte. „Er gieng zu Fuße und sagte seine Gebethe, ziemlich weit von seinen „Gefährten entfernet, da er auf dem Wege einen Mann von ganz gutem Ansehen, wohl „beritten, und auf persisch bekleidet antraf; er trug nämlich den Turban, die Weste, den „Säbel, einen langen und viereckigten Bart. Er hielt ihn für einen persischen oder armeni„schen Herrn„.

Er schließt eine genaue Freundschaft mit la Boulaie le Goux einem berühmten Reisenden.

Der Fremde gegentheils erkannte ihn an dem Hute und dem schwarzen Rocke für einen europäischen Priester. Er grüßete ihn höflich auf lateinisch. Seine Aussprache veranlassete den Pater **Rhodes** zu urtheilen, daß er ein Franzose wäre. Er antwortete ihm in dieser Sprache, welche beyder Muttersprache war; sie umarmeten einander alsobald voll freudiger Entzückung. Sie unterhielten sich eine halbe Stunde lang mit so viel Zufriedenheit, daß sie die zärtlichsten Freunde wurden t).

Es war ein Edelmann aus Poitou, Namens **de la Boulaie le Goux**, der nachgehends eine Reisebeschreibung heraus gegeben hat. Er ward siebenzehn Jahr darnach durch

s) A. d. 52 S.
t) Ebendas. a. d. 53 S.

u) Man sehe oben Renneforts Erzählung im VIII Th. a. d. 562 S.

Rhodes 1648.

die Directoren der französischen ostindischen Gesellschaft nach Surate geschickt, daselbst die Handlungsfreyheit zu erhalten u). **Rhodes** erzählet, daß er den größten Theil von Europa, Asien und Africa durchreiset, daß er unter den Türken, Arabern, Persern, Armeniern, Indianern und andern noch mehr barbarischen Völkern gelebet, und auf allen diesen Reisen seine Religion und seine Tugend sehr klüglich erhalten habe, daben er das Vergnügen genossen habe, sich beständig aller Freundschaft zu erwerben, um dadurch zu zeigen, daß ein guter Christ und ein guter Franzose die Welt, ohne Feinde zu finden, durchreisen können x). Der Verfasser sah ihn nachgehends zu Rom wieder, wo ihm der Cardinal **Caponi** besondere Hochachtung erzeigte. Sie kamen endlich zu Paris wieder zusammen, und bey ihren Unterredungen von denen Ländern, die sie durchreiset hatten machten sie den Entwurf zu einer neuen Reise, die sie mit einander thun wollten, welche aber unterblieben ist.

Seine Ankunft zu Ispahan.

Rhodes wandte, ohne einige Ruhe, dreyßig Tage an, sich in die Hauptstadt von Persien zu begeben, die er **Aspahan** nennet. „Es ist, saget er, eine der größten und „schönsten Städte, die er nur in der Welt gesehen hat. Alle Gassen sind gerade und breit. „Die Gebäude sind prächtig. Mitten in der Stadt ist ein schöner viereckigter Platz, viel „größer als der königliche Platz zu Paris, wo alle Häuser gleich, und außen gemalt oder vergoldet sind; ringsherum geht eine große Galerie. Die Menge des Volks „war so groß auf allen Gassen, daß der Verfasser nicht hätte durchkommen können, wenn „nicht ein Bedienter vorangegangen wäre, ihm in dem Gedränge Platz zu machen„ y).

Beschreibung dieser Stadt.

Nichts fand er aber prächtiger, als einen großen bedeckten Weg eine Meile lang, der voll schöner Häuser ist, und durch den man von **Jspahan** nach **Neu Julfa**, dem Aufenthalte der Armenier, geht. Daselbst sind die Gärten des Königes von Persien, welche **Rhodes** auf anderer Wort für schön hält, wie auch seinen Pallast, der mitten in der Stadt ist. Denn er gesteht mit einer apostolischen Gleichgültigkeit, daß er nicht neugierig genug gewesen sey, solches zu besehen z). Aus dieser Strenge, mit der er sich alle Augenlust versagt hat, läßt sich schließen, daß, da die Redlichkeit unstreitig eben so viel Werth in seinen Augen gehabt haben muß, als der Geist der Bußfertigkeit, sein Zeugniß bey andern Umständen, die er beobachtet hat, vollkommen Glauben verdient.

Anmerkung von dem Verfasser.

In einer Menge Volks aus allen Nationen der Welt, erstaunete er so wenig Katholische zu finden, daß fast eben so viel Geistliche daselbst waren, ob sich wohl nur drey Klöster, Augustiner, Carmeliterbarfüßer und Capuziner daselbst befanden. Die beyden ersten haben ihre Stiftungen den Königen von Portugall zu danken. Das Capuzinerkloster, in dem fünf Mönche sind, wird vom Könige von Frankreich unterhalten. Alle diese Geistlichen haben die Freyheit, öffentlich in ihrer Kleidung zu gehen, und den Gottesdienst in ihren Kirchen zu halten. Die Armenier, von denen ganz Persien voll ist, haben eben so viel Religionsfreyheit. Der Verfasser versichert so gar, daß, ungeachtet der scharfen Landesgesetze, welche einem Muhammedaner nicht verstatten, seine Secte zu verlassen, wenn er zu seinen Jahren des Verstandes gekommen ist, doch viele ihre Kinder zu taufen verstatten, wenn sie gefährlich krank sind. Ein Carmeliter, der Pater **Dionysius**, hatte allein mehr als [illegible]zig getauft a).

Katholische zu Ispahan.

Die

u) Von Rhodes 54 S. Man sehe oben des Boulaie Erzählung.

y) Ebendas. a. d. 55 S.

z) A. d. 56 S.

a) A. d. 59 S.

Rhodes 1648.

Die Klugheit verstattete dem **Rhodes** nicht, sich allein in ein großes Land zu wagen, dessen Sprache ihm unbekannt war: er wartete also drey Monate lang auf eine Caravane Armenier, mit der er von Ispahan abreisete. Seine Freunde nöthigten ihn, sich als einen Armenier zu verkleiden, damit er von den Türken nichts zu befürchten hätte. Er begab sich den 28sten des Brachmonats auf den Weg, und brauchte einen ganzen Monat, nach **Tauris** zu kommen, welches für das alte Ecbatana, die Hauptstadt in Medien, gehalten wird. Diese Stadt erweckte bey ihm Verwunderung über ihre Größe, ihren Handel, die Menge ihrer Einwohner, und den Ueberfluß aller Lebensbedürfnisse. Man kaufte daselbst für einen Sou so viel Brodt, als ein Mensch in einer Woche essen kann. Den 15ten August gieng er von dar ab, und langte nach einigen Tagereisen in dem alten **Julfa**, der vormaligen Hauptstadt von Armenien an, die aber seit kurzem durch den König von Persien, der sich des Landes bemächtiget hatte, wüste gemacht worden war *b*).

Rhodes reiset mit einer Caravane ab. — Tauris. — Das alte Julfa.

Außer den Mauern dieser Stadt, die heute zu Tage nur eine Wüste ist, sah er ein schönes Denkmaal von der alten Gottesfurcht der Armenier. Es ist ein sehr weitläuftiges Feld, das wenigstens zehn tausend marmorne Grabmaale enthält, die vortrefflich gearbeitet sind. Auf jedem sieht man einen großen weißen Marmor zwölf Fuß hoch und acht breit, mit verschiedenen schönen Figuren gezieret, und mit einem großen Kreuze gekrönet. Ein berühmter Lehrer der armenischen Kirche, hatte auf einem benachbarten Berge ein Gotteshaus gebauet, wo er von Menschen entfernet lebte *c*). Er hatte vormals eine Reise nach Rom gethan, und die Einwohner des Landes stunden in den Gedanken, er habe von dar viel Geld zurück gebracht. Kaum hatte er die Ankunft des Verfassers zu Julfa erfahren: so eilte er, ihn zu besuchen, und schlug ihm vor, er sollte kommen und seine Kirche besehen. **Rhodes** willigte ein, aber er schätzte sich sehr glücklich, daß er nicht eben so viel Gefälligkeit gegen die Bitte des Lehrers gehabt hatte, mit selbigem etliche Monate in seiner Einöde zuzubringen, worauf der Lehrer selbst ihn nach Rom bringen wollte. Ob er gleich keinen andern Bewegungsgrund hatte, solches auszuschlagen, als die Sicherheit, die er in seiner Caravane fand: so bewunderte er doch die Güte der Vorsicht, welche für die Erhaltung seines Lebens wachte. Zweene Tage nach seiner Rückkehr plünderten einige Türken, welche bey dem Lehrer großes Geld zu finden hofften, desselben Einsiedeley, und tödteten ihn, und alle seine Hausgenossen, welches Unglück den Verfasser also auch mit ihm würde betroffen haben.

Gräber zu Julfa. — Der Verfasser entgeht glücklich dem Tode.

Er reisete voll dankbarer Empfindungen gegen Gott von **Julfa** ab, nahm den Weg nach **Irvan**, und langte in dieser Stadt, welche jetzo die vornehmste in Armenien ist, im Anfange des Herbstmonats an. Sie liegt am Grunde eines großen Berges, wo sich die Arche Noah nach der Sündfluth soll niedergelassen haben. Die Einwohner des Landes nennen ihn **Mo**. Sie geben vor, die Ueberbleibsel der Arche wären noch auf dem Gipfel zu sehen. Der Verfasser fand aber diese Meynung destoweniger wahrscheinlich, weil man ihm zu gleicher Zeit den Berg als eine Einöde, zu der man nicht kommen könnte, abschilderte. Er hatte eben so wenig Achtung für eine andere Fabel der Armenier, wenn sie erzählen, man sehe an dem Orte, wo Noah sein Opfer gebracht hat, Bäume, welche keine andern Früchte, als Kreuze, trügen. Der König von Persien besitzt unweit Irvan eine Festung, deren sich die Türken bemächtiget hatten, aber er hat sie ihnen seit kurzem wieder genommen, und durch neue Festungswerke in bessern Vertheidigungsstand gesetzet *d*).

Seine Ankunft zu Irvan. — Er verwirft einige Fabeln.

b) A. d. 63 S. *c*) Ebendas. a. d. 64 S. *d*) Ebendas. *e*) Ebendas a. d. 6[illegible]

Rhodes 1648.

Seine Bekümmerniß wegen des Chinesers, den er mit sich führet

So viel Beschwerlichkeiten und Unruhen, welche **Rhodes** seit seiner Abreise von Macao ausgestanden hatte, hatten ihn doch des Chinesers nicht beraubet, der ihn begleitete, und der ihm desto lieber war, weil er solchen selbst getauft hatte. Einige verständige Armenier riethen ihm, selbigen hier den Beleidigungen der Türken nicht auszusetzen. Seine Farbe, die etwas gelbbraun war, wie bey allen Chinesen, und seine kleine Nase hatten schon etlichemal veranlasset, daß man ihn für einen Tartaren gehalten hatte; und dieser Gedanke konnte den Argwohn erregen, er sey ein Muhammedaner, da denn ein falscher Eifer leicht verursachen konnte, daß man ihn auf dem türkischen Grunde und Boden anhielte. Da der Verfasser für diesen jungen Menschen, welcher vortreffliche Gemüthsgaben hatte, mit Recht besorgt seyn mußte *e*): so führete er ihn in die Stadt **Naxivan**, vier Tagereisen von Irvan, um ihn einem Erzbischofe von dem Orden des heiligen Dominicus zu vertrauen, der bald nach Rom reisen sollte. Er hatte das Vergnügen, diesen Prälaten gefällig zu finden. Der junge Chineser lernte zeit seines Aufenthaltes in Armenien die Landessprache so vollkommen, daß er als ein Armenier in Begleitung der Dominicaner mit reisete, und solchergestalt glücklich zu Rom wieder zu dem Pater **Rhodes** *f*) kam.

Großes Kloster bey Irvan.

Drey Meilen von Irvan sieht man ein berühmtes Kloster, welches der ordentliche Aufenthalt des armenischen Patriarchen ist. Die Mönche darinnen führen ein sehr exemplarisches Leben. Jede Nacht bringen sie fünf Stunden in der Kirche zu, und von ihrer strengen Fasten nehmen sie nur das ganze Jahr fünf oder sechs große Feste aus. Aber alle befand der Verfasser in der größten Unwissenheit. Der Patriarch selbst steckte in allen Irrthümern des Landes, ob er sich wohl für katholisch ausgab, und mit dem römischen Stuhle Unterhandlungen gepflogen hatte, sich mit der Kirche zu vereinigen. Dieses Kloster ist das einzige in Armenien, dem die Muhammedaner den Gebrauch der Klocken verstatten, und der König von Persien giebt zu seiner Unterhaltung ansehnliche Summen her *g*).

Beschwerliche Reise des Verfassers bis Erzerum.

Ein heftiges Fieber, das den Verfasser vor Abreise der Caravane befiel, nöthigte ihn, sich dieser Bedeckung zu entschlagen. Er mußte drey ganzer Monate zu Irvan bleiben, bis eine andere Gesellschaft von Kaufleuten durchgieng, mit der er in die Länder des Großherrn reisete. Da er aus dieser Stadt abreisete: so fand er die Felder mit Schnee bedecket, welchen Anblick er seit dreyßig Jahren nicht gehabt hatte. Die Kälte schien ihm viel unerträglicher zu seyn, als die übermäßige Hitze, die er in dem heißen Erdstriche ausgestanden hatte *h*).

Er gieng durch das niedere Armenien, wo die Türken gegen fremde Reisende bey weitem nicht so leutselig sind, als die Perser. **Rhodes** und seine Gefährten erhielten nicht einmal die Freyheit, in die Städte zu gehen. Sie mußten oft mitten auf dem Felde auf dem Schnee liegen. Indessen wurden sie doch nach einem beschwerlichen Zuge von achtzehn Tagen in **Erzerum**, der schönsten Stadt von Niederarmenien, aufgenommen. Sie erholten sich daselbst wieder in vierzehn Tagen. Den 11ten Jenner reiseten sie von Erzerum ab, und langten in zwanzig Tagen zu **Togat** an, welches eine große Stadt in Natolien ist, da man ihnen die Thore ebenfalls öffnete. Da sie aber daselbst zwanzig Tage ausgeruhet hatten: so geriethen sie wieder in die harte Nothwendigkeit, die Nächte auf dem Schnee zuzubringen. In einiger Entfernung von Togat, kamen sie in einen Flecken, voll Armenier, welche seit kurzem den christlichen Glauben verlassen, und sich zum muhammedanischen gewandt hatten. Unter einer großen Anzahl Einwohner waren ein alter Mann, und

1649. Ankunft zu Togat in Natolien.

Ein ganzer Flecken nimmt die muhammedanische Religion an.

f) A. d. 66 S. *g*) A. d. 68 S. *h*) A. d. 71 S.

Rhodes 1649.

und zwey alte Weiber, die einzigen gewesen, die das öffentliche Verderben nicht mit angesteckt hatten. Sie eilten, zum Pater **Rhodes** zu kommen, der sie mit so viel Hochachtung als Zärtlichkeit, als Seelen, die Gott auserwählet hatte, empfing, und sie in den Grundsätzen des Christenthums befestigte, ohne von denen Puncten zu reden, die zwischen der römischen und armenischen Kirche streitig sind, und welche zu begreifen sie nicht vermögend waren *i*).

Während der vierzig Tage, welche die Caravane brauchte, bis nach Smyrna zu kommen, sah der Verfasser mit Erstaunen lauter wüste Felder und unbewohnte Flecken. Man gab ihm für die Ursache dieser Verwüstung den venetianischen Krieg an, der den Türken schon mehr als vierhundert tausend Mann gekostet hatte. Zu Smyrna langte er den 17ten März an, und fand daselbst französische Jesuiten, bey denen er etliche Tage zubrachte, die Abreise eines genuesischen Schiffes zu erwarten, das ihn glücklich in den Hafen von Genua führete.

Das VIII Capitel.

Beschreibung von Tunkin.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Einleitung.

Bey der Beschreibung eines Landes, dessen Inneres man noch wenig kennet, habe ich den besondern Vortheil, einen Führer anzutreffen, dem nichts fehlet, sich völligen Glauben zu erwerben, und dessen Zeugniß sogar allen Reisenden, die mit ihm nicht übereinstimmen, ihren Glauben völlig benehmen kann. Denn es wird uns von ihm versichert, daß er zu Tunkin gebohren ist, einen großen Theil seines Lebens daselbst zugebracht, und eine seltene Redlichkeit mit der Einsicht verbunden hat, welche die Wissenschaften geben *k*).

„Seine erste Absicht war gar nicht, eine Beschreibung seines Vaterlandes zu unternehmen, sondern nur die Irrthümer des berühmten **Tavernier** zu widerlegen, welcher „in seiner Nachricht von diesem Lande, ungewissen Erzählungen allzuviel getrauet hat. Nach „und nach, und weil er dem Verdrusse, beständige Fehler zu verbessern, nicht widerstehen „konnte, ist er darauf gekommen, selbst ein richtigers, lesenswürdigers und lehrreichers „Werk abzufassen. Außerdem, daß man unstreitig ein gutes Vorurtheil für ihn haben „muß, wenn die Frage von der Lage, der Religion, der Regierungsart und den Gebräu„chen eines Landes ist, das er zum Vaterlande hat: so versichert er auch, daß er der Wahr„heit unverbrüchlich treu geblieben ist, wenn er die Sachen selbst gewußt hat, daß er bey „seinem Umgange mit Personen von allerley Range und von allerley Ständen, bey zwei„felhaften Sachen sich dererjenigen Unterricht bedienet hat, die ihm am redlichsten vorka„men, und die meiste Kenntniß zu haben schienen. Seiner eigenen Redlichkeit wegen, be„ruft er sich auf verschiedene ansehnliche Engländer. Wegen seiner Schreibart bittet er „um Nachsicht, da dieses sein erster Versuch im Englischen sey *l*). Endlich versichert er, „daß die Grundrisse, mit denen sein Werk gezieret ist, von einem tunkinischen Herrn herrühren,

i) A. d. 71 und 74 S.

k) Sein Name ist **Baron**. Seine Arbeit ist im III Theile von **Churchills** Sammlung [...] herausgekommen.

„rühreten, der sie an den Orten selbst aufgenommen habe. In denen Briefen, in welchen er „seinen geschriebenen Aufsatz den londonschen Herausgebern empfiehlt, läßt er ihnen die „Freyheit, seine Ausdrückungen zu verbessern, aber er dringt darauf, daß sie den In„halt seiner Erzählung getreulich liefern sollen „ *m*). Einige Anmerkungen, welche die Stelle einer Vorrede vertreten, und in denen er den **Tavernier** nicht schonet, können einen Begriff von seiner Beurtheilung geben.

Baron 1683. Beschreibung von Tunkin.

Das Königreich Tunkin, saget er, hat dem Pater **Martin** und dem Pater **Alexander von Rhodes** mehr zu danken, als dem **Tavernier**. Wenn die Nachrichten dieser beyden Jesuiten mit dem itzigen Zustande des Landes nicht stets übereinstimmen: so kann man diesen Unterschied den unvermeidlichen Veränderungen der Zeit zuschreiben. Aber **Tavernier** hat sich selbst durch eine Menge Unwahrheiten beschimpft„.

Kritische Anmerkungen über den Tavernier.

„Er redet von eilf oder zwölf Reisen, welche sein Bruder von Achen, Batavia „und Bantam nach Tunkin gethan hat *n*). Auf dieses Zeugniß, und auf die Nachricht „einiger Bonzen oder Priester von Tunkin, die nach Bantam die Zeit über gekommen sind, „da er sich in dieser Stadt aufgehalten hat, hat er eine fabelhafte Geschichte voll Unge„reimtheiten gegründet.

„Erstlich sind in Tunkin keine Bonzen oder Priester. **Taverniers** seine mögen nun „hergekommen seyn, woher sie wollen. Die Tunkineser haben, seinem Berichte nach, auf ih„ren Reisen allezeit ihre Weiber und ihre Familien mit sich. Wenn er von Reisen von „einem Flecken zum andern, auf den Flüssen, redet: so trifft man vielleicht da zahlreiche Ge„sellschaften an, aber außer ihrem Vaterlande reisen sie nie, etliche Arme ausgenommen, „die sich bey Fremden in Dienste begeben, oder ihren Unterhalt auf andere Art suchen. „Die Tunkineser sollen sich sehr verwundert haben, als er ihnen seinen Atlas und besondere „Landtafeln von verschiedenen Reichen gewiesen hat, von denen sie nicht einmal wußten, „daß dergleichen in der Welt waren. Diese Erzählung setzet zum voraus, daß **Tavernier** „selbst im Lande gewesen ist; aber **Baron** hat nie erfahren können, daß man einen an„dern **Tavernier** daselbst gesehen hat, als einen Mann dieses Namens, der in holländischen „Diensten war. Die eilf oder zwölf Reisen seines Bruders, scheinen ihm eben so erdichtet zu seyn.

„Er rühmet seines Bruders Muth und Geschicklichkeit. Dawider hat **Baron** nichts „einzuwenden: aber er kann nicht zugeben, daß die Redlichkeit dieses Bruders seinem Mu„the und seiner Geschicklichkeit gleich komme. Wäre es zum Exempel wahr, daß ihn die „Einwohner von Tunkin so gut aufgenommen hätten, und daß er so vertraut mit ihnen „gelebt hätte: so müßten sie in kurzer Zeit sehr ausgeartet seyn. Aber sie sind nie mit „Fremden so vertraut umgegangen. Sie meiden und verachten solche. Die Hand des Kö„niges zu küssen, ist in Tunkin nicht gebräuchlich. Wenn **Taverniers** Bruder daselbst die „malayische Sprache so leicht redete: so hätte er eben so leicht französisch reden können. Denn „die Leute verstehen da keine von diesen beyden Sprachen. Indessen hat **Tavernier** nun „seine Erzählung, die er für getreu und vollständig ausgiebt, auf solche vortreffliche Nach„richten gegründet, die sein Bruder von den Hofleuten, mit denen er vertraut umgegan„gen und die er selbst von Tunkinesen zu Bantam erhalten hat, obgleich die Tunkineser nie aus „ihrem Lande reisen„.

Daher

l) Der Herausgeber meldet nicht, ob **Baron** im Geblüte ein Tunkineser, oder nur ein zu Tunkin gebohrner Engländer gewesen ist.

m) Man findet am Anfange des Werkes einen kurzen Vorbericht und zweene Briefe des Verfassers.

n) Taverniers Beschreibung von Tunkin, im III Theile seiner Reisen a. d. 2 und 3 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Daher wirft ihm auch Baron schlechterdings vor, er habe nichts als Träume geliefert. Seine Karten und Zeichnungen schonet er eben so wenig, und erkläret solche für Erdichtungen voll Unwissenheit. Um davon zu urtheilen, bittet er den Leser, sie mit den seinen zu vergleichen.

Der I Abschnitt.

Lage und Gränzen von Tunkin.

Warum Tunkin nicht eher ist bekannt geworden. Landesart. Gränzen. Typhons, gefährliche Winde auf der Küste von Tunkin. Größe des Reiches. Bay von Tunkin und deren Inseln. Reichthum seines Zolles. Städte des Königreiches. Cacho, Hauptstadt. Wie bevölkert sie ist. Ihre Gebäude. Prächtige Ueberbleibsel eines alten Pallastes. Fluß Songko, der Cacho durchströmet. Ueberfluß, den solcher zuführet.

Warum Tunkin nicht eher ist bekannt geworden?

Man darf sich nicht wundern, daß dieses Königreich den Europäern nicht eher bekannt geworden ist, als China, weil es einige Zeit nach diesem großen Reiche erstlich ist entdeckt worden. Die Portugiesen schickten ihre Schiffe nicht eher auf die Küsten von Tunkin, als nachdem sie die Chineser besuchet hatten o). In der That war Tunkin vor Alters eine chinesische Landschaft, und ist China noch zinsbar; aber dieses allein hat die Kenntniß eines Landes nicht verhindert, das seit vierhundert Jahren seine eigene Könige hatte, da die Portugiesen ihre Entdeckungen in Indien anfingen. Dem Ansehen nach rühret diese Verzögerung mehr von der Gemüthsart der Tunkineser her, welche um keines Bündnisses, und um keiner Handlung willen, aus ihrem Lande zu bringen sind. Sie haben viel von der chinesischen Eitelkeit an sich, und ahmen der Chineser Regierungsart, Wissenschaften und Schriftzügen nach, ob sie ihre Nation gleich hassen.

Landesart.

Dem Verfasser ist unbekannt, warum Tavernier zum voraus setzet, man würde ordentlich glauben, dieser Landstrich sey sehr hitzig, da er doch unter dem Wendezirkel, und an einigen Orten noch nordlicher liegt. Er versichert, daß der Landstrich sehr gemäßigt sey, und schreibt solches der großen Menge Flüsse zu, die ihn durchwässern, nebst den ordentlichen Regengüssen, die das Land empfängt, ohne noch das zu rechnen, saget er, daß man daselbst solche große unfruchtbare und sandichte Berge nicht sieht, als an verschiedenen Orten des persischen Meerbusens eine unerträgliche Hitze verursachen. Es ist wahr, die Regengüsse, welche ordentlich im May, Brachmonate, Heumonate und Augustmonate fallen, und bisweilen noch eher kommen, machen das Erdreich sehr feucht, aber die Luft abzukühlen dienen sie so wenig, daß gegentheils die Luft im Brachmonate und August unerträglich ist. Man darf nicht zweifeln, daß das Land sehr viel Früchte tragen dürfte, wenn so viel Einwohner, die zu ihrer vornehmsten Nahrung den Reiß brauchen, nicht für besser hielten, ihre Felder und ihren Fleiß bloß auf denselben zu wenden p).

Gränzen.

Das Königreich ist nordostwärts von der Landschaft Kanton begränzt, westwärts von den Königreichen Laos und Bowes, nordwärts von zwo andern chinesischen Landschaften Yunan und Kansi, südwärts und südostwärts von Cochinchina. Der Landstrich ist gesund und gemäßigt, von dem Herbstmonate bis in den März, manchmal im Jenner und Hornung sehr kalt: doch sieht man da niemals Schnee noch Eis. Im April, May und Brachmonate, ist es ziemlich ungesund, sowohl wegen der Regen und Nebel, als

o) Man sehe den I Theil dieser Sammlung.

p) Churchill III Th. 1 Seite.

weil ihm die Sonne alsdenn über dem Scheitel steht. Der Brachmonat, Heumonat und August, sind außerordentlich heiß. Die Winde sind hier zwischen Nord und Süd getheilet, das ist, sie dauren von jeder Seite sechs Monate. Vom May bis zum August ist das Land sehr angenehm, die Bäume grünen alsdenn, und die Felder zeigen die vortrefflichsten Aussichten.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Typhons, gefährliche Winde auf den Küsten von Tunkin.

Die ungestümen Winde, welche bey den europäischen Matrosen **Ouragans** oder **Orcane** heißen, hier aber **Typhons** genennet werden, verursachen auf dieser Küste und dem benachbarten Meere, schrecklichen Schaden. Aber ihre Zeit ist sehr ungewiß. Manchmal entstehen sie in fünf oder sechs Jahren nur einmal, ja wohl nur in acht bis neun Jahren. Ob sie wohl unter eben dem Namen in andern morgenländischen Meeren nicht bekannt sind: so giebt ihnen doch der **Elephant** in der Bay von Bengalen, und auf der Küste von Coromandel nicht viel nach, und ist den Matrosen seiner traurigen Wirkungen wegen, ebenfalls furchtbar. Der Verfasser beklaget sich, daß er in ganz Tunkin keinen Sternkündiger habe finden können, der ihm die Ursache dieser außerordentlichen Begebenheit entdeckt hätte, aber er hütet sich sehr, mit **Tavernier** zu sagen, es sey der unterirrdischen Grube in Japan zuzuschreiben *q*).

Größe des Reiches.

Tunkin ist nach ihm nicht größer, als unsere Karten Portugall machen, ob **Tavernier** es gleich Frankreich an der Größe gleich schätzet: aber man zählet daselbst viermal so viel Einwohner.

Bay von Tunkin und deren Inseln. Vortheile des Eylandes Twonbene.

Die Bay von Tunkin enthält verschiedene Inseln, davon die vornehmste bey den Einwohnern **Twonbene** heißt. Die Holländer haben sie die **Räuberinsel** genannt. Sie liegt im neunzehnten Grade eilf Minuten nordlicher Breite. Sie ist anderthalb Meile lang, und eine halbe Meile breit, meistens hohes Land südwärts, eine Meile von der Küste. Ein Schiff kann zwischen ihr und der Küste durchfahren, aber die Piloten müssen der Küste der Insel auf einen Mußketenschuß folgen, wo sechs, sieben und achthalbe Klaftern morastiger Grund ist. Auf eben der Seite der Insel, (es ist die westliche), findet man zwo kleine Bayen, davon die nordlichste, im Lande wegen einer kleinen Perlenfischerey berühmt ist, dazu sich aber niemand ohne besondere Erlaubniß des Hofes begiebt. In beyden Bayen findet sich auch süßes Wasser, und es ist das beste auf der ganzen Küste. Die südwestliche Spitze der Insel, ist mit einer Reihe Klippen bedeckt, die sich hundert Schritte ins Meer erstrecken, und die man beym Abschiede der Fluth an den Wellen erkennet, welche sich daran brechen. Die übrige Küste ist nicht gefährlich.

Nordwestlich dieses Eylandes, zeiget sich eine schöne Bay, wo man zwischen drey und vier Klaftern Wasser sich auf thonichtem Grunde findet. Sie ist allezeit voll Barken, die theils Fischern, theils einem benachbarten Flecken, der wenigstens dreyhundert bis vierhundert Einwohner enthält, gehören. In dieser Insel befindet sich die Vorwacht, oder die allgemeine Wache. Dieses Amt ist das einträglichste im Königreiche, weil alle Barken von ingway und **Guian**, so wie diejenigen, welche in eine von diesen Landschaften gehen, hier Abgaben bezahlen müssen, die anderthalb Reichsthaler für eine große Barke betragen, und die andern nach Proportion. Die Einkünfte dieser Art von Zolle, belaufen sich auf nicht weniger, als eine Million Reichsthaler jährlich. Das Erdreich der Insel ist so steinicht, und durch so viel Berge unterbrochen, daß sich der Ackerbau darauf nicht mit allzu vielem Vortheile verrichten läßt. Man hält auch wenig Vieh daselbst, aber eine große

Reichthum seines Zolles.

M 3 Menge

q) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Menge Gazellen findet sich da, welche ihren Aufenthalt zwischen den Felsen und dem Gebüsche haben. Die Einwohner versorgen sich aus den benachbarten Städten mit Reiße. Indessen würden sie durch Anwendung ein wenig Arbeit und Kunst, einen sehr guten Hafen machen können, dadurch sie alle Bequemlichkeiten in Menge hätten. Die Stadt Cacho r) ausgenommen, sind im ganzen Königreiche nicht drey Städte, welche die geringste Aufmerksamkeit verdienten. Aber die Flecken, welche die Einwohner **Aldeas** nennen, sind so nahe an einander, daß man sie nicht zählen kann, wenn man nicht besondern Fleiß darauf wendet.

Städte des Königreiches. Cacho, Hauptstadt.

Cacho, die Hauptstadt von Tunkin, liegt im ein und zwanzigsten Grade der Breite nordwärts, vierzig Meilen vom Meere. Man kann sie der Größe nach mit vielen berühmten Städten in Asien vergleichen, aber fast alle übertrifft sie an Menge der Einwohner, besonders den ersten und funfzehnten Tag des Monden, welches ihr Markttag oder ihr großer Bazar ist. Alles Volk der benachbarten Flecken kömmt der Handlung wegen dahin, und die Anzahl ist **fast unglaublich**. Auf den Gassen bleibt so wenig Platz, ob sie gleich sehr breit sind, daß nach dem Zeugnisse des Verfassers und seinen eigenen Worten, „hundert Schritte in einer halben Stunde thun, einen großen Weg zurück „gelegt haben, heißt“ Indessen herrschet in der Stadt eine unvergleichliche Ordnung. Jede Waare, die man da verkaufet, hat ihre angewiesene Gasse, und diese Gassen gehören einem, zween, oder drey Flecken, deren Einwohner allein daselbst feil haben dürfen.

Wie bevölkert sie ist.

Ihre Gebäude.

Der König hält sich ordentlich zu Cacho mit seinem Feldherrn, Prinzen, allen Großen des Reichs, und allen Gerichten auf. Ob die Palläste und öffentlichen Gebäude gleich sehr viel Platz einnehmen: so haben sie doch nichts prächtigers, als ein großes hölzernes Gebäude, welches den vornehmsten Theil davon ausmachet. Das übrige ist wie alle andere Häuser in der Stadt von Bambus und Thone gebauet, die auswärtigen Handelshäuser ausgenommen, welche von Ziegeln sind, und die sich vor so vielen Hütten ansehnlich unterscheiden. Indessen geben die dreyfachen Mauren der alten Stadt und des alten Pallastes durch ihre Ueberbleibsel einen hohen Begriff von demjenigen, was sie zur Zeit ihres Wohlstandes möchten enthalten haben. Der Pallast aber fasset in seinem Umfange einen Raum von sechs bis sieben Meilen in sich. Seine Höfe sind mit Marmor gepflastert, seine Thore, und die Ruinen seiner Zimmer bezeugen, wie prächtig er gewesen sey, und erregen ein Bedauern über die Zerstörung eines der schönsten Gebäude von Asien. Der Verfasser schreibt dieses dem Kriege zu, erkläret aber die Ursachen nicht, warum man ihn nicht wieder aufbaue.

Prächtige Ueberbleibsel eines alten Pallastes.

Cacho ist auch der beständige Aufenthalt einer furchtbaren Menge Soldaten, die der König auf alle Gelegenheiten bereit hält. Das Zeughaus und die andern Vorrathsbehältnisse zu Kriegessachen, nehmen das Ufer eines Flusses, bey einer kleinen sandichten Insel ein, wo man das **Thecada** s) verwahret. Dieser Fluß, den die Einwohner Songkoy oder den **großen Fluß** nennen, entspringt in China. Nach einem sehr langen Laufe kömmt er endlich nach Cacho, und fleußt durch diese Stadt, da er sich denn in die Bay Ainam mit acht bis neun Mündungen ergießt, deren die meisten mittelmäßige Schiffe tragen. Er bringt der Hauptstadt sehr viel Bequemlichkeit und führet ihr beständig allen Ueberfluß zu, indem er unzählige Barken und Schiffe dahin bringt, die mit allen Arten von Waaren und Lebensmitteln beladen sind. Die Einwohner der Landschaften, welche den Handel zu ihrer vornehmsten Beschäfftigung machen, haben indessen alle ihre Häuser in gewissen Flecken, und wohnen nicht in ihren Barken, wie **Tavernier** fälschlich berichtet.

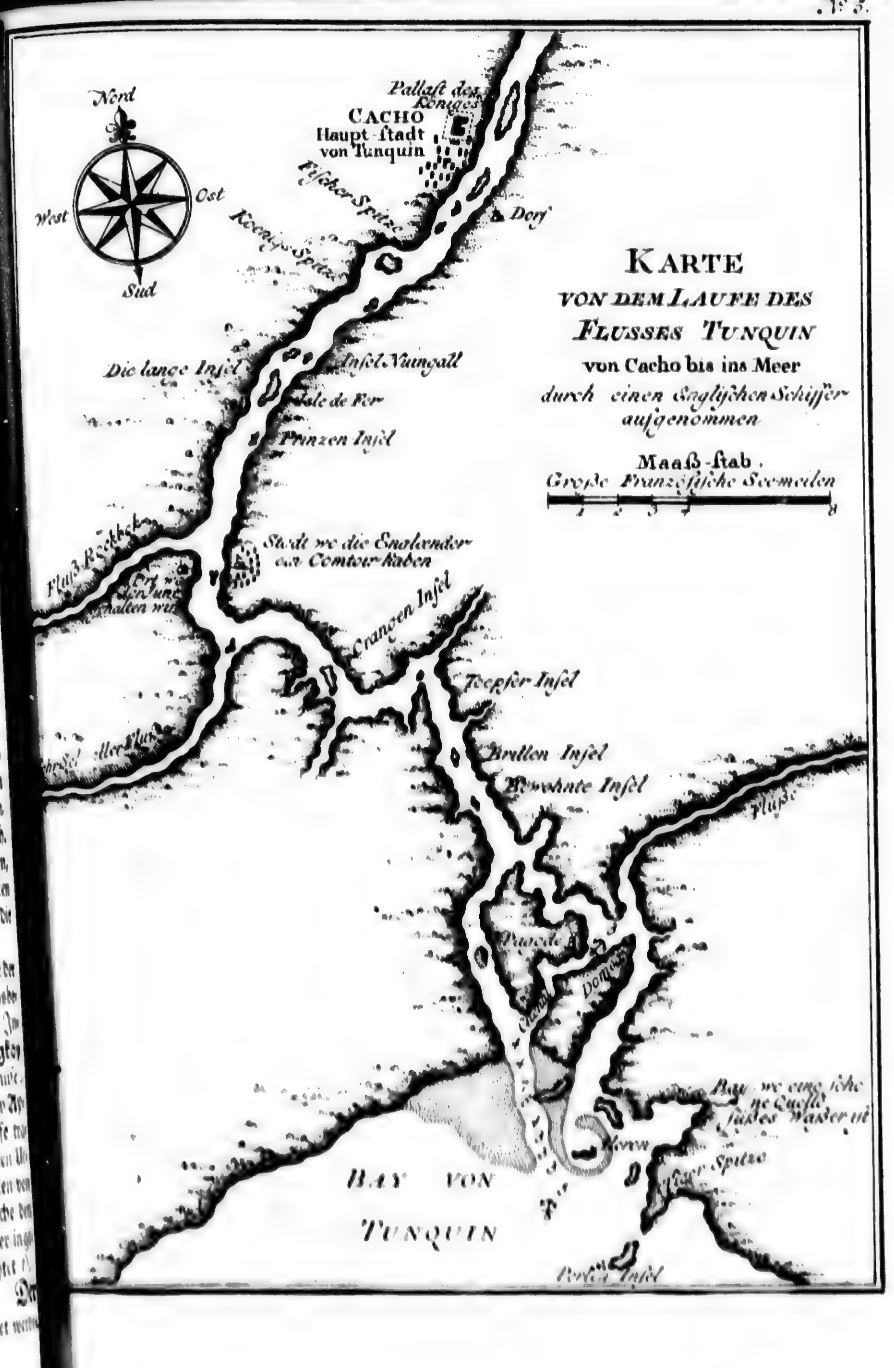
Fluß Songkoy der Cacho durchströmet.

Ueberfluß, den derselbe zuführet.

Der

r) Andere nennen sie **Chequo**. s) Dieser Name wird in einem andern Abschnitte erkläret werden.

n Felsen und dem Ge-
en Städten mit Reiße.
einen sehr guten Hafen
Die Stadt Cacho)
welche die geringste Auf-
s nennen, sind so nahe an
n Fleiß darauf wendet.
gsten Grade der Breite
der Größe nach mit
trifft sie an Menge der
Monden, welches ihr
Flecken kömmt der Hand-
en Gassen bleibt so wenig
Verfassers und seinen eige-
einen großen Weg zurück
unvergleichliche Ordnung,
und diese Gassen gehören
lbst feil haben dürfen.
rrn, Prinzen, allen Gro-
öffentlichen Gebäude gleich
als ein großes hölzernes Ge-
rige ist wie alle andere Häuser
andelshäuser ausgenommen,
h unterscheiden. Indessen ge-
s durch ihre Ueberbleibsel einen
des möchten enthalten haben.
echs bis sieben Meilen in sich.
inen seiner Zimmer bezeugen,
Zerstörung eines der schönsten
Kriege zu, erkläret aber die
ren Menge Soldaten, die den
s und die andern Vorraths-
ey einer kleinen sandichten In-
, den die Einwohner Songkoy
Nach einem sehr langen Laufe
da er sich denn in die Bay
issen mittelmäßige Schiffe
nd führet ihr beständig allen
bringt, die mit allen Arten von
r der Landschaften, welche den
n indessen alle ihre Häuser in ge-
avernier fälschlich berichtet
Der
n andern Abschnitte erkläret werden



Kri
verd
daß
sten

phan
zig S
gen,
ein G
als du
Feinde
genann
mittel
allen A
handen
Holländ
A
en den
ande g
heben,
rn her
iten,
om erst
Ih
he.
Zeit,
ißt ab
ich dab
e eilen
Bi
Tapf
erzt fe
affen g
aus.
d bett
he nic

A. d.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Der II Abschnitt.

Macht des Königreichs.

Es wird stets ein großes Heer gehalten. Reuterey. Elephanten. Schiffsflotte. Eigenschaften der Soldaten. Kriege der Tunkineser. Kriegeszucht.

Wenn die Macht eines Landes nur in der Menge Menschen bestünde: so würde Tunkin furchtbar seyn. Es unterhält beständig ein Heer von hundert und vierzig tausend Kriegern, die in den Waffen wohl geübt sind; und im Nothfalle kann diese große Menge verdoppelt werden. Da aber die Zahl ohne Muth nicht viel hilft: so gesteht der Verfasser, daß keine Soldaten weniger furchtbar sind, als die Tunkineser. Außerdem sind die meisten Anführer Verschnittene, die auch im Gemüthe nichts männliches behalten.

Es wird stets ein großes Heer unterhalten.

Die Reuterey beläuft sich auf acht bis zehn tausend Mann, und die Zahl der Elephanten auf drey hundert und funfzig. Die Seemacht besteht in zwey hundert und zwanzig Schiffen, große und kleine gerechnet, die besser auf Flüsse, als auf das Meer taugen, und nur zu Festen und Lustübungen dienen. Jedes hat an seinem Vordertheile ein Geschütz, das vier Pfund schießt. Sie haben keine Masten, und werden durch nichts als durch Ruder bewegt. Die Ruderer sind den Musketenschüssen und allem Gewehre des Feindes ausgesetzet. Mit dieser Flotte unterhält der Hof etwa fünf hundert Barken Twinges genannt, die ziemlich leicht segeln, aber zum Kriege zu schwach sind; ob sie gleich Lebensmittel und Völker fortzuschaffen sehr wohl dienen u). Das Zeughaus zu Cacho ist mit allen Arten von Geschütze sehr wohl versehen, und das Geschütz von allerley Caliber vorhanden, sowohl von der Einwohner Arbeit, als was man von Portugiesen, Engländern und Holländern gekaufet hat. Alle andere Kriegesnothwendigkeiten sind auch da.

Reuterey, Elephanten, Seemacht.

Außer der natürlichen Weichlichkeit der tunkinesischen Soldaten, benimmt nichts ihnen den Muth so sehr, als daß sie sich genöthiget sehen, ihr Leben in einem elenden Zustande zuzubringen, ohne daß sie je einige Hoffnung hätten, sich über ihre erste Stufe zu erheben. Die Tapferkeit selbst verändert bey denen, die Gelegenheit haben, sich vor andern hervor zu thun, nichts in ihrem Zustande, oder wenigstens sind Beyspiele davon so selten, daß sie keine Nacheiferung erregen. Das Geld, oder die Gnade eines Mandarins vom ersten Range, sind die einzigen Wege, durch die man sich erheben kann.

Eigenschaft der Soldaten.

Ihre Kriege bestehen nur in dem Lärmen, und in einer großen Zurüstung von Gewehre. Bey dem geringsten Zwiste dringen sie in Cochinchina ein, und vertreiben sich da die Zeit, die Mauren der Städte zu betrachten, oder sich an den Ufern der Flüsse zu lagern. Reißt aber eine geringe Krankheit ein, die etliche von ihren Leuten weg nimmt: so werden sie sich dadurch abgeschrecket, und fangen an zu schreyen, der Krieg sey grausam und blutig. Sie eilen wieder nach ihren Gränzen zurück.

Kriege der Tunkineser.

Bisweilen entstehen innerliche Kriege, welche die Geschicklichkeit mehr endiget, als die Tapferkeit. Bey ihren alten Zwistigkeiten mit den Chinesern hat man sie ziemlich beherzt fechten sehen, aber da zwang sie die Noth. Indessen werden sie unablässig in den Waffen geübt, und diese beständige Uebung machet den größten Theil ihrer Beschäfftigungen aus. Sie bekommen täglich etwas Reiß zu ihrem Unterhalte, und ihr jährlicher Sold beträgt nur etwa drey Thaler, aber sie sind von allen Abgaben befreyet. Diejenigen, die nicht in der Hauptstadt liegen, sind in die Aldeas eingetheilet, und stehen unter Mandari-

Kriegeszucht.

u) A. d. J. S. Man wollte eine nützliche Kritik nicht weglassen. x) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Mandarinen, welche für ihren Unterhalt sorgen müssen. Jeder Mandarin hat vom Könige die Gewalt, als Befehlshaber in gewissen Flecken den Soldaten vorzustehen.

In Tunkin sieht man weder Schlösser noch Festungen. Der Staat rühmet sich, keines Schutzes, als nur seiner Soldaten nöthig zu haben, und der Verfasser bemerket, daß dieses nicht ohne Grund seyn würde, wenn ihr Muth ihrer Anzahl gemäß wäre *x*).

Der III Abschnitt.

Gemüthsart und Sitten der Einwohner.

Die Tunkinesen sind feige, zu Empörungen geneigt, und abergläubisch. Ihre vornehmsten Leidenschaften. Ihre Eigenschaften und Gemüthsgaben. Ihre Farbe und ihre körperlichen Beschaffenheiten. Kleidung. Zustand des Volkes. Es ist mit Abgaben beschweret. Elend der Armen. Erbrechte. Annehmung an Kindes Statt. Wie solche geschieht. Einwohner der Flecken. Heirathen zu Tunkin. Vielweiberey. Ehescheidung. Ehebruch und dessen Strafe. Höflichkeit der Tunkineser. Ihre Besuche. Begleitung der Großen. Besuche und Ceremonien. Umgang. Speisen. Ergötzlichkeiten. Tanzen, Singen und Schauspiele. Hahnenkämpfe. Jagd. Fischerey. Aberglauben des Volkes. Taverniers Irrthum.

Die Tunkineser sind feige, zu Empörungen geneigt, und abergläubisch.

Ob die Tapferkeit gleich eben keine sehr gemeine Eigenschaft in Tunkin ist: so sind doch die Sanftmuth und Liebe zur Ruhe bey den Einwohnern nicht so gewöhnlich, als eine unruhige und aufrührische Gemüthsart, die durch beständige Strenge im Zaume und in der Einigkeit muß erhalten werden. Empörungen und Zusammenverschwörungen sind da sehr häufig. Doch, der Aberglaube, dem das dumme Volk daselbst auf eine erbarmenswürdige Art ergeben ist, hat oft an den öffentlichen Unordnungen mehr Theil, als die Unternehmungen des Stolzes; und die Mandarinen und andere Vornehmen sind selten darein verwickelt.

Ihre vornehmsten Leidenschaften.

Die Tunkineser sind nicht hitzig, aber sie haben zwo viel gefährlichere Leidenschaften, Neid und Boshaftigkeit. Die erste von diesen beyden Neigungen erregte vordem bey ihnen ein Verlangen nach allen Reichthümern und Seltsamkeiten fremder Völker: aber jetzo schränken sich ihre Begierden auf einige Stücke Gold und Silber aus Japan und auf das europäische Tuch ein. Ihre Hochachtung bleibt in den Gränzen ihres Vaterlandes, und alles, was man ihnen von fremden Ländern erzählet, wird bey ihnen für eine Fabel gehalten *z*).

Ihre Eigenschaften und Gemüthsgaben.

Sie haben ein glückliches Gedächtniß, und sehen eine Sache bald ein, aber sie lieben die Wissenschaften nicht, um der Erkenntniß selbst willen, sondern weil sie dadurch zu öffentlichen Ehrenstellen und Aemtern gelangen. Ihr Ton im Lesen ist eine Art von Gesange. Ihre Sprache ist, als wie die chinesische, voll einsylbichter Wörter, und manchmal haben sie nur ein Wort, eilf bis zwölf verschiedene Sachen auszudrücken. Der ganze Unterschied besteht in einer völligern Aussprache, in einer stärkern Ausstoßung oder Zurückhaltung des Othems, in einem stärkern oder schwächern Accente; daher ist auch den Fremden nichts so schwer, als ihre Sprache in der Vollkommenheit zu sprechen. Zwischen der Hofsprache und der gemeinen, ist kein Unterschied. Aber bey Sachen, welche die Gesetze und Ceremonien anbetreffen, brauchen sie die chinesische Sprache, wie man sich in Europa der griechischen und lateinischen bedienet.

x) A. d. 7 und 8 S. *y*) Ebendas. *z*) A. d. 9 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Ihre Farbe und ihre körperlichen Beschaffenheiten.

Beyde Geschlechter sind wohl gebildet, aber eher klein als groß zu nennen. Ueberhaupt sind sie von schwacher Natur, welches vielleicht von ihrer Unmäßigkeit und von ihrem außerordentlich vielen Schlafen herrühret. Meistens sind sie so braun, als die Chineser und Japoner; aber die Vornehmen sind so weiß, als die Portugiesen und Spanier. Die Nase und das Gesicht sind bey ihnen nicht so platt, als bey den Chinesern. Ihre Haare sind schwarz, und die Länge derselben ist eine Zierde. Die Soldaten stecken sie bey ihren Kriegesübungen unter die Mützen, oder binden sie auf den Scheitel, und die Arbeiter machen es bey ihren Verrichtungen eben so. Ob die Kinder beyderley Geschlechts wohl sehr weiße Zähne haben: so machen sie sich doch solche so schwarz, als die Japoner, ehe sie siebenzehn oder achtzehn Jahre alt werden. Sie lassen auch die Nägel nach chinesischem Gebrauche wachsen, und die längsten werden für die schönsten gehalten. Aber dieser letztere Gebrauch findet nur bey Vornehmen Statt *a*).

Kleidung.

Ihre Kleidungen sind lange Röcke, die wenig von den chinesischen unterschieden sind, aber mit den japonischen keine Aehnlichkeit haben, so wenig als mit **Taverniers** Zeichnungen, der ihnen Gürtel giebt, obgleich diese Mode bey ihnen unbekannt ist. Ein altes Herkommen verbiethet ihnen, Pantoffeln oder Schuhe zu tragen, die Gelehrten und diejenigen ausgenommen, welche die Würde eines **Tuncy** oder **Doctors** erlangt haben. Indessen beobachtet man gegenwärtig diese Gewohnheit nicht so strenge *b*).

Zustand des Volkes.

Der Zustand des Volkes ist sehr elend. Man leget ihm große Abgaben und schwere Arbeit auf.

Ein junger Mensch ist von seinem achtzehnten Jahre an, oder in einigen Landschaften vom zwanzigsten genöthiget, jährlich vier, fünf, sechs Reichsthaler zu zahlen, nachdem sein Aldea fruchtbares Erdreich hat. Diese Abgabe wird in zween Terminen, im April und Weinmonate, eingefordert, welches die Zeiten der Reißerndte sind. Nur die Prinzen vom königlichen Geblüte, die Bedienten des königlichen Hauses, die Staatsminister, die öffentlichen Beamten, die Gelehrten von der Würde eines Singdo an, die Kriegesofficiere und die Soldaten sind davon befreyet, und noch eine kleine Anzahl solcher, die dieses Vorrecht aus Gnaden erlanget, oder erkauft haben, und zwar nur auf ihre Lebenszeit.

Wie es mit Abgaben beschweret ist.

Ein Kaufmann, der sich in der Hauptstadt gesetzt hat, muß die Abgabe in dem Aldea, da er gebürtig ist, doch auch entrichten. Er bleibt auch dem **Vecquan** unterworfen, welches den herrschaftlichen Dienst bedeutet, daß er nämlich an Ausbesserung der Mauren, Heerstraßen, der königlichen Palläste, und aller öffentlichen Gebäude, selbst arbeiten, oder die Arbeiter bezahlen muß.

Die Künstler und Handwerker von allen Arten müssen sechs Monate das Jahr zum Vecquan anwenden, ohne einige Vergeltung zu hoffen, wenn ihnen nicht die Gütigkeit des Herrn indessen den Unterhalt giebt. Die übrigen sechs Monate sind ihr eigen. Der Verfasser bemerket sehr wohl, daß diese Zeit ziemlich kurz ist, wenn sie eine zahlreiche Familie haben.

Elend der Armen.

In den Aldeas, deren Erdreich unfruchtbar ist, werden die armen Einwohner, welche nicht im Stande sind, die Abgaben in Reiß oder in Gelde zu entrichten, gebrauchet, das Futter für die Elephanten und die Reuterey des Staates zu hauen. So entfernet sie auch von den Oertern wohnen mögen, wo das Gras wächst: so müssen sie solches doch nach der Reihe

a) Ebendas. *b*) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Reihe und auf eigene Kosten in die Hauptstadt liefern. Der Verfasser bemerket, der Ursprung dieser Gebräuche rühre von einer gerechten Staatslist der Könige des Landes her, um ein so unruhiges Volk im Zaume zu halten, welches seinen Obern keinen Frieden lassen würde, wenn man es nicht mit der Arbeit bändigte. Sonst genießt jedermann die Früchte seines Fleißes, und läßt das Gut, welches er besitzt, ruhig seinen Erben.

Erbrechte.

Der älteste Sohn bekömmt den größten Theil der Erbschaft. Das Gesetz giebt den Töchtern etwas, aber fast nichts, wenn sie einen Bruder haben.

Annehmung an Kindes Statt.

Man suchet ordentlich in Tunkin eine Ehre darinnen, eine reiche und starke Familie zu haben; daher rühret der Gebrauch der Annehmung an Kindes Statt, der sich gleich auf beyde Geschlechter erstrecket. Die angenommenen Kinder treten in alle Pflichten der natürlichen. Sie müssen ihrem Vater, der sie angenommen hat, alle Dienste leisten, ihm die ersten Früchte der Jahreszeit bringen, und alles, was sie können, zu seinem Vergnügen beytragen. Er muß sie gegentheils in ihren Unternehmungen unterstützen, ihre Aufführung beobachten, für ihr Glück sorgen, und nach seinem Tode theilen sie die Erbschaft mit den natürlichen Kindern fast gleich. Sie trauren als wie um ihren eigenen Vater, ob dieser gleich noch lebet *d*).

Wie solche geschieht.

Die Art, diese Annehmung zu vollziehen, erfordert nicht viel Umstände. Derjenige, der diese Gunst verlangt, läßt es dem Vater der Familie melden, von der er sie erhalten will; und wenn eine gewierige Antwort erfolget: so geht er mit zwo Flaschen Arrak zu ihm, welche der Patron annimmt. Einige Erklärungen machen das übrige der Feyerlichkeit aus.

Fremde, welche des Handels oder anderer Ursachen wegen nach Tunkin kommen, bedienen sich oft dieses Mittels, sich vor den Bedrückungen der Hofleute in Sicherheit zu stellen. Der Verfasser erzählet, daß er die Ehre gehabt, von einem Prinzen an Kindesstatt angenommen zu werden, welcher damals nächster Erbe des obersten Generals der Krone war, aber daß er nach vielen Geschenken, durch die er sich des Prinzen Schutz zu versichern getrachtet habe, befunden, daß alles verlohren gewesen, weil der Prinz wahnsinnig geworden *e*).

Einwohner der Flecken.

Die meisten Bauren, die in den Aldeas wohnen, sind ein so unwissendes und einfältiges Volk, daß sie sich von Leichtgläubigkeit und Aberglauben, wie man will, lenken lassen. Vermöge dieser Gemüthsverfassung, kann das Volk recht gut, oder recht böse seyn, nachdem es getrieben wird. Die europäischen Nachrichten von Tunkin stellen dieses Volk sehr irrig als einen herumschweifenden Haufen Leute vor, die in ihren Schiffen auf den Flüssen wohnten, und mit ihren Weibern und Kindern von einem Orte zum andern reiseten, ohne einen andern Bewegungsgrund zu haben, als die Armuth, welche sie beständig ihre Nothdurft zu suchen veranlassete. Die ordentliche Gelegenheit aller dieser Reisen, ist die innerliche Handlung des Reiches, und die Nothwendigkeit, die herrschaftlichen Dienste zu verrichten. Aber bisweilen ereignet es sich auch, daß der große Fluß, der aus China kömmt, nebst den starken Regengüssen im März, April und May, so starke Ueberschwemmungen verursachet, daß das Land in Gefahr zu seyn scheint, unterzugehen. Ganze Landschaften werden mit Wasser bedecket, und die Einwohner leiden dadurch unsäglichen Verlust, da sie denn ihre Wohnungen verlassen, und ihre Zuflucht in die Schiffe nehmen müssen *f*).

Die

c) Ebendas. a. d. 9 S. *d*) Ebendas. a. d. 10 S. *e*) Ebendas. a. d. 20 S. *f*) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Heirathen zu Tunkin.

Die Tunkineser können sich ohne die Einwilligung ihres Vaters und ihrer Mutter nicht verheirathen, oder der nächste Verwandte, welcher diese Häupter der Familie vorstellet, muß statt ihrer einwilligen. Die ordentliche Heirathszeit für die Mägdchen ist das sechzehnte Jahr. Die ganze Ceremonie kömmt darauf an, daß einer um sie anhält, wobey man dem Vater einige Geschenke giebt; und wenn der Antrag angenommen wird, so erkläret man sich beyderseits aufrichtig über das Vermögen. Die Mannsperson schicket dem Mägdchen alles, was sie zu desselben Gebrauche nöthig befindet. Man setzet einen Tag an, und da wird sie in einer feyerlichen Procession aller Verwandten und guten Freunde, mit allem, was sie von ihrem Manne empfangen hat, in das Haus getragen, das er zu ihrer Wohnung zubereitet hat. Aber **Tavernier** hat sich geirret, wenn er die obrigkeitlichen Personen und die Priester auch mit in die Procession menget. Der Verfasser versichert, daß sie damit nichts zu thun haben *g*).

Vielweiberey. Ehescheidung.

Ob die Vielweiberey gleich in Tunkin geduldet wird: so nimmt doch nur diejenige Frau, welche die vornehmsten Verwandten hat, den Titel der Ehefrau an, und hat den Rang über die andern. Die Landesgesetze verstatten den Männern die Ehescheidung. Die Weiber haben dieses Vorrecht nicht, und dem Verfasser ist kein Fall bekannt, da sie ihren Mann ohne desselben Einwilligung verlassen könnten, wenn sie sich nicht etwa ihrer mächtigen Familie bedienten, dem Manne seine Einwilligung abzuzwingen. Ein Mann, der seine Frau von sich lassen will, giebt ihr eine eigenhändig unterzeichnete Schrift, die er auch untersiegelt hat, und bekennet darinnen, daß er sich von allen seinen Rechten lossaget, und ihr die Freyheit läßt, selbst zu thun, was sie will. Ohne diesen Schein würde sie keine Gelegenheit finden, sich wieder zu verheirathen. Aber wenn sie denselben vorweisen kann: so wird es ihr für keine Schande angerechnet, daß ein anderer sie in seiner Gewalt gehabt und von sich gelassen hat. Sie nimmt außer dem, was sie mit in die eheliche Gesellschaft gebracht hat, auch alles zu sich, was ihr Mann ihr geschenket hat, als er sie heirathete. Solchergestalt vergrößert die Ehescheidung ihr Vermögen, und sie kann desto leichter eine neue Verbindung eingehen. Die Kinder, die sie etwa gehabt hat, verbleiben dem Manne. Diese Einrichtung, vermöge der die Vortheile auf beyden Seiten gleich gemachet werden, verursachet, daß die Ehescheidungen sehr selten sind *h*).

Ehebruch und dessen Strafe.

Ein Mann von Stande, der seine Frau beym Ehebruche über der That selbst ergreift, kann sie und ihren Liebhaber tödten, doch muß er es eigenhändig verrichten. Ueberläßt er seine Rache den Gerichten: so wird die Frau von einem Elephanten zertreten, und der Ehebrecher auf eine andere Art hingerichtet. Bey Leuten von niedrigem Stande muß der beleidigte Mann seine Zuflucht zu den Gerichten nehmen, welche die Schuldigen strenge bestrafen; aber Beweisthümer des Verbrechens fordern, die man nicht allemal so leicht geben kann. Der Verfasser beschuldiget den **Tavernier**, er habe sich belustiget, seine Leser mit Fabeln zu betrügen, da er hier eine Begebenheit seines Bruders erzählet, die mit der Gemüthsart der Einwohner so wenig übereinstimmet, als mit den Gesetzen und Gebräuchen des Landes.

Höflichkeit der Tunkineser.

Die chinesische Höflichkeit hat in Tunkin viel Zuwachs erhalten. Da aber der Verfasser ihre Quelle erkennet: so bemerket er auch einige Unterschiede, welche von einer Beymischung alter Gebräuche herrühren, und verursachen, daß die Tunkineser nicht so sehr Sclaven des Ceremoniels sind, als die Chineser.

g) A. d. 11 S. *h*) Ebendas. a. d. 12 S. *i*) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Ihre Besuche.

Alle ihre Besuche geschehen des Morgens. Es ist eine Unhöflichkeit, sich in einem vornehmen Hause gegen die Essenszeit zu zeigen, wenn man nicht dazu geladen ist. Die Großen begeben sich ebenfalls sehr frühe nach Hofe. Sie erfüllen daselbst ihre Pflichten bis acht Uhr. Nachgehends begeben sie sich nach Hause, besorgen daselbst ihre eigenen Sachen, und die Zeit, welche noch bis zum Essen übrig ist, wird in der Einsamkeit und Ruhe zugebracht, welches man für nöthig hält, ehe der Körper die Speisen zu sich nimmt k).

Begleitung der Großen.

Unter Personen vom Range, bedienen sich die Fürsten und großen Mandarinen der Elephanten oder reicher Palankine zum Ausgehen, und gehen auf andere Art nicht aus. Sie haben allezeit eine große Menge Soldaten, Officier und Bedienten zur Begleitung. Die Größe des Gefolges richtet sich nach dem Range. Diejenigen, die einen Grad niedriger sind, reuten zu Pferde aus, und haben nie mehr als zehn Personen zur Begleitung: aber selten haben sie auch weniger; denn die Begleitung machet einen großen Theil ihrer Pracht aus.

Besuche und Ceremonien.

Wenn derjenige, der einen Besuch abstattet, von einem höhern Range ist: so muß man sich wohl hüten, ihm die allergeringsten Erfrischungen, auch nur Betel, anzubiethen, wenn er nicht dem Hausherrn die Ehre anthut, solches zu verlangen. Die Vornehmen pflegen allezeit ihr Wasser und ihren Betel bey sich zu haben. Die Büchsen, in denen der Betel befindlich ist, sind ordentlich von schwarzem oder rothem Lacke. Die Prinzen und Prinzessinnen vom königlichen Geblüte, haben dergleichen von Golde, mit Edelgesteinen besetzt und mit Schildkröte ausgelegt. Aber diejenigen, deren Preis Tavernier so hoch geschätzet, haben seine Augen gewiß nie am Hofe von Tunkin verblendet; denn man sieht in dem Lande weder Diamante noch Rubinen, noch Smaragde, und die Einwohner machen so wenig daraus, daß man auch nicht einmal glauben darf, als hätten Fremde dergleichen gebracht l).

Umgang.

Im Umgange muß jeder traurige Gegenstände vermeiden, und lauter fröliche Unterredungen führen, welches Verfahren den Einwohnern ziemlich natürlich ist. Aus eben der Ursache besuchen sie selten Kranke; auch in den letzten Zügen erinnern sie ihre Verwandten nicht, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Diese Erinnerung würde beleidigend scheinen; daher sterben sie auch meistens ohne Testament; und dieses veranlasset beständige Processe über derjenigen Erbschaften, die keine Kinder hinterlassen haben m).

Die Säle der Großen haben verschiedene Alcoven, wo jeder auf Matten mit kreuzweis gelegten Schenkeln sitzt. Die Höhe der Plätze richtet sich nach dem Range. Daß diese Matten so kostbar seyn sollten, als die schönsten Teppiche aus Persien und Surate, ist falsch. Die allertheuersten, welche Tavernier so unrichtig mit Sammte vergleicht, kosten nicht mehr als drey bis vier Schillinge. Eben so sehr misbrauchet er der Aufmerksamkeit seiner Leser, wenn er diese Matten neun Ellen ins Gevierte groß machet. Tapeten und Küssen sind nicht bekannt, selbst bey Hofe nicht. Keine andere Betten, als Matten, sieht man nicht, mit einer Art von Kopfküssen aus Binsen oder Schilfe, darauf man das Haupt leget.

Speisen.

Die Speisen der Vornehmen sind ausgesucht genug, obwohl ihre Zubereitung und ihre Zuthaten den Fremden nicht annehmlich vorkommen. Das gemeine Volk lebet von Hülsenfrüchten, Reiß und gesalzenen Fischen. Man bedienet sich weder Tischtücher noch Servietten, und diese Unkosten, welche nur auf die Reinlichkeit abzielen, würden in einem Lande überflüßig seyn, wo man die Schüsseln und die Speisen nie mit den Fingern berühret. Alle Speisen sind zerschnitten, ehe sie aufgetragen werden, und man isset nach chinesischer

k) Ebendas. a. d. 12 S. l) Ebendas. m) Ebendas.

nesischer Art, mit zweyen kleinen Stäbchen, welche die Stelle der europäischen Gabeln vertreten. Die Schüsseln sind nicht von lackirtem Holze, wie **Tavernier** versichert, sondern von japonischem und chinesischem Porcelane, welches sehr hoch geschätzt wird. Die Vornehmen essen mit einer Art von Anständigkeit; aber das gemeine Volk, welches der Verfasser als die gefräßigsten Leute vorstellet, denkt an nichts, als den Magen begierig zu füllen, und würden nicht einmal Fragen beantworten, die man an sie über Tische thäte, als ob sie befürchteten, saget er, die Zeit, die sie zum Reden anwendeten, verminderte ihre Lust beym Essen, oder die Portion, die sie essen wollen. Ausschweifungen im Trinken sind bey dem gemeinen Volke sehr selten, aber bey den Vornehmen und Kriegesleuten desto gewöhnlicher. Ein guter Säufer wird für einen artigen Menschen gehalten. Bey den Gastereyen, da sie einander bewirthen, haben die Gäste die Freyheit, zu verlangen, was sie wollen, und der Wirth sieht diese Gelegenheit, ihnen gefällig zu seyn, die sie ihm angeben, als eine Gewogenheit an. Ihre Höflichkeitsbezeugungen, wenn sie einander begegnen, bestehen nicht darinnen, daß sie einander fragen, wie sie sich befinden, sondern wo sie gewesen sind, und was sie gethan haben. Bemerken sie an dem Gesichte, daß man unpäßlich ist: so fragen sie nicht, ob man krank sey, sondern wie viel Tassen Reiß man jede Mahlzeit isset, und ob man gute Lust zum essen hat oder nicht. Die Großen und Reichen haben im Gebrauche, dreymal des Tages zu essen, ohne noch einige leichte Speisen darunter zu begreifen, die sie Nachmittages zu sich nehmen *n*).

Baron 1683. Beschreibung von Tunkin.

Ergötzlichkeiten, Tanzen, Singen und Schauspiele.

Unter allen Ergötzlichkeiten in Tunkin, sind das Singen und das Tanzen die gemeinsten, und werden am höchsten geschätzt. Sie fangen damit ordentlich den Abend an, und wenden oft die ganze Nacht dazu an. Dieses hat **Tavernier** Comödien genannt, welcher Name sich nach des Verfassers Anmerkung wenig hieher schicket, wenn er sie mit den europäischen vergleichen will. Man hat niemals daselbst Maschinen und schöne Verzierungen gesehen, die er doch erwähnet. Die Tunkineser haben nicht einmal Schauplätze. Aber außer den Häusern der Mandarinen, haben sie einige Säle, welche zu solchen Ergötzlichkeiten bestimmt sind. Man sieht in den **Aldeas**: **Singehäuser**, wo sich die Einwohner versammeln, besonders die Festtage. Die Zahl der spielenden Personen ist ordentlich vier bis fünf, und ihre Besoldung beläuft sich auf einen Reichsthaler für die Arbeit einer Nacht. Aber freygebige Zuschauer geben ihnen noch einige Geschenke, wenn sie mit ihrer Geschicklichkeit zufrieden sind. Ihre Kleider haben eine seltsame Gestalt. Sie wissen wenig Gesän-
e, und nur fünf oder sechs Melodeyen. Die meisten betreffen den Ruhm ihrer Könige
nd Heerführer, aber doch mit einigen verliebten Sachen, und poetischen Schönheiten
ntermengt. Der Tanz wird nur von Frauenzimmern verrichtet, welches aber auch sin-
t, und in der Vorstellung selbst werden sie öfters durch einen Pickelhäring unterbrochen,
elcher der sinnreichste unter der ganzen Gesellschaft ist, und sich bestrebet, die Versamm-
ng durch seine lustigen Einfälle und komischen Stellungen zum Lachen zu bewegen. Ih-
usikalischen Instrumente sind Trompeten, Cymbeln von Kupfer, Hautbois, Guitarren
d verschiedene Arten von Violinen. Sie haben noch eine andere Art von Tanze, mit
er Schüssel voll kleiner Lampen, welche ein Frauenzimmer auf dem Kopfe trägt, und
m ungeachtet alle Arten von Bewegungen und Stellungen machet, ob sie sich wohl mit
er Leichtigkeit beweget, welche bey den Zuschauern Verwunderung erreget. Dieser
nz dauret fast eine halbe Stunde.

n) Ebendas. a. d. 13 S.

Baron 1685.
Beschreibung von Tunkin.

Das Frauenzimmer tanzet auch mit vieler Geschicklichkeit auf dem Seile, und einige verrichten solches sehr annehmlich *o)*.

Hahnenkämpfe, Jagd, Fischerey.

Die Hahnenkämpfe werden in Tunkin sehr hoch gehalten, besonders bey Hofe. Die Vornehmen stellen ansehnliche Wetten wider die Hähne des Königes an, doch müssen diese Hähne allezeit siegen. Diese Art zu schmeicheln, machet auch die Hofleute sehr arm.

Sie finden viel Vergnügen an der Fischerey, und die große Menge ihrer Flüsse und Teiche, biethet ihnen beständig Gelegenheit darzu dar. Mit der Jagd beschäfftigen sie sich wenig; denn sie haben kaum einen Wald, der sich dazu schickte.

Neujahrsfest.

Die vornehmste von ihren Ergötzlichkeiten ist das Neujahrsfest, welches gegen den 25sten Jenner einfällt, und dreyßig Tage nach einander gefeyert wird. In dieser Zeit kommen alle Belustigungen öffentlich und in den Häusern zusammen. Man richtet Schauplätze an den Ecken der Gassen auf. Die musikalischen Instrumente ertönen von allen Seiten. Schwelgerey und Ueppigkeit im Essen werden aufs höchste getrieben. Kein Tunkineser ist so arm, der sich nicht in den Stand setzen sollte, seine Freunde zu bewirthen, wenn er auch deswegen das ganze Jahr betteln müßte *p)*.

Aberglauben des Volks.

Den ersten Tag dieses Festes, geht man nicht aus dem Hause, und hält die Thüren verschlossen, aus Furcht, etwas zu sehen oder anzutreffen, das für die übrige Zeit des Jahres eine übele Vorbedeutung wäre. Den zweyten Tag besuchet ein jeder seine Freunde, und wartet seinen Obern auf.

Einige rechnen das neue Jahr vom 25sten Tage ihres letzten Monden, weil alsdenn das große Staatssiegel auf einen ganzen Monat in eine Büchse gethan wird, und diese Zeit über die Gesetze unwirksam, alle Gerichtsplätze geschlossen, die Schuldner vor der Verfolgung ihrer Gläubiger sicher, kleine Verbrechen, als Zänkereyen und Dieberey en ungestraft sind, und selbst die Bestrafung großer Verbrechen auf eine andere Zeit verschoben wird, nur daß man die Verbrecher in Verhaft nimmt. Eigentlich aber fängt erwähntermaßen das neue Jahr gegen den 25sten Jenner an, und das Fest dauret nach chinesischem Gebrauche einen ganzen Monat *q)*.

Taverniers Irrthümer.

Der Verfasser erinnert bey dem Schlusse dieses Artikels, wie sehr sich Tavernier bey den meisten Anmerkungen, die er vorbringt, betrogen habe, besonders wenn er die Tunkineser als ein arbeitsames und fleißiges Volk vorstellet, das seine Zeit nützlich anwende. Man kann, saget er, dieses Lob dem weiblichen Geschlechte nicht gänzlich versagen: aber die Mannsbilder sind ordentlich faul, und würden an nichts denken, als ihre Gefräßigkeit zu stillen, wenn sie nicht zur Arbeit gezwungen würden. Ein anderer Irrthum beym Tavernier ist, daß die Tunkineser sich eine Schande daraus machen sollten, das Haupt unbedeckt zu haben. Ein Niedriger erscheint vor seinen Obern nie anders, als mit unbedecktem Haupte, und diejenigen, welche mündlichen oder schriftlichen Befehl vom Könige empfangen, dürfen ihn nicht anhören oder lesen, ohne zuvor ihren Rock und ihre Mütze abgezogen zu haben. Die Verbrecher, die zum Tode verurtheilet sind, werden beschoren, damit man sie desto leichter erkennen kann, wenn sie der Wache entlaufen sollten: aber diese Ursache ist von derjenigen, welche Tavernier angiebt, weit unterschieden. Eben so sehr irret er sich, wenn er von Verbrechern redet, welche geviertheilt oder gekreuziget würden. Diese Strafen sind hier unbekannt *r)*.

o) Ebendas. a. d. 13 S. *p)* Ebendas. *q)* Ebendas. a. d. 14 S. *r)* A. d. 14 S.

Der IV Abschnitt.

Wissenschaften und Gelehrte in Tunkin.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Was zu den Wissenschaften des Landes für Eigenschaften erfordert werden. Wissenschaften in Tunkin. Würden der Gelehrten. Der Fleiß giebt allezeit Hoffnung. Aerzte. Krankheiten und Heilungsmittel. Wundarzeney. Thee von Tunkin.

Was zu den Wissenschaften des Landes für Eigenschaften erfordert werden.

Die Tunkineser halten nach der Chineser Beyspiele die Wissenschaften sehr hoch, weil solches der einzige Weg ist, sich zu Ehrenstellen zu erheben. Der Erfolg ihres Fleißes kömmt, wie in allen Ländern der Welt, auf die natürliche Beschaffenheit ihres Verstandes, und besonders auf die Güte ihres Gedächtnisses an; denn dieses ist unter allen Vermögen der Seele zu derjenigen Wissenschaft, nach welcher sie streben, das nothwendigste. Diese Wissenschaft besteht vornehmlich in einer großen Menge hieroglyphischer Zeichen. Daher befinden sich unter ihnen Gelehrte, die nach einem Fleiße von funfzehn, zwanzig, oder dreyßig Jahren erstlich gelehrte Würden erlanget haben, und viele studieren ihre ganze Lebenszeit, ohne dahin gelangen zu können. Deswegen ist auch zu ihrem Studieren keine gewisse Zeit gesetzt. Sie können sich zu dem Examen stellen, sobald sie sich für tüchtig halten, solches auszustehen. Es giebt keine öffentliche Schulen im Lande. Jeder nimmt für seine Kinder einen Lehrmeister, wie er ihn bekommen kann s).

Wissenschaften in Tunkin.

Von den Wissenschaften der Chineser haben sie keine angenommen, als die Sittenlehre, deren Grundsätze sie aus eben der Quelle, nämlich des **Confucius** Schriften schöpfen. In der Naturlehre sind sie höchst unwissend, und in der Mathematik und Sternkunst eben so ungeübt. Ihre Dichtkunst ist dunkel, ihre Musik hat wenig Wohlklang. Kurz, der Verfasser, der in seinem Urtheile von seinem Lande nur die Wahrheit suchet, verwundert sich, wie **Tavernier** die Tunkineser für das Volk hat ansehen können, das un-
er allen Morgenländern in den Wissenschaften am meisten geübt wäre t).

Würden der Gelehrten.

Die Gelehrten zu Tunkin müssen durch verschiedene Stufen steigen, wie in China,
m zu der Gränze ihrer Ehrbegierde zu kommen. Diese Gränze ist nicht der Adel; denn
ie Ehrentitel sterben hier mit demjenigen, der sie besessen hat: aber alle Ehrenstellen im Reiche
nd Belohnungen gelehrter Verdienste. Der erste Grad ist **Singdo**, ungefähr so viel
s Baccalaureus in Europa. Der zweyte **Hung Cong**, der sich mit dem Licentiaten ver-
leichen läßt, und der dritte **Tuncy** oder die Doctorwürde. Man wählet unter den Do-
oren den geschicktesten, daraus den obersten unter den Gelehrten zu machen, den man
rangivin nennet. Bestechungen, Partenlichkeit und alle Leidenschaften, welche sonst
allem, was in Tunkin vorgeht, so viel Theil haben, weichen bey dieser Wahl der Liebe
Ordnung und zur Gerechtigkeit. Man verfährt dabey so sorgfältig und vorsichtig,
ß sie allezeit auf den würdigsten fällt u).

Der Fleiß giebt allezeit Hoffnung.

Der Unterschied zwischen den chinesischen, und tunkinischen Wahlen, ist nicht so wichtig,
ß es der Mühe werth wäre, von den letzten so umständlich hier zu reden, als der Ver-
er thut. Es ist genug, nur dieses zu bemerken, daß man sich zu einer neuen Prüfung
llen darf, wenn man gleich schon in einer ist abgewiesen worden, und daß man bis ans
de seines Lebens hoffen darf, durch vielen Fleiß dasjenige zu erhalten, was man durch
die

s) A. d. 15 S.

t) Ebendas.

u) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

die ersten Bemühungen nicht hatte erreichen können. Hierzu kömmt, daß es auch viel niedrigere Bedienungen, als Secretäre in Provinzen und bey Mandarinen giebt, welche nicht sowohl einen beredten Mund, als eine geübte Feder erfordern x).

Die Geschicklichkeit zu Lustfeuern und Maschinen, welche Tavernier den Tunkinesern beyleget, hat er in seiner Einbildung ersonnen. Wenn er ihren Fleiß und ihre Kunst lobet: so thut er dadurch den Chinesern unrecht; denn sie ahmen nur dieser Beyspiel höchst unvollkommen nach. In der Arzeneykunst sind sie nicht besser geübt, ob sie wohl die Gründe derselben und die Kenntniß und Zubereitung der Kräuter und Wurzeln aus chinesischen Büchern lernen. Ihre Begriffe sind so verwirrt, daß man sich auf ihre Schlüsse nicht verlassen darf. Die Erfahrung ist die sicherste von ihren Regeln. Da sie ihnen aber die Kenntniß der Zergliederungskunst und alles dessen, was zum Baue des menschlichen Leibes gehöret, nicht verschafft: so schreiben sie alle Krankheiten dem Geblüte zu, und wenden ihre Mittel allemal auf einerley Art an, die Beschaffenheit des Körpers mag so verschieden seyn, als sie will. Tavernier erhebt die Geschicklichkeit der tunkinesischen Aerzte, die Krankheiten aus dem Pulse zu beurtheilen, aber das gilt nur von den chinesischen y).

Aerzte.

Krankheiten und Heilungsmittel.

Pest, Stein und Podagra sind in diesem Lande wenig bekannt. Die gemeinsten Krankheiten in Tunkin sind, das Fieber, der Durchlauf, die Gelbesucht, die Kinderpocken etc. für welche man verschiedene Kräuter, besonders aber nur Diät und Hunger, brauchet. Zur Ader wird selten gelassen, und ganz anders als in Europa. Die Tunkineser lassen sich das Blut aus der Stirne zapfen, und mit einem Fischknochen, dessen Gestalt dem Laßeisen der europäischen Schmiede etwas ähnlich ist. Man bringt ihn auf die Ader, man schlägt darauf, und das Blut sprützet sogleich heraus. Ihr großes Hülfsmittel aber bey den meisten Krankheiten ist das Feuer. Sie bedienen sich zu dieser Verrichtung eines sehr dürren Baumblattes, welches sie in einem Mörser stoßen, und nachgehends mit einem wenig Tusche benetzen. Sie theilen solches in verschiedene Theile, von der Größe eines Pfennig, welche sie auf verschiedene Stellen des Körpers legen. Sie zünden solche mit einem Stücke Papier an, und es gehöret ungemeine Geduld dazu, den Schmerz auszustehen z). Aber ob gleich der Verfasser dieses Verfahren beständig hat bewerkstelligen sehen, und ob man gleich die Wirkung desselben gerühmet hatte: so hat er sich der Güte nie selbst versichert. Der Gebrauch der Schröpfköpfe ist hier ebenfalls gemein, und fast als wie in Europa beschaffen: aber man bedienet sich Kürbisse statt der Gläser.

Wundarzeney.

Die Wundarzeneykunst ist den Tunkinesern so wenig bekannt, daß sie zu Verrenkungen und Beinbrüchen nichts als gewisse Kräuter brauchen, deren Wirkung aber der Verfasser rühmet. Ein ander Mittel ist, daß sie rohe Knochen einer Henne pülvern, und einen Teig daraus machen, den sie auf den beschädigten Theil legen; welches bey ihnen für ein vortreffliches Heilungsmittel gehalten wird. Ihre Kinder sind gefährlichen Verstopfungen unterworfen, welche alle natürliche Ausleerungen zurück halten. Das Mittel wider diese Krankheit, ist ein Umschlag aus Coakroch und gebratenen Zwiebeln, den man auf den Nabel leget, und der öfters bald hilft a). Für andere Krankheiten nehmen sie gepülverte Meermuscheln, besonders Krebsschaalen, von denen sie glauben, daß sie durch die Hitze der Sonne in Stein verwandelt sind, und genießen solche, als einen Trank b).

D

x) Ebendas. a. d. 17 S. y) Ebendas. a. d. 19 S. z) Ebendas. a) A. d. 18 S. b) Ebendas.

Die Vornehmen bedienen sich des Thees, aber ohne solchen viel Kräfte zuzuschreiben. Sie brauchen dazu besonders einen gewissen Thee des Landes, **Chia Bang** genannt, der nur aus Blättern besteht. Aber sie haben auch einen anderen, **Chiaway**, der nur aus den Knospen und Blüthen eines gewissen Baumes besteht, welche sie aufsieden lassen, nachdem sie solche getrocknet und geröstet haben, und daraus ein sehr angenehmes Getränk entsteht. Man nimmt es warm zu sich, nicht so sehr des Nutzens als der Annehmlichkeit wegen. Der Verfasser beschuldigt den **Tavernier** eines groben Irrthums, wenn dieser dem japanischen Thee den Vorzug vor den chinesischen gibt. Man kann, saget er, aus dem Unterschiede des Preises davon urtheilen, der dreyßig auf hundert beträgt c).

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Thee von Tunkin.

Der V Abschnitt.

Regierung, Gesetze und Staatseinrichtung zu Tunkin.

Anmerkungen über der Tunkinesen Ursprung. Ihr Alterthum. Verschiedene Staatsveränderungen in Tunkin. Wie lange die Tunkineser frey sind. Auf was für Bedingungen. Stolze Staatsklugheit der chinesischen Kaiser. Andere Staatsveränderungen in Tunkin. Itzige Regierungsverfassung. Der König von Tunkin ist nur ein Schattenkönig. Tunkin ist in sechs Provinzen getheilet. Verwaltung der bürgerlichen Aemter. Verschiedene Gerichte. Abschilderung des itzigen Chova. Seine Heirath und seine Beyschläferinnen. Geschichte eines tugendhaften Prinzen. Wie die tunkinesischen Herren dem Chova aufwarten. Verschnittene und deren Bedienung. Verschnittene von besondern Verdiensten. Merkwürdige Geschichte. Musterung der Soldaten. Pallast des Chova. Krönung des Kaisers. Erbfolge. Ceremonien von den Chinesern erborgt.

Daß die Tunkineser allezeit eine von den Chinesern verschiedene Nation gewesen sind, ist gewiß. Sie werden so gar von den Chinesern **Mansos**, das ist **Barbarn**, und ihr Land **Gannam** genannt, weil es südwärts China liegt, und weil die Einwohner in ihren Speisen, in dem Gebrauche ihre Zähne zu färben, und barfuß zu gehen, und in der Gestalt ihrer rechten großen Zähen, die sich von den andern Zähen weit entfernet, viel Aehnlichkeit mit den andern Indianern haben d). Aber wie dieses Land ist beherrscht worden, ehe es eine chinesische Provinz ward, läßt sich nicht herausbringen, weil die Einwohner damals keine Schriftzüge gehabt haben, und die alten Geschichte solchergestalt untergegangen, diejenigen aber, die sie nachgehends verfertiget haben, nur für Erdichtungen und Fabeln zu halten sind.

Anmerkung über der Tunkineser Ursprung.

Sie behaupten, der Gebrauch der chinesischen Schriftzüge sey bey ihnen vor der Regierung des **Ding**, eines ihrer ersten Könige, eingeführet worden, welcher nach der Rechnung ihrer besten Schriftsteller vor mehr als 2000 Jahren gelebt hat.

Wenn man diese Zeitrechnung zugiebt, so schließt der Verfasser, Tunkin sey schon von den Chinesern erobert gewesen, oder habe sich ihnen freywillig unterworfen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Schriftzüge der Chineser, und ein Theil von ihren Gesetzen und Gebräuchen, so gleich auf einmal so allgemein, wie ihre Schriftsteller vorgeben, daß es unter dieser Regierung geschehen sey, eingeführet werden können. Außerdem, saget er, stimme sein Urtheil auch mit den chinesischen Zeitbüchern überein, welche China damals in einem

Ihr Alterthum.

c) Ebendas. a. d. 18 S.

d) Ebendas. a. d. 19 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

einem sehr erhabenen Wohlstande vorstellen, und sogar die Gränzen davon bis nach Siam erstrecken. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Tunkin sich diesem Joche sollte entzogen haben, nicht nur weil seine Lage es dem ersten Angriffe der Sieger aussetzte, sondern noch mehr, weil es sogleich nach ihren Eroberungen ihrem Reiche einverleibet ward e).

Verschiedene Staatsveränderungen in Tunkin.

Es kann indessen wohl seyn, daß die Chineser den Besitz dieses Landes nicht lange behauptet und solches vielleicht den Einfällen der Tartarn überlassen haben: daß alsdenn **Ding** nach derselben Abreise auf den Thron gestiegen ist. Dieß ist die Meynung einiger tunkinischer Geschichtschreiber, nach deren Erzählung er den Thron durch Beystand einer großen Menge herumschweifender Leute gewaltthätig besessen hat. Ueber die Umstände seiner unrechtmäßigen Anmaßung sind sie nicht vollkommen einig. Aber sie erzählen mit ziemlicher Uebereinstimmung, daß der König **Ding** die Krone nicht lange getragen habe, daß nichs als Klagen und Murren entstanden, worauf eine offenbare Empörung erfolgt wäre, und in dieser sey er hingerichtet worden. Diese Begebenheit veranlaßte innerliche Kriege, die lange dauerten. Endlich ermüdete die Nation, sich selbst zu zerstören, und erwählte einen mächtigen Fürsten des Landes **Ledayhang** zum Oberhaupte, der die Regierung nebst dem Titel eines Königes erhielt.

Unter seiner Regierung drangen die Chineser wieder in Tunkin. Die Bewegungsgründe dazu findet man nicht in den Geschichten, aber aus andern Begebenheiten läßt sich urtheilen, daß dieser Krieg seinen Anfang von der Empörung etlicher Chineser genommen hatte, die in dieses Land geflohen waren. Die Tunkineser nahmen sich ihrer Sache an, verfochten sie lange Zeit, und waren in verschiedenen Schlachten glücklich. Der König Ledayhang starb dem Ansehen nach mit den Waffen in der Hand, und sie wählten zu seinem Nachfolger **Libalvie**, einen Herrn, der so tapfer als klug war, und sich eben so glücklich vertheidigte. Er besiegte die Chineser sechs- bis siebenmal, stellte Frieden und Ueberfluß in seinen Staaten wieder her, und bauete während einer sehr glücklichen Regierung den großen und prächtigen Marmorpallast, dessen Ueberbleibsel, wie man erwähnt hat, so viel kostbares zeigen f).

Nach seinem Tode, melden die Geschichtschreiber, hätten fünf bis sechs Zeugungen von seiner Nachkommenschaft ruhig auf einander gefolgt. Aber der letzte Fürst aus seinem Geblüte hinterließ eine Tochter, welche sich einen mächtigen Großen aus der Familie Tran zum Gemahle und zum Herrn wählte. Diese Fürstinn und der König, ihr Herr, wurden von einem andern Großen des Reichs, Namens **Ho**, angegriffen, der sie in einer Schlacht besiegte, sie um das Leben brachte und sich auf den Thron setzte. Er genoß der Früchte seines Verbrechens nicht lange. Seine gewaltsame Art zu regieren brachte seine Unterthanen auf; sie riefen die Chineser zu Hülfe, und sie rächten sich vollkommen, da der Tyrann in einer Schlacht umkam, aber die Rache kostete sie ihre Freyheit. Die Chineser bemächtigten sich als rechte Hülfsvölker, wie sich der Verfasser ausdrücket, des Königreichs zum Lohne ihrer Dienste und ihres Sieges g).

Wie lange die Tunkineser frey sind.

Nunmehr änderte sich die Gestalt der Regierung. Die Tunkineser bekamen einen General oder Unterkönig, der sie die meisten Gesetze der Chineser zu beobachten nöthigte. Eine lange Ruhe diente, diese Neuerung zu bestätigen. Indessen machte die Erinnerung ihrer al-

e) Auf der 19 Seite.
f) Man sehe oben im I Abschnitte.

ten Freyheit, welche durch die Gewaltthätigkeiten der Sieger erweckt ward, daß dieses Volk sich wieder von dem Joche loszumachen strebte. Es ergriff die Waffen unter Anführung eines tapfern Feldherrn, Namens **Li**. Die Chineser wurden niedergemacht ohne einmal den Unterkönig zu schonen, der **Lurtang** hieß. Das Glück fuhr fort, sich für sie in verschiedenen Schlachten zu erklären. So viel Widerwärtigkeiten und die innerlichen Kriege, welche China damals verheerten, veranlaßten den Kaiser **Humveon**, Friedensvorschläge anzunehmen. Er zog seine Mannschaft unter gewissen Bedingungen zurück, und diese Bedingungen sind nun seit vier hundert Jahren getreulich erfüllt worden. Die Tunkineser müssen alle drey Jahre nach der chinesischen Hauptstadt Pekin ein Geschenk senden, das den Namen eines Tributs führet, und dabey dem Kaiser huldigen, und ihm für ihre Freyheit danken, die sie seiner Gnade zu danken haben *h*).

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Auf was für Bedingungen

Unter den Kostbarkeiten und Seltenheiten, aus denen das Geschenk besteht, müssen sie auch goldene und silberne Bilder, in Gestalt der Verbrecher, die um Gnade bitten, mitbringen, um zu bekennen, daß sie sich gegen die Chineser für Verbrecher erkennen, da sie einen Unterkönig von dieser Nation niedergemacht haben. Die Könige von Tunkin erhalten auch ihr Siegel von dem chinesischen Kaiser, als ein Zeichen, daß sie unter demselben stehen. Auf der andern Seite empfangen die Chineser diese Abgesandte mit vieler Pracht, nicht so wohl wie Baron bemerket, aus Zuneigung, sondern um sich selbst zu erheben, indem sie ihre Vasallen groß machen. Bey den Gesandschaften, welche sie bisweilen nach Tunkin schicken, zeigen sie die Majestät ihres Reiches durch die außerordentliche Pracht der Begleitung. Der Stolz des kaiserlichen Gesandten geht so weit, daß er es zu schlecht für sich hält, den König zu besuchen, und ihn anderswo zu sehen, als in dem Hause, das er zu **Cacho** inne hat *i*).

Stolze Staatsklugheit der chinesischen Kaiser.

Li fand bey den Tunkinesern alle Erkenntlichkeit, die sie ihm für so wichtige Dienste schuldig waren. Sie wählten ihn zu ihrem Könige, und seine Nachkommen folgten ihm ununterbrochen zwey Jahrhunderte lang. Aber mitten unter dieser Glückseligkeit begab es sich, daß ein Fischer, **Mack** genannt, aus dem Flecken **Batsha**, welcher an der Mündung des Flusses liegt, wo die europäischen Schiffe in Tunkin anländen, so listig und verschlagen war, daß er sich nicht nur nach und nach zur Würde eines Mandarins erhoben hatte, sondern auch seiner Begierde weiter keine Gränzen zu setzen wußte, als den obersten Rang auf dem Throne, worauf er sich wirklich erhob. Er brauchte nicht so sehr Gewalt, als List. Indessen hatte er, so bald ihm sein Anschlag gelungen war, Batsha und verschiedene andere Plätze zu befestigen, um sich gegen seine mächtigen Feinde in Vertheidigungsstand zu setzen, unter denen er besonders **Hoaving**, den Fürsten oder Mandarin der Landschaft **Tingwa**, fürchtete. Hoaving hatte seine Tochter an einen sehr starken und tapfern Mann **Tring** verheirathet, der vordem ein Räuber gewesen war. Er hatte ihn zum Befehlshaber über seine Soldaten gemacht; und da sein Bruder starb, ernannte er ihn zum Vormunde seines einzigen Sohnes, der vierzehn bis funfzehn Jahr alt war. Da Tring alle Macht seines Schwagers in Händen hatte: so kündigte er dem **Mack** den Krieg an und besiegte ihn. Mack floh in das Land Cabang, welches an China gränzet. Der Sieger drang in Cacho, ließ seines Feindes Festungswerke schleifen, und bekannt machen, der Erbe des Li könne sich zeigen, er habe nur die Waffen darum ergriffen, um denselben auf den Thron seiner Voraltern zu setzen.

Andere Staatsveränderungen, in Tunkin welche das Regiment auf itzige Gestalt bringen.

g) A. d. 20 S.

h) Ebendas.

i) Der Verfasser sah eine solche Gesandtschaft zu Cacho, im Jahre 1683.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Man verließ sich auf diese Versprechungen, und brachte einen jungen Prinzen aus dem Hause Li, den er auch wirklich für seinen Oberherrn erkannte: aber er behielt sich den Titel **Chova** vor, welches General über alle Reichsmacht bedeutet. Der junge Hoaving, sein Mündling und Schwager, sah mit vieler Ungeduld, daß die Macht seines Vaters für jemand anders angewandt wurde. Er wollte dem neuen Könige nicht huldigen; dieses veranlaßte einen innerlichen Krieg und unzähliges Uebel für das Volk. Indessen fand sich dieser junge Prinz zu schwach, dem **Tring** zu widerstehen, und sich in der Landschaft **Tingwa** sicher zu halten. Er gieng also in Cochinchina, wo er sich durch seine Soldaten zum Generale von Tunkin unter eben dem Titel, als wie sein Schwiegervater, ausrufen ließ. Sie setzten solchergestalt beyde den Krieg ihre ganze Lebenszeit fort; ihr Haß erbte auf ihre Nachkommen, wie ihr Titel und ihre Ansprüche. Solchergestalt ist das Reich länger, als zweyhundert und zwanzig Jahre, unter zweene Generallieutenante zertheilet, die beyde das Ansehen des Königs erkennen, aber sich beyderseits als Todfeinde ansehen und unaufhörlich bekriegen *k*).

Jetzige Regierungsverfassung.

Trings Absicht, da er den Erben des Li in die Würde seiner Vorfahren wieder einsetzte, war nicht so sehr gewesen, desselben Rechten gemäß zu verfahren, als sein eigenes Glück zu befestigen, ohne sich durch eine gewaltsame Anmaßung des Regiments verhaßt zu machen. Er ließ auch dem Könige nichts, als den Namen, und er selbst hatte alle Macht. Diese Regierungsart ist so wohl befestiget worden, daß seit dieser Zeit alles Ansehen der höchsten Gewalt bey dem Chova geblieben ist. Er führet Krieg und machet Frieden, er giebt Gesetze und schaffet sie ab, er verurtheilet Verbrecher und spricht sie los, er besetzet bürgerliche Aemter und Kriegesbedienungen, und setzet beyderley Bedienten ab; er leget Abgaben auf; kurz, er übet die königliche Gewalt aus. Die Europäer geben ihm auch ohne Bedenken den Namen eines Königes, und um einigen Unterschied zu machen, nennen sie des Li Nachfolger, Kaiser.

Der König von Tunkin ist nur ein Schattenkönig.

Diese schwachen Fürsten, welche im Lande den Titel **Bova** führen, bringen ihr Leben in dem Umfange ihrer Palläste mit des Chova Kundschaftern umgeben zu. Die Gewohnheit verstattet ihnen nur, das Jahr ein bis zweymal auszugehen, wenn einige feyerliche Feste einfallen, die nicht so wohl den Staat als die Religion angehen. Ihre Macht schränket sich darauf ein, des Chova Verordnungen zu bestätigen, und das ist eine bloße Ceremonie. Sie unterschreiben und untersiegeln sie, aber sie würden nicht wohl thun, wenn sie solche widersprächen. Das Volk hat für sie Ehrfurcht, aber Gehorsam und Abgaben werden dem Chova geleistet und gezahlt.

So ist die Würde eines Generals zu Tunkin erblich, als wie die Krone. Der älteste Sohn folget dem Vater nach; indessen hat der Ehrgeiz oft hitzige Zwistigkeiten zwischen den Brüdern erregt, und der Staat hat dieserwegen langwierige Kriege ausstehen müssen. Daher ist gleichsam ein Sprüchwort entstanden: der Tod von tausend Bovas sey für Tunkin nicht so gefährlich, als von einem Chova *l*).

Tunkin ist in sechs Provinzen eingetheilet.

Das Königreich ist eigentlich in sechs Provinzen getheilet, ohne das Land Caban und ein kleines Stück vom Königreiche **Bowes** darunter zu begreifen, welches die Tunkineser erobert und behalten haben. Fünfe von diesen sechs Landschaften haben ihre besondern Befehlshaber, aber die sechste **Giang**, an den Gränzen von Cochinchina, wird von Hoaving

k) A. d. 20. 21 S. Der Verfasser erkläret nicht besser, was die Art betrifft, wie sich Hoaving fest gesetzet.

l) Ebendas. a. d. 21. S.

Baron 1685
Beschreibung
von Tunkin.

vings *m*) Nachkommen, mit dem Titel **Chova** und einer fast unumschränkten Macht beherrschet. Sie unterhalten nach des Verfassers Berichte bey vierzig tausend Soldaten.

Verwaltung der bürgerlichen Aemter.

Der zweyte Beamte unter den Befehlshabern der Landschaften ist ein gelehrter Mann, welcher für die Verwaltung der bürgerlichen Sachen und die Beobachtung der Gesetze sorget. Jede Landschaft hat verschiedene Gerichte, von denen das eine nicht unter dem Befehlshaber steht, und unmittelbar unter das oberste Gericht zu Cacho gehöret. Peinliche Sachen gehören allein für den Befehlshaber. Er bestrafet leichte Verbrechen sogleich, aber Todesurtheile müssen vom Chova bestätiget werden.

Verschiedene Gerichte für verschiedene Verbrechen.

Die großen Rechtssachen und Zwistigkeiten werden in der Hauptstadt durch verschiedene Gerichte entschieden, die ihren Namen und ihren Rang von ihren verschiedenen Verrichtungen erhalten. Eines beurtheilet Staatsverbrechen, ein anderes Mordthaten, das dritte Zwistigkeiten, die sich wegen der Ländereyen erheben, das vierte was die Häuser betrifft ꝛc. Ob die chinesischen Gesetze gleich in Tunkin sind angenommen worden, und das Recht des Landes ausmachen: so haben sie doch eine Menge besonderer Befehle und Verordnungen, alte und neue, die noch mehr gelten, und in verschiedene Bücher gebracht sind. Der Verfasser bemerket selbst, daß man in ihren eigenen Gesetzen mehr Gerechtigkeit und natürliche Billigkeit entdecke, als in den chinesischen. So verbiethet eines z.E. die Wegsetzung der Kinder, so ungestalt sie auch seyn mögen, da bey den Chinesern dieser barbarische Gebrauch nicht nur geduldet, sondern durch ein altes Gesetz verordnet wird. So viel Weisheit und Menschlichkeit man aber auch in den alten tunkinesischen Verordnungen findet: so ist doch in alle Gerichte ein so großes Verderben eingerissen, daß man fast alle Verbrechen mit Gelde bezahlen kann *n*).

Da der **Chova** als die Seele des Staats angesehen wird: so begreift man leicht, warum sich der Verfasser nur bey ihm aufhält, als schätzte er den Bova oder Kaiser seiner dieser Aufmerksamkeit unwürdig.

Abschilderung des jetzigen Chova.

Der jetzige General ist der vierte, welcher vom Tring in gerader Linie abstammet. Er ist drey und funfzig Jahr alt, und in aller Staatslist geübt, aber von schwacher Natur. Er folgte 1682 seinem Vater nach, mit dem er das Regiment viele Jahre verwaltet hatte. Er hat von verschiedenen Beyschläferinnen drey Söhne und eben so viel Töchter gehabt, von denen ihm nur der zweyte Sohn übrig geblieben ist, der seinen Verstand auf einige Zeit verloren, aber glücklich wieder bekommen hat, und den Titel **Chura**, oder junger General führet, nach dem Gebrauche, der denselben dem ältesten Sohne des Hauses beyleget. Dieser vermuthliche Erbe der obersten Würde in Tunkin hat seine besondere Hofstatt, welche fast so prächtig ist, als seines Vaters seine. Er hat seine Mandarinen und Bedienten mit eben den Titeln, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Bedienten des Chova weichen. Wenn er aber seinem Vater nachfolget: so treten sie in der andern Stelle, einige von den ältesten ausgenommen, die man ihrer Klugheit und Erfahrung wegen bey ihren Bedienungen lassen muß.

Seine Heirath u. eine Beyschläferinnen.

Wenn der General heirathet, (und dieses geschieht nur die letzten Jahre seines Lebens, wenn er keine Hoffnung mehr hat, von der Person, die er heirathet, Kinder zu bekommen,) so nimmt seine Gemahlinn, die allezeit von königlichem Geblüte ist, den Titel einer **Landesmutter** an. Ihr Rang ist höher, als der Rang aller Beyschläferinnen, die er von seiner

 Jugend

m) Wenigstens läßt sich dieses aus des Verfassers Erzählung schließen, denn er saget es nicht ausdrücklich.

n) A. d. 25 S. erste und zweyte Columne.

Baron 1685.
Beschreibung von Tunkin.

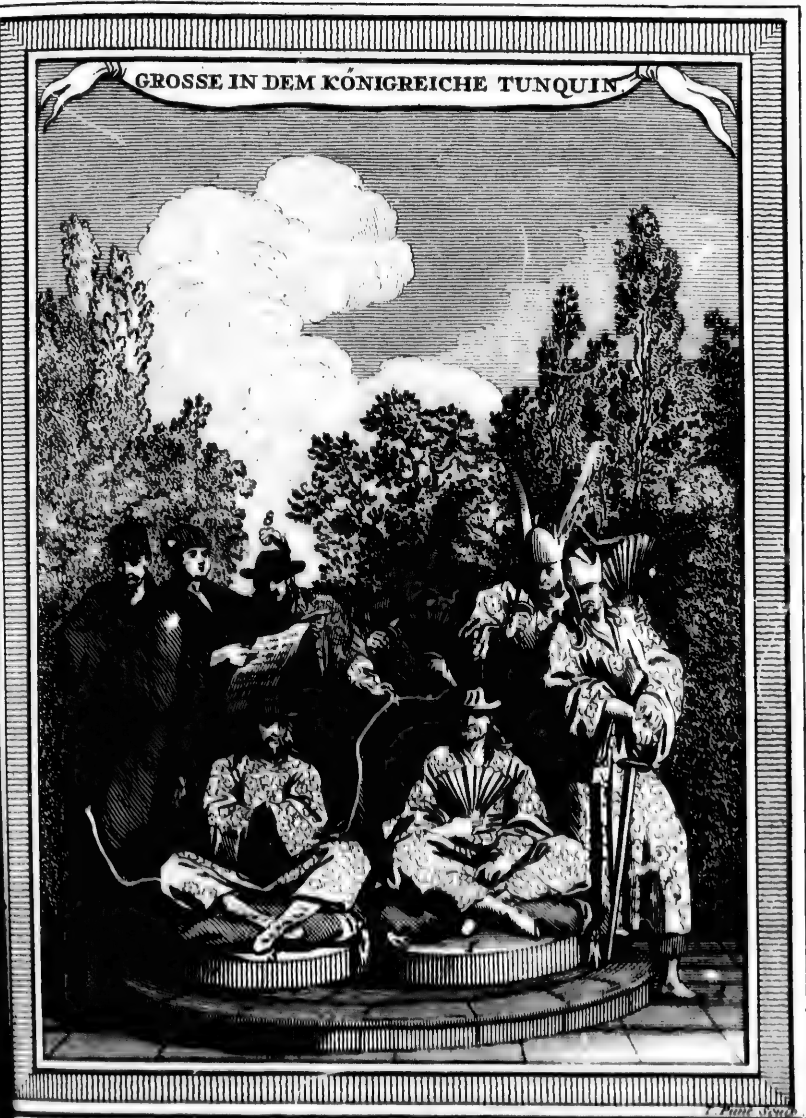
Jugend an in unumschränkter Anzahl hält, welche man bisweilen auf fünfhundert hat steigen sehen. Die tunkinesischen Herren wählen hier nicht so sehr nach der Schönheit, als nach der Geschicklichkeit im Tanzen, Singen, der Musik, und allem, was zur Belustigung dienet. Diejenige, welche dem Chova den ersten Sohn bringt, wird besonders geehret. Indessen steigen die Ehrenbezeugungen gegen sie noch nicht so hoch, als diejenigen, welche der letzten Gemahlinn erwiesen werden. Seine anderen Beyschläferinnen, welche ihm Kinder gebracht haben, nehmen die Benennung **Dueba** oder **vortreffliche Frau** an. Alle Söhne, den ältesten ausgenommen, heißen **Ducong**, oder **vortrefflicher Mann**, und die Töchter **Batua**, so viel als **Prinzessinn**.

An Ehre und Ueberflusse geht keinem von des Chova Kindern etwas ab: aber seine Brüder und Schwestern müssen sich mit dem Einkommen befriedigen, das er ihnen zugestehen will, und dieses vermindert sich in ihren Familien, nach dem Maaße, daß sie sich von der gemeinen Quelle ihres Geblütes entfernen. Im fünften und sechsten Grade hören die Gelder auf, die sie bisher empfangen hatten.

Der itzige General hat viel Brüder und Schwestern; er begegnet ihnen aber mit weniger Großmuth, ohne einen andern Grund, als seine argwöhnische Gemüthsart, die sich durch den schlechten Zustand seiner Gesundheit vergrößert. Seine meisten Vorfahren gegentheils ließen ihre Brüder und Vettern zur Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten, vertrauten ihnen wichtige Aemter, und ertheilten ihnen die ansehnlichsten Titel. Man weis nicht mehr, als ein Exempel einer Grausamkeit, in dieser Familie. Der Verfasser beschuldiget dieserwegen ihr letztes Oberhaupt, welches seinen Bruder den Prinzen **Chekening**, ganz gelassen hinrichten ließ. Er glaubet, der Ehre seines Vaterlandes diese Erzählung schuldig zu seyn, um zu zeigen, daß Beyspiele großer Tugend darinnen gewesen sind. Chekening, des Generals zweyter Bruder, hatte sich einen so großen Ruhm durch seine Gütigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit erworben, daß er gleichsam der Abgott der Nation geworden war. Er war Befehlshaber über die tunkinischen Kriegesheere. Das Glück begleitete allezeit seine Klugheit und seinen Muth; daher man ihn als die stärkste Stütze des Staates ansah. Dieses erregte bey seinem Bruder so viel Eifersucht, daß er diese niederträchtige Leidenschaft auch nicht länger bergen konnte, ihm seine Bedienung nahm, und ihn nöthigte, in der Hauptstadt als eine Privatperson zu leben. Doch dieses gab Chekenings Verdiensten einen neuen Glanz; denn er wies dabey eine Menge vortrefflicher Eigenschaften, die er bey dem Soldatenstande nicht hatte zeigen können, und seine Bescheidenheit selbst erhob dieses alles noch mehr. Den Argwohn seines Bruders zu dämpfen, machte er sich ein Vergnügen daraus, öffentlich zu erklären, daß er seine edlen Gesinnungen, und den glücklichen Erfolg seiner Waffen den Rathschlägen seiner Gemahlinn zu danken hatte. Eine so bescheidene und so edle Aufführung, nebst der Geduld, mit welcher er seinen Unfall ertragen hatte, erregte bey dem Chova vom neuen brüderliche Zärtlichkeit. Chekening ward bey Gelegenheit eines Krieges wider Cochinchina in seine vorige Würde gesetzet. Er besiegete die Feinde und machte einen rühmlichen Frieden. Seine neuen Bedienungen erwarben ihm die Gunst des Volkes noch mehr, als zuvor. Die Kriegesleute und die Bürger stimmten überein, ihm den Ehrentitel: **der Blitz von Tunkin** beyzulegen. Nur der Chova fand in diesem Zeugnisse der öffentlichen Dankbarkeit Grund, ihn zu hassen und zu fürchten. Er rief seinen Bruder nach Cacho zurück. Der Prinz erhielt Nachricht von dem, was ihn da erwartete: aber seine Pflicht überwog alles, und er eilte zu gehorchen. Die Belohnung, welche

Geschichte eines tugendhaften Prinzen.

N.° 6.



1 Groß Kanzler des Königreichs.
2.3.4 Mandarinen oder Kriegs bediente.
5 Kanzler das Haupt von allen Gerichten.
6.7. Gelehrte Mandarinen oder Obrigkeitliche Bediente.
8. Erster Thürhuter.

g
e
d
n
fe
re
Ep
töt
Un

Zei
date
aber
vor

nimm
werth
fehle.
den h
der H
den an
nur
tet.
Gebr
barfu
ihren
wirf

ute se
jenig
vier
ß die
ova i
Palla
n B
ch b
in d
sie du
den G
en,
r, a

er für seine Dienste erhielt, war, daß man ihn bey seiner Ankunft fesselte, und in ein grausames Gefängniß warf. Dieses Elend mußte er viele Jahre lang ausstehen. Da endlich einige Misvergnügten geneigt zu seyn schienen, seine Partey zu nehmen: so brachte dieses des Chova Eifersucht in solche Wuth, daß er ihn mit Gifte hinrichten ließ. Man weis nicht, saget der Verfasser, was seine letzten Reden gewesen sind, aber es ist nicht zu zweifeln, daß er bis auf seinen letzten Augenblick in allen Regungen von der Tugend ist regieret worden; denn indem er das Gift nahm, wandte er sich gegen den Pallast, bezeugte seine Ehrfurcht durch solche Merkmaale, als dieserwegen in Tunkin gebräuchlich sind, trank das tödtliche Getränk mit einem gesetzten Wesen aus, und starb einige Stunden darauf, ohne Ungeduld oder Verdruß zu entdecken o).

Baron 1683. Beschreibung von Tunkin.

Es ist schon angemerket worden, daß die erste Zeit des Tages bey den Tunkinesern die Zeit der Besuche ist. Alle Großen, Mandarinen und Braminen vom bürgerlichen und Soldatenstande, begeben sich alsdenn in den Pallast, dem Chova aufzuwarten: dem Könige aber warten sie nur den ersten und den funfzehnten Tag des Monden auf. Sie zeigen sich vor ihm in blauen Röcken, mit baumwollenen Mützen, aus ihren eigenen Manufacturen.

Wie die tunkinesischen Herren dem Chova aufwarten.

Der Chova empfängt seine Hofleute mit vieler Pracht. Seine sehr starke Wache nimmt den Hof des Pallastes ein. Eine Menge Verschnittener, welche in die Zimmer vertheilet sind, nehmen das Anbringen der Mandarinen an, und melden ihnen seine Befehle. Die Bittschriften der Mächtigsten werden auf den Knien überreicht. Fremde finden hier ein Schauspiel, das werth ist, angesehen zu werden, wenn sich diese Menge großer Herren so eifrig bestrebet, die Blicke ihres Obern auf sich zu ziehen, und sich einer vor den andern durch Ehrenbezeugungen und Erniedrigungen hervorzuthun. „Alles wird nicht nur mit Wohlanständigkeit, sondern mit einer einnehmenden majestätischen Art verrichtet. Die Begrüßungen geschehen nach Art der Chineser. Europäer finden bey den Gebräuchen dieses Hofes das anstößig, daß das knechtische Gesetz die Großen verbindet, barfuß zu erscheinen p). Außerdem begegnet man ihnen ganz gütig„. Die größte Strafe ihrer Vergehungen besteht in Gelde, oder der Verbannung. Nur die Verräther unterwirft sie der Lebensstrafe.

Die Audienz endigt sich um acht Uhr. Alsdenn bleiben beym Chova nur die Hauptleute seiner Wachen, und seine Hausbediente, die meistens Verschnittene sind, wenigstens diejenigen, die in das Innere des Pallastes und zu dem Frauenzimmer kommen. Ihre Zahl [illegible] vier bis fünf hundert, meistens sehr junge Leute: aber sie sind so stolz und gebietherisch, [illegible] die ganze Nation sie verabscheuet. Indessen haben sie das ganze Vertrauen des [illegible]ova in Regierungssachen, wie in seinen Haussachen. Nachdem sie sieben bis acht Jahre [illegible] Pallaste gedienet haben: so erheben sie sich nach und nach zur Verwaltung der vornehm[illegible] Bedienungen im Reiche, dabey die Gelehrten selbst oft hindan gesetzet werden q). [illegible]ch bemerket der Verfasser, daß die Hochachtung nicht so viel Ursache an ihrer Gnade [illegible] in der sie stehen, als der Eigennutz. Wenn sie sterben, so kommen die Reichthümer, [illegible] sie durch alle Arten von Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit erworben haben, wieder [illegible] den Chova, und ihre Verwandten, welche zu ihrer Größe nichts weiter beygetragen [illegible]n, als daß sie sie der Mannheit beraubt haben, erhalten von ihrer Erbschaft nicht [illegible], als er ihnen geben will r).

Verschnittene und deren Bedienung.

Indessen

o) A. d. 25. 26 S. p) A. d. 27 S. q) Ebendas. r) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Verschnittene von besondern Verdiensten.

Indessen nöthiget die Wahrheit den Verfasser, zu gestehen, daß sich unter diesen Verschnittenen Staatsbediente und Kriegesleute von großen Verdiensten befunden haben. Dergleichen sind Ong-ja-tu-lea, Ong ja-ta-fo-bay, und Ong-ja-bo-fa tack gewesen, welche Tunkin Ehre gebracht, und es glücklich gemacht haben. Aber er setzet hinzu, sie hätten die Mannheit durch verschiedene Zufälle verlohren s), und unter diesen Umständen sey der Verlust nicht schimpflich, sondern vielmehr eine Vorbedeutung der Verdienste und der Erhöhung. Der einzige von dieser Art, den der Verfasser gekannt hat, war Befehlshaber der Landschaft Hein, welche die ansehnlichste im Königreiche ist, und zugleich Großadmiral und Minister der auswärtigen Sachen. Er war ein großer Feldherr, ein weiser Befehlshaber, und ein Richter, der sich nicht verblenden ließ.

Merkwürdige Geschichte eines Verschnittenen.

Ong-ja-tu-lea, der nur ist genannt worden, war wegen des Ursprunges seines Glückes und seines elenden Endes eben so berühmt, als wegen seiner vortrefflichen Gemüthsgaben und natürlichen Vollkommenheiten. Der damalige Chova hatte einen geschickten Minister zum Beystande nöthig, und glaubte, ein Traum hätte ihm eine Nacht befohlen, den ersten jungen Menschen zu nehmen, der sich ihm den folgenden Tag zeigen würde. Eben das Spiel der Einbildungskraft beredete ihn, er hätte desselben Gestalt gesehen. Er wachte von diesen Gedanken voll auf, und wunderte sich ungemein, daß er bey dem ersten Menschen, den seine Geschäffte in den Pallast brachten, eine vollkommene Aehnlichkeit mit demjenigen fand, dessen Bild ihm das Gedächtniß noch darstellete. Er ließ selbigen näher kommen, und hatte so wenig Mistrauen gegen ihn, als ob er ihn lange Zeit gekannt hätte. Bey einer langen Unterredung, die er mit ihm hielt, fand er so viel Geschicklichkeit und Einsicht bey demselben, daß er sich kein Bedenken machte, ihm eine Gewalt zu ertheilen, die der seinigen fast gleich kam. Mit der Zeit fand er immer mehr Gründe, sich über seine Wahl zu vergnügen: aber seine allzugroßen Wohlthaten und die unbedachtsame Mittheilung seiner Gewalt machten, daß sein Günstling die Gränzen einer rechtmäßigen Ehrbegierde vergaß. Dieses will der Verfasser wenigstens lieber glauben, als dem Chova so viel Unmenschlichkeit schuld geben, daß sein Verfahren bloß aus Eifersucht sollte entstanden seyn. Der unglückselige Minister ward unter dem wahren oder erdichteten Vorwande einer Zusammenverschwörung verurtheilet, sein Leben auf die grausamste Art zu verlieren, und mit vier Pferden zerrissen zu werden. Alle seine Glieder wurden in Stücke zerhackt, verbrannt, und die Asche in den Fluß geworfen t).

Weise Vorsichtigkeit vor Verrätherey.

Im Anfange jedes Jahres erneuen alle Mandarinen und Kriegesbediente dem Chova ihren Eid der Treue. Darauf nehmen sie eben diesen Eid von ihren Weibern, Kindern, Hausgenossen und allen, die unter ihnen stehen, an. Wer einige Verrätherey entdecket, bekömmt eine Belohnung, die der Wichtigkeit der Sache gemäß ist, aber bey weitem nicht so viel, als Tavernier vorgiebt u).

Musterung der Soldaten.

Jährlich wird eine allgemeine Musterung aller Macht des Reiches gehalten, wo man sehr auf die Größe der Soldaten sieht. Die längsten werden zur Leibwacht des Chova erlesen. Diejenigen, welche einen Grad in der Gelehrsamkeit haben, oder einiges Handwerk treiben, sind von dieser Musterung befreyet. Die Strafen sind nie grausam, und der Verfasser versichert überhaupt, daß die Tunkineser nicht blutgierig sind. Welcher vom königlichen Geblüte werden erwürgt, andere geköpfet x).

s) Durch den Biß eines Hundes oder Schweines saget der Verfasser.

t) Ebendas. a. d. 28 S.

u) Ebendas. a. d. zweyten Columne.

x) A. d. 28 S.

Baron 1685.
Beschreibung von Tunkin.

Pallast des Chova.

Der Aufenthalt des Chova ist allezeit zu Cacho in einem weiten mit Mauern umschlossenen Pallaste, fast miten in der Stadt. Um denselben befindet sich eine große Menge kleiner Häuser, zu Wohnungen der Soldaten. Aber die innern Gebäude haben zwey Stockwerke, mit Oeffnungen zum Durchzuge der Luft. Die Thore sind hoch und majestätisch. In dem Zimmer des Chova und seiner Weiber, sieht man eine Menge von langen Jahren her gesammleter Reichthümer. Gold glänzet daselbst überall auf Bildhauerarbeit und lackirten Sachen von besonderer Schönheit. Der erste Hof zeiget die Ställe der besten Pferde und der größten Elephanten. Hinter dem Pallaste findet man Gärten mit Gängen, Gebüschen, Teichen und allen andern gezieret, was nur zur Ergötzung eines Fürsten dienen kann, der sich selten von seinem Aufenthalte entfernet. **Tavernier** beschreibt die Feyerlichkeiten sehr weitläuftig, die bey der Krönung des Kaisers angestellet werden *y*). Aber der Verfasser erkläret sie für Erdichtungen, die nicht einmal einigen Grund haben. Die einzigen Ceremonien, die bey solcher Gelegenheit gebräuchlich sind, bestehen in einer großen Menge Geschenke, welche man nach Hofe bringt; und chinesischen Begrüßungen, welche die Tunkineser **Sombey** nennen. Den Geburtstag des Monar-hen begehen sie prächtiger, und der Verfasser führet eine sehr natürliche Ursache davon an: ämlich die Trauer über den Tod des Vorfahren wird sehr genau beobachtet, da sie nun ieserwegen die Freudensbezeugungen bey der Krönung einschränken müssen: so holen sie olche bey dem Geburtstage nach. Doch so viel Irrthümer, die er dem **Tavernier** beständig vorwirft, mit einiger Gelindigkeit zu erklären: so setzet er hinzu, dieser Reisende verwechsele die Länder, und die Höfe, und sage von Tunkin, was von Siam gelte *z*).

Krönung des Kaisers.

Erbfolge auf dem Throne.

Der Kaiser weis oft selbst nicht, welcher von seinen Söhnen ihm nachfolgen soll, wenn mehr als einen hat. Wenn er aber nur einen hat, so ist es eben so ungewiß, ob er diesem ine Krone lassen kann; denn dieses kömmt auf den Chova an, welcher durch die Gewohnheit ur in so weit eingeschränkt ist, daß er einen Prinzen vom kaiserlichen Geblüte regieren ssen muß, und demjenigen also beförderlich ist, der sich zu seinen Absichten am besten schicket.

Ceremonien, die von den Chinesen erborgt sind.

Tunkin hat verschiedene von den Chinesen erborgte Ceremonien, und diese geben aln dem Kaiser Gelegenheit, sich seinem Volke zu zeigen. Dergleichen ist die Segnung r Länderenen, welche der Kaiser nach vielem Fasten und Beten feyerlich verrichtet, und bey er, wie der Kaiser in China, dem Ackerbaue ein Ansehen zu geben, das Feld selbst bellt. Dieß Fest heißt **Can-ja**. Das Fest **Thecky-da** hat zur Absicht, die Staaten von unkin von allen gefährlichen Geistern zu reinigen, und wird mit eben so viel Pracht und nständen gefeyert. Wie aber die Soldaten alle berechtiget sind, sich dabey einzufinden: hat die List des Chova dieses Fest aus derjenigen Zahl ausgeschlossen, die der Kaiser mit ner Gegenwart beehret, damit dieser Herr nicht einmal von einigem Misvergnügen der iegesleute Gelegenheit nähme, das alte Ansehen seiner Familie wieder herzustellen *a*).

Der

) Das dreyzehnte Capitel dieses Reisenden ist Barons Ausdrucke nur ein einziger Irrm, ohne Beweisung einiger Wahrheit. Beers spottet er darüber, daß der Kaiser diesen allein eine Million **Panes** Gold aufwenden e, welche an Gelde hundert und funfzig tausend Millionen Thaler betrüge. Diese Summe saget er, übersteigt alle Reichthümer des Königreichs. a. d. 29 S.

z) A. d. 30 S. Er bemerket noch viele andere Fehler.

a) A. d. 32 S.

Baron 1685.
Beschreibung von Tunkin.

Der VI Abschnitt.

Leichengebräuche in Tunkin.

Der Tunkineser Lehre vom Tode. Aberglauben wegen der Zeit. Unkosten, welche die Todten den Lebendigen verursachen. Leichenpflichten. Besondere Ceremonien. Strenge Trauer. Gräber und Todtenfeste.

Der Tunkineser Lehre vom Tode.

Das Schrecken des Todes, welches in Tunkin mächtiger ist, als irgend anderswo, hat in den Einwohnern eine Menge abergläubischer Begriffe veranlasset, von denen die Großen nicht mehr befreyet sind, als der Pöbel. Sie glauben, die Kinder würden in Mutterleibe nur durch die Seelen solcher Kinder belebet, die gestorben sind, ehe sie die Jahre der Vernunft erreichet haben. Die Seelen anderer Menschen aber würden Geister, welche Gutes oder Böses stiften könnten. Sie würden beständig herum irren und allen Bedürfnissen unterworfen seyn, wenn der Beystand ihrer Familie ihnen nicht behülflich wäre, sich zu erhalten, oder wenn sie sich nach ihren Neigungen durch gutes oder böses, das sie anrichten, nicht ihren Unterhalt verschafften. Aus diesem thörichten Begriffe, schließen sie, daß der Tod für diejenigen, welche aus den Kinderjahren sind, das größte Uebel ist, das der menschlichen Natur begegnen kann *b*).

Aberglauben wegen der Zeit.

Sie beobachten die Stunde und den Tag, da ein Mensch stirbt, mit ungemeiner Richtigkeit und Sorgfalt. Geschieht solches eben den Tag und eben die Stunde, da sein Vater, oder nahe Verwandten von ihm auf die Welt gekommen sind: so ist solches eine sehr übele Vorbedeutung für seine Erben und Nachkommen. Nachgehends verstatten sie die Beerdigung des Leichnams nicht, ohne zuvor ihre Wahrsager und Priester wegen eines geschickten Tages darzu befragt zu haben. Bisweilen gehören zwey bis drey Jahre darzu, ehe sie die nöthigen Nachrichten erhalten. Der Sarg wird bis dahin in einen dazu bestimmten Ort eingeschlossen, und darf nicht anders, als auf vier Pfosten, gesetzt werden, die in dieser Absicht daselbst befindlich sind *c*).

Unkosten, welche die Todten den Lebendigen verursachen.

Doch setzet der Verfasser hinzu, diese Umstände würden nur von Wohlhabenden beobachtet. Arme machten sich nicht so viel Bedenken, und ließen ihre Verwandten zwölf oder vierzehn Tage nach dem Tode einscharren. Er giebt eine wichtige Ursache dieses Unterschiedes an. Je länger die Beerdigung verschoben wird, desto höher steigen die Kosten, nicht nur für die Frauen und die Kinder, welche dem Leichname täglich dreymal verschiedene Speisen opfern, und an dem Orte, wo er aufbehalten wird, beständig Fackeln und Lampen unterhalten müssen, außer dem Weihrauche und den Rauchwerken, auch Goldpapier in verschiedenen Gestalten, als Pferde, Elephanten und andere Thiere, das sie verbrennen müssen; sondern auch für die ganze übrige Familie, welche zu den Kosten dieses Leichenfestes Beytrag thun muß. Auch ist nichts verdrüßlicher für alle Verwandten, als daß sie sich unumgänglich des Tages vielmal vor den Körper nieder werfen, und ihre Klagen mit verdrüßlichen Ceremonien wiederholen müssen *d*).

Leichenpflichten.

Die Reichen wenden viel Sorgfalt bey ihrem Alter an, sich einen Sarg machen zu lassen, und schonen dabey keine Kosten. Es wird ein Unterschied wegen des Geschlechts beobachtet. Eine Mannsperson, welche stirbt, wird in sieben von ihren besten Kleidern gekleidet, eine Weibesperson in neune. In den Mund der Vornehmen thut man verschiedene

b) Ebendas. a. d. 33 S. *c*) Ebendas. *d*) Ebendas. a. d. 33 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

schiedene Stückchen Gold und Silber, und Perlensaamen, um sie vor der Armuth in einem neuen Leben in Sicherheit zu setzen. Der Mund der Armen wird auch erfüllet, aber mit Sachen, die nicht kostbar sind, und nur in der Absicht, durch diese Art vom Zügel zu verhindern, daß sie die Lebendigen nicht quälen können. Manche setzen in ihren Sarg ein Gefäß voll Reiß, das mit ihnen beerdiget wird. Keine Nägel brauchet man nicht, den Sarg zu zu machen. Er wird mit einer Art von Kütte verschmieret, von dem der Verfasser mit Verwunderung redet. Der Gebrauch eines einzigen Nagels würde für eine Beleidigung, die man dem Leichname anthäte, gehalten werden *e*).

Besondere Ceremonien.

Wenn man ihn zur Beerdigung führet: so tragen die Söhne grobe Kleider und Mützen. Sie haben Stäbe in der Hand, auf welche sie sich lehnen, aus Furcht, der übermäßige Schmerz möchte verursachen, daß sie fielen. Die Weiber und Töchter haben das Haupt mit einem Tuche bedecket, welches verhindert, sie zu sehen: aber doch ihre Klagen und ihr Geschrey hören läßt. Währenden Zuges leget sich der älteste Sohn dann und wann auf die Erde, und läßt den Leichnam über sich gehen. Diese Ceremonie wird als die größte Probe der kindlichen Ehrerbiethung angesehen. Wenn er wieder aufsteht: so stößt er den Sarg mit beyden Händen zurück, als hoffte er, dadurch seinen Vater zu bewegen, daß er wieder zu den Wohnungen der Lebendigen zurück kehrete. In dem Zuge werden verschiedene Bilder von gemaltem und vergoldetem Papiere getragen, welche nach der Beerdigung unter dem Tone von Cymbeln, Hautbois, und anderen musikalischen Instrumenten verbrannt werden. Die Zurüstungen dazu richten sich nach dem Reichthume der Familie. Die Vornehmen haben viel Särge, einen über den andern. Sie werden unter reichen Himmeln, mit einer Begleitung von Soldaten und einer langen Reihe von Mandarinen getragen, welche sich bestreben, bey solchen Gelegenheiten den Todten eben die Ehrenbezeugung zu erweisen, die sie einstens zu erhalten hoffen.

Strenge Trauer.

Die Trauer betreffend, so schneidet man sich die Haare bis an die Schultern ab; man bedecket sich mit aschfarbiger Kleidung, und trägt eine Art von Mützen von Strohe. Die Trauer um einen Vater und um eine Mutter, dauret drey Jahre. Der älteste Sohn se[tzet] noch drey Monate hinzu. In einer so langen Zeit halten sich die Kinder wenig in ihren or[d]entlichen Wohnungen auf. Sie liegen auf der Erde auf Matten. Sie brauchen nicht [n]ur sehr schlechte Speisen, sondern lassen sich solche auch in geringen Gefäßen auftragen. [S]ie nehmen keine starken Getränke zu sich. Sie kommen zu keinem Feste. Selbst die [H]eirath ist ihnen untersagt; und wenn sie so strenge Gesetze überträten: so würden sie das [R]echt der Erbfolge verlieren. Wenn aber das Ende der Trauer herannahet: so lassen sie nach [u]nd nach von dieser allzugroßen Schärfe nach *f*).

Gräber und Todtenfeste.

Die Gräber befinden sich in den verschiedenen Aldeas, wo jede Familie ihre Verwand[te]n hat. Man sieht es als das größte Unglück für eine Familie an, wenn eine Person von [ih]ren dem Geblüte des Begräbnisses beraubt wird. Die Wahl des besten Ortes ist eben[fa]lls ein Geheimniß, darauf ein großer Theil von dem Glücke und von dem Unglücke der [N]achfolger beruhet. Ordentlicher Weise erfordert es eine Berathschlagung von vielen Jah[re]n. Während der Trauer begeht man jährlich viermal, im May, Brachmonate, Heu[m]onate und Herbstmonate das Todtenfest. Das prächtigste Opfer aber wird nach Ablauf [de]r drey Jahre verrichtet, und machet die Tunkineser bisweilen durch die Unkosten, die es er[for]dert, arm *g*).

e) Ebendas. *f*) A. d. 34 S. *g*) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Der VII Abschnitt.

Religion, Tempel, Götzen und Aberglauben.

Religion des Confucius ist in Tunkin natürlicher, als in China. Ihre Grundsätze. Zweyte Secte, Bout. Andere Secten. Verschiedene Arten von Zauberern. Zauberer für den Pöbel. Tempel.

Die Religion des Confucius ist in Tunkin natürlicher, als in China.

Ob die vornehmste Religion der Tunkineser gleich des Confucius seine ist, welche sie von den Chinesern sowohl, als die Bücher von derselben Grundsätzen erhalten haben: so wird sie doch in Tunkin nicht von so vielen Ceremonien begleitet, als in China; und der Verfasser giebt eine Abschilderung davon, die so natürlich ist, daß man sie für keine überflüßige Wiederholung allhier halten wird, ob schon anderswo umständlich davon ist geredet worden h).

Die Tunkineser nennen den Confucius Ong Congne. Sie sehen ihn als den weisesten unter allen Menschen an, und ohne sich zu bekümmern, wo er diese Weisheit her gehabt hat, glauben sie, alle Tugend und alle Wahrheit, die man nur haben könne, sey auf seine Lehren gegründet. Man erhält auch bey ihnen keine Ehrenstelle, kein Ansehen, wenn man nicht in seinen Schriften belesen ist. Der Grund seiner Lehrsätze besteht in

Ihre Grundsätze.

sittlichen Vorschriften. Der Verfasser bringt sie auf folgende Artikel: „Jeder soll sich „selbst erkennen, an der Vollkommenheit seines Wesens arbeiten, und sich bestreben, durch „sein gutes Beyspiel andere Geschöpfe zu der Stufe der Vollkommenheit, die für sie gehöret, zu führen, damit sie zusammen zu dem höchsten Gute gelangen. Man soll sich die Na„tur der Sachen bekannt machen, außerdem würde man nicht wissen, was man thun oder „lassen, und wie man seine Begierden regieren solle“.

Die tunkinesischen Nachfolger des Confucius erkennen, saget er, einen obersten Gott, der alle irrdische Sachen verzieret und ordnet. Sie halten die Welt für ewig, sie verwerfen die Verehrung der Bilder, sie ehren die Geister so weit, daß sie selbige gewissermaßen anbethen. Sie erwarten Belohnungen für gute Handlungen und Strafen für bö[se]. Wegen der Unsterblichkeit sind sie getheilet. Manche glauben sie ohne Ausnahme, [und] bitten so gar für die Todten. Andere gestehen diesen glücklichen Vorzug nur den Se[elen] der Gerechten zu, und glauben, die Seelen der Gottlosen sterben, wenn sie aus dem Kör[per] gehen. Ihrer Einbildung nach, ist die Luft voll böser Geister, die sich unabläßig beschäf[]tigen, den Lebendigen Schaden zu thun. Die Ehrerbiethung gegen das Andenken [der] Todten wird als eine sehr grosse Pflicht angesehen. Jede Familie ehret die ihrigen [durch] ordentliche Ceremonien, welche den chinesischen sehr nahe kommen. „Diese Religion, [setzt] „der Verfasser hinzu, hat weder Tempel noch Priester, noch eine ordentliche Form des G[ot]„tesdienstes. Sie beruhet darauf, daß man den König des Himmels verehret, und die T[u]„gend ausübet. Jeder hat in der Art, die er hierzu brauchen will, seine Freyheit. [] „ist nie einige Gelegenheit zu Aergernissen. Dieß ist die Religion des Kaisers, des Ch[o]„va, des Prinzen, der Großen und aller Gelehrten i). Vor Alters hatte der Kaiser al[lein] „das Recht, dem Könige des Himmels zu opfern. Da sich aber der Chova überhaupt [der] „höchsten Gewalt anmaßet: so hat er sich auch in den Besitz dieses Rechtes gesetzt. Be[y öf]„fentlichem Elende, zum Exempel bey häufigem Regen, oder anhaltender Dürre, Hun[gers-]

h) Im VI Th.

i) A. d. 38 S.

k) A. d. 39 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

„Pest ꝛc. verrichtet er ein Opfer in seinem Pallaste. Diese große Handlung der Religion, „ist allen andern bey Lebensstrafe untersagt *k*)“.

Secte Bout.

Die zweyte Secte in Tunkin, welches eigentlich die Secte des Volkes ist, heißt im Lande **Bout**, und ist von der Secte **Fo**, welche in der That abgöttisch ist, nicht unterschieden *l*). Sie bethet eine Menge Bilder an, und glaubet die Seelenwanderung. Sie opfert dem Teufel, um das Uebel abzuwenden, das er thun kann. Indessen hat sie auch keine Priester, und **Tavernier** irret sich, wenn er diesen Namen ihren Wahrsagern beyleget, die nur eine Art Mönche sind, deren Verrichtungen alle auf dem Dienste der Pagoden und auf der Ausübung der Arzeneykunst beruhen. Die meisten leben vom Allmosen des Volkes. Tunkin hat auch seine Nonnen, welche in Klöstern ein eingezogenes Leben führen, und aus solchen nur gehen, um die musikalischen Instrumente bey Leichenbegängnissen zu spielen.

Andere Secten.

Man unterscheidet noch einige andere Secten von einander, die sich aber nicht allzuweit ausgebreitet haben. Indessen ist die Secte der Zauberer oder **Lanzo** bey den Großen in Hochachtung, und bey dem Volke in Ehrfurcht gekommen. Man befraget ihre Oberhäupter bey wichtigen Sachen, und ihre Antworten und Vorherverkündigungen werden für Eingebungen des Himmels gehalten.

Verschiedene Arte von Zauberern.

Man hat verschiedene Classen derselben. **Die Thay-Bou** werden bey Heirathen, Gebäuden, und Geschäfften befraget. Man bezahlet ihre Antworten sehr freygebig, und das Ansehen ihrer Betrügereyen zu unterstützen, haben sie die Geschicklichkeit, solche allezeit in zweydeutige Ausdrückungen zu verhüllen, die allemal mit dem Ausgange übereinzustimmen scheinen.

Erste.

Die Zauberer dieser Art sind alle blind, sie mögen es nun von Geburt oder durch einen Zufall seyn. Alle nämlich, welche das Gesicht verlohren haben, ergreifen das Handwerk der Thay-Bou. Ehe sie ihren Spruch sagen: so nehmen sie drey Stückchen Kupfer, auf welche sie gewisse Züge graben, und werfen sie in einem Raume, den ihre Hände erreichen können, verschiedene mal auf die Erde. Sie riechen jedesmal, auf welche Seite sie gefallen sind, sprechen alsdenn einige Worte aus, deren Ton man nicht höret, nur daß man sie ihre Lippen bewegen sieht, und geben endlich die verlangte Antwort *m*).

Zweyte.

Die **Thay-bou-toni** sind diejenigen, an welche man sich der Krankheiten wegen [...]endet. Sie haben ihre Bücher, in denen sie die Ursachen und den Erfolg aller na[...]rlichen Wirkungen zu finden vorgeben. Aber ihre Antwort ist unfehlbarlich allezeit, die Krankheit komme vom Teufel, oder von einigen Wassergöttern. Ihr ordentliches Hülfs[...]ittel ist das Getöne von Cymbeln, Becken und Trompeten. Der Beschwerer ist auf [...]e seltsame Art bekleidet, singt sehr laut, spricht unter dem Getöne der Instrumente ver[...]iedene Worte aus, die man desto weniger versteht, weil er selbst ein Klöckchen in der [...]and hält, und damit ohne Unterlaß klingelt. Er machet Bewegungen, er springt; und [...]e man seine Zuflucht zu diesen Betrügern nur nimmt, wenn es auf das äußerste gekom[...]n ist, so setzen sie diese Bewegungen bis auf den Augenblick fort, da sich das Schicksal [...] Kranken, entweder zum Leben, oder zum Tode entdecket. Alsdenn können sie ohne [...]chwierigkeit ihren Ausspruch nach den Umständen thun. Wenn aber diese Arbeit etliche [...]ge dauert: so versorget man sie mit den besten Speisen des Landes, welche sie ohne Furcht essen,

[...]) Man sehe den Ursprung und die Natur die[...] Religion im VI Th.

m) A. d. 40 S.

n) Ebendas.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

essen, ob sie sich wohl stellen, als böthen sie solche erstlich dem Teufel als ein Opfer zu seiner Befriedigung an n).

Eben den Zauberern schreibt man auch die Gewalt zu, böse Geister aus einem Hause zu vertreiben. Sie rufen anfangs mit hierzu gewöhnlichen Formeln, andere Geister an. Nachgehends kleben sie Blätter von gelbem Papiere, auf denen entsetzliche Figuren gemalt sind, an die Wand, und fangen an zu schreyen, zu hüpfen, und allerley Arten von Bewegungen mit entsetzlichem Getöse und Verdrehungen zu machen. Sie segnen auch die neuen Häuser ein, wozu sie eine gewisse Art von Einweihung haben.

Dritte.

Die Thay de-lis werden wegen der vortheilhaftesten Oerter zu Beerdigungen befragt; man wird urtheilen, daß diese Zauberer viel zu thun haben, wenn man sich erinnert, was dieses für eine wichtige Sache für die Tunkineser ist.

Zauberer für den Pöbel.

Die Bacotes sind eine andere Art von Betrügern, welche die Zauberey nur für den gemeinsten Pöbel ausüben, und deren Belohnung so nichtswürdig ist, als ihre Verrichtungen. Baron redet nicht viel von den tunkinesischen Tempeln. Die Religion der Großen weis von keinen, und die Religion des Volkes giebt demselben nicht Eifer genug, sich durch große Gebäude hervor zu thun.

Tempel.

Es sind nur schlechte Hütten, von allen Seiten offen, in deren Mitte man etliche Götzenbilder aufgehängt, oder auf Bretter gesetzet, siehe, ohne Altar und ohne alle andere Zierde. Der Fußboden wird etliche Schuhe hoch erhoben, um ihn vor Ueberschwemmungen zu versichern, und man steigt ordentlich auf Stufen hinauf, die rings herum gehen, so daß man auf allen Seiten hinein kommen kann. Die ordentliche Gestalt der Tempel ist ein langes Viereck.

Der VIII Abschnitt.

Landesfrüchte in Tunkin.

Tunkin ist Holland ähnlich. Früchte zu Tunkin. Irrthum wegen der eßbaren Vogelnester. Lechea oder Bejay. Jean oder Dracheneyer. Seide ist in Tunkin sehr gemein. Blumen[illegible] Größe der Myte oder des Jaca. Taverniers Wohlriechende Caper. Zuckerrohr. Thiere.

Tunkin ist Holland ähnlich.

Der größte Theil dieses Landes ist niedrig und flach. Er gleicht den vereinigten Pro[illegible] vinzen ziemlich, wegen der Canäle und Dämme. Nordwärts, westwärts und süd[illegible] wärts sind die Gränzen mit Bergen besetzet. Das Land wird von einem schönen Flu[illegible] durchwässert, der sich in eine Menge Aerme theilet. Aber außerdem sind noch viel ande[illegible] re kleinere Flüsse da, die beständig mit Schiffen, und großen Barken bedeckt sind, wodur[illegible] die Handlung sehr blühend wird. Zwar wächst weder Wein noch Korn im Lande, a[illegible] das ist nicht etwa der Seltenheit des Regens zuzuschreiben, sondern bloß der Gleichgü[illegible] keit der Einwohner, welche diese Früchte nicht anbauen, weil sie derselben Nutzen n[illegible] kennen. Ihre vornehmste Nahrung ist der Reiß, der in allen Theilen des Landes in [illegible] länglicher Menge wächst. Man zieht aus dem Reiße ein Getränk Arrack ab, das [illegible] Brandtewein nichts nachgiebt o).

Die Pflüge in Tunkin, und die Art sich solcher zu bedienen, sind von den chinesi[illegible] unterschieden.

o) A. d. 4 u. f. S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Früchte zu Tunkin.

Alle Früchte sind hier in ihrer Art so gut, als anderswo in den Morgenländern, aber die Orangenbäume sind ungemein viel besser. Die Cocos geben außer ihrem ordentlichen Gebrauche auch ein Oel in die Lampen. Die Guaves, die Papays und die Bancous wachsen daselbst in Menge. Betel und Arreka werden von den Einwohnern für die angenehmsten Speisen, wie in andern indianischen Landen, gehalten. Sie haben eine Feige, welche der europäischen nicht sehr ähnlich ist, und der rothen Rübe am Geschmacke gleich kömmt, aber viel angenehmer schmecket.

Lechea oder Bejay.

Das Lechea, welches die Einwohner **Bejay** nennen, findet man hier häufig. Es reift nicht weiter, als in der Breite von zwanzig bis dreyßig Grad nordlich. Der Baum, der es trägt, ist sehr groß, und seine Blätter gleichen einigermaßen den Lorbeerblättern. Die Frucht wächst in Trauben auf den Aesten, und jedes Korn nimmt die Gestalt eines Herzens an, so groß als ein kleines Hühnerey. Wenn es reif ist, so sieht es carmesin roth aus. Die Schale ist zart, aber rauh, ob sie sich wohl leicht öffnet. Die Vortrefflichkeit und Schönheit dieser Frucht ergötzen das Auge so sehr, als den Geschmack, aber sie dauert zu der Zeit, da sie reifet, im April, nicht länger als vierzig Tage. Um diese Zeit besiegeln die Beamten des Königs die Bäume, welche das beste Bejay tragen, ohne zu untersuchen, wem sie angehören: alsdenn sind die Eigenthümer genöthigt, nicht nur sie nicht zu berühren, sondern auch die Früchte zu hüten, welche für den Hof behalten werden.

Jean oder Dracheneyer.

Das **Jean** oder die Dracheneyer, die in China **Lunlung** heißen, sind hier sehr gemein. Der Baum ist groß, die Frucht rund und von sehr angenehmem Geschmacke. Sie ist so groß, als eine kleine Pflaume, von blasser Olivenfarbe, als wie beynahe ein verwelktes Blatt. Weil sie aber sehr hitzig ist, so hält man sie ihres angenehmen Geschmacks ungeachtet für ungesund. Ihre Zeit ist im May, sie dauret bis in den Heumonat.

Größe der Myte oder des Jaca.

Die Ananas wächst auch allhier: aber das **Durion** findet man nicht; denn es erfodert ein wärmeres Land. Man sieht verschiedene Arten von Pflaumen. Die Myte, welche der Verfasser für die größte Frucht der Welt hält, und welche die ungerechte Natur aus dem Stamme ihres Baumes herausgehen läßt, weil die Aeste sie nicht tragen könnten, ist in Tunkin noch größer, als anderswo, wo sie **Jaca** heißt. Man unterscheidet verschiedene Arten, davon die trockensten, die sich nämlich nicht an die Finger oder Lippen hängen, für die besten gehalten werden *p*).

Taverniers Irrthum wegen der eßbaren Vogelnester.

Die Tunkineser machen ebenfalls wie die Chineser, viel aus den kleinen Vogelnestern, welche nicht nur vermittelst verschiedener Zurichtungen, als Leckerbißchen dienen, sondern auch den Magen stärken, und bey beyden Geschlechtern das Vermögen zur Fortpflanzung vermehren. Tavernier saget, man finde sie nur in den vier Inseln von Cochinchina. Dieß ist ein grober Irrthum *q*). Der Verfasser kennt diese Inseln nicht, und versichert außerdem, man treffe diese Nester nicht in Cochinchina an. Die Vögel, welche sie bauen, setzet er hinzu, wären nicht so groß, als eine Schwalbe. Tavernier ist in seiner Karte eben so unglücklich, wenn er daselbst fünf andere Inseln hinsetzet, wo unzählig viel Schildkröten seyn sollen. Eben so irret er sich in der Nachricht, die er giebt, wie viel die Tunkineser sich aus dieser

p) Man sehe die Naturgeschichte von Ceylan u. im VIII Th. Man muß sich erinnern, daß nur die Rede von demjenigen ist, was man in Tunkin findet, oder worinnen es einen besondern Vorzug hat. Das übrige wird in die allgemeine Naturgeschichte von Indien verspartet.

q) Ebendas. a. d. 5 Seite.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

dieser Speise machten, daß sie nämlich glaubten, sie würden ihre Freunde bey einer Gasterey nicht vollkommen bewirthet haben, wenn nicht eine Schildkröte mit unter den Gerichten wäre. Er erzählet, die Schildkröten veranlaßten eine starke Handlung, und es wäre wegen ihrer Fischerey ein Krieg im Lande entstanden; das alles sind so unwahrscheinliche Traume, daß man bey einem großen Hunger, der viel Elend in Tunkin verursachte, eine Menge Schildkröten dahin brachte, von denen das Volk nichts genießen wollte r).

Die Seide ist in Tunkin sehr gemein.

Die Seidenwürmer machen einen Theil von den Reichthümern in Tunkin aus, und die Einwohner wissen mit ihnen so geschickt umzugehen, als die Chineser. Die Armen sind als wie die Reichen in Seide gekleidet, und die schönsten seidenen Zeuge sind nicht theurer, als die baumwollenen.

Bluhmen.

Ob die Tunkineser gleich nicht besondern Fleiß auf die Bluhmen wenden: so haben sie deren doch verschiedene Arten, z. E. eine schöne Rosenbluhme, weiß und mit Purpur vermengt, und eine andere roth und gelb, die auf einem Strauche ohne Dornen wächst, aber keinen Geruch hat. Die Bluhmen **Baque**, welche Tavernier so lobet, scheinen dem Verfasser einen unerträglichen Geruch zu haben. Gegentheils erhebt er den Geruch einer Art Capern,

Wohlriechende Caper.

der funfzehn Tage dauert, nachdem man sie abgebrochen hat, und seinem Urtheile nach den Geruch aller ihm bekannten Bluhmen übertrifft. Die Hofdamen brauchen diese Caper in ihrem Putze s).

Die Lilie wächst hier wie anderswo in Indien; sie ist der weißen europäischen ähnlich, aber ihre Bluhme ist viel kleiner, und doch der Stengel ziemlich hoch. Der Jesmin, den man persianischen nennt, ist daselbst auch sehr gemein.

Zuckerrohr.

Die Zuckerröhre wachsen häufig in Tunkin, aber die Einwohner verstehen sich schlecht auf die Läuterung des Zuckers. Sie brauchen ihn indessen nach ihrer Art. Taverniers Nachricht ist falsch, daß sie ihn nach der Mahlzeit äßen, die Verdauung zu erleichtern t).

Thiere.

Man findet im Lande alle Arten von Gevögel, als Hühner, Gänse, Enten, u. s. f. auch häufige Kühe, Schweine, und andere Hausthiere. Die Pferde sind daselbst klein, aber munter und stark. Man würde sehr viel Nutzen von ihnen haben, wenn die Einwohner nicht lieber zu Wasser, als zu Lande, reiseten.

Man sieht im Lande Tyger und Hirsche, aber in geringer Anzahl. Die Affen sind sehr gemein. Man trifft auch viel Elephanten an, aber sie werden nur zum Kriege gebraucht. Tavernier hat sehr Unrecht, wenn er ihnen mehr Größe und Stärke, als an andern Orten, zuschreibt.

Es sind viel Katzen im Lande, aber sie sind von Natur wenig geneigt, Mäuse zu fangen. Diese Verrichtung gehöret hier für die Hunde, und sie haben fast keine andere. Tavernier machet eine lange Erzählung von außerordentlichen Mäusen in Tunkin, und von dem Geschmacke, den die Einwohner an ihrem Fleische finden. Der Verfasser versichert, er habe nie welche essen sehen. Das wisse er, daß die Portugiesen sie bey verschiedenen Krankheiten, als ein Arzeneymittel essen u).

Die Landvögel sind in Tunkin nicht eben so häufig, aber man sieht viel Seevögel.

Gegen die Seeküsten, und in den Städten wird man von den Mostiten sehr beschweret. Das Feld ist damit nicht so angefüllt, wenigstens so lange die Nordwinde dieses verdrießliche Ungeziefer vertreiben.

r) A. d. 5 S. s) Ebendas. t) A. d. 6 S. u) A. d. 5 S.

Taverniers Nachricht von den weißen Ameisen ist wahr, aber sie betrifft Tunkin nicht mehr, als andere Oerter in Indien, und besonders das Königreich Siam, wo man Mühe hat, sich vor ihnen selbst in den Häusern zu schützen.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Man erhält hier die Hühnereyer und die Enteneyer durch eine Zubereitung, durch welche sie anderer Speisen Geschmack zu verbessern geschickt werden. Aber Tavernier irret sich, wenn er sie für eine gemeine Nahrung im Lande ausgiebt x).

Der IX Abschnitt.

Handel und Münzen.

Auswärtiger und einheimischer Handel. Wo das Gold und Silber im Lande herkömmt. Warum der Handel in Tunkin in schlechten Umständen ist. Unterschied zwischen den Chinesen und Tunkinesen. Münze zu Tunkin. Betrachtungen des Verfassers über die schlimme Klugheit in Tunkin.

Auswärtiger und einheimischer Handel.

Der vornehmste Reichthum des Landes, und der einzige, der zum auswärtigen Handel dienet, ist rohe und verarbeitete Seide. Vordem nahmen die Portugiesen und Castilianer alle rohe Seide weg. Jetzo kömmt sie in der Holländer und Chineser Hände, welche viel davon nach Japan bringen. Der meiste Theil der verarbeiteten Seide, die nämlich gezwirnet ist, wird von den Engländern und Holländern gekauft y).

Wo das Gold und Silber im Lande herkömmt.

Die Tunkineser haben kein ander Gold, als was sie aus China bekommen. Das Silber erhalten sie von den Engländern, Holländern und Chinesern, die nach Japan handeln. Sie haben Eisen und Bleybergwerke, die ihnen so viel liefern, als sie brauchen.

Die einheimische Handlung besteht in Reiß, in gesalzenen Fischen, und andern Nahrungsmitteln, auch der rohen und verarbeiteten Seide, die sie zu ihren Kleidungen und zu ihrem Hausrathe behalten. Sie treiben auch einigen Handel mit den Chinesern, aber ohne großen Vortheil, weil sie den Mandarinen, welche über die Gränzen gesetzt sind, ansehnliche Geschenke machen müssen. An allen diesen Höfen ist es ein Grundsatz der Staatskunst, nicht zu verstatten, daß die Unterthanen allzu reich werden, damit Stolz und Ehrgeiz ihnen nicht etwa die Lust zu gehorchen benehme, und aus diesem Grunde wollen die Regenten die Ungerechtigkeiten ihrer Beamten nicht sehen z).

Warum der Handel in Tunkin in schlechten Umständen ist.

Kurz, der Handel blühet in Tunkin so wenig, daß die Einwohner allezeit, wenn sie etwas von den Fremden kaufen, drey bis vier Monate Credit verlangen; daher der Fremde allezeit in Gefahr ist, das Seinige zu verlieren, oder wegen der Bezahlung Mühe zu haben. Der Verfasser gesteht zur Schande seiner Nation, daß sich nicht ein einziger Kaufmann in Tunkin befindet, welcher das Vermögen oder das Herz hätte, auf einmal zehntausend Thaler an Waaren zu wenden. Doch, setzet er hinzu, müsse man ihnen das Lob geben, daß sie nicht so betrügerisch wären, als die Chineser, aber dieses rühre, wie er eben so aufrichtig gesteht, vielleicht daher, weil sie nicht so viel Witz und List besitzen. Er bemerket diesen Unterschied unter beyden Nationen: Ein Tunkineser fodert ohne Unterlaß, und quälet die Fremden, ein Geschenk von ihnen zu erpressen. Der grausame und blutgierige Chineser richtet sie um des geringsten Vortheils willen treulos hin, oder wirft sie ins Meer a).

Unterschied zwischen den Chinesern u. Tunkinesern.

Eine

x) A. d. 5 S. y) A. d. 6 S. z) Ebendas. a) Ebendas. a. d. 7 S.

Baron 1685. Beschreibung von Tunkin.

Münze zu Tunkin.

Eine andere Ursache, welche den Handel in Tunkin hindert, ist, daß der größte Theil des Silbers, der in das Land kömmt, nach China geht, wo er gegen Kupfermünze verwechselt wird, die nach Gefallen des Hofes steigt oder fällt. Da sich über dieß das Gepräge dieser Münze bald abnützet, so gilt sie nicht mehr; und das ist ein ansehnlicher Verlust für die Kaufleute, dem gemeinen Wesen aber desto nachtheiliger, weil das Land keine Kupfermünze mit dem Gepräge des Landesherrn hat, in welche man die andere verwandeln könnte, wenn ihr Gepräge abgenutzt ist. Der Verfasser seufzet über eine so schlimme Staatsklugheit.

Betrachtungen des Verfassers über die schlimme Staatsklugheit in Tunkin.

Ob die Regierung gleich so wenig aus dem auswärtigen Handel machet: so zieht sie doch durch die Abgaben darauf große Summen davon. Man hat bemerkt, daß nur der Zoll des Eylandes **Twonbene** eine Million Reichsthaler einträgt. Aber davon bleibt wenig im königlichen Schatze, weil die Unterhaltung eines zahlreichen Kriegesheeres, und andere Besorgungen, die der Verfasser für unnütz erkläret, viel Geld kosten. Kurz, saget er, es ist höchlich zu erbarmen, daß so viel Waaren, welche das Königreich bereichern, und seinen Handel blühend machen könnten, beständig sind vernachlässigt worden. Wenn man überleget, daß es an die beyden reichsten Landschaften in China gränzet: so wird man einsehen, daß sich ein Theil von dem, was dieses große Reich hervorbringt, gar leicht dahin schaffen ließe. Eben so leicht würde es seyn, die Kaufleute aus Europa und Indien dahin zu ziehen; und wenn man den Fremden verstattete, ins Innere des Reichs zu handeln, so würde solches dem Könige und den Einwohnern zum Vortheile gereichen. Aber die Furcht vor einem Einfalle, die doch höchst ungegründet ist, machet, daß der Hof zu keinem Handel geneigt ist, der veranlassen könnte, über die Gränzen seines Landes zu gehen *b*).

Das IX Capitel.

Reise des Guido Tachard nach Siam. *c*)

Tachard 1685.

Einleitung.

Unter verschiedenen Beschreibungen einerley Reise, die hier nach einander folgen sollen, befindet sich des P. Tachard seine schon in Besitze einer allgemeinen und vorzüglichen Hochachtung vor allen andern, weil sie voll schöner Anmerkungen ist; so wie man des de Choisy seine, wegen ihrer Annehmlichkeiten, und so jede andere wegen der ihr eigenen Vortrefflichkeiten hochhält. Ueberhaupt zu reden, hat man wenig solche merkwürdige Reisen, und vielleicht keine, die sorgfältiger beschrieben sind, als diejenigen, welche 1685 nach Siam gethan wurden. Der Grund davon fällt in die Augen, weil nämlich die verschiedenen Verfasser dieser Nachrichten zu einer Zeit, und von einerley Sache geschrieben, daß sie also einander wechselsweise zu Richtern und Führern dienten.

Der

b) Ebendas. a. d. [illegible] S.

c) Man bediene sich hier der Amsterdamer Ausgabe, welche Tachards beyde Reisen in 2 Bänden in 12, enthält, mit Kupfern, bey P. Mortier [illegible]

Tachard 1685.

Der I Abschnitt.

Schiffahrt des Verfassers bis nach Bantam.

Gelegenheit und Bewegungsgründe dieser Reise. Abreise von Brest. Astronomische Bemerkungen. Fehler von des P. Pardies Karte. Verschiedenes Glück bey der Fahrt über die Linie. Beobachtung verschiedener Begebenheiten. Meerheber. Mondregenbogen. Meerfeuer und ihre Beschaffenheit. Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung. Misverständniß wegen des Grußes. Die Mathematikverständigen machen ihre Beobachtungen am Cap. Beschreibung des Gartens der holländischen Gesellschaft. Das Lusthaus wird den Mathematikern eingeräumt. Bestimmung der Länge des Cap. Schwierigkeiten der Reise bis nach Java. Veränderung der Winde und Witterungen in diesem Meere. Fehler der Seekarten.

Gelegenheit und Bewegungsgründe der Reise.

Seit der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften zu Paris, hat diese berühmte Gesellschaft nichts den Absichten ihrer Einrichtung gemäßer befunden, als unter dem Schutze des Königes verschiedene ihrer Mitglieder zu brauchen, daß sie Beobachtungen in fremden Ländern anstellten, um sich dadurch in den Stand zu setzen, daß man die Landtafeln verbessern, die Schiffahrt erleichtern, und die Sternkunde zur Vollkommenheit bringen könnte. Sie hatte einige nach Dänemark, andere nach England, andere bis nach Africa und in die americanischen Inseln gesendet, da indessen diejenigen, welche auf dem Observatorio zu Paris blieben, durch einen eingerichteten Briefwechsel, mit ihnen vereinigt arbeiteten. Man suchte Gelegenheit, einige in Ostindien zu bringen, und die Ankunft eines Missionars von den Jesuiten *d*), der aus China zurück kam, erregte eben dergleichen Gedanken, wegen dieses großen Reiches. Ein glücklicher Zufall beschleunigte die Ausführung. Am Ende des 1682sten Jahres sah man zweene Mandarinen aus Siam mit einem Priester der ausländischen Missionen, Namens **le Vacher**, anlangen. Sie waren von den Staatsbedienten des Königes von Siam abgeschickt worden, um Nachrichten von einem Gesandten einzuholen, den der König ihr Herr mit prächtigen Geschenken an den französischen Hof geschickt hatte. Er war auf einem Schiffe der indianischen Gesellschaft gegangen, und man glaubte, solches hätte Schiffbruch gelitten. Dieser Antrag einer Freundschaft von Seiten eines indianischen Fürsten, erregten **Ludwig** XIV, sich eine so vortheilhafte Gelegenheit für den Fortgang der Wissenschaften und für die Ausbreitung der Religion zu Nutze zu machen. Herr de Louvois verlangte auf seinen Befehl von den Jesuiten sechs Mathematikverständige von ihrer Gesellschaft, welche durch eine besondere Gefälligkeit in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurden. Man gab ihnen Verzeichnisse von denen Beobachtungen, welche sie in Indien machen sollten; Seekarten aus der königlichen Büchersammlung, die bey andern Reisen gedienet hatten, und alle Arten von mathematischen Werkzeugen. Ihre Besoldungen wurden ausgemacht, und ihnen offene Urkunden, als königlichen Mathematikern in Indien, ertheilet. Sie sollten mit dem Ritter Chaumont abreisen, den der König zur Gesandschaft nach Siam ernannt hatte.

Sie bezeugten den Eifer, den die Wichtigkeit dessen, was man ihnen auftrug, erforderte, und begaben sich nach Brest, wo die Einschiffung geschehen sollte. Die Namen dieser sechs Jesuiten sind durch die Dienste, welche sie den Wissenschaften und der Religion erwie-

 sen

d) Der P. Couplet, welcher den 5 des Christm. ... auf einem holländischen Schiffe abgegangen, und im Weinmonate 1682 in Holland angelanget war.

Tachard 1685.

sen haben, berühmt geworden. Es waren der P. de Fontenay, der den Rang eines Superioris erhalten hatte, die Patres Gerbillon, le Comte, Bouvet, Visdelou, und Tachard. Der letzte ist der Verfertiger dieser Nachricht. Unter die Personen vom Range, welche die Pracht dieser Gesandtschaft vergrößern sollten, zählte man den Abt von Choisy, den seine Herkunft und seine Verdienste berühmt machten, welcher als ordentlicher Abgesandter bey dem Könige von Siam, wenigstens bis zu desselben Taufe, bleiben sollte, wenn dieser Herr die Hoffnung, die man von seiner Bekehrung hatte, erfüllte. Herr de Vaudricour, commandirender Hauptmann des Schiffes, einer von den ältesten und geschicktesten Officieren bey dem französischen Seewesen, Herr de Coriton, zweyter Hauptmann, die Herren de Forbin und de Cibois, Lieutenante, Herr de Chamoreau, Fähnrich, die beyden siamischen Mandarinen, Herr Vachet, der sie nach Frankreich gebracht hatte, und zwölf junge Edelleute, welche größtentheils auf die Fregatte, die Boshafte, (la Maligne) giengen, davon Herr de Joyeux, Lieutenant des Hafens von Brest, Befehlshaber war, welcher schon verschiedene Fahrten nach Indien gethan hatte. Diese Fregatte führte dreyßig Stücke *e*). Man hatte sie für nöthig gehalten, die Geschenke, die Sachen des Gesandten, Lebensmittel, und eine Menge von Packen von allerley Dingen, die der König von Siam aus Frankreich und England kommen ließ, fortzubringen; das Schiff der Vogel war ein königliches Schiff von vierzig Stücken *f*).

Abreise von Brest.

Man segelte den 3ten März 1685 ab; und ob es wohl etwas späte war, ins Meer zu gehen, so war doch der Wind so vortheilhaft, daß der Abt Choisy in seiner aufgeweckten Schreibart den beständigen Winden, die sonst nur zwischen den Wendekreisen wehen, danket, daß sie bis nach Brest gekommen sind. Unser Verfasser rühmet dieses ebenfalls, aber etwas ernsthafter. „Seit unserer Abreise aus der Bucht (Goulet), die man bey der „Abreise von Brest findet, haben wir, bis fünf oder sechs Grad über die Linie, das schönste „Wetter, und den günstigsten Wind gehabt. Es schien, als ob es der göttlichen Vorsicht „gefällig wäre, eine Reise zu befördern, die man der Religion zu Ehren unternommen „hatte, da die geübtesten Seeverständige urtheilten, wir hätten unsere Abreise drey ganze „Wochen später angestellet, als es die gehörige Zeit zur Abfahrt erforderte. Mit einem „einzigen Segel und uns nachwehendem Winde haben wir mehr als sechzig Meilen in vier „und zwanzig Stunden zurück geleget.“ *g*)

Seit dem 11ten befand man sich im Gesichte des Eylandes Madera. In diesen Gegenden ungefähr trifft man die beständigen Winde an, welche von den Matrosen so gewünscht werden, weil sie allemal nach einer Seite zwischen Nord und Ost blasen. Sie ersparen ihnen die Mühe, viel an dem Segelwerke zu arbeiten. Außerdem sind sie von gemäßigter Wärme, und kühlen also die Hitze dieses Erdstriches ab, welche außer dem unerträglich seyn würde. Wenn das Meer schön, und der Wind beständig und ordentlich wird: so setzet man viel Segel aus, und leget ordentlich von einem Mittage zum andern vierzig bis funfzig Meilen zurück, ohne fast das Rütteln des Schiffes und die Bewegung des Meers zu empfinden *h*).

Astronomische Bemerkungen.

Nachdem man sich mehr und mehr der Linie näherte: so beobachteten die Jesuiten mit Vergnügen, wie sich die nordlichen Gestirne senkten, und die südlichen sich mehr und mehr über ihren Scheitel erhoben. Von allen neuen Sternen, die sie nach Süden zu entdeckten,

man

e) Der Abt Choisy schreibt ihm nur vier und zwanzig, und dem Vogel sechs und vierzig zu. A. d. 2 S.

f) Tachards Reise von der 1 S. bis zur 19.

g) Ebendas. a. d. 20 S.

h) A. d. 24 S.

Tachard 1685.

wurden sie am meisten durch das südliche Kreuz gerühret, welches seinen Namen daher hat, weil die vier vornehmsten Sterne desselben ein Kreuz machen. Der größte ist 27 Grad vom Pole; nach ihm richten sich die Steuerleute, und nehmen bisweilen die Höhe. Da man nach dieser Seite ohne Unterlaß immer fortrückte, und täglich neue Sterne entdeckte, so hatten die Jesuiten Zeit, solche zu betrachten, und mit des P. **Pardies** Sternkarte zu vergleichen, aber der Verfasser gesteht aufrichtig, daß sie nicht so gar viel Uebereinstimmung gefunden haben. Diese Karte, saget er, hat einer Verbesserung nöthig, und man könnte von dem Kreuze anfangen, dessen Arme am Himmel viel ungleicher sind, als auf dem Papiere. Der Wolf und der Centaur sind so unrichtig gezeichnet, daß man Mühe hat, sie am Himmel zu erkennen, den sie doch wegen der großen Menge von Sternen, aus denen sie bestehen, und die nur ein einziges Sternbild zu seyn scheinen, daselbst ungemein lichte machen. Auf der Karte sehen beyde nur als wie ganz mittelmäßige Sternbilder aus. Die Sterne des südlichen Dreyecks sind zwar am Himmel in der verzeichneten Lage zu finden, in so fern man nur auf ihre Stellung unter sich sieht, aber gegen die andern Sternbilder sind sie übel gestellt. Die Sterne des Stieres sind bey weitem nicht so schön, als sie auf der Karte zu seyn scheinen, ob ihre Stellung wohl ziemlich richtig ist. Der Kranich ist nach **Tachards** Urtheile noch am richtigsten verzeichnet. Man darf ihn nur einen Augenblick auf der Karte gesehen haben, so findet man ihn gleich am Himmel. Die Biene, der Paradiesvogel, und das Cameleon, so klein sie auch sind, sind doch gut genug gezeichnet. Es wäre auch einiges in der Gestalt und Lage der Wölkchen, und anderer südlichen Gestirne, zu ändern, wo man durch den Gebrauch astronomischer Werkzeuge noch mehr Fehler entdecken würde *i*).

Fehler von des P. Pardies Karte.

Der Verfasser setzet hinzu, er hätte zwar also den Vortheil gehabt, eines andern Fehler zu bemerken, aber auch zugleich das Misvergnügen, solchen nicht abhelfen zu können. Das Schwanken des Schiffes verstattete ihnen nicht, in dieser Absicht ihre Instrumente zu gebrauchen. Sie unterließen aber doch nicht, eine neue Karte, nur nach dem Augenmaße, zu verzeichnen, die nicht so fehlerhaft ist, als die erste, aber doch nicht die erforderliche Richtigkeit hat, welche sich ohne Werkzeuge nicht erhalten läßt *k*).

Die Fischerey war öfters der Franzosen Zeitvertreib. Nur erstlich fünf bis sechs Grad diesseits der Linie fingen sie an, viel Fische zu finden. Des Verfassers Anmerkungen davon enthalten nichts, was man nicht schon gelesen hätte. Er freuet sich, daß er bey seiner Fahrt über die Linie nicht alle die Unbequemlichkeiten ausgestanden hat, die ihm andere Reisende gedrohet hatten. Dieses war desto mehr für eine besondere Gnade des Himmels zu halten, weil ein holländisches Schiff, das zweene Monate vor den beyden französischen aus Europa abgesegelt war, in eben den Gegenden das erbärmlichste Elend ausstund, und drey Viertheile seiner Leute verlohr. Es starb nur ein Mann auf dem **Vogel** und der **Boshaften**, die ganze Reise über von Brest bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung; und die Hitze des heißen Erdstriches schien dem Verfasser nicht größer zu seyn, als sie in Frankreich im stärksten Sommer ist *l*).

Verschiedenes Glück bey der Fahrt über die Linie.

Die Jesuiten beobachteten verschiedene Begebenheiten, welche nicht eben besonders zur Schiffahrt gehören, aber doch verdienen, mit den Anmerkungen so geschickter Mathematikverständigen hier mitgetheilet zu werden *m*).

Beobachtungen verschiedener Begebenheiten.

Q 3 Den

i) Ebendas. a. d. 25 u. f. S.

k) A. d. 27 S.

l) A. d. 35. S.

m) Man s. die Reisebeschr. des P. Stephens eines andern Missionars aus der Gesellschaft Jesu.

Tachard 1685.

Ochsenauge.

Den 12ten März zu Mittage entdeckten sie eines von den Naturspielen, daß man seiner Gestalt wegen das **Ochsenauge**, oder das **Bocksauge**, genannt hat. Man sieht es ordentlich für eine gewisse Vorbedeutung eines nahen Sturmes an. Es ist eine große runde Wolke, welche der Sonne entgegen steht, und etwa 80 oder 90 Grad von ihr entfernet ist. Man sieht auf ihr die Regenbogenfarbe, aber sehr lebhaft. Sie erhalten vielleicht diesen starken Glanz nur daher, weil das Ochsenauge von dunklen dicken Wolken umringet wird. Aber alle Vorbedeutungen, die man damit verbindet, erkläret der Verfasser für falsch. Er hat zwey gesehen, und der Himmel ist nach beyden viele Tage lang schön und heiter gewesen.

Er beschreibt die andere Art von Luftbegebenheiten sorgfältig, welche die Seeleute **Trompeten, Pumpen, Wasserhosen** oder **Wasserdrachen** nennen. Er hat Gelegenheit gehabt, sie zwischen der Linie und dem Wendekreise des Steinbocks zu beobachten. Es sind gleichsam lange Röhren oder Cylinder, welche aus dicken Dünsten bestehen, mit einem Ende an die Wolken, und mit dem andern an das Meer reichen, das um sie herum gleichsam zu sieden scheint. Anfänglich sieht man eine große schwarze Wolke, daran sich ein Theil absondert; und da dieser abgesonderte Theil von einem heftigen Winde getrieben wird: so verändert er nach und nach seine Gestalt, und wird zu einer langen Säule, die sich bis auf die Oberfläche des Meeres herunter strecket; nachdem der Wind sie erhält, oder die obern Theile von den untern unterstützt werden, bleibt sie mehr oder weniger in der Luft. Wenn man daher diese langen Röhre mit dem Maste oder den Segelstangen durchschneidet, welches sich nicht allemal vermeiden läßt, oder die darum befindliche Luft durch wiederholte Stückschüsse vertheilet: so wird dem Wasser seine Unterstützung benommen; der ganze Drache zerfällt, und das Wasser schießt häufig herab. Ein solcher Zufall ist sehr gefährlich, nicht nur weil viel Wasser in das Schiff kommt, sondern auch weil sich dabey ein heftiger Wirbel befindet, dessen plötzliche Gewalt und außerordentlicher Druck, den größten Schiffen die Maste nehmen, und sie umstürzen kann. Von weitem schienen diese Drachen nicht über sechs bis sieben Fuß im Durchmesser zu haben, aber sie sind in der That viel größer. Der Verfasser sah zween bis drey auf einen Pistolenschuß weit, bey denen er den Umfang über hundert Fuß fand n).

Meerheber.

Er bemerkte andere Erscheinungen, die man ihrer langen Gestalt wegen Heber nennet. Sie zeigen sich bey dem Aufgange und Untergange der Sonne, gegen den Ort zu, wo sich dieses Gestirn befindet. Es sind lange und dicke Wolken, mit andern heitern und durchsichtigen Wolken umgeben. Sie fallen nicht nieder. Endlich fließen sie alle in einander, und zerstreuen sich nach und nach, da die Drachen gegentheils mit Gewalt getrieben werden, lange Zeit dauern, und allezeit von Regen und Wirbelwinden begleitet werden, welche das Meer um sie herum wallen und schäumen machen.

Mondregenbogen.

Die Mondregenbogen haben hier viel lebhaftere Farben, als in Frankreich: aber in den Tropfen des Meerwassers bildet die Sonne auch sehr schöne Regenbogen, wenn der Wind diese Tropfen bey dem Zusammenstoßen der Wellen, wie einen zarten Regen, oder wie Staub fortführet. Wenn man diese Regenbogen von einem erhabenen Orte betrachtet, so scheinen sie verkehrt. Bisweilen geht eine Wolke darüber hin, und löset sich in Regen auf, da sich denn ein zweyter Regenbogen bildet, dessen Schenkel mit den Schenkeln des

un[illegible]

n) Ebendas. a. d. 38 S.

umgekehrten in einem fortzugehen scheinen, und also fast einen ganzen Kreis mit Regenbogenfarben bildet *o*).

Tachard 1685.

Meerfeuer und ihre Beschaffenheit.

Das Meer hat seine Erscheinungen so wohl, als die Luft. Es zeigen sich darauf öfters Feuer, besonders zwischen den Wendekreisen. Ohne von dem gemeinen Schauspiele der kleinen Feuerzungen zu reden, die sich an die Masten und Segelstangen hängen, wenn die Ungewitter aufhören wollen, und von den Portugiesen Feuer des St. **Telmo**, nicht St. **Helmo**, genannt werden, sahen die Jesuiten verschiedenemal, währender Nacht das Meer ganz mit Funken bedecket, wenn es ein wenig hoch gieng, und die Wellen sich an einander brachen. Man bemerkte auch ein starkes Leuchten nach dem Schiffe, besonders wenn es sehr geschwind gieng. Sein Weg schien ein lichter Streifen zu seyn, und wenn man etwas in das Meer warf, ward das Wasser über und über glänzend und leuchtend. Es brauchet bey dem Meerwasser so wenig Bewegung, Feuer heraus zu bringen, daß man nur ein Seil, das man hinein gelassen hat, mit den Händen bewegen darf: so geht eine unzählige Menge von Funken heraus, die lebhaft und blaulicht sind, wie das Licht der Johanniswürmchen *p*).

Dieses glänzende Licht sieht man nicht allein bey starken Bewegungen des Meeres: selbst bey stillem Meere zeiget es sich besonders gegen Untergang der Sonne. Man sollte sie für eine Menge kleiner Blitze ansehen, die ziemlich schwach sind, aus dem Wasser herausgehen, und sogleich verschwinden. Die sechs Mathematikverständigen wußten die Ursache in nichts anderm zu suchen, als in der Sonnenhitze, die das Meer den Tag über, gleichsam mit einer Menge feuriger und leuchtender Geister erfüllt hat, welche sich den Abend vereinigen, aus ihrem gezwungenen Zustande heraus dringen, und bey der Nacht vergehen *q*).

Außer diesen flüchtigen Fünkchen sahen sie andere Arten von Glanze, die nicht so leicht zu erklären waren. Man kann ihn beständig nennen, weil er in der That nicht so, wie der erste, vergeht. Man unterscheidet verschiedene Größen und Gestalten desselben, runde, längliche, die mehr als anderthalben Fuß lang sind, welche längst dem Schiffe hinstrichen, und die man weiter als auf zweyhundert Schritte sehen konnte. Einige hielten es für nichts weiter, als für Thon oder ein fettiges Wesen, das sich im Meere aus einer unbekannten Ursache erzeuget; andere für entschlafene Fische, die von Natur leuchten, man glaubte so gar zweymal die Gestalt eines Hechtes zu erkennen *r*).

Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die verschiedenen Arten von Kräutern und Vögeln, die sich im drey und dreyßigsten Grade südlicher Breite, und im neunzehnten der Länge, nach Schätzung der Steuerleute, sehen ließen, kündigten den Matrosen das Vorgebirge der guten Hoffnung an, in dessen Gesichte sie den 3ten May anlangten. Sie ankerten daselbst den folgenden Morgen hundert und funfzig Schritte vom Fort. Es befanden sich damals auf dieser Rhede vier große Schiffe, die seit einem Monate aus Holland angelanget waren, und den Baron von Rheeden führten, welchen die holländische Gesellschaft nach Indien als Generalcommissarius schickte, die Festungen zu untersuchen; bey ihm befanden sich der Baron St. **Martin**, ein Franzose von Geburt, Generalmajor von Batavia, der in diesem Charakter alle Mannschaft der Compagnie in Indien commandirte, und viele andere vornehme Beamten.

Nach

o) A. d. 39 S. Tachard führet bey seinen Anmerkungen allemal seine Mitgesellen mit an.

p) A. d. 40 S.

q) Ebendas.

r) A. d. 41 S.

Tachard 1685.

Mißverständniß wegen des Grußes.

Nach den ordentlichen Erklärungen, welche mit viel Höflichkeit bewerkstelliget wurden, verglich man sich wegen des Grußes, daß das französische Schiff solchen zuerst verrichten, und die Festung ihn Schuß für Schuß beantworten sollte. Aber dieser Artikel ward übel erkläret. Der französische Gesandte ließ sieben Schüsse thun; darauf antwortete der holländische Admiral mit fünfen, und die Festung schwieg gar. Nach weitern Unterredungen ward man eins, daß des Admirals Gruß nicht sollte gerechnet werden. Also that die Festung sieben Schüsse. Der holländische Admiral auch sieben, und die andern holländischen Schiffe, jedes fünfe, das königliche Schiff zu begrüßen, welches antwortete, und alsdenn den Dank von der Festung und der Flotte erhielt s).

Die Mathematikverständigen machen ihre Beobachtungen am Cap.

Die Mathematikverständigen erhielten vom Gouverneur des Cap die Erlaubniß, ihre Werkzeuge ans Land bringen zu lassen, und alle Erleichterungen, die sie nur von der größten Höflichkeit erwarten konnten, einige Beobachtungen anzustellen, an deren Nutzen auch die Holländer Theil nehmen sollten, da ihre Seeleute bisher die Länge des Cap nur aus einer Schätzung kannten, welches zweifelhafte Mittel sie oft betrog. Man wählte den **Tachard**, den Dienst zu erklären, den die Jesuiten hierbey leisten konnten, und er belehrete den Befehlshaber, daß sie vermögend wären, vermittelst ihrer mitgebrachten Werkzeuge, und der neuen caßinischen Tafeln, ohne Sonnen- und Mondfinsternisse nöthig zu haben, aus den Verfinsterungen der Jupitersttrabanten die Länge des Cap zu bestimmen. Vandestell sah den Nutzen ihres Anerbiethens ein, erzeigte ihnen ungemein viel Höflichkeit, und ließ ihnen in dem berühmten Garten der Gesellschaft das Lusthaus zu ihrer Wohnung zurechte machen.

Beschreibung des berühmten Gartens der holländischen Gesellschaft.

Sie erstauneten, daß sie in einer so heißen Gegend einen der schönsten und merkwürdigsten Gärten fanden, den sie jemals gesehen hatten. Seine Lage ist zwischen dem Fle„cken und dem Tafelberge, an der Seite der Festung, von welcher er nur zweyhundert „Schritte entfernet ist. Er hat vierzehn hundert und eilf gemeine Schritte zur Länge, und zwey„hundert fünf und dreyßig zur Breite. Seine Schönheit besteht nicht, wie in Frankreich, „in verschiedenen Bluhmenbeeten, und springenden Brunnen. Man könnte die letztern „leicht darinnen anbringen, wenn die Gesellschaft die Kosten darauf wenden wollte; denn er „wird von einer lebendigen Quelle bewässert, welche von dem Berge herunter kömmt. Statt „dessen aber sieht man Alleen, die sich weiter erstrecken, als das Auge reichet, von Citro„nenbäumen, Granatenbäumen, Orangenbäumen, in bloßem Erdreiche, welche durch „eine hohe und dichte Beschirmung von einer Art Lorbeerbäumen vor dem Winde bede[ckt] „werd[en]

s) A. d. 49 S.

t) A. d. 52 S.

u) Man theilet diese Beschreibung mit, weil sie sich bey Kolben nicht so vollkommen befindet.

x) A. d. 52 S.

y) A. d. 55 S.

z) Der Fuß des Cruzero, welcher im Bayer angemerket ist, besteht aus zween schönen Sternen, die von einander nur ungefähr um ihren Durchmesser entfernet sind, ungefähr wie der nordlichste Stern der Zwillinge; man sieht noch einen dritten viel kleinern, etwas weiter davon.

Unter diesem Gestirne befinden sich viele [...]len in der Milchstraße, welche durch das Fern[glas] voll unzähliger Sterne scheinen.

Die beyden Wölkchen unweit des Süd[pols] scheinen nicht ein Haufen Sterne, wie die Kr[ippe] im Krebs, auch nicht ein mattes Licht, wie [das] bl[e]ichte in der Andromeda. Mit den [...] Fernglåsern sieht man fast gar nichts darinn[en] [...] man gleich ohne Fernglas sieht, daß sie eine [...] weiße Farbe haben, besonders das große Wolk[chen].

Nichts am Himmel ist so schön, als der [Cen]taur und das Schiff. Beym Pole sind kein[e gro]ßen Sterne: aber sehr viel kleine. Bayer [...]

Tachard 1685.

„werden. Diese Lorbeerbäume sind beständig grün, und der Filaria ähnlich. Sie heißen „Speck. Diese Gänge sind so geordnet, daß der Garten in verschiedene mittelmäßige „Vierecke getheilet wird, von denen einige voll Obstbäume, andere voll Wurzeln, Kräu„ter, Hülsenfrüchte und Bluhmen sind. Er ist gleichsam ein Behältniß aller Arten „von Erfrischungen für die Schiffe der Gesellschaft, die nach Indien gehen, und allezeit bey „dem Vorgebirge der guten Hoffnung einlaufen. Bey dem Eingange des Gartens hat „man ein großes Gebäude aufgeführet, wo die Leibeigenen der Gesellschaft, an der Zahl „fünfhundert, wohnen, deren ein Theil den Garten anzubauen, ein Theil zu andern Ar„beiten gebraucht wird x)“.

Das Lusthaus wird den Mathematikern eingeräumet.

Gegen das Mittel der Mauer auf der Seite nach der Festung zu, befindet sich ein kleines, leerstehendes Lusthaus. Das unterste Stockwerk enthält ein Vorhaus, das nach der Seite des Gartens und der Festung zu offen ist, und auf jeder der andern Seite zwee- ne große Säle hat. Darüber befindet sich ein großes Zimmer, von allen Seiten offen, zwischen zwo Terrassen, die mit Ziegeln belegt, und mit Geländern eingefasset sind. Eine davon geht nach Mitternacht, die andere nach Mittage. Dieses Lusthaus schickte sich vollkommen zu den Absichten der Sternseher. Man sah von daraus den ganzen Norden, dessen Aussicht ihnen vor andern nöthig war, weil diese Himmelsgegend für die Länder, welche auf der andern Seite der Linie liegen, wie das Vorgebirge, eben das ist, was für uns die mittägige. Vandestel überließ ihnen den völlig freyen Gebrauch eines so angenehmen und so bequemen Platzes, den die Holländer nachgehends das Observatorium genannt haben y).

Bestimmung der Länge des Cap.

Wenn man die Länge von Paris, von dem ersten Mittagskreise durch die westlichste der canarischen Inseln, Ferro, nach dem Caßini, drey und zwanzigste halbe Grad setzet: so giebt sich aus den Observationen der Jesuiten die Länge des Cap ein und vierzigste halb Grad.

Der Aequinoctialquadrant zeigte ihm die Abweichung des Magnets zwölftehalb Grad Nordwest.

Schwierigkeiten der Reise vom Cap bis nach dem Eylande Java.

Man betrachtete verschiedene Fixsterne, mit einem zwölfschuhigen Fernrohre z). Die Anmerkungen der Mathematikverständigen, über das Cap und desselben Einwohner sind zwar

...dere, welche davon reden, lassen viele außen, ...d die meisten, welche sie anführen, zeigen sich ...n Himmel nicht, in eben der Lage. Ebendas. ...d. 57. 58 S.

Aus diesen Beobachtungen, schließt Tachard, ...n man zweyerley Vortheile ziehen. Erstlich, ... Abweichung des Magnets, die wir mit dem ...onomischen Ringe zwölftehalb Grad nordwest... ...ts fanden, die zweyte die wahre Länge des Cap, ...che wir aus dem Austritte des ersten Jupiters... ...anten bestimmten, da solcher in Paris um acht ... sechs und zwanzig Minuten gesehen werden ..., und sich auf dem Cap um neun Uhr sieben und ...zig Minuten vierzig Secunden des Abends ereig...: so giebt solches eine Stunde zwölf Minuten vierzig Secunden Unterschied der Mittagskreise. Diese betragen achtzehn Grade. Also sind die Karten mangelhaft, und setzen das Cap fast drey Grad östlicher, als es ist. (Ebendas. a. d. 64 S.)

Der Verfasser bezeuget, daß sich der Abt Choisy bey dieser Beobachtung befunden hat. Dieser selbst erzählet sie auch in seinem Tageregister (I Th. a. d. 85 S.) „Diese Observation allein, „setzet er hinzu, bezahlet alle Werkzeuge, die der Kö„nig hat machen lassen. Ich bin nicht ganz un„nütz dabey gewesen. Währender Zeit, daß der „Pater Fontenay beym Tubus stund, und die an„dern auf die Pendeluhren Achtung gaben, sagte „ich bisweilen: Eins, zwey, drey, vier, die Se„cunden anzuzeigen„.

Tachard 1685.

zwar ihrer Einsicht und ihrer Geschicklichkeit gemäß, aber sie enthalten nichts weiter, als Kolbens Nachrichten, der mit eben so vieler Geschicklichkeit einen Theil seines Lebens auf die Anmerkungen gewandt hat, die wir von ihm haben *a*). Man segelte den 7ten des Brachmonats wieder ab, mit starkem West- und Südwestwinde, die anfänglich die Fahrt sehr beschleunigten. Die Hoffnung, daß sie beständig anhalten würden, machte, daß die Schiffe bis in den sieben und dreyßigsten Grad südlicher Breite rückten, da man denn erkannte, wie richtig die Warnungen des Baron von Rheben waren, der nach den Anmerkungen der holländischen Seeleute, den Jesuiten gemeldet hatte, daß sich die Winde und die Witterung seit vier bis fünf Jahren ungemein geändert hätten, und daß man sich auf die vorherigen Erfahrungen nicht verlassen dürfte. Man verlohr die Westwinde an dem Orte selbst, wo man sie am ordentlichsten zu finden verhoffte. Der Verfasser schließt daraus, wenn man sie von der Höhe des Cap finde, so müsse man fortsegeln, ohne sich weiter nach Süden zu wenden. Weil man also den Vorschriften, welche man aus Frankreich erhalten hatte, gar zu getreu folgte: so verwickelte man sich in Schwierigkeiten, welche die Schiffahrt sehr gefährlich und mühsam machten *b*).

Veränderungen der Winde und Witterungen in diesen Meeren.

Diese Schwierigkeiten dauerten bis den 1ten August, da man ein großes Land entdeckte, und solches für die Insel Java erkannte, von der man sich doch weit entfernt zu seyn geschätzet hatte. Man bemerkte also, daß dieses Eyland viel östlicher, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung um sechzig Meilen näher ist, als man es auf den Karten verzeichnet hat. Man hatte auch Gelegenheit, sich zu versichern, daß die Insel **Mony** genau im zehnten Grad eilf Minuten südlicher Breite liegt, ob sie wohl auf den ordentlichen Karten im achten Grade steht *c*). Auf einer so langen Fahrt sahen die Jesuiten nichts merkwürdiges, als Meerschweine von anderer Größe, Gestalt und Farbe, als sie bisher gesehen hatten. Ihre Schnauze ist nicht so lang, und fast rund. Da sie viel schöner sind, als die ersten, indem sie noch einmal so groß und viel weißer sind: so glaubet der Verfasser, daß es die Fische sind, welche die Alten Delphine genannt haben *d*)

Der II Abschnitt.

Weitere Reise bis nach Siam.

Man schlägt den Franzosen ab, in der Rhede zu Bantam Lebensmittel zu geben. Sie gehen nach Batavia. Aufnahme daselbst. Die Jesuiten besuchen den General. Das Haus, worinnen sie den Pater Fuciti finden. Observationen der Jesuiten zu Batavia. Verschiedene Seltenheiten, die man ihnen weist. Man schränket ihren Eifer ein. Wie übel mit der römischen Religion zu Batavia verfahren wird. Tempel und Gräber der Chinesen daselbst. Die Franzosen segeln wieder ab. Besonderer Zufall. Sie segeln wieder über die Linie. Beobachtungen bey diesen Meeren. Leichengebräuche auf dem Meere.

Man schlägt den Franzosen ab in der Rhede zu Bantam Lebensmittel zu geben.

Der französische Gesandte hatte sich darauf verlassen, daß er sich in der Rhede zu Bantam mit Lebensmitteln versorgen wollte: aber die Holländer, welche halbe Herren dieses Platzes waren; nachdem sie dem jungen Könige ihre Macht geliehen hatten, seinen Vater zu bekriegen, sahen mit Beunruhigung die französischen Flaggen, und fürchteten

Un

a) Man sehe Kolbens Tageregister und die Beschreibung des Cap im IV Theile dieser Sammlung.

b) A. d. 83 u. f. S.

Tachard 1685.

Unternehmung, sich daselbst fest zu setzen, möchte dadurch Schaden leiden. Der Befehlshaber des Fort schlug also den Franzosen die Freyheit ans Land zu gehen ab. Damit er aber ein solches Verfahren, dessen Ursachen zu entdecken er sich nicht unterstund, lindern möchte: so bath er sie sehr höflich, sich nach Batavia zu begeben, wo die beyden Schiffe alle Dienste erhalten würden, die sie von seinem Volke verlangen könnten.

Sie gehen nach Batavia.

Der Ritter **Fourbin** ward an den General von Batavia geschickt, ihm wegen des Gesandten zu complimentiren, da indessen die beyden Schiffe nach der Rhede der Stadt zu rückten, welches desto langsamer und beschwerlicher zugieng, weil sie unter so vielen Eylanden, Klippen und Sandbänken, die man auf diesem Wege antrifft, keinen Piloten hatten, der solche aus der Erfahrung gekannt hätte. Sie ankerten den 18ten August in der Rhede von Batavia, mitten unter siebenzehn oder achtzehn großen Schiffen der holländischen Gesellschaft. Der General hatte alles zugestanden, warum man ihn hatte ersuchen lassen, nämlich, die Freyheit, Holz und Wasser einzunehmen, sich mit allen Erfrischungen zu versorgen, und die Kranken ans Land zu setzen. Wegen des Begrüßens erhoben sich einige Schwierigkeiten. Die Franzosen verlangten, nachdem sie die Festung begrüßt hätten, sollte ihnen solche Schuß für Schuß antworten. Der General sagte, er hätte nie eine Begrüßung beantwortet, dieses wäre weder Engländern, noch Portugiesen, noch einiger andern Nation geschehen, und man hätte sich allezeit befriediget, den Gruß durch ein Admiralschiff, das sich auf der Rhede befunden hätte, zu beantworten. Man stellte ihm aber vor, daß zwischen den Schiffen des Königes und den andern ein Unterschied sey, und daß die Festung nur deswegen noch keinen Gruß beantwortet hätte, weil noch kein französisches königliches Schiff dahin gekommen wäre. Er erkannte die Billigkeit hiervon, mit Bezeugung vieler Ehrfurcht gegen den König, und bezeugte sich in der Folge so gefällig, als der Gesandte von ihm erwartet hatte. Er hieß **Campiche** e).

Wie sie daselbst sind aufgenommen worden.

Er hatte dem Ritter **Fourbin** zu verstehen gegeben, die Jesuiten würden zu Batavia nicht so wohl aufgenommen werden, als am Cap. Die Holländer hatten wirklich einen von ihrem Orden in Verhaft genommen, der seit kurzem aus Tunkin gekommen war, und sein Amt hier allzu öffentlich ausgeübet hatte. Doch erschreckte sie diese Nachricht nicht. Der Pater **Fontenay** und der Verfasser giengen vielmehr mit Einwilligung des Abgesandten ans Land, und zeigten sich um zehn Uhr des Morgens an dem Stadtthore, in der Absicht, den General selbst zu besuchen. Der Officier, der die Wache hatte, führete sie zu dem Großschatzmeister, dem zu Batavia aufgetragen ist, die Fremden vorzustellen. Dieser nahm sie sehr höflich an. Er both ihnen an, sie sollten mit ihm zu Mittage speisen, und den Abend zu erwarten, da der General Audienz zu geben pflegte: aber sie fragten, ob ihnen nicht erlaubt wäre, den Pater **Fuciti** zu sprechen, welches eben der Jesuit war, den die Holländer in dem Hause des verstorbenen Generals **Spelmann** gefangen hielten. Der Großschatzmeister verstattete ihnen solches, und gab ihnen so gar sein Boot, sie dahin zu bringen f).

Mit was für Kühnheit die Jesuiten den General besuchen.

Das Haus lag außer der Stadt: aber so nahe bey der Citadelle, daß es nur durch einen Fluß davon abgesondert war. Der General Spelmann hatte es erbauet, in der großen

Das Haus, in dem sie den Pater Fuciti finden.

c) A. d. 92. 93 S.

d) A. d. 94 S. Man hatte viel Mühe, um Prinzeneyland am Eingange der Meerenge zu kommen.

e) Ebendas. a. d. 13 S.

f) A. d. 114 S.

Tachard 1685.

ßen Sommerhitze daselbst frische Luft zu schöpfen, da die Hitze zu Batavia fast beständig dauert; und die Gesandten und Staatsbedienten ausländischer Fürsten daselbst zu bewirthen. Der Verfasser machet folgende Beschreibung desselben. Es besteht aus zwo großen Galerien, die einen doppelten Winkelhaken bilden. Die äußerste Galerie, welche die andere durchkreuzet, ist sehr breit. Von diesen beyden Galerien kömmt man in Säle, auf welche verschiedene Zimmer folgen. Das ganze Gebäude ist mit Lustplätzen und Gärten umgeben. Rechter Hand befindet sich ein Thiergarten, von allerley Thieren, Hirschen, Hindinnen, Ziegen, Gazellen, Straußen, Störchen, Enten und Gänsen von besonderer Art. Linker Hand, sieht man Gärten und Lusthäuser, welche den angesehensten Personen der Stadt gehören. Hinten findet man ein kleines Lusthaus, das aus drey Zimmern auf der Erde und einer Küche besteht; von den Galerien wird es durch einen großen Hof abgesondert, der sich auf einer Seite nach dem Graben des Fort, und auf der andern bis an das Ufer des Meeres erstrecket. Unter einer der Galerien und queer durch die Lustplätze geht ein kleiner Fluß, dessen man sich bedienet, Wasserbehältnisse daraus zu füllen, und Fische in denselbigen zu halten. Die Lustplätze sind das ganze Jahr durch mit Bluhmen gezieret. Die Bäume sind Orangenbäume, Citronen und Granatenbäume, die da in freyer Erde stehen, und schöne Gänge ausmachen *g*).

Observationen der Jesuiten zu Batavia.

Der Verfasser hat sich mit der Beschreibung dieses schönen Ortes nicht bloß deswegen aufgehalten, weil selbiger dem Pater Fucíti zum Gefängnisse dienete *h*). Das Verspred[illegible] des Baron von Rheden, der den Jesuiten auf dem Cap so viele Höflichkeit erwiesen hatte, nebst dem besondern Schutze des großen Königes, auf dessen Befehl sie diese Reise unternommen hatten, brachten den Statthalter zu Batavia zu so geneigten Gesinnungen gegen sie, daß er sie mit vielen Ehrenbezeugungen empfing, und ihnen des Generals Spelmanns Lusthaus zu astronomischen Beobachtungen einräumete. Er war selbst so wissensbegierig, daß er sich oft dabey einfand. Während der Zeit aber, die sie zu Batavia zubrachten, war der Himmel Tag und Nacht so bedecket, daß sie sich ihrer Werkzeuge sehr wenig bedienen konnten; und wenn sie auch einige Beobachtungen anstellten: so hielten sie solche nicht für sicher genug, sie bekannt zu machen *i*). Der Statthalter wies ihnen in seinem Pallaste verschiedene japanische Seltenheiten, unter andern zwo Menschengestalten, von einer Art Gies[illegible] die sehr wohl gemacht und auf japanische Art in Seide gekleidet waren. Er zeigte ihnen auch gewisse Bäume, die unten in durchlöcherten Steinen voller Zwischenräume stunden, in welche die Wurzeln dergestalt eindringen, daß sie alle ihre Nahrung von dem Wa[illegible] erhalten, das man zu verschiedenen Stunden des Tages darauf gießt *k*).

Verschiedene Seltenheiten, die man ihnen weist.

Man schränket ihren Eifer ein.

Die einzige Bedingung, welche der Statthalter den Jesuiten vorschrieb, war, sich [illegible] rem Eifer für die Religion nicht allzuoffenbar zu überlassen, damit man ihm nicht die Z[illegible] chen der Hochachtung und Gewogenheit übel auslegte, die er ihnen beständig erwies [illegible] Der Verfasser bemerket, daß es mit der katholischen Religion zu Batavia so stehe, wie [illegible] Holland. Für die Bezahlung einer Abgabe an die Obrigkeit, ist die freye Uebung a[illegible] Secten und selbst der Abgötterey verstattet; nur die römische Religion ist davon ausgeschlo[illegible] Vor einiger Zeit hatten die Portugiesen, die sich in Menge daselbst befinden, der öffen[illegible]

sch[illegible]

g) A. d. 113 S.

h) Weil nämlich dieser Mißionar seinen Eifer zu Batavia hatte zu weit gehen lassen, war er in dieses Haus verwiesen worden, und hatte [illegible] Schildwache vor der Thüre, welche die Ne[illegible] katholischen abhielt, hineinzugehen.


LAUBERHÜTTE
worinnen die Chineser die Todtenfeste begehen.

schen
in ei
jähr
schen
den n
Kirch
dere i
Lande
selbst

schreib
ser, n
macher
gehabt
C
und ih
ben, ih
bey die
Es sind
ben Se
wenigste
ern, u
rey ode
n, zug
Ne
schen K
e alle na
iger H
eine Fe
n Gra
ber die
ld, vo
ket wa
n die a
sah v
der M
merkte
. M
bnisse
r aus

) A. d
) A. d
) A. d

Tachard 1685.

schen Gesellschaft eine ansehnliche Summe angebothen, um eine Kirche in der Stadt oder in einer Vorstadt bauen zu dürfen. Sie verbanden sich so gar außer diesen gegenwärtigen, jährlich sechzehn tausend Thaler zu zahlen. Man trug die Sache dem Rathe der ostindischen Gesellschaft vor, welcher sie nach Holland an die Vorsteher verwies: aber diese fanden nicht für gut, den Katholischen solche Gefälligkeit zu erzeigen. Es befinden sich vier Kirchen zu Batavia; in zwoen wird holländisch geprediget, davon eine im Fort, die andere in der Stadt ist; in der dritten geschieht dieses auf portugiesisch, welches die ordentliche Landessprache ist, und in der vierten für die Franzosen, die sich in ansehnlicher Menge daselbst befinden m).

Wie übel mit der römischen Religion zu Batavia verfahren wird.

Tachard bemerkte nichts in der Stadt Batavia, das man in der besondern Beschreibung derselben nicht umständlicher lesen könnte n). Aber bey Gelegenheit der Chineser, welche sich dahin begaben, nachdem ihr Land war von den Tartarn erobert worden, machet er einige merkwürdige Erinnerungen, auf welche bisher noch kein Reisender Acht gehabt hat.

Besondere Anmerkungen von dem Tempel und den Gräbern der Chineser zu Batavia.

Er hatte von einem katholischen Soldaten erfahren, daß die Chineser ihren Tempel und ihre Begräbnisse eine halbe Meile von Batavia im Lande hätten, und ersuchte denselben, ihn mit seinen Gefährten dahin zu führen, um ihre Ceremonien zu sehen. Sie sahen bey diesem Spaziergange zugleich mit die Gegend um die Stadt, und die Wege dahin. Es sind Alleen, deren Ende man nicht sehen kann, von außerordentlicher Breite, auf beyden Seiten mit gewissen beständig grünenden Bäumen eingefasset, welche viel gerader, und wenigstens eben so hoch sind, als unsere höchsten Bäume, und mit verschiedenen Lusthäusern, und wohl unterhaltenen Gärten gezieret. Beym Ausgange aus Batavia fanden sie zwey oder vier solche Alleen, welche alle nach dem Thore, zu dem sie heraus gegangen waren, zugiengen. Man kann sich nichts angenehmers vorstellen.

Nachdem sie eine halbe Meile zurück gelegt hatten: so kamen sie an den ersten chinesischen Kirchhof in einem Gehölze, wo man verschiedene kleine Wege durchgehauen hatte, die alle nach verschiedenen Begräbnissen zugiengen. Daselbst begräbt man die Chineser von niedriger Herkunft, die Gräber sind auch nicht prächtig. Einige Schritte davon, liegt die kleine Festung Jacatra. Sie hat vier Bollwerke, die nicht bekleidet sind, und einen elenden Graben. Die Holländer halten da eine Besatzung von funfzig bis sechzig Mann. Über dieses Fort hinaus giengen die Jesuiten in ein Gehölze, oder vielmehr in ein großes Feld, voll unzähliger Hügel, die alle mit kleinen Wäldchen, die sich überall zeigten, bedecket waren, welches eine sehr schöne Aussicht gab. In diesem zweyten Kirchhofe begraben die chinesischen Bonzen die Vornehmen von ihrem Volke. Oben auf einem dieser Hügel sah der Verfasser eine sehr schön eingerichtete Lusthütte von Bäumen, mit einer Tafel in der Mitte und Bäumen herum, darauf vierzig Personen bequemlich sitzen können. Er bemerkte daselbst verschiedene seltsame Götzenbilderchen, die an den Aesten der Bäume hingen. Man sagte ihnen, die Bonzen hielten daselbst die Todtenfeste. Die meisten Begräbnisse sind sehr wohl angelegete Grabmähler, die gut in die Augen fallen. Man theilet uns aus dem Verfasser die Abzeichnung eines der schönsten mit, woraus man die andern

R 3 wird

k) A. d. 122 S.
l) A. d. 123 S.
…) A. d. 122 S.

m) Ebendas. a. d. 124. 125 S.

n) Im VIII Buch dieser Sammlung.

Tachard 1685.

wird beurtheilen können, weil alle einander ähnlich sind, nur daß manche Drachen statt der Löwen, und, nach ihrer Pracht, mehr oder weniger Stufen und Höhe haben o).

Als die Jesuiten von diesem Kirchhofe weggiengen: so höreten sie Cymbeln und Schellen. Sie giengen dem Tone nach, und begaben sich in den Tempel der Chineser, wo die Priester versammlet waren. Er ist ungefähr wie die kleinen Kirchen in Frankreich gebauet. Der Eingang ist eine große und von allen Seiten offene Halle. Daselbst stellen sich die Chinesen hin, welche sich bey den Opfern einfinden. Sie reden daselbst mit einander, sie speisen, sie trinken mit aller Freyheit. Sie machen auch keine Schwierigkeit, Fremde dazu einzuladen. Die Jesuiten wollten den Betel und Arecka, die man ihnen anboth, nicht annehmen, aus Furcht, sie möchten den Götzen geopfert gewesen seyn. An beyden Seiten des Thores des Tempels, unter der Halle, befanden sich wirklich gleichsam zween Altäre mit Stufen darauf, als wie diejenigen sind, welche bey den Katholischen die Leuchter darauf zu setzen dienen. Auf denselben stunden viele Pyramiden voll Confituren, Betel und Arecka, in funfzig oder sechzig Porcelanen von der Größe eines Tellers, welche die Chineser den Götzenbildern darbiethen, ehe sie den Bonzen selbiges geben, oder es selbst essen. Man sah auf diesen Stufen verschiedene Bilder von Menschen und Thieren. Mitten unter den Menschenbildern befand sich [illegible], welche einen Bonzen mit einem sehr schwarzen und langen Barte vorstellte, der in einem Buche las, das er sehr nahe vor die Augen hielt, als ob er ein kurzes Gesicht hätte. Bey ihm befand sich ein anderer Lehrer, mit einem weißen Barte, und einer Art von Hälschen, der öffentlich zu reden schien. Wie die Jesuiten in dem Tempel hinein kamen, sahen sie sieben bis acht Priester in ihren priesterlichen Kleidungen, die den unsrigen ziemlich ähnlich sind. Derjenige, welcher der oberste zu seyn schien, befand sich in der Mitten in Begleitung drey bis vier anderer, welche mit ihm einerley Ceremonien verrichteten. Hinter ihnen waren zweene oder drey niedrigere Geistliche, welche sich bis auf die Erde neigeten, da die Neigungen der andern nicht so tief waren; noch zween andere hatten kleine Klöckchen in Händen.

In einem Winkel unweit des Thores, schlug einer auf Kesseltrummeln; nach dem Schalle dieser und der Klöckchen giengen alle Priester im Tacte vom Altare, mit einem langsamen und sittsamen Schritte, einige mal herum, bald folgten sie einer nach den andern, bald stellten sie sich in die Runde, und sungen beständig auf eine ganz angenehme Art.

Während des Opfers sonderten sich zween von denen, die bey dem Altare stunden, ab, und zündeten Räuchereкerzen und Lichter an. Außer dem Hauptaltare, der sich in der Tiefe der Capelle befand, war noch ein anderer zur Linken. Die Priester näherten sich keinem von beyden, ohne tiefe Verbeugungen.

Der Anblick einiger Fremden schien die Chineser etwas bestürzt zu machen, weil auf einer von den Missionarien ihnen berichtete, sie wären Priester Gottes des Himmels und der Erden, und giengen nach China, die einzige und wahre Religion zu predigen. Sie hätten gewünscht, auch die übrigen Ceremonien zu sehen: aber sie erfuhren, daß das Opfer verrichtet würde, den Teufel aus dem Leibe eines Kranken zu treiben. Dieses erregte einen Abscheu bey ihnen, und veranlassete, sie wieder nach der Stadt zu kehren p).

Die Franzosen segeln wieder ab.

Montages den 26sten August, giengen die beyden französischen Schiffe mit günstigem Winde aus der Rhede von Batavia ab. Diesen Tag hatten sie eine Beunruhigung, die von einer außerordentlichen Ursache herrührete. Zwischen acht und neun Uhr des Abends bey einer sehr dunkeln Nacht, bemerkten sie plötzlich zweene Musketenschüsse von ihnen [illegible]

o) S. die Figur. p) A. d. 130 S.

Tachard 1685.

großes Schiff, das auf sie los kam, und den Wind hinter sich hatte. Die Leute in dem vornehmsten Schiffe schrieen vergebens. Man antwortete ihnen nicht. Da der Wind ziemlich stark war: so hatten sie das Schiff bald bey sich. Die Art, wie es regieret wurde, brachte sie anfänglich auf die Gedanken, es hätte die Absicht, sie von der Seite anzugreifen, und da sie seine beyden niedrigen Segel eingezogen sahen, wie bey dem Vorsatze zu schlagen gewöhnlich ist: so zweifelten sie nicht, es würde ihnen eine völlige Lage geben. Dieser Ueberfall machte sie eben nicht bestürzt. Alles begab sich auf das Verdeck. Der Gesandte sah, daß dieses Schiff mit seinem Boegsprietmaste, der auf das Hintercastell losgieng, an das seinige angehängt war, ohne daß sich indessen ein Feind zeigte, und urtheilte, man müßte wohl nicht die Absicht haben, ihn anzugreifen. Er begnügte sich, einige Musketenschüsse thun zu lassen, um diese Unbekannten, über deren Unbedachtsamkeit er sich wunderte, zu erinnern, daß sie etwas besser auf ihrer Huth seyn sollten. Ihr Schiff beschädigte das Obertheil des französischen, und sonderte sich selbst ab, ohne daß sich nur ein einziger Matrose sehen ließ. Nach vielerley Ueberlegungen über diese außerordentliche Begebenheit, schrieb man sie einem Fehler zu, der bey Regierung des Schiffes wäre begangen worden. Aber bey der Ankunft zu Siam, erfuhr man von einem holländischen Schiffe, das nach den beyden französischen von Batavia abgegangen war, daß es ein amsterdamisches von Palimban kommendes Schiff wäre, auf dem alle Leute im Schlafe oder betrunken gewesen wären q).

Besonderer Zufall.

Sie kamen mit vieler Mühe durch die Bänke und Untiefen der Enge von Banka, wo die Einfahrt für diejenigen, welche da nicht bekannt sind, allezeit ungemein schwer ist. Sie fanden die Hitze, da sie das zweytemal über die Linie segelten, in einem Meere, das mit Land umgeben ist, viel heftiger, als auf dem hohen Meere, bey der Fahrt nach dem Cap. Die Windstillen sind daselbst auch seltener; denn die Meerwinde oder Landwinde lassen das Meer nie ruhig. Der Verfasser bemerket, die wahre Art, in diesem Meere sicher fort zu kommen, bestehe darinnen, daß man stets von einem Lande zum andern, in zwölf, funfzehn, oder zwanzig Klafter Wasser gehe, ohne die Küsten aus dem Gesichte zu lassen. Bey dieser Vorsichtigkeit kann man leicht alle Augenblicke ankern, wenn man durch die Ströme darzu genöthiget wird, die nach dem Lande zu treiben, oder gewisse heftige Winde empfindet, welche ordentlich die starken Stürme begleiten, die bey den Seeleuten Sumatres heißen, vermuthlich weil sie auf dem Eylande Sumatra entstehen. Die Franzosen stunden einen nach ihrer Abreise von Batavia aus q).

Sie segeln wieder über die Linie.

Beobachtungen bey diesen Meeren.

Den 5ten des Weinmonates, fingen sie an, das Land Asiens gegen die Spitze von Malaca zu entdecken. Der Jesuiten waren nun sieben; denn sie hatten den Pater Fuciti von Batavia mitgenommen. Sie empfanden alle eine geheime Freude, die Oerter zu sehen, die mit dem Schweiße des heiligen Xavers benetzet waren, und sich in den Meeren befinden, die seine Schiffahrt und seine Wunder so berühmt gemachet haben. Man fuhr bald an den Küsten von Johor, Patane, und Pahan vorbey, die dem Könige von Siam zinsbar sind, und den Holländern alle Handlung in ihren Staaten lassen. Ein junger Edelmann aus der Normandie, Namens d'Herbeville, der sich in dem Gefolge des Gesandten befand, starb hier an einem Blutflusse, den 6ten des Herbstmonates, weil er allzuviel Früchte zu Batavia gegessen hatte. Der Verfasser bemerket, daß man auf dem Meere wenig Umstände mit den Leichen machet. Man singt einige Gebethe, wickelt darauf den Körper in ein leinen Tuch ein, bindet ihm eine große Kugel an die Füße, und läßt ihn von einem Brette, darauf man ihn gelegt hat, sachte ins Meer fahren r).

Leichengebräuche auf dem Meere.

Der

q) A. d. 136 S. r) A. d. 139 und vorhergeh. S.

Tachard 1685.

Der III Abschnitt.

Beschreibung der Ankunft und Aufnahme zu Siam.

Ankunft vor der Barre zu Siam. Stadt Bancock. Geschichte des Constance, ersten Staatsministers. Er geht in englische Dienste. Sein Schiffbruch und Traum, der ihn zum Glücke führet. Wie er bey dem Könige von Siam beliebt wird. Seine Abbildung und großen Verdienste. Wie die Franzosen zu Siam empfangen werden. Compliment eines Mandarins an den Gesandten. Der Verfasser wird in die Hauptstadt geschickt. Schöner Weg. Oeftere Ueberschwemmungen in Siam. Menge der Pagoden. Ankunft des Verfassers zu Bancock. Dörfer und deren Gestalt. Der Verfasser kömmt in Siam. Er besuchet den Pallast, der für die Gesandten bestimmet ist. Wohnung des portugiesischen Jesuiten Suarez. Staatsbalone und Zurüstungen, die Franzosen zu empfangen. Pracht des Constance. Besondere Gewogenheit gegen die Franzosen. Königliches Gastmahl. Pagode des Pallastes, und Reichthümer derselben. Erstaunliches Götzenbild von dichtem Golde. Wunderschöne Pagode. Gastereyen und Belustigungen bey denselben. Comödien. Marionetten. Springer. Concert. Auszug des Königes. Abschaffung eines lächerlichen Gebrauches. Ordnung des Zuges. Begrüßung des Königes von seinem Volke. Wettstreit der Balonen.

Ankunft vor der Barre zu Siam.

Den 22sten des Herbstmonats bemerkte man endlich die Mündung der Rivier von Siam, und den folgenden Morgen ankerte man drey Meilen von der Barre, die sich bey der Einfahrt befindet. Der Gesandte schickte sogleich den Ritter **Fourbin**, und Herrn **Vachet**, einen Missionar, der schon im Lande bekannt war, ab, seine Ankunft dem Könige und dessen Ministern zu melden. Der erste sollte nicht weiter, als bis **Bancock** gehen, welches der erste Ort im Königreiche ist, und am Ufer des Flusses, zehn Meilen von der Mündung liegt, der andere sollte ein **Balon**, welches eine Art sehr leichter Fahrzeuge ist, nehmen, um sich baldigst nach der Hauptstadt zu begeben. Der Befehlshaber zu Bancock, ein Türke von Geburt, sandte auf die erhaltene Nachricht von der Ankunft der französischen Abgesandten eiligst einen Expressen nach Hofe. Man hatte aber diese Nachricht daselbst schon von der Küste Koromandel, durch einen Brief an den Staatsminister Constance, erhalten. Der Verfasser erzählet die Herkunft und das Schicksal dieses Mannes, der [illegible] vielen Glücksfällen unterworfen, und so berühmt geworden ist.

Stadt Bancock.

Geschichte des Constance, ersten Ministers in Siam.

Eigentlich hieß er **Constantin Phaulkon**, und so unterschrieb er sich. Er war ein Grieche von Nation, und zu Cephalonien geboren. Sein Vater war ein venetianischer Ed[illegible]mann *r*), ein Sohn des Statthalters dieser Insel, und seine Mutter aus einer der ä[illegible]sten Familien des Landes. Die übele Lebensart seiner Aeltern hatte ihr Vermögen so ve[illegible]ringert, daß er seit seinem zwölften Jahre einsah, wie er sich kein Glück, als von [illegible] eigenen Geschicklichkeit, zu versprechen habe. Er begab sich auf ein englisches Schiff, [illegible] nach England zurück gieng. Sein Verstand und sein angenehmes Bezeugen machte, [illegible] er einige Gewogenheit zu London erhielt. Da er aber sah, daß solches seiner Hoffnu[illegible] nicht völlig gemäß war: so begab er sich in den Dienst der englischen Gesellschaft, nach Ind[illegible] zu gehen. Er war einige Zeit zu Siam gebraucht, und beschloß endlich, mit dem wenig[illegible] was er sich erworben hatte, einen Handel für sich anzufangen. Er rüstete ein Schiff a[illegible] welches die widrige Witterung zweymal nach der Mündung der Rivier von Si[illegible] zurücktrieb, und das endlich auf der Küste von Malabar scheiterte. **Constance** rettete [illegible]

Er geht in englische Dienste.

r) Andere schreiben ihm eine sehr niedrige Geburt zu; aber man darf nicht muthmaßen, daß ein Mann, wie der P. Tachard, von einer zweif[illegible]ten Sache so gewiß würde geredet haben.

Tachard 1685.

Sein Schiffbruch und Traum, der ihm zu seinem Glücke führet.

ls sein Geld, das in zwey tausend Thalern bestund, und das er allein von allem seinen Vermögen übrig hatte, und warf sich damit auf das Ufer voll Traurigkeit, Mattigkeit und Schlaf. „Es kam ihm alsdenn vor, (und er hat es den Verfasser mehr als einmal „versichert, daß er nicht wisse, ob er geschlafen oder die Augen offen gehabt habe) t) als „sähe er eine majestätische Person, die ihn günstig ansähe, und mit viel Gütigkeit zu ihm „sagte: kehre gerades Weges wieder zurück.“ Dieser Traum, oder diese wahre Erscheinung machte ihm wieder Muth. Den folgenden Morgen gieng er am Ufer des Meeres spatzieren, und überlegte, wie er wieder nach Siam zurückkehren wollte, indem zeigte sich ihm in Mann, dessen Kleidungen sehr naß waren, und der sich ihm niedergeschlagen und traurig näherte. Es war ein Gesandter des Königes von Siam, der auf der Rückkehr aus Persien durch eben den Sturm Schiffbruch gelitten, und nichts als sein Leben gerettet hat. Die siamische Sprache, welche sie beyde redeten, diente ihnen, ihre Begebenheiten einander mitzutheilen. Bey der großen Noth, in der sich der Gesandte befand, erboth ich Constance, ihn wieder nach Siam zu bringen. Er kaufte für seine zwey tausend Thaler ein Fahrzeug und Lebensmittel. Dieser so emsige und so großmüthige Beystand rührte den Gesandten dergestalt, daß er auf nichts weiter, als auf seine Erkenntlichkeit, dachte.

Wie er bey dem Könige von Siam beliebt wird.

Bey seiner Ankunft zu Siam, konnte er sein Unglück dem **Barcalon**, oder dem ersten Staatsminister, nicht erzählen, ohne zugleich seinen Wohlthäter zu erwähnen. Dieses veranlaßte eine Unterredung mit dem **Constance**, bey welcher dessen Verstand den Barcalon einnahm, und auf diese Hochachtung folgte bald ein völliges Vertrauen. Der Minister besaß viel Einsicht, aber er arbeitete nicht gern. Er freuete sich, einen geschickten und treuen Mann gefunden zu haben, auf den er sich bey seinen Verrichtungen verlassen könnte. Er redete deswegen selbst mit dem Könige, der nach und nach eben die Neigung für den Constance bekam. Verschiedene glückliche Begebenheiten dieneten, solche zu vergrößern. Nach dem Tode des Barcalon beschloß der Monarch, Constancen zu dessen Nachfolger zu ernennen. Dieser entschuldigte sich deswegen, doch ohne eine andere Ursache, als weil er den Neid der Großen fürchtete, erboth sich aber, seine Dienste eben so eifrig fortzusetzen, und diese Bescheidenheit gab seinen Verdiensten einen neuen Glanz. Der Verfasser vereinigt alle Züge desselben in einem kurzen Lobe. „Er besaß eine Leichtigkeit in Verwaltung der Geschäffte, Emsigkeit bey deren Ausführung, Treue in Besorgung der Einkünfte, und eine Uneigennützigkeit, vermöge der er selbst die Besoldungen seines Amtes ausschlug. Alles gieng durch seine Hände; indessen hatte die große Gnade, die er genoß, ihn nicht verändert. Jedermann konnte leicht vor ihn kommen; er war gütig, gesprächsam, allezeit bereit, die Armen zu hören, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, aber strenge gegen die Großen und Beamten, welche ihre Pflicht verabsäumen u).“ In England hatte er die protestantische Religion angenommen. Einige Unterredungen, die er zu Siam mit zween Jesuiten hatte, brachten ihn wieder zu den Grundsätzen der römischen Kirche, in denen er gebohren war x).

Seine Abbildung und seine großen Verdienste.

Wie die Franzosen zu Siam empfangen werden.

Daß die Franzosen zu Siam auf eine Art aufgenommen wurden, die sie nicht besser von ihren getreusten Bundesgenossen erwarten konnten, ist der Hochachtung des Hrn. Constance für ihre Nation zuzuschreiben, es mag nun solches von der hohen Vorstellung, die er sich von Frankreich gemacht hatte, von seinem Eifer für die römische Religion, oder von einem

t) A. d. 141. u. f. Seite. u) A. d. 144 S. x) A. d. 145 S.

Tachard 1685.

einem natürlichen Geschmacke an den Wissenschaften, hergerühret haben. Man befahl, den Gesandten mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Die vornehmsten Herren des Reichs kamen bis an die Barre, ihn zu bewillkommen. Constance gieng in der Stadt Siam selbst in das Haus, das er den Gesandten zu empfangen auserſehen hatte, solches zu bezeichnen, und ließ in der Nachbarschaft verschiedene Zimmer bauen, wo sich die Edelleute von desselben Gefolge aufhalten sollten. Man führete von fünf zu fünf Meilen, am Ufer des Flusses, sehr schöne und prächtig ausgezierte Häuser auf, bis nach der Tabanque y), die eine Stunde von der Stadt Siam ist, damit der Gesandte unterweges darinnen ausruhen könnte. Die Balonen des Staats wurden emsig zugerüstet, und Kosten und Arbeit dabey im geringsten nicht geschonet, das Fest auf alle mögliche Art prächtig zu machen.

Compliment eines Mandarins an den Gesandten.

Die großen Mandarinen, denen das erste Compliment aufgetragen war, kamen in des Gesandten Schiff; da denn der Aelteste ihm wegen seiner Ankunft Glück wünschte, und nach dem Begriffe der Seelenwanderung, von dem die Morgenländer sehr eingenommen sind, hinzusetzte: „Er wüßte wohl, daß Se. Excellenz vordem in großen Geschäfften „wäre gebraucht worden, und vor mehr als tausend Jahren aus Frankreich nach Siam ge„kommen wären, die Freundschaft der Könige, welche damals beyde Königreiche be„herrscht hätten, zu erneuern. Der Gesandte beantwortete das Compliment, und setzte „hinzu: er erinnere sich nicht, daß ihm jemals sonst eine so wichtige Verrichtung wäre auf„getragen gewesen, und dieses sey die erste Reise, die er seines Wissens nach Siam thue z). Nachdem die Mandarinen wieder in die Galeere kamen, die sie auf das Schiff gebracht hatten, schrieben sie alles auf, was sie auf dem französischen Schiffe gesehen und gehöret hatten.

Der Verfasser wird in die Hauptstadt gesandt.

Der Verfasser erhielt Befehl, mit zween seiner Gefährten voraus zu gehen, und begab sich mit ihnen in eine Schaluppe, welche den Abend an der Einfahrt der Rivier anlangte. Ihre Breite ist an diesem Orte nur eine kleine Meile. Eine halbe Meile weiter wird sie noch um mehr als zwey Drittheile enger, und von dar an ist ihre größte Breite nur ungefähr hundert und sechzig Schritte. Aber der Canal des Flusses ist sehr schön;

Schöner Weg.

und es mangelt ihm nicht an Tiefe. Die Barre ist eine Bank von Moder, die sich an der Einfahrt befindet, wo auch die größte Fluth nicht über zwölf bis dreyzehn Fuß Wasser giebt. Der Verfasser redet mit Verwunderung von der Aussicht auf diesem Flusse. Das Ufer, saget er, ist auf beyden Seiten mit beständig grünenden Bäumen bedecket, darüber hinaus sind große Flächen, deren Ende man nicht sehen kann, mit Reiße bedeckt. Da alles Land, das der Fluß bewässert, bis auf eine Tagereise über Siam, sehr niedrig ist,

Oefterer Ueberschwemmungen in Siam.

so ist der größte Theil davon, die Hälfte des Jahres über, unter Wasser, und diese ordentliche Ueberschwemmung entsteht von gewissen Regengüssen, die allezeit viele Monate anhalten. Ihnen hat das Königreich einen solchen Ueberfluß an Reiße zu danken, daß es damit, außer der Nahrung seiner Einwohner, auch die Nachbarn versorgen kann. Sie verschaffen auch die Bequemlichkeit, daß man mitten auf die Felder im Balon gehen kann, daher man überall eine erstaunliche Menge kleiner Fahrzeuge sieht. Man sieht auch große, die als wie Häuser bedecket sind. Ganze Familien wohnen darinnen, und viele, die sich zusammen halten, machen gleichsam schwimmende Dörfer aus a).

y) So heißt das Zollamt.

z) A. d. 147 S.

a) A. d. 149 S.

Tachard 1685.

Verschiedene Beobachtungen des Verfassers.

Die Nacht überfiel die drey Jesuiten, aber sie verhinderte sie nicht, ihre Reise fortzusetzen. Sie sahen mit Ergötzung eine Menge leuchtender fliegender Insecten, mit denen alle Bäume am Ufer des Flusses bedecket sind. Man hätte sich einbilden sollen, diese Bäume wären mit einer unzähligen Menge Lichter bedecket, welche der Wiederschein im Wasser, das so glatt als ein Spiegel war, noch vermehrte. Indem sie sich mit diesem Anblicke belustigten, wurden sie in einem Augenblicke von unzählig vielen Moskiten, oder Maringouins umringt, deren scharfer Stachel selbst durch die Kleider dringt. Mit Anbruche des Tages entdeckten sie eine große Menge Affen und Sapajour, die auf den Bäumen kletterten, und sich rottenweise zusammen hielten. Nichts aber schien ihnen angenehmer, als die **Aigretten**, mit denen die Bäume bedeckt sind, und die von weitem als ihre Blüthen aussehen. Die Vermischung der weißen Farbe der **Aigretten**, und der grünen des Laubes, ergötzet das Auge ungemein. Die siamische **Aigrette** ist der africanischen ziemlich ähnlich; es ist ein Vogel von der Gestalt eines Reyhers, aber viel kleiner. Seine Leibesgestalt ist artig, sein Gefieder schön, und weißer, als Schnee. Er hat auf dem Rücken und unter dem Bauche Federbüsche, die seine vornehmste Schönheit ausmachen, und ihm eine außerordentliche Gestalt geben *b*). Alle Vögel auf dem Felde haben sehr schönes Gefieder, manche gelb, andere roth, blau, grün, und ihrer sind erstaunlich viel. Die Siamer glauben die Seelenwanderung, und tödten also die Thiere nicht, aus Furcht, die Seelen ihrer Aeltern und Verwandten, die vielleicht darinnen wären, daraus zu vertreiben.

Menge der Pagoden.

Man kann keine Meile zurücklegen, ohne eine **Pagode**, das ist, einen Götzentempel anzutreffen, bey dem sich ein kleines Kloster von **Talapoinen**, welches die Priester und Geistlichen des Landes sind, befindet *c*). Sie leben in einer Gemeinschaft, und ihre Klöster sind zugleich auch Schulen, wo die vornehmen Kinder erzogen werden. So lange diese sich unter der Aufsicht der **Talapoinen** befinden, tragen sie auch derselben Kleidung, welche aus zweyen Stücken eines braunen baumwollenen Zeuges besteht, davon eines sie vom Gürtel bis unter die Knie zu bedecken dienet; von dem andern machen sie sich eine Binde, die sie wie ein Wehrgehenk über den Leib ziehen, bisweilen wickeln sie sich auch darein, wie in einen kleinen Mantel. Man bescheeret ihnen den Kopf und die Augenbraunen, wie ihren Lehrern, welche den Himmel zu beleidigen, und wider die Bescheidenheit zu sündigen glauben, wenn sie daselbst die Haare wachsen ließen *d*).

Ankunft des Verfassers zu Bancock.

Nachdem sie die ganze Nacht gerudert hatten: so langten sie um zehn Uhr des Morgens zu Bancock an. Dieses ist der wichtigste Platz des Reiches, weil er die Ueberfahrt über den Fluß in seiner Gewalt hat, da sich auf dem andern Ufer ein Fort befindet. Beyde Ufer waren mit Geschütze wohl versehen, aber wenig befestiget. Herr de la **Mare**, ein französischer Ingenieur, der zu Siam gelassen wurde, erhielt vom Könige Befehl, sie ordentlich zu befestigen *e*).

Dörfer und deren Gestalt.

Von Bancock bis Siam traf man eine Menge Aldeas, oder Flecken an, mit denen das Ufer überall bebauet ist. Jedes ist nur ein Haufen Hütten, die wegen der Ueberschwemmungen auf Pfeilern erhöhet sind. Sie sind aus Bambus erbauet, welcher Baum in ganz Indien sehr gebraucht wird. Der Stamm und die großen Aeste dienen zu Pfeilern und Pfosten, die kleinen Aeste zum Dache und zu den Wänden. Bey jedem Flecken sieht

S 2 man

b) A. d. 150. S.
c) Man sehe oben die Beschr. des Königr. Siam.
d) A. d. 151. S.
e) Ebendas.

Tachard 1685.

man einen Bazar, oder schwimmenden Markt, in dem diejenigen, die auf dem Flusse fahren, ihre Mahlzeit allemal bereit finden; sie treffen nämlich Früchte, gekochten Reiß, Arrack, oder eine Art Branntewein aus Reiße und Kalke, an, und verschiedene siamische Leckerbissen, davon die Europäer nicht essen mögen.

Der Verfasser kömmt in Siam.

Den folgenden 3ten des Weinmonats kam der Verfasser in Siam, sieben Monate nach seiner Abreise von Brest. Er ließ sich sogleich in das Haus des P. Suarez führen, welches der einzige Jesuit war, der sich damals in der Stadt befand; und von dar nach dem französischen Handelshause, wo ihn die Beamten der Gesellschaft wohl empfingen. Nachgehends begab er sich in den Pallast, den der König für den Gesandten zurechte machen ließ, wo er den Herrn Constance, den vornehmsten, oder vielmehr den einzigen Minister des Königreichs, antraf, dessen Verdienste, so viel man auch durchgehends aus ihnen machte, ihm doch noch größer zu seyn schienen, als der Ruf von denselben.

Er besucht den Pallast, der für den Gesandten bestimmt ist.

Dieser Pallast war eines von den schönsten Häusern der Stadt, welches der Minister prächtig hatte auszieren lassen. Er machte sich das Vergnügen, dem P. Tachard die Zimmer zu weisen. Unter den Zimmern des ersten Stockwerks befanden sich zween Säle, gleich auf dem Boden, mit sehr schönen und feinen gemalten Tapezereyen. Der erste war mit Stülen von blauem Sammet versehen, und der andere hatte Stühle von rothem Sammet, mit goldenen Fransen. Das Zimmer des Herrn Gesandten war mit einem japanischen Windschirme von besonderer Schönheit umgeben, aber nichts war so prächtig, als der Saal zum Divan. Dieses war ein großer getäfelter Platz, den ein großer Hof von den übrigen Zimmern absonderte, und der in der Absicht erbauet war, im Sommer frische Luft darinnen zu schöpfen. Der Eingang war mit einem Springbrunnen gezieret, innewendig sah man eine Erhöhung mit einem Lehnstuhle, und einen Himmel darüber, alles sehr kostbar. In den Vertiefungen entdeckte man die Thüren zu zwey kleinen Zimmern, die auf den Fluß giengen, und sich zu baden dieneten. Auf allen Seiten sah man Porcellain von allerley Größe, welches sehr wohl geordnet in verschiedenen dazu eingerichteten Plätzen in der Wand stund *g*).

Wohnung des portugiesischen Jesuiten Suarez.

Der Jesuit, P. Suarez, war siebenzig Jahr alt, von dem er mehr als dreyßig in Indien zugebracht hatte. Er befand sich nicht im Stande, seine Gesellschafter bey sich zu behalten, weil sein Haus nur aus einer Kammer, und einem Zimmer dabey, bestund, welches alles beydes so elend und so schlecht verwahret war, daß die Toquets, eine Art giftiger Eydexen, überall hinter seinen Behältnissen, und seinem Hausrathe, herumkrochen: daher ließ Herr Constance auch für die sieben fremden Jesuiten, sieben kleine Kammern und eine Gallerie für ihre Instrumente bauen. Fast hundert Arbeiter hatten damit zu thun, und zweene Mandarinen trieben sie Tag und Nacht an.

Staatsbalone und Zurüstungen, die Franzosen zu empfangen.

Da man an diesen Zurüstungen auf das eifrigste arbeitete: so ließ der König [illegible] von den vornehmsten seines Hofes, nebst zehn Mandarinen, jeden in einem Staatsbalon abgehen, um den abzuholen, der für den Gesandten bestimmt war, um ihn an die [illegible]fahrt des Flusses zu bringen. Er war prächtig, über und über vergoldet, zwey und [illegible]zig Fuß lang. Ihn führten siebenzig wohlgewachsene Leute mit Rudern, die mit Silber[illegible] überzogen waren. Die Chirole, oder eine Art von einem kleinen runden Dache, wie [illegible] Thurmhaube, das sich in der Mitte befindet, war mit Scharlache überzogen, und inn[illegible]

f) A. d. 153 S. *g*) Ebendas. a. d. 155 S. *h*) Ebendas. a. d. 156 S.

dig mit chinesischem Goldbrocade ausgeschlagen, nebst eben solchen Vorhängen. Die Geländersäulen waren von Elfenbeine, die Küssen von Sammet, und der Boden mit einem persischen Teppiche bedecket. Diesen Balon begleiteten sechszehn andere, wovon viere, die auch mit einem Teppiche auf den Fußboden, und scharlachenen Bedeckungen, versehen waren, für die Edelleute der Gesandschaft, die zwölf andern aber für die übrige Begleitung dienen sollten. Der Statthalter von Bancock kam auch darzu, nebst den vornehmsten Mandarinen aus der Nachbarschaft, so daß der Aufzug ungefähr aus sechs und sechzig Balonen bestund, als sie an die Einfahrt des Flusses gelangten *h*). Diese Art von Schiffen, welche die Siamenser Balonen heißen, haben eine ganz besondere Gestalt. Sie sind sehr lang und schmal. Man sieht welche, die so lang sind als Galeeren, nämlich hundert oder hundert und zwanzig Fuß lang, obgleich ihre größte Breite noch nicht sechs Fuß beträgt. Die Ruderbänke sind mit hundert, hundert und zwanzig, manchmal auch dreyßig Rudern, besetzt.

Tachard 1685.

Ob sich der Verfasser gleich bey dem Einzuge des Gesandten, und bey den außerordentlichen Feyerlichkeiten, welche die Pracht seiner ersten Audienz erhoben, weitläuftig aufhält, und sich beständig Mühe giebt, zu zeigen, wie viel der siamische Hof von seinen alten Gebräuchen nachgelassen habe, der französischen Nation gefällig zu seyn: so scheint doch diese umständliche Erzählung destoweniger zu seiner Nachricht zu gehören, weil er so gar die meisten Begebenheiten, die er berichtet, nicht einmal selbst mit angesehen, und diese Umstände, wofern sie einigen Platz in dieser Sammlung verlangen können, zu dem Artikel vom Herrn **Chaumont** gehören, welcher selbst das Tageregister seiner Reise herausgegeben hat. Hier scheint es genug zu seyn, daß man dem P. Tachard in seinen eigenen Beobachtungen folget *i*).

Man verweist hier die umständliche Erzählung von ihrer Aufnahme in einen andern Bericht.

So bald die Franzosen ihren Einzug in Siam gehalten hatten, nahm der Herr Constance, der bisher in dem Quartiere der Japaner gewohnet hatte, seine Wohnung in einem schönen Hause, das er unweit dem Aufenthalte des Gesandten hatte. Die ganze Zeit über, da sich die Franzosen zu Siam befunden, hielt er offene Tafel, nicht nur für sie, sondern ihnen zu gefallen, für alle andere Nationen. Sein Haus war sehr wohl ausgezieret. Anstatt der Tapezereyen, welche bey den Siamensern nicht beliebt sind, hatte er um den Divan einen großen japanischen Schirm, von erstaunlicher Höhe und Schönheit, setzen lassen. Er hielt zwo Tafeln von zwölf Converts, die mit so vielem Ueberflusse, als wohl zugerichteten Speisen, versehen waren, und wo man alle Arten von Weine, spanischen, Rheinwein, Franzwein, cephalonischen, und persischen fand. Man bedienete sich daselbst großer silbernen Schüsseln, und der Credenztisch war mit sehr schönen güldenen und silbernen japanischen Gefäßen versehen *k*).

Pracht des Herrn Constance.

Man giebt am Hofe zu Siam den Gesandten nie mehr, als zwo Audienzen, die Bewillkommungs- und Abschiedsaudienz. Oefters erhalten sie nur eine, und die Geschäffte werden an den Barcalon verwiesen, welcher dem Könige Rechenschaft davon geben muß. Der König ließ aber, um diesem Gesandten einen Vorzug zu ertheilen, ihm melden, er sey bereit, ihm so oft Audienz zu geben, als er es verlangen würde. Er ertheilte ihm wirklich acht oder zehn Tage nach der ersten, eine zweyte, auf welche ein großes Gastmahl folgte. Man gab es im ersten Hofe des Pallastes, im Schatten der Bäume, am Ufer eines Canals, eine

Besondere Gewogenheit gegen die Franzosen.

Königliches Gastmahl.

 große

i) Was das Reich und die Stadt Siam betrifft, ... in die Beschreibung davon nebst anderer Rei... fenden Anmerkungen verwiesen.

k) A. d. 182 S.

Tachard 1685.

große Tafel von achtzig Couverts zurechte gemacht. Es befanden sich dabey zweene Cre-denztische, mit sehr schönen goldenen und silbernen japanischen Gefäßen, und verschiedenen Kästchen, da das kostbare Holz Aquila nicht gesparet war. Nach der Audienz setzte man sich zur Tafel, und blieb fast vier Stunden daran. Es wurden über hundert und funfzig Schüsseln und unzählig viel Ragouts aufgetragen, ohne von den Confituren zu reden, von denen ordentlich zwo Trachten aufgetragen werden. Man hatte fünf bis sechserley Weine. Alles war prächtig und reizend. Den Gesandten zu ehren, und dieses Gastmahl angenehmer zu machen, hatte der König befohlen, daß die Franzosen diesen Tag von den vornehmsten Herren des Reichs bedienet wurden *l*).

Pagode des Pallastes und Reichthümer derselben.

Was von der Pagode des Pallastes und denen Götzenbildern, die sie erfüllen, war geredet worden, machte die Franzosen neugierig, sie zu sehen, und man machte ihnen dieses Vergnügen ohne Schwierigkeit *m*). Nachdem sie durch acht oder neun Höfe gegangen waren, langten sie endlich bey der Pagode an. Sie ist mit Calin bedecket, welches eine sehr weiße Art von Metall ist, die das Mittel zwischen dem Zinne und Bleye hält, und hat drey Dächer, eines über das andere. Die Thüre ist auf einer Seite mit der Gestalt einer Kuh gezieret, und auf der andern mit einem abscheulichen Unthiere. Die Pagode ist ziemlich lang, aber sehr schmal. Wenn man hinein gekommen ist: so sieht man nichts, als Gold. Die Pfeiler, die Mauern, das Tafelwerk und alle Figuren, sind so schön übergoldet, daß es läßt, als wären sie mit Goldbleche überzogen. Die Gestalt des Gebäudes überhaupt, ist unsern Kirchen ziemlich ähnlich. Es wird durch große Pfeiler unterstützet. Wenn man weiter darinnen fortgeht: so findet man eine Art von einem Altare, und auf demselben drey oder vier Figuren von dichtem Golde, ungefähr in Manneshöhe, einige stehend, andere mit kreuzweis gelegten Füßen, auf siamische Art sitzend. Weiter hin ist gleichsam ein Chor, wo die kostbarste Pagode des Königreichs verwahret wird; denn man giebt diesen Namen so wohl den Tempeln, als den Götzenbildern. Diese Bildsäule ist aufgerichtet, und berühret das Dach mit ihrem Kopfe. Sie ist fünf und vierzig Fuß hoch und sieben bis achte breit. Der Verfasser versichert, daß sie ganz von Golde ist. Nach ihrer Größe muß sie mehr als hundert Pics dieses Metalles halten, und wenigstens zwo Millionen, fünfhundert tausend Livres werth seyn *n*). Auf das Zeugniß der Einwohner

Erstaunliches Götzenbild von dichtem Golde.

setzet er hinzu, dieser erstaunliche Colossus sey an dem Orte selbst, wo er sich befindet, gegossen worden, und nachgehends habe man den Tempel darüber gebauet. Er kann sich nicht vorstellen, woher diese Leute, die sonst ziemlich arm sind, so viel Gold genommen haben, und es schmerzet ihn, daß ein einziges Götzenbild reicher ist, als alle Tabernakel der europäischen Kirchen *o*). Zu den Seiten der Figur sieht man verschiedene andere, welche auch von Golde und mit Edelgesteinen besetzet, aber nicht so groß sind.

Indessen ist die Pagode eben nicht unter allen in Siam am besten gebauet, obgleich die reichste ist. Der Verfasser hat eine andere gesehen, deren Beschreibung er nach der vorigen liefert.

Beschreibung einer wunderschönen Pagode.

Hundert Schritte vom königlichen Pallaste gegen Mittag, befindet sich ein großer in Mauern eingeschlossener Platz, in dessen Mitte sich ein weitläuftiges und hohes Gebäude erhebet, das in Gestalt eines Kreuzes aufgeführet ist, wie unsere Kirchen, es hat

l) A. d. 184 S.

m) Weil dieses eine außerordentliche Gunst war: so hat man es nicht bis in die Beschreibung versparen wollen.

Tachard 1685.

feste und vergoldete Dächer, von Steinen oder Ziegeln, und von einem besondern Baue. Das mittlere Dach ist viel größer, als die andern, und diese befinden sich an den äußern Enden des Kranzes. Das ganze Gebäude ruhet auf verschiedenen Postamentern, die sich eines über das andere erheben, und nach oben zu immer enger werden, daß man also von vier Seiten auf steilen und engen Treppen hinauf steigt, die neun und dreyßig bis vierzig Stufen, jede von drey Spannen haben. Sie sind mit Calin bedecket, wie das Dach. Das Untertheil der großen Treppe, ist auf beyden Seiten mit mehr als zwanzig Figuren von mehr als menschlicher Größe gezieret, einige sind von Erze, andere von Calin, alle vergoldet: aber sie stellen die Personen und Thiere, die sie abbilden sollen, schlecht genug vor. Dieses prächtige Gebäude ist mit vier und vierzig Pyramiden von verschiedenen Gestalten umgeben, die wohl gemacht und in eine gute Ordnung auf drey verschiedene Flächen gesetzet sind. Die vier größten befinden sich auf der niedrigsten Fläche in den vier Ecken, auf großen Postamentern. Oben endigen sie sich in einem langen Kegel, der sehr dünne und stark vergoldet ist, auf seiner Spitze aber einen eisernen Pfeil trägt, an den verschiedene kleine crystallene Kugeln von mancherley Größe gestecket sind. Das Ganze dieser großen Pyramiden sowohl, als der anderen, besteht aus einer Bauart, die der unserigen ziemlich nahe kömmt: aber mit Bildhauerey überhäufet ist, die also nicht so viel natürliche Schönheit, nicht so gute Proportion hat, und folglich wenigstens Augen, die nicht daran gewöhnet sind, nicht so wohl gefället *p*). Auf der zweyten Ebene, die ein wenig höher ist, als die erste, erheben sich sechs und dreyßig andere Pyramiden, nicht völlig so groß, als die ersten, die in ein Viereck auf vier Linien um die Pagode gesetzet sind, neune auf jeder Seite. Sie sind von zweyerley verschiedenen Gestalten: einige endigen sich in Spitzen, wie die ersten, die andern sind oben klockenförmig zugerundet, eben wie die runden Dächer auf dem Gebäude. Sie sind so abgewechselt, daß nie zwo von einer Gestalt auf einander folgen. Ueber diesen sind auf der dritten Ebene vier andere, welche die vier Ecken von ihr ausmachen, [illegible]ig, kleiner, als die ersten, aber größer, als die zweyten. Das ganze Gebäude ist nebst [illegible] Pyramiden in ein Viereck eingeschlossen, dessen jede Seite mehr als hundert und zwan[illegible] gemeine Schritte zur Länge, etwa hundert Fuß Breite, und funfzehn zur Höhe hat. [illegible] Galerien dieses viereckigten Einschlusses, sind nach der Pagode zu offen. Die Decke [illegible]gemalet, und a la Moresque vergoldet. In dem Innern der Galerien, längst der äußern Mauer, die ganz zu ist, erstrecket sich ein langes Piedestal, so hoch, daß man sich darauf [illegible]en kann, auf dem mehr als vierhundert sehr schön vergoldete Bildsäulen in guter Ordnung stehen. Sie sind nur von vergoldeten Ziegeln, scheinen aber doch sehr wohl gemacht [illegible]rn, dabey sind sie einander so ähnlich, daß man glauben sollte, sie wären alle aus ei[illegible] Form gegossen, wenn ihre Größe nicht verschieden wäre. Der Verfasser zählte zwölf [illegible] Riesengröße, eine im Mittel jeder Galerie, und zwo in jedem Winkel, die ihrer [illegible] wegen auf platten Postamentern mit kreuzweis gelegten Füßen saßen. Er maß einen [illegible]den Füßen, der sechs völlige Schuh lang war, vom Ende des Fußes, bis ans Knie [illegible]hnen. Die große Zähe war so dick, als sonst ein Arm ist, und das übrige in eben [illegible] Verhältnisse. Außer diesen von der ersten Größe, zeigten sich hundert andere in halber [illegible]ngröße, die vom äußersten des Fußes bis ans Knie nur vier Schuh lang waren. [illegible]chen der ersten und andern, zählte er mehr als dreyhundert, die nicht über die natürliche Größe

n) A. d. 187 S. o) A. d. 188 u. f. S. p) A. d. 189 S.

Tachard 1685.

Größe sind, und aufgerichtet stehen. Er übergeht eine große Anzahl, die nicht größer als Puppen sind, und die man mit den andern vermengt hat q).

Nach des Verfassers Urtheile, ist kein Gebäude in Frankreich, wo die Symmetrie besser beobachtet wäre, als in diesen Pyramiden, man mag das eigentliche Gebäude selbst betrachten, oder was ihm beygefügt worden ist. Seine viereckichte Einfassung hat auf zwo Seiten außen sechzehn große Pyramiden, die oben wie runde Dächer gemacht sind: sie haben mehr als vierzig Fuß Höhe, und mehr als zwölfe ins Gevierte; sie stehen auf einer Linie, als eine Reihe großer Säulen; in ihren Mitten sind Vertiefungen, darinnen sich vergoldete Pagoden befinden. Dieses schöne Schauspiel hielt den Verfasser und alle Franzosen so lange auf, daß sie keine Zeit übrig behielten, verschiedene andere Tempel zu betrachten, die nahe bey dem ersten oder im Umfange eben der Mauern waren. Man beurtheilet zu Siam den Adel der Geschlechter aus der Menge der Dächer, mit denen die Häuser bedeckt sind. Manches hat fünfe über einander, und des Königes Zimmer hat sieben r).

Gastereyen und Belustigungen bey denselben.

Außer dem Gastmahle des Königes, und denen, die seine Minister gaben, wurden noch andere bey Gelegenheit außerordentlicher Begebenheiten gehalten, wozu man die Häupter aller europäischen Nationen, die zu Siam befindlich sind, nämlich Franzosen, Engländer, Portugiesen und Holländer einlud. Der Verfasser und seine Gefährten waren bisweilen genöthiget, sich dabey einzufinden. Nach einer von diesen Ergötzlichkeiten, folgten verschiedene andere Arten von Belustigungen. Die erste war eine chinesische Comödie in Aufzüge getheilet. Verschiedene kühne und seltsame Stellungen, und ziemlich erstaunliche Sprünge, dieneten statt der Zwischenspiele. Da die Chineser auf einer Seite die Comödie vorstellten: so wiesen die Laos, ein Volk, das nordlich an das Königreich Siam angränzet, den Gesandten das Schauspiel der indianischen Marionetten, die von den unsrigen nicht ver-unterschieden sind. Zwischen den Chinesern und Laos zeigte sich ein Haufen Siamer beyderley Geschlechts, in der Runde gestellet, die auf eine Art tanzeten, welche dem Verfasser sehr wunderlich vorkam, nämlich mit Händen und Füßen zugleich. Einige Stimmen von Mannspersonen und Weibesbildern, die etwas durch die Nase sungen, nebst dem Geräusche, das sie mit den Händen machten, bestimmten die Cadanz s).

Comödien.

Indianische Marionetten.

Springer.

Auf diese Spiele folgten Springer. Sie stiegen auf große Bambus, die wie Maste, zu achtzig bis hundert Fuß hoch, in die Erde gesetzet waren. Sie stunden oben auf dem Gipfel auf einem Fuße, den andern hielten sie in der Luft. Alsdenn brachten sie den Fuß dahin, wo zuvor der Kopf war, und hoben beyde Füße in die Luft. Zuletzt stützten sie sich allein mit dem Kinne auf das Bambus, so daß dieses allein auf dem Bambus war, und der ganze übrige Körper in der Luft war, stiegen nach diesem längst einer gerade liegenden Leiter mit einer erstaunlichen Fertigkeit herunter und krochen zwischen den Sprossen hindurch. Ein anderer ließ sieben oder acht Dolche mit der Spitze in die Höhe gekehret, auf eine Art von Ta[illegible] stecken, setzte sich darauf, und legte sich mit bloßem Leibe darauf, ohne eine andere Unterstützung [illegible] haben. Nachgehends ließ er einen sehr schweren Mann auf seine Brust treten, der daselbst au[illegible] richtet stund, ohne daß alle diese Spitzen, welche seine Haut unmittelbar berühreten, sie [illegible]ten durchstechen konnten t).

q) A. d. 190 und vorhergehenden S.
r) A. d. 191 S. Man sehe unten die Beschreibung.
s) A. d. 193 S.
t) Ebendas.
u) A. d. 194 u. f. S.

Ein Concert beschloß diese Ergötzlichkeiten. Die Musik und die Stimmen [illegible] zwar nicht viel schönes für Europäer: aber die Neuigkeit und Mannigfaltigkeit mach- te doch, daß man es das erstemal ohne Verdruß hörete. Die Siamer, [illegible] guaner und Laos, ließen ihre Harmonie nach der Reihe hören. Ihre Instrumente [illegible] den unsrigen ziemlich ähnlich, aber bey weitem nicht so vollkommen. Der Verfasser be- wunderte eines, das ihm sehr außerordentlich zu seyn schien. Es hatte ein Dutzend Klöck- chen, die man mit kleinen Stöckchen schlug, da sie einen ganz wohl zusammenstimmenden Klang gaben u).

[illegible] Concert.

Den 28sten des Weinmonates, machte man bekannt, daß der König ausgehen wür- de, sein Gebeth drey Meilen von der Stadt in einer berühmten Pagode zu verrichten, und den Sancra, das Haupt der Religion und aller Talapoinen im Königreiche, zu besuchen. Vormals verrichtete der Monarch bey dieser Gelegenheit die Ceremonie das Wasser zu schneiden, das ist, bey der größten Ueberschwemmung dreymal mit seinem Dolche ins Wasser zu schlagen, und dem Wasser zu befehlen, daß es sich zurück ziehen sollte. Weil er aber gefunden hatte, daß das Wasser nach diesem Befehle manchmal noch gestiegen war: so hatte er das Lächerliche in dieser Ceremonie eingesehen, und unterließ solche, daß also seine Andacht nur darinnen bestund, daß er, als wie im Triumphe, die Pagode und den obersten Priester besuchte. Man richtete am Ufer des Flusses eine Galerie zu, um die Franzosen dieses sehen zu lassen. Herr Constance stellte sich neben dem Gesandten, und erklärete ihm die Ordnung des königlichen Aufzuges. Er verlangte, daß die Jesuiten auch dabey seyn sollten, und der Verfasser ge- steht gleichsam mit Verdrusse, wie man sie gezwungen habe, so abgöttischen Ceremonien bey- zuwohnen.

Auszug des Königes.

Abschaffung eines lächerlichen Gebrauches.

Drey und zwanzig der niedrigsten Mandarinen zeigten sich zuerst, jeder in einem Balon, dessen Chirole roth gemalt war; sie rückten hinter einander in zwo Reihen längst dem Ufer fort. Ihnen folgten fünf und funfzig andere Balonen, von königlichen Bedien- [illegible]n, die alle in ihren Chirolen saßen; manche waren ganz vergoldet, andere nur an den äußersten Enden. Jeder Balon hatte dreyßig bis sechzig Ruderer, und die Ordnung, in der sie [illegible]gen, machte, daß sie einen großen Raum einnahmen. Ihnen folgten zwanzig andere Ba- [illegible]en, größer als die ersten; in der Mitte einer jeden erhob sich ein vergoldeter Sitz, der sich in ei- [illegible] Pyramide endigte. Dieses waren die Balonen der königlichen Leibwachen; sechzehn von [illegible]en hatten achtzig Ruderer und vergoldete Ruder, der [illegible]er andern ihre aber, nur goldene Strei- [illegible]. Nach dieser langen Reihe von Balonen, zeigte sich der König in dem seinigen, auf einem [illegible]amidenförmigen sehr wohl vergoldeten Throne. Er war in schönem goldenen Brocade [illegible]leidet, und reich mit Edelgesteinen gezieret. Er hatte eine weiße Mütze auf, die sich [illegible]ine Spitze endigte. Darinnen befand sich ein goldener Ring, mit Gestalten von Bluh- [illegible]n gezieret und mit Edelgesteinen besetzet. Sein Balon war bis an das Wasser ver- [illegible]det; ihn führten hundert und zwanzig Ruderer, welche auf dem Kopfe eine Mütze mit [illegible]dbleche bedecket, und auf der Brust eben so gezierte Bruststücke hatten. Dieser Schmuck

Ordnung des Zuges.

[illegible]) A. d. 191 S. Man sehe unten die Beschrei-

x) Ebendas.

[illegible] A. d. 193 S.

z) A. d. 194 u. f. S.

Tachard 1685.

Schmuck glänzte vortrefflich in der Sonne. Der Fähnrich des Königes, welcher ganz mit Golde bedecket war, stund aufgerichtet nach dem Hintertheile des Schiffes zu, mit dem königlichen Panier, das von Goldbrocade auf rothem Grunde ist, vier große Mandarinen lagen an den vier Ecken des Thrones auf dem Boden. Diesen schönen Balon begleiteten drey andere von eben der Gestalt, die nicht weniger prächtig waren: aber der Schmuck der Ruderer war nicht so kostbar.

Wie der König von seinem Volke begrüßet wird.

Die Siameser, welche auf den beyden Ufern stunden, fielen, sobald sie den König von weitem sahen, auf die Knie, und hoben die Hände zusammen gefalten auf den Kopf, diesen Monarchen zu begrüßen. Sie legten in dieser Stellung die Stirne auf die Erde, und wiederholten diese Begrüßung unablässig, bis sie ihn aus dem Gesichte verloren hatten. Acht Balonen mit Chirolen und Rudern mit goldenen Streifen, folgeten nach dem königli- chen, und sechzehn andere halb gemalt, halb vergoldet schlossen den ganzen Zug. Der Verfasser zählte ihrer hundert und neun und funfzig; die größten hatten mehr als hundert und zwanzig Fuß Länge, aber kaum sechs Fuß in der größten Breite. Es befanden sich auf diesen Balonen mehr als vierzehn tausend Menschen *b*). Den Nachmittag eben dessel- ben Tages, kehrten sie zurück, und der König setzte, um die Ruderer zum Eifer zu reizen, [illegible] nen Preis für diejenigen auf, die am ersten an seinen Pallast gelangen würden. Die Zuschauer betrachteten mit vielem Vergnügen, wie sie das Wasser mit erstaunlicher Schne- ligkeit durchschnitten, und ein freudiges oder trauriges Geschrey erhoben; nachdem sie den Vortheil erlangten oder verloren. Die ganze Stadt und alles Volk da herum, befanden sich bey diesem Schauspiele. Diese Menge Leute hatten sich am Ufer in unzählig vielen Balonen gestellet, welche zwo Reihen zwischen der Stadt und der Pagode in einem Raume von ungefähr drey Meilen ausmachten. Nachdem der Verfasser sie hatte vorbey gehen sehen: so urtheilete er, der Balonen möchten etwa zwanzig tausend gewesen seyn, und nicht weniger als hundert tausend Menschen geführet haben. Andere Franzosen versicherten, es wären mehr als zwey hundert tausend Personen dabey gewesen. Da der König den Fluß hin gieng, waren alle Fenster und Thüren der Häuser geschlossen, und selbst die Löcher an den Stücken auf den Schiffen. Jedermann bekam Befehl, heraus zu gehen, damit [illegible] niemand an einem erhabenern Orte befände, als der König. Er wollte selbst an dem Wett- streite, den er angestellet hatte, Theil nehmen. Da aber sein Balon mit mehr Ruderern und mit auserlesenern Leuten versehen war: so erhielt er bald den Vortheil, und sein Balon i- siegreich in die Stadt *c*).

Ein Wettstreit der Balonen, die dem Könige folgen.

b) A. d. 196 S.

c) A. d. 198 S.

Tachard 1685.

Der IV Abschnitt.

Aufenthalt und Gehör der Jesuiten bey dem Könige in Siam zu Louvo.

Reise des Hofes nach Louvo. Die Jesuiten sehen ein Leichenbegängniß. Sie besuchen zweene Palläste. Beschreibung von Louvo. Pallast und Gärten daselbst. Spazierreise auf Elephanten. Anmerkung wegen der Elephanten. Kleiner weißer Elephant. Die Jesuiten erhalten eine besondere Audienz. Wie ihnen der König begegnet. Ihre Rede an den König. Anmerkung über die Absicht der Reise der Jesuiten. Irrthum wegen der Bekehrung des Königes von Siam. Vorhaben, ein Observatorium zu errichten. Constance Vorschlag zur Bekehrung der Siamer. Die Jesuiten kleiden sich wie Braminen. Erfolg davon. Wie man auf die Elephanten steigt. Elephantenstreit; dreyer mit einem Tyger. Illumination. Der Prinz Elephant. Astronomische Beobachtungen. Illumination zu einer Elephar ..jagd. Geschicklichkeit einiger wilden Elephanten. Schloß Tlee Pussonne. Stille um den königlichen Pallast. Siamische Fangeisen. Beobachtung einer Mondfinsterniß. Gnadenbezeugungen gegen den Verfasser. Eines Braminen Vorherverkündigung der Mondfinsterniß. Träume der Talapoinen davon. Fest des Königes für die Franzosen. Unrecht, das man den Jesuiten thut.

Reise des Hofes nach Louvo.

Acht Tage darauf, gieng der König wieder mit der Königinn und allen seinen Weibern aus dem Pallaste, sich nach **Louvo** zu begeben. Diese Stadt liegt funfzehn oder zwanzig Mei- n nordlich von Siam, und er brachte daselbst zwey Drittheile des Jahres zu, weil er da ener war, als zu Siam, wo ihn die morgenländischen Staatsgebräuche verbunden, sich ngeschlossen zu halten, damit seine Unterthanen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit für ihn beelten. Herr Constance hatte die Urkunde gesehen, in welcher Ludwig der vierzehnte die esuiten für seine Mathematiker erkläret hatte, und beschloß, ihnen eine besondere Audienz Louvo zu verschaffen. Er ließ ihnen ankündigen, sie sollten sich daselbst mit ihren Inumenten einfinden. Man sandte zweene große Balonen ihre Sachen einzunehmen, und en andern mit vier und zwanzig Ruderern für sie selbst. Sie reiseten den 15ten des Winmonates ab.

Die Jesuiten sehen ein Leichenbegängniß.

Zwo Meilen von der Stadt trafen sie ein für sie neues Schauspiel an. Sie sahen Feld, das so weit das Auge reichte, überschwemmet war, und auf selbigem das Leichenbengniß eines berühmten Talapoins, der das Oberhaupt der peguanischen Religion gewesen r. Der Leichnam befand sich in einem Sarge von wohlriechendem Holze, auf einem heiterhaufen, um welchen vier große Säulen von vergoldetem Holze eine hohe Pyramivon verschiedenen Stockwerken trugen. Bey dieser Art von brennender Capelle, waren große Menge kleiner hölzerner ziemlich hoher viereckigter Thürme, mit grob gemalter ppe und papiernen Figuren bedecket. Sie war in ein hölzernes Viereck eingeschlossen, dem sich hier und dar auch verschiet ene andere Thürme befanden. Auf jeder der vier en befand sich einer, der so hoch war, als die Pyramide in der Mitte, und auf jeder ite des Viereckes zweene kleinere. Alle diese Thürme waren voll Kunstfeuer. Der rfasser sah verschiedene Raketen daraus aufsteigen. An den vier großen Thürmen in Ecken des großen Viereckes, stunden kleine hölzerne Häuser, mit verschiedenen seltsan Gestalten, Drachen, Affen, gehörnten Teufeln, u. s. f. bemalt. In gewissen Entungen zwischen den Hütten, hatte man Oeffnungen angebracht, daß die Balonen ein aus konnten. Fast allen Raum zwischen dem Scheiterhaufen und des großen Viere- Umfange, nahmen die Talapoinen von Pegu in großer Menge in ihren Balonen ein. hatten alle ein sittsames und bescheidenes Ansehen; von Zeit zu Zeit sungen sie, bis-

Tachard, 1685.

weilen aber beobachteten sie ein tiefes Stillschweigen. Unzählig viel Volk, Mannsperso-nen und Weibesbilder untereinander, befanden sich bey diesem Todtenfeste.

Ein so neuer und so unerwarteter Anblick, hielt die Franzosen einige Zeit auf. Sie sahen nichts, als lächerliche Tänze, und gewisse ganz thörichte Possenspiele, welche die Peguaner und Siameser unter Hütten von Bambus und Binsen, die auf allen Seiten offen waren, vorstellten. Weil sie noch vier bis fünf Meilen zu reisen hatten: so betrachteten sie nur den Anfang des Schauspiels, das bis auf den Abend währen sollte. Diese Ehrenbezeugungen, welche bey den Siamesern den Todten erwiesen werden, machen, daß sie ihrer Religion ungemein ergeben sind. Die Talapoinen, welche der Verfasser als sehr eigensinnige Lehrer abschildert, geben vor, jemehr man Kosten auf das Leichenbegängniß wende, desto vortheilhafter werde seine Seele in dem Leibe eines Fürsten, oder eines ansehnlichen Thieres versorget. In dieser Absicht wenden die Siameser oft alles auf ein prächtiges Leichenbegängniß *d*).

Die Mathematiker langten zu rechter Zeit in dem Platze an, wo sie die Nacht zubringen sollten. Das Land hatte ihnen ungemein angenehm zu seyn geschienen. Sie waren dem Canale gefolget, welcher den Weg von Siam nach Louvo zu verkürzen im Lande ist gemacht worden, und hatten überall, so weit sie sehen konnten, Felder mit Reiß bedeckt erblicket. Als sie in den Fluß gekommen waren: so hatte das Ufer mit seinen grünen Bäumen und Dörfern, ihre Augen mit der angenehmsten Mannichfaltigkeit an sich gezogen *e*).

Sie besuchen zweene Palläste, indem sie nach Louvo gehen.

Ehe sie wieder in ihre Balonen giengen, wollten sie einen königlichen Pallast sehen, der sich unweit des Ortes befand, wo sie geblieben waren. Sie sahen nur das Aeußere, weil derjenige, der die Aufsicht darüber hatte, niemanden hinein lassen durfte. Dieß Gebäude kam ihnen sehr klein vor. Es ist von einer ziemlich niedrigen Galerie, nach Art einer Einfassung umgeben, und die Bauart daran ist so unregelmäßig, daß die Postamenter so hoch sind, als die Pfeiler. Um die Galerie geht ein ziemlich niedriger Balcon, mit einem Geländer umgeben, das steinern, und so hoch ist, das man sich darauf lehnen kann. Hundert Schritte von diesem Pallaste sahen sie einen viel größern und ordentlichern. Die äußern Pfeiler schienen ihnen von sehr gutem Geschmacke zu seyn. Das ganze Gebäude machet ein großes Viereck, hundert und funfzig bis hundert und sechzig Fuß lang. Auf den vier Seiten erheben sich vier große sehr hohe Gebäude, die als Galerien angeleget, und mit einem doppelten Dache versehen sind, das oben nach Art eines Gewölbes rund zugeht. Die Galerien sind außen mit sehr schönen Pfeilern gezieret, die ihre Postamenter und Capitäler haben, wo die Proportionen den unsern sehr nahe kommen. Der Verfasser schließt aus der Regelmäßigkeit dieses alten Pallastes, sein Baumeister müßte eine große Kenntniß von der europäischen Baukunst gehabt haben *f*). Die Galerien haben keine Oeffnungen, als Thore mitten an jeder Seite. Oben sieht man andere noch erhabenere Gebäude, als die ersten, und in dieser Mitte ein großes Gebäude, das sie alle übertrifft, und mit den andern eine sehr schöne Symmetrie machet. In diesem einzigen Gebäude im Lande, haben die Jesuiter Ordnung und Proportion gefunden *g*).

Beschreibung von Louvo.

Von dar begaben sie sich nach Louvo, welches eine sehr angenehme Lage hat, und eine gesunde Luft genießt. Seitdem sich der König daselbst so lange aufhält, ist es groß und [illegible]

bewo[illegible]

d) A. d. 100 und vorherg. S.

e) A. d. 101 S.

f) A. d. 101 S.

g) Ebendas.

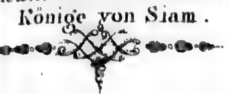
rer

g viel Volk, Mannsperso-
Todtenfeste.
zosen einige Zeit auf. Sie
Possenspiele, welche die Pe
en, die auf allen Seiten offen
sen hatten: so betrachteten sie
hren sollte. Diese Ehrenbe-
werden, machen, daß sie ih-
he der Verfasser als sehr eigen-
f das Leichenbegängniß wende,
rsten, oder eines ansehnlichen
oft alles auf ein prächtiges Lei-

e an, wo sie die Nacht zubringen
schienen. Sie waren dem Ca
verkürzen im Lande ist gemacht
it Reiß bedeckt erblicket. Als sie
grünen Bäumen und Dörfern,
gezogen e).
einen königlichen Pallast sehen,
n. Sie sahen nur das Aeußere
nein lassen durfte. Dieß Ge
niedrigen Galerie, nach Art eines
lmäßig, daß die Postamenter
ich niedriger Balcon, mit einem
an sich darauf lehnen kann. Hum
n und ordentlichern. Die äußern
s ganze Gebäude machet ein großes
lang. Auf den vier Seiten
geleget, und mit einem doppelten
nd zugeht. Die Galerien sind
e und Capitäler haben, wo die Pf
er schließt aus der Regelmäßigkeit
e Kenntniß von der europäischen
Oeffnungen, als Thore mitten
äude, als die ersten, und in
o mit den andern eine sehr sch
ande, haben die Jesuiter Orden

sehr angenehme Lage hat, und
o lange aufhält, ist es groß und
betr

. 202 S.
daß



GRUNDRISS VON DER STADT
LOUVO
Ordentlicher Aufenthalt der Könige von Siam.

A. Der Königliche Pallast.
B. Die große Königliche Pagode Napetat genannt.
C. Alle andere Pagoden.
D. Haus, worinnen der Französischen Gesandte wohnet.
E. Wohnung der Persischen Gesandte.
F. Die Mission.
G. Der Königliche Garten.
H. Wohnung des Barcalon Staatsbedienten der fremden Sachen.
Der Saal worinnen die Königlichen Bedienten Gezüchtiget werden.
K. Die Königlichen Pferde Stalle.
Der Platz wo die Elephanten geübet werden.
Zwey große Waßerbehælter.
Königliches Gieß haus.
Garten die dem Könige gehören.
Die Iesuiten nebst einem achteckigten Thurme mitten auf dem Hause zu astronomischen Wahrnehmungen.
Sehr Bevölkerte Insel.
Vorstadt.
Bazar od. Markt.
Garten des Hr. Phaucon od. Constance.
Maßstab von 300 Toisen
100 200 300

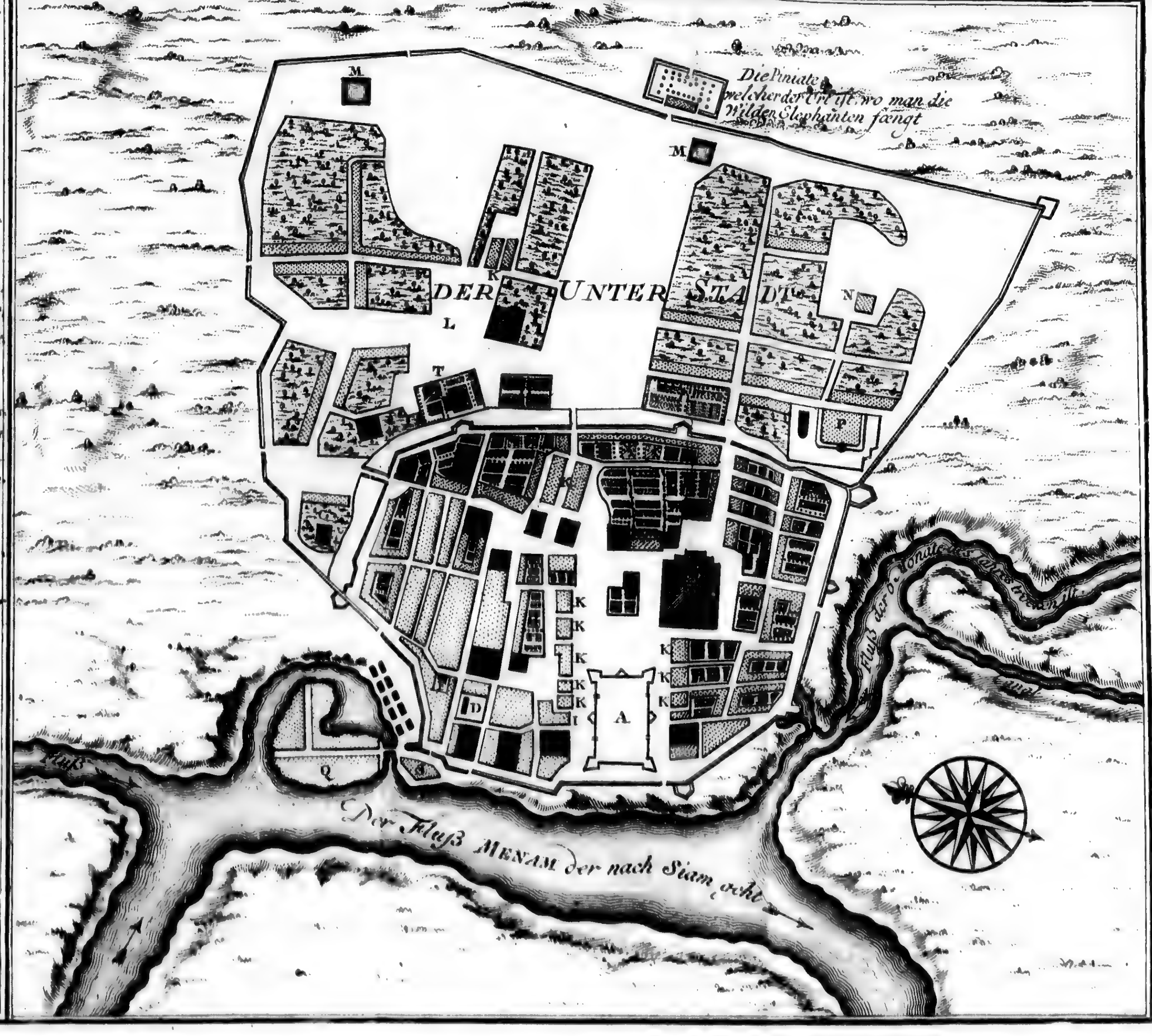


rd

t und
zu

erreise
phan-
r Ele-
von

erkung
derEle-
n.



N°8.
UNDRISS VON DER STADT
LOUVO
entlicher Aufenthalt der
Könige von Siam.
Der Königliche Pallast.
Die große Konigliche Pa
ode Napetat genannt.
lle andere Pagoden.
aus, worinnen der Fran
ösischen Gesandte wohnet
hnung der Persischen Gesandt
e Mission.
r Königliche Garten.
hnung des Barcalon Staats
dienten der fremden Sachen
r Saal worinnen die Konig
en Bedienten Gezüchtiget werden
Königlichen Pferde
lle.
r Platz wo die Elephan
geübet werden.
große Waßerbehælter
ngliches Gieß haus.
ten, die dem Könige
ören.
Iesuiten nebst einem
eckigten Thurme mitten
dem Hause zu astrono
hen Wahrnehmungen.
r Bevölkerte Insel.
tadt.
ar od. Markt.
n des Hr. Phaucon
nstance.
stab von 300 Toisen.
100
200
300
Die Piniate welcher der Ort ist, wo man die Wilden Elephanten fængt
DER UNTER STADT
Der Fluß MENAM der nach Siam geht
Fluß
Canal

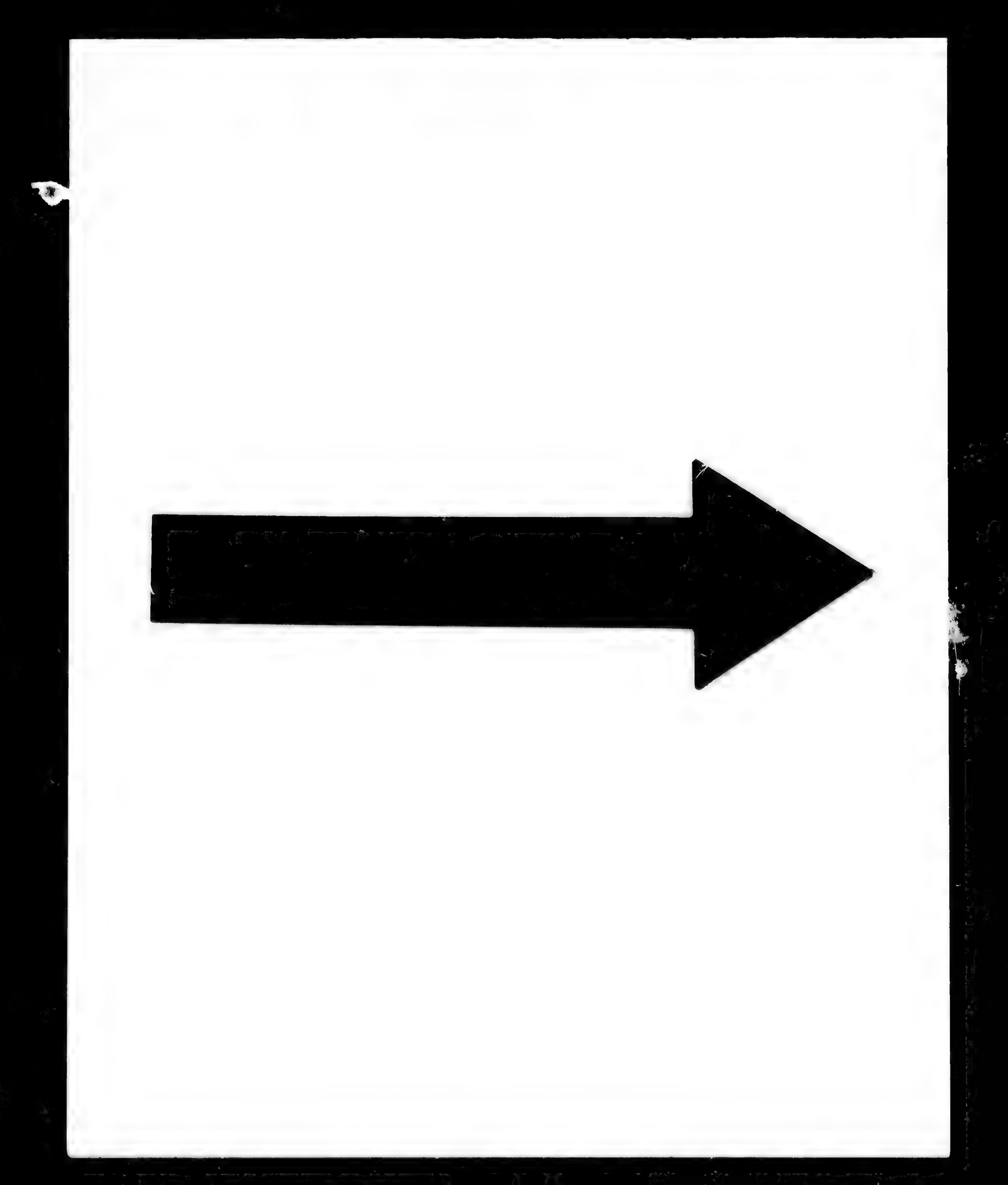
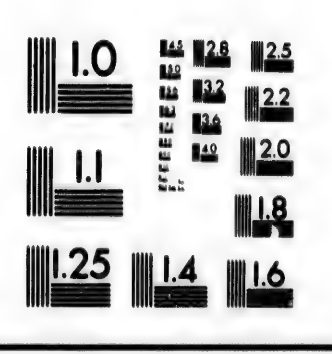


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Tach
16

Sie be
zweene
ste, inde
nach Lon
hen.

Beschreib
von Louv

Tachard 1685.

bewohnt geworden. Herr de la Marre hatte schon Befehl erhalten, es nach europäischer Art zu befestigen. Es liegt auf einer Höhe, von welcher sich das ganze Land daherum entdecket; kein anderer mehr erhabener Ort befindet sich in der Nähe, und ein großer Fluß bewässert es. Doch ist dieser Fluß nur zur Zeit der Ueberschwemmung ansehnlich. Da aber dieselbe nebst dem Regen sieben bis acht Monate anhält: so kann die Stadt von dieser Seite nicht belagert werden, die auch außerdem sehr steil ist. Auf den andern Seiten sind Moräste, wo man alles leicht unter Wasser setzen kann, oder Höhen, die im Bogen herum gehen, und die man mit in die Stadt einschließen wollte, da man solchergestalt tiefe Gräben und gute Wälle, die alles Geschütz aushielten, würde bekommen haben.

Pallast und Gärten zu Louvo.

Der Gesandte, der sich nach Louvo begeben hatte, ward daselbst zur Audienz geführet. Der König erwähnte der sechs Jesuiten, die der König von Frankreich, wie er ihm sagte, in Indien Observationen zu halten, und an der Vollkommenheit der Künste zu arbeiten, schickte. Unter diesem Begriffe hatte Herr Constance sie bey Hofe bekannt gemacht. Während der Audienz, betrachteten die Jesuiten das Aeußere und die Gärten des Pallastes. Die Lage desselben ist sehr schön. Er befindet sich am Ufer des Flusses, auf einer ziemlich ebenen Höhe. Sein Umfang ist groß. Der Verfasser sah daselbst nichts Merkwürdiges, als zwey große abgesonderte Gebäude, deren Dächer wie Gold glänzten. Dieser Glanz rührte von einem besondern gelben Firnisse her, mit dem alle Dachziegel überzogen sind, der in der Sonne als wie Gold glänzet. Man meldete dem Verfasser, jeder dieser Ziegel kostete vierzig Sous *h*).

Spazierreise auf Elephanten.

Weißer Elephant von Siam.

Den Abend führte man den Gesandten und dessen ganzes Gefolge auf Elephanten spazieren. Gleich nach der ersten Audienz, hatte man ihm im Pallaste zu Siam den weißen Elephanten gewiesen, für den man in Indien so viel Ehrerbiethung hat, und der so viel Kriege veranlasset hatte. Er war dem Gesandten sehr klein, und so alt vorgekommen, daß er vor Alter Runzeln hatte. Man schrieb ihm auch ein Alter von dreyhundert Jahren zu. Verschiedene Mandarinen waren verordnet, ihn zu bedienen. Man both ihm alles in goldenen Geschirren dar, wenigstens waren zwey Becken, die er vor sich hatte, von dichtem Golde, und von außerordentlicher Größe und Dicke. Sein Aufenthalt war prächtig, und die Decke des Pavillon kostbar vergoldet. Der Verfasser beobachtete, daß die geringsten Elephanten des Königes funfzehn Mann haben, die sie nach der Reihe warten, daß manche zwanzig, acht und zwanzig, dreyßig nach ihrem Range haben; der weiße Elephant aber hundert hat. Man kann schwerlich der etwas zu hoch getriebenen Nachricht Glauben beymessen, wenn er hinzu füget: „Herr Constance habe ihm gemeldet, der König hätte nicht unter zwanzig tausend Elephanten im Königreiche, ohne die Wilden zu rechnen, die sich im Gehölze und auf den Bergen befinden. Er versichert, daß man ihrer zuweilen bis funfzig fange, ja daß solches oft bey einer einzigen Jagd auf sechzig, siebenzig, achtzig steige *i*).

Anmerkung wegen der Elephanten.

Die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, hatten den Jesuiten aufgetragen, zu untersuchen, ob alle Elephanten Klauen an den Füßen hätten. Der Verfasser sah nicht einen einzigen, der nicht fünf Klauen an jedem Fuße, nämlich an den äußern der fünf großen Zähen gehabt hätte, aber ihre Zähen sind so kurz, daß sie kaum über den ganzen Klumpen des Fußes heraus gehen. Außerdem bemerkte er, daß ihre Ohren bey weitem

h) A. d. 203 S.

i) Man sehe die Beschreibung des Königreichs Siam.

Tachard 1685.

tem nicht so groß sind, als man sie abmalet. Er sah verschiedene, welche sehr schöne und lange Zähne hatten. Einigen giengen sie mehr als vier Fuß aus dem Maule heraus, und waren in gewissen Abtheilungen mit Ringen von Golde, Silber, und Kupfer gezieret.

Kleiner weißer Elephant, den man als andern Nachfolger erzieht.

In einem Landhause des Königes, eine Meile von Siam, am Flusse, sah er einen kleinen weißen Elephanten, den man demjenigen, der im Pallaste war, zum Nachfolger bestimmte. Man zog ihn mit außerordentlicher Sorgfalt auf. Verschiedene Mandarinen waren ihm zu dienen verpflichtet, und die Achtung gegen ihn erstreckte sich bis auf seine Mutter und seiner Mutter Schwester, die man mit ihm ernährete. Er war etwa so groß, als ein Ochs. Der König von Camboja hatte ihn dem Könige von Siam geschenket, da er ihn vor zwey oder drey Jahren um Beystand wider einen Aufrührer ersucht hatte, den der König von Cochinchina unterstützte.

Die Jesuiten erhalten eine besondere Audienz.

Endlich wurde den Jesuiten den 22sten des Wintermonats gemeldet, daß ihnen der König denselben Tag eine besondere Audienz ertheilen wollte. Herr Constance that ihnen die Ehre an, sie in den Pallast zu führen, welches gegen vier Uhr Nachmittages geschah. Er führte sie durch drey Höfe, in denen sie auf beyden Seiten verschiedene Mandarinen, mit den Gesichtern auf der Erde liegend, sahen. In innerm Hofe fanden sie einen grossen Teppich, auf welchen der Minister sie niedersitzen hieß. Sie hatten keine Ceremonienkleider. Man nöthigte sie nicht einmal, die Schuhe abzulegen, welches man ihnen als einen grossen Vorzug anrechnete. Sie hatten sich nur nieder gesetzt: so stieg der König auf seinen Elephanten; er gieng aus, um einem Elephantenkampfe zuzusehen, den er dem Gesandten weisen wollte. Sein Elephant erwartete ihn an der Thüre seines Zimmers. Da er die Jesuiten zehn bis zwölf Schritte von sich sah, gieng er nach ihnen zu *k*).

Der P. Fontenay, als Oberster, hatte sich auf ein Compliment gefaßt gemacht. Aber da Herr Constance sah, daß der König eilte, so redete er für sie mit demselben, der sie nach einander lächelnd und voll Gütigkeit ansah. Sein Alter mochte ungefähr fünf und funfzig Jahre seyn; er war etwas weniger als mittelmäßig groß, aber sehr wohlgewachsen und gerade. Er antwortete auf die Anrede seines Ministers, da er erfahren hatte, daß der König von Frankreich die sechs Jesuiten grosser Absichten wegen nach China sendete, so hätte er verlangt, sie zu sehen, und ihnen mündlich Versicherung zu geben, wofern sie etwas benöthiget wären, es möchte zum Dienste des Königes ihres Herrn, oder für sie selbst seyn: so wäre von ihm Befehl ertheilet worden, ihnen alles nothwendige zu liefern *l*).

Wie ihnen der König begegnet.

Die Jesuiten hatten nicht Zeit, auf diese Gnadenbezeugung weiter zu antworten, als bloß mit ehrerbiethigen Danksagungen und tiefen Neigungen. Der König setzte seinen Weg fort, gieng aus diesem Hofe in einen andern durch eine Gasse von Mandarinen, die vor ihm auf der Erde mit den Stirnen in tiefstem Stillschweigen lagen, und fand bey der ersten Pforte des Pallastes die Oberhäupter der europäischen Kaufmannsgesellschaften ohne Schuhe auf den Knieen, auf ihren Ellbogen gestützt, denen er eine kurze Audienz gab.

Herr Constance hatte voraus gesehen, daß die Jesuiten keine Zeit haben würden, ihr Compliment vorzubringen, und hatte ihnen gerathen, solches in die Landessprache übersetzen zu lassen. Der Superior, dem die Abschrift siamisch und französisch war gegeben worden

k) A. d. 207 S. Der Verfasser saget nicht deutlicher, ob der König sich ihnen genähert hat, ehe, oder nachdem er aufgestiegen ist.

l) Ebendas.

worden, vergaß nicht, solches dem Monarchen zu überreichen, welcher dem Minister Befehl gab, es anzunehmen. Diese Arbeit sechs berühmter Jesuiten verdienet, hier von Wort zu Wort eingerückt zu werden.

Tachard 1685.

Ihre Rede an den König.

„Sire, wir haben den größten König verlassen, den Frankreich jemals gehabt hat, „aber bey unserer Ankunft allhier sind wir so glücklich, in Eurer Majestät die Eigenschaften „dieses großen Monarchen wieder zu finden m). Die Größe des Geistes, die Ew. Maj. „antreibt, Dero Bundesgenossen so edel beyzustehen; der Muth, mit dem Sie ihre Feinde „besiegen; die Vortheile, die sie nur kürzlich über dieselben erhalten haben; die außeror„dentliche Unterwürfigkeit von Ew. Maj. Unterthanen; die Pracht, mit welcher Ew. „Maj. sich ihnen zeigen; die großen Gesandtschaften, die Ew. Majest. aus den entferntesten „Welttheilen erhalten; der Schutz, den sie den Fremden erzeigen; die besondere Gnade „für die Diener der christlichen Religion; die Gewogenheit, welche Ew. Maj. uns ins„besondere erweisen: alles dieses, Sire, sind Merkmaale, daß Ew. Maj. ein großmü„thiger, siegreicher, staatskluger, gerechter König sind, und daß Sie, nach dem Ruhme „Dero Unterthanen, und des allgemeinen Gerüchtes, der größte aller Könige sind, die „jemals die Krone von Siam getragen haben.

„Die Wissenschaften, auf die wir uns geleget haben, Sire, werden durch ganz Europa hochgeschätzt. Unser König liebet sie so sehr, daß er für sie prächtige Gebäude in seiner Hauptstadt aufführen läßt, und dem Collegio unserer Gesellschaft, in dem man sie lehret, seinen erlauchten Namen beyleget. Wir haben uns damit seit unserer Jugend beschäfftiget, besonders mit der Sternkunst, die unsern Neigungen desto gemäßer ist, je mehr sie uns Gelegenheit giebt, oft an den Himmel zu gedenken, welcher der Aufenthalt der Seligen, und unser wahres Vaterland ist. Da Seine allerchristlichste Majestät wissen, daß wir uns der irdischen Wissenschaften bedienen, die Menschen zur Erkenntniß und zur Liebe des wahren Gottes zu bringen, und uns besonders auf die Mathematik geleget haben: so haben Sie uns erwählet, als Mathematikverständige nach China zu gehen. Wir sollen also zugleich mit denenjenigen, die zu Paris bey seiner Person bleiben, an der Vollkommenheit der Wissenschaften und Künste arbeiten. Um uns die Ausführung eines so großen Unternehmens zu erleichtern, hat unser großer Monarch uns offene Briefe gegeben, welche uns allen Fürsten der Erde empfehlen, und in Betrachtung dieser, erzeigen Eure Majest. uns heute die ausnehmende Ehre, uns vor sich zu lassen. Wir sind, eine solche Gnade mit genugsamem Danke zu erwiedern, ganz unvermögend. Da wir aber solches auf die Art, wie wir sollten, nicht verrichten können: so werden Ew. Maj. uns erlauben, solches so gut zu thun, als wir können. Wir sind Diener des wahren Gottes, und Unterthanen eines großen Monarchen. Als diese Unterthanen werden wir unserm großen Könige die Gnade melden, die Ew. Majest. uns wiederfahren lassen, und als Diener des wahren Gottes werden wir ihn inständigst anflehen, Dero Regierung mit allen Arten von Wohlergehen zu begnadigen, und Ew. Maj. mit seinem göttlichen Lichte zu erleuchten, damit dieselben nach einer rühmlichen Regierung auf Erden, auch den Himmel besitzen.“

Es

m) Anderswo machet der Verfasser eine Abschildrung des Königs von Siam, welche dieses Lob rechtfertigt a. d. 235. S.

Tachard 1685.

Anmerkung über die Absicht der Reise der Jesuiten.

Irrthum wegen der Bekehrung des Königes v. Siam den man am französischen Hofe hegt.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß der vornehmste Bewegungsgrund von der Reise der Jesuiten, und ihrer Uebung in dem Gebrauche der mathematischen Instrumente, der Eifer für die Religion war, dabey der Vortheil der Wissenschaften und die Befehle ihres Königes nur zum Vorwande dieneten. Aber man hatte sich am französischen Hofe zu viel geschmeichelt, da man aus einigen Gnadenbezeugungen, die der König von Siam den Missionarien erwiesen hatte, auf die Gedanken gekommen war, er sey geneigt, den christlichen Glauben anzunehmen. Herr Constance erklärte dieses ohne Bedenken dem Gesandten, ob er selbst wohl für die Bekehrung der Siamenser so eifrig war, daß er seine Bemühungen beständig so stark auf die Beförderung der Religion, als auf Staatssachen, wandte. Was er gethan hat, die Franzosen zu unterstützen, verdienet, daß man es hier so ausführlich liest, als der Verfasser es erzählt hat, und machet seiner Geschicklichkeit so viel Ehre, als seinem Religionseifer n).

Vorhaben ein Observatorium zu Siam anzulegen.

Einige Tage nach der Audienz der Jesuiten, unterredete sich dieser Minister mit dem Könige von einem Vorhaben, darauf er lange Zeit gedacht hatte, nach Siam zwölf Mathematikverständige von eben dem Orden kommen zu lassen, um welche er bey ihrem General schon lange angesucht hatte, da denn ein Observatorium, wie die zu Paris, und zu Pekin sollte gebauet werden. Der König billigte dieses, und er hielt für nöthig, in dieser Absicht einen von den sechs französischen Jesuiten, die sich zu Siam befanden, eiligst nach Europa zu senden, damit die Ausführung eines für die christliche Religion so wichtigen Vorhabens beschleuniget würde. Dieses ward dem P. Tachard aufgetragen, der sehr darüber seufzete, daß er auf so lange Zeit von China entfernet würde, dahin er sich, seinem Vermelden nach, so viele Jahre gesehnet hatte o).

Hr. Constance Vorschlag zur Bekehrung der Siamenser.

Bey eben der Gelegenheit machte Herr Constance den Jesuiten ein ander Vorhaben bekannt, das seinen Gedanken nach viel zu Bekehrung der Siamenser beytragen sollte. Es sey nicht genug, saget er zu ihnen, ihre Hochachtung und ihre Gewogenheit durch Eifer, gütiges Bezeigen, und Wissenschaften zu gewinnen; der Gemüthsart der Nation gemäß, müßte man außer dem Observatorio auch noch ein Jesuitercollegium haben, wo so viel als möglich das strenge und eingezogene Leben der Talapoinen beobachtet würde, die bey dem Volke in so großem Ansehen stünden; man müßte ihre Kleidung tragen, sie öfters besuchen, und sich bestreben, einige zur Religion zu ziehen. Man hatte wirklich seit kurzem gesehen, daß dergleichen Verfahren den portugiesischen Jesuiten gelungen war. Ein französischer Missionar, der sich seit zween Monaten zu St. Thomas befand, erzählte, diese Patres hätten verschiedene Jahre zu Madure, nach Bengalen zu, ohne einigen ansehnlichen Erfolg ihrer Arbeit zugebracht. Der Superior der Mission hätte betrachtet, wie ergeben das Volk den Braminen wäre, welches ihre Priester oder Mönche sind, und geurtheilt, wenn er sich als ein Bramine kleidete, und nach ihrer Art lebte, so könnte er sich das Vertrauen der ganzen Nation erwerben. Er theilte diese Gedanken seinen Vorgesetzten mit, die ihn dem heiligen Stuhle vortrugen. Man untersuchte ihn vor dem Gerichte der Versammlung zur Fortpflanzung des Glaubens; und da man die Erklärung erhielt, die besondere Kleidung der Braminen sey kein Merkmaal der Religion, sondern des Adels und einer vorzüglichen Hoheit: so verstattete man dem Superior der Mission, und einigen andern Jesuiten, die seiner Meynung waren, dieses Mittel zu Bekehrung eines grossen Landes zu versuchen.

Die Jesuiten zu Madure nehmen die Kleidung der Braminen an.

Erfolg dieser frommen List.

n) A. d. 226 u. f. S.

o) A. d. 211 S.

Tachard 1685.

Sie legten sogleich die Kleidung der Braminen an, und fingen an, eben dergleichen Leben zu führen. Man sah apostolische Männer mit bloßem Haupte und Füßen auf dem brennenden Sande, ohne Unterlaß der größten Sonnenhitze ausgesetzt, gehen; weil die Braminen nie Schuhe tragen, und nie das Haupt bedecken. Sie lebten von nichts, als Kräutern, und brachten drey bis vier Tage ohne Nahrung unter einem Baume oder auf einem öffentlichen Wege zu, bis ein Indianer, durch diese außerordentliche Strenge gerüh[illegible], sie zu hören kam; auf diese Art haben sie über sechzig tausend Indianer bekehret *p*).

Wie man auf die Elephanten steigt.

Man wird sich erinnern, daß der König an dem Tage der Audienz dem Gesandten einen Elephantenstreit zeigen wollte. Er hatte verordnet, sechs Elephanten für die sechs Jesuiten fertig zu halten, deren Gegenwart bey diesem Schauspiele er verlangte. Herr Constance gab ihnen einen Mandarin, sie zu führen. Da sie aus dem Pallaste giengen, fanden sie sechs Elephanten mit ihren vergoldeten Sesseln, und sehr schönen Küssen. Jeder näherte sich dem seinigen, und der Verfasser beschreibt die Art, wie man sie hinauf steigen ließ. Der **Hirte**, so nennet man den, welcher sich auf des Elephanten Halse befindet, ihn zu regieren, ließ das Thier niederknieen, und nachgehends sich halb auf die Seite legen; so konnte man den Fuß auf einen seiner Schenkel, den es vorwärts streckte, setzen, und von dar auf den Bauch steigen, worauf es sich ein wenig wendete, daß man bequem in den Sessel kommen konnte. Man kann sich auch Leitern bedienen, an die Höhe des Elephanten zu gelangen. Man setzet auf den Rücken dieser Thiere nur für die Fremden Sessel, welche einer solchen Reuterey nicht gewohnt sind. Die Leute im Lande selbst, von was für Range sie auch sind, nur den König ausgenommen, steigen auf den Hals, und führen sie selbst. Wenn sie aber in den Krieg oder auf die Jagd gehen, haben sie zweene Hirten, einen auf dem Rücken, den andern auf dem Kreuze des Elephanten, und der Mandarin befindet sich in der Mitte mit einer Lanze, oder einem Wurfspieße bewehret. Der Verfasser bemerkte bey einer Jagd, daß der König, welcher sich auf seinem Elephanten auf einer Art von Throne befand, aufstund, als die wilden Elephanten auf seiner Seite durchbrechen wollten, und sich auf des Seinigen Rücken stellte, sie aufzuhalten *q*).

Eine andere Art.

Elephantenstreit.

Die Jesuiten folgten dem Könige in eine große Ebene, hundert Schritte von der Stadt. Er hatte den Gesandten zur Rechten, funfzehn bis zwanzig Schritte von [illegible], den Herrn Constance zur Linken, und viel Mandarinen um sich, die aus Ehrerbiethung [zu] den Füßen seines Elephanten lagen. Anfänglich hörte man Trompeten, deren Klang [seh]r hart und ohne Veränderungen ist; darauf erhoben die beyden Elephanten, welche [zu]m Streite bestimmt waren, ein entsetzliches Geschrey. Sie waren mit den Hinterfüßen [an] starke Seile gebunden, damit verschiedene Leute sie hielten, um sie zurück zu ziehen, [wen]n sie gar zu heftig auf einander giengen. Man läßt sie sich so weit nähern, daß ihre [Zä]hne einander durchkreuzen können, doch ohne einander zu beschädigen. Bisweilen [sto]ßen sie so hart auf einander, daß sie die Zähne zerbrechen, und man die Stücken fliegen [sieh]t. Aber diesen Tag war das Gefecht so kurz, daß man glaubte, der König habe es [so] angeordnet, um sich Gelegenheit zu verschaffen, dem Herrn Vaudricourt, welcher die [bey]den siamischen Mandarine geführet hatte, und seinen Abgesandten wieder in Frankreich [brin]gen sollte, ein Geschenk mit desto größerer Pracht zu geben. Als das Schauspiel zu Ende

p) A. d. 212 u. f. S. *q*) A. d. 216 S.

Tachard 1685.

Ende war, näherten sich Seine Maj. ihm, und gaben ihm eigenhändig einen Säbel, dessen Griff von dichtem Golde, die Scheide aber von Schildkröte war, darauf sich fünf Goldbleche zur Zierrath befanden, nebst einer großen Kette von goldenem Drate, statt des Wehrgehenks, und einer Weste von Brocade, mit goldenen Knöpfen. Man giebt dergleichen Säbel zu Siam nur den Generalen, wenn sie in den Krieg ziehen. Herr de Joncur, Befehlshaber der französischen Fregatte, bekam ein Geschenk von eben der Art, das aber nicht so prächtig war r).

Die meisten Tage, da sich der König zu Louvo aufhielt, wurden zu öffentlichen Lustbarkeiten angewandt. Der Verfasser nebst seinen Mitbrüdern wurden genöthiget, dem Streite eines Elephanten mit einem Tiger beyzuwohnen, allezeit auch auf Elephanten, um die Talapoinen nicht zu ärgern, welche sich ein Gewissen daraus machen, auf Pferden zu reiten s).

Streit dreyer Elephanten mit einem Tiger.

Man hatte außer der Stadt eine hohe Verpfählung von Bambus, etwa hundert Fuß ins Gevierte, gemacht. Mitten in ihr befanden sich drey Elephanten, welche mit dem Tiger streiten sollten. Ihr Kopf, und ein Theil des Rüssels, war ihnen mit einer Art von Maske bedecket. So bald die Zuschauer ihre Stellen eingenommen hatten, sah man aus einem Behältnisse, das in der Vertiefung war, einen Tiger herauskommen, dessen Gestalt und Farbe den Franzosen etwas neues war. Außerdem daß er viel größer, und [illegible] und nicht so geschlank war, als diejenigen, die sie in Frankreich gesehen hatten, [illegible] auch sein Fell nicht fleckicht, sondern statt unordentlicher Flecke, hatte er lange und breite Streifen, als wie Kreise. Diese Streifen fingen sich auf dem Rücken an, und stießen unter dem Bauche zusammen; sie giengen auch durch den ganzen Schwanz so fort, und machten daselbst gleichsam schwarze und weiße abwechselnde Ringe. Kopf und Füße hatten nichts außerordentliches, nur daß sie viel größer und stärker waren, als bey gemeinen Thieren; und doch war dieses ein junger Tiger, der noch wachsen konnte. Herr Constance sagte den Jesuiten, man fände hier dreymal größere, und er habe einsmals einen sehr nahe gesehen, der so groß als ein Maulesel gewesen, da er sich mit dem Könige auf der Jagd befunden. Dieses ist eine besondere Art; denn das Land bringt auch kleinere hervor, die man aus Africa nach Europa führet, und der Verfasser sah an eben dem Tage einen solchen zu Louvo t).

Man ließ den Tiger, welcher kämpfen sollte, nicht sogleich los, sondern hielt ihn mit zween Stricken, daß er also keinen Satz thun konnte, und der erste Elephant, der sich ihm näherte, ihm zween oder drey Schläge mit dem Rüssel über den Rücken gab. Diese Schläge waren so stark, daß der Tiger davon umfiel, und einige Zeit auf dem Platze liegen blieb, als ob er todt wäre. Als man ihn aber losgelassen hatte, that er einen entsetzlichen Schrey, und wollte auf den Rüssel des Elephanten fallen, der sich näherte, ihn zu schlagen. Dieser bog den Rüssel geschickt zurück, und bedeckte sich mit seinen Zähnen, damit er an den Tiger kam, und selbigen veranlaßte, einen großen Sprung in die Luft zu thun. Das Thier schien von dem Stoße, oder von dem Falle betäubt zu seyn. Es wagte es nicht mehr, sich zu nähern; es gieng verschiedenemal längst der Verpfählung hin

r) A. d. 217 S.
s) A. d. 218 Seite.
t) A. d. 219 S.
u) A. d. 220 S.
x) Ebendas.

y) Den 9ten dieses Monats war vermöge [illegible] und nach Mittage genommener gleich großen [illegible] einerley Sonnenrandes, die wahre Stunde [illegible] Mittag[illegible]

Tachard 1685.

und that bisweilen Sprünge gegen die Zuschauer, die sich in den Galerien befanden. Man trieb alsdenn die drey Elephanten auf ihn, die ihn einer um den andern so starke Stöße gaben, daß er noch einmal für todt lag. Sie hätten ihn unstreitig hingerichtet, wenn der Gesandte nicht um Gnade für ihn gebethen hätte.

Illumination

Den folgenden Tag des Abends, ward im Pallaste eine große Illumination gehalten, die man alle Jahre wiederholet. Sie besteht in achtzehn hundert oder zwey tausend Lichtern, deren einige in kleine Fenster gestellet waren, die man deswegen ausdrücklich in die Mauer gemacht hatte, andere aber in Laternen, deren Ordnung und Gestalt der Verfasser bewunderte. Besonders sah man gewisse große kugelförmige Laternen, aus einem einzigen Stücke Horn, das wie Glas durchsichtig war, und andere aus Glase, das aus Reiß gemacht wird. Bey diesem Schauspiele hörte man Trommeln, Pfeifen und Trompeten. Während daß der König dasselbe mit seiner Gegenwart beehrete, gab die Prinzessinn ebenfalls den Hofdamen ein Fest auf der andern Seite des Pallastes *u*).

Die Jesuiten sehen den Prinzen Elephanten.

Herr Constance ließ den Jesuiten den **Prinzen Elephanten** sehen, der von außerordentlicher Größe und Schönheit war. Man gab ihm diesen Namen, weil er an eben dem Tage mit dem Könige geboren war. Sie sahen auch den Wachtelephanten, der täglich abgelöset wird, in einem Zimmer, das unweit des königlichen war, und den man Tag und Nacht zu seinem Gebrauche hält *x*).

Da der König unabläßig neue Ergötzlichkeiten für die Franzosen anzustellen suchte: so wies er ihnen einstens die Art, die Elephanten zu fangen. Doch dieser Artikel scheint mehr zur allgemeinen Beschreibung von Siam zu gehören, daß wir also den Verfasser nur in denen Beobachtungen folgen dürfen, welche die Jesuiten zu Louvo angestellet haben.

Astronomische Beobachtungen zu Louvo.

Sie hatten solche gleich bey ihrer Ankunft in dieser Stadt angefangen, besonders diejenigen, die ihnen nöthig waren, eine Mondfinsterniß, welche sich den 11ten des Christmonats ereignen sollte, genau zu beobachten. Bisher hatten sie sich zu dergleichen Verrichtungen ihre Werkzeuge noch nicht bedienen können; weil die Stadt und die Vorstädte dergestalt überschwemmt waren, daß sie keinen Platz hatten finden können, solche aufzustellen. Das Haus selbst, in dem sie sich befanden, ward von dem Wasser dergestalt erschüttert, daß die Pendeluhren und Quadranten viel litten. Endlich bemerkten sie den 6ten und 7ten des Christmonats durch **Butterfields** astronomischen Ring, daß die Abweichung der Nadel [illegible] Grad 20 Minuten westlich war, und zweene Tage hinter einander befand man diese Beobachtung beständig einerley *y*).

Illumination zu einer Elephantenjagd.

Da der König den französischen Gesandten gemeldet hatte, er wünschte, daß die erste Finsterniß in seiner Gegenwart beobachtet würde: so wählte man dazu ein königliches Haus, Tlee Poussonne, eine kleine Meile ostlich von Louvo, unweit eines Waldes, wo Sr. Maj. sich mit der Elephantenjagd ergötzen wollte. Den 10ten lud dieser Fürst den Gesandten ein, die Illuminationen zu sehen, welche dieser Jagd wegen angestellet wurden, und verlangte, die sechs Jesuiten sollten sich auch dabey einfinden. Der Verfasser machet folgende Beschreibung davon.

U 2 Eine

[illegible]tags nach der Secundenuhr 12 Uhr 5 M. 9 S. [illegible] Abweichung der Nadel nach Westen, ward ein[illegible], vermöge Chapotots parallactischer Maschine, nur 16 M., ein andermal 31 M., noch einmal 35 M. und wieder einmal 38 gefunden. a. d. 239 S.

Tachard 1685.

Eine Menge von etwa sechs und vierzig tausend Menschen hatte in dem Gehölze u auf den Bergen eine Einschließung in Gestalt eines länglichten Vierecks von 26 Meilen g macht; die beyden großen Seiten des Vierecks waren jede zehn Meilen, die beyden ande jede drey. Dieser große Umfang war mit zwo Reihen von Feuern eingeschlossen, die si auf zwo Linien, eine vier oder fünf Schritte von der andern, befanden, welche man d ganze Nacht aus dem Holze des Waldes unterhält. Damit diese Feuer sieben bis ac Fuß erhöhet stehen, so befinden sie sich, ein jedes auf einem kleinen viereckichten Grunde, d auf Pfäle so hoch erhaben ist, daß man sie also alle auf einmal sieht. Dieses Schausp schien dem Verfasser während der Dunkelheit die schönste Illumination, die er jemals gesch hatte. Große Laternen, die in gewissen Entfernungen gesetzt waren, machten die Abthe lungen der Quartiere, deren jedes seinen Befehlshaber, nebst einer gewissen Anzahl Krieg elephanten und Jäger, die als Soldaten bewaffnet waren, hatte. Man lösete dann un wann Feldstückchen, die Elephanten, welche etwa durchbrechen wollten, durch den Bl und Knall zu schrecken. Man hatte dieses bey der vorigen Jagd vergessen, und deswegen war sie fehl geschlagen. Es hatte sich damals in der gemachten Einschließung ein steile Berg befunden, und man hatte verabsäumet, auf selbigen Feuer, Wache und Geschü zu setzen, weil man geglaubt hatte, so große Thiere würden da nicht hinauf kommen: aber zehn bis zwölfe hatten sich mit besonderer Geschicklichkeit gerettet. Sie hatten sich ihres Rüssel bedienet, sich an einen der Bäume zu halten, die auf dem Abhange des Berges stunden: von dem ersten Baume hatten sie sich zum folgenden gewunden, und so waren sie von Baume zu Baume mit unglaublicher Bemühung bis an den Gipfel des Berges gelan get, von dar sie sich in das Gehölz gerettet hatten z).

Erstaunliche Geschicklichkeit einiger wilden Elephanten.

Schloß Tlee Poussonne.

Nach einer prächtigen Collation von Confecte und allen Arten von Früchten, die in einem sehr angenehmen Orte aufgetragen wurden, um welchen man Kriegeselephanten und Feuer gesetzt hatte, die Franzosen vor den Tigern und andern Raubthieren, die sich in dem Einschlusse befinden konnten, in Sicherheit zu stellen, führte Herr Constance die Jesuiten nach dem Schlosse Tlee Poussonne, wo sich der König schon hinbegeben hatte, der Beo bachtung der Mondfinsterniß beyzuwohnen. Sie langten um neun Uhr des Abends an Ufer eines Canals an, der nach dem Schlosse zuführet, wo ein königlicher Balon sie er wartete. Dieser Canal ist sehr breit, und über eine Meile lang. Er ward auf beyden Ufern durch unzählig viel Feuer erleuchtet, die auf die vorbeschriebene Art erhöhet waren. Eine halbe Viertheilmeile vom Schlosse fingen die Ruderer, die bisher viel Gewalt ange wandt und ein grosses Geräusch gemacht hatten, so stille zu rudern an, daß man fast ga nichts hörte. Man erinnerte die Jesuiten gar zu schweigen, oder doch sehr sachte zu reden. Da sie ausstiegen, war alles so ruhig, so viel sich auch Soldaten und Mandarinen da herum befanden, daß sie glaubten, in einer entfernten Einöde zu seyn. Sie beschäfftigten sich gleich anfangs, ihre Ferngläser auf Gestelle zu bringen, die man in dieser Absicht hinge setzet hatte. Weil dieses aber nicht viel Zeit erforderte: so giengen sie eine Stunde dara

Stille um den königlichen Pallast.

wied

z) A. d. 242 S.

a) A. d. 244 S.

b) Diese Beobachtungen finden sich in den Schriften der Akademie der Wissenschaften. Hier wird genug seyn, anzumerken, daß der Unterschied der Länge zwischen Paris und Louvo aus ih 98 Gr. 32 M. gefunden wird. Da also die Lä von Paris 22 Gr. 30 M. ist, so ist die von Lo 121 Gr. 2 M. Vermöge der Mondfinsterniß, 21 Hi

Tachard 1685.

wieder zu Schiffe, um einen Theil der Nacht in dem Hause des Herrn Constance zuzubringen, das hundert Schritte vom Pallaste war.

Siamische Fangeisen.

Sie stiegen am Fuße der Mauer aus, die jenseits des Canals ist, und waren der Gefahr ausgesetzt, sich in einer Art von Fangeisen zu fangen, welche aus verschiedenen eisernen Ketten zusammen gesetzt sind, die neben einander allezeit einen halben Fuß von einander liegen, und die Breite zwischen dem Canale und der Mauer einnehmen. An diesen Ketten befindet sich eine doppelte Reihe von eisernen Spitzen. Man zieht sie jede Nacht um das Schloß, zu verhindern, daß sich niemand hinzu nahet. Der Officier, welcher die Wache hatte, bekam Befehl, sie aufheben zu lassen, weil sich einer von den sechs Jesuiten beynahe in diesem gefährlichen Labyrinthe verirret hätte. Da sie sich nachgehends der Mauer genähert hatten, giengen sie in eine schmale Bahn, zween Fuß breit, welche man für die Runde in der Nacht frey läßt, und langten um eilf Uhr des Abends in Herrn Constance Hause an. *a*).

Beobachtung einer Mondfinsterniß im Schlosse Tlee Poussonne.

Man ließ sie drey bis vier Stunden ruhen, worauf sie zu Schiffe giengen, sich nach der Gallerie zu begeben, wo die Beobachtung sollte gehalten werden. Es war fast drey Uhr nach Mitternacht. Sie richteten nach ihrer Ankunft für den König ein sehr gutes fünfschuhiges Fernrohr in dem Fenster eines Saales zu, der auf die Gallerie gieng. Man meldete solches dem Monarchen, der sogleich an das Fenster kam. Die Mathematiker saßen auf persischen Tapeten, einige bey den Ferngläsern, andere bey der Pendeluhr, andere sollten die Zeiten der Observation aufschreiben. Sie grüßten den König mit einer tiefen Neigung, und jeder fing seine Verrichtung an *b*).

Fragen des Königes an die Sternkundiger.

Der König schien die Flecken des Mondes im Fernglase mit vielem Vergnügen zu sehen, besonders da man ihm ihre Uebereinstimmung mit der zu Paris davon gemachten Zeichnung wies. Er that verschiedene Fragen, als: warum der Mond im Fernglase verkehrt erschiene? warum man den verfinsterten Theil des Mondes noch sähe? Welche Zeit in Paris wäre? Wozu übereinstimmende Beobachtungen an so entfernten Oertern nützten. Während daß man ihm zu antworten bemühet war, brachte einer seiner vornehmsten Bedienten in einer großen Schüssel sechs Unterröcke, und so viel Mäntel von Satine, die der König ihnen schenkte. Er verstattete ihnen aufzustehen, und in seiner Gegenwart stehen zu bleiben. Er sah nach ihnen in das Fernglas. Lauter Gnadenbezeigungen, nach Tachards Erinnerung, welche denen sehr ausnehmend scheinen müssen, denen bekannt ist, wie viel Ehrerbiethung man bezeigen muß, wenn man sich den Königen von Siam nähert *c*).

Gnadenbezeigungen gegen den Verfasser.

Da Seine Majestät nachher erfuhren, daß der Verfasser bestimmt wäre, wieder nach Frankreich zu gehen: so ersuchten sie ihn um guten Rath und um Beyhülfe für ihre Gesandten, die auf eben dem Schiffe mitgehen sollten. Der König, saget er, hätte ihnen befohlen, bey dem Könige von Frankreich um zwölf mathematikverständige Jesuiten anzuhalten. Zu gleicher Zeit überreichte der oberste Kammerherr dem P. Tachard auf einem großen goldenen Becken zwey sehr schöne Crucifixe. Der Leichnam war von dichtem Golde.

...vern. 1682. hatte man die Länge von Siam ... Grad gefunden, welches mit Tachards Beobachtung vollkommen übereinstimmt. Er behält als was wunderliches, daß noch neue Karten Siam in den 145 Gr. setzen, da die große Karte auf dem Observatorio, welche eher als alle diese Beobachtungen ist gemacht worden, sie 122 Gr. das ist, auf 1 Gr. nahe bey der Beobachtung gibt. A. d. 250 S.

c) A. d. 246 S.

Tachard 1685.

Golde. Das Kreuz von Tambag, welches eine Vermischung von sieben Theilen Gol und drey Theilen eines andern, eben so kostbaren Metalles, als Gold ist. Der Fuß w Silber. Der König sagte zu dem Verfasser, das größte sollte für den P. la Chaise, dess Treue und Verdienste er aus Herrn Constance Erzählung kannte, und der ihm keinen a genehmern Dienst erweisen könnte, als ihm bey dem Könige seinen Herrn zwölf Mathem tiker zu verschaffen, die bey ihrer Ankunft zu Louvo und Siam, ein Observatorium, ei Collegium, und eine Kirche finden würden. Zugleich befahl er dem Herrn Constance mit den Jesuiten die Plätze zu diesen Gebäuden auszusehen, und sogleich daran arbeiten z lassen. Das zweyte Crucifix gab er eigenhändig dem P. Tachard, daß es ihm ein getreue Gefährte auf seiner Reise seyn sollte *d*). Er wünschte ihm eine baldige Rückkehr, und be gab sich nicht eher fort, als bis er auf eine sehr verbindliche Art das Vergnügen entdeck hatte, welches er diese zwo Stunden über bey den Jesuiten gefunden hatte. Er hatte nie manden um sich gehabt, als Herrn Constance, den Großkämmerer und einen Kammer junker *e*).

Die Mondfinsterniß ward sehr unvollkommen von einem sternkundigen Braminen verkündigt.

Ein Bramine, welcher ein Sterndeuter war, und sich zu Louvo aufhielt, hatte eben die Finsterniß bis auf eine Viertelstunde genau vorher gesaget, aber sich sehr geirrt, indem er behauptet hatte, man würde den Austritt erst nach dem Aufgange der Sonnen über dem Horizonte sehen. Der Verfasser bedauert, daß er die siamische Sprache nicht gewußt hat, um von diesem Braminen die Art zu erfahren, wie er die Finsternisse berech nete. Er schloß aber wenigstens aus seinen Beobachtungen, daß derselbe nicht der Mey nung der Talapoinen von Siam war, die vorgeben, wenn der Mond verfinstert würde, so

Träume der Talapoinen wegen der Mondfinsterniße.

verschlinge ihn ein Drache, und gäbe ihn nachgehends wieder von sich. Wenn man ihnen einwendet, die europäischen Mathematikverständige sagten den Augenblick der Fin sterniß selbst, ihre Größe, ihre Dauer, u. s. f. vorher; sie wüßten die Ursachen, warum der Mond zuweilen ganz, zuweilen halb verfinstert ist: so antworten sie ganz gleichgültig, der Drache halte seine gesetzte Zeit, die Europäer wüßten die Stunden und das Maaß ei nes Appetits, der manchmal größer, manchmal kleiner wäre. Was man ihnen auch für Beweise des Gegentheils vorbringt, das veranlasset sie nicht, diese Einbildung zu verlassen *f*).

Elephantenjagd.

Es war noch übrig, die Elephanten, die man letztens eingeschlossen hatte, wirklich zu fangen, und der König verlangte, die Mathematiker sollten auch dabey seyn. Man vertiefte sich wohl eine Meile weit in das Holz, bis an die Einschließung, in welche man die wilden Elephanten getrieben hatte. Es war ein viereckigter Platz von dreyhundert oder vier hundert geometrischen Schritten, dessen Seiten mit großen Pfälen verschlossen waren, be hatte man in gewissen Entfernungen Oeffnungen gelassen. Daselbst befanden sich vierzig Kriegeselephanten, um die wilden zu verhindern, daß sie nicht durchbrächen. Die sechs Jesuiten waren hinter dieser Verpfählung, sehr nahe bey dem Könige. Man trieb in die Einschließung ein dutzend zahmer Elephanten, von den allerstärksten, die man hatte, auf deren jede zweene Männer saßen, welche große Seile mit Schlingen hatten, davon die Enden an die Elephanten gehängt waren, die sie fangen wollten, und die sich an die Ver pfählung begaben, daselbst durchzubrechen, als sie sahen, daß man sie verfolgte. Da aber a mit Kriegselephanten besetzt war, welche sie in die Einschließung zurück trieben: so war

d) Dieß sind des Königs eigene Ausdrückungen, welches ein Schreiben Herrn Constance an den P. la Chaise a. d. 254 S. bestätiget.

e) A. d. 248 S.

f) A. d. 251 S.

Tachard 1685.

die Jäger ihre Schlingen so geschickt an den Ort, wo diese Thiere ihre Füße hinsetzen sollten, daß sie solche allemal unfehlbar fingen. Alles war in einer Stunde vollendet. Man bindet nachgehends jeden wilden Elephanten zwischen zween zahmen, mit denen man ihm nur vierzehn Tage lassen darf, ihn zu zähmen g).

In diesem Haufen wilder Elephanten befanden sich auch zween bis drey sehr junge und kleine. Der König sagte zum Gesandten, er wollte einen an den Herzog von Burgund, schicken. Da er aber überlegte, daß der Herzog von Anjou auch einen verlangen könnte: so setzte er hinzu, er wollte ihm einen noch kleinern schicken, damit zwischen beyden Herren keine Eifersucht entstünde h).

Letztes Fest bey dem sich der Verfasser befindet.

Das letzte Fest, bey dem sich der Verfasser einfinden mußte, war ein prächtiges Gastmahl, welches der König den Franzosen nach der Abschiedsaudienz geben ließ. Sie fanden in einem schönen Saale, mitten in einem ebenen Platze, der mit Springbrunnen umgeben war, eine große Tafel für mehr als funfzig Personen zugerichtet. Alles ward in großen silbernen Schüsseln aufgetragen. Die Speisen waren in großer Mannigfaltigkeit und sehr wohl zubereitet. Es fehlte an keiner Art von Weinen, so wenig, als an den schönsten Confituren von China und Japan.

Indem die Zubereitungen zur Abreise gemacht wurden, hatte der Verfasser mit dem P. Suarez, und dem P. Fuciti eine Unterredung, welche die Ehre seiner Gesellschaft allzu sehr angeht, als daß man sie nicht für einen der wichtigsten Theile gegenwärtiger Nachricht ansehen sollte.

Seine Unterredung mit den P. P. Suarez und Fuciti, wegen des Unrechts, das man den Jesuiten thut.

„Diese Patres, saget er, hatten gelernt zu leiden, ohne daß sie sich beklagten. Sie waren in diesem Stücke so zärtlich gewissenhaft, daß sie eine Mäßigung beobachteten, welche sich die strengste Sittenlehre nicht allezeit gefallen läßt. Sie verwunderten sich, daß man den Jesuiten, die sich in Indien befänden, schuld giebt, sie nähmen Geld für die Taufe, das Messe lesen rc., da unzählig viel Leute das Gegentheil bezeugen können; und sie versicherten mir vor Gott, daß man nie etwas gethan hätte, das die Regeln ihrer Verfassung nur im geringsten verletzte. Ich suchte seit langer Zeit wegen eines Vorfalls Erläuterungen zu erhalten, der viel Aufsehens gemacht hatte. Ich fragte sie, ob es an dem wäre, daß ein gewisser holländischer Geistlicher zu Batavia, Ferreira, ein Jesuit gewesen wäre, wie man vorgäbe. Sie antworteten, er sey niemals weder ein Jesuit, noch in einem andern Orden gewesen; er habe verschiedenen Personen, und dem P. Fuciti selbst gestanden, daß dieses Gerüchte nur daher entstünde, weil ein Jesuit auch Ferreira hieße. Gott gebe wenigstens, daß man den Ursprung solcher Reden nur allezeit einem bloßen Misverständnisse zuschreiben könne. Denn wie viel hat man nicht solche Erzählungen in gewissen Schmähschriften, die in Holland herauskommen, ausgebreitet. Man hat solche Verleumdungen desto sicherer vorbringen können, weil man von den Oertern, wo sie geschehen seyn sollen, so weit entfernt gewesen ist. Da ich die Sache genauer zu untersuchen Gelegenheit gehabt habe: so habe ich die Vorsicht demüthigst verehret, weche verstattet, das von denen, die das größte Lob verdienen, bisweilen am schlimmsten geredet wird i).

Der

g) A. d. 256. S. h) Ebendas. i) A. d. 259. u. 260 S.

Tachard
1685.

Der V Abschnitt.

Rückreise des Verfassers.

Abreise von Siam; Geschenk für den Verfasser. Eifersucht der Holländer. Franzosen entgehen einer Gefahr. Ankunft am Cap. Wie der Verfasser mit den Holländern zufrieden Neue Entdeckungen in diesen Ländern. merkungen auf dem Wege.

Abreise von Siam.

Die Franzosen reiseten von Siam den 14ten des Christmonates ab, in Begleitun Herrn Constance, der dem Gesandten bis an die Barre folgte, und ihm da noch Ehrenbezeugungen erwies. Außer dem Schreiben des Königes, seines Herrn, das e großen Feyerlichkeiten auf das französische Schiff schaffen ließ, gab er dem Pater Ta dasjenige mit, welches er selbst an den König von Frankreich abließ, und beschenkte ih einem Rosenkranze, aus dem kostbaren Calambaholze gemachet, da das Kreuz und die ßen Körner von Tambac waren *k*).

Geschenke für den Verfasser.

Es war nur noch übrig, zu Segel zu gehen. Der Herr Ritter Fourbin *l*) un Herr de la Mare, Ingenieur, waren freywillig in Diensten des Königes von Siam ge ben, und der Gesandte reisete mit der Zufriedenheit ab, daß er nicht einen einzigen M während seines Aufenthaltes in den Staaten dieses Herrn verlohren hatte. Zweene si sische Abgesandte, die er mit ihrem Gefolge nach Frankreich führete, legten auf dem ga Wege Zeugniß ab, mit wie viel außerordentlicher Achtung er von einem der ersten Po taten in Indien war aufgenommen worden.

Eifersucht der Holländer.

Diese Meynung, welche die Holländer von seiner Reise höreten, machte, daß er der Rückkehr einiges Misvergnügen auszustehen hatte. Da er den 22sten des Chr nates von der Barre zu Siam mit gutem Winde abgegangen war: so brachte ihn ein holl discher Pilote, den er zu Batavia genommen hatte, in Gefahr zu verderben. Er mac daß das Schiff in der Enge Banca auf eine Bank lief, ohne daß man entdecken konn aus was für Eigensinne er sich entschloß, daselbst zu ankern. Man hatte viel Mühe, aus diesem schlimmen Zustande wieder zu helfen.

Doch dieses war nur ein Vorspiel von einer stärkern Abneigung, davon ihm zu B tam sehr verhaßte Proben gegeben wurden. Man hatte kaum vor diesem Hafen geank als der Gesandte, welcher hoffte, daselbst wohl aufgenommen zu werden, besonders n dem er von dem Generale zu Batavia so viel Höflichkeit genossen hatte, den Lieutenant Schiffes, Herrn de Cibois, absandte, dem Befehlshaber sein Compliment zu machen. betrog sich aber in seiner Hoffnung. Herr de Cibois ward zurück gesandt, ohne da nur mit dem Befehlshaber hätte reden können, welcher nur versprach, den beyden S sen Erfrischungen zu senden. Die Erfüllung dieses Versprechens bestund darinnen, zween bis drey Ochsen an Bord schickte, unter dem Vorwande, es fände sich nichts zu Bantam; und auf den Abend kam jemand und forderte im Namen des Befehlsh den Preis der Ochsen, da man sich einbildete, der Statthalter hätte sie dem Gesandte nigstens zum Geschenke geschicket. Man begegnete diesem Abgeordneten, wie es sich te. Man ließ durch ihn dem Statthalter eine Antwort sagen, die sich für sein unh Begegnen schickte *m*).

k) A. d. 261 S.

l) Man sehe seine Nachrichten, die er selbst aufgesetzt hat.

m) A. d. 264 u. verherg. S.

Tachard 1685.

Den folgenden Morgen segelte man wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab. Die Durchfahrt der Sonde ist sonst sehr schwer, weil damals die widrigen Winde zu dieser Jahreszeit hier herrschen sollten. Aber die Franzosen hatten das schönste Wetter von der Welt. Der Verfasser machet diese Anmerkung, um nur noch eine andere Gnade des Himmels zu bemerken. Die Piloten wollten dreyßig bis vierzig Meilen über der Insel Mony südwärts vorbey gehen, und glaubten, alle nöthige Maaßregeln sehr richtig genommen zu haben, da man mit Anbruche des Tages drey bis vier Meilen weit ein Land entdeckte, wo man die Nacht würde gescheitert haben. Dieses Land ist so niedrig, daß man es nur erkennet, weil sich die Wellen daran brechen. Man mußte unter dem Winde fortgehen, und es südwärts lassen.

Eine Gefahr, welche die Franzosen vermeiden.

Die Folge dieser Schiffahrt war vollkommen glücklich, bis auf die Höhe der Insel Bourbon, wo die beyden Schiffe den 13ten Hornung ein sehr heftiges Ungewitter ausstunden, das drey Tage dauerte, das große Segel der Fregatte wegnahm, und dieses Schiff von den andern absonderte. Sie kamen erst an dem Vorgebirge der guten Hoffnung wieder zusammen.

Ankunft am Cap.

Wie der Verfasser mit den Holländern zufrieden ist.

Den 13ten März langten sie am Cap an, und man ankerte in der Bay zwischen sieben großen holländischen Schiffen, welche die indische Flotte ausmachten, und drey bis vier Schiffe von ihrer Nation begleiteten, um zusammen nach Europa zu gehen. Das Mistrauen schien sich nach dem Maaße zu verringern, nach dem sich die Franzosen von Indien entferneten, und der Befehlshaber des Fort nahm des Gesandten Compliment sehr höflich an. Die Begrüßungen wurden Schuß für Schuß beantwortet. Der Verfasser erhielt alle Arten von Höflichkeit von den holländischen Beamten. Sie nöthigten ihn, ans Land zu steigen; und weil das Observatorium, das man abgetragen hatte, um ein prächtigers zu bauen, noch nicht von neuem vollendet war: so bothen sie ihm ein Haus in der Stadt an. Da sie von ihm erfahren hatten, daß er mit mehr andern Jesuiten wieder nach Indien gehen sollte: so ersuchten sie ihn im voraus, sich mit seinen Gefährten am Cap zu erfrischen. Der Verfasser scheint durch diese Ehrenbezeugungen desto mehr gerühret zu seyn, weil sie von den größten Feinden seines Ordens herrührten, und er sie also als einen Tribut, den sich seine Verdienste erzwungen, anzusehen hatte.

Der Statthalter beschenkte ihn mit vier schönen Tigerhäuten, und einem kleinen zahmen Thiere, das er auf seiner letzten Reise gefangen hatte. Es war eine Art von Eichhörnchen, und ein unversöhnlicher Feind und grausamer Verfolger der Schlangen. Der Statthalter hatte nur kürzlich eine große Reise in die nordlichen Länder gethan, und daselbst viel Völker entdecket, die eine Art von Regierung und Polizey haben *n*).

Neue Entdeckungen in diesen Ländern.

Es war gleich die Zeit der Weinlese. Der Verfasser genoß africanische Trauben, die ihm von einem besonders guten Geschmacke schienen und häufig da wachsen. Der weiße Wein ist sehr gut; und wenn die Holländer so geschickt wären, Wein zu bauen, als ihren Handel und ihre Pflanzstädte blühend zu machen, so würden sie am Cap auch vortreffliche Weine von anderer Farbe haben *o*).

Anmerkungen auf dem Wege.

Nachdem sie sich mit Lebensmitteln versorgt, und bey den Kranken Besserung gesehen hatten: so giengen beyde Schiffe den 26sten März aus der Bay des Cap ab. Sie kamen

n) A. d. 267 S. Man sehe Kolbens Erzählung im IV Th.

o) Ebendas.

Tachard 1685.

men mit gutem Winde den 27sten im ersten Meridiane über die Linie: aber bis zum letzten May war die Witterung ihnen nicht so günstig, und sie erstaunten, da sie den folgenden Tag des Abends das Eyland Corvo, die westlichste der Azoreninseln, vor sich sahen, ob ihre Piloten gleich sich eingebildet hatten, sie wären mehr als hundert Meilen davon. Der Verfasser bemerket, er habe in verschiedenen Büchern von der Seefahrt gelesen und von geschickten Schiffern gehöret, daß man sich auf diesem Wege oft betrüge. Man entdecket allemal die Azoren erstlich, wenn man schon vorbey zu seyn glaubet, woraus erhellet, daß die Ströme in diesen Gegenden mit großer Gewalt westlich streichen. Er schließt also, man müsse bey der Rückkehr von Africa außerordentlich vorsichtig seyn, um gefährliche Irrthümer zu vermeiden *p*).

Beyde Schiffe langten glücklich in der Rhede von Brest den 18ten des Brachmonates an.

Das X Capitel.

Reise des Ritters von Chaumont nach Siam.

v. Chaumont 1685.

Einleitung.

Was ich hier vortragen will, das ist nicht eine zweyte Erzählung vorhergehender [...] oder eine Nachricht von Umständen, welche der Pater **Tachard** scheint vergessen zu haben. Denn ob er gleich die erste Audienz bey dem Könige von Siam sehr ausführlich beschrieben hat: so hat es mir doch geschienen, als sollte man diese seine Erzählung, die sich bloß auf fremden Bericht gründet, der Erzählung des Gesandten selbst [...] vorziehen, welcher von dem, was er gethan, und von denen Ehrenbezeugungen, die er erhalten hat, Nachricht ertheilet. Außerdem verdienet das Werk des Ritters von **Chaumont** *q*) eine besondere Stelle in dieser Sammlung; und wenn es mit des Pater **Tachard** Schrift, wegen der Einsicht, die einem berühmten Reisenden eigen ist, nicht kann verglichen werden: so fordert es doch einige Achtung wegen des Characters, den [...] Verfasser geführet hat. Von dem Tageregister des Abts **Choisy** urtheile ich anders [...] es ist nichts als ein scherzhafter Aufsatz, der bald sinnreich und artig, bald abgeschmackt und läppisch ist. Ich werde ihn auch hier nicht weiter als in den Anmerkungen zur Ergänzung brauchen.

Der Herr Ritter von **Chaumont**, war der älteste eines berühmten und alten Hauses, und diente seit langer Zeit mit vielem Ruhme als Hauptmann eines Schiffes, und Generalwachtmeister der französischen Seemacht, auf den Meeren der Levante. Wir wollen die Scene gleich von Brest, wo er zu Schiffe gieng, nach Siam bringen, wo er den 23sten des Herbstmonates des 1685 Jahres anlangte, und ich will die Erzählung, damit sie desto angenehmer wird, fast völlig mit seinen Worten vortragen.

Inhalt

p) A. d. 168 S.

q) Ein Band in 12. zu Paris bey Seneuse und Hortemels 1686.

r) Ein Band in 12. Er besteht aus Briefen in der Schreibart, welche man nur an gute Freunde schreibt. Der Herausgeber bekennt auch [...]

v. Chaumont 1685.

Inhalt.

Vergleich wegen der Ceremonien. Vierzig indische Nationen ehren ihn. Ehrenbezeugungen gegen die königlichen Schreiben. Wie es in den Pallast zu Siam getragen wird. Des Gesandten Zug in die Stadt. Er langet beym Pallaste an. Durch was für Höfe er geht. Der letzte Hof und was darinnen zu sehen. Was im Audienzsaale vorgeht. Schwierigkeit, die dem Gesandten vorstößt. Er hält seine Rede. Seine Standhaftigkeit. Fragen des Königes von Siam und sein Schmuck. Beschaffenheit und Zierrathen des Audienzsaales. Geschenke des Königes von Siam an den König in Frankreich. Geschenke des Constance für den König. Geschenke für den Dauphin; für die Dauphine; für den Herzog von Burgund. Constance Geschenke an den Herrn von Seignelay und Herrn von Croissy. Absichten der Gesandtschaft.

Vergleich wegen der Ceremonien.

Den 13ten des Weinmonates, saget **Chaumont**, ließ ich dem Könige durch die Mandarinen, welche mich begleiteten, melden, mir wäre berichtet worden, wie man die Gesandten in sei[ne]n Staaten annähme; und weil ich dieses Verfahren von den französischen sehr verschie[de]n befände, so bäthe ich ihn, mir jemanden zu senden, mit dem ich mich wegen der Einrich[tu]ng meines Einzuges unterreden könnte. Der König schickte den Herrn **Constance** zu [m]ir, mit dem ich mich durch den Herrn Bischof von **Metellopolis**, der uns als Doll[m]etscher diente, lange Zeit unterredete. Wir konnten nicht so bald eins werden. Endlich gestund er mir doch alles zu, was ich verlangte.

Vierzig indische Nationen ehren den Ritter Chaumont.

Herr Constance brachte mir den 17ten vier schöne Balonen, die Geschenke, welche ich [mit]gebracht, zu überbringen. Der König befahl allen indianischen Nationen, die sich zu [S]iam aufhalten, zu mir zu kommen, ihre Freude über meiner Ankunft zu bezeugen, und [mi]r alle Arten von Ehre zu erweisen. Sie kamen des Abends um sechs Uhr nach ihrer [La]ndesart gekleidet. Man zählte vierzig verschiedene Nationen, alle aus Königreichen, [d]ie keines unter den andern steht. Dabey befand sich der Sohn eines Königes, der aus [sei]nen Staaten war vertrieben worden, und in Siam um Beystand ansuchte. Ihre Klei[dun]g war eben nicht so sehr verschieden, aber in ihrem Kopfputze zeigte sich mehr Mannig[fa]ltigkeit. Manche hatten Turbanen, andere armenische Mützen, oder Calotten, andere [gi]ngen mit bloßem Kopfe.

Ehrenbezeugungen gegen das königliche Schreiben.

Eben den Tag erhielt ich Nachricht, daß mich der König den folgenden annehmen [wol]lte, und ich verglich mich also wegen der Ehre, die dem Schreiben des großen Königes, [das] ich vorstellte, erzeiget werden sollte. Man sandte mir den 18ten vierzig [Ma]ndarinen, von den vornehmsten bey Hofe. Zweene von ihnen, welche den Titel **Oyas** [füh]ren, und zu Siam so viel sind, als die Herzoge in Frankreich, meldeten mir, alle [Mandar]inen befänden sich an meiner Thüre, um Seiner Majestät Schreiben anzunehmen, [und] mich zur Audienz zu führen. Das Schreiben war in meinem Zimmer in einem gol[dene]n Gefäße eingeschlossen, und mit einem sehr reichen Stücke Brocade bedecket. Als [die] Mandarinen hinein kamen, fielen sie mit dem Gesichte auf die Erde, dabey sie die Hän[de a]n der Stirne zusammen hielten, und grüßten das Schreiben dreymal in dieser Stellung, [näm]lich, ich saß auf einem Lehnstuhle und erhielt diese Ehrenbezeugung, welche in Siam nur [einzi]g und allein dem Schreiben seiner Majestät ist erwiesen worden. Nach dieser Ceremonie [nah]m ich das Schreiben mit dem goldenen Gefäße, trug es sieben bis acht Schritte, und

v. Chaumont 1685.

gab es dem Herrn Abte von Choisy, der mit mir aus Frankreich gekommen war s). Er gieng zu meiner linken Hand etwas hinter mir. Er trug es bis an das Ufer, wo ich einen ungemein schönen vergoldeten Balon fand, in dem zweene Mandarinen vom ersten Range waren. Ich nahm das Schreiben aus seinen Händen, und trug es in den Balon, wo ich es einem der Mandarinen überreichte, der es unter einen sehr hohen spitzigen Thronhimmel legte, der von Golde glänzte. Ich gieng in einen andern sehr prächtigen Balon, der sogleich nach demjenigen folgte, welcher das Schreiben führte, und zweene andere an seinen Seiten hatte. Der Abt Choisy war im fünften gleich hinter meinem, und die Edelleute, die mich begleiteten, folgten nach ihm in andern Balonen, mit allen von meinem Gefolge. Der Mandarinen ihre fuhren voran. Man zählte zwölf ganz vergoldete Balonen, und fa zweyhundert andere, welche in zwo Reihen fuhren, in deren Mitte derjenige, der des Königes Schreiben enthielt, die beyden Wachtbalonen und der meinige waren. Alle Nationen in Siam befanden sich bey diesem Schauspiele; und der Fluß, so breit er ist, schien mit Balonen bedecket zu seyn. Wir rückten in dieser Ordnung bis an die Stadt, darauf ich mit den Stücken begrüßet wurde, welches nie einem Gesandten wiederfahren war. Ich wurde auch von allen Schiffen begrüßet; und als ich ans Land stieg, fand ich einen großen ganz vergoldeten Wagen, in dem niemand als der König sonst gefahren war.

Wie es in den Pallast zu Siam getragen wird.

Ich nahm Seiner Majestät Schreiben, und legte es in diesen Wagen, der von Pfer den gezogen, und von Menschen fortgestoßen wurde. Nachgehends setzte ich mich in ei ne vergoldete Sänfte, die von zehn Menschen auf der Achsel getragen wurde. Der Ab Choisy hatte auch eine, die nicht so schön war. Die Edelleute von meiner Begleitung u die Mandarinen saßen zu Pferde: alle fremde Nationen aber giengen zu Fuße nach.

Des Gesandten Zug in die Stadt.

So gieng der Zug bis an das Schloß des Statthalters, wo ich eine Gasse Solda ten fand, welche Mützen von vergoldetem Metalle, rothe Hemden, und eine Art Bind von gemalter Leinewand statt der Niederkleider, aber keine Schuhe und Strümpfe, hatten manche trugen Musketen, andere Lanzen, andere Bogen und Pfeile und andere Pi Man hörte eine große Menge Trompeten, Trommeln, Kesseltrommeln, Schalmeyen, e ne Art kleiner Klocken und andere Instrumente, die als Hörner gestaltet waren. I gieng weiter längst einer großen Gasse fort, da sich auf beyden Seiten eine Menge Vo befand.

Er langt beym Pallaste an. Durch was für Höfe er geht.

Endlich langte ich auf einem großen Platze an, der sich vor des Königes Pallaste findet, wo man auf beyden Seiten eine Menge Kriegeselephanten hingestellt hatte. V dar kam ich in den ersten Hof des Pallastes, wo ich ungefähr zwey tausend Soldaten a traf, die saßen, und die Musketen gerade auf den Kolben aufgesetzt hatten. Zur lin Ha

s) Der Abt erzählet es folgender maßen: „Es „hat eine große Schwierigkeit gesetzt. Herr Con„stance wollte des Königes Schreiben im Triumphe „in einem Balon ganz allein fahren lassen; nach„gehends sollte es einem der großen Mandarinen „gegeben werden, damit man es auch im Triumphe „durch die Stadt und die Höfe des Pallastes trü„ge. Der Herr Gesandte wollte sein Schreiben „nicht weg geben, und blieb steif bey den Gebräuchen „der europäischen Kronen. Ich habe meine Schan„ze auch nicht versehen. Ich habe gesagt, m „sollte sich in solchen Dingen nach den Gebräuch „der morgenländischen Kronen richten, die n „schimpflich wären, sondern vielmehr zur E „gereichten; man könnte des Königes Schre „nicht allzuviel Ehre erzeigen, und daher hab „dem Herrn Gesandten vorgeschlagen, e „daß man das Schreiben in die Hände der M „darinen geben sollte, sollte man es nur geben u „dem Volke zu weisen, und es zur Audienz

Hand waren gewaffnete Kriegeselephanten, hinter denen man hundert Mann zu Pferde barfuß, aber auf mohrische Art gekleidet, mit Lanzen in der Hand sah.

Hier bekamen die Nationen, und alle Leute von meinem Gefolge Befehl, mich zu verlassen, nur die Edelleute von meiner Begleitung ausgenommen. Ich gieng durch zweene andere Höfe, welche wie der erste erfüllet waren, und kam in den vierten, wo ich eine große Anzahl Mandarinen auf der Erden liegen sah. Ich beobachtete zugleich sechs Pferde, deren jedes von zween Mandarinen gehalten wurde. Sie schienen mir sehr reich ausgezieret zu seyn. Zaum, Bruststücke, Schwanzriemen und Steigbügelriemen, waren mit Golde und Silber gezieret, und mit Perlen, Rubinen und Diamanten so besetzt, daß man das Leder nicht sah. Steigbügel und Sattel waren von Golde und Silber. Jedes Pferd hatte an den Vorderfüßen goldene Ringe. Ich sah auch verschiedene Elephanten, die wie unsere Kutschpferde bekleidet waren, aber in Carmesinsammte mit vergoldeten Schnallen.

Der letzte Hof und was darinnen zu sehen ist.

Ich hielt mich einige Zeit mit Herrn Constance auf, um den französischen Edelleuten Zeit zu geben, in den Audienzsaal zu gehen, und sich auf die Teppiche zu setzen. Man hatte sich verglichen, daß sie mit erhabenem Haupte hinein gehen sollten, und die Schuhe an den Füßen behielten, daß sie ihre Stellen einnehmen sollten, ehe der König auf seinem Throne erschien, daß sie vor ihm, wenn er sich zeigte, eine Neigung auf französische Art machen sollten, ohne aufzustehen. Sobald der Klang der Instrumente die Ankunft des Monarchen verkündiget hatte, gieng ich in den Saal t), in Begleitung des Herrn Constance, des Barcalon und des Abts Choisy, welcher des Königes Schreiben trug. Ich wunderte mich, daß ich den König auf einem sehr erhabenen Throne sah; denn Herr Constance hatte sich mit mir verglichen, der König sollte auf seinem Throne nur eines Mannes hoch erhoben seyn, so daß ich ihm das Schreiben mit meiner Hand in die seinige geben könnte. Ich sagte zum Abte Choisy: Unstreitig hat man vergessen, was man mir versprochen hat. Doch gewiß werde ich das Schreiben dem Könige nicht anders, als in einer Höhe, die meiner gleich ist, übergeben. Das goldene Gefäß, in dem es sich befand, hatte einen großen goldenen Griff, mehr als drey Fuß lang. Man hatte sich eingebildet, ich sollte es am Ende des Stieles anfassen, daß das Gefäß so bis an die Höhe des Thrones reichte: aber ich entschloß mich sogleich, das Schreiben so darzubiethen, daß ich das Gefäß selbst in der Hand hielt. Da ich also hinein gegangen war, grüßte ich den König [illegible] der Thüre. Ich grüßte ihn noch einmal auf der Hälfte des Weges, und da ich nahe bey dem Orte war, wo ich mich niedersetzen sollte. Als ich nachgehends zwey Worte von meiner Rede vorgebracht hatte, setzte ich den Hut wieder auf, setzte mich nieder und fuhr fort zu reden.

Was im Audienzsaale vorgeht.

Schwierigkeit die dem Gesandten vorstößt.

Er hält seine Rede.

[illegible]en. Er hat darein gewilligt, und Herr Constance auch, welcher nur noch verlangte, das Schreiben sollte allem Volke gewiesen werden. Dadurch habe ich mir einen sehr ansehnlichen [illegible] verschaffet, anstatt daß ich zuvor nicht wußte, was ich aus meiner Person machen sollte, [illegible] ich nur eine magere Coadjutorey und einen [illegible] in der Einbildung besaß. Man [illegible] wohl denjenigen ehren, der das Schreiben [illegible] größten Königes von der Welt anrühren soll. Man wird mir, mir allein, einen Balon des Kö„niges geben; ich werde an der Seite des Herrn „Gesandten zur Audienz gehen, und daselbst mei„nen angewiesenen Platz mit vorzüglicher Ehre „einnehmen. A. d. 240 u. f. S. (Der Abt Choisy war ernannt, als ordentlicher Gesandter zu Siam zu bleiben, wenn der König die christliche Religion angenommen hatte, wie man sich zur Unzeit geschmeichelt hatte. Man sehe die vorhergehende Nachricht).

t) Man hat hier einen Druckfehler aus dem Choisy verbessert.

v. Chaumont 1685.

Seine Standhaftigkeit für die Ehre des Königes seines Herrn.

Herr Constance verdollmetschte meine Rede. Als er er sein Amt vollendet hatte, sagte ich zu Seiner Majestät, der König mein Herr, hätte mir den Abt Choisy gegeben, mich zu begleiten, nebst den zwölf Edelleuten, die ich ihm vorstellete. Ich nahm darauf das Schreiben aus des Abts Händen, und trug es nach dem Throne zu, in dem Entschlusse, das auszuführen, was ich mir vorgenommen hatte. Herr Constance, der mich auf den Händen und auf den Knien kriechend begleitete, gab mir ein Zeichen, den Arm zu erheben, und rief mir sogar solches zu. Ich stellte mich, als ob ich ihn nicht verstünde, und blieb bey meinem Vorsatze. Der König fing an zu lachen, stund auf und bückte sich, das Schreiben aus dem Gefäße zu nehmen. Er neigte sich so sehr, daß man seinen ganzen Leib sah. Sobald er es genommen hatte, neigete ich mich gegen ihn und begab mich wieder auf meinen Sitz. u).

Fragen des Königes von Siam u. sein Schmuck.

Der König befragte mich um Nachrichten von Seiner Majestät und dem ganzen königlichen französischen Hause. Er wollte berichtet seyn, wie glücklich die französischen Waffen gewesen wären, und erfreuete sich über die Einnahme von Luxemburg und unsere Siege, worauf er hinzu setzte, er habe neue Gesandten nach Frankreich geschickt, welche in der morgenländischen Sonne abgereiset wären. Der Bischof von Metellopolis dienete uns zum Dollmetscher. Die Krone, die der König auf dem Kopfe trug, war reich mit Diamanten besetzt. Sie umgab eine Mütze, welche sich darüber erhob, und unsern Grenadiermützen ziemlich glich. Die Weste war von sehr schönem goldenen Zeuge, vorn an den Aermeln an dem Anfange der Hände, und am Halse mit vielen Diamanten besetzt, die so zu reden Armbänder und ein Halsband vorstellten. Er hatte auch viele Diamante an den Fingern. Seine Schuhe und niedere Kleidungen konnte ich nicht bemerken, weil ich diese

erste

u) Der Abt erzählet hierbey Umstände, die zur Erläuterung dienen. „Ich muß ihnen, saget er, „hier einen sehr wichtigen Vorfall melden. Herr Constance hatte bey der Anordnung aller Ceremonien sehr darauf gedrungen, die Gewohnheit „nicht zu ändern, die in allen Morgenländern eingeführet ist, daß die Könige die Schreiben nicht „aus der Gesandten Händen annehmen. Aber „Seine Excellenz blieben dabey, das Königliche selbst „zu überreichen. Herr Constance hatte vorgeschlagen, es in eine Schale mit einer goldenen Stange daran zu legen, damit es der Herr Gesandte „bis zu des Königes Throne erheben könnte: aber „man sagte ihm, entweder der Thron müßte erniedrigt, oder eine Erhöhung für den Herrn Gesandten gemachet werden, damit Seine Excellenz „das Schreiben dem Könige aus ihrer Hand in „seine überreichen könnte. Herr Constance hatte „versichert, man würde es so machen. Indessen „kommen wir in den Saal, und wir sehen beym „Eintritte den König an einem Fenster, wenigstens sieben Fuß hoch. Der Herr Gesandte saget „ganz sachte zu mir: Ich kann ihm das Schreiben „nicht anders überreichen, als an dem Ende der „Stange, und das werde ich nie thun. Ich gestehe es, daß ich in großer Verwirrung war. „Ich wußte nicht, was ich ihm rathen sollte. Ich „fiel darauf, des Herrn Gesandten Stuhl an den „Thron zu tragen, daß er darauf steigen konnte: „aber nach Ablegung seiner Rede, hatte er sogleich „seinen Entschluß gefasset. Er hat sich ganz beherzt dem Throne genähert, und die goldene „Schale, in welcher sich das Schreiben befand, gehalten, und darauf dieses Schreiben dem Könige „dargebothen, ohne den Ellbogen zu erheben, als „ob der König so niedrig, als er gewesen wäre. „Herr Constance, der hinter uns auf der Erde kroch, „schrie dem Gesandten zu: Erheben sie es, erheben sie es: aber er hat es nicht gethan, und der „gute König hat sich mit halbem Leibe aus dem „Fenster neigen müssen, um das Schreiben zu nehmen, und dieses hat er lachend gethan; denn [illegible] „verhält sich die Sache. Er hat zu dem Herrn „Constance gesagt: Ich überlasse dir das [illegible] „re. Thue was möglich ist, um den französischen Gesandten zu ehren, ich will für [illegible] „sorgen, was innerlich vorgehen soll. Er hat „seinen Thron nicht erniedrigen wollen, und eben „so wenig wollte er eine Erhöhung für den Gesandten machen lassen. Also hatte er seinen [illegible]

[illegible]

v. Chaumont 1685.

erste Audienz ihn nur mit halbem Leibe sah *x*). Achtzig Mandarinen, die im Saale lagen, blieben in dieser Lage bis zum Augenblicke, da er fortgieng. Sie hatten weder Schuhe noch Strümpfe, und ihre Kleidungen waren der nur beschriebenen ähnlich, nur daß ihre Mützen keine Kronen hatten: aber sonst des Königes seiner glichen *y*).

Beschaffenheit u. Zierrathen des Audienzsaales.

Der Monarch begab sich weg, nachdem er fast eine Stunde mit mir geredet hatte. Der Audienzsaal war um zwölf bis funfzehn Stufen erhöhet, inwendig mit großen goldenen Bluhmen, von unten bis an die Decke, bemalet, welche aus vergoldeten Bossagen bestund. Der Fußboden war mit sehr schönen Teppichen bedecket. Hinten im Saale zeigten sich zwo Treppen, welche zu einem Zimmer führeten, in dem sich der König befand. Zwischen beyden war ein gebrochenes Fenster, vor welches man drey große Sonnenschirme gesetzet hatte, die sich stufenweise vom untersten des Saales bis in die Höhe erhoben. Sie bestunden aus goldenem Zeuge, und der Stab war mit einem Goldblatte bedecket. Einer war mitten im Fenster, die beyden andern auf beyden Seiten. Durch dieses Fenster entdeckte man den königlichen Thron, und der König gab mir dadurch Audienz *z*).

Tachard hat nichts von den Geschenken des Königes von Siam gewußt.

Die Hauptursache der Gesandtschaft, die meisten Feste, welche der König anstellte, die Landesgebräuche, des Königes und Herrn Constance Abschilderungen *a*), die Abreise und glückliche Rückkunft nach Brest, sind vom Pater Tachard sorgfältiger, als vom Ritter von Chaumont beschrieben worden, und unstreitig mit mehr Einsicht, als vom Abte von Choisy: aber er konnte vielleicht nicht wissen, was der König von Siam durch seine eigenen Gesandten nach Frankreich für Geschenke schickte. Denn da er einige kleine Geschenke des Monarchen an verschiedene französische Bedienten, und die Schönheit der beyden Crucifixe so ausführlich beschreibt: so würde er gewiß mit noch mehr Verwunderung von der siamischen

...schluß gefasset, wenn der Gesandte sein Schreiben nicht bis an das Fenster erhübe, so wollte er sich ...erniedrigen, solches zu langen. Diese Stellung ...es Königes von Siam, hat mir das Geblüte ...wieder erfrischt, und ich hätte flugs den Gesandten umarmen mögen, daß er sich so wohl gehalten hatte". A. d. 253 u. f. S.

x) Man sehe seine Abschilderung in vorhergehender Nachricht.

y) Der Ritter von Fourbin saget in seinen Memoires: er habe in dem Ansehen der Mandarinen, ... ihrer Kleidung und in ihrer Stellung nichts ...derwürdiges gefunden.

z) Der Ritter Chaumont ertheilet seine Nach... mit dem ernsthaften Wesen eines Gesandten, ... hält sich bey kleinen Umständen wenig auf. ... Abt Choisy aber ersetzet solches oft. Hier saget er: ... Herr Gesandte ist an dem Thore des Pal... ...es wieder in seine Sänfte gestiegen, und ich in ... meinige: die Edelleute sind zu Pferde nachge...et, alles übrige zu Fuße. Man hat wieder ... die Balonen steigen müssen, um in Seiner ...ellenz Pallast zurück zu kehren. Am Ende ... Chinesergasse ist man wieder ausgestiegen, und ... die Mohrengasse gegangen. Diese sind die „beyden schönsten Gassen in Siam. Die Häuser „sind von Steinen und Ziegeln. Die Stadt ist in „der That sehr volkreich: aber es ist kein Paris. „Endlich sind wir in Seiner Excellenz Pallaste an„gelangt, nachdem wir durch eine unglaubliche „Menge Volkes durchgegangen waren. Der Hof „ist groß und sehr artig. Rechter Hand befindet „sich ein großer Platz mit Säulen, der prächtig und „schön ist. Oben ist er mit einer gelben Farbe ge„malet, die wie Gold aussieht. Die Mauern sind „weiß, voller Aushöhlungen wie Bilderblinden, in „denen Porcellan steht. Diese gelbe, weiße und „blaue Farben, sehen sehr wohl zusammen aus. „In zween Tagen wird sich ein Springbrunnen „daselbst befinden. Man arbeitet Tag und Nacht „an dem Wasserbehältnisse dazu. Man sehe, ob „diese Leute das geringste vergessen. Linker Hand „ist das Wohngebäude. Der Herr Gesandte hat „da sein Vorzimmer, sein Zimmer, Kleidergemach, „eine Galerie und eine sehr schöne Terrasse. Die „Capelle ist groß". A. d. 257 u. f. S.

a) Der Abt kömmt immer wieder auf die großen Eigenschaften des Ministers. „Das ist ein „unvergleichlicher Mann, saget er. Der Herr Ge„sandte gestund ihm, er wäre bey der Audienz et„was

v. Chaumont 1685.

mischen Herrlichkeit geredet haben, wenn er sie bey einem viel wichtigern Umstande gekannt hätte. In verschiedenen Schreiben des Abts liest man auch, daß die Wahl der Geschenke als ein Staatsgeschäffte ist angesehen worden, und daß sich Herr Constance oft mit ihm eingeschlossen hat, das Verzeichniß dazu zu verfertigen *b*). Der Gesandte hat einen wichtigen Theil seines Tageregisters damit erfüllet, und diese Geschenke, die so wohl die Reichthümer des Königes von Siam, als seine hohen Gedanken von der französischen Nation anzeigen, verdienen in der That, daß man sie umständlich anzeiget.

Geschenke des Königes von Siam an den König von Frankreich.

Wir wollen der Ordnung des Verzeichnisses folgen, darinnen des Königes Geschenke von des Herrn Constance seinen unterschieden werden.

Zwo gegossene Canonen, sechs Fuß lang, kalt geschlagen, mit Silber gezieret auf ihren Laffeten, auch mit Silber gezieret, zu Siam gemacht.

Ein Gießbecken von Tambac, welches Metall über Gold geschätzet wird, mit der Schale, wo es hinein gesetzet wird, zu Siam, nach dem dasigen Geschmacke gemacht.

Ein goldenes Gießbecken, mit vier Facen erhoben, und einer platten Schale zum Untersetzen, aus Japan.

Zwo goldene Flaschen, erhobene japanische Arbeit, (auf einen Schenktisch oder auf der Reise mit zu führen,) in einem japanischen Flaschenfutter.

Ein goldener Pfeil mit erhabener Arbeit bedecket, japanisch.

Zwey goldene Becherchen, mit ihren Schalen, unter zu setzen, auf einem ziemlich hohen Fuße, japanische erhobene Arbeit, sehr reich.

Zweene zusammen gehörige goldene Becherchen, ohne Bedeckung, wohlgemacht, erhobene japanische Arbeit.

Ein goldener Löffel, die schönste japanische Arbeit.

Zwey chinesische Frauenzimmer, jedes auf einem Pfau, mit einer silbernen Schale in den Händen, alles zum Theile von Silber und Schmelzwerke. Die Pfauen sind mit Treibfedern versehen, daß sie auf einem Tische gehen können. Die Becher stehen gerade und auf den Händen der beyden Chineserinnen.

Zweene silberne erhabene Kuffer, von der schönsten japanischen Arbeit, ein Theil ist Stahl.

Zwo große silberne Flaschen, mit zween vergoldeten Löwen, statt der Bedeckung, und zwo große Schalen, alles die schönste japanische Arbeit.

Zweene große bedeckte Becher, auf zwo Schalen, alles von Silber, die schönste japanische Arbeit.

Ein großer unbedeckter Becher, mit seiner Schale von Silber.

Ein silbern Gießbecken, mit vier Facen, und ein dergleichen Untersatz, japanisch.

Zw[illegible]

„was bestürzt geworden, da er den Thron des Königes so hoch gesehen, weil er den festen Entschluß „gehabt, bey Ueberreichung seines Schreibens den „Arm nicht zu erheben, und weil es ihm höchst „empfindlich gewesen seyn würde, etwas Seiner „Majestät misfälliges zu thun. Ich, antwortete ihm „Herr Constance, war noch viel bestürzter, als sie. „Sie hatten nur einen König zu befriedigen, und „ich zweene. Während der Audienz wies er uns „den Schwager des Königes von Cambara [illegible] „wie die andern auf der Erde lag. Seine Excellenz „sagte er zu uns, haben die Füße, wo des Königs „Brüder das Haupt haben. Er sagte, der [illegible] „Artikel der Vorschrift, welche der König von [illegible] „am seinen Abgesandten nach Frankreich gab [illegible] „alles blindlings zu thun, was man von ihm [illegible] „dern würde, weil man nichts von ihm fordern „würde, was nicht billig und ihrem Herrn [illegible]

v. Chaumont 1685.

Zwo silberne Vasen, mit zwo Schaalen unter zu setzen, japanisch.

Zwey Paar Chocolatieren mit ihren Deckeln, von Silber, japanisch.

Zwo große Tassen, japanische.

Zwo kleinere, mit ihren Schaalen von Silber, Liqueurs zu trinken, beyde mit einem silbernen Aste, von eben der Arbeit bedeckt.

Zwo silberne Galgouletten auf chinesische Art, mit ihren Schalen, japanische Arbeit.

Zweene chinesische Reuter, die zweene Becherchen in den Händen tragen, und durch Treibfedern sich bewegen, alles von Silber, chinesische Arbeit.

Zwey Gießbecken auf zwo Schildkröten, alles von Silber, und wohl ausgearbeitet. chinesisch.

Zwey silberne Couverts, japanische Arbeit, die sich durch Treibfedern bewegen, und jedes sein Becherchen trägt.

Zwey große japanische Cabineter, inwendig mit Lilien gezieret, überall mit Silber eingelegt, aufs schönste lackirt, die vortrefflichste Arbeit.

Zweene Kuffer von mittlerer Größe, mit Silber eingelegt, eben die Arbeit, ohne Lilien.

Zwey kleine Cabineter von Schildkröte, mit Silber eingelegt, sehr vortreffliche japanische Arbeit.

Vier große mit Silber eingelegte Bandagen; japanische Arbeit.

Ein kleines silbernes Cabinet, mit Zierrathen, japanische Arbeit.

Zwey lackirte Pulte, mit Silber eingelegt, japanische Arbeit, eines von Schildkröte.

Eine lackirte japanische Tafel mit Silber eingelegt.

Zweene Windschirme von japanischem Holze ausgearbeitet, mit sechs Blättern. Diese sind ein Geschenk des Kaisers von Japan an den König von Siam.

Ein anderer seidener mit blauem Grunde, und vielen erhabenen Vögeln und Bluhmen, in Siam gemacht.

Ein noch größerer, als jene beyde Tag und Nacht zu gebrauchen, von zwölf Blättern, peckinische Arbeit.

Zwey große Blätter Papier auf perspectivische Art. Auf einem sieht man alle chinesische Vögel, und auf dem andern die Bluhmen.

Ein Tafelservice vom Kaiser von Japan, sehr schöne, und schwere Arbeit.

Ein Feldservice für einen großen japanischen Herrn, aufs schönste lackirt.

Sechs und zwanzigerley Bandagen von schönster japanischer lackirter Arbeit.

Ein kleines japanisches Cabinet, welches für was besonders gehalten wird.

Zweene kleine Kuffer voll kleiner lackirter Schaalen aus Japan.

Zweene

wäre. Mit einem Worte, es ist ein Vogel, würde selbst zu Versailles Witz haben. A. d. 260 S.

) Wir haben diesen Morgen das Verzeichniß Geschenke angefangen. A. d. 295 S. Das [Ver]zeichniß der königlichen Geschenke ist vollendet. [Wen]n sie damit nicht zufrieden sind, liegt die [Schu]ld an ihnen. Wir haben schon zwo Stunden an dem Verzeichnisse der Geschenke für den [Dau]phin gearbeitet. A. d. 298 S. Der Herzog von Burgund hat auch sein kleines Register an Gold, Silber und japanischer lackirter Arbeit. Der Herzog von Anjou wird auch seine Sächelchen bekommen. Die Minister von Frankreich haben ebenfalls ihre Geschenke. Herr Constance schicket ihnen solche, als erster Minister in Siam. Alles rücket stark fort. Nachdem die Geschenke ausgewählet sind, setzet man sie bey Seite und packet sie ein. Es sind schon zweyhundert und funfzig Packe. A. d. 303 S.

v. Chaumont 1685.

Zweene K[illegible] von lackirtem Holze, außen Feuerfarbe, innen schwarz, japanische Arbeit.

Zwölf [illegible]dene Arten von Büchsen, japanische Arbeit. Eine große runde rothe Büchse, schön lackirt, eben die Arbeit.

Zwo seidene Laternen mit Figuren, schöne tunkinische Arbeit.

Zwo andere runde Laternen, die große aus einem einzigen Horne, jede mit ihrer Garnitur von Silber.

Zweene japanische Schlafröcke, von ungemeiner Schönheit, einer Purpurfarbe, der andere Feuerfarbe.

Ein persischer Teppich, mit goldenem Grunde, von mancherley Farben.

Ein Teppich von rothem Sammet, mit Golde bordiret, und mit grünem Sammte, der wieder mit Golde bordiret ist, eingefasset.

Ein chinesischer Teppich, der Grund Feuerfarbe, mit vielen Bluhmen.

Zweene Teppiche, von Indostan, der Grund weiße Seide mit goldenen und seidenen Bluhmen von mancherley Farbe.

Neun Stücken Bezoar von mancherley Thieren.

Zweene Kuffer von schwarzem Holze, mit goldenen Bluhmen, japanisch lackirt.

Zweyerley Ablerdos, dazu das Eisen in Siam gemachet ist, mit Tambac gezieret, das Holz ist aus Japan, in einem vergoldeten hölzernen japanischen Futterale.

Funfzehnhundert oder funfzehnhundert und funfzig Stücken Porcelan, so schön und kostbar, als man sie in Indien findet, von allen Gestalten und Größen, auch sehr alte darunter c).

*) Geschenke des Herrn Constance für den König.

*) Eine große goldene Kette, sehr schöne Arbeit.

Ein Becher mit Silber bedeckt, und erhabene Arbeit von Golde.

Zweene kleine Kuffer von Silber, japanische Arbeit.

Drey silberne Chocolatieren, dergleichen.

Ein großer silberner Becher, von sechs Seiten aus Japan.

Zwo Tassen von vier Seiten mit einem Griffe, dergleichen.

Zwo Tassen mit drey Füßen, mit zween Henkeln, japanisch.

Zwo andere Tassen, von verschiedenen Arten, und eben dergleichen Arbeit, viel andere Tassen, runde und achtseitige.

Ein silbern Gefäß, Wasser zum Thee zu wärmen, und Ja[illegible]am zu kochen.

Zwo Chocolatieren und zwo Tassen mit Henkeln, dergleichen Arbeit.

Vier verschiedene kleine Werkzeuge, Räuchwerk auf chinesische und japanische Art zu verbrennen.

Ge[illegible]

c) Wir machen kein Verzeichniß, wie ein Kaufmann auf der Gasse St. Denys. Es muß überall etwas Witz seyn. Ich hoffe, sie werden sich mit der Geschichte der Porcelane befriedigen. Ich werde ihnen sagen: Dieses Gefäß ist vom Kaiser Cachien, der es vor dreyhundert und zwanzig Jahren machen ließ. Dieses andere von dem Eroberer von China; dieses vom Camhi, und wenn sie noch was umständlicheres verlangen, so werde ich ihnen sagen: dieses ist nach der Art Porcelan gemacht, welche der Kaiser Sontec vorgeschlagen hat: aber die Mode ist persisch, und die Bluhmen sind [illegible]mesisch. Ich werde ihnen berichten, daß man den meisten alten Porcelanen den Namen des [re]gierenden Kaisers geschrieben findet, außer [illegible]nen, die nach dem Entwurfe der Fremden [illegible]chet sind; denn die Chineser setzen die Jahr[illegible] darauf, wenn nicht alles chinesisch ist; [illegible]stalt können sie aus dem Porcelane chronol[ogische] Tafeln von der chinesischen Historie machen. [illegible] 296 S.

v. Chaumont 1685.

Eine Tabacksdose und eine größere Büchse, dergleichen Arbeit.

Eine Büchse von Tambac, mit ihrer Schaale.

Vielerley Teller, Schüsseln, Vasen und andere Sachen von schönstem Porcelane.

Sechzehn Stücken von verschiedener Art Erde von Patane.

Fünf und zwanzig Figuren von Stein, aus China.

Viel japanische Schirme und Cabineter.

Ein Damenmantel von Siam, von patanischer Seide, zum Muster.

Ein Stück Stoff von Casmire, auch zum Muster.

Zwey Gefäße voll Thee von außerordentlicher Art, wie sich der Kaiser von China derselben bedienet. Ein kleineres noch außerordentlicher.

Acht Tael schwer Jancam.

Ein japanischer Kuffer, voll solcher Vogelnester, die gespeiset werden.

Zweene Rosenkränze, von Calambaholze, einer mit Gold, der andere mit Tambac gezieret.

Drey Hörner, von Nashörnern.

Zweene Raubvögel, von Porcelane.

*) Zwo Calanen von Japan, mit Tambac gezieret. Es sind zwo sehr breite Säbelklingen, in einem langen Holze.

*) Geschenke des Königes von Siam für Seine königliche Hoheit, den Dauphin.

Ein Gießbecken und die Schaale dazu, von Golde, japanische Arbeit.

Ein Gefäß zum Theekochen. Ein kleiner goldener Becher, mit einem Aste umgeben, sehr schöne, japanische Arbeit. Ein anderer Becher, von Golde, japanische Arbeit.

Ein silberner japanischer Becher, mit seinem Tellerchen. Eine silberne Chocolatiere, mit goldenen Bluhmen, sehr erhaben, japanische Arbeit.

Zweene bedeckte silberne Gefäße. Zwey silberne Schreibzeuge, japanische Arbeit. Zwo Tassen mit Silber bedeckt, mit goldenen Zierrathen. Eine große silberne Tasse, mit goldenen Zierrathen, schöne japanische Arbeit. Zwo silberne japanische Tassen. Zwo kleine Tassen, mit ihren Tellerchen, von Silber, und goldenen Zierrathen. Zwo andere kleine Tassen, mit Aesten umgeben, mit ihren Schaalen, alles Silber.

Eine silberne Tabacksdose, japanische Arbeit.

Eine große Vase, mit einer silbernen Schaale, japanische Arbeit. Zwo japanische [Da]men, die jede in der Hand eine kleine Schaale und eine Tasse von Silber tragen. Ein [sil]berner Krebs, der auf dem Rücken einen Becher trägt, und sich durch Triebwerk beweget.

Ein Becher, aus einem einzigen Steine, mit Laubwerke darum, chineser Arbeit.

[illegible] Herr Constance hat es schon, daß er schicken [illegible]. Der König von Siam giebt ihm keine Be[soldu]ng, und er machet doch viel Aufwand. Er [hat f]ünf bis sechs Schiffe, die sein eigen sind, die [nach] China und Japan gehen, und wieder kom[men], und sein Vorrathsbehältniß ist wohl verse[hen]. Choisy a. d. 303 S. Herr Constance wird [nicht] müde, Geschenke zu geben. Ich habe eines [von i]hm erhalten, das mehr als zweyhundert Pi[stolen] werth ist. Jeden der Edelleute hat er be[sonder]s beschenket. Wir haben schon dreyhundert Ballen. Gleichwohl sollen die Verdecke unserer Schiffe frey bleiben. Ich habe solches dem Herrn Constance gesaget, worauf er angefangen hat zu lachen, und gesaget, das wäre was seltsames, wenn zwey französische Schiffe die Geschenke des Königes von Siam nicht führen könnten, und um mich tolle zu machen, hat er ein goldenes Becken, ein goldenes Schreibzeug, und einen goldenen Becher geholet, und solche zu den Geschenken für Seine königliche Hoheit den Dauphin geleget. Choisy a. d. 242 S.

v. Chaumont 1685.

Ein Becher mit Aesten voll Bluhmen und Früchten bedeckt. Ein kleiner steiner Becher mit einer Schlange umwunden. Zweene andere steinerne Becher, bewunder würdige Arbeit. Ein chinesischer Löwe, aus einem einzigen Steine gemacht. Ein G becken aus einem einzigen Steine.

Zween japanische Schlafröcke, sehr wohl gearbeitet. Ein Teppich von grünem Sa met mit Bluhmen, von Indostan. Ein seidener Teppich mit Bluhmen von verschiede Farben. Ein Teppich von Sammet und Seide, Goldfarbe. Ein Teppich von Tu mit Bluhmen.

Zwey Cabinetter von Silber ausgelegt, japanische Arbeit.

Zwey Pulte mit Silber ausgelegt. Eines Schildkröte, das andere japanisch lack

Vier Bandagen mit Silber bordirt. Ein kleiner Kuffer mit Silber ausgelegt.

Ein und zwanzigerley sehr schöne Bandagen aus Japan.

Viel Büchsen, kleine Kuffer und Salzfässer, von Schildkröte und japanischer lack ter Arbeit. Verschiedene Service, seidene Laternen und Schirme von Japan.

Sechs und ein halb Pfund von dem kostbaren Aquilaholze.

Vier und achtzig große und kleine Stücken des schönsten Porcelans.

Geschenke der Königinn von Siam an J. K. Hoh. die Dauphine.

e) Ein golden Gießbecken, japanische Arbeit. Eine runde japanische Büchse mit Gold bedeckt. Eine kleine goldene japanische Chocolatiere. Eine kleine runde japanische Büch mit Golde bedeckt. Ein kleiner goldener Becher, mit einer silbernen Schale, japanisch Arbeit.

Eine große silberne Flasche, oben mit einem Löwen, erhabene japanische Arbeit, m einer großen silbernen Schale. Zwo kleinere silberne Vasen. Zwo silberne Chocolatier von Japan. Zwo große silberne japanische Tassen. Zwo kleine silberne japanische Ta mit ihren Schalen. Zwo kleine Tassen mit ihren Schalen von Silber, mit Bluhmen gezi ret, japanisch. Ein großes silbernes Herz, japanisch. Zwey japanische Frauenzimmer v Silber, vergoldet und mit Schmelzwerke; jedes hält eine kleine Tasse in der Hand, sie b wegen sich durch Triebwerk. Eine kleine japanische Büchse mit silbernem Griffe.

Ein zwölfblätterichter Schirm von japanischem Holze, mit Vögeln und Bäum die Ränder vergoldet. Ein größerer zwölfblätterichter, von Seide, Violetgrund, mit Ti ren und Vögeln von verschiedener Art, aus Stücken, die zusammen gefügt werden. E kleinerer von Seide, mit sehr schönen chinesischen Gemälden.

Zwey weiße lackirte Cabineter mit Bluhmen von verschiedenen Farben und Zierrath von vergoldetem Kupfer.

Zwe

e) Die Prinzessinn schicket auch Porcellane. Der König hat nur eine einzige Tochter von sieben und zwanzig Jahren. Sie hat den Rang und die Einkünfte der Königinn, seitdem ihre Mutter gestorben ist, bis sich ihr Vater wieder verheirathet. Es sind zweene Brüder des Königes, da einer von sieben und dreyßig Jahren, der unvermögend, aber trotzig ist, und Unruhen erregen würde, wenn sein Körper ihm verstattete, was zu unternehmen. Der andere ist nur sieben und zwanzig Jahre alt, wohl gebildet, aber stumm. Doch man sagte, er stellete sich aus List stumm. Jeder hat einen Pa Gärten, Beyschläferinnen, Sclaven; sie g fast nie aus. Des Königes Schwestern und Muhmen sind sehr alt. Choisy a. d. 301 S. Zu Mittage speisen seine Majestät mit der P zessinn Königinn, seinen Schwestern und Muh Die Brüder sehen ihn nur jährlich zweymal. lerne immer was neues vom Herrn Const Die Missionarien, die fünf und zwanzig Jahre sind, wissen nicht so viel besondere Umstände. 298. 299 S.

Zween japanische Schlafröcke von außerordentlicher Schönheit. Ein gemeinerer. Viel schildkrötene Schreibzeuge mit Abtheilungen, japanisch lackirt. Viel Büchsen, Bandagen, Kuffer, Services für Frauenzimmer, Täfelchen und Schreibtafeln.

v. Chaumont 1685.

Drey schöne japanisch lackirte Cabinetter, mit vergoldetem Kupfer gezieret.

Ein Fächer von Bambus und Seide. Vier Kuffer, zweene von schwarzer lackirter Arbeit, und zweene von rother.

Sechshundert und vierzig Stück sehr schönes Porcellan.

Geschenke der königl. Prinzeßinn an S. Königl. H. den Herzog von Burgund.

Eine kleine Chocolatiere von Golde, mit ihrer kleinen Schale von Silber, japanische Arbeit. Eine Vase von Silber mit kleinen Gestalten von Menschen, welche sich zeigen, wenn man Wasser hinein gießt.

Eine runde mit Silber bedeckte Büchse, japanischer Arbeit. Ein klein Gefäß mit Silber bedeckt, oben ein Löwe, japanische Arbeit. Eine kleine Tasse mit zween Henkeln und ihrer silbernen Schale, dergleichen Arbeit. Eine kleine mit ihrer silbernen Schale, erhobene japanische Arbeit. Ein chinesisches Frauenzimmer von Silber und Ambra, das durch Triebwerk beweglich ist. Drey kleine Lichtknechte von Macao mit Silber eingelegt. Vier kleine Büchsen, dergleichen. Ein japanisches Damen-Service. Ein japanisch lackirtes Schreibzeug mit goldenen Bluhmen. Viele lackirte Büchsen und Tafeln. Ein chinesischer sechsblätterichter Schirm. Ein Bücherpult von japanisch lackirter Arbeit, mit Silber gezieret. Zwey und dreyßig kleine Stückchen Porcellan.

Das Geschenk der Prinzeßinn an Seine Königl. Hoheit, den Herzog von Anjou, war ungefähr diesem ähnlich.

Hn. Constance Geschenke an Hn. v. Seignelay und von Croissy.

Von Herrn Constance empfingen die Herren Marquise von Seignelay und von Croissy jeder einerley Stücken, nämlich einen goldenen Becher, japanische Arbeit. Zwey Salzfässer und zwo Chocolatieren von Silber. Eine größere von Silber. Eine große silberne Tasse. Zwey kleine bedeckte Gefäße von Silber. Eine kleine silberne Tasse, mit ihrer Schale, bedeckt. Zwo silberne Flaschen, japanische Arbeit. Ein japanisches Service, von schwarzer lackirter Arbeit, mit goldenen Bluhmen.

Acht verschiedentliche japanische Bandagen, Büchsen, Schreibzeuge und Kuffer, von lackirter Arbeit. Ein kleiner Kuffer von Schildkröten, japanisch.

Vier sehr artige Büchsen. Ein japanischer Schlafrock. Zwey Hörner von Nashörnern. Zweene lackirte chinesische Schirme, jeder von achtzehn Blättern. Ein großes sehr artiges japanisches Cabinet. Ein Kuffer voll Vogelnester. Vier Büchsen Thee. hundert und funfzig schöne Stücken Porcellan, von verschiedenen Größen, einige darunter sehr alt f).

Wenn

f) Herr Constance schicket dem Herrn Gesandten ...ch noch ein Geschenk in seinem Namen. Es ... ein kleiner Sklave, der ein Christ werden soll. ...abey sind japanische Piken und Musketen, und ...ige schöne Porcellane. Er hat mir auch einen ...inen Sklaven und Porcellan geschickt, die ich ...h nicht gesehen hatte. Gewiß, der Mann giebt ...n Geschenke. Er ermüdet einen damit. Wenn ...n was wieder zu geben hätte, so wäre es ein ...rgnügen; aber allezeit nur zu nehmen, das ist was ...drießliches. Man wird ihm aus Frankreich was ...cken müssen. Choisy a. d. 369. S. Vor einiger Zeit hat der König dem Herrn Gesandten alle Porcelane geschenkt, die sich in seinem Hause zu Siam befanden. Sie sind eingepackt worden, und befinden sich unten im Schiffboden. Aber Seine Maj. melden ihm itzo, daß ihre Absicht gewesen wäre, ihm allen Hausrath im Hause zu schenken, und daß sie ausdrücklich verlangten, er sollte alles mitnehmen. Wie soll man sich einem Könige widersetzen? Man packet persische Tapeten mit goldenem Grunde ein, chinesische Schirme um Betten Himmel rc. Ebendas.

v. Chaumont 1685.

Absichten der Gesandtschaft. Vergleich zum Vortheile der Religion.

Wenn der Handel und die Wissenschaften viel Antheil an der Gesandtschaft von Siam hatten; so erhellet eben so deutlich, daß die Religion ein großer Gegenstand derselben war. Der Gesandte überreichte dem Könige von Siam eine Schrift *g*)., die man nur in der Erzählung des Abts von Choisy findet, und die ein Vergleich genannt wurde, nachdem sie zu Louvo, den 10ten des Christmonats war unterzeichnet worden.

Da

g) Außerdem daß sie an sich sehr besonders ist, bestärket sie auch die Meynung, welche Tachard, Chaumont, Choisy, und la Loubere, von der Neigung dieses Herrn gegen Frankreich und die christliche Religion äußern, wogegen einige Fremde haben Zweifel erregen wollen. Sie hat fünf Artikel.

I. Der Herr Gesandte von Frankreich ersuchet Seine Majest. von Siam gehorsamst, in allen Städten des Königreichs, von allen fünf Classen, bekannt machen zu lassen, daß die Missionarien Erlaubniß haben, das christliche Gesetz zu predigen, daß die Leute solches, ohne von den Befehlshabern verhindert zu werden, hören mögen.

Antw. Se. Maj. von Siam werden in allen Städten dero Königreichs von besagten Classen bekannt machen lassen, daß die Missionarien das christliche Gesetz in allen Städten predigen dürfen, und daß die Leute es jeder nach seiner Neigung hören mögen, ohne daß die Befehlshaber und andere Beamten ihnen auf einige Art, mittelbar oder unmittelbar, beschwerlich fallen sollen, doch daß die Missionarien das Gesetz Gottes predigen, ohne dem Volke Neuerungen wider die Regierung und die Gesetze des Landes, unter was für Vorwande solches auch geschehen möchte, beyzubringen. Sollten die Missionarien solches thun, so ist gegenwärtige Erlaubniß aufgehoben, und der schuldige Missionar soll in Verhaft genommen und nach Frankreich geschickt werden, ohne daß er jemals, bey Verluste des Lebens, wieder in das Königreich Siam kommen darf.

II. Der Herr Gesandte suchet an, daß den Missionarien erlaubt werde, die Landeskinder zu unterrichten, und sie zu lehren, wie sie Seiner Maj. von Siam, so wohl in Sachen, welche die Regierung, als in solchen, welche das gute Gewissen betreffen, nützliche Dienste leisten können; daß die Missionarien dieserwegen die Siamenser in ihrem Kloster, und in den Orten, wo sie wohnen, aufnehmen dürfen, und dabey die Freyheit anderer Klöster genießen, ohne daß sie jemand beunruhigen dürfe, auch daß Se. Majest. anbefehlen, daß alle Beschwerungen, die etwa dieserwegen wider sie angebracht würden, einem beso..dern Mandarin übergeben werden, den man dazu ernennet.

Antw. Seine Majest. der König von Siam gestatten, daß die Missionarien ihre naturliche Unterthanen nach Gefallen unterrichten dürfen, in was für Wissenschaften es auch sey, daß sie dieselben in ihre Klöster, Schulen und Wohnungen aufnehmen dürfen, und alle Freyheiten der andern Klöster zu Siam genießen, ohne daß jemand solches verhindere, daß sie ihnen die Wissenschaften, Gesetze, und andere Kenntnisse beybringen, welche der Regierung und den Gesetzen des Königreichs nicht zuwider sind. Wenn man durch die sichere Aussage zweener Zeugen entdecket, daß sie diesem zuwider gehandelt haben, soll gegenwärtige Erlaubniß ungültig seyn, und es soll mit dem Lehrer und seinen Schülern nach vorhergehendem Artikel verfahren werden. Im Falle sich aber die Missionarien in den Schranken der Erlaubniß halten, sollen alle ihre Sachen von einem Mandarin beurtheilet werden, den der Herr Bischof vorschlagen, und der König ernennen wird, wofern selbiger zu diesem Amte geschickt ist.

III. Der Herr Gesandte verlangt von Sr. Maj. daß alle Dero Unterthanen, die Christen werden, die Sonntage und die Festtage, welche die Kirche ordnet, von allen Diensten, die sie den Mandarinen Sr. Maj. zu leisten hätten, befreyet sind, wenn es nicht die dringende Noth erfodert.

Antw. Seine Majest. gestatten, daß alle Dero Unterthanen, welche gutwillig Christen werden, die Vorrechte der Christen genießen, wie es der Herr Gesandte verlanget hat, und da man wegen der dringenden Noth eine Entscheidung haben muß, so wollen Seine Majest. um alle Zwistigkeiten, welche sich dieserwegen erheben könnten, aus dem Wege zu räumen, einen Mandarin von ihrer Seite darzu ernennen, und der Herr Bischof wird von seiner Seite ebenfalls eine Person von Ansehen ernennen, was beyde zusammen aussprechen, soll angenommen und auf das genaueste bewerkstelliget werden.

IV. Der Herr Gesandte verlangt von Sr. Maj. wenn einige ihrer christlichen Unterthanen durch Alter oder durch Krankheit unvermögend würden,

fe

Das XI Capitel.

Zweyte Reise des P. Tachard nach Ostindien.

Tachard zweyte Reise 1687.

Der I Abschnitt.

Einleitung.

Eine ausführliche Nachricht von allen Vorbereitungen zu dieser zweyten Reise, muß man bey dem Verfasser selbst suchen. Wie es scheint, so hat Herr **de la Loubere**, der auf eben der Flotte mit Herrn **de Ceberet** abgieng, indem beyde Gesandte des Königes von Frankreich an den König von Siam waren, sich wegen des Tagebuchs der Reise, und der Erzählung der Begebenheiten, auf Tachards Sorgfalt und Treue verlassen. Denn in seiner eigenen sehr ausführlichen Nachricht von Siam *h*), hat er sich nur auf die Landesbeschaffenheit und die Gebräuche der Einwohner eingeschränkt, ohne von seiner Schiffahrt mehr Umstände, als die Abreise und die Rückkunft anzuführen. Er wird auch in dieser Sammlung nicht weiter, als bey der allgemeinen Beschreibung des Königreichs Siam, gebraucht werden, mit der er sich allein beschäfftiget hat.

Was des Loubere Nachricht von Siam ist.

Tachard

ner zu dienen, sollten sie von dem Dienste befreyet werden, nachdem sie sich einem Mandarine gestellet hätten, den der König in dieser Absicht ernennen würde.

Antw. Seine Majest. lassen sich gefallen, wenn einige von Dero christlichen Unterthanen, Alters oder Krankheit wegen offenbar untüchtig zu dienen sind, daß sie bis zu ihrer Heilung vom Dienste befreyet bleiben, wenn sie sich einem Mandarin zeigen, den der König in dieser Absicht ernennen wird.

V. Der Herr Gesandte verlanget noch, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen, die man wider die neuen Christen ausüben konnte, zu vermeiden, daß Seine Majest. die Gnade haben, einen geschickten siamischen Mandarinen, der ein redlicher und gerechter Mann ist, zu ernennen, um alle Processe zu untersuchen und zu beurtheilen; dieser Mandarin soll für den Richterspruch nichts nehmen, dergestalt, daß auch die Geldstrafen, am Ende des Jahres, unter den Mandarin nebst seinen Beamten, und unter die Armen getheilet werden; solchergestalt wird dieser Mandarin die Gerechtigkeit nicht verkaufen.

Antw. Seine Maj. gestatten, daß der Mandarin, von dem im zweyten Artikel ist geredet worden, diese Processe entscheide; und alle Streitigkeiten, Suppliken und langwierige Processe abzukürzen, verordnen Seine Maj. daß der Mandarin, nachdem er wegen der Sache die gehörigen Erkundigungen eingezogen hat, das Gutachten eines der königl. Richter erfodert, ehe er den Ausspruch thut, damit man alsdenn nicht weiter appelliren kann. Seine Majest. verordnen, daß alle obige Artikel in allen ihren Königreichen bekannt gemacht werden, damit alle Völker erkennen, daß ihr königl. Wille ist, den Missionarien den Genuß dieser Freyheiten zu verstatten. Choisy's Tageb. a. d. 341. u. f. S.

h) Zweene Bände in 12. Amst. 1714. bey David Mortier.

Tachard zweyte Reise 1687.

Bewegungsgründe von Tachards 2ter Reise.

Der König ist ihm gnädig.

Tachard war nur nach Frankreich zurück gekommen, vom Könige, wegen des Kön
von Siam zwölf mathematikverständige Jesuiten auszubitten. Er erhielt von Lud
XIV gar leicht eine Gnade, die zu dem Ruhme seiner Regierung so viel beyzutragen sc
als zum Wachsthume der Wissenschaften und der Religion. Der Monarch befahl dem
de la Chaise, seinetwegen an die Superioren jeder Provinz, welche die Jesuiten in Fr
reich haben, zu schreiben, und Leute von ihm zu verlangen. „Niemals, saget der V
„fasser, haben die höchsten Ehrenstellen mehr Eiferer darinnen gefunden, niemals
„man nach ihnen mit mehr Begierde gestrebet.“ Aus mehr als hundert und funfzig
suiten, die sich anbothen, wählte man vierzehn, deren Tugend und Geschicklichkeit beka
waren. Ein so rühmlicher Vorzug verbindet mich, hier ihre Namen herzusetzen. V

Namen der vierzehn mathematikverständigen Jesuiten.

waren aus der Provinz Frankreich: die Patres **le Royer**, **von Beze**, **Thionville**
Dolu; vier aus der Provinz Guienne, die P. P. **Richaud**, **Colusson**, **Boucher**
Comilh. Zweene aus der Provinz Toulouse, die P. P. **d'Espagnac** und von
Martin; zweene aus der Provinz Champagne, die P. P. **le Blanc** und **du Chaz**; zw
ne aus der Provinz Lyon, die P. P. de **Rochette** und de la **Breuille** *i*).

Diese Schaar Apostel wurde anfangs nach Paris berufen, um sich daselbst dur
einen fleißigen Umgang mit den Herren Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften
ihrer mathematischen Kenntniß vollkommener zu machen. Die Freygebigkeit des Köni
versorgte sie mit Instrumenten; er ertheilte ihnen eine besondere Audienz, mit Merkmale
ausnehmender Gnade, und gab ihnen ein Schreiben an den König von Siam mit. S
begaben sich darauf nach Brest, wo sie, aus Ungeduld ihre rühmlichen Verrichtunge
bald anzutreten, über die Verzögerung, die ihnen lange zu dauren schien, sehr verdrieß
lich waren. Aber die siamischen Abgesandten, welche wieder mit ihnen abreisen sollten,
die beyden Gesandten des Königes, eine ansehnliche Menge Soldaten, welche Seine Maj
dem Könige von Siam schickten, und alle Geschenke des Hofes und der indischen Gesel
schaft in verschiedenen Kasten, waren nicht so bald zusammen zu bringen. Der Verfa
bemerket im voraus, daß von einer großen Menge Packe, deren einige zu Lande, die a
dern zu Wasser ankamen, die erstern, entweder weil sie übel eingepackt gewesen, oder d
Wagen auf dem Wege umgeworfen worden, zu Siam in so schlechtem Zustande a
langten, daß fast nichts davon mehr ganz war; besonders die Spiegel, die Pendeluhr
die Sachen von Ambra, die Marmortafeln, die Zeuge und Tapezereyen selbst, war
dergestalt beschädiget, daß sich der Verlust auf vierzig tausend Livres belief. Der P
Chaise wollte dem Könige seine Dankbarkeit für das Crucifix bezeigen, und schickte ihm
neue **römerische** Maschine, welche dem Monarchen sehr wohl gefiel. *k*)

Die Flotte, welche nach Siam geht.

Die Flotte, welche die siamischen Abgesandten und die Mathematiker führen,
bestund aus sechs Schiffen. Wir müssen hier mit dem Verfasser die vornehmsten
davon nennen, um ihr Andenken zu erhalten. Das erste Schiff, der **Lustige** (le Ga
führte funfzig Stücken und hundert und funfzig Bootsleute. Herr **Vaudricour**
Hauptmann darüber, welcher das Schiff des Gesandten auf der ersten Reise geführet
er war aber jeho zugleich Befehlshaber über die ganze Flotte. Unter ihm stunden He
St. Clair, Hauptmann der leichten Fregatte, Herr de la **Lere**, Lieutenant, die
von **Chamoreau**, von **Joucous** und von **Lonbas**, Fähnriche; Herr des Fo

i) Tachards zweyte Reise a. d. 3 S. *k*) Ebendas. a. d. 9. S.

General der Völker, welche man dem Könige von Siam schickte, gieng auf dieses erste Schiff mit seinen Kindern, und dem Herrn de la **Salle**, Commissar der Truppen und des Seewesens, von **Beauchamp**, Major vom ersten Range, le **Brun**, Schatzmeister, de **Lari**, Fähnrich und Befehlshaber über die Bombardirer. Die siamischen Gesandten, giengen auch darauf, nebst dem Herrn von **Lyonne**, ernannten Bischofe von Rosalie, und apostolischen Vicarius des heil. Stuhls, den P. P. von **Beze**, **le Blanc**, **Comilh**, und dem Verfasser, der es sich für eine große Ehre schätzte, unmittelbarer als die andern unter der Anführung dieses Prälaten zu stehen *l*).

Tachards zweyte Reise. 1687.

Das zweyte Schiff war der **Vogel**, welches die Reise schon mit Herrn von Chaumont gethan hatte. Es führete sechs und vierzig Stücken, und der Befehlshaber war Herr du **Quene**, der unter ihm die Herren von **Tivas** und von **Fretteville** hatte. Herr de la Loubere und Herr de **Ceberet**, Gesandte Sr. Majest. nach Siam, Herr du **Bruan**, Generallieutenant unter Herrn des **Farges**, giengen auch in dieses Schiff, nebst den P. P. Richaud, d'Espagnac und Dolu.

Das dritte war eine Flüte, die **Loire**, von achtzig Stücken, unter dem Herrn von **Joyeur**, welcher den Herrn von **Bremes** zum Lieutenante, und Herrn von **Questilly** zum Fähnriche hatte, nebst den P. P. du Chez, Thionville, und Colusson.

Das vierte war eine andere Flüte, **Normande**, unter dem Herrn von **Courcelles**, der unter sich die Herren du **Tertre** und **Marchesoliere** hatte. Es führte vier Missionarien, deren oberster Herr **Morlot** war.

Das fünfte, der **Dromedar**, eine viel größere Flüte, als die andern, wo der Herr d'**Andennes** die Herren von **Marcilly** und von **Beauchamp** unter sich hatte. Die P. P. von Rochette, de la Breuille, von St. Martin, und Bouchet, befanden sich darauf.

Die **Boshafte**, eben die Fregatte, welche die erste Reise mit gethan hatte, war das sechste Schiff. Da sie aber nur dem Schiffsvolke zur Erleichterung dienen sollte, so gieng sie nicht weiter mit, als bis ans Cap *m*).

Abreise von Brest.

Man lichtete die Anker, Sonnabends den 1sten März 1687, um sieben Uhr des Morgens. Der Wind war so günstig, daß man, der Schwere der Flüten und der späten Zeit im Jahre ungeachtet, noch Hoffnung bekam, dieses Jahr in Indien anzulangen. Der Verfasser machet eine sehr erbauliche Abschilderung von der guten Ordnung und Frömmigkeit, welche auf der Flotte geherrschet haben. Die Jesuiten begnügten sich nicht, bloß die Religion und die Tugend zu lehren; sie hielten auch Zusammenkünfte, wo man die Geometrie des Euklides, und die Schiffkunst vortrug. Sie giengen bey keiner Insel vorbey, ohne ihre Lage durch neue Beobachtungen zu bestätigen. Nachdem sie bey den Canarieninseln vorbey waren: so wurde man durch die Ströme und widrigen Winde nach den africanischen Küsten getrieben. Nach verschiedenen Stürmen folgte eine Windstille, und man rathschlagte sich, ob man nicht bey den Inseln des grünen Vorgebirges Erfrischungen einnehmen wollte, desto mehr weil man ungewiß war, ob die Holländer beym Anblicke eines großen Geschwaders, ihm erlauben würden, sich am Vorgebirge der guten Hoffnung damit zu versorgen. Aber Vaudricour befürchtete, eine allzu kostbare Zeit zu verderben, wenn er dieses

Die Jesuiten unterrichten in der Religion und in den Wissenschaften.

l) Ebendas. a. d. 13 S.

m) A. d. 2. und 3 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

dieses that, blieb bey dem Vorsatze fortzusegeln, und befahl den Hauptleuten, nur Wasser und Lebensmitteln sparsam umzugehen.

Insel Palma wo vierzig Jesuiten hingerichtet worden.

Man gieng bey dem Eylande Palma vorbey, welches den Jesuiten in so gutem denken ist, wie der Verfasser bemerket, weil die Calvinisten daselbst vor hundert Ja vierzig Missionarien von ihrer Gesellschaft hingerichtet hatten, welche den Katholis hatten in Brasilien predigen wollen. Man fand daselbst die beständigen Winde, d deren Hülfe das ganze Geschwader den 22sten März über den Wendekreis des Krebses gi Wir folgen dem Verfasser nur in der Erzählung seiner Schiffahrt, so weit als nöthig

Verschiedene Erklärungen der beständigen Winde.

seine Anmerkungen zu sammlen. Er beobachtete allhier, daß diese Winde allezeit in nordlichen Theile von Osten nach Norden, und im südlichen, von Osten nach Süden s chen: welcher wunderbare Umstand den Naturforschern viel zu schaffen machet. Unte ner so großen Menge Mathematiker, die sich allezeit zu üben suchten, verhinderte Besc denheit und Freundschaft nicht, daß die Meynungen nicht oft getheilet waren. Ein glaubten, die beständigen Winde wären nichts weiter, als heftige West- und Nordwin welche das Land von Europa nach Osten und Süden zurücktrieben, und die sich alsde nachdem sie nach und nach in wärmere Gegenden kämen, merklich ausbreiteten, und durch schwächten; da gegentheils in den südlichem Theile, die West- und Südwinde eben der Gewalt gegen das Land von Africa bliesen, und von denselben nach Westen u Norden zurück gesandt würden, da sie sich denn bey Annäherung an die Hitze der Linie nach u nach verminderten, und an der Linie selbst gänzlich verlören. Dieserwegen, sagten sie, findet m fünf bis sechs Grad auf beyden Seiten der Linie fast nie einen ordentlichen Wind, und m kömmt nur durch Hülfe der Wirbelwinde und Stürme fort, die sich so schleunig zerstreu als sie sich erhoben haben. Andere erklärten die Sache ganz anders. Sie behaupteten, brennende Hitze der Linie zöge diese Winde von beyden Polen her, wo die Dünste, als Materie der Winde, stärker und häufiger wären, und also heftigere und dauerhaft Winde verursachten, welche Winde, oder vielmehr welche Ausdünstungen, nachgeben nach dem hitzigen Erdstriche gezogen, und durch die außerordentliche Hitze geschwä würden n).

Diese Winde mögen herkommen, woher sie wollen, schließt der Verfasser, so sie sehr angenehm und dienlich. Das Meer ist ruhig, wenn sie wehen, und die Sch kommen manchmal des Tages funfzig bis sechzig Meilen fort, ohne daß man die gerin Bewegung spüret. Man glaubet, in einem Nachen auf einem stillen Flusse zu fahren, als der Wind nur diente, die Luft abzukühlen. Da man durch die Linie fuhr, war einer den Mathematikverständigen aufmerksam, den Grad der Hitze zu beobachten. Er

o) Ebendas. a. d. 22. S.

p) A. d. 23 S.

p) Der Verfasser bedauret, daß die P. P. welche nach China gegangen waren, ihre Beobachtungen und ihre Karte nicht zurückgelassen hatten, welches zu Verfertigung einer neuern noch richtigern gedienet hätte. Jetzo nahm der P. Comilh mit der parallactischen Maschine die Abweichung und gerade Aufsteigung verschiedener Sterne gegen den Südpol. Da auf den bisherigen Kugeln und Karten, alle diese Sterne gar nicht, oder sehr schlecht angezeiget sind: so verfertigte er eine, die Hoffnung nach des P. Coronelli Himmel zu verbessern dienen könnte. Er sah gar bal man sich wegen der Lage der südlichen Gestir die bisherige Himmelsbeschreiber wenig v dürfte, obgleich dieser Theil des Himmels w Schönheit, noch an Menge der Sterne weich fand, daß das große Wölkchen, und noch m kleine, eine Verbesserung nöthig hätte. Da die Biene, das Dreyeck, der Centaur, das leon, der Kranich, die Milchstraße, sind

Tachards zweyte Reise. 1687.

ein unten offenes Thermometer, welches zu Brest im 66 Grad bey mäßiger Wärme war, und welches bey der Einschiffung den siebenzigsten angezeigt hatte. In der Hitze der Linie senkte es sich bis zum siebenzehnten, woraus man sehen kann, wie viel die Wärme unter der Linie größer ist, als in Frankreich *o*).

Astronomische Beobachtungen.

Sie bem[...]ten mit neuer Sorgfalt die südlichen Gestirne *p*).

Eine Sonnenfinsterniß wird an einem Orte gesehen, wo man sie für unsichtbar hielt.

Der berühmte Cassini hatte die P. P. vor ihrer Abreise erinnert, den 11ten May würde eine Sonnenfinsterniß, und solche auf den Inseln des grünen Vorgebirges, und Guinea, total seyn. Während der Reise hatte man sich nicht die Mühe gegeben, sie zu berechnen, weil man damals hoffte, an dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu seyn, wo die Finsterniß, wie man glaubte, nicht zu sehen seyn würde. Es schien, die Breite des Mondes sollte daselbst zu südlich seyn. Wie sich aber die Neugier der Siamenser bey dieser Begebenheit bis zum Aberglauben erstrecket: so bathen die siamischen Abgesandten, die Finsterniß ihnen zu gefallen zu berechnen. Der P. Comilh hatte diese Gefälligkeit, ob ihm wohl die Reise viele Beschwerlichkeiten verursachte. Seine Arbeit ward ihm desto angenehmer, weil er wider die vorige Meynung fand, daß der Sonnenkörper wirklich sehr stark verfinstert seyn würde, wenn man sich im 23 Grade südlicher Breite, [...] 358 Gr. der Länge befände, wo man wirklich zu seyn glaubte. Die Erfahrung bestätigte seine Rechnungen, und die Finsterniß ward so sorgfältig beobachtet, als sich bey dem beständigen Schwanken des Schiffes thun ließ. Die Siamenser bekamen dadurch sehr viel Hochachtung für die europäische Sternkunde, und die Piloten wurden in ihrer Schätzung der Länge bekräftiget, die sich durch die Ankunft der Flotte am Vorgebirge der guten Hoffnung völlig gerechtfertigt befand *q*).

Ankunft am Cap

Kranke auf der Flotte.

Höflichkeit des holländischen Befehlshabers.

Die Krankheiten herrschten stark auf der Flotte, und daher entdeckte man mit sehr großer Freude die Gebirge des Cap, die man den 10ten des Brachmonats auf vier Meilen weit sehen konnte. Man zählte wenigstens dreyhundert Kranke, von denen neun und zwanzig schon gestorben waren. Ein so empfindliches Elend erforderte baldige Hülfe, und man befürchtete doch, der holländische Befehlshaber möchte nicht geneigt seyn, solche zu ertheilen. Es war eben der Vandestel, welcher das vorigemal den Jesuiten so viel Höflichkeit erwiesen hatte. Doch man erfuhr bald, daß er den Franzosen alle nöthige Erfrischungen anbiethen ließ. Aber wegen der Kranken stellte er Herrn von Vaudricour ganz höflich vor, er sollte sich an seinen Platz setzen, und selbst entscheiden, ob er eine Menge Fremder, die man gestünde, sich auf dreyhundert beliefe, ans Land lassen dürfte. Er verlangte, man sollte anfangs nicht mehr als sechzig aussetzen, denen so viel andere folgen könnten,

[...]net, oder man hat Sterne in denselben weggelassen. Die Hälfte von den schönen Sternen des [Sch]iffs ist auch nicht angezeigt. Sogar viel Sterne, die man in Frankreich sieht, stehen nicht an ihrem rechten Orte, weil man sie daselbst allezeit zu nahe beym Horizont sieht. Der P. Richaud, der in einem andern Schiffe war, suchte auch vier oder fünf Gestirne besser zu verzeichnen. A. d. 25. u. 26 S.

q) Der Verfasser hält sich bey dieser Erzählung [d]eswegen auf, weil die geschicktesten Jesuiten geglaubt hatten, man würde die Finsterniß nicht sehen können. Sie zeigte sich uns, saget er, den 11ten May, im 23 Gr. südlicher Breite, 357 Gr. Länge vom Eylande Ferro. Der Anfang war um 8 Uhr etwa 58 Min. des Morgens, das Mittel 10 Uhr, und das Ende 11 Uhr. Der Sonnenkörper schien fünf Zoll bedeckt: und obwohl die Breite des Mondes damals in der That südlich war, so schien sie doch nordlich zu seyn. Also verdeckte uns der Mond den niedrigsten Theil der Sonne, der dem Horizonte am nächsten war. A. d. 29. u. f. Seite.

Tachards zweyte Reise. 1687.

wenn jene wieder hergestellt wären. So billig und höflich dieses zu seyn schien, so war doc
Noth so dringend, daß man die Bitten mit Vorstellung der damaligen vollkommenen E
keit zwischen Frankreich und Holland wiederholte, und endlich die funfzehn Jesuiten,
als Geiseln zu stellen, erböthig wurden. Dieses Anerbiethen, welches der Pater Ta
that, machte beym Vandestel so viel Eindruck, daß er nicht nur alle Kranke ans Lan
setzen erlaubte, sondern auch seine Wundärzte anboth, solche zugleich mit denen vo
Flotte zu besorgen. Es blieb bey dieser Einrichtung wegen der funfzehn Jesuiten und
Franzosen r).

Erläuterung wegen einer besondern Merkwürdigkeit.

Man hatte den P. P. empfohlen, sich wegen eines besonders merkwürdigen Um
des den Tafelberg betreffend zu erkundigen. Herr Thevenot behauptet, obwohl auf a
rer Wort, das Meer sey sonst darüber gegangen, und man finde da Seemuscheln. Z
ne Jesuiten nahmen sich vor, dieses zu untersuchen. Sie hoffeten auch, auf diesem berü
ten Berge außerordentliche Pflanzen zu finden; und wollten überdieß die Gegend, die
von dar aus rings herum übersehen kann, aufnehmen.

Zweene Jesuiten besteigen den Tafelberg.

„Wir machten uns, schreibt der Pater Beze s) auf den Weg, der Pater le B
„und ich, nebst zweyen unserer Leute. Einige andere hatten eben dieses ohne glückli
„Ausgang unternommen. Am Fuße des Berges sahen wir viel Wasser, welches an
„schiedenen Orten, als von einem Wasserfalle, den steilen Felsen herab stürzet. Dieses W
„würde zusammen einen ansehnlichen Fluß machen: aber das meiste verliert sich am F
„des Berges in der Erde, und das übrige vereiniget sich in zweene große Bäche, we
„ben den holländischen Wohnungen Mühlen treiben. Dieses Wasser kömmt alles
„nichts anders her, als von den Wolken, welche auf ihrem Zuge an den Gipfel dieses
„hen Berges stoßen, der von den Sonnenstralen sehr erhitzt ist, sich dadurch in Wa
„auflösen, und auf allen Seiten herab fallen. Man könnte die schönsten Beobachtung
„von der Welt in dieser Absicht daselbst anstellen. Da wir uns der Höhe näherten,
„hörten wir ein großes Getöse von Affen, die sich daselbst aufhalten, und große St
„herunter warfen, davon die Stöße zwischen den Felsen wiederschalleten.

„Unser Wegweiser, der noch nie so hoch gestiegen war, erstaunete sehr darüber,
„sagte mir, es befänden sich auf dem Berge Thiere, welche größer als Löwen wären,
„Menschen fräßen. Ich merkte bald, daß die Furcht ihn so redend machte. Ich
„terte ihn auf, und wir setzten unsern Weg mit sehr vieler Beschwerlichkeit fort. Wir
„bald eine Menge Affen, welche den obersten Theil des Berges einnahmen: aber sie
„ten sich fort, so bald sie uns nach sich zu kommen sahen, und wir fanden nur noch
„Spuren t).

„Oben auf dem Gipfel ist eine große Ebene, etwa eine Meile im Umkreise
„ganz von Felsen, und sehr flach, nur daß sie sich in der Mitten ein wenig vertiefet
„sich ein schöner Quell zeigte. Vermuthlich entsteht derselbe aus andern Wassern, d

r) A. d. 45 u. vorigen S.

s) In einem Schreiben, das der Verfasser anführet.

t) Man sehe andere Erklärungen bey Kolben im IV Th. dieser Sammlung.

u) Der P. hatte bey der Abreise von Brest ein Schreiben von einer sehr gelehrten Person erhalten, darinnen ihm empfohlen wurde, sich auf dem Cap zu erkundigen, ob die Ebbe und Fluth zu eben der Zeit, als wie in Frankreich, und ihre Ordnung hielte. Er befragte d fehlshaber und zweene holländische Seeleute ihn versicherten, daß sich dieses am Cap lich als in den europäischen Hafen die eb hätten, ereignete. Der Verfasser redet

„den höchsten Gegenden der Ebene herkommen. Zwischen den Felsen wachsen auch viele „wohlriechende Pflanzen. Nichts aber kam mir schöner vor, als die Aussichten auf diesem „Berge, welche ich abzeichnen ließ. Auf einer Seite sieht man die Bay des Cap und „die ganze Rhede. Auf der zweyten die südlichen Meere, auf der dritten, das falsche Cap, „eine große Insel in der Mitte, und auf der vierten, das feste Land von Africa, wo die „Holländer verschiedene Wohnungen haben. Ich ließ Herrn Thevenots Untersuchung fort„zusetzen in die Erde graben. Sie ist sehr schwarz und mit einem Mengsel von Sande „und kleinen weißen Steinen erfüllet“.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Merkwürdige Pflanzen, die der Verfasser abzeichnen läßt.

Bey einer Unterredung der Jesuiten mit Herrn Vandestel, erwähnte dieser ihnen einige merkwürdige Pflanzen, die er auf seinen Reisen entdeckt hatte, und zeigete ihnen eine Sammlung derselben. Er verstattete ihnen, verschiedene abzuzeichnen, und der Pater Tachard liefert die Zeichnungen derselben *u*).

Veränderung bey den ordentlichen Winden.

Die Holländer hatten seit einigen Jahren beobachtet, daß die Witterungen sehr verrückt wären, und die Winde, welche in diesen Meeren zu gewissen gesetzten Zeiten wehen, viel eher anfingen. Vandestel hatte auch vom Generale zu Batavia Befehl erhalten, die holländischen Schiffe, die aus Indien zurück kämen, eher, als ordentlich abreisen zu lassen. Diese Nachricht machte, daß auch Herr Vaudricourt mit Einschiffung seiner Kranken eilete, um nicht die nöthige Witterung zur Reise zu versäumen. Die Fregatte, die **Boshafte**, welche von Brest nur in der Absicht mit gesegelt war, den andern Schiffen eine Erleichterung zu verschaffen, ward nach Frankreich zurück gesandt, die Ankunft und die gute Aufnahme am Cap zu melden. Aber den Abend vor der Einschiffung, hatten die Franzosen Gelegenheit, den Einwohnern ihre Erkenntlichkeit zum Theile zu bezeugen. Mitten in dem Flecken entstund bey Nacht ein Feuer. Vandestel war bey der Gegenwart so vieler Fremden unruhig, ob er wohl nichts als Redlichkeit und Dank zu erwarten hatte. Er führete sich als einen klugen Mann auf, und besetzte die Mauren der Festung mit Soldaten. „Ich weis nicht, saget der Verfasser, was seine ersten Gedanken bey Erblickung der Flammen gewesen sind: aber wenn er die Franzosen in übelm Verdachte gehabt hat, so hat er solchen bald ändern müssen, da er sie in großer Menge herzulaufen, und den Einwohnern so glücklich beystehen sah, daß sie das Feuer auslöscheten, und die holländische Pflanzstadt retteten, wo alle Häuser nur mit Binsen und Strohe bedeckt waren„ *x*).

Dienste, welche die Franzosen den Holländern am Cap erweisen.

Weg der Flotte.

Man segelte den 29sten des Brachmonates Sonntages ab, nachdem man durch die Erfahrung gelernet hatte, daß von den beyden Wegen, die man aus der Rhede des Cap nehmen kann, der, welcher zwischen der Löwenspitze und dem Wallfischkopfe durchgeht, voll gefährlicher Klippen ist, und daß das sicherste Mittel, wenigstens, wenn man wegen der Witterung etwas zweifelt, ist, den andern Weg zu nehmen, da man das Eyland Robin zur Linken, und das feste Land zur Rechten läßt. Das französische Geschwader hatte viel von Nordwestwinden auszustehen, bis den 18ten des Heumonates, da es in sechs und drey-

Rhede des Cap, weil auf der Südseite die Ebbe und Fluth nicht so ordentlich ist. Sie verhält sich dergestalt, daß man daselbst beym Nordwinde fast gar keinen Abfluß spüret, und beym Südwinde steigt das Meer zu einer erstaunlichen Höhe, und fällt gar nicht. Er erkläret dieses aus der weiten Erstreckung dieser Meere gegen Süden, und dem entgegenstehenden Lande: wenn nämlich der Wind von Mittage bläst, und das Meer mit Ungestüme von eben der Seite herkömmt, ohne daß es irgendwo, bis ans Cap aufgehalten wird, kann es sich nur sehr wenig senken. A. d. 51. 52 S.

x) A. d. 61 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

ßig Grad drey und funfzig Minuten südlicher Breite, und acht und achtzig Grad acht
nuten Länge, viel Seegras und Trombes, wie das beym Cap, nebst verschiedenen
geln antrafen; daher man urtheilte, man sey dem Eylande Amsterdam nahe, das ist
als tausend Meilen vom Cap. Von dar nahm man den Weg etwas weiter nach Nor
weil man allezeit gerade nach Osten gegangen war, die günstigen Winde zu behalten,
den Windstillen zu entgehen *y*).

Tod des Rochette und vieler französischen Soldaten.

Auf der Fahrt von Cap bis Batavia, starben viel Soldaten. Der Pater Roch
aus der Provinz Lyon, konnte seiner Krankheit nicht länger widerstehen. Er starb a
nem bösartigen Fieber, bey den Kranken, denen er zusprach. Das übele Wetter hatte
Schiffe von der Flotte zerstreuet, des von Joyeux seines war das erste, das man wi
antraf, im achtzehnten Grade acht Minuten südlicher Breite, hundert und funfzehn G
vierzig Minuten Länge. Dieser Hauptmann und seine Steuerleute urtheileten, man

Fehler der See- u. Landkarten.

wohl siebenzig Meilen näher bey dem Eylande Java, als die andern glaubeten.
maß ihm so wenig Glauben bey, als denen Anmerkungen, welche der Verfasser in der
gen Erzählung gemachet hatte, und durch die er bewies, daß dieses Eyland sechzig Me
westlicher ist, als es die Seekarten anzeigen, die doch noch richtiger sind, als die Land
ten. Einige von diesen setzen das Eyland Java im hundert und vierzigsten oder hun
und fünf und vierzigsten Grad der Länge, und die Jesuiten haben diesesmal, und das
rige beständig bemerket, daß es im hundert und acht und zwanzigsten Grade liegt, welc
einen erstaunlichen Unterschied giebt *z*).

Den 25sten August, langte man auf der Rhede zu Bantam an, nachdem man d
Land von Java schon den 16ten zu entdecken angefangen hatte. Vaudricour hatte die
Ort denen Schiffen, die sich etwa verlören, zum Sammelplatze ernannt. Er erhielt daselb
durch eine Fischerbarke ein Schreiben, vom du Quesne, der etliche Tage zuvor, von d
abgereiset war, und denen Schiffen, welche nach dem seinigen anlangen würden, meldete,
habe um Erfrischungen in der Stadt ansuchen lassen, da man ihm denn geantwortet, m
hätte nichts zu Bantam, er müßte dergleichen zu Batavia suchen. Er setzte hinzu,
nähme wirklich diesen Weg, und würde alsdenn schleunigst nach Siam segeln, um die
nicht durch längern Verzug zu versäumen.

Aufnahme der Franzosen zu Batavia.

Vaudricour ließ auch nach Batavia zu steuren, ob ihn gleich widrige Winde
Tage lang davon entferneten. Endlich ankerte er in der Rhede, und antwortete den
Stückschüssen nicht, mit denen ihn bey seiner Ankunft des du Quesne Schiff begrüßet

y) Der Verfasser bringt hier eine Bemerkung, die er höchstwichtig nennet, wegen der Abweichung der Magnetnadel, bey, welches, wie er saget, das unbetrüglichste Mittel ist, daß er die Länge zu bestimmen gefunden hat. Die Piloten der Escadre, beobachteten diese Abweichung mit ihren Compassen am Cap acht Grad dreyßig Minuten nordwest. Die Mathematikverständigen, hatten sie acht Grad fünf und vierzig Minuten nordwest mit Chapotots astronomischen Ringe gefunden, der von ihnen auf die Mittagslinie war gestellet worden, die sie in dem Lusthause, wo ihnen der Platz zum beobachten war angewiesen worden, ziemlich genau gezogen hatten. Die Seeleute fanden eben die
weichung nach der Abreise von der Rhede de
acht Meilen weit vom Lande auf hohem
den 28sten des Brachmonates bey Untergan
Sonne. Den 3ten des Heumonates im
Grade acht und dreyßig Minuten Breite, u
und vierzigsten Länge beobachtete man d
weichung beym Aufgange der Sonne
zehn Grad nordwest. Der Verfasser
ket die guten Seekarten, setzte das Cap
sieben und dreyßigsten Grad der Länge
ren also seit ihrer Abreise acht Grad da
fernet, und die Abweichung hatte sich um

mit die Holländer nicht glauben möchten, er grüße ihre Flaggen *a*). Er erinnerte sich der Schwierigkeiten, welche der Befehlshaber bey der vorigen Reise gemachet hatte, den königlichen Schiffen Schuß für Schuß zu antworten.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Warum die Holländer die Franzosen übel aufnahmen.

Die Erfahrung lehrte bald, daß dieses Verfahren klug war. Kaum hatte man die Anker fallen lassen, so meldete ein Officierer, **von Vogel**, dem Vaudricour, er habe sich wenig Gunst von den Holländern zu versprechen. Zweene Jesuiten aus dem erwähnten Schiffe, waren ans Land gestiegen, dem Befehlshaber aufzuwarten, und sehr höflich aufgenommen worden. Sie hatten sogar die Erlaubniß erhalten, ihre Pendeluhren und ihre Quadrante aussetzen zu lassen, welche nebst den andern nöthigen Werkzeugen in des Generals Spelmanns Garten waren geschafft worden, dessen Beschreibung man in voriger Nachricht gelesen hat. Sie sollten daselbst wohnen, um sich ein wenig von der Abmattung auf dem Meere zu erholen.

Aber du Quesne, welcher ebenfalls den folgenden Tag ausstieg, meldete ihnen, sie würden sehr wohl thun, ihre Instrumente wieder einzuschiffen, und selbst an Bord zu kommen, wo er sie sprechen wollte. Er sagte ihnen seine Gründe, wegen dieses Rathes. Sie folgten ihm auch sogleich. Da es aber spät war und die Schaluppe eilen mußte, fortzukommen, ehe man die Stadtthore schloß: so konnten sie die Uhren nicht mitnehmen, welche sie in einem Saale, der ihr Observatorium werden sollte, schon aufgestellet hatten *b*). Du Quesne erzählete ihnen darauf, der General hätte von einigen Personen Vorstellungen bekommen, was für Unordnungen in der Stadt entstehen könnten, wenn man Jesuiten selbst sähe, und wie schwer es seyn würde, nach denen Nachrichten, die man mit der letzten [holl]ändischen Flotte erhalten hätte, einen aufgebrachten Pöbel zu bändigen. Man wußte [näm]lich zu Batavia, daß den Protestanten in Frankreich mit einiger Strenge begegnet [wür]de. Und diese Vorstellungen hatten des Generals Gesinnungen geändert.

Das Geschwader beschleuniget die Abreise.

Vermuthlich verursachte eben der Umstand die unüberwindlichen Schwierigkeiten wegen der Begrüßung. Vaudricour entschloß sich, das Fort nicht zu begrüßen, weil man ihm nicht Schuß für Schuß antworten wollte. Nachdem er aber Lebensmittel erhalten [hatt]e, war es ihm eben nicht sehr zuwider, daß ihn dieser Vorfall nöthigte, seine Abreise zu beschleunigen. Es war schon weit in die Jahreszeit hinein, und verschiedene zu Batavia ausgebreitete Gerüchte brachten ihn auf die Meynung, seine Mannschaft möchte dem [Kön]ige von Siam nöthig seyn. Man hatte schon die bekannte Empörung der Macassaren [erfah]ret, die der Ritter Fourbin in seinen Nachrichten beschreibt. Die Nachricht, welche der

Empörung der Macassaren zu Siam.

Grad vermehret. Sie vermehrte sich also [in] Proportion, so wie sie nach Osten rückten, bis [f]ünf und zwanzig Grad nordwest. Dieses ist [die gr]ößte Abweichung, die sie bemerket haben. Sie [fanden] sie zweymal hinter einander, den 14ten des [Heum]onates, bey Untergange der Sonnen, und den [...] ihrem Aufgange, mit aller Schärfe, die [man au]f dem Meere erhalten läßt. Die Seeleute [versich]erten, sie befänden sich im sieben und dreyßig Grad neunzehn Minuten südlicher Breite [un]d fünf und siebenzig Grad Länge. Von [dem] Tage an, da sie nur seitdem zwey und [...] Meilen zurück geleget hatten, fand sich die beobachtete Abweichung beym Untergange der Sonne, nur achtzig Grad dreyßig Minuten nordwest. Sie nahm also durchgehends in einiger Proportion ab, bis man sich dem Eylande Java näherte, und in eilf Grad südlicher Breite, und zwölf Grad Länge, welches ungefähr die Lage dieses Eylandes ist, fand man sie nur zwey Grad dreyßig Minuten nordwest. A. d. 65 und 66 S.

z) A. d. 69 S.

a) A. d. 71 u. f. S.

b) A. d. 72 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

der Pater Tachard gegenwärtiger Erzählung beyfüget, und die ihm in der Folge von ei-
nem französischen Ingenieur, de la Mare, mitgetheilet wurde, den der Ritter Chaumont
im Jahre 1685. zu Siam gelassen hatte, scheint mit eben so viel Einsicht und Sorg-
falt aufgesetzet zu seyn. Da aber dergleichen Ausschweifungen in dieser Sammlung keinen
Platz finden: so kann der Leser dieserwegen die angeführten Quellen aufsuchen c).

Es mangelte nur noch die **Normande** bey dem Geschwader, welche man vergeblich bis
den 7ten des Herbstmonates erwartete, und man war bey Lichtung der Anker nicht ohne Un-
ruhe, wegen dieses Schiffes.

Es ist schon in der ersten Erzählung bemerket worden, daß die Schiffahrt nach Siam
von Batavia, so gefährlich als mühsam ist. In verschiedenen Gegenden dieser Meere fin-
det man so viel Inseln, Klippen und Sandbänke, daß man nur die kleinsten Segel aus-
setzen darf, und das Senkbley stets in der Hand haben muß, besonders in der Enge von
Banca, welche ein Eyland dieses Namens zur Rechten, und die Insel Sumatra zur Lin-
ken machen. Sie waren den 11ten durch diese verdrüßliche Enge gekommen, und man
beschloß, den **Vogel** mit dem Befehle abzuschicken, daß er sich so schleunig als möglich nach
Siam begeben sollte, daselbst Wohnungen für die Kranken zurechte machen zu lassen. Der
Verfasser begab sich darauf, um an einem Orte, wo man seine Rückkunft erwartete, alles
zur Aufnahme der andern Schiffe zu zubereiten.

Der Verfasser wird voraus geschickt.

Sobald er an Bord war, setzte du Quesne alle Segel aus, um schleunig fortzukom-
men. Aber der Wind war so schwach, daß sie erst viele Tage darnach im Gesichte von
Pulotimon, einer der malackischen Inseln, anlangten. Du Quesne befürchtete, es möchte
ihnen Wasser mangeln, und schickte seine Schaluppe ab, etliche Tonnen einzunehmen. Nie-
mand auf dem Schiffe wußte, was daselbst für ein Ankerplatz wäre. Der Verfas
gieng in die Schaluppe, nebst dem Fähnrich **Tivas**, der commandirte. Sie fuhren lan
Zeit an dem Ufer der Insel hin. Endlich fanden sie ein sehr helles Flüßchen, das
Meer fiel. Sie stiegen da aus, und fanden einige halbzerstörte Hütten, ungebauetes
da herum, sehr dickes Gehölze, und einige zerstreuete Bananiers. Zweene Eylän
welche die Franzosen gerade auf sich zukommen sahen, warfen sich in ein Canot,
rückten immer an dem Ufer hin, nach einer großen Bucht, welche der Verfasser für
wahren Ankerplatz hielt. Diese beyden Malaien, die aus allen Kräften anfangs f
kamen endlich selbst zur Schaluppe, da sie sahen, daß man sie nicht verfolgte, und
vom Ufer rief. Sie gaben zu verstehen, man müßte weiter nach Norden gehen
Wohnung der Malaien zu finden, wo wirklich ein holländisches Schiff ankerte. Ein
deutete ihnen durch Zeichen an, voran zu gehen, man wollte ihnen folgen. Ein
chen, das man ihnen anboth, und das ihnen sehr angenehm zu seyn schien, brachte
lends zu dem Entschlusse.

Er steigt in der Schaluppe auf das Eyland Timon aus.

Was er da sieht.

Kaum hatte ihnen die Schaluppe eine Viertheilmeile nachgefolget: so gab du
mit einem Canonenschusse das Zeichen, an Bord zu kommen, weil er den günstigen
nicht gern verlieren wollte. Der Verfasser sah schon das holländische Schiff auf d
de, und einige der Häuser, welche am meisten im Gesichte lagen. Indessen mu
gehorchen, und sich die Hoffnung zu Erfrischungen vergehen lassen, ob man g
Mangel daran auf dem Schiffe stark zu empfinden anfing.

Er wird zurück gerufen, ohne daß er Erfrischungen einnehmen kann.

c) Tachards II Reise a. d. 82 u. f. S.

d) A. d. 119 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Vaudricour war auf eben dem Eylande glücklicher. Die Officier, welche er in Schaluppen dahin gesandt hatte, versicherten den Tachard, das Wasser sey vortrefflich und sehr leicht zu bekommen. Er setzet hinzu, er habe selbst welches gekostet, und nie bessers getrunken. Vaudricour habe etwas davon bis nach Brest aufgehoben, wo man es so gut befunden, als das Wasser der besten französischen Quellen. Aber die Lebensmittel waren damals zu Pulo-timon außerordentlich theuer, ob sie wohl sonst im Ueberflusse daselbst sind *d*).

Den 21sten des Herbstmonates, erkannten die Leute auf dem **Vogel** die Spitze von Patana, welches ein besonders unter dem Könige von Siam stehendes Königreich ist, und den 27sten ankerten sie glücklich daselbst.

Einige Briefe von den Jesuiten, welche Tachard zu Siam in der Absicht verlassen hatte, daß sie nach China gehen wollten, unterrichtete ihn bey seiner Ankunft von dem Erfolge ihrer Reise. Er erhielt sie fast sogleich, als er ans Ufer ausstieg, vom Pater Malnonati, der sich zu Siam aufhielt. Man kann sagen, daß sie einen wesentlichen Theil von seiner Reise ausmachen. Diese Verbindung und die Schwierigkeit, ihnen anderswo einen anständigern Platz anzuweisen, veranlasset mich, Tachards Tagebuch zu unterbrechen, um einer andern Reise, die ihres Titels und Inhaltes wegen hieher gehöret, eine Stelle anzuweisen.

Der II Abschnitt.

Reise des Pater von Fontenay, von Siam nach China *e*).

...reise von Siam. Der Pater le Comte wird da behalten. Weg von Siam nach Macao. Fisch, Namens Bagre. Das Schiff läuft auf eine Sandbank. Ihre Gefahr. Beschreibung von Chantabun. Weg, den man den Jesuiten vorschlägt. Ihre Bewirthung. Erstaunung eines Siamesers bey einer Taschenuhr. Verdrüßliche Reise. Sie wollen mit ihrem Balon nicht ins Meer gehen. Dörfer mitten im Walde. Flecken Sambay. Götzenopfer. Ameisen bauen auf den Bäumen. Der Statthalter trifft die Jesuiten an. Ihre Gefahr. Sie lassen sich die Reise nach China auf dieß Jahr vergehen. Sie kommen nach Sambay zurück. Ihr Weg zu Fuße. Einer von ihren Führern ist ein Talapoin. Andacht dieser siamesischen Mönche. Erläuterung, die ein Talapoin dem Verfasser giebt. Die Jesuiten treffen den Statthalter wieder an. Bay von Cassomet. Sie kommen daselbst wieder zu ihrem Schiffe. Rückkehr nach Siam. Warum Siam wüste ist.

Fontenay 1685.

Das siamesische Schiff, welches den mathematikverständigen Missionar und seine Gefährten führen sollte, war nicht eher fertig, als den 2ten des Heumonates 1686. Sie ...ten also von Siam in einem Balon des Herrn Constance ab, um den folgenden Morgen ...h Bancock zu kommen, wo sie nur eine einzige Nacht zubrachten. Sie verließen da...st mit Schmerz den Pater le Comte, der wie sie, nach China bestimmt war: aber bis ... Rückkunft der Patres, die man aus Frankreich erwartete, zu Siam behalten wurde. Den ...enden Morgen begaben sie sich an die Barre von Siam, drey Meilen über der Mün...g des Flusses *f*). Daselbst fanden sie zwölf segelfertige Schiffe, manche nach China, andere

Abreise von Siam.

Der Pater le Comte wird daselbst behalten.

...) A. d. 127 u. f. S.

...) Fontenay bemerket, daß fast alle Seekar... die er gesehen hat, die Barre von Siam drey... Grad fünf und vierzig Minuten nordlicher ...ite setzen. Wenn man aber nach der Polhöhe vierzehn Grad zwey und vierzig Minuten funfzig Secunden, die er zu Louvo gefunden hat, davon urtheilet, und die Polhöhe der Stadt Siam damit vergleicht, welche der Pater Thomas vierzehn Grad achtzehn Minuten gefunden hat: so muß

Fontenay 1686.

andere nach Japan und Manilla bestimmet. Da es schon weit in die Jahreszeit war, eilete der Hauptmann, der die Mathematikverständigen führen sollte, mit der A ohne noch seine völlige Ladung zu haben, und segelte den 20sten des Heumonates ab.

Weg von Siam nach Macao.

Wenn man von Siam nach Macao will: so suchet man erst gewisse Berge, etwa d Meilen von der Barre nach Südsüdwest. Die Portugiesen nennen sie Penchos d. i. K me, vermuthlich weil die Spitzen dieser Berge dicht und ordentlich in einer Linie be men stehen, wie die Zähne eines Kammes. Von dar wendet man sich südostwärts, gehends ostwärts, um nach Pulo-Ubi und Pulo-Condor zu gehen, welches Inseln im nigreiche Camboya sind. Man fährt längst der Küste von ganz Cochinchina hin geht von dar gerade nach Sancian, einem Eylande, das wegen des Todes des h Franz Xavier berühmt, und die erste der Inseln von Macao ist. Das Eyland H läßt man zur Linken. Solchergestalt hat man zu dieser Reise zweyerley Winde vonn solche, die nach Südsüdwest, und solche, die nach Osten führen. Im May, Brachm und Heumonate, herrschen nicht nur zu Siam, sondern auch in allen diesen Meere Batavia und Malaca bis Japan, West- und Südwestwinde, mit denen man z ser Zeit sehr gut nach China kömmt: aber es ist schwer, mit eben den Winden nach den I men zu kommen. Man muß beständig laviren, und hat dazu wenigstens funfzehn nöthig, wenn die Saumatres, das ist, die Stürme nicht den Lauf des Schiffes be nigen. Dieser Weg war für die Jesuiten ungemein verdrüßlich, da sie keinen andern

Fisch, Namens Bagre.

vertreib hatten, als einen Fisch zu fangen, der Bagre hieß, und von dem dieses ganz voll ist. Er gleicht ziemlich unsern Rothfedern, nur ist er ein wenig größer. fing ihrer beständig mit der Angel, und wenn er gefangen war: so erregte er ein Ges welches nirgends als von der Luft herrühren konnte, die zu seinen Fischohren heraus g set wurde; denn der Verfasser fand keine Lunge bey ihm *g*).

Das Schiff der Jesuiten läuft auf eine Bank.

Nachdem sie bis den 14ten bey achtzig Meilen in beständiger Arbeit gegen die G der Winde und der Wellen zurück geleget hatten: so veränderte sich die Langeweile b Fur..., weil die Macht der Wellen das Schiff in augenscheinliche Gefahr brachte. Hauptmann, als ein erfahrner Seemann, verzweifelte, daß er die Stöße des Meeres de aushalten können, da er sich zwischen so viel Klippen befand, und ließ nach dem zu steuren. Er warf sich glücklich zwischen ein Eyland und einer Spitze Cossomet a wo er in viertehalben Faden, an einem Orte ankerte, welcher die Gewalt der Flut ein brach. Aber der Wind, welcher die ganze Nacht dauerte, endigte diese Ruhe u Uhr des Morgens. Mit Anbruche des Tages, da man glaubte, Anker lichten zu um ein wenig unter eine benachbarte Insel zu rücken, lief das Schiff bey dieser Be auf eine Sandbank, wobey es doch immer noch heftige Stöße bekam. Man h Schaluppe gleich anfangs ins Meer senken sollen, die Tiefen auf dem Wege zu unte aber man that es erst damals. Sie bemächtigten sich eines Niru, welches de einer siamischen Barke ist, das man unter der Insel vor dem Sturme in Sicher gen sah, und führeten solches mit Gewalt herzu, das Schiff zu erleichtern. dadurch wieder ein wenig zu rechte gebracht, und der Pilote ließ das Schönfahrse setzen, wodurch es vollends herausgezogen wurde; aber auf eine Art, die es sehr erf

muß diejenige, die man der Barre ordentlich giebt, etwas kleiner seyn. Denn von der Mündung des Flusses, bis zur Stadt Siam, rechnet nigstens dreyßig Meilen zu Wasser; u

Fontenay 1686

und die Mathematiker in Furcht setzte, es möchte sich öffnen. Sie begaben sich in das Miru, in Hoffnung ans Land zu kommen: aber der Wind trieb sie vom Ufer zurück. Sie mußten des Abends in der Hälfte des Weges ankern, und in diesem Zustande die Nacht in großer Bekümmerniß zubringen. Den Morgen befanden sie sich mehr als anderthalbe Meile vom Schiffe, ohne daß sie wieder hinein hätten kommen können, weil der Wind daher wehte. Indessen fehlte es ihnen an Lebensmitteln; ihrer waren achte, vier Jesuiten nebst ihren Bedienten, ein Matrose vom Schiffe, der ihnen als Dollmetscher dienete, und zween Portugiesen von Macao, welche ihr Schiff das vorige Jahr verlohren hatten, und mit dieser Gelegenheit nach China zurück kehren wollten. Der Patron des Miru, ein Chineser, kannte keinen Fluß in der Nähe, oder einige andere Zuflucht, als die Insel, der er sich aber nicht mehr nähern konnte. In einer so grausamen Verwirrung, versicherte der Dollmetscher die Jesuiten, zwölf oder funfzehn Meilen tiefer wäre eine Stadt, **Chantabun**, die Hauptstadt einer Provinz, deren Befehlshaber Galeeren mit fünf und zwanzig Mann besetzt hätte, mit denen man in wenig Tagen an die Barre von Siam, längst den Küsten hinkommen könnte. Dieser Beamte wäre verbunden, denen beyzustehen, welche die übele Witterung an seinem Lande Zuflucht zu nehmen nöthigte; und wenn er erführe, daß die Patres die Ehre hätten, unter dem Schutze des Königes und Herrn Constance zu stehen, würde er ihnen eifrig dienen *h*).

Ihre Gefa[hr]

Sie wußten schon, daß die Stadt Chantabun nicht weit war, und der Befehlshaber dieser Küste das erwähnte Amt mit hatte. Sie hofften überdieses, auf diesem Wege etwa noch einige Schiffe anzutreffen, die nach den Inseln von Macao segelten. Die Geschicklichkeit ihres Patrons brachte sie den Abend in den Fluß Chantabun, welcher breit und mit Bäumen an den Ufern besetzt ist: aber nicht viel Tiefe hat. Es fallen viel Bäche in ihn, die aus der Mitte des Gehölzes, oder von den benachbarten Bergen kommen. Das Miru fand so viel Schwierigkeit, hinauf zu gehen, daß der Verfasser und der Pater **Gerbillon** sich entschlossen, sich in einen kleinen Balon zu begeben, um eher nach der Stadt zu kommen *i*).

Beschreibung von Chantabun.

Chantabun liegt am Fuße eines der großen Berge, welche ein langes Gebirge von Mittage nach Mitternacht ausmachen, und die Königreiche Siam und Camboya scheiden. Auf der Seite, wo man die beyden Jesuiten hinein ließ, war die Stadt mit einer Wand von alten Brettern verwahret, welche sie wohl vor wilden Thieren, aber vor keinem ordentlichen Angriffe versichern konnten. Nachdem sie länger als eine Viertelstunde, und fast meist bis an die Knie im Grase gegangen waren: so langten sie endlich an des Befehlshabers Hause an. Einer seiner Bedienten, ließ ihnen durch ihren Dollmetscher sagen, sie sollten in dem Rathssaale warten. Dieser Saal bestund aus einem Dache von Schilfblättern, das in der Mitte und an den vier Ecken von vier Pfeilern unterstützet wurde, der Fußboden war etwa fünf Fuß über das Erdreich erhoben, und man stieg auf einer etwas schiefliegenden hölzernen Fläche hinauf. Sie warteten fast eine Stunde, bis sich der Befehlshaber, der ein Malaie und Muhammedaner war, nebst seinem Rathe versammelte.

Was man den Jesuiten für einen Weg vorschlägt.

Fontenay meldete ihm, wie sie seiner Hülfe benöthiget wären, und warum sie solche suchten. Er antwortete, seine Galeeren befänden sich nicht zu Chantabun, und so gar weit

...gleich viele Krümmungen machet, so betragen doch nicht so viel, daß man gerade zu, nur ... Meilen ansetzen dürfte.

g) A. d. 133 S.

h) A. d. 139 und vorherg. S.

i) A. d. 139 S.

Fontenay 1686.

Wie sie bewirthet werden.

weit entfernet, daß er ihnen also damit nicht so bald helfen könnte. Er könnte sie aber zu
de durch die Wälder schicken. Sie wären zwar dabey in Gefahr, von Elephanten ge
und von Tygern hingerichtet zu werden: aber sie brauchten nur vierzehn Tage, bis na
ner Stadt zu kommen, von der man noch eine Tagereise bis Bancock rechnete.
Vorschlag gefiel ihnen desto weniger, weil sie das, was sie auf dem Schiffe mit ge
hatten, nicht zurück lassen wollten. Indessen nahmen sie des Befehlshabers Abend
zeit, die er ihnen anboth, an, weil sie seit morgens nicht gegessen hatten. Man s
ihnen Reiß, fünf bis sechs rohe Kürbisse, und einige Feigen, die sie ihren hungerigen
derern lassen mußten. Also verwandelte sich die Hoffnung, ihren Hunger zu stillen
Genießung eines Stückes trockenen Brodtes, das sie aus dem Miru mitgebracht h
Man ließ sie sich nachgehends in einer Ecke des Rathssaales niederlegen, in welcher A
man eine Matte daselbst ausbreitete. Nahe dabey sang ein Schwarm Talapoinen die
Nacht, wegen eines Todten, der in zween Tagen verbrannt werden sollte *k*).

Erstaunung eines siamesischen Statthalters bey Erblickung einer Taschenuhr.

Der Statthalter hatte sich die Nacht über erzählen lassen, wie ihnen am H
Siam war begegnet worden, und er schien daher den folgenden Tag geneigter, ihne
fällig zu seyn. Ein Zufall trug viel bey, ihn in diesen Gedanken zu bestätigen. G
lon zog seine Taschenuhr mit dem Wecker heraus, um zu sehen, welche Zeit es wäre.
ses machte den Statthalter neugierig, da er nie etwas dergleichen gesehen hatte.
erklärte ihm den Gebrauch einer so wunderbaren Maschine. Er machte sich ein Ver
gen damit, daß er sie verschiedene mal schlagen ließe. Die Jesuiten vermehrten seine
de, indem sie ihm eine Uhr, wie diese, die er so bewunderte, versprachen, wenn er s
nerhalb sechs Tagen an die Barre schaffen könnte. Er machte sich verbindlich, sie w
stens in drey Tagen an ihr Schiff zu liefern, wo sie selbst es einrichten könnten, w
wollten, daß sie an die Barre kämen. Sie verließen sich auf sein Wort, und reiset
gleich ab, die beyden andern Patres und die beyden Portugiesen zu sich zu nehmen,
sie unten am Flusse gelassen hatten. Gleichwohl gesteht der Verfasser, er habe bey
lassung des Miru, eine geheime Traurigkeit empfunden, die ihm gleichsam vergewi
es sey unbedachtsam, sich dem Versprechen eines Muhammedaners und Malaien an
trauen *l*). Doch die Noth zwang ihn, den Abend mit seinen Gefährten nach der
zurück zu kehren.

Er erfüllt sein Versprechen schlecht.

Der Statthalter ließ sie in seinen Pallast kommen, der aus schlechten Bambu
ne einige Zierrath auferbauet war. Er gab ihnen einen Balon, und fünf Ruderer
sie nach dem Schiffe führen sollten. Er versicherte sie, er würde sich noch eher,
selbst auf dem Schiffe befinden, desselben Zustand zu untersuchen: denn da er er
hatte, daß sich einige Waaren vom Herrn Constance darauf befänden: so schien er w
selben Schicksal sehr besorgt zu seyn. Er ließ ihnen auf sechs Tage Lebensmittel geb
empfahl ihnen, den Ruderern nicht übel zu begegnen, wenn sie sich der Gefahr nich
setzen wollten, daß ihnen dieselben davon flöhen, wie solches einigen Portugiesen begegn

Verdrüßliche Reise.

Sie danketen ihm für seine Sorgfalt, und versprachen, dem Herrn Constance
richt davon zu ertheilen, und reiseten von Chantabun ab. Der Verfasser erinnert b
werde wichtige Sachen erzählen, und das Angenehme einer Reisebeschreibung be
der That in solchen umständlichen Nachrichten, besonders wenn sie lehrreich sind: de
wollen wir seine eigenen Worte anführen. „

k) A. d. 147 S. *l*) A. d. 143 S. *m*) A. d. 144 S.

Fontenay 1686.

„Erstlich mußten wir vom Hause des Statthalters bis an den Fluß barfuß gehen. „Dieses dauerte eine halbe Stunde, weil es die Nacht häufig geregnet hatte, daß der Weg „voll Koth war. Zweytens, als wir an unsern Balon kamen, waren unsere Ruderer „trunken. Sie rückten den übrigen Tag fast gar nichts fort, und setzten uns gegen sechs „Uhr des Abends, nachdem sie nur etwa drey bis vier Meilen zurück geleget hatten, an „einem angebaueten Orte aus, unter dem Vorwande, sie müßten ihren Reiß kochen. „Man sah daselbst verschiedene Büffel ruhig weiden, und einige Wohnhäuser etwa „eine Viertelmeile entfernt. Die Ruderer legten noch zwo Meilen zurück, es sey nun, „daß sie nachgehends von der Arbeit müde waren, oder daß die Gefahr wirklich so groß „war, als sie sich solche vorstellten: so erinnerten sie uns, man käme an einen Ort des „Flusses, wo er nur ein Bach von zehn bis zwölf Fuß breit wäre, und fast gar kein Wasser „hätte. Des Nachts könnte man sich nicht darein wagen, ohne sich dem Anfalle der Ti„ger auszusetzen. Also brachten wir die ganze Nacht sitzend und enge beysammen im „Balon zu, wo der wenige Platz, die Wärme, und eine Wolke von Mücken, die man in „Frankreich Cousins, und in Indien **Mosquites** nennet, uns kein Auge zuschließen ließen.

Sie wird mit des Verfassers Worten erzählt.

„Den 21sten des Morgens giengen wir in der That durch einen sehr engen Canal; und „nachdem wir uns lange im Holze hin und her gewandt hatten, langten wir gegen den „Eintritt der Nacht an der Mündung eines Flusses an. Wir waren meistens des Balons „so müde, daß wir die Nacht lieber auf dem Sande am Ufer zubringen wollten. Unsere „Ruderer machten dann und wann Feuer, die Tiger zu verscheuchen; sie sagten uns den „Morgen, wir müßten mit unserm Balon ins Meer gehen, und den ganzen Tag längst „dem Lande hinfahren, um einen andern Fluß zu finden, der uns auf unsern Weg bringen „würde. Der Wind war noch immer einerley, das Meer gieng sehr hoch, und unser „Balon war so schwach, daß sich nicht einer von uns bewegen, oder auf die andere Seite „begeben durfte, wenn er nicht umstürzen sollte. Wir stellten ihnen also vor, wie viel „Gefahr bey ihrem Vorschlage wäre. Sie sahen solches selbst klärlich ein, und beschlos„sen, uns durch einen andern Weg zu führen, indem sie uns beredeten, wir hätten noch „zween bis drey Tage zu unserm Schiffe, ob es wohl zwölfe waren. Den Abend langten „wir bey einem Flecken, **Lampari**, an, der mitten im Walde ist. Es befinden sich im „Königreiche viel solcher Wohnungen in der Wildniß; die Siamenser begeben sich aus „den Städten und vom Lande dahin; sie wollen lieber das Erdreich daselbst sich selbst „erst zubereiten, und unter den wilden Thieren in Freyheit leben, als nahe bey den Städ„ten in der beständigen Sklaverey bleiben, und sich von ihren Herren aufs härteste halten „lassen. Sie gehorchen zwar an den meisten Oertern den benachbarten Befehlshabern: „er hält sie aber nicht so strenge, damit sie sich nicht noch weiter entfernen möchten *o*).

Sie wollen mit ihrem Balon nicht ins Meer gehen.

Warum die Dörfer mitten im Walde sind.

„Wir brachten in diesem Dorfe die Nacht zu, und unsere Führer, die sich recht wohl „befanden, wollten auch den andern Tag da bleiben. Zu allem Glücke langten des „Statthalters Bediente an, und entdeckten uns, er gienge selbst in das Schiff, seinen Be„richt davon nach Hofe zu erstatten. Ob unsere Führer wohl schon voll waren: so hatte „diese Nachricht doch mehr Wirkung bey ihnen, als alle unsere Ermahnungen. Sie nah„men unsere Sachen auf den Rücken, und machten sich auf den Weg nach einem andern vier „Meilen entfernten Dorfe. Wir folgten ihnen zu Fuße mit dem Stabe in der Hand.

 „Man

n) A. d. 148 S.

o) Ebendas.

Fontenay 1686.

Flecken Sambay.

Götzenopfer.

Die siamischen Ameisen bauen auf den Bäumen.

Der Statthalter trifft die Jesuiten an.

Ihre Gefahr.

„Man mußte durch Wälder wandern, wo es uns nicht an Gelegenheit fehlte, unsere Ge
„zu prüfen. Zugleich aber lernten wir, daß es eben nicht so gar schwer ist, barfuß
„Kieselsteinen zu gehen, wenn man sich vorsetzet, die Ehre Gottes bey einer solchen Lebe
„art zu befördern *p*).

„Wir langten eine Stunde nach Mittage in diesem Flecken, Namens Sambay
„Man führte uns in eine Art von Pagoden, wo wir wenigstens vor dem Regen bedeckt
„ren. Wir glaubten, man müsse an diesem Orte dem Teufel opfern; denn wir fanden kl
„halb verbrannte Kerzen, Gestalten von Elephanten, Tigern, Nashörnern, und Schwer
„fischen. Wir stürzten diese Kerzen und alle diese Gestalten um, um den wahren Gott
„den Ruinen des Götzendienstes zu verehren. Wir waren den Morgen so weit gegang
„daß wir die übrige Zeit des Tages zu Sambay blieben, daselbst auszuruhen. Wir
„merkten um diesen Ort viel Rebhühner, die in ganzen Völkern flogen. In den Wäld
„hatten wir unzählig viel Pfauen und Affen gesehen. Die Ameisen, welche in Europa
„ter der Erde bauen, und sich den Winter daselbst aufhalten, haben hier ihren Aufenth
„und ihr Vorrathsbehältniß auf den Gipfeln der Bäume, sich vor den Ueberschwemmu
„gen zu versichern, die dieses Land fünf bis sechs Monate bedecken. Wir sahen ihre Gebäu
„die wohl verschlossen und gegen den Regen verwahret an den Enden der Aeste hinge
„Darein schränkten sich unsere Anmerkungen in einem Lande ein, wo lauter schreckli
„Einöden in die Augen fallen, und zu einer Zeit, da wir nicht sehr geneigt waren, physicali
„sche Untersuchungen anzustellen *q*).

„Den folgenden Tag reiseten wir von **Sambay** ab. Wir hatten nun einen größer
„und bequemern Balon, und giengen bis ans Meer. Der Statthalter langte fast zugleich an
„Wir meldeten ihm, daß wir mit unsern Ruderern sehr übel zufrieden wären, welche nich
„vom Flecke kämen, und sich beständig betränken. Ich glaubte, er würde sie prügeln lassen
„und in dieser Meynung machte ich mich gefaßt, um Gnade für sie zu bitten: aber er ant
„wortete mir sehr gelassen, in seiner Gegenwart betränken sie sich nicht, und wenn sie e
„außer dem thäten, so könnte er nichts dafür. Er redete uns vor, daß wir aufs Me
„zehen müßten, wie man uns schon vor zween Tagen gesagt hatte. Unser Balon war
„etwas besser, und wir sahen, daß ein kleiner Balon eben den Weg wieder zurück ka
„Aber man entdeckte uns nicht dabey, daß die Siameser dergleichen Reise leicht wage
„und wenn ihr Balon mit Wasser erfüllt würde, ihn nur wieder ausschöpfen, oder sich a
„die Küste retten dürfen.

„Wir waren in der That nicht zweyhundert Schritte ins Meer gerücket: so erhoben
„die Wellen mit so vieler Wuth, daß sie unsern Balon zu verschlingen droheten, und wir
„als ein grosses Glück ansahen, daß wir noch wieder ans Ufer kommen konnten.
„sagte dem Statthalter, welcher ein Zeuge von unserer Gefahr war: ich dankte ihm gehorsa
„für die Mühe, die er sich gäbe, uns wieder zu unserm Schiffe zu bringen; wenn er
„kein anderes Mittel wüßte, so wollte ich lieber zu Sambay warten, bis ich auf ein Sch
„ben, das ich an den Herrn Constance ablassen wollte, Antwort erhielte. Er antwort
„es stünde bey mir, ob ich wider ihn schreiben wollte, ich müßte aber doch b
„nen, daß er sich uns zu gefallen auf diesen Weg gemacht hätte. Ich versich
„ihn, wir wären nicht nach Indien gekommen, einem einzigen Menschen Schaden zu

p) A. d. 150 u. f. S.

q) A. d. 153 S.

„noch viel weniger jemanden, der, wie er, Erkenntlichkeit von uns zu fodern hätte; da wir „aber außerdem alle Hoffnung verlohren hätten, dieses Jahr nach China zu kommen: so „wäre es nicht nöthig, daß wir so eilig nach Siam zurück giengen, und wir dächten auf „nichts, als uns mit Sicherheit dahin zu begeben. Der König, welcher uns mit so viel „Gnadenbezeugungen beehret hätte, würde uns unstreitig eine von seinen Galeeren senden, „und ich wollte lieber dieses Mittel erwarten, als daß wir uns denenjenigen aussetzten, die er „uns vorschlüge, da selbige alle so gefährlich wären. Er wollte uns nach Chantabun zu„rück führen. Aber ich ersuchte ihn, er sollte uns nur ein Haus zu Sambay verschaffen, „und uns jemanden selbst zugeben, der unsertwegen dem Könige Rechenschaft geben könnte. „Er ließ uns mit vieler Höflichkeit seinen Secretär, dessen Ansehen und Aufführung uns „so ziemlich gefiele. Also nahmen wir den Weg nach Sambay.

Fontenay 1686.

Sie lassen sich die Reise nach China auf dieses Jahr vergehen.

„Dieser Flecken war nicht so beschaffen, wie wir gehoffet hatten. Es fehlte da an allen, und wir konnten in mehr als zween Tagen keine Lebensmittel für uns und unsere Ruderer finden. Der Secretär schlug uns vor, zu Fuße längst dem Ufer hinzugehen, da indessen andere Siamenser, die er wollte kommen lassen, unsern Balon auf der See führen sollten. Wir folgten seinem Rathe. Die Reise war erträglich genug, nur daß wir nicht viel zu essen, und bisweilen kaum ein wenig mit Wasser gekochten Reiß hatten. Den zweyten Tag überfiel uns ein starker Regen. Er währte lange, und durchnetzte uns dergestalt, daß wir mitten in dem hitzigen Erdstriche vor Kälte zitterten. Wir konnten die Kleider nicht verändern, weil unsere Sachen im Schiffe geblieben waren, und mit nassem Holze ließ sich auch kein Feuer anzünden. Den vierten Tag hatten wir eine so entsetzliche Reise, als man sichs nur vorstellen kann, durch Wald und einen dicken Morast, der uns bis über die Knie gieng, zu thun. Wir wurden oft schmerzlichst von Dornen gestochen, und von Blutigeln gepeinigt. Die Sonne kam wieder hervor, und fiel uns auch sehr beschwerlich. Zum Ueberflusse mußten wir aus allen Kräften unsern Führern nachfolgen, die aus Furcht vor den wilden Thieren, welche diese Wälder erfüllen, sehr liefen. Der P. Visdelou, der eben nicht der stärkste unter uns war, hielt dieses doch am besten aus. Ich ward bald so entkräftet, daß ich nach einem Wege von zwey Meilen ungemein schwach war. Doch langten wir an dem Ende unserer Reise an, welches im Flecken **Pessay** war, wo wir die übrige Zeit des Tages blieben r).

Sie kommen nach Sambay zurück.

Ihr Weg zu Fuße.

Ihre Noth.

„Hier verließen uns unsere Führer, und überlieferten uns anderen Siamensern, welche der Statthalter ernannt hatte, uns vollends zu leiten. Wir gaben ihnen bey ihrem Abschiede etwas Geld, welches sie bis zur Entzückung fröhlich machte. Einer von ihnen war zwanzig Jahr ein Talapoin gewesen, und hatte sich, wie er sagte, von den Pagoden wegbegeben, damit er die Freyheit hätte, Wein zu trinken. Aber er misbrauchte selbige durch beständige Ausschweifungen. Der P. Gerbillon und P. Bouchet schliefen diese Nacht im Saale der Talapoinen, welcher nur aus einem Schilfdache, das von Pfeilern unterstützt wurde, bestund, so daß der Wind überall durchstrich. Der P. Visdelou gieng nebst mir in eines ihrer Häuser, wo wir etwas mehr bedeckt waren. Beym Eintritte fanden wir einen dieser abgöttischen Mönche vor der Pagode, oder vor einer kleinen Bildsäule, welche auf einer sehr hohen Tafel stund, bethen. Er sang ohne die geringste Pause zu machen, und bewegte seinen Fächer so heftig, daß man ihn für einen

Einer ihrer Führer ist ein Talapoin gewesen.

Andacht dieser siamischen Mönche.

„Besesse-

r) A. d. 136 S.

Fontenay 1686.

„Besessenen hätte halten sollen. Als er fertig war, gab ich ihm durch Zeichen zu verstehen, er „sollte noch einige Zeit bey uns bleiben, und sagte ihm durch unsern Dolmetscher, wir „wären europäische Geistliche, und seit sechs bis sieben Monaten angelangt. Wir hätten „die europäischen Gebräuche und Wissenschaften inne; wenn er etwas davon erfahren woll„te, so würden wir ihn mit Vergnügen belehren, aber wir würden von ihm auch Erläu„terung wegen einiger Fragen verlangen, die wir ihm vorlegen wollten. Er antwortete „ganz höflich: wir möchten ihn befragen.

Erläuterungen die ein Talapoin dem Verfasser giebt.

Ich bath ihn, uns einige Worte seines Gebeths zu erklären. Nach vielen Fragen und „Antworten gab er uns zu verstehen, er suchte um Verdienste an. Ich machte einige Er„innerungen bey seiner Erklärung, die er nicht zu verstehen schien, ob sie wohl sehr deut„lich waren, und er nahm Abschied von uns, ohne Nachricht von europäischen Sachen „zu verlangen. Beym Weggehen zündete er vor seinem Götzen eine Kerze an. Wir „ließen sie in seiner Gegenwart auslöschen, unter dem Vorwande, ihr Schein könnte uns „am Schlafe hindern. Den andern Morgen kamen drey Talapoinen, vor Anbruche des „Tages, und fingen an, mit ungemeiner Sittsamkeit vor ihrem Götzen zu singen. Viel„leicht veranlassete sie unsere Gegenwart, so viel Ehrerbiethung zu zeigen. Sie saßen „auf der Erde, hielten die Hände zusammen, und hatten solche ein wenig erhoben; fast „eine halbe Stunde nach einander hörten sie nicht auf, zusammen zu singen, ohne ihre „Blicke von der Pagode abzuwenden s).

Die Jesuiten treffen den Statthalter wieder an.

„Wir reisten noch zweene Tage ohne viele Beschwerlichkeit, und langten in der Bay „von Cassomet an, wo der Statthalter uns erwartete, und einen kleinen bedeckten Ort für „uns hatte fertig machen lassen, die Nacht daselbst zuzubringen. Wir erzählten ihm einen „Theil der Noth, die wir ausgestanden hatten. Sie hatte uns alle Lust benommen, den „Weg zu Lande fortzusetzen, zumal da wir nun nicht mehr hoffen durften, die Schiffe an„zutreffen, welche nach Macao segelten. Man vergaß bey der Unterredung nicht, die „Uhr zu erwähnen, welche bey dem Befehlshaber so viel Verwunderung erreget hatte, „Ich antwortete, wenn er uns zu der angesetzten Zeit an die Barre geschafft hätte: „würde ich ihm ein doppelt so wichtiges Geschenk gegeben haben. Damit ich aber den „seine Sorgfalt nicht unbelohnet ließe, und ihn bewegte, ein andermal den Missionarien „die durch unglückliche Zufälle könnten an seine Küsten getrieben werden, beyzustehen: „schickte ich ihm aus dem Schiffe eine silberne Schale und einige europäische Sachen, „er mit Vergnügen annahm.

Bay von Cassomet.

„Die Bay Cassomet geht fast anderthalb Meile ins Land. Auf der Seite „Meeres ist sie von einer Insel verschlossen, und vor allen Winden, von Süd bis „bedeckt. Ueberall findet man fast zwo Faden tief Wasser, aber an der Einfahrt, und län„der Insel, drey bis vier t). Wir hatten diese Tiefen nicht gewußt, und des„das Unglück gehabt, auf die Bank zu laufen. Endlich entdeckte man diese Beschirmung „nachdem man die Tiefen auf allen Seiten hatte durch die Schaluppe erforschen las„und das Schiff hatte sich den 18ten des Heumonats dahin begeben. Wir fanden es

Sie kommen daselbst wieder zu ihrem Schiffe.

„selbst bey unserer Ankunft den 1sten August. Der Befehlshaber, die Officiere, und „Schiffleute, die uns hatten zuvor fortfahren sehen, empfingen uns mit den lebhaf

s) A. d. 117. S.

t) Diese Beobachtungen sind der Akademie der Wissenschaften mitgetheilet worden.

Fontenay 1686.

„Freudenbezeigungen. Unsere Abwesenheit und unsere Noth hatte achtzehn Tage ge„dauert.“

Man arbeitete unablässig, das Schiff wieder auszubessern, das man in noch schlimmeren Umständen fand, als man sichs vorgestellet hatte. Die Jesuiten wurden den 16ten August benachrichtiget, daß man des Morgens einen Kometen gegen S. O. gesehen hatte, der anfangs einen langen, ausgebreiteten, und mittelmäßig hellen Schweif wies. Sie beobachteten ihn mit einem Sehrohre von drittehalb Fuß, bis den 26sten, da sie ihn nicht mehr sahen, und da ihn sein Weg gerade nach der Sonne zu führen schien.

Rückkehr nach Siam.

Die Bay Cassomet ist ziemlich fischreich. Das Eyland, welches das Schiff beschirmte, ist ein großer Wald ohne Wohnungen. An den Ufern findet man viele Austern an Felsen hängen, welche aus Bimssteinen bestehen. Man trifft auch da süßes Wasser an, das auf einem sehr zarten Sande läuft. Alle diese Wüsten in Siam würden in Europa bewohnet seyn. Die Nachbarschaft des Meeres, und die große Menge von Flüssen, welche die Wälder durchströmen, würden allen Ueberfluß in die Städte führen: aber sich ein wenig Arbeit zu ersparen, läßt man hier den größten Theil des Königreiches unbewohnet u).

Warum Siam wüste ist.

Sie hielten sich in der Bay von Cassomet bis den 1sten des Herbstmonats auf; und weil sie dieses Jahr nicht nach China kommen konnten, so kehrten sie nach Siam zurück, daselbst die Rückkunf der dienlichen Zeit zu erwarten. Der P. Fontenay reisete bey der Wiederkunft dieser Zeit nach China, und hatte zu Bancock die Schreiben und Nachrichten gelassen, die Tachard bekam.

Der III Abschnitt.

Fortsetzung von Tachards zweyter Reise.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Tachard wird an den Hof von Siam geschickt. Besondere Ehrerbiethung gegen den König. Man darf sich nicht nach dem Befinden des Königes erkundigen. Wie man darnach fraget. Was die Minister zu beobachten haben. Veränderungen seit der ersten Reise. Der Verfasser geht nach Siam, und will nach Louvo. Warum er unterweges aufgehalten wird. Seine Ruderer verlassen ihn. Er bemühet sich vergebens, ihnen wieder Muth zu machen. Wie Constance den Verfasser aufnimmt. Die vornehmsten Vorschriften der französischen Gesandten. Geneigte Gesinnung des Königes. Argwohn und Unruhen der Franzosen. Ihre Freude. Vergleich mit den Gesandten.

Den 27sten des Herbstmonats ankerte du Quesne an der Mündung des **Menam**. Tachard, der die Vorschriften der Herren Gesandten bey sich hatte, begab sich in einen Balon nebst dem P. d'Espagnac, welcher sehr wohl portugiesisch redete, und einen Edelmann von dem Herrn de la Loubere, der ein Schreiben von diesem Minister an den Herrn Constance brachte. Ein Mandarin war auch mit bey ihm, den die siamischen Gesandten zu Hofe schickten, ihre Ankunft zu vermelden. Ob dieser Mandarin gleich nicht eben einer von den ansehnlichsten des Königreichs war: so gehörte er doch zum Pallaste, und weil er die Ehre genoß, bisweilen vor dem Könige zu erscheinen, so wurden auch ihm auf dem Wege viel Ehrenbezeigungen erwiesen.

Tachard wird an den Hof von Siam geschickt.

Ich

u) A. d. 161. S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Besondere Bezeugung der Ehrerbiethung gegen den König.

„Ich kann hier, saget der Verfasser, einen sehr besondern Umstand nicht vorbey g
„welcher etwas von dem Charakter und der Erziehung der Siamenser zu erkennen g
„Indem unser Mandarin die Ehrenbezeugungen der Einwohner der ersten Tabanque emp
„so fragte ich in der Landessprache, wie sich der König befände. Auf diese Frage sah
„jeder als erstaunt seinen Nachbar an, und ich erhielt keine Antwort. Ich glaubte
„hätte einen Fehler wider die Aussprache, oder wider die Art, sich bey Hofe auszudrü
„begangen. Ich redete portugiesisch, und brauchte einen Dolmetscher, aber ich ko
„nichts, weder von dem Statthalter, noch von einem seiner Beamten, herausbrin
„Kaum unterstunden sie sich, unter sich, und sehr geheim, den Namen des Königes
„zusprechen. Bey meiner Ankunft zu Louvo erzählte ich dem Herrn Constance diese V
„wirrung, in der ich mich befunden hatte, da ich auf mein Befragen, wie sich der K
„befände, nicht die geringste Antwort hätte erhalten können. Ich setzte hinzu, weil d
„nigen, welche ich gefragt hätte, so bestürzt geschienen hätten, ohne mir antworten
„wollen, so wäre ich wegen einer etwa bey Hofe vorgegangenen großen Veränderung
„unruhig gewesen. Er antwortete, meine Frage hätte die Siamenser deswegen best
„gemacht, weil sie ihren Gebräuchen gänzlich zuwider wäre. Es ist ihnen so wenig
„stattet, sich nach dem Befinden des Königes zu erkundigen, daß die meisten nicht ein
„seinen eigenen Namen wissen, und die ihn wissen, wagen es nicht, ihn auszusprechen. N
„die Mandarinen des ersten Ranges dürfen einen Namen aussprechen, den sie als etwas h
„liges und geheimnißvolles ansehen. Alles, was nur im Pallaste vorgeht, ist vor den Bedi
„ten außer denselben, unerforschlich verborgen; und es ist aufs schärfste verbothen, nich
„bekannt zu machen, was nur diejenigen wissen, die dem Könige im Innern des Pallastes d
„nen. Ich hätte, um das, was ich wissen wollte, zu erfahren, den Statthalter fragen müsse
„ob der Hof noch immer einerley sey, und ob seit einer gewissen Zeit nichts außerorden
„liches im Pallaste oder im Königreiche vorgegangen wäre: die Antwort würde alsdenn g
„heißen haben, es sey keine Veränderung vorgegangen; und dadurch würde mir seyn an
„zeigt worden, daß sich der König und die Minister noch vollkommen wohl befänden. W
„aber die Regierung durch eine solche Begebenheit verändert worden: so würde man mit n
„ohne Bedenken davon geredet haben, weil jedermann nach dem Tode der Könige von Si
„ihren Namen erfahren und aussprechen darf x).“

Man darf sich nicht nach dem Befinden des Königs erkundigen.

Wie man darnach fraget.

Occum surina, der Mandarin, welcher den P. Tachard begleitete, ward
Ehrenbezeugungen nicht müde, die er erhielt. Die Franzosen, die desselben sehr überdr
sig waren, lagen ihm immer an, seinen Zug zu beschleunigen. Weil er aber von N
nicht gar zu lebhaft war: so verbanden ihn die Gesetze seines Königreichs, dem Hofe
Ankunft, und den vornehmsten Inhalt dessen, was ihm aufgetragen war, zu
Er schickte einen besondern Boten deswegen nach Louvo, mit einem großen siamischen B
in dem der Name des Schiffes, mit welchem er gekommen war, des Befehlshabers,
es führte, die Zahl der Soldaten, Matrosen, der Stücke, deren die aus Land gest
waren und nach Siam giengen, ihre Verrichtungen, so viel er davon hatte Nachrich
ziehen können, erzählet wurden.

Was die Minister für Umstände in Absicht auf den Hof zu beobachten haben.

Veränderung die sich seit der ersten Reise ereignet hat.

Bey der Ankunft zu Bancock fand der Verfasser viel Veränderungen in dieser S
Der alte Statthalter war heraus gegangen, der Ritter Fourbin, welcher seine Stelle

x) A. d. 125. u. vor. S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

[tr]eten sollte, hatte sich nach der Niederlage der Macassaren wieder nach Frankreich zurück [b]egeben. Ein alter portugiesischer Befehlshaber war dem Statthalter Beauregard nachgefolget, welcher auf Befehl des Königes zu Siam nach Tenasserim gegangen war, um die daselbst zwischen den Engländern und Siamesern entstandenen Unruhen beyzulegen. Der neue Befehlshaber zu Bancock, den Tachard zu Siam vor seiner Abreise gekannt hatte, war sehr eifrig, den Franzosen Lebensmittel zu verschaffen, und erwies dem Tachard viele Höflichkeit. Er gab ihm, die Reise zu vollenden, einen leichten und bequemen Balon, und sandte einen Courier an Herrn Constance, selbigem die Ankunft der Flotte zu vermelden y).

Der Verfasser geht nach Siam und will nach Louvo gehen.

Nachdem Tachard etliche Tage zu Bancock zugebracht hatte: so begab er sich nach Siam, aber der Hof war zu Louvo. Er schrieb deswegen den folgenden Tag an Herrn Constance um Verhaltungsbefehle. Doch die Ungeduld, dasjenige, was ihm vom französischen Hofe war aufgetragen worden, auszurichten, trieb ihn, daß er gegen Mittag einen Balon nahm, selbst nach Louvo zu gehen. Er war den folgenden Tag um acht Uhr nur eine Meile davon, als ein Beamter des Königes von Siam, welcher sehr eilfertig in seinem Balon fortschiffte, ihn antraf, und ihm einen Befehl des Königes überreichte. Occum [P]ra, der ihn begleitete, verdollmetschte ihm denselben. Dieser Mandarin sagte ihm, der Abgeordnete wäre vom Herrn Constance abgeschickt, und der Befehl enthielte, daß kein Balon die Europäer nach Louvo bringen sollte; denn auf die Nachricht, daß die Gesandten aus Frankreich gekommen wären, hatte er sich selbst auf den Weg gemacht, ihnen bis nach Siam entgegen zu gehen. So bald die Ruderer des Ministers Befehl gehöret hatten: so sollten sie nicht einen Schlag mehr mit den Rudern thun. Der französische Edelmann, welchen die Gesandten mitgeschickt hatten, war voller Misvergnügen, daß er so nahe am Ende der Fahrt aufgehalten wurde, ohne das, was ihm aufgetragen war, ausrichten zu können, und stellte sich, als wollte er die Hand an den Degen legen, die Ruderer zu zwingen: aber seine Drohungen, und die Drohungen des Occum zusammen setzten sie in solches Schrecken, daß sie ins Wasser sprangen und ans Land schwummen. Einige Bauern eines nahgelegenen Dorfes, wurden durch die Flucht der Ruderer auch erschrecket, und machten alle Einwohner unruhig: in einem Augenblicke war das Dorf so leer, als der Balon. Zweene siamische Dollmetscher, welche der Verfasser zu Siam zu sich genommen hatte, waren bey ihm geblieben. Er schickte sie den Flüchtigen nach, und ließ ihnen versprechen, es sollte ihnen kein Leid wiederfahren, und nichts wider des Königes Befehl geschehen. Sie kamen nach und nach, einer nach dem andern wieder. Nachdem Tachard ihnen ein wen[ig] zugesetzt hatte, stellte er ihnen vor, er wollte dem Minister aufwarten, um ihm angenehme Zeitungen zu bringen; sie würden desselben Freude vermehren, wenn sie durch ihre Emsigkeit machten, daß er solche eher erführe. Sie hörten ihn mit vieler Ehrerbiethung an, aber zu rudern konnten sie sich nicht entschließen. Beym Anblicke eines jeden Balons, der den Fluß herunter kam, erhoben sie plötzlich ihre Ruder, und setzten sich in Vertheidigungsstand. Ihre Bekümmerniß ward erstlich durch die Menge von Balonen geendigt, welche ankündigten, daß Herr Constance nicht weit mehr wäre z).

Warum er unterwegens aufgehalten wird.

Alle seine Ruderer verlassen ihn.

Er bemühet sich vergebens ihnen wieder Muth zuzusprechen.

Wie Hr. Constance den Verfasser aufnimmt.

So bald dieser Minister den Verfasser beobachtet hatte, ließ er nach ihm zurudern, um ihn mit allen Merkmaalen einer außerordentlichen Zärtlichkeit zu sich zu nehmen, ließ ihn sich in einen großen bedeckten Balon gehen, wo sie den übrigen Tag und die Nacht allein

y) A. d. 166 S. Man sehe unten die Beschr.

z) A. d. 167. S.

Worinnen die vornehmsten Vorschriften der französischen Gesandten bestanden haben.

allein blieben. Bey dieser Unterredung wurden die Vorschriften der französischen Ge[...] ten untersucht, und Herr Constance machte einen Aufsatz davon für den König, seinen H[...] Es erhellet so viel, daß außer den allgemeinen Absichten, die auf Freundschaft und H[...] lung abzielten, die vornehmsten Artikel darauf ankamen, daß ein besonderer Schutz fü[...] Religion verlangt wurde; daß man zweene befestigte Plätze, Bancock und Mergui, [...] französischen Soldaten besetzen sollte, und die Erlaubniß bekäme, zwölf junge Leute [...] den Kindern der vornehmsten Mandarinen nach Frankreich zu führen, wo sie im Col[...] Ludwigs des Großen sollten erzogen werden *a*).

Geneigte Gesinnungen des Königs.

Der Aufsatz des Ministers ward dem Könige überreicht; dieser ließ ihn in seinem R[...] vorlesen, und man billigte ihn da ohne den geringsten Widerspruch. Den folgenden [...] schickten Seine Majestät dero Befehle an Herrn Constance, mit Vollmacht, in seinem [...] men zu schließen, und alles zu thun, was den Franzosen zur Ehre und zum Vergn[...] gereichte. Eine so vortheilhafte Antwort, und die Zubereitungen, welche der Min[...] so gleich machte, den Gesandten bis Bancock entgegen zu gehen, verursachte dem Verf[...] das größte Vergnügen, daß er je empfunden hatte. Er reiste von Siam um zwey [...] des Morgens ab, diese freudige Nachricht an die Schiffe zu überbringen. Er brau[...] nur anderthalb Tage bis dahin. Verschiedene nachtheilige Gerüchte, welche man zu [...] tavia von den gegenwärtigen Umständen des Hofes zu Siam, und der Gesinnung [...] Königes, ausgebreitet hatte, hatten die französische Flotte beunruhigt. Des Verfa[...] geheimnißvolle Abreise, und die lange Verzögerung seiner Rückkunft, hatten solche Unr[...]

Argwohn und Unruhe der Franzosen.

vergrößert. Auf dem Vogel mußte man in großer Bekümmerniß seyn, weil die and[...] Jesuiten in seiner Abwesenheit öffentliche Bethstunden mit den feyerlichsten Uebungen [...] Andacht angestellet hatten, den Seegen des Himmels zu dieser Unternehmung zu erhal[...] „So bald man den Verfasser erblickte, bezeugte man eine ungemeine Ungeduld, zu erfahr[...] „was er mitbrächte. Man wollte sich gleich zu Tische setzen, und es war schon aufget[...] „gen, aber die Gesandten verlangten unverzüglich Nachricht von dem Erfolge der Un[...] „handlung. Nachdem sie die vornehmsten Umstände überhaupt aus des Verfassers M[...] „de gehöret hatten, lasen sie die ausführliche Nachricht in Herrn Constance Schreib[...] „worauf sie nichts weiter verlangen konnten. Eine so glückliche Auflösung ward bald [...]

Ihre Freude.

„dem Schiffe bekannt gemacht. Jeder wollte der erste seyn, dem Verfasser deswegen G[...] „zu wünschen: aber er schrieb aus Bescheidenheit alles den edlen und großmüthigen G[...] „nungen des Königes von Siam zu.“ *b*)

Vergleich, der mit den Gesandten geschlossen wird.

Constance hatte einen für beyde Kronen vortheilhaften Vergleich entworfen, de[...] vor Einführung der französischen Soldaten in die erwähnten Plätze, gern unterzeichnet [...] wollte. Der Verfasser mußte wegen der beyderseits zu gebenden Erläuterungen einig[...] thun; denn die Gesandten hatten Befehl, nicht eher ans Land zu gehen, als ihre S[...] ten, und der Wohlstand verstattete dem Herrn Constance so wenig, als die siamisch[...] setze, zu ihnen in die Schiffe zu kommen. Als endlich der Minister den Tachard di[...] nehmsten Puncte des Vergleichs in einem von ihm unterzeichneten Aufsatze mitg[...] hatte: so wählten sie daraus diejenigen, die ihnen anständig waren, und nach ihrer [...] ward der Vergleich geschlossen. Der König von Siam hatte zweene Mandarinen [...] ge[...]

a) Tachard erkläret nicht deutlich das Hauptwerk der Vorschriften, und la Loubere thut solches eben so wenig, aber man kann es aus ihren Er[...] gen, durch Zusammenhaltung, leicht heraus[...]

geschickt, von ihnen selbst zu erfahren, welchen Tag sie ans Land gehen wollten, und den Befehlshaber über die Soldaten, Des Farges, die Balonen zu Ueberführung seiner Mannschaft nach Bancock anzubiethen: aber sie hatten Befehl, diese Vorschläge nicht eher anzunehmen, als bis der Vergleich unterzeichnet wäre. So bald man also einig war, statteten die beyden Mandarinen, die sich bisher insgeheim auf dem Schiffe aufgehalten hatten, ihren feyerlichen Besuch bey den Gesandten ab, und befragten sie um ihre Gesinnung im Namen des Königes c.)

Tachards zweyte Reise. 1687.

Der IV Abschnitt.

Ankunft der Gesandten, und ihr Gehör bey dem Könige in Siam.

Ankunft des Geschwaders vor der Barre von Siam. Rückkehr der siamischen Gesandten und Umstände, welche sie betreffen. Erzählung, die sie dem Herrn Constance von ihrer Gesandschaft ertheilen. Der König läßt sich ihr Tageregister lesen. Die französischen Völker nehmen Barken in Besitz. Man giebt den siamischen Soldaten französische Officier. Der Minister besuchet die Gesandten. Sie besuchen ihn auf eben die Art, und speisen des Abends mit ihm. Complimente, welche den Gesandten gemacht werden. Ihre erste Audienz. Audienz der Officier. Antwort des französischen Generals. Die Gesandten werden mit einer Mahlzeit bewirthet. Sie begeben sich nach Louvo. Prächtige Wohnung zu Louvo. Beschreibung des Audienzsaales zu Louvo. Zweyte Audienz der Gesandten. Capelle von Louvo und deren Schönheit.

Ankunft des Geschwaders vor der Barre von Siam.

Von dem übrigen Geschwader hatte man noch keine Nachrichten. Aber sie langte glücklich den 8ten des Weinmonats gleich in dem Augenblicke an, da der Vergleich geschlossen ward. Sie hatte sehr viele Kranke: sie fand aber bey der Ankunft fertig bereitete Erfrischungen, damit alle so freygebig versorget wurden, daß die Matrosen und Soldaten, während des Aufenthalts auf dieser Rheede, nach ihrem Gefallen, Vögel, Enten, Ochsen und Schweine hatten d).

Rückkehr der siamischen Abgesandten und Umstände, welche sie betreffen.

Kaum hatte das Geschwader geankert, so verlangten die siamischen Abgesandten, ans Land gesetzt zu werden, weil sie gern so bald als möglich Bericht wegen ihrer Geschäffte erstatten wollten. Sie giengen den andern Tag unter Lösung der Stücken von allen Schiffen ab. Sie begaben sich anfänglich zum Herrn Constance, um von ihm zu erfahren, wenn sie die Ehre haben könnten, vor dem Könige zu erscheinen; denn ehe sie ihren Monarchen alles berichtet hatten, was sie in Europa gethan hatten, durften sie nicht zu ihren Familien zurückkehren, ohne eine besondere Erlaubniß zu haben, die nicht leicht gegeben wird. Die siamischen Abgesandten beobachten diese Gewohnheit heilig, nicht nur wenn sie von ihren Gesandschaften nach Siam zurück kommen: sondern auch wenn sie aus ihrem Lande nach einem fremden Hofe abreisen sollen. So bald ihnen der König seine ersten Befehle ertheilet hat, können sie unter keinem Vorwande wieder in ihre Häuser gehen; auch dürfen sie bey ihrer Rückkunft von fremden Höfen, sich bey keinen öffentlichen Feyerlichkeiten einfinden, ehe sie bey dem Könige Audienz gehabt haben. Diejenigen, welche auf dem Geschwader zurück kamen, hatten diesen Gebrauch in Frankreich beobachtet e).

Als sie ihren Minister sahen, fielen sie vor seinen Füßen nieder, und fragten ihn, ob sie glücklich gewesen wären, daß Seine Majest. und Seine Excellenz mit ihnen zufrieden wären.

c) A. d. 184 u. vor. S.
A. d. 185 S.
d) A. d. 186 S.
e) A. d. 187 S.

wären. Er bezeugte ihnen, wie zufrieden man mit ihnen wäre, und wollte hierauf über-
haupt wissen, was sie von allem dem dächten, was sie gesehen hätten, und besonders von
dem großen Monarchen, an den sie geschickt zu werden, die Ehre gehabt hatten. „Sie
„antworteten nach des Verfassers Ausdrückungen, sie hätten Engel und keine Menschen ge-
„sehen. Frankreich wäre nicht ein Königreich, sondern eine Welt. Nachgehends wie-
„sen sie mit einer Art, welche anzeigte, wie sehr sie waren gerühret worden, die Größe,
„den Reichthum, die Höflichkeit der Franzosen: aber sie konnten sich der Thränen nicht ent-
„halten, als sie die Abschilderung Seiner Majestät machten, und solches mit so viel Wiz
„verrichteten, daß der Minister gestund, er habe nie etwas witzigers gehöret f). Der
„erste Gesandte bekam Befehl, dem Minister zu folgen, um ihm alle seine Verrichtung nach
„der Ordnung zu erzählen. Nachgehends ließ er sie alle drey kommen, und stellte sie dem
Könige, seinem Herrn, vor, der sie sehr wohl empfing, und dem obersten Befehl gab, an
seinem Hofe zu bleiben, um ihm zu gewissen Zeiten täglich seine Erzählung vor zu lesen.
Die beyden andern wurden bey den französischen Gesandten gebraucht, damit sie durch
ihren Eifer solche wo^{kl} zu bewirthen, ihre Erkenntlichkeit für die in Frankreich genossene
Höflichkeit bezeugen sollten.

Erzählung die sie dem Herrn Constance von ihrer Gesandschaft ertheilen.

Der König läßt sich ihr Tageregister lesen.

Den 18ten des Weinmonates gieng Des Farges mit den Soldaten in die Schalup
der Armee, um sich an die Mündung des Flusses zu begeben, von der die Balonen des Kö-
niges von Siam, sie nebst den Officierern nach Bancock bringen sollten. Man brachte die
Soldaten auf halbe Galeeren. Der Verfasser war den Abend zuvor voraus gegangen, und
hatte Herrn Constance von allen vorgefallenen unterrichtet, auch die Schriften, die man i
mit gegeben hatte, überreichet. Er fand diesen Minister an der Mündung des Flusses, w
hin derselbe gekommen war, ihn zu erwarten, und wo er zween ganze Tage in äuße
Ungeduld, wie diese Unterhandlung ablaufen würde, zugebracht hatte. Er schien sehr
frieden zu seyn, und den Anfang der Bewerkstelligung zu machen, gieng er soglei
Begleitung des Tachard nach Bancock zurück. Man empfing ihn daselbst den Mi
unter Lösung der Stücken von der Festung. Des Farges langte fast zu eben der Zeit
einer Anzahl Soldaten und Officierer an. Die übrigen folgten bald nach, und die
portugiesische und siamesische Besatzung stellte sich ins Gewehr, und erhielt im Nam
Königes vom Herrn **Constance** Befehl, Herrn **Des Farges** für General und Befehl
des Platzes zu erkennen, und ihm als dem Könige selbst, zu gehorchen g).

Die französischen Völker nehmen Bancock in Besitz.

Da dieser weise Minister beschlossen hatte, den siamesischen Soldaten französi
ficier vorzusetzen: so ersuchte er den General um einige derselben, und um verschieden
leute, die sich unter der französischen Mannschaft befanden. Er ernannte sie zu H
ten, Lieutenants und Fähnriche jeder Compagnie, die ungefähr aus hundert M
stund. **Fretteville**, Fähnrich eines Schiffes, um welches der Herr Constance i
men des Königes von Siam angesucht hatte, bekam den Titel als Hauptmann die
ker, und ließ sie sogleich nach französischer Art exerciren. Sie hatten diese Exerci
einigen französischen Officiern gelernet, welche von der ersten Reise zu Siam gebli
ren. Man erstaunete, als man sah, daß sie solches vortrefflich gut verrichtete
Bewegungen, die Evolutionen, das Feuern, alles ward mit einer Richtigkeit g
die man bey alten europäischen Soldaten gelobt hätte. Der Minister ließ jedem

Man giebt den siamesischen Soldaten französische Officier.

f) A. d. 189 S.

g) A. d. 188. 189 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

einen Tica, das ist vierzig Sous geben, und die Bezahlung der Officier ward eben so wie bey den Franzosen eingerichtet.

Der Minister besucht die Gesandten.

Die Abgesandten langten bald darauf zu Bancock an. Sie mußten die Nacht in der ersten Tabanque zubringen, und der Minister beschloß, sie daselbst ingeheim zu besuchen. Er reisete des Abends ab, und kam fast um neun Uhr in die Tabanque. Der Verfasser und etliche französische Officier hatten ihn begleitet. Als er auf das Ufer ausstieg, eilte Tachard, den Gesandten zu melden, der Minister von Siam hätte seine Begierde, dieselben noch diese Nacht zu sehen, nicht länger widerstehen können. Sie waren im Begriffe, sich niederzulegen, kleideten sich aber sogleich wieder an, und giengen ihm entgegen, ihn zu empfangen. Bey dieser Zusammenkunft, die etwa zwo Stunden dauerte, redete man nur von gleichgültigen Sachen, und schied mit vielen Bezeugungen gegenseitiger Freundschaft und Hochachtung von einander.

Sie besuchen ihn auf eben die Art und speisen mit ihm des Abends.

Bey ihrer Ankunft nach Siam, wohin der Minister zurück gekehret war, bezeugten sie eben so viel Eifer, ihn zu sehen. Sie speiseten des Abends mit ihm, und diese Vertraulichkeit machte ihm keine Verwirrung, ob er sich derselben wohl nicht versehen hatte. Seine Tafel ward des Abends und des Morgens auf dreyßig bis vierzig Personen zugerichtet, und man bestellte sie das mal eben so, als wie ordentlich, ohne etwas zu vermehren. Indessen wunderten sich die Gesandten über die guten Gerichte, die sie daselbst fanden, und besonders über die Mannigfaltigkeit und Menge der Weine, die man daselbst als wie in Europa trank.

Seine Pracht.

Herr Ceberet hatte es nicht glauben wollen, als ihm war erzählet worden, daß Herr Constance jährlich mehr als zehn bis zwölf tausend Thaler in Weine verthäte. Nachdem er sich aber Zeit seines Aufenthaltes in Siam mit seinen eigenen Augen davon überzeugt hatte: so gestund er dem Verfasser mehr als einmal, er glaubte nicht, daß vierzehn tausend Thaler reichten *h*). Mit so viel Pracht führte er sich nicht nur bey der Tafel auf, sondern auch sonst überall. Der König hatte ihm verstattet, sich eine Wache zur Sicherheit seiner Person zu halten. Er nahm darauf achtzig Europäer in Dienste, welche ihn beständig bewachten, und auf allen seinen Reisen begleiteten.

Complimente, welche den Gesandten gemacht werden.

Einige Tage darauf wurden die Gesandten von allen morgenländischen Nationen, die sich zu Siam befinden, besuchet; und die vornehmsten complimentirten sie eine nach der andern. Die Herren Bischöfe von Metellopolis und von Rosalien, begaben sich nebst ihren Missionarien ebenfalls dahin. Nachgehends schickten sie ihre Schüler, welche Reden in verschiedenen Sprachen hielten. Ihre Zahl hatte sich vergrößert, seitdem Herr Constance sich entschlossen hatte, etwas gewisses zu ihrer Unterhaltung auszusetzen. Er gab der Schule jährlich funfzehnhundert Thaler, außer den Kleidungen, mit denen er die Schüler versahe, und den Auszierungen ihrer Kirche *i*).

Ihre erste Audienz.

Der König von Siam hatte Louvo zu der besten Jagdzeit ungern verlassen, und war nur nach Siam gekommen, den Gesandten Audienz zu ertheilen. Sie wurden mit den Ehrenbezeugungen empfangen, die man dem Ritter von Chaumont erwiesen hatte, nur daß Herr Loubere, welcher das Wort führete, allezeit mit unbedecktem Haupte redete. Der König verlangte, Tachard sollte die Gesandten begleiten, und unmittelbar nach ihnen in den Audienzsaal treten. Nach der Ceremonie, begab sich der Monarch in einen andern Theil des Pallastes, wo er den Des Farges und die französischen Officier

h) A. d. 194 S.

i) A. d. 195 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Audienz der Officier.

ficier annehmen wollte. Tachard erhielt Befehl, auch daselbst sich einzufinden. König zeigte sich an dem Thore einer Zugbrücke, die man nieder gelassen hatte. Er sa einem mit Goldbleche bedeckten Lehnstuhle, den acht Mandarinen auf den Achseln tru So begab er sich auf die Brücke, mit zwölf Mann von der Leibwache, die reich bekle und mit Lanzen bewaffnet waren. Die vier ersten, welche sich zwischen ihm und den F zosen befanden, kehrten das Gesicht nach ihm zu, vermuthlich damit sie auf das gerin Zeichen seine Befehle desto besser wissen, und bewerkstelligen könnten. Sobald er Des Farges beobachtet hatte, der ihm von weitem einen tiefen Reverenz machte, wie alle Officier thaten, die ihn begleiteten, und nach des Verfassers Anmerkung auserles wohlgebildete und sehr wohl gekleidete Leute waren: so ließ er ihnen sagen, sie sollten nähern, weil er das Vergnügen haben wollte, die Franzosen näher zu sehen.

Antwort des französischen Generals.

Des Farges dankte für diese Gnade mit sehr viel Geschicklichkeit; er sagte: „Er „kennte die Ehre, die Seine Majestät ihnen anthäten, in seinem und seiner Officier Na „mit unterthänigstem Danke; er versicherte, daß sich unter ihnen nicht einer befände, „nicht sowohl, als er, nach allem seinem Vermögen und selbst mit Gefahr seines Lebens „einer so besondern Gnade würdig zu machen suchen würde“. Sein gutes Ansehen, freyes und ungezwungenes Wesen, gefielen dem Könige von Siam sehr *k*).

Die Gesandten werden mit einer Mahlzeit bewirthet.

Sobald sich der König wegbegeben hatte, trug man in einem kleinen Gehölze, Ufer der Graben der letzten Einfassung des Pallastes, zu essen auf. Die Bäume, wel eine Art von Hütten machten, waren sehr hoch, und schön grün. Ob sie wohl sehr di waren: so zog man doch von einer Seite zur andern in der Höhe Tücher zum Schirme der Sonnenhitze. Ceberet ward von einer verdrüßlichen Colik befallen, daß er sich noch Ende der Mahlzeit fortmachen mußte. Solchergestalt erhielt la Loubere die Ehrenbe gungen allein, die man ihm bey dem Ausgange aus dem Pallaste erwies. Die Man rinen begleiteten ihn mit ihren Staatsbalonen, bis an den Eingang der Stadt, wo er nen reichgezierten Elephanten antraf, der ihn in Begleitung einer großen Menge Man rinen, welche auch auf Elephanten ritten, bis an das Haus trug, das man zu seiner W nung zubereitet hatte *l*).

Sie begeben sich nach Louvo.

Der König gieng der Jagd wegen wieder nach Louvo, und die Gesandten reiseten e falls einige Zeit darauf nach dieser Stadt ab. Weil Herr Constance auf alles aufmerk war: so wollte er auch hier einige Tage eher, als sie, dahin reisen, damit er ihrentwegen stalten machen könnte. Er ließ ihnen ein schönes Haus zubereiten, das er seit zw Jahren hatte bauen lassen. Es war prächtig ausgezieret, und so geraum, daß meh dreyßig Officier in sehr bequemen Zimmern darinnen wohnen konnten, dabey für v bis funfzig Bediente Platz war. Des Farges, den der König länger am Hofe beh wollte, hatte ein besonderes Haus. Dieser General hatte sich vorgesetzet, offene Ta halten: aber Herr Constance ließ ihn bitten, sich keiner andern als der seinigen zu

Prächtige Wohnung zu Louvo.

nen, aus Furcht, die Officier möchten sonst allzusehr zertheilet werden. Die J selbst, welche auch Befehl erhalten hatten, dem Hofe nach Louvo zu folgen, wurden in persische Art gebauetes Haus verlegt, das der Abgesandte aus Persien mit allem sein

k) A. d. 199 S.

l) A. d. 120 S.

m) A. d. 206 u. f. S. Man sieht einen Theil dieser Zeichnung in einem Buche, dessen Observations physiques & mathematiqu servir à l'histoire naturelle & à la perf

Tachards zweyte Reise. 1687.

folge bewohnet hatte. Sie hatten sich schon zu Siam über die kostbare Auszierung ihres Hauses beklaget, und ihre Bescheidenheit verursachte, daß sie hier ihre Klagen wiederholten. Aber Constance sagte ihnen im Namen des Königes, sie müßten nicht so sehr auf ihre Personen und auf ihren Zustand sehen, als auf dasjenige, was einem großen Monarchen anständig wäre, welcher dadurch anzeigen wollte, wie hoch er die Freundschaft des Königes, ihres Herrn, schätzte. In der That ward bey allem, was die Franzosen angieng, nichts am Ueberflusse und Bequemlichkeit gesparet. In ein kleines Haus unweit des Pallastes, legte man einige Künstler, welche sie aus Frankreich mitgebracht hatten, die Pflanzen und die merkwürdigen Thiere nach der Natur abzuzeichnen, auch ihre mathematischen Werkzeuge auszubessern. Der Pater Fontenay und seine Gefährten hatten sich eben daselbst das vorige Jahr vor ihrer zweyten Abfahrt nach China aufgehalten *m*).

Beschreibung des Audienzsaales zu Louvo.

Sobald die Gesandten zu Louvo angekommen waren, ließen sie um eine besondere Audienz ansuchen, von welcher der Verfasser einige Umstände anführet. Der Audienzsaal des Pallastes zu Louvo, ist mit großen Spiegeltafeln eingefasset, welche der König hat aus Frankreich kommen lassen. Die Fugen zwischen den Feldern sind eben so gemacht, außer daß einige von braunem Golde sind, welches in jedem gegen über stehenden Spiegel eine neue und angenehme Aussicht machet. Er ist vierzehn bis funfzehn geometrische Schritte lang, und sieben bis achte breit: aber dreyßig oder fünf und dreyßig Fuß hoch. Hier und dar waren Stellen, die nicht ausgezieret waren, aber seit der Ankunft der letzten Glastafeln, arbeitete man daran unabläßig, und das Werk sollte bald fertig seyn. Dieser Saal ist der sonderbareste unter allen in den morgenländischen Pallästen, die bekannt sind. Der Thron ist ganz mit Goldblechen in runden Figuren bedecket, davon die Hälfte etwa sechs bis sieben Fuß weit in den Saal gehen, einem großen Thore gegen über, das auf den Hof geht. Das Obertheil erhebt sich als ein zugespitztes Dach, bis an die Decke des Saales: aber des Königes Sitz ist nicht über funfzehn bis sechzehn Fuß hoch. Er hat fünf bis sechs Stufen, die ihm gleichsam zum Grunde dienen; denn man kann nur von innen außer dem Saale hinauf kommen. Die Bauart ist angenehm, obwohl nicht sehr regelmäßig. Man sieht daran verschiedene erhabene Bluhmen. Auf jeder Seite sind drey Sonnenschirme in verschiedenen Höhen, von eben der Materie, als wie der Thron; die beyden nächsten rühren fast bis an den Fußboden, und die andern nehmen nach und nach ab, indem sie einen halben Zirkel bilden. Wenn man alle diese Zierrathen zusammen betrachtet: so machen sie eine Symmetrie aus, welche das Auge einnimmt und gefällt *n*).

Zweyte Audienz der Gesandten.

Die Gesandten befanden sich noch in einem Hofe außer dem Saale, als sie den König gewahr wurden, der sie auf dem Throne erwartete. Sie machten ihm sogleich einen tiefen Reverenz, welchen dieser Herr mit einer ziemlich tiefen Neigung des Leibes beantwortete. Sie machten den zweyten Reverenz an dem Eingange des Saales, zu dem man auf einer Treppe von sechs bis sieben Stufen steigt, und den dritten, unweit ihrer Stühle, als sie ihr Compliment anfangen wollten *o*).

Herr

...stronomie & de la Geographie 1688 chez Mar... au Soleil d'or. Der Pater Gouye hat diese ...kalischen und mathematischen Beobachtungen ...get; die Herren Caßini, de la Hire, und eben der Pater Gouye haben gelehrte Anmerkungen darüber beygefüget.

n) A. d. 208 S.

o) A. d. 208 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Capelle von Louvo und deren Schönheit.

Herr Constance hatte zu Luvo eine prächtige Capelle bauen lassen. Sie ist ni vollkommen regelmäßig; denn er hat keine Baumeister gehabt, und bloß seinem eigen Geschmacke gefolget. Der Verfasser fand aber doch wenig Fehler darinnen. Der M mor, der in Indien so kostbar, so wenig bekannt, und so hoch geschätzet ist, ist daselb nicht gesparet. Wohin man auch von oben bis unten sieht, fallen überall Gemälde die Augen, welche die vornehmsten Geheimnisse des alten und neuen Testamentes vorst len. Sie sind eben nicht vortrefflich, aber die Farben erwecken Erstaunung, und der M ler, ein Japaner von Nation, „hat, nach des Verfassers Ausdrucke, gewiesen, daß die i „dianischen und chinesischen Maler vielleicht den europäischen nichts nachgeben würden „wenn die schönen Künste in Indien eben so, wie in Europa, getrieben würden Das Sacramenthäuslein, an dem man gegenwärtig arbeitete, war von dichtem Silber. D Kirchenzierrathen sind ohne Stickerey, aber der Zeug ist sehr kostbar. Das Dach ist ein fach, als wie bey den Pagoden, und mit dem weißen Metalle Calin bedecket. Ein G länder, so hoch, daß man sich darauf lehnen kann, umgiebt das Gebäude, und sonde es von zweyen Häusern ab, die sich Herr Constance hatte zu Luvo bauen lassen. D Siameser beobachten diese Vorsichtigkeit allemal, und wollen dadurch ihre Ehrerbietung gegen die heiligen Oerter bezeugen, daß sie sie von den andern Gebäuden absondern, di zu irrdischem Gebrauche dienen. Vor dem Thore, das auf die Gasse geht, befinde sich ein ziemlich großer Hof, im Bogen herum geführet, zu dem man auf zwölf bis funf zehn Stufen steigt, und in der Mitte desselben erhebt sich ein großes Kreuz, welches vergoldet werden sollte. In einer der vornehmsten Städte eines Volkes in den Morgen ländern, das unter allen fast am meisten abergläubisch ist, wo der König seinen ordentli chen Aufenthalt hat, und wo man der Abgötterey so ergeben ist, daß überall Pagoden und Talapoinenklöster zu sehen sind, haben gleichwohl die Wahrzeichen des christlichen Glau bens mit so viel Pracht müssen aufgerichtet werden *p*).

Der V Abschnitt.

Reise einiger Jesuiten durch Siam.

Die Jesuiten besuchen die Gold- und Silberbergwerke in Siam. Probirung des Erztes in Frankreich. Zwo Magnetgruben. Wichtigkeit dieser Untersuchung. Die Jesuiten besuchen die Magnetgruben. Jneburie. De la Marre bauet eine Schanze. Talateau. Bankiebiane. Tchalnatburie. Bankeiai. See Lonpeen. Bansoan. Siamesische Schmelzhütte und Art darinnen zu arbeiten. Magnetgrube und deren Lage. Wirkung des Magnets auf eiserne We zeuge. Beobachtete Abweichung bey einer Ma gnetgrube. Ihre Anmerkungen über das La das sie durchreisen. Constantinianisches Col gium zu Siam. Ausnehmende Gnade ge die französischen Jesuiten. Urkunde des Kö ges von Siam. Gebethe der Talapoinen f den König. Was er sich vorlesen läßt. Ce monien der Besiegelung.

Die Jesuiten besuchen die Gold- und Silbergruben in Siam.

Während daß der König von Siam die Franzosen mit Gnadenbezeugungen und G schenken überhäufte, und ihnen alle Ergötzlichkeiten des Landes verschaffte, wa drey Jesuiten auf erhaltene Nachricht, daß er in Gold- und Silbergruben arbeiten la neugierig, sie zu sehen, um ihren Vorschriften, nach den Mitgliedern der Akademie Nachr davon zu ertheilen.

p) A. d. 211 S.

q) A. d. 219 S.

Herr Vincent, ein Franzose von Geburt, dem der König viertausend Thaler gegeben hatte, ihn zu Untersuchung dieser Metalle aufzumuntern, führte sie selbst dahin, und wies ihnen einen Theil seiner Arbeiten. Sie brachten einige Stufen zurück, die das schönste Ansehen von der Welt hatten. Aber da die Bergwerke, von denen man sich das meiste verspricht, die Hoffnung nicht allezeit erfüllen: so beschloß man, diese Erzte nach Frankreich zu senden, sie daselbst probieren zu lassen. Der König von Siam hatte seit langer Zeit geglaubt, sein Land enthalte Bergwerke; denn außer den viel versprechenden Anzeigungen hat sein Land gleich Peru, auf der andern Seite der Erdkugel, gerade gegen über stehen, daß die Sonne also daselbst eben die Wirkungen hervorbringen sollte. Was man auch von diesen Gedanken urtheilen mag, so wurde doch dem Verfasser bey seiner Rückkehr vom Könige von Siam aufgetragen, sechs und vierzig Kästchen voll dieses Erztes mitzunehmen, und den König von Frankreich zu ersuchen, daß er sie probieren ließe. Aber bey der Ausgabe seiner Nachricht, wußte er noch nicht, wie man sie befunden hatte.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Probierung des Erztes in Frankreich.

Die andern Patres hatten die Absicht, zwo Magnetgruben zu besuchen, welche der Pater von Fontenay schon vor seiner Abreise nach China besehen hatte. Da aber das Geschwader bald nach Frankreich zurück kehren sollte: so war die Zeit zu kurz, und der Verfasser liefert statt eigener Beobachtungen des Pater Fontenay seine, aus einem Schreiben desselben an den Pater Verjus, von Luvo den 12ten May 1681 r).

Zwo Magnetgruben.

Die Werkzeuge, deren sich die Mathematiker bedienten, waren ein großer astronomischer Ring, und ein kleiner Halbzirkel, der ihnen zu Luvo vier Grad fünf und vierzig Minuten Nordwest zur Abweichung gewiesen hatte. Aber wir wollen die Umstände dieser merkwürdigen Reise mit des Pater Fontenay Ausdrückungen erzählen.

Wichtigkeit dieser Untersuchung.

„Wir reiseten von Luvo den 18ten Jenner mit Herrn de la Marre, einem französischen Ingenieur ab, den der König von Siam abschickte, etliche Festungswerke abzustecken. Wir begaben uns auf den Fluß, und fuhren solchen bis nach Ineburie hinauf, welches ein kleiner Flecken ist, der deswegen angemerket zu werden verdienet, weil sich „daselbst

Die Jesuiten besuchen die Magnetgruben. Ihr Weg. Ineburie.

r) A. d. 233 S. Die Sache ist wichtig genug für die Aufmerksamkeit des Lesers. Nach den Absichten der Jesuiten, wollten sie untersuchen, ob die Abweichung des Magnets von einem ungleichen Ursachen der magnetischen Theile der Erdkugel herrühret. Diese Grube sollte nach den ihnen ertheilten Nachrichten Kraft genug haben, zwanzig bis dreyßig Meilen rings herum merkliche Wirkungen hervorzubringen. Sie hofften also vermittelst verschiedener Beobachtungen, indem sie sich ihr näherten, Veränderungen in der Abweichung zu finden, welche sich keiner andern Ursache zuschreiben ließen, als der verschiedenen Lage, in der man sich gegen ihre Pole befände, und solchergestalt den Schluß verstatteten, alle andere dergleichen Unordnungen rühreten von einer ähnlichen Ursache her. Wenn man dieses einmal bestätigen könnte, so würde man auch den Vortheil davon haben, daß keine Versuche mehr anzustellen nöthig wären, eine ordentliche Abwechselung der Abweichung zu finden, die allem Ansehen nach in der Natur nicht statt hat; denn es mag nun die magnetische Kraft, welche diese Wirkung hervor bringt, durch die ganze Erde ausgebreitet seyn, die alsdenn als ein großer Magnet anzusehen wäre, oder sie mag sich nur in den Magnetgruben befinden, die sich auf der Oberfläche der Erde zeigen, oder in ihrer Tiefe verborgen sind: so erhellet, daß die Abweichung sich nach den unregelmäßigen Veränderungen richten muß, die sich in den verschiedenen Gegenden der Erde, oder des Magnetes, mit dem sie erfüllet ist, ereignen, daß es also verwegen seyn würde, so ungleicher und ungewisser Ursachen Wirkungen nach einem Lehrgebäude ordnen zu wollen. Die Sterndeuter würden mit besserm Glücke das Zukünftige aus der Stellung des Himmels verkündigen, bey welcher die Mannichfaltigkeit ihre Gränzen hat, und in gewissen Zeiten ein gesetzter Umlauf statt findet. A. d. 234 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

„daselbst drey große Straßen nach den Königreichen Pegu, Laos und Cambodia vereinig
„Indem Herr de la Marre einen geschickten Ort aussuchte, eine Feldschanze anzuleg
„deren äußere Seite funfzig Ruthen seyn sollte: so beschäfftigten wir uns, die Abweichung
„beobachten, welches wir verschiedene mal thaten, und allemal fanden wir sie wenigst
„sieben Grad dreyßig Minuten nordwest. Die Nadel des kleinen Halbzirkels zeigte
„wenig mehr an, aber wir schrieben dieses ihrer Stellung zu, weil wir ihren Kompaß
„dem Kompasse des Ringes nicht vollkommen parallel setzen konnten, da er sich nicht
„aus nehmen ließe, wie doch vonnöthen gewesen wäre. Wir bedienten uns auch in
„Folge nur des Ringes.

Herr de la Marre bauet eine Schanze.

„Den 20sten des Morgens, fingen wir an, die Breite des Menam *s*), der groß
„Straße nach Cambodia gegen über, zu messen, wo die Schanze sollte angelegt werde
„Wir maßen eine Seite von fünf und vierzig Ruthen, die uns einen Winkel von fünfu
„sechzig Grad vier und zwanzig Minuten, und zur Breite des Flusses acht und neunzig u
„ein Vierthel Toisen gab. Darauf stiegen wir auf unsere Elephanten, den Platz zu besichtige
„wo der König von Siam eine Festung von dreyhundert Toisen lang, und zweyhunde
„breit, wollte anlegen lassen, um den Einbrüchen der Camboyer, Laos, und Peguaner
„widerstehen. An diesem Orte, der ostwärts ein Vierthel südost von Jneburie liegt, un
„etwa zwey tausend Ruthen entfernet ist, fanden wir neun Grad Abweichung nordwe
„Da sahen wir das erste mal Baumwollenbäume, Seidenbäume und Uatiers, und Pfe
„ferpflanzen.

„Gleich nach unserer Rückkunft, giengen wir zu Schiffe, die Grube zu besehen. W
„reiseten um fünf Uhr des Abends ab. Man hatte uns erinnert, uns vor den Crocodil
„in Acht zu nehmen, die sich in diesem Theile des Flusses in großer Menge befinden. De
„Tag darauf, den 21sten um sieben Uhr des Morgens, in dem Raume einer kleinen Meil

Talat-Cau.

„ein wenig über einem Flecken, Namens Talat-Cau, entdeckten wir bey jedem Schr
„noch frische Spuren, welche diese Thiere im Schlamme gelassen hatten, und die Ein
„drücke ihrer Klauen in die Erde, längst welcher sie gekrochen waren, in das Gesträuc
„zu kommen, das am Ufer des Flusses steht *t*).

Ban-Kiebiane.

„Um zehn Uhr stiegen wir in einem Flecken, Namens Ban-Kiebiane aus, wo w
„gar keine Abweichung fanden. Um drey Uhr nachmittage, langten wir zu Tchainatb

Tchainatburie.

„rie, einem andern Dorfe an, das nach der Siameser Zeugnisse vordem eine ansehn
„Stadt, und die Hauptstadt eines Königreiches gewesen ist. Jetzo wohnen zwey bis dr
„tausend Seelen darinnen. Es hat eine sehr angenehme Lage, am Ufer des Menam,
„hier sehr breit, aber nicht tief ist. Wir maßen die Breite mit einem Halbzirkel, u
„fanden sie mehr als hundert und sechzig Toisen. Die Abweichung war wenigstens vie
„nordwest. Ein Berg Caulem, hinter dem sich die Magnetgrube befindet, lag
„nordost, ein Vierthel ostwärts, ein wenig nach Norden.

„Den 21sten giengen wir zu Lande, uns in ein Dorf sechs bis sieben tausend T
„von Tchainatburie gerade nach Norden, zu begeben. Es liegt zwischen zween Ber

Ban-kelal.

„am Fuße dessen, der Caou Kelal heißt, daher es den Namen Banke:al bekommen
„Die Abweichung war daselbst funfzig Grad dreyßig Minuten. Von dar gienge
„nordost etwa sechs tausend Toisen, daß wir unser Nachtlager zu Lonpeen hielten, w

s) Namen des Flusses, der nach Siam geht. *t*) A. d. 237 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

„ein Dörfchen von zwölf oder dreyzehn Häusern an einem See dieses Namens ist. Der „See ist zweyhundert San lang, wie die Siameser berichten. Dieses beträgt viertau„send von ihren Ruthen, welche ein wenig kleiner, als unsere sind. Man findet darinnen „Fische und Krokodile. Sonst befand sich eine Stadt an seinem Ufer, welche die Sia„meser als die Hauptstadt eines Königreichs vorstellen, das sie erobert haben. Man sieht „noch einige Ueberbleibsel von den Wällen " *u*).

See Loupeen.

„Nachdem wir den 23sten sechs bis sieben tausend Toisen nach Osten fortgerücket waren: „so langten wir im Flecken **Ban Soan** an, der aus zehn oder zwölf Häusern besteht. Die „Gegenden daherum sind voll Eisengruben. Man sieht eine elende Schmelzhütte, wo je„der Unterthan jährlich ein **Pic**, das ist hundert und fünf und zwanzig Pfund Eisen für den „König schmelzen muß. Die ganze Hütte besteht aus zween oder drey Ofen, welche sie anfüllen. Nachgehends bedecken sie die Kohlen mit Erzte, und indem dieselben nach und nach zu Asche brennen, finden sie zuletzt das Metall, in Gestalt einer Kugel auf dem Boden. Ihre Blasbälge sind sonderbar. Es sind zwo hohle Röhren von Holze, mit einem zusammengerollten Stücke Leinewand umgeben, das mit kleinen Seilen an dem Holze des Stöpsels angebunden ist. Ein Mann allein, der auf einem Bänkchen, wo nöthig, erhoben steht, fasset einen dieser Stöpsel, vermittelst eines langen Stieles, in jede Hand, um sie wechselsweise zu erheben, und niederzudrücken. Der Stöpsel, den er erhebet, läßt Luft hinein gehen; weil das Obertheil der Röhre etwas weiter ist, als das Untertheil. Wenn man ihn aber wieder nieder drücket: so treibt er die Luft mit Gewalt in eine Röhre von Bambus, die sich am Ofen endiget. Unweit dieser Stadt fanden wir vier Grad nordwest Abweichung. Von dar giengen wir, unser Nachtlager in dem Walde, etwa dreytausend Toisen von der Grube, am Fuße eines Berges zu nehmen, der als wie ein Zuckerhuth zugespitzt ist, und dieserwegen **Caou-lun** heißt. Die Abweichung war zween Grad nordwest *x*).

Banszan.

Siamische Schmelzhütte u. Art daselbst zu arbeiten.

„Den 24sten reiseten wir mit frühem Morgen nach der Grube ab. Sie befindet sich an der Morgenseite eines sehr hohen Berges, **Caou-Petquedec** so nahe an demselben, daß sie zu ihm zu gehören scheint. Sie ist, als wie in zween Berge getheilet, die vermuthlich unter der Erde zusammen gehen. Die große mag in ihrer größten Länge von Morgen nach Abend achtzig oder hundert und zwanzig geometrische Schritte haben, und vier oder fünf von Mittage nach Mitternacht breit seyn. In ihrer größten Höhe hat sie neun oder zehn Fuß. Die kleine, die nordlich der größten, und nur sieben bis acht Fuß von ihr entfernet ist, hat drey Toisen Länge, aber wenig Höhe und Breite. Ihr Magnet ist viel stärker, als der andere. Sie zog die eisernen Werkzeuge, deren man sich bediente, mit außerordentlicher Gewalt an. Man gab sich alle Mühe, etwas davon abzuschlagen, aber vergebens; denn weil die eisernen Werkzeuge schlecht gehärtet waren, so legten sich die Schneiden an ihnen sogleich um. Man mußte sich mit der großen begnügen, von welcher man etliche hervorragende Stücken mit dem Hammer abschlagen konnte. Indessen brachte man doch etliche Stücken ab, und wir zweifelten nicht, daß man vortreffliche entdecken würde, wenn man etwas weiter in der Grube suchte. So viel sich aus denen Stücken Eisen, die man anhielt, urtheilen ließe, so giengen die Pole der Grube nach Mittag und nach Mitternacht; denn vermittelst der Magnetnadel war nichts zu entdecken, welche alsobald verwirrt ward, wenn man sie näherte.

Magnetgrube und deren Lage.

Wirkung des Magnets auf eiserne Werkzeuge.

 „Unsere

u) A. d. 238 S. *x*) A. d. 239 und vorherg. S.

Tachard zweyte Reise 1687.

Beobachtete Abweichung bey einer Magnetgrube.

„Unsere Beobachtungen y) wurden eilig gemachet z). Der Mangel an Lebensmitte „und die Nachbarschaft reißender Thiere nöthigten uns, so bald als möglich, nach Lonpe „zurück zu gehen, da wir bey der Rückkunft 6 Gr. Abweichung N W. fanden. Aber n „hatten einige Ursache, zu glauben, die Nadel möchte durch die Grube seyn verändert wo „den; denn auf dem Rückwege durch Ban-Reiai, fanden wir 2 Grad weniger, als a „der Hinreise."

Ihre Anmerkungen über das Land, das sie durchreisen.

Bey der übrigen Reise fiel nichts merkwürdiges vor. Sie bemerkten nur, daß di ses Land eines der schönsten in der Welt seyn würde, wenn die Einwohner, desselben Vo züge zu brauchen wüßten. Der Menam fließt von Tchainatburie bis an seine Münd das ist, achtzig bis hundert Seemeilen in der schönsten und fruchtbarsten Ebene. Sei Ufer sind angenehm und sehr wohl bewohnt. Aber wenn man sich von solchen nur ei Meile entfernet, so verirret man sich in Wüsten, wo man mit so viel Beschwerlichkeit al Gefahr reiset. Man hat alsdenn an allem Mangel, und wenn man an einen Flecken kömm so muß man bedacht seyn, sich eine Hütte zu bauen, damit man doch bedeckt auf der blo ßen Erde liegen könne. Unweit der Grube mußten die Mathematiker sich mitten im Wald lagern, und nach dem Landesbrauche das hohe Gras anzünden, von dem die benachbar Ebene bedeckt war, um die wilden Thiere zu verscheuchen, die des Nachts aus ihren Höhle gehen. Ein Mandarin war so vorsichtig, und ließ sich eine Hütte zwischen den Aesten eine Baumes machen. Gleichwohl hörte man vier Tiger, welche ein klägliches Geschrey um das kleine Lager herum erhoben, und sich nicht eher zurück zogen, als bis man sie mit e Flintenschusse erschreckt hatte.

Constantinianisches Collegium zu Siam.

Tachard erzählet die Gnade, welche der König von Siam seit kurzem der christlich Religion erwiesen hatte, mit vieler Erkenntlichkeit. Außer dem Collegio der Missiona rien zu fremden Missionen, welches den Namen des Constantinianischen angenommen ha weil es auf Ansuchen des Herrn Constance war erbauet worden, daselbst Kinder aus fre den Ländern zu erziehen, hatte man auch für die portugiesischen Jesuiten ein sehr schön Gebäude, nebst einer Kirche, und für die Dominicaner von eben der Nation auch eine schöne Kirche aufgeführt. Es war auch Befehl ertheilt worden, zu Siam ein Colleg für die französischen Jesuiten zu erbauen, wo die Jugend des Reichs sollte erzogen werd Das zu Louvo war schon sehr weit verfertiget, und von einer sehr angenehmen Bau Der König selbst war so gnädig, bisweilen dahin zu gehen, und die Arbeiter anzutreib „Der Verfasser stellet es als das schönste und ordentlichste Gebäude vor, das sich in I „dien befindet a)." Wegen der Kirche ersuchte er den Herrn Constance, den Gru dazu noch nicht legen zu lassen, bis er von einer zweyten Reise wiederkäme, die er n Frankreich thun sollte, um einen geschickten Baumeister zu Führung dieser Arbeit mi bringen.

Ausnehmende Gnade gegen die französischen Jesuiten.

Vor seiner Abreise erwies der König den Jesuiten eine Gnade, deren gleichen m sich nicht zu erinnern wußte. Er ertheilte ihnen eine offene und von seinem Rathe be tigte Urkunde, nicht nur ihnen den Besitz des Collegii zu Louvo zu versichern, sondern

hun

y) Die erste Beobachtung wegen der Abweichung ward W N. W. des großen Felsen, zehn geometrische Schritte davon, angestellt, zum voraus gesetzt, daß sich die Grube nicht weit unter der Erden erstreckt. Man fand daselbst 1.. Gr. Abw N. W. nordlich eben des Felsen, gegen die .. tel, drey oder vier Schritte, fand man ke.. weichung. O. N. O. vom Felsen, zwölf ..

hundert Mann dazu zu ihrem Dienste zu verordnen. Die Ausdrückungen dieser Urkunde sind merkwürdig. Sie ist nicht unterschrieben, weil die Könige von Siam nichts zu unterschreiben pflegen; sie ist nur durch des Königes Siegel bestätiget. Tachard, welcher sie übersetzt hat, steht für die Richtigkeit seiner Uebersetzung.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Suppa Macedu Peuth Thasacrat im Jahre 2231. &c.

Hier folgen zwölf oder dreyzehn Zeilen in balischen Ausdrückungen, welches Titel sind, die sich der König von Siam oft giebt, und die der Verfasser wegläßt.

Urkunde des Königs von Siam.

„Nachdem wir uns nach Suta-suan-ka begeben haben, hat uns Oya Vitchaigen (b) unterthänigst gebeten, ihm an diesem Orte einen Platz für die französischen Patres der Gesellschaft Jesu einzuräumen, und zu befehlen, daß man ihnen eine Kirche, ein Haus und ein Observatorium baute, auch hundert Leute zu ihrem Dienste gäbe. Wir haben also den Ocpra Sima Osor, unsern Befehl ertheilet, derselben völlige Bewerkstelligung zu besorgen, wie des Oya Vitchaigen unterthänigste Vorstellung für diese Patres angesucht habe. Wir wollen, daß die hundert Leute, die wir ihnen geben, nebst derselben Kindern und Nachkommen, ihnen beständig dienen sollen, und verbiethen jedermann, von was für Range und Stande er auch seyn mag, diese hundert Leute, oder ihre Nachkommenschaft der Dienstbarkeit, zu der wir sie bestimmt haben, zu entziehen. Untersteht sich jemand, von was für Ansehen und Stande er auch seyn mag, diesem zuwider zu handeln, (hier steht das Siegel): so erklären wir alle solche Personen, von Gott und von uns verflucht, und zu einer ewigen Strafe in der Hölle verdammt, ohne einige Hoffnung durch göttliche oder menschliche Hülfe befreyet zu werden.

„Auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majest. ist diese Urkunde mit dem königl. Siegel, im Anfange und im Mittel derselben, bezeichnet worden. Sie enthält fünf und zwanzig Zeilen auf japanischem Papiere.“

Um diese Urkunde, nebst dem Schreiben, welches der König nach Europa sendete, unterzeichnen zu lassen, begab sich der Verfasser mit Herrn Constancen in eines der innern Zimmer des Pallastes, wo man die königlichen Siegel verwahret. Vor dem Eingange giengen sie unter den Fenstern der königlichen Zimmer vorbey, wo der Verfasser zweyerley anmerkte. Er hörte verschiedene Stimmen in einer Pagode singen, die an die königlichen Zimmer stieß, und fragte, was solches wäre. Man antwortete ihm, es wären Talapoinen, die nach einem eingeführten Gebrauche für des Königes Gesundheit betheten; der König unterhielte eine bestimmte Anzahl, dieses ordentlich zu verrichten. Als er eben dadurch zurück gieng, hörte er einen Menschen, der laut in dem königlichen Zimmer las, und erfuhr, daß sich der König täglich, vor dem Schlafen gehen, verschiedene Geschichte seines Landes, und der benachbarten Staaten, verlesen ließe, davon er die Beschreibungen mit vieler Mühe und Kosten zusammen gebracht hatte.

Gebethe der Talapoinen für den König.

Was er sich vorlesen läßt.

Als

...Schritte weit, mehr als 80 Gr. Aber N. O. ...r oder fünf Schritte östlicher, war sie über ... kleiner. O. S. O. des Felsen, eben so weit ...ver, nur 40 Gr. Abw. N. O. A. d. 40 und ...Seite.

z) A. d. 242. S.

a) A. d. 254 S.

b) Siamischer Name des Herrn Constance.

c) A. d. 68 S.

Tachards zweyte Reise 1687.

Ceremonie der Besiegelung.

Als er in den Saal gekommen war, wo man die Siegel verwahrete: so nahm der Man
darin, dem dieses aufgetragen war, mit vieler Ehrerbiethung einen großen Kasten, in dem
sie verschlossen waren. Man hörte so gleich Trummeln und andere Spiele, um jedermann
zu erinnern, daß man sich in einer anständigen Stellung hielte, und die Siegel wurden
feyerlich in den Audienzsaal getragen. Die Trummeln und Trompeten blieben am Thore,
aber sie setzten doch ihr Getöse fort.

Constance und der Verfasser giengen mit demjenigen, der den Kasten trug, hinein,
und fanden verschiedene Mandarinen, welche die Siegel erwarteten, und sie gleich Anfangs
mit einer tiefen Neigung begrüßten. Nachgehends näherte sich Herr Constance dem Thro
ne, wo man den Kasten hingesetzt hatte, nahm die Siegel heraus, und drückte sie auf die
Urkunden. Das Spiel ward bey diesem Verfahren noch stärker gerühret, und man brach
te die Siegel mit eben solchen Umständen zurück d).

Der VI Abschnitt.

Tachards Rückreise nach Europa.

Abreise der Gesandten. Warum der Verfasser nach Frankreich zurück reiset. Rückreise des Verfassers nach Frankreich. Seine Verrichtungen. Was er dem Könige bey seinem Abschiede saget. Des Forges bleibt mit französischen Völkern zu Siam. Das Geschwader besteht nur noch in zweyen Schiffen. Ein siamischer Mandarin erkennt einen Ort, wo er Schiffbruch gelitten. Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung. Verdruß der französischen Flüchtlinge. Abreise vom Cap. Annäherung an den Canal. Tachard wird für einen siamesischen Gesandten ge
halten. Er geht nach Versailles; reiset mit de
Siamensern nach Rom. Wie man ihnen dabe
begegnet. Ceremonie der Audienz. Tachar
Anrede an den Pabst. Geschenke des Kön
von Siam an denselben. Begrüßung des P
stes von den siamischen Gesandten. Wie ihn
begegnet wird. Ihre Neigung zur christlich
Religion. Breve und Geschenke des Pab
Rückkehr der Mandarinen nach Frankreich

Abreise der Gesandten.

Die Zeit, welche die französischen Gesandten zu Siam zubrachten, ward mit lauter
erlichkeiten vertrieben, und man kann sich solches aus der ersten Erzählung zuläng
vorstellen. Ceberet mußte für die indische Gesellschaft eine Reise nach der Küste Corom
thun, und suchte deswegen um seine Abschiedsaudienz an. Er reisete mit E[illegible] enbezei
gen und Gefälligkeiten überhäuft ab. La Loubere brauchte nicht so sehr zu eilen: ab
konnte die Luft zu Siam nicht vertragen, in der er fast keinen gesunden Augenblick g
hatte; daher er sich auch bestrebte, sich die Zeit zur Abreise zu Nutze zu machen.
hielt seine letzte Audienz. Der Verfasser sollte nach Frankreich ins Collegium Ludwig
Großen zurück kehren; er wurde verschiedenemal in den Pallast gefodert, wo er m
rerer Vertraulichkeit tausend neue Zeugnisse von der Gewogenheit des Königes von
für Frankreich, und für seine Gesellschaft, erhielt. Er redet sehr erhaben von d
schenken e) dieses Monarchen an den König von Frankreich, aber ohne sie uns umst
zu beschreiben. Er erwähnet nur drey Elephanten, für die drey jungen Prinzen de
phins, und zweyer Nashörner.

Warum der Verfasser nach Frankreich zurück reiset.

d) A. d. 269 S.

e) Nur die Geschenke an die Gesandten beliefen sich auf mehr als 2000 Pistolen.

f) Es war um Weihnachten.

Nachdem er von allen Jesuiten Abschied genommen hatte, die er zu Siam ließ, ohne uns andere Nachrichten von ihren Umständen zu ertheilen: so reisete er von Luvo um sieben Uhr des Abends mit Herrn Constance ab, der ihn bis an die Barre begleitete, einige Sachen, die er nach Frankreich zu bestellen hatte, vollends in Richtigkeit zu bringen. „Wie erhellet, „so hatte der Verfasser die siamischen Kinder zu führen, und sollte drey Mandarinen zur „Begleitung dienen, welche mit des Königs Schreiben abgehen sollten. Ueber dieses aber „waren ihm verschiedene Sachen in Frankreich und zu Rom auszurichten aufgetragen, und „er hatte so gar in der letzten Audienz das Amt eines bevollmächtigten Abgeordneten des „Koniges von Siam erhalten.“ Die Art, wie er vom Könige Abschied nahm, verdienet angemerket zu werden. „Ich dankete ihm, spricht er, für die ausnehmende Ehre, die er mir erzeiget, gegen die ich so erkenntlich war, als mein Orden mir verstattete. Ich setzte hinzu, ich wüßte nicht, ob Seine Majestät selbst die Anmerkung gemacht hätten, daß sie mich zu eben der Zeit, und in eben dem Augenblicke, mit so angenehmen Zeitungen an die beyden größten Potentaten der Welt sendete *f*), da Gott der Welt die wichtigste und schätzbarste Zeitung, die nur jemals wäre bekannt gemacht worden, hätte melden lassen. Seine Majestät waren begierig, eine so außerordentliche Begebenheit zu erfahren, welche mir Gelegenheit gab, ihnen die Geschichte der Geburt Jesu Christi zu erzählen, wie solche den Hirten durch die Engel verkündigt worden, und wie nachgehends ein neuer Stern sie den drey Königen aus Morgenlande entdeckt. Der König schien diese lange Erzählung mit viel Vergnügen anzuhören. Er antwortete mir, nachdem er sie gehöret hatte, in folgenden Ausdrückungen: Ich vergnüge mich sehr, mein Pater, daß alle diese wunderbaren Sachen zusammen getroffen haben, ohne daß solches von mir gesucht worden ist. Diese großen Begebenheiten versichern mich gewissermaßen, daß ihr in allem, was ihr in meinen Diensten thun sollet, glücklich seyn werdet“ *g*).

Tachards zweyte Reise. 1687.

Rückkehr des Verfassers nach Frankreich.

Seine Verrichtungen.

Was er dem Könige bey seinem Abschiede saget.

Des Forges blieb Statthalter zu Bancock, und Befehlshaber über die französischen Völker, von denen man hier keine weitere Nachrichten findet. Er bewirthete den Herrn Constance und den Verfasser auf ihrer Durchreise. Von Bancock begaben sie sich nach Tabangue, wo Tachard den 3ten Jenner in Vaudricours Schiff trat *h*).

Des Forges bleibt mit den französischen Völkern zu Siam.

Der **Vogel** war nach der Küste von Coromandel abgegangen, und die **Normande** ...e in Indien bleiben, der Handlung der dasigen französischen Gesellschaft zu dienen. Also ...und das Geschwader nur noch in der **Loire** und dem **Dromedar**, die nach Frankreich ...sollten. Bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung war ihre Schiffahrt ganz glücklich. Sie ...en daselbst wieder zusammen, nachdem sie der Wind etwa einen Monat zuvor getren... hatte. Die Steuerleute wunderten sich nur über die ungemeine Veränderung, die sie ...er Mündung des Canals von Madagascar, bey den Strömen und der Ebbe und Fluth, ...en. Sie wurden mit großer Geschwindigkeit bald SW. bald NW. geführet, doch ... ganz aus ihrem Wege gebracht zu werden *i*).

Das Geschwader besteht nur noch in zwey Schiffen.

Der Anblick des Cap des Aiguilles erinnerte den **Occum Chamnam**, einen der Mandarinen, welche der Verfasser bey sich hatte, des Schiffbruchs, den er einige Jahre ...r in einem portugiesischen Schiffe gelitten hatte, das daselbst gescheitert war *k*).

Ein siamischer Mandarin erkennt einen Ort, wo er Schiffbruch gelitten hatte.

Bey

g) A. d. 272 S. *h*) A. d. 276 S. *k*) Die Reisebeschreibung dieses Mandarins u. sein Schiffbruch folgen nach diesem.
i) A. d. 279. S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Bey der Ankunft am Cap, den 21sten Aprill, schickte Vaudricour einen seiner O[illegible] cierer nach der Festung, den Befehlshaber zu complimentiren, und erhielt von demselb[illegible] eben so viel Höflichkeit, als bey den vorigen Reisen. Man grüßte das Geschütz der [illegible] stung mit sieben Schüssen, und sie antwortete Schuß für Schuß. D'Andeme, Hau[illegible] mann des **Dromedar**, welcher drey Tage zuvor angelanget war, kam am Bord, und m[illegible] erfuhr von ihm, der **Vogel**, welchen du Quesne führte, sey nur seit zween Tagen aus [illegible] Rhede um nach Frankreich zu segeln. Damals ankerten funfzehn große Schiffe am Cap, auß[illegible] dem Dromedar und einem andern Schiffe der französischen Gesellschaft, die **Spiele** ([illegible] Jeux) genannt, das reich beladen von Surate zurückkam. Unter den holländischen Sch[illegible] sen, kamen eilfe auch aus Indien, und die sechs andern waren aus Europa angelangt, von [illegible] sie eine große Menge französischer Protestanten mitgebracht hatten, die nach Holland geg[illegible] gen waren, und mit ihren Familien von den Generalstaaten geschickt wurden, das La[illegible] der holländischen Gesellschaft am Cap und in Indien zu bauen. „Unter allen diesen Flüch[illegible] „lingen, bemerket der Verfasser, habe sich nicht einer gefunden, dem nicht der kurze Au[illegible] „erthalt am Cap schon sehr verdrießlich geworden, und keiner glaubte, in diesen entfernt[illegible] „Ländern die Vortheile zu finden, zu denen man ihnen Hoffnung gemacht hatte. Ve[illegible] „schiedene reuete es, daß sie aus einer unglücklichen Ueberredung ihr Vaterland verlass[illegible] „hatten, und sie wären gern wieder zurück gekehret, wenn ihnen nicht alle Wege da[illegible] „wären verschlossen gewesen *l*)."

Was der Verfasser für Schiffe am Vorgebirge der guten Hoffnung findet.

Verdruß der französischen Flüchtlinge, welche in die holländischen Pflanzstäte geschickt werden.

Abreise vom Cap.

Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen am Cap, segelten beyde französische Schi[illegible] wieder den 1sten May ab. Vom 12ten an fanden sie die beständigen Winde, die in de[illegible] mittägigen Gegend ordentlich von Ost und Süd blasen. Den 29sten giengen sie über [illegible] Linie mit eben den Winden, ohne einige Beschwerlichkeit von der Hitze zu empfinden, [illegible] sie wohl fast gerade unter der Sonne waren *m*).

Man ist auf der Rückkehr aus Indien allezeit bey Erblickung fremder Schiffe [illegible] vieler Unruhe, weil man nicht weis, wie die Sachen zwischen den europäischen Mächt[illegible] stehen. Der Verfasser nahm hieran verschiedenemal auch mit Theil, bis den 23sten [illegible] Brachmonats, da man dem Eingange des Canals la Manche nahe zu seyn glaubte. M[illegible] warf den folgenden Morgen in der Höhe von 48 Grad 30 Minuten, und in 9 Grad [illegible] Länge den Anker aus, und fand Grund. Jedermann wollte gern wissen, von was [illegible] Art solcher wäre. Es war weißer Sand mit Kieseln und kleinen Muscheln vermeng[illegible] woraus man urtheilte, daß man sich nicht über vierzig bis funfzig Meilen von Quessan[illegible] befände. Der Verfasser berichtet denjenigen, welche das Meer nicht kennen, daß [illegible] Se[illegible]

Annäherung an den Canal, und Führung des Schiffes durch das Sentbley.

l) A. d. 337 S.

m) Wir machten, saget der Verfasser, eben die Anmerkungen über die Ströme, welche wir die vorige Reise gemacht hatten. Unsere Steuerleute fanden vermittelst ihrer Höhen, daß sie allemal weiter nach Norden gekommen waren, als sie geglaubt hatten. Nach verschiedenen Ueberlegungen sind also die geschicktesten einhällig der Meynung geworden, von fünf oder sechs Grad südl. Breite, bis zum fünften oder sechsten Grade nordl. Breite und darüber giengen die Ströme mit viel Gewalt nach NW. Man mag auch bisshieher den Weg [illegible] der Rückkunft aus Indien nach Europa mit [illegible] Vorsichtigkeit, als man will, in Ordnung zu [illegible] ten trachten: so findet man sich allezeit viel w[illegible] cher, als man sich eingebildet hatte, und wir [illegible] pfunden dieses auf unsern beyden Reisen fast [illegible] stark. Die Ursache läßt sich schwerlich erklä[illegible] A. d. 138 S.

n) Diejenigen, welche von einer weiten R[illegible] nach Frankreich kommen, erheben sich allezeit [illegible] die Höhe der Spitze von Bretagne, die am [illegible]

Tachards zweyte Reise. 1687.

Senkbley ein bleyerner Cylinder ist, an dem man einen ziemlich starken Bindfaden befestiget, und die unterste Fläche mit Unschlitte überzieht, damit man, vermittelst des Sandes, oder anderer Materie, die sich daran hängt, die Beschaffenheit des Bodens, an dem Orte, wo man sich befindet, erkennet o). Den 25sten um drey Uhr des Morgens, sah man die Insel und das Vorgebirge Ouessan, ungefähr zehn Meilen weit, und den folgenden Tag befand man sich sehr nahe bey der Rhede von Brest.

Ankunft zu Brest.

Der Intendant des Seewesens war seit acht Tagen durch die Ankunft des **Vogels** benachrichtiget worden, daß die königlichen Schiffe nicht weit seyn könnten, und erkannte sie leicht, als sie mit allen Segeln in die Rhede einliefen. Er eilte, ihnen in einer Schaluppe entgegen zu gehen. Nach den ersten Complimenten meldete er dem P. Tachard, er habe vom Hofe Befehl, ihm als einem Gesandten des Königs von Siam zu begegnen, und befragte ihn, wie er wollte zu Brest gehalten seyn, schien auch geneigt, ihm viel Ehre zu erweisen. Diese Höflichkeit, deren sich der Verfasser nicht versah, machte ihn sehr bestürzt. Er antwortete mit der Bescheidenheit, die sich für seinen Stand schickte: „Man dürfte keine große Berathschlagungen anstellen, einen Jesuiten, der als ein Missionarius verreiset gewesen wäre, zu empfangen p).“

Man will den Verfasser als einen Gesandten von Siam halten. Seine Bescheidenheit.

Er geht nach Versailles.

Er ließ die Mandarinen in den Händen des Intendanten, der sie mit vielen Ehrenbezeugungen aufnahm, und eilte den folgenden Tag, vermuthlich diese Weitläuftigkeiten zu vermeiden, nach Versailles, wo er in einer besondern Audienz dem Könige wegen des Bewegungsgrundes seiner Rückkehr Rechenschaft gab. Während seiner Reise hatten sich die Mandarinen zu Brest in eine kleine Fregatte Sr. Majestät begeben, und langten mit des Königs von Siam Schreiben und Geschenken zu Rouen an. Man gab ihnen Wagen, sich nach Paris zu begeben. Der Hof befand sich damals zu Fontainebleau, und der König befahl, sie von dar, den 15ten des Christmonats, nach Versailles zu bringen, wo er ihnen nach seiner Rückkunft Audienz ertheilen wollte; aber auf ein Schreiben vom Cardinale d'Estrees veränderte der König seine Meynung. Der Verfasser hatte dem Cardinale geschrieben, daß er nach Rom reisen sollte, und hatte von solchem Befehl erhalten, sich sogleich daselbst einzufinden. Dieserwegen schob der König, dem Pabste zu gefallen, die Audienz bis zur Rückkunft des P. Tachard und der Mandarinen, auf q).

Die Mandarinen und der Verfasser reisen nach Rom, ehe sie beym Könige von Frankreich Audienz haben.

Man hatte keine Zeit zu verlieren. Es war schon im Wintermonate. Man mußte auch bey Zeiten nach Frankreich zurück kommen, um zu Brest im März zu Schiffe zu gehen. Der Verfasser reisete den 5ten des Wintermonats mit den drey Mandarinen von Paris ab. Den 26sten langten sie zu Cannes an, wo sie Ehrenbezeugungen erhielten, deren sich

...en ins Meer geht und Oaessane heißt, weil ... französischen Seeküsten fast überall sehr niedrig ..., auch eine Menge von gefährlichen blinden Klippen ... fast auf allen Seiten um sich haben, die sich sehr ... ins Meer erstrecken. Man konnte sich also ... dem Schiffbruche nicht hüten, wenn die Vor... nicht auf diese Art dafür gesorgt hätte. In ... Höhe des Cap Ouessan, mehr als zwey hundert ...llen vom festen Lande, findet man mit dem Senk... Grund, und die geschickten Seeleute urtheilen ...lich sicher, wo sie sich befinden, und wie weit sie von Bretagne sind, aus der Beschaffenheit und Farbe des Sandes, der Muscheln und des Seegrundes, besonders aber der Zahl von Klaftern, welche bis auf den Boden sind. Dergleichen findet sich sonst nirgends auf den französischen Küsten: sie sind gegentheils voll Klippen und sehr gefährlich. Also geht man allezeit, die Tiefe um Ouessan zu suchen, welches im 48 Gr. der Breite ist. a. d. 341. S.

o) A. d. 335 S.

p) A. d. 343 S.

q) A. d. 344 S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Tachard nicht versehen hatte r). Noch diesen Tag begaben sie sich auf zwo Felucken, [welche] seit sechs Tagen auf sie im Hafen warteten, und sie nach Genua bringen sollten s).

Vorbereitungen des Pabstes sie zu empfangen.

So bald der Pabst ihre Ankunft in Italien vernommen hatte, befahl er sogleich während ihres Aufenthalts zu Rom in allem auf seine Kosten frey zu halten, und ihnen prächtige Wohnung zuzubereiten, welche durch die Freygebigkeit des Cardinals A[ntonio] Barbarini dem päbstlichen Pallaste auf dem Monte Cavallo gegen über, unweit de[s Je]suiten Noviciat, erbauet war.

Den 20sten des Christmonats langten sie zu Civita Vecchia an. Tachard bega[b sich] zu Lande nach Rom, und die Mandarinen setzten die Reise auf dem Meere fort. Als [da] der Secretär der Congregation zu Fortpflanzung des Glaubens, des Verfassers Ankun[ft im] Profeßhause seines Ordens erfahren hatte, holte er ihn den folgenden Morgen auf [Befehl] des Pabstes ab, und führte ihn in seinem Wagen in das Zimmer, das man ihm zube[reitet] hatte. Seine Heiligkeit schickten ihm noch diesen Tag verschiedene Schalen voll [Erfri]schungen.

Wie man ihnen zu Rom begegnet.

Den folgenden Tag erfuhr man, daß sich die Felucke, auf der [si]ch die Mandar[inen] befanden, Rom näherte. Man ließ so gleich einen Wagen mit se[chs] Pferden abge[hen], dabey sich ein Adelicher und vier Lackeyen befanden, sie bey ihrem Aussteigen zu emp[fan]gen, und auf dem Monte Cavallo zu führen. Der Cardinal d'Etrees that noch zween [von] den seinigen dazu, und der Major Domo des Pabstes, den dritten. Bey der Ankunf[t im] päbstlichen Pallaste, fanden sie eine prächtige Mahlzeit. So lange sie sich zu Rom [auf]hielten, wurden sie des Morgens und des Abends mit großem Ueberflusse bewirthet. [Man] gab ihnen Officierer zu ihrer Bedienung, und zween Schweizer hielten beständig W[ache] vor ihrer Thüre.

Der 23sten ward zur Audienz ernannt. „Die Mandarinen würden sich als Abg[ötti]„sche geweigert haben, dem Pabste die Füße zu küssen, da solches eigentlich eine Handl[ung] „ist, die zur Religion gehöret: aber Seiner Heiligkeit Eifer befreyete sie davon." [Der] Pabst erklärte sich, er wollte sie zu nichts widrigem verbinden, und ihnen gegentheils [alles] Vergnügen zu machen suchen t).

Ceremonien der Audienz.

Plantanini, der Secretär der Gesandtschaften, holte den P. Tachard und die M[an]darinen in zween Wagen ab, wobey ihnen diejenigen Ehrenbezeugungen erwiesen wur[den], die man zu Rom außerordentlichen Gesandten der Könige erweist. Man führte sie [mit] einer unglaublichen Menge Vornehmer fort. Sie fanden des Pabstes ganze Leibwach[e im] Gewehre, und wurden am Fuße der Treppe des Pallastes von zween Prälaten empfa[ngen]. Dem P. Tachard folgte der erste Mandarin, welcher ein lackirtes mit Silber ein[gelegtes] Kästchen trug, in dem sich das Credenzschreiben befand. Es lag darinnen noch in e[iner] [ziem]lich großen goldenen Urne, in ein Stück Brocad mit goldenen Blumen gewickelt. Die b[eyden] andern Mandarinen folgten gleich darauf; einer trug des Königes von Siam Geschen[ke für] den Pabst, mit Goldbrocade bedecket, der andere des Ministers Geschenke, in [...]

r) A. d. 345 S.

s) Es ist nicht nöthig, daß man sich bey des Verfassers Reisebeschreibung weitläuftig aufhält. Aber wie man den Mandarinen zu Rom begegnet hat, ist merkwürdiger. Man hat also davon nichts auslassen wollen, wenn es auch zu nichts [dient,] als den Leser in den Stand zu setzen, daß [er die] Pabstes und des Königes von Siam Audienz [ver]gleichen kann.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Brocad gewickelt. Sie waren nach ihrer Landestracht bekleidet. Sie trugen ein Camisol von Scharlach, mit Golde besetzt, und eine Weste von grünem chinesischen Dammaste, mit goldenen Bluhmen besäet. Jeder hatte einen goldenen Gürtel, und einen Dolch an der Seite, dessen Griff von dichtem Golde war. Ihre Mützen, welche sie nie abnahmen, waren sehr hoch, und mit einer sehr zarten weißen Leinwand bedeckt, nebst einem Kreise darum von dichtem Golde, der etwa drey Queerfinger breit war; an selbigem befand sich eine goldene Schnur, die man unter dem Kinne zusammen band.

Die Schweizerwache hatte vom Thore des Hofes, bis oben die Treppe hinauf, eine Gasse gemacht. Die deutsche Reuterey von des Pabstes Leibwache machte gestiefelt, und mit der Pistole in der Hand eine Gasse, in den Sälen bis zum Audienzzimmer. Der Pabst befand sich hinten in demselben auf seinem Throne, an seinen Seiten saßen acht Cardinäle, drey Schritte weit von ihm, auf Stühlen, die in zwo Reihen bis an das Mittel des Zimmers reichten. Es waren die Cardinäle **Ottoboni**, **Chigi**, **Barberini**, **Azzolini**, **Altieri**, **d'Etrees**, **Colonna** und **Cazanata**. Der P. Tachard ward mit den Mandarinen in der beschriebenen Ordnung eingeführet. Nachdem er drey Kniebeugungen, eine beym Eingange, die zweyte in der Mitte, und die dritte am Throne Sr. Heiligkeit gemacht hatte, so küßte er dem Pabste die Füße. Nachgehends fing er seine Rede knieend mit den Worten an: Allerheiligster Vater. Er hatte aber solche kaum ausgesprochen: so befahl ihm der Pabst aufzustehen. Er stellete sich alsdenn ein wenig unter die beyden letzten Cardinäle, dem Pabste gegen über, und fuhr fort zu reden u).

Wie der P. Tachard den Pabst anredet.

So bald er geschlossen hatte, erinnerten ihn die beyden Ceremonienmeister, welche neben ihm knieeten, eben diese Stellung wieder anzunehmen, um in solcher des Pabstes Antwort zu empfangen. Aber der Pabst that ihm nochmals die Ehre an, ihn aufstehen zu heißen. Nach des Pabstes Rede, nahm Tachard des Königes von Siam Schreiben, das man auf eine Tafel geleget hatte, und gab es in die Hände Sr. Heiligkeit. Dasselbe war auf ein Blech von sehr feinem Golde geschrieben; das Blech war zusammen gerollet, einen halben Fuß breit, und etwa zween Fuß lang. Der Brief, und die Büchse, die auch von Golde war, wogen mehr als drey Pfund zusammen. Die Prälaten, welche Beamte von der päbstlichen Kammer waren, bekamen das Schreiben vom Tachard, dem es der Pabst wieder gegeben hatte, es wieder zusammen zu machen, und in die Büchse zu thun, worauf sie es in Sr. Heiligkeit Cabinet trugen. Der P. Tachard ließ eben daselbst eine zuverlässige portugiesische Uebersetzung mit des Königs Siegel besiegelt, und vom Minister contrasigniret x).

Geschenke des Königes von Siam an den Pabst.

Nachdem er das Schreiben Sr. Heiligkeit in die Hände gegeben hatte, nahm er die Geschenke des Königes von Siam, und des Ministers, die er ihm eines nach dem andern überreichte. Der Pabst gab sie seinen Bedienten wieder. Des Königs Geschenke war ein Kästchen von Golddrate, sehr feiner Arbeit, etwa funfzehn Mark schwer. Des Ministers Geschenk bestund in einem Kästchen von dreyzehn Pfund schwer von Silber, japanische Arbeit, mit erhabenen Figuren und Vögeln gezieret, in einer großen Schale von Silberdrate, aus China von eben dem Gewichte. Der erste Mandarin stund aufgerichtet,

 indem

t) A. d. 363 S.

u) Man erspa[r]et dem Leser eine schmeichlende [Rede], in welcher Tachard den Pabst über alle seine Vorfahren erhob, und ihm Hoffnung zur Bekehrung aller morgenländischen Monarchen machte.

x) A. d. 365. und vorherg. S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

indem der Pater das Kästchen trug, das des Königes Geschenke enthielt, und die be andern knieten an seinen Seiten. Als aber der Pater Tachard Seine Heiligkeit er hatte, ihnen zu verstatten, daß sie sich nähern möchten, ihre Ehrerbiethung zu bezeu so rückten sie nach dem Throne zu. Der erste Mandarin fing seine Reverenzen allein und die andern beyden thaten ihm solche nach. Anfangs falteten sie die Hände zu men, erhoben solche bis an die Stirne, und ließen sie alsdenn wieder bis auf die sinken. Nach einer tiefen Neigung, fielen sie auf die Knie. Nachgehends stunde auf, thaten zweene Schritte nach dem Throne, und fingen eben die Ceremonie drey an, wobey sie aber beständig ihren Dolch an der Seite und ihre Mütze auf dem Kopf hielten, wie man sich verglichen hatte. Als sie endlich ganz an den Thron gelanget ren: so fielen sie wieder auf die Knie, und endlich ganz auf die Erde, daß die Spitze Mützen den Saum von des Pabstes Rocke berührete, da indessen der Pater Tachard selben zur Rechten stund. Sie giengen rücklings zurück, bis sie etwas tiefer als die be letzten Cardinäle niederknieten, in welcher Stellung sie bis zum Ende der Audienz blie Darauf ließ der Pabst den Pater Tachard zu sich kommen. Er bezeugte ihm vornehm wie sehr ihn die Merkmaale der Ehrerbiethung von einem so entferneten und ungläubi Könige rührten. Er befragete den Pater, wie man den christlichen Glauben am sic sten und besten in Ostindien fest setzen könnte. Nach der Audienz, hatte er noch ein die Ehre des Pabstes Füße zu küssen. Von dar gieng er mit den Mandarinen in des dinal Cibo Zimmer. Dieser erste Minister des Kirchenstaates ließ sie auf Lehnstüh sitzen, und nahm sie mit Bezeugung einer außerordentlichen Hochachtung auf. Sie w den mit eben der Ceremonie und in eben den Wagen, unter dem Tone der Trompeten S ner Heiligkeit, nach ihrer Wohnung zurück gebracht *y*).

Wie die siamesischen Abgesandten den Pabst grüßen.

Wie ihnen begegnet wird.

So viel Gewogenheitsbezeugungen, der Anblick der prächtigen römischen Kirchen, u besonders die Majestät des Gottesdienstes, erregten in ihnen so hohe Begriffe von der G ße des wahren Gottes, dem zu Ehren, wie man ihnen sagte, dieß alles geschähe, daß eine starke Neigung zum christlichen Glauben bekamen. Einer von den dreyen, eröffn dem Pater Tachard, er wollte in Frankreich bleiben, sich in einem so heiligen Gesetze u terrichten zu lassen, und dabey zu leben. Zweene von ihren Bedienten, versprachen ih sich taufen zu lassen, und ersuchten ihn, ihnen einen Aufenthalt bey ihm zu verstat Aber er meldet uns nichts weiter, von dem Erfolge so glücklicher Gesinnungen *z*).

Ihre Neigung zur christlichen Religion.

Seine Heiligkeit gaben dem Pater Tachard drey Breve mit, eines an den König Siam, in einer Büchse von dichtem Golde, das zweyte an seinen Minister Consta und das dritte an die christlichen Mandarinen von Tunkin. Die Geschenke für den K waren, eine goldene Münze, darauf sich des Pabstes Bildniß befand, mit zween manten von sehr hohem Werthe gezieret, ein schönes Cabinet von Bergcrystall, und vortreffliches Gemälde von Carl Marate. Der Herr Constance und seine Frau, men zweene Rosenkränze, mit zwo goldenen Medaillen. Die Mandarinen bekamen zwo Medaillen, eine von Golde, die andere von Silber. Tachard bekam einen sehr baren Rosenkranz, eine goldene Medaille, und einen ganzen heiligen Körper *a*).

Breve und Geschenke des Pabstes.

y) A. d. 366 S. *z*) A. d. 367 S. *a*) A. d. 368 u. f. S.

Tachards zweyte Reise. 1687.

Die Mandarinen reiseten den 7ten Jenner von Rom ab, langten den folgenden Tag zu Civita Vecchia an, und wurden daselbst vom Befehlshaber des Ortes nebst der Besatzung im Gewehre empfangen, wobey die Galeeren ihre Stücke löseten.

Rückkehr der Mandarinen nach Frankreich.

Tachard langte eben den Tag mit einer Begleitung von der Wache zu Pferde an, die man zwo Meilen weit vor ihm geschickt hatte. Der Statthalter empfing ihn am Thore der Stadt, und den folgenden Tag gieng er mit den Mandarinen und allen seinen Leuten in zwey wohl bewehrte Maltheserschiffe, welche sie nach Frankreich brachten.

Das XII Capitel.

Reise des Occum Chamnam nach Siam und Portugall.

Einleitung.

Occum Chamnam 1684.

Man hat dem Verfasser der vorhergehenden Reisebeschreibung die Erzählung von der Reise des Occum Chamnam, eines von den siamischen Mandarinen, mit denen er wieder nach Frankreich kam, zu danken. Er hatte viel von seinen sonderbaren Abentheuren sagen gehöret. Die Neubegierde trieb ihn an, daß er wünschte, solche von ihm selbst zu vernehmen. Er schrieb sie daher auf, so wie sie der Mandarin ihm erzählete; und als er nach der Zeit Gelegenheit hatte, mehr glaubwürdige Portugiesen, welche diese Reise mit ihm gethan hatten, kennen zu lernen: so fand er in der Gleichförmigkeit ihres Zeugnisses eine vollkommene Bestätigung dieser Erzählung *b*). Er nimmt überdieses alle diejenigen, welche diesen siamischen Herrn zu Paris gekannt haben, zu Zeugen, daß er vernünftig und aufrichtig gewesen *c*). Dieser Bericht scheint ihm, wie er saget, der Neugier der Welt würdig zu seyn; und man kann sich auch auf des Pater Tachards Urtheil verlassen.

Der I Abschnitt.

Occums Abschickung aus Siam, Schiffbruch und Reise zu den Hottentotten.

Bewegungsgründe zu dieser Reise. Abreise nach Goa. Occum muß sich daselbst wohl ein Jahr lang aufhalten; geht nach Europa zu Schiffe. Schiffbruch bey dem Nadelvorgebirge. Er sieht die Gefahr. Vergebliche Bemühung, das Schiff zu retten. Bestürzung des Volkes. Mittel sich zu retten. Occum kommt auf einem Brete ans Land; waget sich wieder aufs Schiff. Undankbarkeit eines Portugiesen. Anzahl der erretteten. Sie müssen beynahe erfrieren. Ihr Weg durch die Wälder bis ans Vorgebirge. Sie theilen sich in drey Haufen. Portugiesen verlassen die Siamer. Schlechter Zustand des ersten Bothschafters. Er bleibt nebst einem jungen Menschen zurück. Verzweiflung des Verfassers. Ein guter Freund machet ihm Muth.

Bewegungsgründe zu dieser Reise.

Da der König in Portugall eine sehr ansehnliche Gesandtschaft an den König in Siam geschickt hatte, theils ihre alte Freundschaft zu erneuern, theils auch aus andern Absichten: so hielt sich der siamesische Monarch für verbunden, diese außerordentlichen Merkmale der Hochachtung auf gleiche Art zu vergelten. Er ließ daher drey große Mandari-

nen

b) Occum Chamnams Bericht findet sich bey der zweyten Reise des Pater Tachards. a. d. 280 S.

c) Ebendas.

Occum Chamnam 1684

nen als seine Abgesandten, und sechs andere von geringerer Würde, nebst einem ziemlich großen Gefolge abgehen, um sich an den portugiesischen Hof zu erheben. Zu Ende des Märzmonates 1684 giengen sie zu Schiffe nach Goa, auf einer siamesischen Fregatte, die von einem portugiesischen Hauptmanne geführet wurde. Obgleich Goa von Siam nicht gar zu weit ist: so brauchten sie doch über fünf Monate zu dieser Reise; entweder weil sie nicht die geschicktesten Schiffleute und Befehlshaber hatten, oder weil ihnen die Winde beständig zuwider waren. Sie konnten daher auch nicht eher ankommen, als bis die portugiesische Flotte schon abgegangen war. Ihre Reise nach Europa blieb also fast ein ganzes Jahr ausgesetzet.

Abreise nach Goa.

Sie sahen sich demnach genöthiget, eilf Monate zu Goa zu zu bringen und die Wiederkunft der portugiesischen Flotte zu erwarten, welche aus Europa zurückkehren sollte. Indessen fanden sie doch diesen Zeitraum sehr kurz, indem sie ihn auf eine angenehme Art anwandten. Die Schönheit der Gebäude, die sie in dieser Stadt sahen, war ein neuer Anblick für sie, der sie auf eine außerordentliche Art in Erstaunen setzete. Die große Anzahl Palläste, Klöster und prächtiger Kirchen beschäfftigte lange Zeit ihre Neugier. Weil sie niemals aus ihrem Lande gekommen waren: so erstauneten sie, da sie sahen, daß es in der Welt eine noch schönere Stadt gäbe, als Siam. Der Unterkönig räumete ihnen eine prächtige Wohnung ein. Er gab die Kosten her, daß sie im Namen des Königes von Portugall frey unterhalten würden, ob er gleich ein wenig misvergnügt darüber war, daß der König von Siam, ihr Herr, nicht an ihn geschrieben hatte. Diese Umstände verdienen in einer siamischen Reisebeschreibung um so vielmehr beobachtet zu werden, da der Pater Tachard sie für eine genaue Uebersetzung, auch in den allergeringsten Anmerkungen, ausgiebt *d*).

Occum muß sich daselbst wohl ein Jahr lang aufhalten.

Endlich traten die Mandarinen ihre Reise nach Europa an, und zwar auf einem portugiesischen Schiffe, das hundert und funfzig Mann, und etwa dreyßig Stücke führete. Nebst den Bothschaftern und ihrem Gefolge, befanden sich auch viele Mönche von allerley Orden, und eine große Menge Reisende, theils Creolen, theils Indianer, und Portugiesen, darauf. Man gieng den 27sten Jenner 1686 auf der Rhede zu Goa unter Segel. Die Schiffahrt war glücklich bis auf den 27sten April. Doch wir wollen die nunmehr folgenden außerordentlichen Zufälle den Occum selbst erzählen lassen, gleich wie sein Uebersetzer ebenfalls thut.

Geht nach Europa zu Schiffe.

1686.

An besagtem Tage hatte man bey Sonnenuntergange einige Matrosen zur Schildwache auf die Masten und Rhaaen ausgestellet, um auf das Land Acht zu geben, das wir damals etwas zur rechten Hand vor uns sahen, und schon seit dreyen Tagen erblicket hatten. Aus dem Berichte der Matrosen, und aus andern Merkmaalen, urtheilete der Hauptmann nebst dem Steuermanne, es sey das Vorgebirge der guten Hoffnung. In diesem Wahne schiffete man zwo bis drey Stunden lang nach der Sonnenuntergange fort, und glaubte sodann, man sey vor dem bisher gesehenen Lande nunmehr vorbey. Demnach änderte man den Lauf, und steurete mehr nordwärts. Wegen des sehr hellen Wetters und kühlen Windes, stellete der Hauptmann keine Wache auf die Masten; weil er für gewiß glaubte, er sey das Vorgebirge schon vorbey. Die Matrosen thaten zwar ihre Quartierwache; allein sie hatten entweder mit dem Thauwerke zu schaffen, oder sie vertrieben sich die Zeit auf andere Weise, mit so großer Unordnung, daß kein Mensch die Gefahr

Schiffbruch bey dem Nadelvorgebirge.

d) A. d. 280 und vorherg. S.

Occum Chamnam 1686.

sah, ja nicht einmal daran gedachte. Ich wurde des Landes zuerst gewahr. Ich weis nicht, was für ein vorläufiges Anzeichen unseres Unglückes mich diese Nacht so unruhig machte, daß es mir unmöglich fiel, nur einen Augenblick zu schlafen. In dieser Aengstlichkeit gieng ich aus meiner Kammer heraus, und sah dem Schiffe zu, welches wie ein Vogel dahin strich. Aber da ich mein Gesicht in die Ferne werfen wollte, so erblickte ich auf einmal einen dicken Schatten, gleich vor uns zur rechten Hand. Hierüber erschrack ich, und sagte es dem Steuermanne. In eben diesem Augenblicke, rief man vorne im Schiffe: „Land, Land vor uns! Wir sind verlohren: das Schiff gewendet!„ Wir waren so nahe am Ufer, daß das Schiff währenden Wendens mit dem Hintertheile dreymal an eine Klippe prallete, und sogleich fest saß. Diese drey Stöße geschahen mit großer Heftigkeit. Man glaubte, es sey geborsten. Jedermann lief nach dem Hintertheile. Doch weil nicht das geringste Wasser eindrang: so schöpfete das Volk wieder einigen Muth.

Wie er die Gefahr sieht.

Man suchte dieser großen Gefahr zu entkommen, indem man die Masten kappete, und das Schiff erleichterte. Allein, man hatte nicht Zeit dazu. Der Wind trieb die Wellen gegen das Ufer, und die Wellen das Schiff. Sie kamen wie ganze Berge angewälzet, huben das Schiff bis an die Wolken, brachen sich an den weit in die See reichenden Klippen, und ließen das Schiff mit solcher Geschwindigkeit und Ungestüme auf selbige niederfallen, daß es unmöglich lange ausdauren konnte. Es krachete auf allen Seiten. Die Kniestücke gaben sich aller Orten aus einander. Dieses große Holzgebäude wurde durch die erstaunliche Gewalt erschüttert, gebogen, und mit entsetzlichem Geprassel zertrümmert. Weil das Hintertheil zuerst fest saß: so gieng es auch zuerst entzwey. Man kappete die Masten, warf die Stücke nebst den Kisten und allem, was man in die Hände bekam, über Bord, um das Schiff zu erleichtern: aber umsonst. Es stieß so vielmals auf den Grund, daß es endlich unter der Constabelkammer entzwey gieng, worauf das Wasser augenblicklich herein schoß, die Kammer anfüllete, und bis ans erste Verdeck reichte. Es stieg bis an die große Cajüte, und ehe man sich umsah, stund es schon halben Mannes hoch auf dem zweyten Verdecke.

Vergebliche Bemühung, das Schiff zu retten.

Bey diesem Anblicke entstund ein jämmerliches Geschrey. Jedermann eilete nach dem ersten Verdecke, aber in einer Unordnung, welche die Gefahr noch mehr vergrößerte. Indem das Wasser immer höher wuchs, sahen wir das Schiff allmählig sinken, bis es endlich mit dem Kiele den Grund erreichte, und in diesem Zustande einige Zeit unbeweglich stille stund.

Bestürzung des Volkes.

Schwerlich ist eine Feder im Stande, die Angst und Bestürzung zu beschreiben, die Jedermann bey sich empfand, noch das Heulen, Aechzen und Klagen, welches sich unter uns erhub. Das Geschrey und Lärmen war dermaßen entsetzlich, daß man nicht einmal das Gekrache des in tausend Trümmern zersplitternden Schiffes davor hörete, noch das Brausen der Wellen, die mit unglaublichem Ungestüme gegen die Klippen schlugen. Nach vielem vergeblichen Weheklagen, dachten diejenigen, welche sich noch nicht auf das Schwimmen begeben hatten, auf andere Rettungsmittel. Man verfertigte aus den Masten und Brettern einige Flössen. Wer in der ersten Angst ohne diese Vorsichtigkeit davon zu kommen versuchet hatte, der wurde von der See verschlungen, oder von den Wellen an dem felsichten Ufer zerschmettert.

Mittel sich zu retten.

Im Anfange war ich nicht weniger außer mir, als andere. Doch so bald ich vernom, es sey noch Hoffnung übrig, fassete ich Muth. Ich zog zwey ziemlich kostbare Kleider übereinander an, setzete mich auf einige zusammen gebundene Bretter, und ver-

Occum Chamnam 1686.

Occum kömt auf einem Brette ans Land.

suchte dergestalt nach dem Ufer zu schwimmen. Unser zweyter Bothschafter, als der st... feste und im Schwimmen geübteste unter allen dreyen, war bereits im Wasser. Er h... das königliche Schreiben bey sich, und an das Gefäß eines Säbels, damit Seine Ma... jät ihn beschenket hatte, gebunden. Dergestalt kamen wir alle beyde beynahe zu einer... Zeit an das Land. Viele Portugiesen waren schon da: allein, sie geriethen aus einer G... fahr in die andere. Stund denen auf dem Schiffe noch befindlichen Personen, vielleicht das Ertri... ken bevor: so hatten wir hingegen auf dem Lande nichts zu essen. Hier war weder W... noch Wasser, noch Zwieback; dagegen aber die Kälte desto größer, welche mir um so v... empfindlicher fiel, weil ich von Natur nicht daran gewöhnet war. Ich spürete zur Gen... ge, daß ich sie in die Länge nicht ausstehen würde. Demnach beschloß ich, des folgende... Tages wieder nach dem Schiffe zu kehren, und eine dichtere Kleidung, als ich dermal... am Leibe trug, nebst einigem Mundvorrathe mitzunehmen. Die vornehmen Portugies... hatten ihre Plätze auf dem Ueberlaufe gehabt, folglich vermuthete ich in ihren Cajüten ma... cherley Kostbarkeiten, absonderlich aber überflüßige Lebensmittel zu finden, als welche w... unter allen Dingen am nothwendigsten brauchten. Ich nahm also eine Art von einer Flö... ße zu Hülfe, und schwamm glücklich an das Schiff e).

Waget sich wieder auf das Schiff.

Es fiel mir nicht schwer, hinein zu kommen, weil es noch über das Wasser rag... Zwar hatte ich vermuthet, Gold, Edelgesteine, oder andere Kostbarkeiten, die man le... mitnehmen kann, daselbst anzutreffen: allein, da ich hinein stieg, fand ich alle Kamme... voll Wasser, und ich konnte nichts mitnehmen, als einige Stücke goldenen Stoff, ei... Flaschenkeller, mit sechs Flaschen Wein, und etwas Zwieback, welches alles in der Ca... te eines Steuermannes stund. Ich band diese gemachte Beute auf die Flösse, stie... vor mir her, und kam also mit vieler Mühe und Gefahr, zum zweytenmale ans Uf... wiewohl weit abgematteter, als das erste mal.

Undankbarkeit eines Portugiesen.

Hier begegneten mir einige Siamer, welche sich ohne Kleidung gerettet hatten. ... ich sah, wie sie vor Frost zitterten: so theilete ich ihnen aus Mitleiden etwas von dem ge... teten Zeuge mit. Aber weil ich befürchtete, das Flaschenfutter möchte zubald ausgelee... werden, wofern ich es ihnen anvertrauete: so gab ich es einem Portugiesen, der mir a... zeit besondere Freundschaft erzeiget hatte, in Verwahrung, doch mit dem Bedinge, ... wollten es gemeinschaftlich gebrauchen. Bey dieser Gelegenheit erfuhr ich, wo Freu... schaft bleibt, wenn Noth an den Mann geht. Mein Freund gab mir die zwey oder ... ersten Tage jedesmal ein halbes Glas Wein zu trinken, in Hoffnung, wir würden ... Quelle oder einen Bach antreffen. Als aber der Durst überhand, die Hoffnung aber ... bigen mit süssem Wasser zu löschen, immer abnahm: so forderte ich meinen Antheil a... nem Vorrathe, den er mir selbst zu danken hatte, vergeblich. Er gab zur Antwort, ... leiblicher Vater sollte nichts davon bekommen, wenn er da wäre. Der Zwieback wa... nichts nütze; denn er hatte vom Seewasser einen unerträglichen Geschmack f) angenomm...

Anzahl der Erretteten.

Sobald jedermann am Lande war, oder doch wenigstens niemand mehr aus d... Schiffe zum Vorscheine kam: so zählete man die Erretteten, und fand, daß unser bey ... hundert waren. Hieraus schloß man, es müßten nicht mehr als sieben bis acht im W... ser umgekommen seyn, und zwar deswegen, weil sie zu übereilig mit entfliehen gew... Einige Portugiesen hatten Schießgewehr und Pulver mitgenommen, damit sie die Caf...

e) A. d. 286 S.

f) A. d. 288 S.

Occum Chamnam 1686.

om Leibe halten, auch Wildprät schießen könnten. Das Gewehr dienete uns auch zum euermachen, nicht nur die ganze Reise über, bis wir die Holländer antrafen, sondern ch insonderheit die beyden ersten Nächte, die wir am Strande zubrachten, und vom Seewasser tropfennaß waren. Die Kälte war so scharf, daß wir vermuthlich alles Elendes f einmal abgekommen wären, wofern man kein Feuer, unsere Kleider dabey zu trocknen, gemachet hätte.

Müssen beynahe erfrieren.

Des andern Tages nach unserm Schiffbruche, machten wir uns auf den Weg. Der auptmann und die Steuerleute behaupteten, wir hätten keine zwanzig französische Meilen ehr nach dem Vorgebirge, wo sehr viele Holländer wohneten, und könnten wir in einem aar Tagen da seyn. Diese Versicherung bewog manchen unter uns, der einige Lebens- ttel aus dem Schiffe mitgenommen hatte, sie liegen zu lassen, damit er desto leichter und rtiger fort eilen könnte, wenn ihn diese Last nicht mehr hindern würde. Wir machten s demnach in die Wälder hinein, oder vielmehr ins Gebüsche, indem wir auf unserer nzen Reise wenig hohe Bäume sahen. Wir giengen den ganzen Tag fort, und ruheten r zweymal ein wenig aus. Weil wir beynahe gar nichts zu essen und zu trinken mit ge- mmen hatten, so verspürete man gar bald Anfälle von Hunger und Durst, absonderlich wir in Hoffnung die Holländer noch heute zu erreichen, den ganzen Tag ziemlich hurtig gewandert waren. Um vier Uhr Nachmittage, kamen wir zu einer großen Wasser- e, wobey wir uns trefflich erlabten. Jeder trank, so viel er wollte. Die Portugie- riethen, man sollte am Gestade dieses Teiches über Nacht bleiben. Man zündete Feuer Wer Krebse im Wasser finden konnte, der briet und speisete sie. Wer nichts zu es- hatte, und dieser waren die meisten, der trank noch einmal, und legte sich schlafen; die Mattigkeit nach einem so weiten Wege, die Kräfte noch mehr erschöpfet hatte, er schon zween Tage lang erlittene Hunger g).

Ihr Weg durch die Wälder bis ans Vorgebirge.

Des folgenden Morgens trank man noch einmal, für den künftigen Durst, und te sich sodann in aller Frühe auf den Weg. Die Portugiesen giengen voraus, weil erster Bothschafter aus Mattigkeit schlecht fort kommen konnte, und wir ihn nicht ssen wollten. Doch, da wir eben so wenig die Portugiesen aus dem Gesichte lassen en, so theileten wir uns in drey Haufen. Der erste behielt die Portugiesen bestän- m Gesichte, die andern beyden blieben in gleicher Entfernung von einander, und ga- auf die abgeredeten Zeichen Achtung, wenn die Portugiesen stille halten, oder einen n Weg nehmen würden. Wir kamen an einige kleine Berge, deren Uebersteigung viele Mühe machte. Diesen ganzen Tag über, fanden wir nicht mehr, als einen ein Brunnen. Es war aber sein Wasser dermaßen gelb, daß man es unmöglich trinken e. Indem der erste Haufen das Zeichen gab, die Portugiesen hielten stille: so schlos- ir, sie müßten gutes Wasser gefunden haben, und in dieser Hoffnung eileten wir de- ärker. Aber aller Bemühung ungeachtet, konnten wir den ersten Bothschafter nicht als des Abends, dahin bringen. Bey unserer Ankunft sagten uns unsere Leute, die ugiesen hätten nicht auf uns warten wollen, unter dem Vorwande, es hülfe uns doch , wenn wir gemeinschaftlich mit ihnen Hunger und Durst litten, sondern es wäre für t besser, wenn sie möglichst voraus eileten, und Anstalt machten, damit man uns thigen Bedürfnisse entgegen schickete.

Theilen sich in drey Haufen.

Die Siamer werden von den Portugiesen verlassen.

g) A. d. 189 und vorherg. S.

Occum Chamnam 1686.

Schlechter Zustand des ersten Bothschafters.

Er bleibt nebst einem jungen Menschen zurück.

Bey Vernehmung dieser schlechten Nachricht, ließ der erste Bothschafter alle bey geblliebene Siamer zu sich rufen, und sagte: Er sey dermaßen schwach und abgemattet, es ihm nicht möglich falle, den Portugiesen zu folgen. Er bäthe demnach jedermann, noch Kräfte besitze, nach Vermögen fort zu eilen; und weil die holländischen Wohnpl nicht weit mehr entfernet seyn könnten: so sollten sie ihm nur ein Pferd und einige Leben mittel entgegen schicken, damit er nach dem Vorgebirge kommen könnte, falls er noch Leben seyn sollte. Diese Trennung stieg uns zwar tief zu Gemüthe; doch da war kein derer Rath. Ein einiger junger Mensch von funfzehn Jahren, eines Mandarinen So wollte nicht von dem Bothschafter weichen, indem selbiger ihm allezeit sehr gewogen ge sen, gleichwie hingegen der junge Mensch ungemeine Ergebenheit gegen den Bothschaf hegte. Er fassete demnach aus Dankbarkeit und Freundschaft die Entschließung, bey ih auszuhalten, und mit ihm entweder zu leben oder zu sterben. Gleichfalls blieb ein alter B dienter bey ihm, welcher seinen Herrn durchaus nicht verlassen wollte.

Der zweyte Bothschafter, ein Mandarin, und ich, nahmen also Abschied von ihm unter dem Versprechen, ihn so bald möglich, abholen zu lassen. Hierauf machten w uns nebst unsern Leuten auf den Weg, um die Portugiesen des großen Vorsprungs ung achtet, wo möglich, noch zu erreichen. Ein Zeichen, das uns die förderſten von eine Berge herab gaben, vermehrete unsern Muth, und unsere Geschwindigkeit. Wir kam ten aber vor zehn Uhr Abends nicht an sie kommen. Ihr Bericht lautete, die Portug sen wären noch sehr weit von diesem Orte entfernet. Ihr angezündetes Feuer zeigte u wirklich den Ort, wo sie sich gelagert hatten. Die Hoffnung, wir würden daselbst w nigstens Wasser finden, stärkte unsern Muth. Wir wanderten zwey gute Stunden la über Felsen und durch Gebüsche immer weg, und erreichten sie endlich mit unsäglicher M Die Portugiesen hatten sich am Abschusse eines großen Berges gelagert, ein großes F angemachet, und um selbiges schlafen geleget. Unsere erste Frage war, wo das W sey? Ein Siamer versorgte mich aus Höflichkeit mit einem frischen Trunke, und erz mir dadurch einen wichtigen Liebesdienst; denn der gefundene Bach war ziemlich weit v Lager entfernet, und meine Mattigkeit viel zu groß, als daß ich hingehen konnte. legte mich ans Feuer, und schlief so lange, bis mich die Kälte des andern Tages w aufweckte *b*).

Erreichen die Portugiesen. Verzweiflung des Verfassers.

Nun waren meine Kräfte so schwach, und der Hunger quälete mich dermaßen, ich mir den Tod wohl tausendmal wünschete, und ihn an diesem Orte zu erwarten besch Wozu hilft es doch, dachte ich bey mir selbst, wenn ich mir noch größere Quaal auf damit ich ihn anderswo finde? Doch dieser Anfall der Verzweiflung verschwand, als ich daß die Siamer und Portugiesen sich zu Erhaltung ihres Lebens auf die Beine mach ungeachtet sie nicht weniger entkräftet waren, als ich. Es fiel mir unmöglich, ihr Beyspiele nicht zu folgen. Das Gehen erwärmete mich einigermaßen. Ja ich war stens der allererste auf einem Hügel, worauf sehr hohes und dichtes Gras stund. diese Geschwindigkeit brachte mich vollends um alle Kräfte. Ich mußte mich ins G niederlegen, woselbst ich in einen Schlaf verfiel. Beym Erwachen, waren die B und Schenkel dermaßen steif, daß ich alle Hoffnung aufgab, sie jemals wieder zu r Ich hatte mich schon des Lebens gänzlich verziehen, und wartete mit Schmerzen auf

b) A. d. 272 und vorherg. S.

Occum Chamnam 1686.

ugenblick meines Endes, damit ich des Jammers nur einmal abkommen möchte. In iesen traurigen Gedanken überfiel mich der Schlaf abermal. Meine Bedienten, inglei- hen auch ein Mandarin, der mein besonderer guter Freund war, suchten mich lange Zeit, eil sie dachten, ich hätte mich verirret. Endlich fanden und weckten sie mich, und der Mandarin redete mir so nachdrücklich zu, Muth zu fassen, daß ich endlich diesen Ort ver- ieß, wo ich ohne seinen Beystand das Ende meines Lebens gefunden hätte. Wir kamen eyde zu den Portugiesen, die bey einer Feldlache stille hielten. Weil sie der Hunger icht weniger quälete, als mich: so steckten sie das halb dürre Gras in Brand, in der offnung, etwa eine Eidechse, oder Schlange darinnen zu finden, die sie essen könnten. iner unter ihnen, wurde einige Blätter am Rande des Wassers gewahr, wagte es sie essen, und stillete ihrer Bitterkeit ungeachtet, seinen Hunger damit. Diese gute Nach- cht verkündigte er den übrigen, worauf jedermann darüber her fiel. Dergestalt brach- n wir die Nacht zu *i*).

Der II Abschnitt.

Elend der siamesischen Gesandten unter den Hottentotten.

e treffen einige Hottentotten an. Aufführung dieser Wilden. Wie die Mandarinen ihren Hunger wehren. Ihre Besorgniß im hotten- tottischen Dorfe. Sie setzen ihren Weg fort. Irrthum des Hauptmannes und der Piloten. Falsche Hoffnung. Betrübtes Ende zweener Mandarinen. Erfindung, Wasser mitzuneh- men. Der Verfasser tödtet eine Schlange und t sie. Schrecklicher Wind. Beschwerlicher egen. Die Portugiesen machen sich davon. rostrede eines Mandarins. Sie versuchen, e Portugiesen zu erreichen. Sie folgen dem Gestade; finden eine Spur von den Portugie- sen. Ein Dollmetscher stirbt. Unzufriedenheit des Haufens. Sie kehren um; begeben sich auf eine Insel; haben kein Holz; wollen sich den Hottentotten ergeben. Warum sie die Insel verlassen. Sie begegnen drey Hottentotten. Beystand, den sie von ihnen erhalten. Sieben Siameser werden von ihren Gefährten verlas- sen. Schmutziges Wesen der Hottentotten. Beschwerlicher Zug. Nahrungsmittel in der africanischen Wüsten.

Treffen einige Hottentotten an.

es folgenden und fünften Tages unserer Reise, machten wir uns in aller Frühe auf den Weg, in der Zuversicht, heute müßten wir unfehlbar den holländischen Wohn- erreichen. Diese Hoffnung belebte unsere Glieder. Wir wanderten ohne Stillehal- fort, bis auf den Mittag. Da erblickten wir, wiewohl sehr weit von uns, einige sonen auf einer Anhöhe. Kein Mensch zweifelte, daß wir nicht am Ende unseres des seyn sollten. Wir eileten demnach, mit unbeschreiblicher Freude fort. Allein, sie sich sehr geschwind. Es waren bloß einige Hottentotten, die uns erblicket hatten, mit ihren Hassagayen bewaffnet, sehen wollten, wer wir wären? doch ihre Furcht eben so groß, als die unserige, da sie unsere große Anzahl nebst dem Schießgewehre nahmen. Weil wir nun meyneten, ihre Gefährten wären in der Nähe, und wür- uns ohne viel Weitläuftigkeit todt schlagen: so ließen wir sie immer herbey kommen, n es nach unserm Erachten weit besser war, seines Elendes auf einmal los zu werden, nit unleidlicher Quaal Hungers zu sterben. Aber da sie von ferne sahen, unsere An- sey weit stärker, als sie anfänglich vermutheten: so hielten sie ihres Ortes gleichfalls

i) A. d. 293 S.

Occum Chamnam 1686.

stille, und erwarteten unsere Ankunft. Als wir nun näher an sie kamen, giengen sie w
aus, winkten uns, wir möchten ihnen nur folgen, und zeigten auf einige Häuser,
ist auf drey bis vier elende Hütten, auf einem Hügel. Nachgehends, da wir bis an
Fuß dieses Hügels gekommen waren, betraten sie einen Fußsteig, der auf der Seite w
gieng, wiederholten ihr Winken, und führten uns nach einem andern Dorfe, wiew
sie sich dabey öfters umsahen, und auf uns Acht gaben, nicht anders, als ob sie uns ni
recht traueten.

Aufführung dieser Wilden.

Als wir bey dem Dorfe waren, welches zum höchsten aus etwa vierzig mit Bau
zweigen bedeckten Hütten bestund, und vier bis fünfhundert Einwohner hatte, wuchs
nen der Muth, daß sie näher zu uns traten, und uns nach Lust betrachteten. Insond
heit betrachteten sie die Siamer auf eine solche Weise, als wenn ihnen ihr Aufzug selt
vor käme. Wir wurden dieser Neugierigkeit bald überdrüßig, dagegen waren wir im Begri
in ihren Hütten selbst essen aufzusuchen; denn wir mochten unsere Noth durch Deuten u
Zeichen verständlich machen, wie wir wollten, so begriffen doch die dummen Kerl nic
das geringste davon, sondern lachten nur über unsere Gebärden, als ob sie toll wäre
Nur einige wiederholeten zum öftern die Worte: Tabac, Pataque. Ich both ihn
zwey große Diamanten an, die mir unser erster Bothschafter beym Abschiede gegeben ha
te: allein sie fragten wenig darnach. Endlich fiel es dem Obersteuermanne bey, daß
einige Patacons, als die einige Münze, welche diese Be.varen kennen *k*), bey sich habe
Damit gab er ihnen viere, und bekam dafür einen Ochsen, ob ihnen gleich die Holländ
keinen theurer bezahlen, als mit einem Stücke Taback *l*) von eben der Länge, als das
Aber was sollte ein einiger Ochs unter so vielen ausgehungerten Leuten, welche seit sechs
gen nichts anders gegessen hatten, als einige Baumblätter? Der Steuermann gab keinem
Menschen etwas davon, als seinen Landesleuten und besten Freunden. Kein einiger Si
mer bekam den geringsten Mundvoll. Wir mußten also zu sehen, wie andere ihren Hun
ger stilleten, und wie das ganze Feld voll Rinder lief, ohne daß unser Elend im gering
sten gemindert wurde. Eben so wenig erlaubten uns die Portugiesen, einiges Vieh mi
Gewalt wegzunehmen, sondern droheten, sie würden in widrigem Falle, sich im gering
sten nicht darein mischen, diese Barbaren möchten mit uns vornehmen, was sie wollten.

Wie die Mandarinen ihren Hunger wehren.

Ein Mandarin, als er sah, daß die Hottentotten keine Goldmünze annahmen, hi
allerley goldenes Geschmeide um den Kopf, und erschien in diesem Aufputze vor ihren A
gen. Dieser ungewohnte Anblick gefiel ihnen. Sie gaben ihn für diese Zierrathen, d
mehr als hundert Pistolen werth waren, ein Schöpsenvierthel. Wir schlungen es in d
Geschwindigkeit halb roh hinunter: allein es hungerte uns nur desto mehr. Ich ha
den Ort bemerket, wo die Portugiesen die abgestreifte Ochsenhaut hin warfen. Dieses w
ein ungemeines Glück für mich. Ich offenbarete es dem Mandarin, der mich aus d
Verzweiflung errettet hatte. Wir suchten die Haut, fanden und brieten sie am Feu
Sie reichte aber nur auf zwo Mahlzeiten; denn die übrigen Siamer kamen hinter un
Geheimnisse; damit mußten wir ihnen mittheilen. Ich gab einem Hottentotten, der
goldene Knöpfe an meinem Rocke beobachtete, zu verstehen, ich wolle sie ihm gern geb
wenn er mir dafür zu essen schaffen würde. Aber statt eines Schöpsen, den ich zum
lerwenigsten vermuthete, brachte er nichts als ein wenig Milch, damit mußte ich zu
den seyn.

k) A. d. 291 S. *l*) A. d. 296 S.

Occum Chamnam. 1686.

Ihre Besorgniß im hottentottischen Dorfe.

Wir blieben hier über Nacht, und lagerten uns nicht weit von der Hottentotten Dorfe, um ein großes Feuer. Die wilden Kerl verübten die ganze Nacht über ein unsägliches Gelärme mit Tanzen und Jauchzen, dergestalt, daß wir uns nicht getraueten zu schlafen, sondern beständig auf unserer Hut blieben. Zu frühe nahmen wir unsern Weg nach der See, und erreicheten das Ufer zu Mittage. Wie köstlich schmeckten uns nicht die Muscheln, die wir an den Felsen hin und wieder fanden? Wir aßen uns satt, und nahmen noch Vorrath auf den Abend mit. Allein, wir mußten uns wiederum ins Gebüsche wenden, und Wasser aufsuchen. Dieses fanden wir erst des Abends. Es war noch dazu nur ein sehr kleines und trübes Bächlein. Doch wir konnten so lange nicht warten, bis es hell geworden wäre. Man lagerte sich am Wasser, stellete aber aus Furcht vor den Caffern, denen man nichts gutes zutrauete, Wachten aus.

Setzen ihren Weg fort.

Den folgenden Tag kamen wir an einen hohen Berg, worüber wir mit unglaublicher Mühe kletterten. Der Hunger quälete uns ärger, als jemals: aber da war nichts zu finden, damit man ihn stillen konnte. Endlich erblickten wir vom Gipfel des Berges eine mit ziemlich grünen Kräutern, auch einigen Bluhmen bewachsene Anhöhe. Wir liefen sogleich dahin, suchten die Blätter, die am wenigsten bitter schmeckten, heraus, und aßen sie. Doch was den Hunger stillete, das vermehrete hingegen den Durst, auf eine so unleidliche Weise, daß niemand, als wer es empfunden hat, sich einen Begriff davon machen kann. Gleichwohl fanden wir das Wasser erst bey später Nachtzeit, und zwar unten an eben diesem Berge. Als wir alle beysammen waren: so berathschlagte man, und beschloß einmüthig, inskünftige nicht mehr ins Land hinein zu gehen, wie zwar bisher, in Hoffnung den Weg abzukürzen, geschehen war. Der Hauptmann und die Steuerleute bekannten, sie hätten sich geirret. Weil die Sache sich nicht länger verhehlen ließe: so gestunden sie endlich, sie wüßten weder wo der Ort liege, den wir suchten, noch was für einen Weg man dahin nehmen müßte, noch wie bald man dahin kommen könnte. Ueberdieß waren wir versichert, an der Küste allemal Muscheln, folglich zum wenigsten doch etwas gegen den Hunger zu finden: zu geschweigen, daß die meisten Flüsse, Bäche und Quellen endlich in die See laufen, folglich auch dem Durste desto leichter zu wehren seyn würde.

Irrthum des Hauptmanns und der Piloten.

Falsche Hoffnung.

Mit anbrechendem Tage lenkten wir wieder nach der Seeküste, erreichten sie auch zwey Stunden vor dem Mittage. Sogleich fiel uns ein großer Strich Landes in die Augen, an dessen äußerster Spitze ein hoher Berg stund, und weit ins Meer hinein sich erstreckete. Dieser Anblick erfreuete jedermann, weil die Steuerleute sagten, dieses sey das Vorgebirge. Die Hoffnung belebte unsere Kräfte so sehr, daß wir, ohne jemals zu ruhen, bis in die Nacht fortzogen. Aber nach einem Wege von fünf bis sechs französischen Meilen, sah man, daß dieses das gewünschte Vorgebirge nicht war. Die Freude verschwand; Schwermuth und Traurigkeit schlugen unsern Muth völlig nieder. Doch gab uns die Nachricht eines Matrosen wieder einigen Trost. Dieser hatte sich eine Stunde vor Sonnen Untergange in der Gegend umgesehen, und nicht weit von uns eine Insel entdecket, die über und über voll Muscheln lag, ja über dieses noch eine schöne Quelle hatte. Man eilete ohne Säumen nach dieser Insel, und blieb über Nacht daselbst. Ja, wir befanden uns des folgenden Tages auf die genossene Labung so wohl, daß wir den ganzen Tag nebst der folgenden Nacht an diesem Orte verblieben. Wir erholeten uns ziemlich von unserer Mattigkeit, und die Menge der Muscheln ersetzte den Abgang der verlohrnen

Kräfte

Occum Chamnam. 1686.

Betrübtes Ende zweener Mandarinen.

Kräfte wiewohl nicht völlig, doch einigermaßen. Als wir uns des Abends in einiger fernung von den Portugiesen, nach Gewohnheit versammelten, fehlete zu unserer g Bestürzung ein Mandarin. Man suchte ihn überall auf, man rief ihm, aber verge Er hatte für Entkräftung nicht weiter fortkommen können. Andere assen Kräuter Bluhmen, ob gleich nicht mit Lust, doch wenigstens ohne Ekel: allein, er konnte nie einiges Kraut zum Munde bringen; so großen Abscheu hatte er davor. Folglich w vor Hunger und Mattigkeit umgefallen: niemand hatte es bemerket, und er selbst außer Stande, zu rufen. Vier Tage zuvor, war es einem andern Mandarinen eben ergangen. Das Elend verhärtet unser Herz fürwahr auf eine ganz unglaubliche W Zu jedweder andern Zeit hätte mich der Todesfall eines so vertrauten Freundes in die g Betrübniß gesetzet: allein, vorjetzo empfand ich kaum einige geringe Rührung deswegen

Erfindung, Wasser mitzunehmen.

Indem wir dergestalt einen Tag und zwo Nächte auf dieser Insel verweileten fanden wir einige dürre und ziemlich dicke, auch oben und unten offene Bäume. Die Durst bisher ausgestandene Quaal lehrete uns, wozu wir dieses Holz gebrauchen kö ten. Jedweder nahm eine solche lange Röhre, verstopfte sie unten wohl, und füllete zum Vorrathe für einen Tag mit Wasser. Weil wir die Lage des Vorgebirges der gu Hoffnung n[illegible] eigentlich wußten: so riethen die Steuerleute, das vor uns liegende zu steigen; denn vielleicht könnten wir es von dieser Höhe erblicken. Dieser Einfall beha zwar jedermann: es kostete aber nicht nur gewaltige Mühe, den steilen Felsen zu erklette sondern wir fanden auch diesen Tag sonst nichts zu essen, als hier und dort einige Kräu und Bluhmen. Endlich erreichten wir den Gipfel zwar, sahen aber zu unserer großen B trübniß nichts, was wir zu sehen wünschten. Als wir des Abends herabstiegen: so erb ten wir, eine halbe französische Meile weit von uns, eine Heerde Elephanten, wie von geringer Größe, auf einer gewaltig großen Ebene weiden. Die Nacht brachten w unten am Berge auf dem Strande zu. Weil die Sonne noch nicht untergegangen war: vertheileten wir uns in der ganzen Gegend, und suchten Lebensmittel, fanden aber n das geringste. Unter allen Siamern war ich der einzige, dem das Glück eine Abe mahlzeit bescherete. Ich hatte Bluhmen oder Kräuter gesuchet, aber keine andere, sehr bittere, angetroffen. Ich schätzete meine Mühe für vergeblich, und wollte voll R tigkeit zurück kehren: allein, auf einmal erblickete ich eine zwar ziemlich dünne, aber sehr lange Schlange. Diese verfolgte ich, und gab ihr mit meinem Dolche den R Wir brachten sie ohne weitere Umstände ans Feuer, und verzehreten sie mit Haut Haar, das ist, mit dem Balge, den Knochen, und dem Kopfe. Sie schmäckete uns vortre Nach dieser seltsamen Mahlzeit wurden wir gewahr, daß uns einer von unsern dreyen D metschern fehlete. Des folgenden Tages brachen wir etwas später, als gewöhnlich, auf es war mit anbrechendem Tage ein düsterer Nebel gefallen, und verhinderte uns Sehen. Kaum hatten wir eine Viertelmeile zurück geleget: so erhub sich ein sehr und dermaßen ungestümer Wind, als ich jemals in meinem Leben empfunden habe. V leicht kam er uns der großen Entkräftung wegen heftiger vor, als er in der That unterdessen fiel uns doch nicht möglich, gerade fort zu gehen, sondern wir mußten einem Schiffe, wenn es laviret, bald rechts, bald links ausweichen, nur damit wir ein maßen weiter kamen. Um zwey Uhr Nachmittags führete der Wind einen Schla her, der bis Abends fortdaurete. Die Tropfen fielen so dicht und so gewaltsam auf daß wir unmöglich fortkommen konnten; einige suchten da und dort unter einem B

Der Verfasser schlägt eine Schlange todt und isset sie.

Schrecklicher Wind.

Beschwerlicher Regen.

Baume Schutz, andere krochen in irgend eine Felsenhöhle. Diejenigen, die keine andere Zuflucht wußten, lehneten sich mit dem Rücken an einen Erdfall, und drängeten sich genau zusammen, um dergestalt sich einigermaßen zu erwärmen, und der Heftigkeit des Sturmes zu widerstehen. Es fällt unmöglich, unser damaliges Elend genugsam zu beschreiben. Zwar hatten wir den ganzen Tag Hunger gelitten, und nichts als Regenwasser getrunken: nichts destoweniger war der Hunger das geringste Uebel, das uns peinigte. Das Herz im Leibe zitterte uns vor Kälte. Wir konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun, ja nicht einmal uns niederlegen, noch die geringste Ruhe genießen.

Occum Chamnam. 1686.

Es bedünkte uns, die Hälfte unseres Elendes verschwände, als der Tag anbrach. So steif, so matt, und schwach als wir auch nach dieser Unglücksnacht waren: so suchten wir doch die Portugiesen unverzüglich auf. Aber wie erschracken wir nicht, als weder Stumpf noch Stiel mehr von ihnen zu erblicken war? Wir sahen uns auf allen Seiten um, aber vergeblich. Da war nicht die geringste Spur, weder von ihrer Person, noch von ihrem genommenen Wege. In der Bangigkeit, die wir darüber empfanden, schien es, als ob alles bisher erduldete Uebel, Hunger, Durst, Frost, Entkräftung und Muthlosigkeit uns auf einmal überfielen. Unser Herz konnte keine andere Gedanken ergreifen, als die ihm Unmuth und Verzweiflung einblies. Einer sah den andern an, verwirret, bestürzt, halb erstorben, ohne Vermögen das geringste Wort aufzubringen, viel weniger einige Entschließung zu fassen. Der zweyte Bothschafter faßte am ersten Muth. Er ließ uns alle um ihn herum treten, um unser Schicksal in Erwägung zu ziehen. Erstlich stellete er uns vor, die Portugiesen würden ohne triftige Ursache uns nimmermehr verlassen haben. Wir wären ja selbst genöthiget worden, unsern ersten Bothschafter in einer fürchterlichen Einöde hinter uns zu lassen. Nebst dem, so hätten wir bisher so wenig Beystand von ihnen genossen, daß wir den Verlust desselbigen ohne sonderlichen Zwang verschmerzen könnten. Es sey ja etwas leichtes, unsere Reise dem genommenen Entschlusse zu Folge, auch ohne sie an der Seeküste fortzusetzen. „Nur, fuhr er fort, wird es nöthig seyn, eine einzige Sache mehr als alles übrige in Betrachtung zu ziehen, und würde ich in Wahrheit alles Elend nicht achten, wofern ich nur in diesem Stücke sorgenfrey wäre. Ihr seyd alle mit einander Zeugen von der tiefen Ehrerbiethigkeit, die ich bisher gegen das Schreiben unsers großen Monarchen und Beherrschers getragen habe. Bey unserm Schiffbruche war meine größte Sorge, selbiges in Sicherheit zu bringen. Ja ich schreibe die Rettung meines eigenen Lebens bloß dem Glücke zu, das jedwede Sache, die unserm Herrn zugehöret, unaufhörlich begleitet. Ihr wisset, mit welcher Vorsichtigkeit ich es auf unserer Reise bisher verwahret habe. Blieben wir des Nachts auf einem Berge: so legte ich es allezeit auf die höchste Spitze desselbigen, oder doch wenigstens an einen erhabenern Ort, als derjenige war, auf welchem unsere Gesellschaft sich lagerte. Ich selbst nahm etwas unterhalb desselbigen, und in einer schicklichen Entfernung Platz, um es zu bewachen. Lagerten wir uns im freyen Felde, so band ich es allemal an den Gipfel des Baumes. Waren wir auf dem Wege begriffen, so trug ich es so lange auf den Schultern, als meine Kräfte es zuließen: waren selbige gänzlich erschöpfet, so dann übergab ich es einem andern. Indem ich nun vorjetzo nicht weis, wie lange ich noch im Stande seyn möchte, euch zu folgen: so befehle ich im Namen unsers allergnädigsten „groß-

Die Portugiesen machen sich davon.

Trostrede eines Mandarins.

Große Ehrerbiethung, der Siamer für ihres Königes Schreiben.

Occum Chamnam. 1686.

„großmächtigsten Monarchen, dem dritten Bothschafter, welcher mit dem ersten
„darine, falls solcher ihn überlebet, ein gleiches thun wird, er solle nach meinem T
„das hohe und geheiligte Schreiben Sorge tragen. Sollte, welches der Himmel v
„gar keiner von uns das Vorgebirge erreichen: so soll der letzte, dem es anvertraue
„den ist, vor seinem Tode es auf einem Berge, oder an dem erhabensten Orte, den
„den kann, in die Erde legen, und fleißig verdecken; damit, wenn er diese theure B
„gegen alle verächtliche Zufälle wohl verwahret hat, er an eben demselbigen Orte i
„demüthigen Stellung, und mit eben der Ehrenbezeugung, die wir dem Könige wä
„unsers Lebens schuldig sind, seinen Geist aufgebe. Dieses hatte ich euch zu sagen.
„gleichwie dieses das Hauptwerk ist: also fasset wegen der übrigen Umstände frischen
„haltet treulich zusammen, und mattet euch mit starken Tagereisen nicht allzusehr ab
„Glück unsers gewaltigen Monarchen und Beherrschers wird uns beständig schützen

Versuchen die Portugiesen zu erreichen.

Diese Rede flößete uns neue Herzhaftigkeit ein. Unterdessen wurde doch beschl man wollte nicht der Küste nachgehen, sondern lieber versuchen, ob man die Portu nicht antreffen könnte, auch zu diesem Ende denjenigen Weg nehmen, den sie vermu gewählet hätten. Wir hatten einen großen Berg gerade vor uns; zur rechten Hand in einiger Entfernung, kleine Hügel. Bey diesen Umständen kam uns wahrscheinlich sie würden wegen ihrer Entkräftung nimmermehr den beschwerlichsten Weg gegangen gesetzt auch, daß er der nächste wäre. Demnach wandten wir uns nach der kleinen An Diese Tagereise überstund ich unglaubliche Schmerzen aus. In der vorigen Nacht waren nicht nur die Beine steif und ohnmächtig geworden, sondern sie begonnten auch, ver nebst meinem ganzen Leibe, aufzuschwellen. Einige Tage hernach drang mir ein weißli und schäumendes Wasser aus dem Leibe, absonderlich aus den Beinen.

Fluß, worüber sie gehen wollen.

Wir zogen sehr geschwind, wenigstens dünkete es uns doch, wir eileten ungemei wiewohl wir in der That nicht weit kamen. Um den Mittag erreichten wir einen F von etwa sechzig Schuhen breit, und sieben bis acht in die Tiefe. Wir zweifelten, ob Portugiesen möchten darüber gesetzet haben; denn er schoß, seiner mäßigen Breite ungea tet, ungemein schnell dahin. Einige Siamer wagten es, darüber zu setzen. Doch Strom war so reißend, daß sie aus Furcht davon geführet zu werden, sogleich wieder kehreten. Gleichwohl beschloß man, das Uebersetzen noch einmal zu versuchen; und da es mit desto geringerer Gefahr geschehen möchte, banden wir alle unsere Leibbinden an ander, und ein sehr starker Mandarin nahm es auf sich, das Ende von diesem Se einen jenseits, und nahe am Ufer stehenden Baum zu knüpfen, in der Hoffnung, es w vermittelst dieser Anstalt einer nach dem andern glücklich hinüber kommen. Aber ka der Mandarin in der Mitte des Flusses, so mußte er das Ende der Binde fahren l und nur trachten, wie er das jenseitige Ufer erreichen möchte. Gleichwohl wurde er, seiner Geschicklichkeit ungeachtet, von dem ungestümen Strome an eine Erdspitze ge dert, und an einigen Orten am Leibe verletzet. Als er am Lande war, gieng er am hinauf, und rief uns zu, es sey nicht glaublich, daß die Portugiesen diesen Weg ge hätten. Man hieß ihn wieder auf diese Seite herüber kommen, er konnte es aber anders, als sehr weit oben, bewerkstelligen, da er endlich herüber schwamm.

Sie folgen dem Gestade.

Wir schlossen, die Portugiesen wären an eben dem Ufer geblieben, an welche uns befanden. Demnach nahmen wir diesen Weg ebenfalls. Ein zerrissener St den wir nach Zurücklegung einer halben Meile fanden, bestärkte unsere Vermu

Occum Chamnam. 1686.

Nach unsäglicher Mühe erreichten wir einen Berg, welcher unten eine Höhle hatte, eben als ob sie von der Natur zu einer Herberge für die Reisenden bestimmet wäre. Sie war so geräumig, daß sie uns alle mit einander fassete. Hier brachten wir die Nacht in großer Kälte, folglich mit großem Ungemache zu. Seit einigen Tagen hatte ich geschwollene Beine und Schenkel, konnte folglich weder Schuhe noch Strümpfe tragen. Das Uebel nahm so sehr überhand, daß ich des Morgens beym Erwachen die Erde unter mir mit vielem aus meinen Beinen gedrungenen Wasser und Schaume benetzt fand. Doch war ich im Stande, weiter zu gehen.

Finden eine Spur von den Portugiesen.

Wir giengen den ganzen Tag am Gestade des Flusses fort, mit sehnlicher Begierde, die Portugiesen bald anzutreffen, als welche nach unserm Vermuthen nicht weit von uns entfernet seyn konnten. Wir fanden von einer Zeit zur andern einige Spuren von ihrem Zuge. Nicht weit von unserer Nachtherberge der Felsenhöhle, fand einer unter uns eine Flinte, nebst einer Pulverflasche, welche vermuthlich ein Portugiese liegen lassen, weil er sie nicht länger tragen konnte. Dieses war ein herrlicher Fund für uns. Seitdem wir neben dem Flusse herzogen, hatten wir nicht das geringste Nahrungsmittel gefunden; wir konnten uns also vor Hunger kaum mehr rühren. Man zündete sogleich ein Feuer an. Weil ich meine Schuhe nicht weiter brauchen konnte, sondern sie mich unnützer Weise beschwereten: so trennete sie ich aus einander, und legte die Stücke ans Feuer, wornach wir sie mit Lust verzehreten. Einer von meinen Bedienten gab seinen Huth her: man konnte ihn aber, des langen Röstens ungeachtet, nicht käuen, sondern mußte ihn beynahe ganz zu Asche verbrennen. Allein, er schmeckte hernach so bitter und so ekelhaftig, daß einem ganz übel davon wurde.

Ein Dollmetscher stirbt.

Als wir unsern Weg weiter fortsetzten, fanden wir unten an einem Hügel ein deutsches Merkmaal, die Portugiesen zögen ebenfalls an dem Flusse fort. Dieses Merkmaal war der Leichnam eines von unsern Dollmetschern, der mit ihnen fortgieng, unter Weges aber starb. Er lag auf den Knieen, und lehnete sich mit den Händen, mit dem Kopfe und ganzen Leibe an den Abschuß des Hügels. Unsere übrigen beyden Dollmetscher waren Metissen, das ist, von einem Europäer und einer Siamerinn erzeuget. Aus dieser Ursache blieben sie bey den Portugiesen, und verließen uns. Unsers Erachtens war dieser erfroren. Der Hügel stund so voll schöner Kräuter, daß jedweder einen Vorrath an Kräutern und Blättern, die nicht sehr bitter schmeckten, für seine Abendmahlzeit mitnahm. Allgemach fiel uns ein, die Portugiesen wären schon allzuweit voraus, folglich alle unsere Bemühungen sie einzuholen, ganz umsonst. Wir bedauerten die kleine Insel mit ihrem schönen Vorrathe an Muscheln und gutem Wasser. Der Ort, da wir über Nacht blieben, vermehrete unsern Verdruß und unsere Unzufriedenheit um ein merkliches. Wir hatten nicht mehr als zween, obwohl beyderseits höchstbeschwerliche Wege, vor uns; welchen aber die Portugiesen etwa möchten gewählet haben, das fiel uns unmöglich zu rathen. Auf einer Seite war ein steiler Berg, auf der andern ein sumpfigter Boden, den die Arme des Flusses durchschnitten, und an vielen Orten gar überschwemmeten. Es war nicht glaublich, daß die Portugiesen den Berg überstiegen hätten. Ihr Zug durch die Moräste war eben so unwahrscheinlich, weil man in dieser Gegend beynahe nichts als Wasser, hingegen nicht die geringste menschliche Spur fand. Wir berathschlagten des Nachts unter einander, ob wir weiter gehen, oder umkehren sollten. Die Schwierigkeit, den rechten Weg zu treffen, schien dermaßen unüberwindlich zu seyn, daß jedermann das weitere Fortrücken verwarf. Es schien unmöglich, ohne tausend-

Unzufriedenheit des Haufens.

Occum Chamnam. 1686.

tausendfältige Lebensgefahr durch die Moräste zu waten. Sollte man den Berg über-
gen: so war Gefahr da, vor Durst umzukommen, weil man nicht das geringste W
hoffen, gleichwohl aber unter zweenen Tagen nicht darüber kommen konnte. Man be
folglich, nach der kleinen Insel, da es uns so wohl gegangen war, wieder umzuke
und einige Tage auf Nachricht von den Portugiesen zu warten. Bekämen wir keine,
hätten alles aufgezehret: so wollten wir die Hottentotten aufsuchen, und uns anerbie
ihr Vieh als Leibeigene zu hüten. Denn das Elend, darinnen wir nun schon so lange
steckten, dünkete uns tausendmal unerträglicher zu seyn, als der Sklavenstand.

Sie kehren um.

Nach diesem Entschlusse konnten wir vor Ungeduld, schleunig umzukehren, kaum
ten, bis es Tag wurde. Die Begierde, in der sehnlich gewünschten Insel zu seyn,
unsern täglich unleidlicher quälenden Hunger zu stillen, ermunterte unsere Kräfte derge
daß wir sie am dritten Tage erreicheten. Wer kann unsere Freude über den Anblick d
angenehmen Ortes hinlänglich beschreiben? Jeder wollte der erste darinnen seyn.
die Versuche der hitzigsten unter uns, liefen vergeblich ab, weil die Fluth den Zu
versperrete. Eigentlich war diese Insel eine bloße runde Klippe, und hatte bey ho
Wasser etwa hundert Schritte im Umfange, wurde aber bey der Ebbe größer, und so
entdeckte man rings herum eine Menge kleiner Klippen, die aus dem Sande hervor
ten. Wir warteten mit Ungeduld, bis die Ebbe uns den Zugang eröffnete. Jederm
fiel über die Muscheln her. Wir suchten so viel zusammen, als wir auf einen Tag bra
ten, aßen einen Theil sogleich, und legten die andern an die Sonne, oder ans Feuer
den Abend. Die ganze Küste war so dürr und unfruchtbar, daß man nur einige we
dürre Bäume zum Feuermachen fand. Gleichwohl konnten wir ohne Feuer nicht beste
denn kaum schliefen wir ein, so erweckte uns der Frost und die Nässe wieder. Weil es
an der Küste bald am Holze fehlete: so suchten wir es tiefer im Lande. Aber die ganze
gend war eine bloße Sandwüste, voll jäher Felsen, ohne Baum und Gras. Doch
den wir viel Elephantenmist, dabey wir uns einige Tage wärmeten. Endlich, da
diese Hülfe fehlete, trieb uns der heftige Frost aus einem Orte, der uns sechs Tage
den so höchstbedürftigen Unterhalt verschaffet hatte. Wir beschlossen also, die Hottent
aufzusuchen, und uns der Willkühre der wildesten unter dem ganzen menschlichen
schlechte zu überlassen. Doch wir hätten wohl noch etwas ärgeres gewaget, um
Leben, das uns schon so viele Mühseligkeit kostete, zu erretten.

Sie begeben sich auf eine Insel.

Haben kein Holz.

Wollen sich den Hottentotten übergeben.

Wir verließen demnach die Insel, ihre Muscheln und ihr süßes Wasser, mit gr
Leidwesen. Unterdessen dünkete uns dieser Entschluß desto nothwendiger zu seyn, we
Portugiesen nicht nach uns fragen ließen, folglich entweder auf dem Wege u
kommen waren, oder uns für todt hielten, oder auch, weil uns in einer so abgele
Insel kein Mensch suchen würde. Jedweder nahm so viel Wasser und Muscheln m
den Weg, als er tragen konnte. Diese Nacht blieben wir am Rande eines mit g
nem Wasser angefülleten Teiches, nicht weit von einem Berge, da wir uns schon e
gelagert hatten. Der mitgenommene Vorrath an Wasser und Muscheln leistete un
jetzo gute Dienste; denn hier war nicht das geringste zum Lebensunterhalte dienlich
handen. So bald der Tag anbrach, suchte jedweder einige Kräuter oder Baum
für sich. Denn unsere noch vorräthigen Muscheln gedachten wir auf den äußersten N
zu verwahren. Einige stiegen in den Teich, in Meynung, etwa einige Fische zu f
allein es war eigentlich nur ein zusammengelaufenes salziges und schlammiges Wasser

Warum sie die Insel verlassen.

Occum Chamnam. 1686.

Begegnen drey Hottentotten.

Indem wir dergestalt zerstreuet waren, erblickten die nächsten am Teiche drey Hottentotten gerades Weges herbey kommen. Auf das abgeredete Zeichen versammelten wir uns im Augenblicke, und erwarteten die drey Kerls, die mit starkem Schritte herzu eileten. So bald sie näher kamen, schlossen wir gleich aus ihren Tobackspfeifen, sie müßten Umgang mit Europäern haben. Nur war das beschwerlichste, daß wir einander nicht verstunden. Sie ihres Ortes machten allerley Zeichen, reckten sechs Finger auf, und schrieen mit aller Macht: **Hollanda! hollanda!** Einige unter uns hielten sie für Spionen der vorigen von uns angetroffenen Hottentotten, die vielleicht Willens wären, uns zu ermorden. Andere aber legten ihr Deuten also aus, das Vorgebirge sey nur noch sechs Tagereisen weit entfernet. Nach einiger Ueberlegung, beschlossen wir mit zu gehen, wohin sie uns führen würden, indem es uns doch nicht ärger gehen könnte, als bisher, ja der Tod selbst unserm unerträglichen Elende vielmehr ein glückliches Ende machen würde. Doch der Argwohn, als ob diese Hottentotten Spione wären, verschwand bald wieder, als wir merkten, sie wären nicht so einfältig, als die vorigen, müßten folglich mit Europäern umgehen. Sie hatten ein Schöpsviertel bey sich, zu welchem uns der Hunger ganz ungemeine Begierde erweckte. Sie gaben zu verstehen, wir könnten es für Geld bekommen; und da sie aus unsern Gegenwinken ermaßen, wir hätten keines, deuteten sie auf die silbernen und goldenen Knöpfe an unsern Kleidern. Ich gab ihnen also sechs goldene, bekam für das Viertel, und verzehrete es mit meiner Gesellschaft.

Beystand, den sie von den Hottentotten erhalten.

Sieben Siameser werden von ihren Gefährten verlassen.

Unsere Wegweiser trieben uns ungemein. Sie giengen eine Strecke voraus, ärgerten sich gleichsam über unser langsames Wesen, kamen zurück, und hießen uns eilen. Wir waren des Mittags von dem Teiche aufgebrochen. Unser Nachtlager wiesen sie uns auf einem Hügel an. Der Weg war ungemein beschwerlich gewesen. Als es des folgenden Morgens zum Aufbruche kam, waren sieben unter uns funfzehn, die für Entkräftung auf keinem Fuße zu stehen vermochten. Wir berathschlagten uns über diesen betrübten Zufall, und beschlossen, die Schwächesten nebst einigem Vorrathe von trockenen Muscheln hier zu lassen, unter dem Versprechen, wir würden sie gleich nach unserer Ankunft bey dem holländischen Wohnplatze, im Falle wir ihn erreichten, auf einem bequemen Fuhrwerke abholen lassen. Die Noth zwang sie, in die betrübte Scheidung zu willigen. Zwar befanden wir uns alle mit einander in einem jämmerlichen Zustande: es war jedweder am ganzen Leibe, absonderlich aber an Beinen und Schenkeln, gewaltig aufgeschwollen: doch die armen Leute, die wir zurück lassen mußten, sahen kaum Menschen mehr ähnlich. Es gieng uns sehr zu Herzen, daß wir unsere werthen Freunde in großer Ungewißheit, sie wieder zu sehen, zurück lassen sollten: allein, was hätte ihnen das geholfen, wenn wir auch da geblieben, und mit ihnen gestorben wären? Wir nahmen demnach traurigen Abschied, und folgten unsern Wegweisern, die uns sehr früh aufweckten. Weil ich allemal der muntersten war: so bekam ich diesesmal etwas zu sehen, woraus man die schmutzige Lebensart dieses ungezogenen Volkes beurtheilen mag. Sie hatten Feuer angeschüret, sich nach ausgestandener großen Nachtkälte zu erwärmen; als sie nun fort wollten, machten sie ein Loch in die Erde, warfen die todten Kohlen hinein, und pisseten darauf. Darnach zerstießen sie die Kohlen, rühreten alles durch einander, und besalbeten sich den ganzen Leib nebst dem Gesichte rechtschaffen damit. Nach dieser Verrichtung kamen sie zu uns voll Verdruß, daß wir nicht so hurtig fortmachten, als sie. Endlich verlohren sie die Geduld, und rathschlagten eine Zeitlang mit einander, worauf zween von ihnen in aller

Schmutziges Wesen der Hottentotten.

Occum Chamnam. 1686.

Eile voraus giengen. Der dritte blieb bey uns, ohne jemals nur einen Schritt ab
chen, er hielt auch stille, wenn und so lange wir wollten.

Beschwerlicher Zug.

Dergestalt giengen wir ganzer sechs Tage hinter ihm her, aber mit solcher
und Entkräftung, daß alles zuvor überstandene Elend uns nichts dagegen bedünkete.
Augenblicke mußte man über unwegsame Felsen klettern, davor man erschrack, wenn
sie nur ansah. Unser Wegweiser konnte sich an einigen Orten des Falles kaum selbst
halten, wiewohl er es gewohnet war, auf den steilsten Klippen herum zu steigen.
Siamer wollten ihn gar todtschlagen, als sie sahen, daß er uns auf einen Berg los fü
der von fernen ganz unzugänglich zu seyn schien; denn sie dachten, er wollte uns nur des
dahin bringen, damit wir ums Leben kämen. Aber der zweyte Bothschafter hieß s
schämen. Er stellete ihnen vor, der gute Mensch gäbe sich unsert wegen alle Mühe,
daß es im geringsten seine Schuldigkeit wäre, und bey unserm jetzigen Zustande wär
dankbarkeit das allerabscheulichste Laster, das wir begehen könnten. Gleichwie ma
Schwierigkeit, die von ferne unüberwindlich zu seyn scheint, ihre Größe allmählig ve
je näher man sie betrachtet, also kamen uns auch diese in der vormaligen Entfernung
gänglich scheinenden Orte, immer gemächlicher vor, je mehr wir uns ihnen näherten,
die vermeynten Abgründe wurden gangbar. Mit einem Worte, ungeachtet unserer
digkeit, unsers Hungers und Durstes, überwanden wir alle Hindernisse mit großem M

Nahrungsmittel in den africanischen Wüsten.

In dieser Zeit lebten wir bloß von Muscheln, die wir an der Sonne trockneten,
sparsam zu Rathe hielten. Ein Glück war es, wenn wir gewisse grüne Sträucher a
fen, deren Blätter eine gewisse angenehme Säure hatten, und zum Gewürze für u
Muscheln dieneten. Die Laubfrösche schmeckten uns ebenmäßig ungemein gut. Wir
den sie ziemlich oft, insonderheit auf grünen Plätzen. Die Heuschrecken achteten wir
so sehr. Doch schmeckete uns unter allem Ungeziefer keines besser, als eine gewisse g
Fliege, oder ein schwarzer Käfer, der bloß vom Miste lebet, und in solchem sich auf
Wir fanden sie auf dem Elephantenmiste in Menge, dörreten sie am Feuer, damit m
sie gekocht. Ich muß es gestehen, daß sie mir unvergleichlich angenehm schmeck
Diese Nachricht kann vielleicht jemanden nützlich seyn, der in dergleichen Noth gerath
wir damals bekämpften. *m*)

Der III Abschnitt.

Ankunft der siamischen Gesandten bey den Holländern auf dem Vorgebir der guten Hoffnung, und ihre Rückreise.

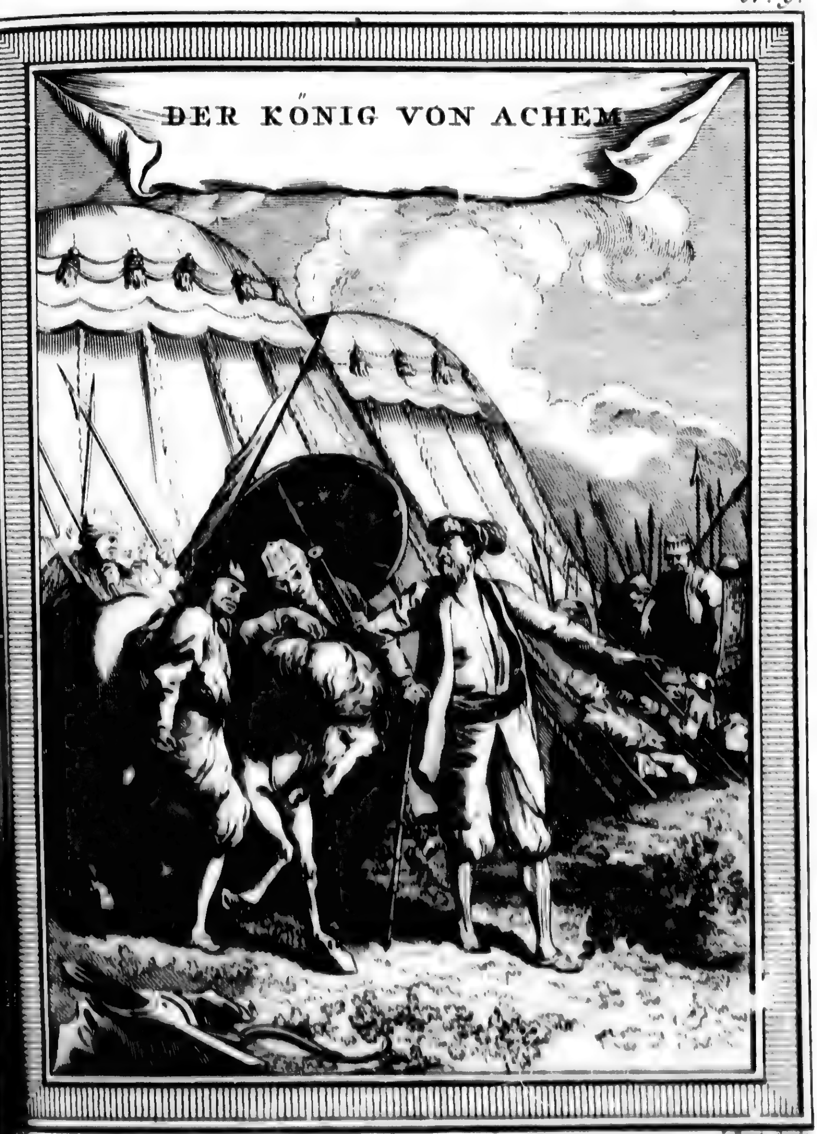
Zweene Holländer kommen ihnen entgegen. Die Siamer werden vom Essen entkräftet. Sie begeben sich in das Fort auf dem Cap. Höflichkeit, die sie daselbst empfangen. Die Holländer machen den Siamesern die Zeche. Wie es den Portugiesen ergangen. Klägliche Geschichte eines portugiesischen Hauptmannes. Verwa Siameser auf dem Vorgebirge. Ihre nach Batavia. Sie kommen wieder am. Warum Occum Chamnam als Be ter nach Frankreich geschickt worden.

Zween Holländer kommen ihnen entgegen.

Endlich, am 13ten Tage unsers Zuges, fährt der Verfasser in seiner Erzählung fo
am sechsten nach dem glücklichen Begegnen der Hottentotten, als wir um
des Morgens eine Anhöhe hinab stiegen, erblickten wir vier Personen auf dem Gi
vor uns liegenden hohen Berges, über welchen unser Weg gieng. Man hielt sie

m) A. d. 321. und vorher. S.

N° 9.



Tom. X.



Occum Chamnam. 1686.

lich für Hottentotten, weil man sie wegen weiter Entfernung nicht wohl erkennen konnte, und es uns unglaublich zu seyn schien, daß eine solche Einöde andere Einwohner aufzuweisen hätte. Aber weil sie gerade auf uns, und wir auf sie zugiengen, so wurden wir mit unglaublicher Freude unseres Irrthums gar bald überführet. Wir sahen, daß es zween Holländer waren, und beyde voraus gegangene Hottentotten bey sich hatten. Das Uebermaaß unserer Freude läßt sich unschwer aus dem bisher beschriebenen Elende ermessen: aber den höchsten Gipfel erreichete sie, da unsere Erlöser wirklich bey uns waren. Sie fragten vor allen Dingen, ob wir Siamer, und welche unter uns die Bothschafter des Königes unsers Herrn wären? Man zeigte ihnen die letztern. Sie erzeigten ihnen große Höflichkeit, ersuchten uns sodann, Platz zu nehmen, und ließen zweene mit Lebensmitteln beladene Caffern herbey treten. Bey dem Anblicke frischen Brodtes, gekochter Speisen und Weins, vermochten wir unsere Entzückung nicht mehr zu mäßigen. Einige fielen den Holländern zu Füßen und umarmeten ihre Knie. Andere belegten sie mit dem Namen ihrer Väter und Erretter. Ich meines Ortes war so voll Dankbarkeit für diese unschätzbare Wohlthat, daß ich ihnen auf der Stelle zeigen wollte, wie hoch ich selbige schätzete. Als unser erster Bothschafter uns befahl, voraus zu gehen, und einiges Fuhrwerk für ihn zu bestellen: so vertrauete er uns allerley Juwelen an, die ihm der König zu verschenken mitgegeben hatte. Mir hatte er fünf in Ringe gefassete sehr große Diamanten gegeben. Ich verehrete also dem Holländer einen davon, um ihnen meine Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens zu bezeugen.

Die Siamer werden vom Essen entkräftet.

Das wundersameste hiebey war, daß, nach dem Essen und Trinken, wir gänzlich entkräftet, und außer allem Stande waren, nur einen Fuß zu rühren. Keiner konnte einmal aufstehen, ohne unglaubliche Schmerzen zu spüren. Mit einem Worte, die Holländer mochten uns vorstellen, wie sie wollten, wir hätten nur noch eine Stunde Weges bis zu ihrem Wohnplatze, und könnten ja daselbst nach Wunsche ausruhen: so hatte doch niemand weder Kräfte noch Muth, einen so kurzen Weg zu unternehmen. Als unsere Wohlthäter unser Unvermögen sahen: so schickten sie die Hottentotten nach einem Fuhrwerke. Diese kamen innerhalb zwo Stunden mit zween Karren und einigen Pferden zurück. Doch die letztern halfen uns nichts, weil sie niemand besteigen konnte. Wir setzten uns also auf die Karren, und fuhren nach dem holländischen Wohnplatze, der nur eine französische Meile von diesem Orte lag. Wir schliefen hier die Nacht auf dem Strohe, weit sanfter, als jemals in unserm größten Wohlstande, und erwachten mit dem süßen Vergnügen, daß wir nunmehr des ausgestandenen ein und dreyßigtägigen Elendes hinfüro befreyet seyn würden.

Sie begeben sich in das Fort auf dem Cap.

Unsere erste Sorge war, die Holländer zu bitten, sie möchten den sieben zurück gelassenen Siamern einen Wagen mit Lebensmitteln entgegen schicken. Es geschah solches ohne Verzug, und wir für unsere Person fuhren auf zween andern Wägen nach einem andern holländischen Wohnplatze, der fünf bis sechs französische Meilen von dem vorigen lag. Kaum waren wir da, so schickte der Statthalter den Bothschaftern einige Soldaten zur Begleitung entgegen, imgleichen zwey Pferde. Allein, diese konnten sie wegen Leibesschwachheit nicht besteigen. Demnach blieben wir auf unsern Wagen, und hielten in selbigen unsern Einzug, in die von den Holländern auf der Rhede des Vorgebirges erbauete Festung. Der Befehlshaber schickte den Bothschaftern seinen Secretär entgegen, so bald er ihren Anzug vernahm, und ließ sie bewillkommen. Hierauf zogen wir durch etwa zwanzig

Occum Chamnam 1686.

zwanzig im Gewehre stehende Soldaten in die Festung, und vor des Statthalters Woh... Dieser empfing die Bothschafter unten an der Treppe, und bezeugte so wohl ihnen ... den sämmtlichen Mandarinen, große Ehre und Freundschaft. Er führete uns in den ...sten Saal, nöthigte uns zu sitzen, bewirthete uns auf das beste, und ließ eilf Stück... feuern, um den König unsern Herrn in der Person seiner Bothschafter zu beehren. ... bathen inständig, er möchte ohne den geringsten Zeitverlust unserm ersten Bothschafte... wir nicht weit vom Strande, woran wir scheiterten, zurück ließen, einige Hülfe angede... lassen. Er gab zur Antwort, bey jetziger Jahreszeit falle es unmöglich, er würde... gleich nach derselbigen Verfließung alle Sorgfalt deswegen anwenden. Zugleich sag... es sey unser Glück, daß wir uns an der Küste gehalten hätten; wären wir tiefer ins ... gekommen, so hätten uns die Caffern in die Hände bekommen, und ohne Barmherz... ermordet.

Höflichkeit, die sie daselbst empfangen.

Die Holländer machen den Siamern die Zeche.

Als wir bey unserer Ankunft auf dem Vorgebirge die Schiffe im Hafen erblickte... erwachete die Hoffnung, unsere Freunde, und unser werthes Vaterland wieder zu sehen ... einmal in unserm Gemüthe. Das Anerbiethen des Befehlshabers vermehrete diese ... Vorstellung, und brachte uns beynahe alles ausgestandene Elend aus dem Sinne. ... hielt auch sein Wort. Sein Secretarius begleitete uns nach der für uns zubereiteten ...nung, woselbst wir mit aller Nothdurft überflüßig versorget wurden. Doch wurde ... und jedes, auch so gar die Zimmermiethe fleißig auf Glauben gestellet, und die Rech... den Staatsbedienten unseres Königes nach Siam zugeschicket, die sie bey Heller und ...nig bezahleten, ohne das geringste zu vergessen, auch so gar die Löhnung nicht für den ...ficier und die Soldaten, die uns entgegen kamen, und während unseres Aufenthaltes ... dem Vorgebirge, vor unserm Hause Wache stunden.

Wie es den Portugiesen ergangen.

Die Portugiesen kamen acht Tage vor uns dahin, hatten aber noch mehr ausge... den, als wir. Ein portugiesischer Augustinermönch, der die nach Portugall bestim... Bothschafter auf Befehl des Königes begleitete, machte uns einen Abriß von ihrem El... er uns die Thränen aus den Augen lockte. Er sagte, der grimmigste Tieger wäre ...herzig geworden, wenn er das Winseln und Klaggeschrey derjenigen, die vor Hunger ... Mattigkeit umfielen, gehöret hätte. Sie flehten um den Beystand ihrer guten Freund... Bekannten, auf das wehmüthigste, aber vergeblich. Niemand kehrete sich an ihr ... klagen. Das einzige Merkmaal einer Menschlichkeit, das man von sich gab, wenn ... fielen, war dieses, daß man ihre Seele Gott befahl. Man wendete die Augen weg ... verstopfte die Ohren, damit man nur das ängstliche Winseln nicht anhören, und den ...merlichen Anblick der mit dem Tode ringenden, nicht ausstehen durfte. Fast alle ... den sank einer dahin. Sie verlohren auf dieser Reise, seit ihrer Trennung von uns ... bis sechzig Personen, von allerley Alter und Stande, ohne die zuvor verstorbenen, ... ter auch ein Jesuit war, ein sehr alter und baufälliger Mann.

Klägliche Geschichte eines portugiesischen Hauptmannes.

Doch die allerkläglichste Geschichte, die man je erhöret, und welche viell... mals ihres gleichen gehabt hat, gieng mit dem Hauptmanne des Schiffes vor. ... ein vornehmer, reicher und tugendhafter Mann, hatte auch seinem Könige wichtige ...ste geleistet, und stund bey selbigem wegen seiner Tapferkeit und Treue, in großen ... Sein Name will mir jetzo nicht beyfallen: man rühmete aber sein Geschlecht für ... vornehmsten in ganz Portugall. Dieser Hauptmann nun hatte seinen einzigen ... von etwa zehn bis zwölf Jahren mit sich nach Indien geführet, entweder damit ...

Occum Chamnam 1685.

[illegible]luft bey Zeiten vertragen lernete, oder weil er die Auferziehung [illegible] [illegible] Kindes [illegible]niemand anvertrauen wollte. Der junge Mensch besaß auch i[illegible] [illegible] Eigenschaf[illegible]ten, die jemand beliebt machen können. Er sah gut aus, war [illegible] [illegible], verstund nach seinem Alter schon vieles, und zeigte übrigens so viel Ehrerbietung, Gehorsam und Liebe gegen seinen Vater, daß er allen Kindern zum Beyspiele dienen konnte. Als der Hauptmann sich aus dem Schiffbruche rettete: so vertrauete er die Sorge, selbigen in Sicherheit zu bringen, keinen andern, als seinen eigenen Händen. Unterwegens ließ er ihn durch seine Leibeigenen tragen. Als aber endlich diese Schwarzen entweder gestorben, oder doch so entkräftet waren, daß sie selbst kaum mehr kriechen konnten: so wurde das arme Kind so schwach, daß da es sich einstens Nachmittage gleich andern, auf einem Hügel niedersetzte und ruhen wollte, es nicht wieder aufstehen konnte, sondern mit steifen Beinen da liegen blieb, und keines zu beugen vermochte. Dieser Anblick war dem Vater ein Stich durchs Herz. Er ließ ihn zum Gehen helfen, ja er half ihm selbst. Allein, weil er keinen Fuß mehr rühren konnte: so mußte man ihn bloß schleppen, und endlich ermüdeten diejenigen, welche sein Vater darum gebethen hatte, so gänzlich, daß sie es, ohne selbst liegen zu bleiben, nicht länger mehr ausstehen konnten. Der unglückliche Hauptmann wollte seinen Sohn hierauf selbst tragen, und ließ ihn auf seine Schultern setzen. Er war aber viel zu schwach, nur einen Schritt weit zu gehen, sondern stürzete mit seiner Last zu Boden. Der Sohn schien über seines Vaters Schmerz weit betrübter zu seyn, als über sein eigen Unglück. Er bath zum öftern, er möchte ihn doch nur sterben lassen; denn seine Betrübniß gienge ihm durch die Seele, und könne sein Leben doch nicht fristen. Es glaubte wirklich niemand, daß er den Abend erleben könnte. Endlich da er sah, seine Vorstellungen hülfen zu nichts, als seinen Vater nur desto weichherziger zu machen, so gar, daß er durchaus mit ihm sterben wollte: so bath er die übrigen Portugiesen, auf eine so wehmüthige Weise, davon das bloße Angedenken ihnen allemal Thränen auspressete, sie möchten doch den Hauptmann auf die Seite führen, und für dessen Leben Sorge tragen. Zween Mönche redeten ihm ebenfalls ins Gewissen, und stelleten ihm vor, die Religion beföhle, auf Erhaltung seines Lebens bedacht zu seyn. Alle Vorn[illegible] ergriffen ihn hierauf, und zogen ihn mit Gewalt von seinem Sohne weg, den man gleichfalls auf die Seite und an einen andern Ort schaffete, wo er dieselbige Nacht verschied. Der Hauptmann konnte sich das traurige Angedenken dieser betrübten Trennung niemals aus dem Sinne schlagen. Er brachte seine Schwermuth mit nach dem Vorgebirge, und starb zween Tage nach seiner Ankunft daselbst n).

Verweilen der Siamer auf dem Vorgebirge

Wir verweileten beynahe vier Monate auf dem Vorgebirge, weil wir so lange warten mußten, bis ein Schiff nach Batavia absegelte. Allein, wir hatten völlige zween Monate zu Erholung unserer Kräfte nöthig. Ein sehr geschickter Wundarzt nahm es über sich, uns völlig wieder herzustellen; er schrieb uns aber anfänglich eine Ordnung vor, die wir nicht anders als mit Mühe hielten. Es fiel uns schwer, unserer Eßbegierde Einhalt zu thun: allein, er jagte uns die Furcht ein, die Speisen würden uns ersticken, wenn wir den Magen damit überlüden. Demnach mußten wir mitten im Ueberflusse noch einmal Hunger leiden.

Wie sie zu Kräften kommen.

Vor

n) A. d. 31 und vorherg. S.

Occum Chamnam 1686.

Ihre Abreise nach Batavia.

Vor unserer Abreise vom Vorgebirge, erfuhren wir, unser Untersteuermann hä
sich auf ein englisches Schiff geflüchtet. Der Obersteuermann wäre seinem Beyspiele gern g
folget: er konnte aber nicht, weil ihn der Schiffer und das übrige Bootsvolk allzugen
bewachten, in der Absicht, ihn nach Portugall zu führen, und für seine Nachläßigkeit
strafen zu lassen. Die Portugiesen traten meistentheils auf holländische nach Amsterda
abgehende Schiffe, von welchem Orte sie nach Hause zu kommen verhofften. Die ande
bestiegen nebst uns ein holländisches Schiff, das in der späten Jahreszeit auf das Vorg
birge kam, und uns glücklich nach Batavia lieferte. Wir unseres Ortes blieben se
Monate in besagter Stadt, giengen im Brachmonate nach Siam zu Schiffe, und kam
im Herbstmonate glücklich dahin. Der König, unser Beherrscher, erzeigete uns ganz auß
ordentliche Gnade und Wohlthaten.

Kommen nach Siam.

Warum Occum Chamnam als Bothschafter nach Frankreich geschickt wurde.

Kaum war ich sechs Monate zu Siam gewesen, so liefen die Gesandten des König
von Frankreich mit ihrer Flotte in den Hafen ein. Oja-Vichaigen o) oberster Staa
rath meines Königes, befahl mir in seinem Namen, mich an ihren Bord zu begeben, u
seine Danksagung abzustatten, sowohl wegen des Schreibens, damit sie ihn beehret, al
wegen des Edelmannes, den sie an ihn abgeschicket hatten. Auf meiner Reise hatte ich
viel portugiesisch gelernet, daß ich es verstehen, und zur Noth reden konnte. Dieses wa
die Ursache, warum mich der Minister zu dieser Verrichtung aussersah, und warum nach
gehends der Pater Tachard mich beym Könige zum Bothschafter nach Frankreich und Ro
ausbath. Ob ich mich gleich von dem ausgestandenen Elende kaum erholet hatte: so er
weckte doch die Erzählung der aus Frankreich zurück kommenden Mandarinen eine unge
meine Begierde bey mir, ein Land, davon sie so viel Wunders erzählten, selbst in Augen
schein zu nehmen, insonderheit aber, einen Monarchen in der Nähe zu bewundern, dess
Ruhm bis in die entferntesten Länder erschollen.

****

Beschreibung von Siam.

Das XIII Capitel.

Beschreibung des Königreiches Siam.

Der I Abschnitt.

Erdbeschreibung von Siam.

Vorläufige Anmerkungen. Landesbeschreibung des Königreichs. Dessen Lage. Stadt Schiamai. Louberens Muthmaßung. Ursprung des Flusses Menam. Bequeme Lage von Siam. Es hat viele Häfen, Coromandel aber keinen. Der Menam durchfließt das Land; hat volkreiche Ufer. Das Innere des Reichs ist wenig bekannt. Hauptsächliche Städte an dem M
nam. Cambory und Corazema. Cont
Lage der Hauptstadt. Ihre Größe. H
Häuser und Straßen. Wahre Benennun
Siam. Siamische Zeitrechnung und Hal
der Einwohner.

Vorläufige Anmerkungen.

„Der König von Siam, saget der Pater Tachard, trug uns auf, wir sollten
„genaue Karte von seinem Reiche und den benachbarten Ländern verfertigen.
„ließ uns durch den Herrn Constance Empfehlungsschreiben an die umliegend
„Könige versprechen. Es hatten aber nach meiner Abreise unsere Patres die Zeit
„sein

seinem Befehle eine Genüge zu leisten, weil sie eilends nach China abreisen mußten. Indem nun die nachgehends erfolgte siamische Staatsveränderung diesem Werke noch schwere Hindernisse in den Weg legte: so haben wir vorjetzo keine andere als alte Nachrichten, die man hin und wieder in Reisebeschreibungen findet, dem geneigten Leser vorzulegen.

Beschreibung von Siam.

Landesbeschreibung des Königreiches. Seine Lage.

Das Königreich Siam stößt gegen Mitternacht an Laos, gegen Osten an Cambova und Keo, gegen Mittag an den großen Seebusen, der den Namen des Landes trägt, und gegen Abend an die Halbinsel Malacca. Auf der Nordseite reichen seine Gränzen bis unter den zwey und zwanzigsten Grad; und weil die Rhede, welche den Seebusen einschließt, beynahe auf vierzehntehalb Grad liegt: so beträgt dieser ganze den Europäern wenig bekannte Strich Landes in gerader Linie ungefähr hundert und siebenzig französische Meilen. Von Morgen gegen Mitternacht wird das Königreich durch ein hohes Gebirge von dem Königreiche Laos abgesondert. Von Mitternacht gegen Abend scheiden es andere Gebirge von den Königreichen Pegu und Ava. Diese doppelte Reihe Berge schließt gleichsam ein großes Thal zwischen sich, welches an einigen Orten eine Breite von achtzig bis hundert französische Meilen hat. Besagtes Thal wird von Schiamai bis an die See, das ist von Norden gegen Süden, von einem schönen Flusse, den die Siamer Menam nennen, bewässert, und es beträgt gleichsam den Körper oder den vornehmsten Theil des Königreiches p).

Stadt Schiamai.

La Loubere Muthmaßung.

Die Siamer versichern, die Stadt, welche sie Schiamai nennen, liege funfzehn Tagereisen weiter gegen Norden, als die alte Gränze ihres Reiches. La Loubere rechnet für diese funfzehn Tagereisen, sechzig bis siebenzig französische Meilen, weil man sie nach dem Laufe des Flusses zählet, das ist, gegen den Strom. Damals waren es ungefähr dreyßig Jahre, seitdem ihr König besagte Stadt eingenommen, hernach verlassen, und alle Einwohner weggeführet hatte. Nachgehends bevölkerte sie der König von Ava, welcher jetzo dazu beherrschet, von neuem. Allein, die Siamer, welche besagtem Zuge beygewohnet haben, wußten nichts von dem berühmten See, woraus unsere Erdbeschreiber den Fluß Menam entspringen, und seine Benennung entlehnen lassen q). Loubere glaubet also, besagte See wäre vom Flusse viel weiter, als sie vermeynen, entfernet, oder wohl gar nicht in der Welt r). Doch kann es auch seyn, fähret er weiter fort, daß diese Stadt, wel-

che

o) Dieses war der siamische Name des Herrn ...ance. Seine Geschichte ist in der ersten ... des Pater Tachards zu finden.

p) Diese allgemeine Beschreibung ist aus dem ...bere genommen. Joost Schuten, welcher ...ndl aber der holländischen Gesellschaft in die... Gegend war, und im Jahre 1636 schrieb, giebt ... siamischen Gränzen anders an. Das Königreich, saget er, erstrecket sich bis auf den achtzehnten Grad Norderbreite, und stößt auf dieser ... an die Königreiche Pegu und Ava. Gegen ...n wird es von dem Seebusen eingeschränket. Die ... läuft von Martawan bis unter den siebenten Grad, wo sie von Süden mit den Königreichen Patan und Queda zusammen stößt. Von ... läuft die Küste nordlich, bis dreyzehn Grad ... Minuten, krümmet sich hernach in Bogen, ...achet die Höhlung des siamesischen Seebusens. Sodann geht sie südlich, bis auf den zwolften Grad herab, und von dieser Seite hat das Königreich Siam ostlich die cambovischen Wüsteneyen, südlich die Königreiche Jongoma, Tangu und Lands Jang, dergestalt, daß es einen halben Mond von vierhundert und funfzig französischen Meilen im Umkreise machet.

q) Selbiger bedeutet Wasserpfütze, oder großes Wasser.

r) Die Schiffahrt hat die siamesische Küste genugsam entdecket: allein viele, welche dieselbige beschreiben, wissen von dem inwendigen Lande nicht das geringste, indem die Siamer entweder gar keine Karte davon haben, oder gewaltig geheim damit thun. Die von Loubere heraus gegebene, ist nach seinem Berichte das Werk eines Europäers, der den Menam bis an die Gränze des Königreiches aufwärts schiffete, aber nicht im Stande war,

die

Beschreibung von Siam.

che viele Nachbarn hat, folglich dem Kriegesunglücke mehr als andere unterworfen nicht allemal an dem alten Orte wieder aufgebauet worden sey. Diese Muthmaßung ket ihm desto wahrscheinlicher zu seyn, weil man aus einer von bloßem Holze erbau Stadt, gleich wie sie hier zu Lande alle sind, nach ihrer Verwüstung weder den Grund alte Mauern, noch andere Merkmaale finden kann. Er hält es überhaupt für zweifel ob der **Menam** aus einem See entspringe, indem er bey seinem Eintritte ins König Siam sehr klein ist, und wohl auf funfzig französische Meilen weit, keine andere als kleine Kähne trägt s).

Ursprung des Flusses Menam.

Nachgehends nimmt er einige andere Flüsse, nebst einer großen Menge Bäch sich, die von dem vorherbeschriebenen Gebirge herab stürzen, und ergießt sich d drey Mündungen in den siamesischen Meerbusen. Unter besagten Mündungen ist jenige die schiffreichste, die am weitesten gegen Osten liegt. **Joost Schuten** setze unter dreyzehn Grad dreyßig Minuten Norderbreite.

Bequeme Lage von Siam.

Das vorhin gemeldete Gebirge, welches den Ländern **Ava**, **Pegu** und Siam gemeinschaftlichen Gränze dienet, erniedriget sich gleichsam stufenweise, je weiter es fü fortstreicht, und bildet die indianische Halbinsel jenseit des Ganges, welche bey der **Sincapur** aufhöret, die siamesische und bengalische Seebusen von einander scheidet, zwischen sich und der Insel **Sumatra** die berufene Straße von **Malacca** oder Sincap läßt. Die Küsten werden durch viele Flüsse, die von besagtem Gebirge in die beyden busen von Siam und Bengal fallen, fruchtbar gemachet. Das zweyte Gebirge, das schen **Laos** und **Siam** gleich dem vorigen südlich fortläuft, wird allgemach niedriger, endiget sich am Vorgebirge **Camboya**, welches unter allen südlich auslaufenden Vo birgen des asiatischen Welttheiles das östlichste ist. Auf der Höhe dieses Vorgebirges ginnet der siamesische Seebusen, an welchem das Königreich Siam zu beyden Seiten weit gegen Mittag fortläuft, nämlich an der östlichen Küste, bis an den Fluß Chanta wo das Königreich Camboya anfängt; und gerade gegen über, das ist, in demjen Theile der Halbinsel, jenseits des Ganges, auf der westlichen Seite des siamesischen busens, erstrecket es sich bis nach **Queda**, und bis nach **Patan**, welche Länder Malayern bewohnet werden, die ehemals **Malacca** zu ihrem Hauptsitze hatten.

Siam hat viele Häfen, die Küste Corom andel keinen.

Demnach beträgt die Länge von Siam, so weit es an der Küste des siamesischen sens liegt, ungefähr zweyhundert französische Meilen; an dem bengalischen Busen hundert und achtzig. Diese vortheilhafte Lage öffnet den Einwohnern die Fahrt in alle genländische Meere. Nebstdem hat die Natur der Küste Coromandel, welche die che Gränze des bengalischen Busens machet, nicht den geringsten Hafen oder Rhede theilet, hingegen aber der gegen über liegenden siamesischen Küste desto mehrere. wird diese letztere von einer großen Menge Inseln bedecket, wo die Schiffe sicher auch Holz und Wasser im Ueberflusse finden können. Der König von Siam rechnet zu seinen Ländern, ob gleich sie von seinen Unterthanen niemals bewohnet werden noch er selbst eine hinlängliche Seemacht besitzt, den Zugang in selbige gegen die

die Lage der Orte genau zu bemerken. Nebstdem hatte er auch nicht alles gesehen. Cassini hat sie aus andern Nachrichten verbessert. Gleichwohl ist sie noch mangelhaft, obwohl richtiger, als die ältern.

r) Description de la Loubere, T. I. 6 und 7 S.

s) La Loubere. A. d. 19 und 20 S.

u) Er saget, das platte [illegible] so voll Flecken und Dörfer, daß man sie schwerlich

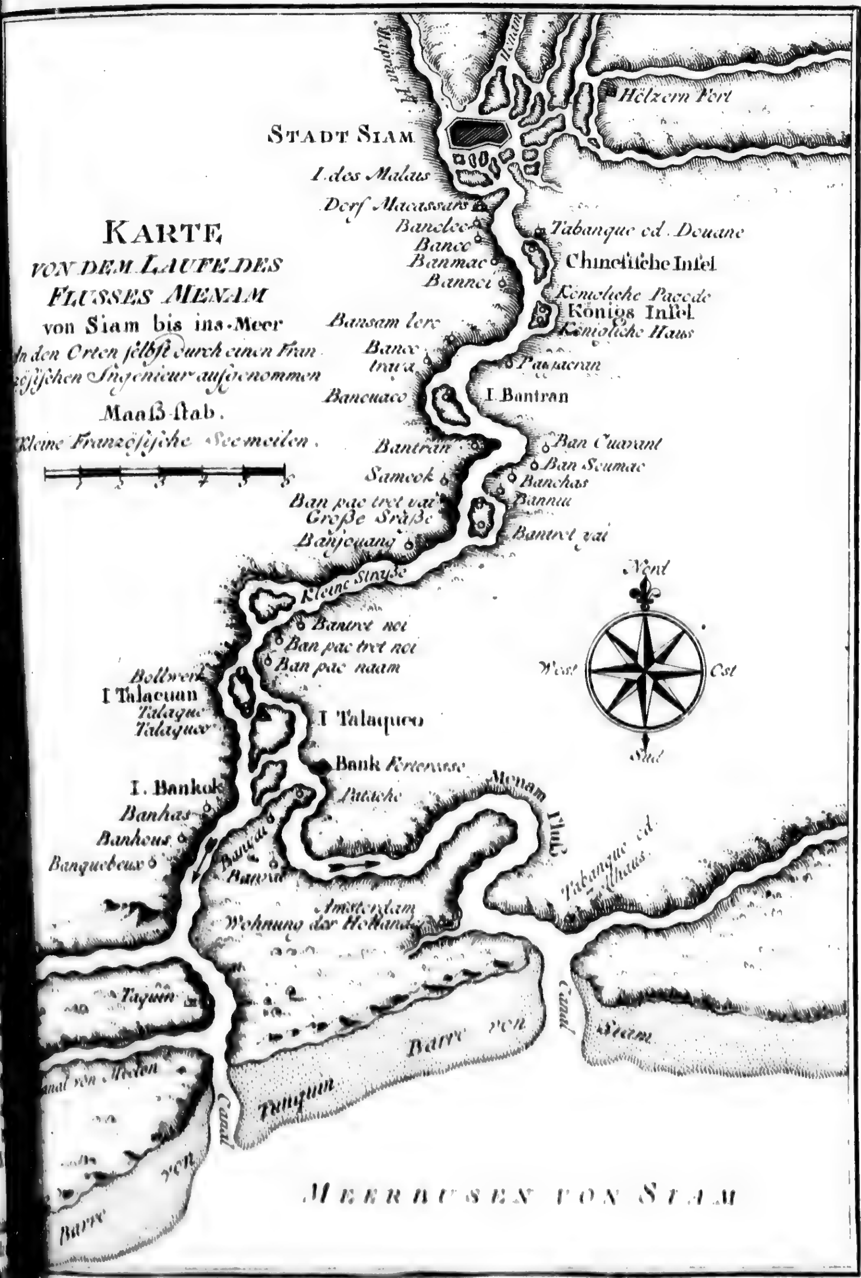
nd anderer

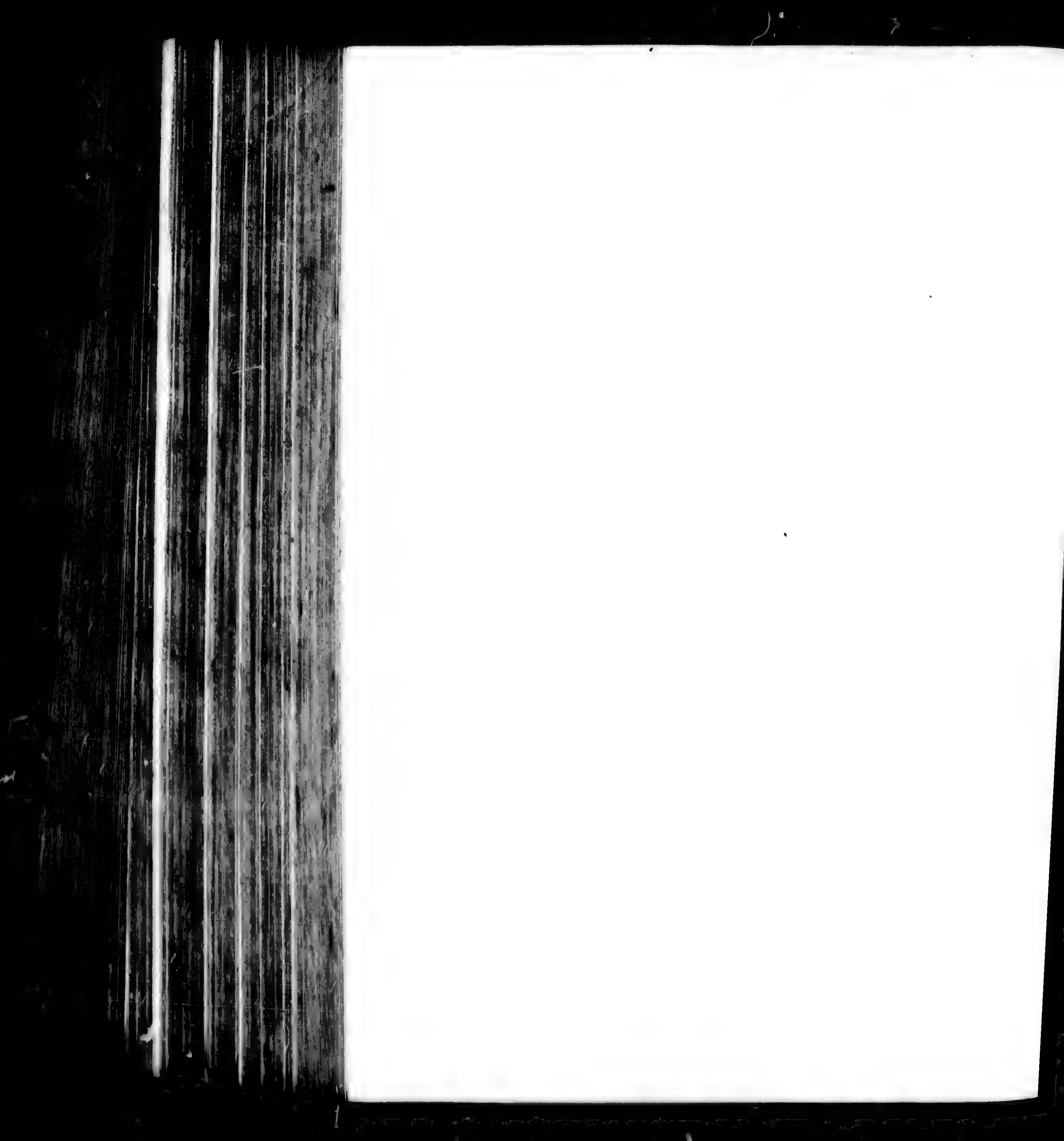
e mehr als andere unterworfen ist,
en sey. Diese Muthmaßung dün
s einer von bloßem Holze erbauten
er Verwüstung weder den Grund noch
Er hält es überhaupt für zweifelhaft,
bey seinem Eintritte ins Königreich
e Meilen weit, keine andere als sehr

, nebst einer großen Menge Bäche zu
rab stürzen, und ergießt sich durch
Unter besagten Mündungen ist die
liegt. Joost Schuten setzet sie

ändern Ava, Pegu und Siam
eichsam stufenweise, je weiter es süd
seit des Ganges, welche bey der Sta
e Seebusen von einander scheidet,
Straße von Malacca oder Sincapu
von besagtem Gebirge in die beyden
machet. Das zweyte Gebirge, das
fortläuft, wird allgemach niedriger,
unter allen südlich auslaufenden Vor
Auf der Höhe dieses Vorgebirges
Königreich Siam zu beyden Seiten
chen Küste, bis an den Fluß Chanta
rade gegen über, das ist, in demjen
der westlichen Seite des siamesischen
nd bis nach Patan, welche Länder
cca zu ihrem Hauptsitze hatten.
weit es an der Küste des siamesischen
Meilen; an dem bengalischen Busen
ffnet den Einwohnern die Fahrt in alle
der Küste Coromandel, welche die
he den geringsten Hafen oder Rhede
n siamesischen Küste desto mehrere.
nseln bedecket, wo die Schiffe sicher
en. Der König von Siam rechnet
nterthanen niemals bewohnet worden
den Zugang in selbige gegen die

i) Description de la Loubere, T. I.
6 und 7 S.
k) La Loubere. A. d. 19 und 20 S.
n) Er saget, das platte Land ist so voll
Flecken und Dörfer, daß man sie schwerlich





der zu verwahren. Die Stadt **Merguy** liegt auf der nordwestlichen Spitze einer solchen großen und volkreichen Insel, welche durch die Arme eines sehr schönen Stromes bey seinem Ausflusse in die See gemachet wird, und ihren Namen von der an ihrem Gestade und funfzehn Meilen weit von der See liegenden Stadt, **Tanasserim** bekömmt. Besagter Fluß kömmt aus Norden herab, durchläuft die Königreiche Ava und Pegu, auch einen Theil von Siam, ergießt sich endlich durch drey Mündungen in den bengalischen Busen, und machet die Insel Merguy, welche den schönsten Hafen in ganz Indien hat *t*).

Beschreibung von Siam.

Der Menam fließt durch das Land, und hat volkreiche Ufer.

Indem der **Menam** das Königreich Siam durchfließt, dieses Land aber mit Gebirgen eingeschlossen ist: so ermisset man ohne Mühe, daß die vornehmsten Städte ihren Platz an dem Ufer des besagten Stromes haben müssen, indem nicht nur die Handlung, sondern auch andere Bequemlichkeiten, den größten Theil der Einwohner dahin locken. Uebrigens ist das Land schlecht bevölkert. Ja, es wohnen so gar nur wenige Siamer am Seestrande, oder etwa eine kleine Tagereise davon. Um dieser Ursache willen, klagen alle Reisende, es sey ihnen die von dem Flusse Menam entfernete Gegend wenig bekannt. Joost Schuten nennet zwar viele Städte her, und giebt sie für die Hauptstädte der Landschaften aus, darinnen sie liegen; es scheint aber, ihre eigentliche Lage sey ihm unbewußt gewesen *u*). Ein französischer Ingenieur, Namens **de la Mare**, den der Ritter Chaumont in des Königes Dienste überließ, verfertigte einen Riß von dem Laufe des Menams, aber nur von der Hauptstadt bis an die See. Dieses ist nun alles, was wir von dem Innern des Landes zuverläßig wissen, nur einige Erläuterungen ausgenommen, welche la Loubere beygefüget hat, imgleichen was der Pater Tachard von Luvo und einigen andern Orten beybringt.

Das Innere des Reiches ist wenig bekannt.

Bancock *x*), dessen Namen in den vorhergehenden Reisebeschreibungen so oft vorkömmt, liegt sieben Meilen von der See, und heißt auf siamisch **Fu**, ohne daß man einige Ursache von dem Namen Bancock anzeigen könnte. Zwar beginnen viele siamische Namen mit dem Worte **Ban**, welches ein Dorf bedeutet: allein Loubere bemerket, die Benennung der meisten nahe am Meere gelegenen Städte sey von den Ausländern verhunzet worden. Das Gebiethe dieser Stadt ist ganzer vier französische Meilen weit von Siam gegen Talacoan, mit großen Gärten angefüllet, welche besagter Hauptstadt eine gewaltige Menge Gartengewächse verschaffen, das ist, ihr diejenigen Nahrungsmittel liefern, welche ihre Einwohner höher achten, als alle übrige.

Andere ansehnliche Städte am Menamflusse, sind **Metac**, als die vornehmste im Königreiche auf der Nordnordwestseite. Ferner **Tian-tong**, **Campeng pet**, oder **Campeng**, **Laconceran**, **Tschainat**, **Siam**, **Talacoan** und **Talaqueu**. Zwischen Siam und **Tschainat**, in einer Entfernung, welche die Krümmungen des Flusses beyderseits ungefähr gleich groß machet, liegt die Stadt Luvo etwas östlich vom Flusse weg. Hier bringt der König von Siam einen großen Theil des Jahres zu, und ergötzet sich mit der Jagd. Gleichwohl wäre der Ort unwohnbar, wenn er nicht durch einen dahin geleiteten Arm des **Menams** bewässert würde. Die Stadt **Metac** hat ihren eigenen Erbherrn, welcher den Titel führet **Pa-ya-Tac**, das ist: Fürst von **Tac**. **Tian-tong** ist eine

Hauptsächliche Städte an dem Menam.

…en kann. Die vornehmsten Städte sind In…, (diesen Namen leget er der Stadt Siam …) Piceluk, Surkeluk, Capheng, Sucthay, …binpet, Conseyvan, Pitsyay, Pitsidi, Lydu…, …Lenu, Mormelon, Martenayo, Ligor, Bor…ong, Tanassary, **Bankock**, Pipri, Rapry, Merguy und andere. Joost Schutens holländische Reisebeschreibung nach Siam. Die Zahl der Landschaften ist oben angegeben.

x) Man sehe Tachards erste Reise. De la Mare mußte **Bancock**, **Luvo** und andere Orte befestigen.

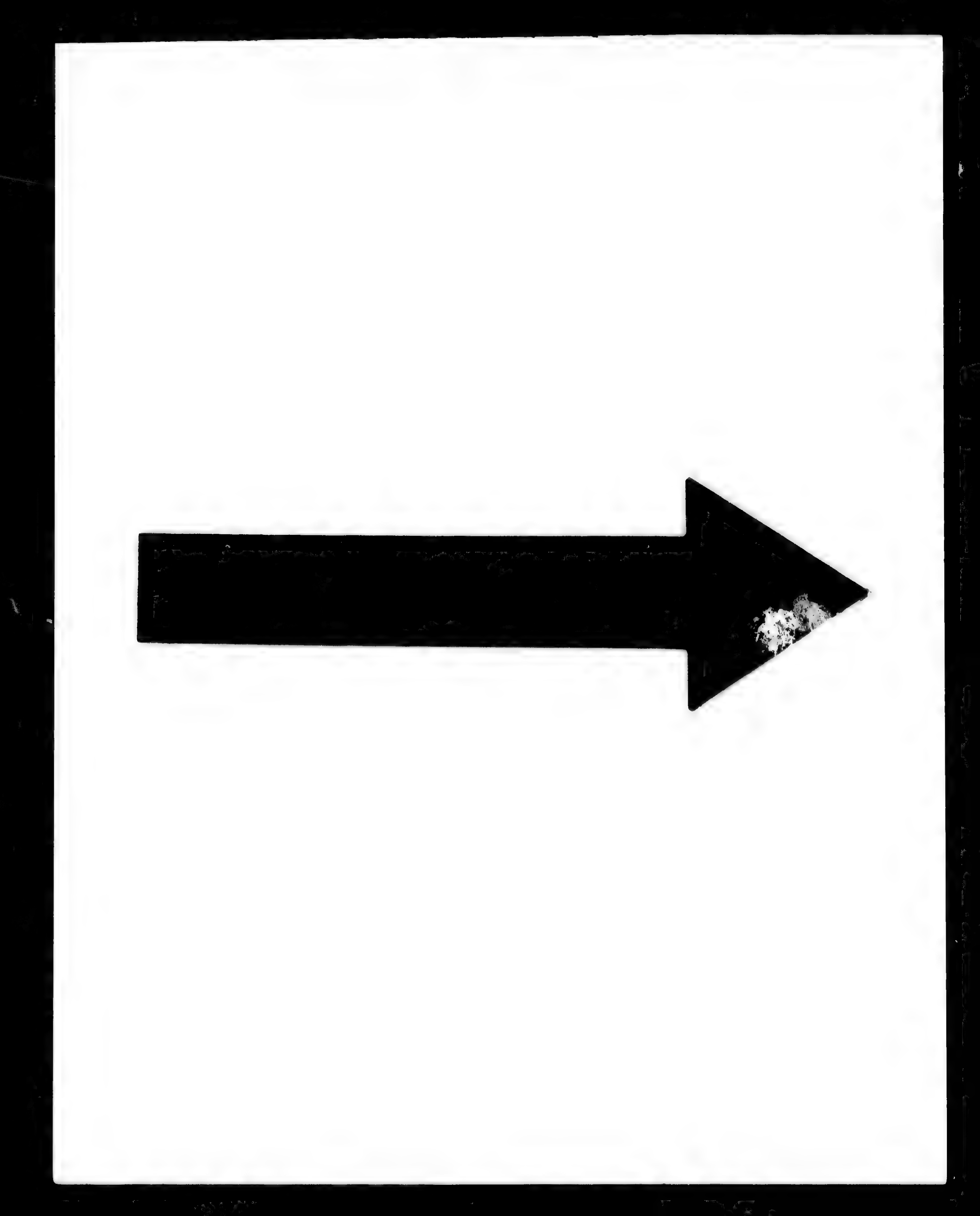
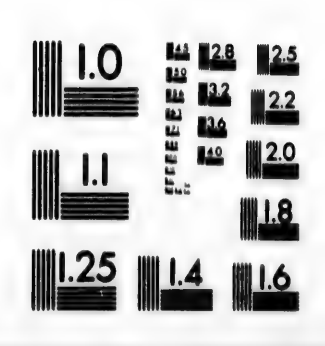




IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



Beschreibung von Siam.

eine durch die ehemaligen peguanischen Kriege zerstörete Stadt. **Campeng** ist wegen seiner trefflichen Stahlgruben berühmet.

Bey **Laconceran** fällt ein anderer ansehnlicher Fluß in den Menam. Er kömmt gleichfalls von Norden, und heißt ebenfalls Menam, weil dieser Name allen Strömen beygeleget wird. Unsere Erdbeschreiber leiten ihn aus dem bey Schimai liegenden See her. **La Loubere** hingegen versichert, er entspringe aus einem Gebirge, das nicht so weit nordlich liege, als besagte Stadt. Er fließt erstlich bey **Meuang-fong**, **Pitschiai**, **Pithnoluk** y), und **Pitschit** vorbey, und fällt hernach bey **Laconcevan** in den andern Menamfluß. **Pitsanoluc**, woraus die Portugiesen **Porsaluc** machen, hatte vor Zeiten seine eigenen Erbherren, eben also wie Metac. Es wird auch jetzo noch in dem Pallaste der ehemaligen Fürsten zu Gerichte gesessen. Die Stadt treibt große Handlung, und ist mit vierzehn Bollwerken befestiget z).

Laconcevan liegt auf halbem Wege, zwischen Siam und Pitsanoluk. Diese Weite beträgt funfzehn Tagereisen, wofern man in den gewöhnlichen Barken den Strom aufwärts fährt; hingegen nur zwölfe, wofern man geschwinder forteilet.

Alle diese Städte, gleichwie auch alle übrige siamische Wohnplätze, sind weiter nichts, als eine Menge Hütten, die mit einem Zaune, oder mit einer Ziegelmauer, wunderselten aber mit einer Mauer von Feldsteinen umgeben sind. Gleichwohl belegen die Morgenländer, es sey nun aus einer erhabenen Gedenkensart, oder aus Windmacherey, die allerschlechtesten Nester, mit ungemein prächtigen Namen. Zum Beyspiele, Tian-tong bedeutet **wahrhaftiges Gold**, Campeng-pet aber, **Mauer von Diamanten**, darum weil die ihrige von Feldsteinen erbauet ist; und Laconcevan heißt **Himmelsberg**.

Cambory und Corazema.

An der peguanischen Gränze liegt die Stadt **Cambory**, und an der **Laosser** die Stadt **Corazema**, oder **Carissima**; beyde sind berühmt. Auch liegen tiefer im Lande, zwischen den beyden Strömen, die sich bey **Laconcevan** vereinigen, und an Canälen, die von einem Strome in den andern gezogen sind, zwo sehr ansehnliche Städte, eine fast auf eben der Höhe als **Pitschit**, Namens **Socotai**; und die andere **Sanqueluk**, weiter gegen Norden.

Sonderbare Lage der Hauptstadt.

Weil das Land, der großen Hitze wegen, sonst nirgend wohnbar ist, als an den Flüssen: so haben es die Siamer mit einer großen Menge Canäle durchschnitten, die sie Clum nennen. Vermittelst dieser Canäle ist nicht nur die Stadt Siam zu einer Insel geworden, sondern sie liegt auch zwischen lauter Inseln, welcher Umstand ihr eine sehr sonderbare Lage giebt. Die Insel, worauf sie heutiges Tages liegt, ist ihres Ortes selbst innerhalb der Stadtmauer befindlich. Ihre Höhe beträgt nach den Beobachtungen der Jesuiten vierzehn Grad zwanzig Minuten vier Secunden, und die Länge hundert und zwanzig Grad dreyßig Minuten. Sie gleicht an Gestalt einem Schnappsacke, dessen oberes Ende gegen Morgen, das untere gegen Abend sieht. Der Fluß kömmt von der Nordseite, und in

y) Auf vierzehn Grad zwey und vierzig Minuten zwey und dreyßig Secunden Breite, nach den Beobachtungen der Jesuiten.

z) Diese Befestigung ist vermuthlich ein Werk der Franzosen, welche der Ritter Chaumont im Lande zurück ließ.

a) Die Kenner der peguanischen Sprache versichern, Siam bedeute in selbiger frey. Vielleicht haben die Portugiesen dieses Wort aus selbiger entlehnet. Navarret saget, das Wort Siam, das er Sian schreibt, bestehe aus zwey andern, nämlich Sien lo, ohne zu sagen, was diese Wor-

ier .

Campeng ist wegen
den Menam. Er kömmt
ieser Name allen Strömen
ey Schimai liegenden See
einem Gebirge, das nicht so
Neuang-song, Pirschiai,
Laconcevan in den andern
luc machen, hatte vor Zei-
auch jetzo noch in dem Pal-
adt treibt große Handlung,

und Pitsanoluk. Diese Wei-
öhnlichen Barken den Strom
nder forteilet.
Wohnplätze, sind weiter nichts,
ner Ziegelmauer, wunderselten
leichwohl belegen die Morgen-
er aus Windmacherey, die al-
Zum Beyspiele, Tian-tong
auer von Diamanten, darum
n heißt Himmelsberg.
, und an der Laosser die Stadt
liegen tiefer im Lande, zwischen
en, und an Canälen, die von ei-
nsehnliche Städte, eine fast auf
andere Sanqueluk, weiter ge-

nd wohnbar ist, als an den Flüs-
näle durchschnitten, die sie Clum
Siam zu einer Insel geworden, sen-
and ihr eine sehr sonderbare Lage
st ihres Ortes selbst innerhalb der
eobachtungen der Jesuiten vier-
länge hundert und zwanzig Grad
nappsacke, dessen oberes Ende ge-
s kömmt von der Nordseite, und
in

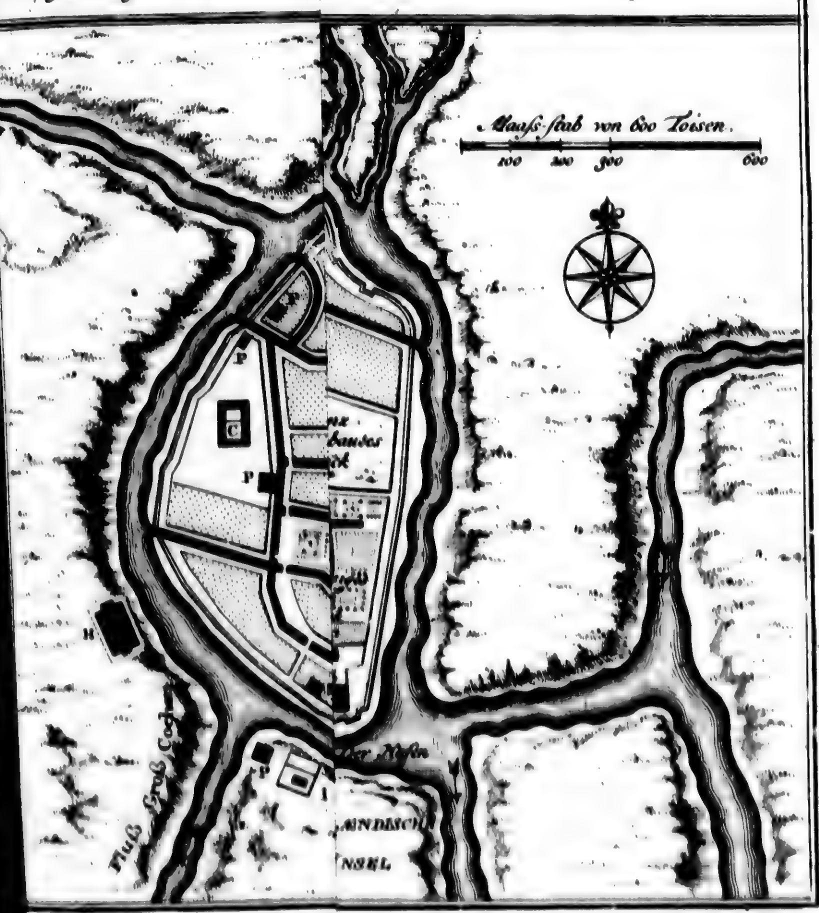
Kenner der peguanischen Sprache ver-
am bedeute in selbiger frey. Vielleicht
Portugiesen dieses Wort aus selbiger
Navarret saget, das Wort Siam,
n schreibt, bestehe aus zwey andern,
en lo, ohne zu sagen, was diese Wörter

AM

Hauptstadt des m Ingenieur im Jahre 1687.

A. Der grosse Pallast.
B. Der kleine Pallast des Königes
C. Pagode die der damals regiere Koenig von Siam erbauet.
D. Grosse Pagode.
E. Grosse Königliche Pagode Nape
sen.

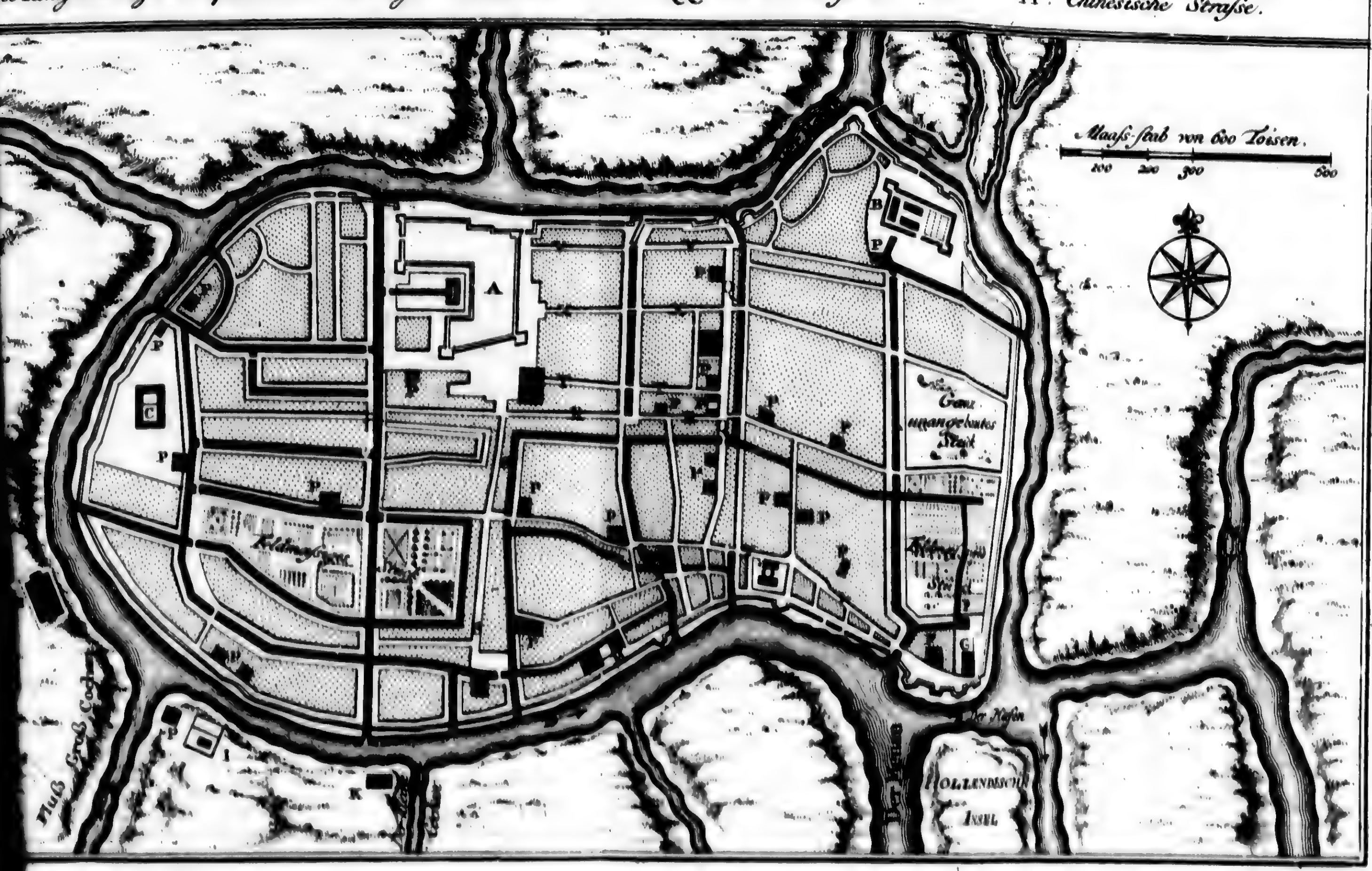
RR. Napetats-strasse.
SS. Barcalons-strasse.
TT. Feuergasse.
VV. Elephanten-strasse.
XX. Pallastgasse.
YY. Chinesische Strasse.



GRUNDRISS DER STADT SIAM

Hauptstadt des Königreiches dieses Namens, aufgenommen von einem französischem Ingenieur im Jahre 1687.

…er grosse Pallast.
…er kleine Pallast des Königes.
…agode die der damals regierende Koenig von Siam erbauet.
…rosse Pagode.
…osse Königliche Pagode Napetat.
F. Chinesische Pagoden.
G. Collegium Constantinum.
H. Königliche Pagode.
I. Der bischöfliche Sitz.
K. Pagode der verstorbenen Königinn.
L. Wohnung der Franzosen.
M. Neue Wohnung der Franzosen.
N. Haus der französischen Gesandten.
O. Phaucons-haus.
P. Alle andere Pagoden.
QQ. Mauren-strasse.
RR. Napetats-strasse.
SS. Barcalons-strasse.
TT. Feuergasse.
VV. Elephanten-strasse.
XX. Pallastgasse.
YY. Chinesische Strasse.



in viele Arme zer
der die Stadt umg
und vertheilet sich
nacht, und an den
kommen, ohne übe
gleich einer Erdzu
Die Stadt
Mauer betrachtet.
nur der gegen Süd
als Tempel aufzuwe
woselbst die Ausländ
an einigen Orten n
sind niedrig, und v
nem solchen Gebäude
werden meistentheils
mit Venedig verglei
einige von Ziegelstein
La Loubere saget,
so haben die Portug
von man den Ursprun
Volkes, nicht aber de
get, der in ihrer Spr
neten. Indem nun
Meuang-tai, das ist
Namen Sy-so-thi-
gemachet.

Die Abkunft der
halten über dieses ihre
Büchern beschrieben ist
chard das erste mal d
Tode des Sommona
fang ihres ersten Köni
halb 929 Jahren zwey
weis man nicht, ob sie
das Land bewohneten, he
den Willen der ersten G
chung, entspringt daher

[illegible] bedeuten, noch aus we
wiewohl es scheint, er hal
Art. V. Zu bemerken ist
[illegible] Namen, die wir den
beylegen, auch Namen d
man von rechtswegen sagen

in viele Arme zertheilet an sie: es ergießen sich aber dieselbigen alle in denjenigen Arm, der die Stadt umgiebt. An der Mittagseite wendet sich der Fluß wiederum von ihr weg, und vertheilet sich abermals in viele Arme. Der königliche Pallast steht gegen Mitternacht, und an dem Arme, welcher um die Stadt läuft. Man kann nicht aus der Stadt kommen, ohne über Wasser zu setzen, ausgenommen, an der Ostseite, woselbst ein Damm gleich einer Erdzunge sich befindet.

Beschreibung von Siam.

Die Stadt Siam ist ungemein weitläuftig, wofern man den Umfang ihrer Mauer betrachtet. Aber es ist kaum der sechste Theil dieses Raumes bewohnt, nämlich nur der gegen Südost liegende. Das übrige alles steht entweder ganz leer, oder hat nichts als Tempel aufzuweisen. Gleichwohl wird die Zahl der Einwohner durch die Vorstädte, woselbst die Ausländer wohnen, merklich vergrößert. Die Straßen sind breit und gerade, an einigen Orten mit Bäumen besetzet, und mit Ziegelsteinen gepflastert. Die Häuser sind niedrig, und von Holze, wenigstens doch der Landeseingebohrnen ihre, welche in einem solchen Gebäude gewaltige Unbequemlichkeit von der Hitze ausstehen. Die Straßen werden meistentheils durch schmale Canäle bewässert, welche verursachen, daß man Siam mit Venedig vergleicht. Es gehen viele, aber schlechte hölzerne Brücken darüber, auch einige von Ziegelsteinen, welche jedoch sehr hoch und beschwerlich zum darüber gehen sind.

Ihre Größe.

Ihre Häuser und Straßen.

La Loubere saget, der Name Siam sey den Siamern selbst unbekannt. Wie es scheint, so haben die Portugiesen dieses Wort aufgebracht, gleichwie noch andere mehr, davon man den Ursprung schwerlich errathen wird. Sie gebrauchen ihn als den Namen des Volkes, nicht aber des Landes *a*). Die Siamer haben sich den Namen **Tai** beygeleget, der in ihrer Sprache **frey** bedeutet, beynahe wie unsere Vorfahren sich Franken nenneten. Indem nun **Meuang** auf siamisch ein Königreich heißt: so nennen sie ihr Land **Meuang-tai**, das ist Königreich der Freyen. Die Stadt Siam trägt bey ihnen den Namen **Sy-jo-thi-ya**, woraus die Ausländer **India**, **Judia**, **Judea** und **Odioa** gemachet.

Wahre Benennung von Siam.

Die Abkunft der Siamer ist eben so ungewiß, als der Ursprung ihres Namens. Sie halten über dieses ihre Geschichte sehr geheim, welche übrigens voll Fabeln, und in wenig Büchern beschrieben ist, weil sie keine Druckerey haben. Das Jahr 1685, in welchem Tachard das erste mal dahin reisete, war das 2229ste von ihrer Jahrzahl, welche mit dem Tode des **Sommona Codom**, Urhebers ihrer Religion, beginnet. Den Regierungsanfang ihres ersten Königes, setzen sie ins 1300 Jahr besagter Rechnung, und zählen innerhalb 929 Jahren zwey und funfzig Könige, aus allerley Geschlechtern *b*). Nebstdem weis man nicht, ob sie nur ein einiges Volk sind, das von den ersten Menschen, welche das Land bewohneten, hergekommen? oder ob nachgehends vielleicht ein anderes Volk wider den Willen der ersten Einwohner hinein gekommen sey? Die Hauptursache dieser Vermuthung, entspringt daher, weil zwo Sprachen bey ihnen üblich sind, eine gemeine und eine

Siamische Zeitrechnung und Herkunft der Einwohner.

...e bedeuten, noch aus welcher Sprache sie sind, wiewohl es scheint, er halte sie für sinesisch. C. I. Art. V. Zu bemerken ist hierbey, daß die meisten Namen, die wir den indianischen Ländern beylegen, auch Namen der Völker sind, folglich man von rechtswegen sagen sollte, der König über die Pegner, Laos, Mogolen, Siamer, u. s. w.

b) Gervaise hat eine Geschichte des Königreichs Siam geliefert; und Van Vliet eine historische Nachricht desselbigen, welche des Herberts persianischer Reisebeschreibung angehänget ist, wohin man den geneigten Leser verweist.

Beschreibung von Siam.

eine für die Gelehrten c). Sie selbst sagen, ihre Gesetze wären ausländisch, und kämen aus dem Lande Laos her. Doch diese Sage ist desto unwahrscheinlicher, weil die bey den Laos im Schwange gehende Nachricht besaget, ihre Könige und meisten Gesetze kämen aus Siam her d).

„Betrachtet man die Lage des Landes, welches so niedrig liegt, daß es der See „gleichsam durch ein Wunder entgangen zu seyn scheint; ferner, die alle Jahre vorge„hende Ueberschwemmung, die aus solcher entstehende, so zu sagen, unendliche Menge von „Ungeziefer, und endlich die unerträgliche Hitze: so ist es nach des Loubere Meynung „schwer, zu begreifen, wie jemand den Entschluß fassen konnte, dieses Land zu bewohnen, „es sey denn, daß die Nachbarn desselbigen allgemach weiter fort rückten, so wie das „Erdreich nach und nach angebauet wurde. Daher ist zu vermuthen, die auf dem „flachen Lande wohnenden Siamer müßten von denen herstammen, welche das nordliche „Gebirge bewohnen, und noch jetzo den Namen Tay-yai oder große Siamer führen e).

Der II Abschnitt.

Einwohner von Siam, ihre Kleidung, Wohnungen und Lebensart.

Vermischung mit Fremden. Zu Siam sind vierzigerley Lande[illegible] Leibesgestalt der Siamer. Wie sie ihre [illegible] tragen. Ihre gemeine Tracht. Klei[illegible] Großen. Des Königes Kleidung. Kopfschmuck. Schuhe. Kleidung der Weibespersonen. Ihre Sittsamkeit. Uebriger Schmuck. Reinlichkeit der Siamer. Ihre Bäder. Ihre Bauart und Häuser. Französische Herberge. Vornehme Häuser. Der Mohren und Chineser ihre. Pallast und Tempel des Königes. Worinnen das vornehme Wesen der siamischen Häuser besteht. Hauptpracht der Pagoden. Das Innere des Pallastes. Garten zu Luvo. Jagdhäuser in den Wäldern. Geräthe der Siamer. Tafelgeschirr. Hausgeräthe des Königes. Gewöhnliche Speisen. Siamische Tunken. Oel. Butter. Käse. Die Siamer speisen nur die Gedärme. Beschaffenheit des Fleisches in Siam. Gewöhnliche Krankheiten daselbst. Kinderpocken.

Vermischung mit Fremden.

Man bemerket heutiges Tages, daß das siamische Geblüte mit ausländischem stark vermischet ist. Ohne die Peguaner und Laos zu rechnen, welche man der Nachbarschaft wegen, für eben dasselbige Volk halten könnte: so scheint es, die Handlungsfreyheit, imgleichen die Kriege mit China, Japan, Tunkin, Cochinchina, und andern Ländern des südlichen Asiens, hätten eine große Menge Handelsleute und Flüchtlinge nach Siam gelocket, die sich nachgehends im Lande gesetzet. Man zählet in der Hauptstadt vierzig unterschiedliche Nationen, welche besondere Vierthel der Stadt und der Vorstädte bewohnen. Wenigstens sagen doch die Siamer, besagte Zahl sey so groß. Vielleicht aber muß man sie unter die bey den Indianern gewöhnliche Aufschneidereyen rechnen. La Loubere bezeuget, als die Abgeordneten der Ausländer zu Siam, die man daselbst die vierzig Völker nennet, ihn als französischen Bothschafter begrüßet, so habe er nicht mehr als [illegible] und zwanzig verschiedene Landesleute gezählet f). Er saget ferner, das Land sey deswegen im geringsten nicht volkreicher: denn die Siamer zählen jährlich alle Männer, Weiber und Kinder mit großem Fleiße: aber nach ihrem eigenen Geständnisse, hatten sie das [illegible]

Zu Siam sind vierzigerley Landsleute.

c) Man lese, was unten von der siamischen Sprache und Schrift beygebracht wird: allein die aus den beyden Sprachen hergenommene Vermuthung müßte, wenn sie richtig wäre, bey allen indianischen Völkern gelten, indem sie sämtlich zwo [illegible] mehr Sprachen haben, darunter eine nur in [illegible] chern und bey den Gelehrten gebrauchet wird.

N.° 12.


1. SIAMISCHER MANDARIN
2. SIAMISCHE FRAU NEBST IHREM KINDE
2
1
J Punt Sc.

temal in ein
len gefunde
Wälder lau

Die
ihres Gesich
einer Eyrun
wird sogleich
haben kleine
Ihre Wange
die Lippen dic
sichtsfarbe ist
weniger beyt
ren ungemein.
heit, gleichwi
die Ohren, u
größere Löcher
dem Durchbo
stecken, bis m
geschieht. D
beytrüge.

Ihre H
selbige kurz ab,
schied des Gesc
gem reißen sie
Kreises. Unte
sen. Die Frau
wisser vornehme
von angezündete
es sey dieses Bla
Ranges, ein g
der König selbst
vernahm er von

Die Sla
Beinen. Nu
etwa drittehalb
gemalten Leinwa

Die Ma
das ihnen statt de
von einem höhern

d) Description
rbera. S.
e) Die andern ne

temal in einem so weitläuftigen Königreiche nicht mehr als neunzehnhundert tausend Seelen gefunden; wiewohl auch in dieser Zahl eine große Menge Flüchtlinge, welche in die Wälder laufen, damit sie dem Drucke der Großen entgehen g), nicht mit begriffen sind.

Beschreibung von Siam.

Leibesgestalt der Siamer.

Die Landeseingebohrne sind mehr klein als groß, aber wohl gemacht. Die Gestalt ihres Gesichtes, so wohl bey Manns- als Weibespersonen, kömmt mehr einer Raute, als einer Eyrunde ähnlich. Oben an den Backen ist es breit und erhaben: allein die Stirne wird sogleich schmal, und läuft endlich beynahe eben so spitzig zu, als das Kinn. Sie haben kleine Augen, von mittelmäßiger Lebhaftigkeit. Das Weiße ist insgemein gelblich. Ihre Wangen sind eingefallen, weil sie oben allzuweit heraus stehen; der Mund ist groß, die Lippen dick und blaß, die Zähne vom beständigen Betel kauen ganz schwarz. Die Gesichtsfarbe ist schmutzig, nämlich braun mit roth vermischet, wozu die Hitze das ihrige nicht weniger beyträgt, als die Herkunft. Die Nase ist kurz und stumpf, die Größe der Ohren ungemein. Die Größe der Ohren ist bey ihnen ein hauptsächliches Stück der Schönheit, gleichwie überhaupt überall im Morgenlande, nur mit dem Unterschiede, daß einige die Ohren, um ihnen eine mehrere Länge zu geben, unterwärts ziehen, übrigens aber keine größere Löcher darein bohren, als es für Ohrgehänge nöthig fällt; andere hingegen, nach dem Durchbohren das Loch allmählig erweitern, indem sie immer dickere Stäbchen hineinstecken, bis man endlich mit [der] Faust durchfahren kann, gleichwie im Königreiche Laos geschieht. Die Siamer haben von Natur große Ohren, ohne daß die Kunst etwas dazu beytrüge.

Wie sie ihre Haare tragen.

Ihre Haare sind schwarz, grob und glatt. Ein Geschlecht wie das andere schneidet selbige kurz ab, also daß sie nur bis an die Ohren reichen. Ledige Personen, ohne Unterschied des Geschlechtes, schneiden sie oben beym Wirbel mit der Scheere ab. Unter selbigem reißen sie einige aus, in Gestalt eines kleinen und zween Thalern an Breite gleichen Kreises. Unterhalb dieses Kreises lassen sie die übrigen Haare bis an die Schulter wachsen. Die Frauen bedienen sich keiner Schminke. Loubere nahm einstens wahr, daß ein gewisser vornehmer Herr blaue Beine hatte, und daß das Blau eben also beschaffen war, wie es von angezündetem Schießpulver auf der Haut zu entstehen pfleget. Auf Befragen erfuhr er, es sey dieses Blau ein besonderes Merkmaal der Großen, als welche nach Beschaffenheit ihres Ranges, ein größeres oder kleineres Stück ihres Leibes also auszieren, gleichwie denn der König selbst von der Fußsohle bis an die Herzgrube blau gefärbet sey. Unterdessen [v]ernahm er von andern, es geschähe nicht so wohl aus Pracht, als aus Aberglauben.

Ihre gemeine Tracht.

Die Siamer laufen beynahe ganz nackend. Sie gehen mit bloßem Kopfe und Beinen. Nur um des Wohlstandes willen tragen sie ein Stück gemalte Leinwand von [et]wa drittehalb Ellen lang, um die Lenden und Schenkel. Zuweilen nehmen sie, statt der gemalten Leinwand, Seidenzeug, entweder schlechten, oder mit Gold und Silber gestickt.

Kleidung der Großen.

Die Mandarinen tragen benebst diesem Pagne, auch ein Hemde von Musselin, [w]as ihnen statt der Weste und des Rockes dienet. Sprechen sie mit einem Mandarinen von einem höhern Range: so ziehen sie das Hemde aus, und wickeln es um den Leib, um damit

d) Description de la Loubere, a. d. 25. und [...]rhera. S.

e) Die andern nennet man Tay-noë oder kleine Siamer. la Loubere a. d. 18. und 28 S.

f) Ebendas. a. d. 29 S.

g) Man sehe die zweyte Reise des P. Tachards.

Beschreibung von Siam.

damit anzuzeigen, daß sie bereit seyn, seine Befehle zu vernehmen. Besagte Hemde haben keine Halskragen; sie stehen vorn offen, daß man die Brust sieht. Die Aermel hangen bis an die Hand herab, haben etwa zween Schuh im Umkreise, und sind weder oben noch unten gefaltet. Der Stock ist so enge, daß man sie nicht über den Pagne bringen kann, sondern sie schieben sich daselbst zusammen und machen Falten. Des Winters hängen die Großen zuweilen ein Stück Zeug oder gemalte Leinwand wie einen Mantel um die Schultern, oder auch wie eine Binde, und stecken die Enden mit vieler Artigkeit unter den Armen durch.

Des Königs Kleidung.

Der König von Siam trägt eine Weste von schönem Brocade mit sehr engen Aermeln, die bis an die Hand reichen. Ueber der Weste hat er ein Hemde mit europäischen genäheten oder gewirkten Spitzen besetzet. Kein Mensch darf eine solche Weste tragen, wenn er sie nicht vom Könige selbst verehret bekömmt, welche Gnade aber nur den vornehmsten Herren wiederfährt. Zuweilen schenket ihnen der König auch eine scharlachene Weste, die bis ans Knie reichet, vorne acht bis zehn Knöpfe hat, und nur im Kriege, oder auf der Jagd, getragen wird. Sie hat sehr weite Aermel, aber ohne weitern Zierrath; sie reichen auch nicht einmal bis an den Ellenbogen. Es ist in Siam der durchgängige Gebrauch, daß der König nebst seinem ganzen Gefolge im Kriege oder auf der Jagd roth gekleidet geht. So gar die Hemden, die man unter die Soldaten austheilet, sind roth gefärbet. Wenn eine sonderbare Feyerlichkeit vorgeht: so erscheinen sie mit selbigen im Gewehre.

Kopfschmuck.

Die weiße hohe und spitzige Mütze wird so wohl von dem Könige, als von den Vornehmen, getragen, doch nur zum besondern Staate. Des Königes seine ist mit einem Kranze, oder mit einer Krone von Juwelen, gezieret, hingegen der vornehmsten ihre mit Kränzen von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze, woran man ihre Würde kennet. Sie tragen diese Mütze nicht, als nur in Gegenwart des Königes, oder wenn sie zu Gerichte sitzen, oder auch zum außerordentlichen Prachte. Die Mütze wird mit einem Bande unter dem Kinne angebunden, und vor niemanden abgenommen.

Schuhe.

Die Muhamedaner tragen Babotschen, das ist, spitzige Pantoffeln, ohne Absätze, und Fersenleder, und lassen sie vor der Thüre des Gemaches stehen, um selbiges nicht zu verunreinigen. Die Ehrerbiethung gegen den König, und Personen von einem höhern Range, ist die zweyte Ursach, warum man barfüßig vor ihnen erscheint. Die Hüte brauchen sie nur auf der Reise. Der König läßt sich von allerley Farben Hüte machen. Der gemeine Mann weis wenig von dieser Gemächlichkeit; er bedecket nicht einmal den Kopf gegen die Sonnenhitze, oder er gebrauchet auf das höchste nur ein Stückchen Leinwand dazu, und zwar bloß auf dem Wasser, wo das Zurückwerfen der Stralen sehr beschwerlich fällt.

Kleidung der Weibspersonen.

In der Weibertracht ist einiger Unterschied. Zwar wickeln sie ihr Pagne eben so wohl um den Leib, als die Mannspersonen: allein, sie lassen die Leinwand nach ihrer ganzen Breite herabhangen; dergestalt wird ein enges Röckchen daraus, das bis an die Waden reichet, da hingegen die Mannspersonen ein Ende der Leinwand, welches länger ist, als das andere, zwischen den Beinen durchziehen, und hinten in den Gürtel stecken. Das andere Ende hängt vorne herab; und weil sie keine Tasche haben, so binden sie gemeiniglich ihren Beutel mit Betel darein, so wie wir etwa Kleinigkeiten in einen Zipfel vom Schnupftuche knüpfen. Die stattlichsten Weiber tragen zwey Pagne über einander, damit der untere reinlich

reinlich bleibt, und gut aussieht. Den Pagne ausgenommen, gehen die Weibesperso- nen ganz nackend. Sie tragen keine Musselinhemde, wohl aber die Vornehmen ein großes Halstuch, oder eine Binde, deren Enden sie zuweilen um die Arme wickeln. Wollen sie es aber artig machen: so hängen sie es mitten vor den Busen, drücken die Falten etwas zusammen, und lassen die Zipfel hinten über die Schultern hinab hängen. Dieser Blöße ungeachtet, sind sie im geringsten nicht frech. Es giebt wenige Länder, wo die Einwohner beyderley Geschlechtes dasjenige sorgfältiger bedecket hielten, was der Gebrauch zu zeigen verbiethet. Währenden Aufenthalts der französischen Gesandten in Siam, mußte man die Soldaten mit Pagnes zum Bade versehen, um das Volk zu befriedigen, welches sich ungemein darüber ärgerte, daß sie nackend in den Fluß stiegen. *b*)

Beschreibung von Siam.

Ihre Sittsamkeit.

Die Kinder laufen bis ins vierte oder fünfte Jahr ohne Pagne herum. So bald aber sie diese Kleidung tragen, werden sie bey der Züchtigung nicht mehr entblößet. In den Morgenländern ist es eine unerhörte Beschimpfung, wenn man Prügel auf einen entblößten Ort des Leibes, der sonst verdecket wird, bekömmt, und mag es daher rühren, daß sie zur Bestrafung einen Stock gebrauchen, indem weder die Peitsche, noch die Ruthe, durch die Kleider empfindlich genug fiele. Die Siamer kleiden sich nicht einmal beym Schlafengehen aus, sondern nehmen nur einen andern Pagne um, gleichwie sie bey dem Baden ebenfalls thun. Die Weiber baden eben so wohl im Flusse, als die Männer, und schwimmen darinnen herum.

Kostbare Pagnes, das ist von gesticktem Seidenzeuge, oder von sehr feiner gemalter Leinwand, darf niemand tragen, als wer sie vom Könige bekömmt. Gemeiniglich bestecket man die drey letzten Finger an der Hand mit so vielen Ringen, als man will. Halsbänder und Halsgehänge sind in Siam nicht gebräuchlich; hingegen Ohrengehänge bey Weibespersonen und Kindern von beyderley Geschlechte. Sie sind gemeiniglich in Gestalt einer Birne, auch von Golde, Silber, oder vergoldetem Schmelze. Die Jungen und Mägdchen von vornehmem Geschlechte tragen Armbänder, doch nur bis in das siebente oder achte Jahr. Auch haben sie an den Armen und Beinen goldene oder silberne Ringe.

Uebriger Schmuck.

Die Siamer halten sich ungemein reinlich. Sie besalben sich hin und wieder am Leibe, sie bestreichen die Lippen mit einer gewissen wohlriechenden Salbe, und machen sie damit noch blasser, als sie von Natur sind. Sie baden sich alle Tage drey bis viermal, ja noch öfter. Sie legen keinen wichtigen Besuch ab, ohne sich vorher zu baden, und dieses ist ein Stück von ihrer höflichen Lebensart. Sodann bezeichnen sie sich mit Kreide, oben an der Brust, damit man sehen solle, sie kämen erst aus dem Bade.

Reinlichkeit der Siamer.

Sie baden sich auf zweyerley Weise: entweder steigen sie in das Wasser, gleichwie wir, oder sie lassen sich etlichemal Wasser auf den Leib gießen. Mit dieser letztern Weise zu baden, bringen sie öfters länger als eine Stunde zu. Sie dürfen das Wasser zu ihren Hausbädern nicht erst wärmen; denn es bleibt ohnedieß allezeit warm genug. Ungeachtet sie die Zähne schwärzen, so geben sie sich dennoch erstaunliche Mühe ihrentwegen. Sie zwagen ihre Haare mit wohlriechendem Wasser und Oele. Sie haben sinesische Kämme, das ist, ein Gebund Zacken oder Kammzähne, das mit Drathe fest umwunden ist. Den Bart reißen sie aus, haben auch von Natur wenig, aber die Nägel schneiden sie nicht ab, sondern halten sie nur reinlich. **La Loubere** sah Tänzerinnen, die lange kupferne Nägel an die Finger gestoßen hatten, um desto größere Anmuth zu zeigen. Bekannter maßen schnit-

Ihre Bäder.

b) **La Loubere** a. d. 78 S.

Beschreibung von Siam.

schnitten die Chineser vor dem tartarischen Einfalle weder die Nägel, noch die Haare, noch den Bart ab.

Ihre Bauart und Häuser.

Begnügen sich die Siamer mit schlechter Kleidung, so treiben sie, was Wohnung, Geräthe, und Kost betrifft, eben so wenig Pracht. Sie sind bey ihrer allgemeinen Armuth dennoch reich, weil sie mit wenigem vergnügt leben. Ihre Häuser sind zwar klein, haben aber viel Hofraum. Boden, Wände und Dach, bestehen aus Flechtwerke von gespaltenem Bambusrohre, welches zum öftern nicht sonderlich enge beysammen steht. Das Haus selbst steht um der Ueberschwemmung willen auf Pfählen von Bambusrohre, in der Dicke eines Schenkels, und dreyzehn Schuh hoch von der Erde, indem das Wasser öfters so hoch zu steigen pflegt. Die Zahl der Pfähle beläuft sich auf vier bis sechs; oben darauf leget man andere Bambus, statt der Querbalken. Die Treppe ist eine bloße Leiter, die außen herab hängt, wie an einer Windmühle. Die Ställe stehen gleichfalls in der Luft, und haben Aufgänge von Flechtwerke, damit die Thiere hinein steigen können. Der Heerd ist ein Korb voll Erde, der auf drey Stecken wie auf einem Dreyfuße steht.

Französische Herberge.

In einem dergleichen Gebäude wurden die französischen Gesandten des Nachts, auf ihrem Wege, von der See bis zur Hauptstadt, allemal beherberget. Wirthshäuser giebt es in Siam eben so wenig, als anderswo in ganz Asien. Von der Gastfreyheit weis man daselbst nichts, vermuthlich deswegen, weil jedermann bemühet ist, seine Weiber zu verbergen. **La Loubere** erzählet, ein Franzos habe ein Wirthshaus aufgerichtet, aber den Siamern keine Lust zum Besuche machen können, sondern sein ganzer Zuspruch bestund in Europäern. Die Häuser, welche man am Ufer des Flusses für die Gesandten bauete, hatten ihre Anmuth und Bequemlichkeit. Es bestund nicht nur der Boden eines Hauses, sondern auch seines Hofes, aus einem ausgeflochtenen Roste, der auf Pfählen ruhete, und mit Binsenmatten beleget war. Der Saal und die Gemächer waren mit gemalter Leinwand behangen, die Zimmerdecken waren von weißem Musselin, davon die Enden zierlich herab hingen. Die Zimmermatten waren weit feiner, als die im Hofe; und in dem Schlafgemache noch über dieses Teppiche darüber gebreitet. Es war alles sehr reinlich, aber ohne den geringsten Pracht. Zu **Bancock**, **Siam** und **Luvo**, wo die Europäer, Chinesen und Mohren Häuser von Ziegelsteinen erbauet haben, legte man die Gesandten in siamische Häuser, die man aber ihrentwegen nicht ausdrücklich bauete. Gleichwohl sahen sie zwey gemauerte Häuser, welche der König von Siam für die Bothschafter von Frankreich und Portugall zu bauen angefangen, aber nicht vollendet hatte, zweifelsohne aus der Ursache, weil sie vermuthlich nicht oft bewohnet werden konnten *i*).

Vornehme Häuser.

Die Hofämter haben Häuser von Tischlerarbeit, die man für große Kleiderschränke ansehen sollte, und worinnen nur der Hausherr, seine vornehmste Frau, und ihre beyderseitigen Kinder wohnen. Seine übrigen Weiber bewohnen jedwede nebst ihren Kindern ihr eigenes kleines Haus, gleichwie auch jeder Leibeigener nebst den seinigen. Alle diese Häuserchen oder abgetheilte Haushaltungen, sind mit einer gemeinschaftlichen Einfassung von Bambus eingeschlossen. Sie bauen nur einen Stock hoch, weil sie Platz genug haben.

Häuser der Mohren und Chineser.

Die Europäer, Chinesen und Mohren setzen Häuser von Ziegelsteinen neben besagten großen Gebäuden, mit Vordächern, in Gestalt eines aufgespannten Fensterschirmes, welche die Sonnenstralen auffangen, aber den Zufluß der Luft nicht hindern. Andere haben ein doppeltes

i) **C. Tachards** erste Reise, worinnen er die Absicht des Königes und seines Staatsbedienten beybringt.

Beschreibung von Siam.

peltes Wohngebäude, also daß das Tagelicht aus einem in das andere fällt, auch die Luft aus einem in das andere streicht, folglich einen Theil ihrer Wärme verliert. Die Zimmer sind groß und wohl aufgeputzet. Die im ersten Stocke sehen in den untern Saal, den man jedoch, seiner hohen Lage wegen, den obern nennen sollte, und der zuweilen mit Gebäuden umfasset ist, durch welche er das Tagelicht empfängt. Einem solchen Saale leget man eigentlich den Namen Divan bey, welches arabische Wort eine Rathsstube oder einen Versammlungsort bedeutet. Es giebt aber auch noch eine andere Gattung Divans, die nur auf drey Seiten mit einer Mauer umfasset sind, an der vierten aber, das ist an derjenigen, welche die Sonne das Jahr über am wenigsten zu bescheinen pfleget, offen stehen k). Vor dieser Oeffnung machet man ein Vordach. Innewendig ist der Divan öfters von unten bis oben mit kleinen Mauerblenden gezieret, worein man kleine Porcellangefäße stellet. Unter dem Vordache läßt man zuweilen einen Brunnen springen.

Pallast und Tempel des Königes.

Der Pallast zu Siam, der zu Luvo, imgleichen einige Pagoden, sind von Ziegelsteinen; die Palläste selbst aber, niedrig und gleich den gemeinen Wohnhäusern, nur einen Stock hoch. Die Pagoden sind in Betrachtung ihrer Weite gleichfalls niedrig, auch nicht so hell, als unsere Kirchen. Uebrigens gleichen sie an Gestalt unsern Capellen, haben aber weder Gewölbe noch Decke, sondern die Dachsparren, worauf die Ziegel liegen, sind roth angestrichen, und mit einigen Goldstreifen gezieret. Uebrigens wissen die Siamer ihre Palläste und Tempel äußerlich nirgend zu schmücken, als am Dache; denn sie decken [...]s entweder mit dem so genannten Calin, das ist mit einer Gattung schlechtem Zinne, oder [m]it gelb gefirnißten Ziegeln, nach Art der Chineser. Dem ungeachtet heißt der Pallast [z]u Siam der goldene, bloß weil er innewendig einige Vergoldungen hat. Ihre Treppen [si]nd etwas schlechtes. Diejenige, welche in den Gehörsaal zu Siam führet, ist von Ziegelsteinen, aber keine zween Schuh breit, stößt nur auf der rechten Seite an die Mauer, [u]nd hat auf der andern nicht die geringste Lehne. Hingegen bedürfen die siamischen Herren [a]uch keine; denn sie kriechen auf Händen und Füßen hinauf, und zwar so sacht, als ob [...], nach des Loubere Ausdrucke, ihren König beschleichen wollten. Die Saalthüre ist [vi]ereckigt, aber enge, niedrig, und schicket sich ungemein wohl zur Treppe, indem der Baumeister vermuthlich voraus gesetzet, es werde niemand seinen Einzug anders, als auf allen [Vie]ren, halten. Die Thüre an dem Saale zu Luvo ist etwas höher; doch der dasige [P]allast ist nicht nur von einer neuern Bauart, sondern er wird auch nur für ein Lustschloß [an]gesehen, wo der Monarch sich von seiner Hoheit mehr herabläßt, als in seiner Residenz.

Worinnen das vornehme Wesen der siamischen Häuser besteht.

Der eigentliche Pracht eines Pallastes zu Siam besteht darinnen, daß kein Zim[me]r einerley Höhe mit dem andern hat, obgleich der Pallast nur aus einem einzigen Stock[we]rke besteht. Zum Beyspiele, in dem königlichen sind die Gemächer des Königes und [se]iner Frauen höher vom Boden erhaben, als alle übrige. Je näher die letztern jenen sind, [je] höher sind sie auch; man muß allemal einige Stuffen von einem in das andere steigen; [den]n sie folgen in einer Reihe nach einander. Eben diese Ungleichheit findet man auch bey [den] Dächern, eines ist niedriger, als das andere, so wie die Wohnung selbst niedriger [is]t. Aus dieser Reihe von ungleich hohen Dächern erkennet man die Stuffen der Hoheit. [De]r Pallast zu Siam hat sieben, die also auf einander folgen. Die Reichsbeamten aufs [hö]chste drey. Hin und wieder stehen viereckigte Thürme am Pallaste, gleichfalls mit mehr als

k) Zwischen den Wendekreisen werden alle Seiten von der Sonne beschienen, aber nicht zu einerley Jahreszeit.

Beschreibung von Siam.

als einem Dachstuhle. Eben dieser Unterschied hat auch bey den Pagoden Platz. Das Götzenbild steht unter dem höchsten Dache; die beyden niedrigern sind für das Volk.

Hauptpracht der Pagoden.

Doch der Hauptpracht der Pagoden besteht in vielen von Kalche und Ziegelsteinen erbaueten Pyramiden. Die höchsten gleichen einem Kirchthurme an Höhe: die niedrigsten sind nur zwo Klaftern hoch. Ihre Gestalt ist rund; und weil ihre Dicke mit zunehmender Höhe abnimmt: so kann man sagen, sie endigten sich mit einer Kuppel. Die niedrigen haben am Ende eine sehr dünne und spitzige Nadel von Calin. Einige solche Nadeln behalten nicht immer einerley Dicke, sondern werden wohl vier bis fünfmal wechselsweise dünner, und wieder dicker. Ihr Umkreis ist da und dort mit vielen Schnirkeln gezieret, die mit der Dicke der Nadel ebenfalls abnehmen, und spitzig zulaufen, gleichwie sodann an dem Orte, wo die Nadel abermals eine größere Dicke bekömmt, auch wieder andere Auszierungen ihren Anfang nehmen.

Das Innere des Pallastes.

Das Inwendige des königlichen Pallastes zu Siam, ist den Ausländern wenig bekannt. Nach des Loubere Berichte wissen die Großen des Hofes eben so wenig davon zu sagen. Es ist auch dieses leicht zu glauben, wofern sie nicht weiter kommen dürfen, als in den Gehör- und Rathssaal, *l*) welches zwey Gemächer in einem großen Gebäude sind, worein man sogleich eintritt, ohne durch ein Vorgemach zu kommen. Gleichwohl kam **Tachard** in einige entlegene Zimmer, insonderheit zu Luvo: allein, er beschreibt sie nicht, vermuthlich aus Ehrerbiethung für die Gewohnheit, welche jedermann den Eintritt in sel[...]bige untersaget. Er gesteht selbst, es wohne niemand in des Königes Pallästen, als sei[...] Frauen und Verschnittene. Als die französischen Gesandten in dem Pallaste zu Siam spe[...]seten: so geschah es in einem sehr anmuthigen Hofe, unter großen Bäumen, am Rand[...] eines Lustwassers. Zu Luvo speiseten sie in einem Gartensaale, daran die Mauern mit seh[...] weißem und glatt gestrichenen Kalche beworfen waren. Dieser Saal hatte an jedem En[...] eine Thüre, war auch mit einem Graben, zwo bis drey Klafter breit, und fünf bis sec[...] Fuß tief, umgeben. In diesem Graben gab es ungefähr ein paar Dutzend Springwa[...] die in Gestalt einer Gießkanne sprangen, das ist, durch einen mit sehr kleinen Löch[...] durchbohrten Aufsatz. Das Wasser sprang jedoch nicht höher, als dem Rande des Grabe[...] gleich, weil man, anstatt das Wasser in die Höhe zu führen, die Becken vielmehr tief [...] geleget, und eben deswegen den Graben gemachet hatte. Mitten im Garten und in [...] Höfen stehen viele Freysäle, davon die Wände nur halben Mannes hoch sind. D[...] Dach liegt auf Pfählen, die ihres Ortes auf der Wand ruhen. Diese Orte gehören [...] für die vornehmen Mandarinen, welche mit kreuzweise über einander geschlagenen Bei[...] da sitzen, und ihres Amtes warten, oder ihre Aufwartung machen, das ist hören, ob ih[...] der König nichts zu befehlen habe. Die geringern Mandarinen sitzen im Garten, o[...] Hofe, unter freyem Himmel, und so bald sie, vermittelst eines gewissen gegebenen Zeich[...] erfahren, der König könne sie sehen: so fallen sie auf die Knie und Ellenbogen nieder, obgl[...] sie ihn nicht sehen *m*).

Garten zu Luvo.

Der Garten zu Luvo ist nicht weitläuftig. Die Abtheilungen sind klein, und [...] Ziegelsteinen eingefasset. In den Spaziergängen haben nicht mehr als drey Perso[...] neben einander Platz. Indem er aber voll Bluhmen, mancherley Bäume, Garten[...]

l) La Loubere a. d. 97. S.

m) Ebendas. a. d. 98 und vorherg. S.

n) In Tachards zweyter Reise steht die Beschreibung einiger andern Palläste, und in de[...]sten sind die schönsten Pagoden zu Siam be[...]den.

Beschreibung von Siam.

und Springwasser ist: so verursachet dieses alles einen angenehmen und artigen, dabey aber natürlich scheinenden Anblick.

Jagdhäuser in den Wäldern.

Weil der König zum öftern einige Tage nach einander jaget: so hat er in den Wäldern Palläste, oder vielmehr feststehende Gezelte von Bambus, worein man nur das nöthige Geräthe bringen darf, wenn er sich darinnen aufhalten will.

Geräthe der Siamer.

Der König hat ungefähr eben dergleichen Hausgeräthe, als andere Leute, nur aber kostbarer. Das Bettgestelle der Siamer, ist ein schmaler ausgeflochtener Ramen, ohne Kopfbrett und Füße. Die meisten haben kein anderes Bette, als eine Binsenmatte. Ihr Tisch ist ein bloßes Tischblatt mit erhabenem Rande, aber ohne Gestelle. Die Stühle sind Binsenmatten, bald feiner, bald gröber. Fußteppiche dürfen sie gar nicht haben, es sey dann, daß der König sie damit beschenkte; und ist es eine große Ehre, wenn sie aus Tuche von einerley Farbe bestehen. Die Reichen lehnen sich auf Küssen. Was man in Europa von Seide oder Wolle machet, das ist in Siam von weißem oder gemalten Cattun *o*).

Tafelgeschirr.

Bey Tische haben sie weder Tisch- noch Tellertuch, weder Messer, Löffel noch Gabel. Das Fleisch wird schon in der Küche in kleine Stücke zerschnitten, und also aufgetragen. Ihr Tafelgeschirr ist von Porcellan oder Erde, nebst einigen küpfernen Gefäßen. Das übrige Geräthe besteht aus schlechtem oder gefirnißtem Holze, imgleichen aus Cocos und Bambus. Goldene und silberne Gefäße findet man in sehr geringer Anzahl bey ihnen: und es sind dieselbigen entweder ein königliches Geschenk, oder sie gehören zu ihrem Amte. Die Eimer zum Wasserschöpfen sind sehr artig aus Bambus geflochten. Das gemeine Volk kochet auf den Märkten seinen Reiß in einer brennenden Cocosnuß, die man folglich nur einmal gebrauchen kann; der Reiß wird aber gar, ehe die Nuß völlig verbrennet *p*).

Hausgeräthe des Königs.

Die Säle, welche die französischen Gesandten in den Pallästen zu Siam und Luvo sahen, hatten roth gefirnißtes Tafelwerk, worauf einiges goldenes Laub und Zugwerk erschien. Der Boden war mit Fußteppichen beleget. Zu Luvo sah la Loubere in dem Gehörsaale die großen Spiegel hängen, welche die französische Flotte dem Könige mitgebracht hatte. Von dem Rathssaale giebt er folgende Beschreibung: am Ende desselbigen stund ein Sopha, in Gestalt einer großen hölzernen Bettstelle, mit Füßen, Haupt- und Seitenbrettern, alles mit Goldbleche überzogen, das Hauptbrett mit einem Teppiche behangen, aber ohne Himmel, Vorhänge, oder einigen andern Zubehör. Zun Häupten lagen viele Küssen auf einander, worauf sich der König lehnete. An der Wand, zur rechten Seite des Sopha, sah man einen schönen Spiegel, damit der König von Frankreich den König von Siam durch den Ritter Chaumont beschenket hatte. Das übrige einzige Auszierungsstück war ein vergoldeter Lehnstuhl, worinnen sich der König den Gesandten sehen ließ, imgleichen ein Tiab, das ist ein Becher zum Betel, ungefähr zween Schuhe hoch, mit künstlich gearbeitetem Silber überzogen, auch hin und wieder vergoldet.

So oft die Gesandten bey Hofe speiseten, sahen sie allemal eine große Menge Silbergeschirr, insonderheit große runde und tiefe Becken, worinnen man große runde und etwa einen Fuß weite Schalen auftrug. Die Schalen waren zugedecket, und ihre Füße ihrer Größe gemäß. Uebrigens waren sie mit Reiße angefüllet. Bey dem Obste gab man goldene

o) La Loubere giebt im andern Theil a. d. 50 S. ein Verzeichniß des siamischen Haus- und ...engeräthes, ihrer Waffen und Kleider, u. s. w.

p) Ebendas. a. d. 102 S.

q) Ebendas. a. d. 104 S.

Beschreibung von Siam.

dene Teller, welche der König ausdrücklich deswegen machen ließ, um den Ritter Chaumont damit zu bewirthen. Dem Könige wird nichts in flachen Geschirren vorgesetzet, sondern in tiefen, weil es nach ihrer Meynung seiner Hoheit gemäßer läßt. Ueber dieses besteht sein meistes Tafelgeschirr, der allgemeinen Gewohnheit der asiatischen Höfe zu Folge, in Porcellan, welches er aus China und Japan im Ueberflusse bekömmt *q*).

Gewöhnliche Speisen.

In einem so warmen Lande essen die Einwohner wenig, eben also, wie wir im Sommer weniger essen, als im Winter. Ein Siamer lebet herrlich, wenn er des Tages ein Pfund Reiß, nebst etwas geräuchertem oder eingesalzenen Fische hat, welches alles kaum einen Pfenning kostet. Eine Pariser Pinte **Arrack**, oder Reißbranntewein, kostet in Siam einen Groschen. Man darf sich nicht wundern, daß diese Leute so wenig Sorge auf ihre Nahrungsmittel wenden, und daß man des Abends in allen Häusern nichts als Lachen und Lustbarkeiten treiben höret. Sie können nicht wohl etwas tüchtig einsalzen, weil in allzuheißen Ländern das Fleisch nicht gern Salz annimmt. Allein sie lieben die schlecht gepöckelten Fische, essen sie auch lieber geräuchert, als frisch. Ja sie halten sehr viel auf stinkende Fische, alte Eyer, Heuschrecken, Ratzen, Eydechsen, und dergleichen Geschmeiße. Es scheint die Natur lenke ihre Begierde nur auf leicht verdauliche Speisen *r*).

Siamische Tunken.

Ihre Tunken bestehen gemeiniglich aus etwas Wasser, mit allerley Gewürze, Knoblauche, Zwiebeln, und wohlriechenden Kräutern, als etwa Basilien, vermischet. Sie machen viel Wesens von einer gewissen Tunke, die sie **Capi** nennen, und aus kleinen verfauleten Krebsen bereiten. Man versicherte den **Loubere** mit solchen Umständen, die ihm allen Zweifel benahmen, es gäbe zwo Gattungen Fische, wenn man solche in ihrem Salzwasser in Töpfen verwahre: so zerflößen sie nach kurzer Zeit zu einem Breye, und richteten sich in ihrem Topfe nach der Ebbe und Fluth, dergestalt, daß sie mehr oder weniger Platz einnähmen, nachdem das Meer an- oder abliefe *s*).

Fische, die Ebbe u. Fluth halten.

Oele, Butter, Käse.

Statt des Saffrans haben die Siamer eine gewisse Wurzel, welche selbigem, wenn sie zu Pulver gestoßen wird, an Farbe und Geruche gleich kömmt *t*). Sie bemalen ihre Kinder im Gesichte und am ganzen Leibe damit, weil sie dieses für sehr gesund halten. Man sieht auch keine andere Kinder auf der Gasse, als mit gelben Gesichtern. Sie haben keine andere Nüsse, Oliven noch Oel, als das Cocosöl. Das frische schmecket sehr gut. Die Milch der Büffelskühe giebt mehr Sahne, als der gewöhnlichen; sie machen aber keinen Käse davon. Butter ist eben so wenig im Gebrauche. Sie ist schwer zu machen, und was aus Surat und Bengala dahin gebracht wird, das ist beynahe ausgeschmolzen, wenn es in ein so warmes Land kömmt.

Die Siamer speisen nur die Gedärme gern.

Sie geben den getrockneten Fischen auf allerley Weise eine andere Gestalt, obgleich die Zurichtung einerley bleibt. Zum Beyspiele, sie schneiden ihn zu dünnen krausen Riemen, wie etwa geschnittene oder spanische Nudeln. Sie genießen sehr selten Fleisch von Landthieren, auch sodann nicht, wenn es ihnen angebothen wird. Geschicht es ja, so sind ihnen die Gedärme, und wofür uns am Eingeweide am meisten ekelt, das liebste. Auf dem Markte wird allerley Ungeziefer geröstet oder gebraten verkauft. Andere Fleischbänke oder Garküchen giebt es in Siam nicht. Der König ließ den Franzosen das Geflügel und andere Thiere lebendig reichen. Das Fleisch ist in diesem Lande überhaupt zu trocken und unverdaulich; ja, die Europäer selbst achten es nicht mehr, wenn sie ei[...]

Beschaffenheit des Fleisches in Siam.

Je

r) Ebendas. a. d. 103 S.
s) Ebendas. a. d. 105 S.

t) Diese Wurzel ist unter dem Namen Cro[...] Indicus bekannt.

Zeitlang im Lande bleiben. Es scheint, die Mäßigkeit werde der Natur immer gemäßer, je wärmer die Länder sind. Das Wildprät lebet unter den Siamern in eben so großer Sicherheit, als das Vieh und die Hausthiere. Sie machen sich nicht das mindeste Vergnügen daraus, weder es zu tödten, noch es zu fangen. Sie können die Jagdhunde nicht leiden. Nebstdem ist auch das Jagen wegen des hohen Grases und der dicken Wälder beschwerlich. Sie tödten Hirsche und andere Thiere bloß deswegen, damit sie die Häute an die Holländer verkaufen, welche damit starken Handel nach Japan treiben u). Das Fleisch ist in Siam nicht sonderlich theuer. Auf dem Lande gilt eine Kuh vier Groschen, und in der Hauptstadt einen Thaler. Zwar gilt ein Schöps vier Thaler, und ein Cabris drey bis viere, es kömmt aber daher, weil dieses die gewöhnlichste Speise der Mohren ist. Denn ein Schwein gilt nur drey Groschen, weil die Mohren diese Thiere nicht essen. Ein Dutzend Hühner kostet etwa acht Groschen. Alles Geflügel vermehret sich um desto stärker, weil die heiße Luft beynahe allein hinreichet, sie auszubrüten x).

Beschreibung von Siam.

Ungeachtet die Siamer ungemein mäßig leben, oder vielmehr, wie **Loubere** meynet, weil sie in Ansehung der wenigen Hitze ihres Magens die Mäßigkeit nicht besser beobachten, als die Europäer: so leben sie doch nicht länger, noch sind sie den Krankheiten weniger unterworfen, als wir. Die gemeinsten Zufälle sind der Durchfall und die rothe Ruhr, welche den neuangekommenen Europäern noch weit heftiger zusetzet, als den Landeseingebohrnen. Es wüten auch in Siam zuweilen hitzige Fieber, welche Verrückung im Haupte und Brustflüsse erwecken. Entzündungen sind etwas seltenes; auch ist das bloße tägliche Fieber niemals tödtlich, so wenig als in jedweden andern Gegenden des heißen Erdstriches. Die abwechselnden Fieber sind hier zu Lande gleichfalls selten, aber hartnäckig, obgleich der Schauer nicht lange währet. Die große äußerliche Hitze schwächet die innerliche dergestalt, daß man beynahe gar nichts von dergleichen Krankheiten höret, die man bey uns kalte nennet. Husten, Schnupfen, imgleichen alle übrige Gattungen Flüsse, sind in Siam eben so gemein, als in Europa, welches um so viel weniger zu verwundern ist, wenn man bedenket, daß es daselbst eine ziemliche Zeit vom Jahre fast beständig regnet. Allein, vom Zipperlein, vom Schlage, von der hinfallenden Krankheit, Gicht, Lungensucht, und allen Gattungen der Colik, weis man wenig.

Gewöhnliche Krankheiten.

Hingegen sind der fressende Krebs, die Geschwüre und Fisteln etwas gemeines. Der Grind ist so gemein, daß unter zwanzig Menschen ganz gewiß neunzehn damit angestecket sind, und einige wohl über den halben Leib. Den Scharbock kennet man kaum, und die Wassersucht eben so wenig. Hingegen sieht man nichts häufiger, als dergleichen außerordentliche Krankheiten, welche der Pöbel dem Beheren zuschreibt. Die Franzosen sind weit genug ausgebreitet, ohne daß die Einwohner zu sagen wüßten, ob es eine alte oder neue Krankheit in ihrem Lande sey.

Ob es gleich viele andere ansteckende Krankheiten im Lande giebt: so verdienen doch nur die Kinderpocken allein, daß man sie für die Pest des Landes ansehe. Sie räumen oftern erstaunlich auf. Sodann begraben die Siamer die Todten, und verbrennen sie nicht.

Kinderpocken.

u) Ebendas. a. d. 115 S. x) Ebendas.

Beschreibung von Siam.

nicht. Unterdessen da ihr Gewissen sie beständig treibt, den Verstorbenen diese letzte Ehre anzuthun, so graben sie dieselbigen nachgehends wieder aus, und übergeben sie dem Feuer zu verzehren. La Loubere berichtet, sie ließen öfters drey und mehr Jahre vorbey streichen, ehe sie diese andächtige Ceremonie vornähmen, weil sie aus der Erfahrung gelernet hätten, diese Seuche beginne von neuem zu wüten, wenn man angesteckte Leichen ausgrabe y).

Der III Abschnitt.

Stände, Regierung und Soldatenwesen der Siameser.

Unterschied der freyen und leibeigenen Siamer. Gewalt der Herren über ihre Leibeigene. Die freyen Siamer machen nur einen einzigen Stand aus. Allgemeine Beschreibung des siamischen Volkes. Leute von der rechten und linken Hand. Ihre Oberhäupter. Vorrechte der Nais. Beschaffenheit der Aemter. Eid der Beamten. Landschaften des Königreichs Siam. Landgerichte. Titel des Landrichters. Sein Amt und seine Gewalt. Purans oder zeitliche Statthalter. Richterstellen. Staatsrecht der Siamer. Gerichtliches Verfahren. Peinliche Frage statt des Beweises. Feuerprobe. Pillenprobe. Tigerprobe. Strafe des Diebstahls. Hofgericht. Kriegeswesen. Art zu schlagen. Außerordentliche That eines Provenzals. Geübte Mannschaft. Natürliche Festigkeit von Siam. Glück eines französischen Bedienten. Schweres Geschütz. Kriegeselephanten. Ordnung zu lagern und zu schlagen. Seemacht.

Unterschied der freyen u. leibeigenen Siamer.

Die ungewisseste Eintheilung der Siamer ist in Freye und Leibeigene. Das letztere wird man entweder durch die Geburt, oder durch Zufall. Zufälliger Weise wird man es wegen Schulden, oder wenn man im Kriege gefangen wird, oder durch Ausspruch des Richters. Wer nur Schulden wegen, ein Leibeigener wird, der bekömmt seine Freyheit wieder, so bald er bezahlet: allein die Kinder, welche währender Leibeigenschaft ihrer Eltern gebohren sind, bleiben in dem Stande, darinnen sie zur Welt kamen. Man wird auch ein Leibeigener gebohren, wenn die Mutter dergleichen war. Währender Leibeigenschaft werden die Kinder getheilet, wie etwa bey einer Ehescheidung. Das erste, dritte, fünfte und so weiter, alle die ungeraden, gehören dem Herrn der Mutter: das zweyte, vierte, mit einem Worte, die geradzählichten, gehören ihrem Vater, falls er frey ist, oder seinem Herrn, falls er leibeigen ist. Unterdessen muß der Umgang der Eltern mit Bewilligung des Herrn von der Mutter geschehen seyn; denn sonst gehören alle Kinder demselbigen.

Gewalt der Herren über ihre Leibeigene.

Der Herr hat unumschränkte Macht über seine Leibeigenen; nur tödten darf er sie nicht. Er brauchet sie, seine Felder oder Gärten zu bauen, oder zu andern Hausgeschäfften, es sey denn, daß er sie sonst ihr Brodt verdienen lasse, und dafür jährlich ein gewisses von ihnen nehme, welches vier bis acht Ticals beträgt, das ist drittehalb bis fünf Thaler.

Der Unterschied zwischen den Leibeigenen des Königes von Siam und seinen Unterthanen, besteht darinnen, daß jene mit ihrer Person für ihn arbeiten müssen, und dagegen ihren Unterhalt bekommen, diese hingegen jährlich nur sechs Monate, aber auf ihre eigenen Unkosten frohnen müssen.

y) Ebendas. a. d. 117 S. In dem Artikel von ihren Wissenschaften, werden ihre Arzeneymittel dagegen angeführet.

z) La Loubere, I Theil, a. d. 236 und vorhergehenden S.

a) Man sehe oben die Anzahl der Siamer.

b) Wir gebrauchen lieber das Wort Rotte (Bandes) als Compagnie, weil die Anzahl der Soldaten von einer Rotte nicht fest gesetzet ist, noch auch alle zu einer Rotte gehörige Siamer im Felde unter eben demselbigen Hauptmanne stehen.

Die Leibeigenen der Unterthanen, leisten dem Könige keine Dienste. Ob er nun wohl um dieser Ursache willen, einen wirklichen Verlust dabey leidet, wenn ein freyer Mensch zum Leibeigenen gemacht wird: so verlanget er doch die hergebrachte Gewohnheit, oder den Lauf der Gerechtigkeit niemals zu verhindern z).

Beschreibung von Siam.

Eigentlich geht es nicht an, die freyen Siamer in zweyerley Stände zu theilen. Denn der Adel besteht bey ihnen bloß im wirklichen Besitze eines Amtes. Ein Geschlecht, das sich lange in einer Bedienung erhält, wird dadurch freylich berühmt und angesehen, doch diese Fortwierigkeit des Ehrenstandes gehöret unter die seltenen Fälle. Wer sein Amt verliert, der ist von dem gemeinen Manne in keinem Stücke mehr unterschieden a).

Die freyen Siamer machen nur einen einzigẽ Stand aus.

Eben so flüchtig ist auch der Unterschied zwischen dem Volke und den Priestern, weil man allezeit von einem Stande in den andern treten kann. Die Priester sind die Talapoinen. Demnach versteht man unter dem Volke den Stand der Freyen, das ist die Beamten und die gemeinen Unterthanen.

Dieses Volk machet ein Kriegesheer, wozu jedermann angeworben ist. Alle freye Siamer sind Soldaten, und müssen ihrem Landesherrn sechs Monate lang dienen. Seine Schuldigkeit hingegen ist, sie zu bewaffnen, auch mit Elephanten und Pferden zu versehen, wofern sie ihm Kriegesdienste leisten sollen. Doch da er seine Unterthanen niemals alle im Kriege gebrauchet, auch nicht immer Kriege mit seinen Nachbarn führet: so brauchet er sie zu Hause sechs Monate lang zu andern Verrichtungen.

Allgemeine Beschreibung des siamischen Volkes.

Damit nun niemand dieser persönlichen Dienste sich entziehen möge, so wird das Volk alle Jahre genau abgezählet. Es wird in die Leute von der rechten und von der linken Hand abgetheilet. Diese Eintheilung ist etwas eigenes; und ungeachtet in unserer Sammlung bisher so viele Völker gleichsam durch die Musterung gegangen sind, so haben wir doch dergleichen etwas nirgend angetroffen. Sie bezieht sich auf die Ordnung, und es weis dergestalt jedweder, auf welche Seite er bey seinen Verrichtungen treten muß. Jede Seite ist abermals in gewisse Rotten abgetheilet b), und jede Rotte hat ihr Oberhaupt, das den Namen Nai führet c). Dieses Wort ist zu einem höflichen Titel geworden, damit die Siamer einander belegen, gleichwie die Chinesen mit dem Titel Meister oder Lehrer.

Leute von der rechten und linken Hand.

Ihre Oberhäupter.

Die Kinder gehören unter ihrer Eltern Rotte. Sind selbige von zweyerley Rotten: so gehören die ungleichen zu der Mutter, und die gleichen zum Vater. Unterdessen muß der Nai Wissenschaft von einer solchen Heirath haben, auch darein willigen; sonst gehören die Kinder zur mütterlichen Rotte. Obgleich also die Frauen und Talapoinen keine Dienste thun: so stehen sie doch auf dem Musterzettel des Volkes; die Talapoinen deswegen, weil sie ihren Stand ändern, und den weltlichen ergreifen können, wornach sie unter die Bothmäßigkeit ihrer Nais kommen; die Frauen aber deswegen, damit man weis, unter welche Rotte ihre Kinder gehören.

Der Nai hat das Vorrecht, daß vielmehr er, als ein anderer, seinen Soldaten Geld leihen, auch den fremden Gläubiger desselbigen befriedigen darf, damit er ihm zum Leibeigenen heimfalle, wenn er nicht zu bezahlen vermag. Weil der König einem jeden Kriegesbe-

Vorrecht der Nais.

c) Obgleich die Reisenden das Wort Nai meistentheils durch Hauptmann übersetzen: so bemerket doch Loubere, es bedeute eigentlich zweyter oder Unterhauptmann, indem der Nai seine Rotte nicht allemal ins Feld führet, so wenig als zur Arbeit. Sein Amt ist nur, so viel Leute, als man verlanget, von seiner Rotte zu schaffen, es sey nun zum Kriege, oder zur Arbeit, I Theil, a. d. 238 S.

Beschreibung von Siam.

gesbedienten ein **Balon** nebst **Pagayeurs** oder Ruderknechten giebt: so haben auch die **Nais** in jeder Rotte ihre **Pagayeurs**, die sie am Gelenke mit einem heißen Eisen und darauf gestrichener Dinte bezeichnen. Man nennet sie **Bao**. Allein andere Dienste dürfen sie dem Nai nicht leisten und auch diese nur sechs Monate lang. Je zahlreicher seine Rotte ist, desto mehr Ansehen hat er. In Siam schätzet man die Wichtigkeit der Aemter und Bedienungen nach der Zahl der Untergebenen. Es giebt siebenerley Ehrenstufen der Nais, welche durch die Zahl ihrer Soldaten bestimmt werden. Ein **Oc-Mening** oder Haupt über zehntausend, ist mehr als ein **Oc-pan**, welcher nur tausend anführet. Die Titel der übrigen Ehrenstufen sind: **Oc-ya**, **Oc-pra**, **Oc-luang** und **Oc-Cune**. Man leget sie nicht nur den Statthaltern bey, sondern auch allen Beamten im Königreiche, darum, weil jedweder ein Nai ist. Unterdessen verknüpfet man nicht immer einerley Titel mit einerley Amte. Zum Beyspiele der **Barcalon**, welcher oberster Staatsrath ist, trug zuweilen den Titel **Pa-ya**, zuweilen hieß er **Oc-ya**. Hat ein Siamer zwey Aemter, so kann er auch zweene Titel führen. Diese Vervielfältigung der Aemter, welche die Vervielfältigung der Titel nach sich zieht, hat zuweilen Fehler und Dunkelheit in die Berichte von Siam gebracht *d*).

Wenn der König von Siam jemand zu einer neuen Würde erhebet: so leget er ihm auch einen neuen Namen bey; welche Gewohnheit bey den Chinesen und andern Morgenländern gleichfalls im Schwange geht. Besagter Name ist allemal ein Lobspruch irgend einer Tugend. Selbst die Ausländer, welche nach Hofe kommen, werden mit einem Ehren- oder Gnadennamen beleget, unter welchem sie während ihres Aufenthaltes zu Siam bekannt sind.

Beschaffenheit der Aemter.

Alle Aemter sind erblich, und die Gesetze verbiethen, selbige für Geld zu erkaufen. Allein der geringste Fehler, den der Beamte begeht, ja die bloße Willkühr des Landesherrn, kann ein Geschlecht um die wichtigsten Aemter bringen. Nebstdem sind nicht die geringsten Einkünfte oder Besoldungen damit verknüpfet. Der König versorget seine Hofbedienten mit Wohnung und einigem Geräthe, als etwa mit Schachteln von Gold oder Silber, zum Betel, mit Gewehre und mit einem Balon; mit Elephanten, Pferden und Büffeln. Er eignet ihnen den Genuß gewisser Frohndienste zu, imgleichen Leibeigene und einige Ackerfelder. Alles dieses fällt dem Könige wieder heim, wenn er den Besitzer von seinem Amte absetzet. Doch die hauptsächlichsten Einkünfte der Bedienungen rühren vom Bestechen her, welches überall im Königreiche erlaubt zu seyn scheint, weil der H[illegible] dazu stille schweigt. Alle Beamte wollen auf Unkosten des Volkes reich werden, und li[illegible] gen dießfalls mit einander unter einer Decke. Sie nehmen ungescheuet Geschenke. E[illegible] Richter darf sie ungestraft annehmen, wofern man ihm nur keine offenbare Ungerechtigk[illegible] bewei[illegible]

d) Die Portugiesen haben alle Großen der morgenländischen Königreiche mit dem allgemeinen Titel **Mandarin** beleget, ob er gleich in diesen Gegenden weder bey Vornehmen, noch Geringen bekannt ist. Vermuthlich haben sie besagte Benennung aus dem Worte **Mandar** gemachet, welches in ihrer Sprache Befehlen heißt, eben wie die Araber aus dem Worte **Amara**, welches auf arabisch gleichfalls Befehlen heißt, den Titel **Emir** gemachet haben.

e) La Loubere, a. d. 246 und 247 S.

f) Man vergleiche diese Namen mit den[illegible] welche aus **Joost Schutens** Nachricht bey[illegible] bracht worden.

g) La Loubere bekam die Nachricht, welche [illegible] hier geben, nur aus dem Munde einiger Sia[illegible] in einem Lande, da nach seinem Versichern [illegible] Mensch das Herz hat, das Maul aufzuthun. [illegible] bel[illegible]

beweisen kann. Die niedrigen Beamten müssen den höhern die Hände eben so wohl schmieren, als andere. Gleichwohl haben sie alle ihren Eid und Pflicht darauf, ihre Schuldigkeit treu und redlich zu thun. Die Feyerlichkeit des Eides besteht darinnen, daß man ein gewisses Maaß Wasser austrinken muß, worüber die Talapoinen zuvor viele Flüche aussprechen, welche den Uebertreter treffen sollen. Von diesem Eide wird niemand befreyet, der in des Königes Dienste tritt, er mag übrigens eine Religion haben, oder her seyn wo er will e).

Beschreibung von Siam.

Eid der Beamten.

Aus der oben beygebrachten Landbeschreibung des Königreiches Siam ist bekannt, es werde in das obere und untere abgetheilet. **Obersiam**, welches gegen Norden liegt, begreift sieben Landschaften in sich, die man nach den Hauptstädten benennet. **La Loubere** nennet sie **Porselone**, **Sanquelone**, **Locontai**, **Campengpet**, **Coconrepina**, **Peschebonne**, und **Pitschiai** f). Jedwede Stadt hat wiederum kleinere Gerichtsbezirke unter sich, welche unter dem Landgerichte stehen. Dergleichen Bezirke gehören zur Landschaft **Porselone** zehn; zu **Sanquelone** fünf; zu **Locontai** sieben, zu **Campengpet** zehn; zu **Coconrepina** fünf, zu **Peschebonne** zwey, zu **Pitschiai** sieben. Ueberdieses hat Obersiam noch ein und zwanzig besondere Aemter, welche unmittelbar unter dem Hofgerichte stehen, und die man wegen dieses Unterschiedes für besondere kleine Landschaften hält.

Landschaften des Königreiches Siam.

In **Niedersiam**, das ist im mittägigen Theile des Königreiches, zählet man die Landschaften **Jor**, **Patane**, **Ligor**, **Tenasserim**, **Chantebonne**, **Petelong**, oder **Bordelong**, und **Tschiai**. Unter **Jor** stehen sieben Aemter; unter **Patane** achte; unter **Ligor** zwanzig; unter **Tenasserim** zwölf; unter **Chantebonne** sieben; unter **Petelong** acht, und unter **Tschiai** zwey. Hierzu kommen noch dreyzehn kleine Aemter, welche für eben so viele Landschaften gelten, weil sie unmittelbar unter dem Hofe stehen. Die Stadt Siam, welche zwischen Ober- und Niedersiam in der Mitte liegt, hat ihre eigene Gerichtsbarkeit und Landschaft g).

Die siamischen Landgerichte bestehen eigentlich nur aus einer einigen Person, nämlich dem Landrichter, oder Präsidenten; weil niemand, als er allein, das Urtheil fällen kann. Gleichwohl hat jedes Landgericht eine Menge Beysitzer, die er um Rath fragen muß. Die wichtigste Verrichtung des Landrichters besteht darinnen, daß er alle Staats- und Kriegesangelegenheiten in seinem Bezirke verwaltet, wozu noch die Ertheilung der Gerechtigkeit kömmt. Gleichwie diese wichtige Stellen erblich sind, also fiel es einigen Statthaltern, insonderheit denen vom Hofe weit entferneten, nicht schwer, sich der königlichen Oberherrschaft zu entziehen. Dergestalt gehorchet der Statthalter von Jor dem Könige nicht mehr, die Europäer nennen ihn so gar einen König h). Patane wird von einer Frau regieret, welche das Volk aus einem gewissen Geschlechte wählet, auch allemal eine alte Witwe nimmt, die

Landgerichte.

[...]klaget, daß es ihm unmöglich fiel, die Uebersetzung gewisser Bücher, welche die siamische Reichsverfassung enthalten, zu bekommen. Ja er konnte nicht einmal einer Abschrift von besagten Büchern [...]haft werden. Eben deswegen mischeten wir [...]e ungewisse Nachrichten nicht unter die Landbeschreibung, als welche nur gewisse und offen[...] Sachen enthalten solle.

h) Vielleicht gehorchete er gar niemals, es müßte denn das siamische Reich die ganze Halbinsel jenseit des Ganges in sich begriffen haben, gleichwie einige Nachrichten wirklich vorgeben. **Jor** ist beynahe die allersüdlichste Stadt derselbigen, und liegt an einem Flusse, der bey dem Vorgebirge Sincapur ins Meer läuft, und einen sehr guten Hafen machet, davon die holländischen Berichte öfters melden.

Beschreibung von Siam.

die keinen Mann mehr brauchet. Die Portugiesen und Holländer benennen sie gleichfalls Königinn; das einige Zeichen der Unterwürfigkeit ist dieses, daß sie dem Könige von Siam alle drey Jahre [illegible] Bäumchen schicket, ein goldenes und ein silbernes, woran Blüthen und Früchte hangen.

Titel des Landrichters. Sein Amt u. Gewalt.

Ein Erbstatthalter führet den Titel **Tschau-Menang**, das ist, Herr einer Stadt oder Landschaft. Die Könige von Siam haben dahin getrachtet, die mächtigsten Tschau-Menangs auszurotten. An ihre Stelle haben sie zeitliche Statthalter auf drey Jahre verordnet, und ihnen die geringer lautende Benennung **Puran**, das ist Befehlshaber, beygeleget. Gleichwohl giebt es noch einige **Tschau-Menangs**, welche beynahe königliche Gewalt ausüben. Denn ohne was das Bestechen einträgt, so theilen sie erstlich die Einkünfte der **Naa**, das ist der Saatfelder mit dem Könige, und zu Folge der alten Gesetze, betragen diese Einkünfte von vierzig Klaftern ins Gevierte, ein **Tical**. Zweytens, gehören ihnen alle eingezogene Güter und fiscalische Geldstrafen, imgleichen der zehnte Theil aller übrigen Geldbußen. Das Einziehen der Güter ist nach Beschaffenheit des Verbrechens durch die Gesetze bestimmet, und geht nicht allemal auf alle und jede Güter, auch sogar bey Todesstrafen nicht. Zuweilen aber gehen sie sogar auf die Person des Verbrechers, ja auf seine Kinder. Drittens, hält der König jedem **Tschau-Menang** Bediente, zu Vollziehung seiner Befehle. Diese begleiten ihn beständig. Sie werden von den Siamern **Keulai**, das ist, gemalte Arme genennet, weil man ihnen die Arme zersetzet, und Schießpulver in die Wunde reibt, davon sie eine schwarzblaue Farbe bekommen. Viertens, der Statthalter einer Landschaft am Meere, läßt sich von den Kauffartheyschiffen etwas bezahlen. Fünftens, zu **Tenasserim** beträgt es achte von Hundert, und in den Gränzorten, führet er sich als wirklicher Landesherr auf, und schreibt sogar Steuern aus. Sechstens, er treibt Handlung, doch unter dem Namen seines Secretärs, oder eines andern Bedienten, woraus zu schließen ist, es müsse ihm dieses Mittel, reich zu werden, durch die Gesetze untersaget seyn.

Der

i) **Oc-Pra-Belat.** Sein Name bedeutet: **Folgender.** Allein er hat den Vorsitz in Abwesenheit des Tschau-Menangs nicht, weil er keine Stimme hat.

Oc-Pra-Jokebatest. Ist eine Gattung von Fiscal, und eigentlich ein Spion des Statthalters. Das Amt ist nicht erblich.

Oc-Pra-Peun, ist der Befehlshaber der Besatzung, und steht unter dem Tschau-Menang.

Oc Pra-Maha-Tai, dieses Wort heißt der große Siamer, und wer diesen Titel führet, ist gleichsam der Vater des Volkes. Er wirbt die Soldaten, oder verlanget sie vielmehr nur von den **Nais**; er versorget das Heer mit Lebensmitteln; hat die Aufsicht über die Musterrollen des Volkes, u. s. w. Ueberhaupt vollstrecket er die Befehle des Statthalters, welche das Volk betreffen.

Oc-Pra-Sassed. Machet die Musterrollen und verwahret sie. Dieses Amt ist dem Bestechen sehr unterworfen, weil jeder gern Geld giebt, damit er nur nicht auf die Rolle komme, und weil die **Nais** selbst, für Geld gern Gefälligkeit erzeigen. Der Sassedi setzet die Kinder auf die Rolle, sobald sie drey Jahre alt sind.

Oc-Luang-Menang. Ist gleichsam der Bürgermeister in der Stadt, welcher auf die Polizey und Nachtwächter Achtung giebt.

Oc-Luang Vang. Der Haushofmeister des Statthalters; denn **Vang** heißt Pallast. Er läßt die Gebäude ausbessern. Unter ihm steht die Leibwache nebst ihrem Hauptmanne.

Oc-Luang Clang, sorget für die königlichen Vorrathshäuser. **Clang** heißt Vorrathshaus. Er nimmt gewisse königliche Gefälle in Empfang, und verkaufet des Königes Waaren an das Volk, das ist diejenigen, die sich der König ganz allein zueignet, gleichwie in Frankreich mit dem Salz geschieht.

Oc-Luang-Cuca, hat die Aufsicht über die Fremden

Der **Puran** oder zeitliche Statthalter, genießt eben die Ehre, als ein **Tschau-Menang**, hat auch eben die Gewalt bey seinem Amte, aber nicht so viele Einkünfte. Der König ernennet **Purans**, entweder, wenn er die Erblichkeit abschaffen will, oder wenn der **Tschau-Menang** lange abwesend seyn muß. In dem ersten Falle, werden ihnen ihre Einkünfte vom Hofe angewiesen, im zweyten theilen sie das Einkommen des **Tschau-Menangs** mit ihm, und behält solcher die Hälfte.

Beschreibung von Siam.

Purans oder zeitliche Statthalter.

Gemeiniglich beläuft sich die Anzahl der Stellen bey einem Landgerichte auf funfzehn bis sechzehn *i*), und mit jeder ist eine besondere Verrichtung verknüpfet. La Loubere, welcher, wie es scheint, vieles Nachforschen auf diesen Punct verwendet hat, berichtet uns, Oc sey ein Zusatz, den man Ehren halber einem jeden Titel beyfüge, den aber ein höherer niemals einem geringern beylege. Wenn also der König von einem **Oc-Paya** redet: so nennet er ihn schlechtweg **Paya**. Ferner saget **Loubere**, die Portugiesen hätten diesen Namen nach Willkühr übersetzet, und keine andere Regel dabey beobachtet, als ihre eigenen Gebräuche.

Richterstellen.

Das Siamer Staatsrecht, ist in drey Büchern beschrieben. Das erste heißt **Pra-Tam-Ra**, und begreift die Namen, Aemter und Vorzüge aller Bedienungen. Das zweyte hat den Titel **Pra-Tam-Non**. Es enthält die Verordnungen der alten Könige. Das dritte, **Pra-Raysa-Cammanot**, enthält die Verordnungen des Vaters von dem Könige, unter welchem die Franzosen nach Siam kamen.

Staatsrecht der Siamer.

Die Siamer verfahren bey Gerichte einmal wie das andere. Sie wissen nichts von einer Eintheilung in Civil- und Criminalprocesse, entweder weil derjenige, welcher einen Civilproceß verliert, allemal einige Strafe leiden muß, oder weil Zwistigkeiten von dergleichen Beschaffenheit wirklich etwas seltenes sind.

Gerichtliches Verfahren.

Das Verfahren vor Gerichte geschieht schriftlich, und muß jedermann zuvor Bürgschaft stellen, ehe er klaget. Weil das ganze Volk unter gewisse Rotten gehöret, die vornehmsten **Nais** aber im Landgerichte sitzen: so überreichet der Kläger seine Bittschrift erstlich

remden. Er vertheidiget oder verklaget sie bey em Statthalter.

Oc-Luang, oder Oc-Cunc-Coeng. Ist der eneralgewaltiger, hat immer ein großes Schwerdt n der Seite hängen. Seine Häscher sind die enlais oder Blauärme.

Oc-Cun-Pa-ja-Bat. Gefängnißmeister. ie Portugiesen haben das Wort Paja sehr zur ngebühr mit Fürst übersetzet. Nai-Cong ist r leibhafte Stockmeister. Cong heißt Gefäng-, und es ist nichts schrecklichers, als die siaischen Gefängnisse. Es sind Käfiche von Bams, darinnen man nicht die geringste Bedeckung gen die Witterung hat.

Oc-Cun-Narin. Unter ihm stehen die Wärter Elephanten, die der König im Lande hält; n weil es schwer fällt, eine große Anzahl an em Orte zu füttern und zu stallen, so zertheilet n sie hin und her.

Oc-Cun-Nai-rong. Ist der Elephantenmei. Bey jedwedem Landgerichte sind auch einige Beamte, welche keine andere Dienste thun, als daß sie nach des Tschau-Menangs oder Purans Tode seine Stelle so lange versehen, bis der König ein anderes befiehlt. Ferner, ist einer da, welcher dem Statthalter die Tara, das ist, die königlichen Befehle vorliest. Es ist ein besonderes Haus vorhanden, darinnen man sie verwahret, gleichwie man einem in dem Siamerpallaste ein freystehendes Gebäude zeiget, darinnen alle Schreiben beygeleget werden, welche von ausländischen Potentaten an den König von Siam einlaufen.

Nebst diesen Beamten, die man innerliche nennet, hat jede Provinz auch äußerliche, zum gemeinen Dienste. Sie stehen zwar sämmtlich unter dem Statthalter: allein die äußerlichen sind weit geringer, als die andern, wiewohl sie fast einerley Titel führen. Jeder innerliche Beamte hat seinen Unterbeamten und Schreiber, und die Wohnung, die ihm der Hof anweist, hat einen großen Saal, darinnen er Gehör ertheilet. La Loubere a. d. 259 und vorherg. S.

Beschreibung von Siam.

lich dem Nai von seinem Dorfe; dieser übergiebt sie dem Nai im Landgerichte, und dieser dem Statthalter. Von Rechtswegen sollte der Tschau-Menang sie gleich anfänglich wohl prüfen, und auf der Stelle entweder annehmen, oder verwerfen, auch einen unnöthigen Kläger dafür bestrafen: doch in Siam wird es nicht so genau genommen.

Die Klagschrift wird angenommen, und einem Rathe zugestellet. Der Statthalter thut weiter nichts dabey, als daß er die Zeilen abzählet, und sein Siegel darunter drücket, damit nichts daran geändert werden könne. Der Rath giebt sie seinem Stellvertreter und seinem Schreiber, welche hernach im Gerichtssaale Bericht davon erstatten. Hernach referiret der Gerichtsschreiber daraus. Man liest sie in voller Rathsversammlung ab, allein der Statthalter ist nicht dabey, bekümmert sich auch um den ganzen Proceß weiter nicht im geringsten. Die Parteyen werden vorgefordert, und zum Vergleiche ermahnet, welches letztere dreymal geschieht. Wollen sie nicht, so befiehlt man dem Gerichtsschreiber, die Zeugen abzuhören; die Aussage derselbigen wird bey einer andern Gerichtsversammlung, wobey aber der Statthalter eben so wenig erscheint, als bey der ersten, von dem Gerichtsschreiber abgelesen. Jeder giebt hierauf seine Stimme; der unterste Rath zuerst, und jede wird aufgeschrieben, wiewohl sie keine andere Kraft, als eines Gutachtens hat. Hierauf ist die Sache zum Endurtheile fertig. Das Gericht versammelt sich in Gegenwart des Statthalters, welchem der Gerichtsschreiber die Beschaffenheit der Umstände nebst dem Gutachten der Räthe vorliest. Findet der Statthalter hier oder dort einige Dunkelheit, so läßt er dießfalls Erläuterung geben, und machet hernach den Ausspruch in allgemeinen Worten, dieser oder jener solle durch das Gesetz verurtheilet werden.

Sogleich liest der Oc-Luang-Pang dasjenige Gesetz ab, das hieher gehöret. Man ist aber in Siam eben so wenig, als in Europa, wegen des wahren Verstandes der Gesetze allemal einig. Man suchet es nach den allgemeinen Regeln der Billigkeit auszulegen, und unter dem Vorwande eines Unterschiedes in den Umständen, geschieht dem Gesetze niemals ein Genügen. Mit einem Worte, der Statthalter giebt ganz allein den Ausspruch. Das Urtheil wird den Parteyen kund gemachet, und aufgeschrieben. Sollte ihm die Billigkeit bis auf den allergeringsten Schein derselbigen fehlen: so muß zwar der Jokebat hiervon Bericht nach Hofe erstatten: allein die Vollziehung des Urtheiles kann er nicht hindern.

Die Parteyen tragen ihre Gründe dem Gerichtsschreiber vor, welcher alles aufschreibt, was sie sagen. Sie können sich entweder selbst verantworten, oder einen andern für sich reden lassen; nur muß derjenige, welcher die Stelle eines Anwaldes vertritt, ein sehr naher Anverwandter seines Schutzbefohlnen seyn. Auch empfängt der Gerichtsschreiber alle schriftliche Urkunden, doch in Gegenwart der ganzen Rathsversammlung, welche die Zeilen und das ausgestrichene bemerket.

Peinliche Frage, statt des Beweises.

Bey schweren Anklagen nimmt man in Ermangelung anderer Beweise, die peinliche Frage zu Hülfe. Selbige ist in Siam sehr scharf, und wird auf unterschiedliche Weise vorgenommen. Gemeiniglich brauchet man das Feuer dazu. Man richtet in einer Grube einen Holzhaufen auf, dergestalt, daß er mit dem Rande der Grube einerley Höhe hat. Die Länge muß fünf, die Breite eine Klafter seyn. Beyde Parteyen gehen von einem Ende bis zum andern barfuß darüber. Wer sich nun die Fußsohlen nicht verbrennet,

k) Ebendas. a. d. 263 S.

der hat seinen Proceß gewonnen. La Loubere meldet, weil die Siamer beständig barfuß giengen, so wären ihre Fußsohlen dermaßen hart, daß sie gemeiniglich ohne Schaden davon kammen, wofern sie nur beherzt und fest auf die Kohlen treten. Zween andere Kerls gehen zu beyden Seiten, neben demjenigen, welcher die Probe machet, her, und lehnen sich mit Macht auf seine Schultern, damit er nicht allzugeschwind darüber hinfahren kann. Doch der Versicherung zu Folge, schaffet dieser Druck keinen andern Nutzen, als daß die Kohlen, die der Mensch betritt, auslöschen, daß sie ihn nicht brennen *k*).

Beschreibung von Siam.

Feuerprobe.

Zuweilen wird die Feuerprobe mit siedendem Oele, oder mit einer andern heißen Materie vorgenommen, worein beyde Theile die Hände stecken. Ein Franzose, welcher vorgab, er sey bestohlen worden, aber keinen Beweis führen konnte, war so einfältig, daß er die Hand in geschmolzen Zinn steckte. Er zog sie beynahe gänzlich verzehret heraus, dahingegen der Siamer sich vor Schaden in Acht nahm, und von der Anklage frey gesprochen wurde. Zwar wurde eben dieser listige Dieb, durch eine andere Begebenheit verrathen: allein die Siamer kehren sich an dergleichen Fälle nicht, sondern bleiben bey ihrem alten Schlendrian *l*). Was die Wasserprobe betrifft, so tauchen beyde Theile zugleich unter das Wasser, jedweder hält sich an einer langen Stange fest, und läßt sich an solcher herab. Wer am längsten aushält, der hat gewonnen. Dieses mag wohl eine der stärksten Ursachen seyn, warum die Landeseinwohner alle mit einander sich von Kindesbeinen auf mit Feuer und Wasser bekannt machen.

Pillenprobe.

Noch haben sie eine andere Probe mit gewissen Pillen, welche die Talapoinen machen, und Flüche darüber sprechen. Beyde Parteyen verschlingen eine gewisse Anzahl davon, und die Probe der Unschuld oder der gerechten Sache ist, wenn man sie bey sich behält.

Alle diese Proben werden nicht nur in Gegenwart der Richter, sondern auch des ganzen Volkes vorgenommen; und wofern beyde Parteyen eine Probe mit gleichem Erfolge überstehen, so müssen sie noch eine vornehmen. Der König selbst entscheidet die Sachen auf dergleichen Weise; nur bedienet er sich zuweilen noch eines andern Mittels: er wirft nämlich beyde Theile den Tygern vor. Wen diese grimmigen Thiere einige Augenblicke lang unangetastet lassen, der wird für unschuldig geachtet. Werden sie beyde zerrissen, so müssen sie auch alle beyde schuldig gewesen seyn. Sie stehen diese Todesart mit solcher Unerschrockenheit aus, daß man es von Leuten, die im Kriege so schlechte Helden sind, nimmermehr vermuthen sollte *m*).

Tigerprobe.

Das Recht, peinliche Urtheile zu fällen, ist nur dem Könige allein vorbehalten, wiewohl er Macht hat, es einem andern, entweder für beständig, oder nur für besondere Fälle aufzutragen. Zuweilen schicket er Gevollmächtigte im Lande herum, damit sie schwere Verbrechen an dem Orte selbst, wo sie ausgeübet worden, bestrafen. Er giebt ihnen, so wie es in China gewöhnlich ist, die Gewalt, alle Beamten, die es verdienen, abzusetzen oder sonst zu bestrafen, ja sogar hinrichten zu lassen. Was aber andere Vollmachten betrifft, die er etwa in seinen oder des Landes Angelegenheiten ertheilet, so darf der Abgeordnete selten etwas ohne Einwilligung des Statthalters vornehmen.

Strafe des Diebstahls.

Die gewöhnliche Strafe des Diebstahls ist der doppelte Ersatz, ja zuweilen der dreyfache, welchen der Richter und Kläger unter sich theilen. Das seltsamste hierbey ist dieses,

l) Ebendas. a. d. 264 S.

m) Ebendas. a. d. 265 S.

Beschreibung von Siam.

ses, daß die Siamer die Strafe des Diebstahles auf jeden unrechtmäßigen Besitz einer Sache ausdehnen. Wem also eine Erbschaft abgesprochen wird, der muß sie nicht nur seinem Gegentheile abtreten, sondern auch den Werth dafür bezahlen, halb an den Richter, halb an den Gegner *n*).

Hofgericht.

Die Hauptstadt des Königreiches hat keinen andern Tschau-Menang, als den König selbst. Das Amt eines Statthalters und Richters ist unter zwo Personen getheilet, und die geringern Stellen, die man sonst bey einem Landgerichte hat, werden hier mit den vornehmsten Reichsbeamten besetzet, nur aber ist mehr Ansehen und Macht, gleichwie auch ein prächtigerer Titel, damit verknüpfet.

Den Präsidenten des Hofgerichtes zu Siam, an welchen alle Appellationes aus dem ganzen Königreiche ergehen, nennet man Rumrat. Gewöhnlicher Weise führet er den Titel eines Oc-ya, und sitzt er im königlichen Pallaste zu Gerichte. Er folget aber dem Könige nicht, wenn solcher aus der Hauptstadt verreiset, hält auch sein Gericht nicht mehr innerhalb des Pallastes, sondern in einem Thurme in der Stadt. Die Gerichtssporteln gehören ihm allein, hingegen steht es jedem frey von seinem Ausspruche an den König zu appelliren, wofern man die Kosten aufwenden will *o*).

Kriegeswesen.

Die Kriegeskunst ist in Siam desto unbekannter, weil die Einwohner schlechte Lust dazu haben. Ueberhaupt kann die allzuhitzige Einbildungskraft der übermäßig heißen Länder eben so wenig mit der Herzhaftigkeit bestehen, als die allzuträge Einbildungskraft der kalten Länder. Der Anblick eines bloßen Degens jaget einen ganzen Schwarm Siamer in die Flucht. La Loubere versichert, wenn ein Europäer mit dem Degen an der Seite, oder dem Stocke in der Hand, herzhaftig mit ihnen spräche: so vergäßen sie alles, was ihnen ihre Obern anbefohlen haben. Die Meynung von der Seelenwanderung träget zu Verminderung der Herzhaftigkeit nicht weniger vieles bey, indem sie ihnen einen Abscheu vor allem Blutvergießen machet. Wenn sie demnach Kriege mit ihren Nachbarn führen: so suchen sie nur Gefangene zu machen. Gesetzt, die Peguaner fallen auf dieser Seite ins Siamische hinein, so fallen die Siamer auf einer andern in das peguanische Gebiethe, und beyde Theile thun weiter nichts, als daß sie ganze Dörfer in die Leibeigenschaft wegführen.

Art zu schlagen.

Rücken beyde Heere gegen einander, so schießen sie nicht gerade auf einander los. Vermöge eines stillschweigenden Vergleiches, welcher bloß von ihrer beyderseitigen Zaghaftigkeit herrühret, pflegen sie allemal höher, als es seyn sollte, zu schießen. Unterdessen da man beyderseits gleichwohl die Absicht hat, den Feind durch diese Bogenschüsse zu erreichen: so nimmt derjenige Theil, welchem es zuerst Kugeln auf die Köpfe regnet, ohne langes Verweilen seinen Abschied. Rücket der Feind gerade auf sie los, und sie wollen ihn zurück halten: so schießen sie tiefer, als es seyn sollte, damit er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn er näher andringt und todt geschossen wird.

Außerordentliche That eines Provenzals.

Dem Loubere wurde eine außerordentliche That erzählet, die er für gewiß hält, ob er es gleich niemanden verdenkt, wenn er daran zweifeln will *p*). Ein gewisser Provenzal, Namens Cyprian, der hernachmals in Surate in Dienste der französischen Gesellschaft trat, dienete bey dem siamischen Heere als Constabler. Weil man ihm nun verboth, an

n) Im Grunde ist es weiter nichts, als eine Art den Proceß mit allen Schaden, Unkosten u. s. w. zu verlieren.

o) A. d. 268 und vorherg. S.

p) A. d. 275 S.

Beschreibung von Siam.

rade aus zu schießen: so hielt er den siamischen Feldherrn für einen Verräther. In einem Kriege mit dem Könige von Singor, an der Westküste des Königreichs Siam, wurde er es endlich überdrüßig, zwey Heere zu sehen, die alle beyde so höflich, oder so verzagt waren, daß keines dem andern etwas thun wollte. Damit beschloß er, des Nachts ganz allein ins feindliche Lager zu gehen, und den König von Singor aus seinem Zelte heraus zu holen. Diese Verwegenheit lief so glücklich ab, daß er den König wirklich davon, und als einen Gefangenen zu seinem Generale brachte, und dergestalt einen Krieg, der schon zwanzig Jahre gedauert hatte, auf einmal endigte. Gleichwol bekam er nicht die geringste Belohnung dafür. Die großmüthige Gesinnung des Königes von Siam wurde durch allerley hämische Hofstreiche hintertrieben; Cyprian bekam also dieser Dienste satt, und gieng nach Surate *q*).

Geübte Mannschaft.

Ob also gleich die Natur die Siamer nicht sehr kriegerisch gemachet hat: so führen sie dennoch öfters glückliche Kriege, weil ihre Nachbarn um kein Haar mächtiger oder tapferer sind, als sie. Unterdessen hält der König sonst keine andere Völker, als eine ausländische Leibwache. Der Ritter Forbin hatte vierhundert Siamern die Kriegsübungen beygebracht, und nach seiner Abreise that ein Engländer, und gewesener Wachtmeister zu Madras, auf der Küste Coromandel, mit achthundert Siamern ein gleiches. Allein diese Soldaten genießen keine andere Löhnung, als die Befreyung von Frohndiensten, für sie und für einige ihrer Angehörigen. Weil sie nun anderswo sich nicht ernähren können: so bleiben sie in ihren Dörfern, einige in der Gegend um Bancock, andere in dem Bezirke um Luvo, damit sie diese beyden Plätze bewachen können, indem allezeit eine gewisse Anzahl darinnen liegt, und hernach von einer andern abgelöset wird. In andern Orten des Königreichs, für deren Vertheidigung man sorgen muß, liegt keine andere Besatzung, als freye Siamer, und zwar zur Frohne. Ist ihre Zeit um, so werden sie von andern abgelöset.

Natürliche Festigkeit des Königreichs Siam.

Das Königreich Siam wird von der Natur selbst durch ungangbare Wälder, durch eine große Menge Canäle, und durch die jährliche Ueberschwemmung dermaßen wohl beschützet, daß die Einwohner niemals auf feste Plätze bedacht gewesen sind. Dergestalt sind sie der Sorge überhoben, es möchten dieselbigen etwa verloren gehen, und nicht wieder erobert werden können. Es würden auch die wenigen, die sie haben, in der That kaum den ersten Anlauf einer geübten Mannschaft ausstehen. Einige Jahre vor der Gesandtschaft des Ritter **Chaumonts**, wollte der König eine Schanze an der peguanischen Gränze aufwerfen lassen. Zu Ausführung dieses wichtigen Werkes wählete er einen ehemaligen Hausbedienten der Mission des heiligen Lazarus zu Paris, welcher nachgehends in Dienste der siamischen Mission getreten war. Seine ganze Geschicklichkeit bestund im Aderlassen. Er wollte lange nicht daran, ein solches Werk über sich zu nehmen, davon er nicht das geringste verstund: allein er mußte; weil es der König durchaus haben wollte. Zur Belohnung erhielt er die Statthalterschaft von **Jonsalam**, verwaltete sie auch einige Jahre zu jedermanns Vergnügen. Hernach bekam er die Erlaubniß, wieder nach Siam zu kommen, und der Haushofmeister des Ritters **Chaumont**, Namens **Billy**, wurde an seine Stelle verordnet *r*). Aus beyden Reisebeschreibungen des P. **Tachards** ist zu ersehen, daß nachgehends ein bey der Gesandtschaft befindlicher Ingenieur in des Königes Dienste trat, auch Bancock und Luvo befestigte.

Glück eines französischen Bedienten.

q) A. d. 275 S. *r*) A. d. 277. S.

Beschreibung von Siam.

Schweres Geschütz.

Die Siamer haben wenig grobes Geschütz. Ein Portugiese von Macao, der in ihren Diensten starb, goß ihnen einige Stücke; die Franzosen schenkten ihnen einige; sie selbst aber verstehen sich schlecht auf das Gießen. Doch schmieden sie einige aus Eisen, und zwar kalt. Unter denen Geschenken, die ihre Bothschafter mit nach Frankreich brachten, waren auch zwey eiserne mit Gold und Silber gezierte Stücke *s*).

Kriegselephanten.

Ihre ganze Reuterey beträgt etwa zwey tausend Pferde. Ihre größte Macht besteht in einer großen Menge Elephanten, die nach Tachards Berichte bis auf zwanzig tausend steigt. Doch da diese Thiere weder Zaum noch Gebiß haben: so sind sie unsicher, zu bändigen. Nebst dem scheuen sie das Feuer dergestalt, daß man sie selten daran gewöhnen kann. Werden sie verletzet: so lassen sie gar oft ihren Grimm an ihren eigenen Herren aus. Gleichwohl gewöhnet man sie dazu, daß sie kleine pfündige Feldstücke von drey Schuh lang, tragen und auf sich los schießen lassen. Das siamische Fußvolk ist nackend und schlecht bewaffnet.

Ordnung zu lagern und zu fechten.

La Loubere beschreibt ihre Schlachtordnung. Sie stellen sich in drey Treffen, und jedes ist in drey große ins Viereck gestellte Haufen abgetheilet. Bey dem mittelsten, als welcher aus dem besten Volke besteht, befindet sich, um besserer Sicherheit willen, der König oder Feldherr. Jedweder Anführer eines Haufens befindet sich gleichfalls in der Mitte desselbigen. Sind die neun Haufen allzu groß: so theilet man sie in neun andere, in eben der Ordnung, als das übrige Heer. Hinter jedem Haufen folgen sechzehn Elephanten, männlichen Geschlechtes; jedes Thier trägt eine Fahne, und hat zwey Weibchen bey sich. Doch sitzen auf den letztern so wohl, als auf den Männchen, allemal drey gewaffnete Männer. Eine große Menge anderer Elephanten trägt das Geräthe. Die Siamer sagen, man nehme die Weibchen nur deswegen mit, um die Männchen desto mehr zu beehren: allein die wahre Ursache ist, weil sie ohne selbige weit schwerer zu bändigen wären *t*).

Wo man das grobe Geschütz nicht auf dem Wasser fortbringen kann, da wird es mit Ochsen oder Büffeln auf Wägen geführet. Die Siamer haben keine Lavetten. Das Gefecht beginnet mit einigen Stückschüssen. Will der Feind noch nicht laufen: so rücket man etwas näher, und gebrauchet Bogen und Pfeile. Allein, so hitzig rücket man ihm nicht auf den Leib, noch wartet der andere so lange, bis es zum Handgemenge käme. Der erste, dem die Furcht ankömmt, der läuft davon, und verstecket sich im Walde. Unterdessen ist auch dieses wahr, daß sie sich auch mit eben der Geschwindigkeit wieder herstellen, als sie aus einander laufen. Fällt es etwa unumgänglich nöthig, festen Fuß zu halten: so muß man die Befehlshaber hinter das Treffen stellen, und ihnen befehlen, alle Flüchtige über den Haufen zu stoßen. Die Macassar, die Ragiponts, die Malayer, und einige andere Völker, fressen Opium, damit sie Muth kriegen. Allein, die Siamer haben mit diesem Mittel nichts zu schaffen; denn sie besorgen, es möchte sie gar zu muthig machen. Unterdessen halten sie ihre Zaghaftigkeit im geringsten nicht für etwas schimpfliches, wie wohl sie eben deswegen nicht im Stande sind, eine offenbare Belagerung zu unternehmen, sondern befestigte Orte nicht anders, als durch Verrätherey oder Hunger, zu bemeistern suchen *u*).

Zur

s) S. Tachards zweyte Reisebeschr.

t) Ebendas.

u) Floris, Joost Schuten, la Loubere und die meisten Reisenden.

Beschreibung von Siam.

Seemacht.

Zur See sind sie noch weit ohnmächtiger, als zu Lande. Kaum hat der König von Siam fünf bis sechs Schiffe, die er zuweilen auf den Streif ausrüstet, meistens aber nur zur Handlung gebrauchet. Seine Seehauptleute und Bootsknechte sind Ausländer. Er befiehlt ihnen, blutige Gefechte zu vermeiden, und nur die List zu Ueberwältigung der feindlichen Schiffe zu gebrauchen. Nebst dieser geringen Anzahl Schiffe hat er auch funfzig oder sechzig Galeeren, mit hölzernen Ankern. Es sind nur mittelmäßige Fahrzeuge, mit einem einzigen Ueberlaufe, und etwa sechzig Mann Ruderknechten oder Soldaten besetzet, welche diese Dienste, gleichwie andere mehr, zur Frohne verrichten. Jeder hat sein Ruder, das er stehend gebrauchen muß, weil er in einer andern Stellung, wegen Kürze desselbigen, das Wasser nicht erreichen würde. Die siamischen Galeeren entfernen sich niemals von der Küste des Meerbusens.

Der IV Abschnitt.

Auferziehung, Sprache, Wissenschaften und Uebungen der Siamer.

Auferziehung der Siamer. Sie werden alle mit einander anfänglich Talapoinen. Was sie zuerst lernen. Unterschied der Sprache in Siam. Rechenkunst. Dichtkunst. Beredsamkeit. Weltweisheit. Arzeneykunst. Wundarzeney. Chymie. Mathematik. Siamischer Calender. Weltbau. Musik. Gesang und Instrumente. Leibesübungen. Künste und Künstler. Die gemeinsten. Rothgießer. Vergolder. Sticker und Maler. Gemeine Handwerke. Treu und Glauben der Siameser. Ihre Maaßen. Gewicht u. Münze. Scheidemünze.

Auferziehung der Siamer.

Die Kinder der Siamer sind von Natur folgsam, und stille. Man gewöhnet sie von Kindesbeinen an, ungemein höflich zu seyn. Die unumschränkte Gewalt der Väter trägt vieles dazu bey, daß ihre Lehren viel fruchten. Es müssen auch die Aeltern dem Könige für die Fehler ihrer Kinder haften. Sie haben Antheil an ihrer Bestrafung, und müssen, kraft der Gesetze, sie ausliefern, wenn sie etwas strafbares begangen haben. Ein Sohn, der aus Furcht der Strafe weggelaufen ist, stellet sich von selbst, so bald er erfährt, der König wende seinen Zorn oder seine Gerechtigkeit gegen seine Aeltern; ja nur gegen seine weitläuftigen Anverwandten, im Falle sie anders älter sind, als er.

Werden alle mit einander anfänglich Talapoinen.

Ist ein Kind sieben bis acht Jahre alt, so wird es in ein Talapoinkloster gethan, und mit dem Ordenshabite bekleidet, den aber ein jeder, so bald es ihm gefällt, und ohne daß es ihm schimpflich wäre, wieder ablegen kann. Diese kleinen Mönche nennet man Nen. Sie werden von ihren Anverwandten täglich mit aller Nothdurft versorget, und diejenigen, welche ihre Geburt oder ihr Reichthum über andere erhebet, behalten einen oder zween Leibeigene zu ihrer Bedienung bey sich.

Was sie zuerst lernen.

Man lehret sie zuerst lesen, schreiben und rechnen, darum, weil dieses alles einem Kaufmanne höchst nothwendig fällt, jedweder Siamer aber einigen Handel treibt. Hernach lernen sie die Grundsätze der Religion und Sittenlehre, nebst dem Bali, das ist derjenigen Sprache, worinnen ihre Glaubenslehre und Gesetze geschrieben sind. Es hat selbige einige Verwandtschaft mit einer besondern auf Coromandel üblichen Mundart, allein ihre Buchstaben sind sonst nirgend, als in Siam, gebräuchlich. Sie wird von der Linken zur Rechten geschrieben, gleichwie unsere Sprachen. Eben also ist es auch mit gemeinen siami-

Tachards zweyte Reise. La Loubere a. d. 181 u. folg. S.

Beschreibung von Siam.

siamischen Sprache beschaffen, und in diesem Stücke gehen sie nicht nur von dem größten Theile der asiatischen Sprachen ab, welche man von der rechten gegen die linke schreibt, sondern auch von der chinesischen, indem in selbiger die Zeilen von oben herab laufen, und die erste am weitesten zur rechten, die übrigen aber immer weiter gegen die linke Hand stehen. Uebrigens hat die siamische Sprache vieles mit der chinesischen gemein, so wohl wegen der vielen Accente, als weil sie beynahe aus lauter einsylbichten Wörtern besteht.

Unterschied der Sprachen in Siam.

So wohl die gemeine Sprache, als das Bali, hat ein Alphabet von wenig Buchstaben, woraus man die Sylben und Worte zusammen setzet. Allein das Bali hat seine Abänderungen, Beugungen und Ableitungen, woran es der gemeinen Sprache fehlet. In der letztern erkennet man die Casus der Nennwörter bloß aus der Stelle des Wortes in einer Rede. Was die Beugungen betrifft, so hat man vier bis fünf Wörterchen, die bald vor, bald hinter das Wort gesetzet, und dadurch die Zahl, die Zeit und die Weise angedeutet werden. Das siamische Wörterbuch ist von der Weitläuftigkeit nicht weniger frey, das ist, die Sprache hat wenig Wörter, aber eben deswegen fällt es der vielen Abwechselung wegen desto schwerer, sich recht auszudrücken. La Loubere suchet diese Schwierigkeit durch Beyspiele begreiflich zu machen. **Wohl Herz** bedeutet so viel, als vergnügt. Will der Siamer sagen: **Wäre ich zu Siam, so wäre ich vergnügt:** so spricht er: **Wenn ich seyn Stadt Siam, ich wohl Herz viel.** **Sil** bedeutet **Licht**, und durch eine Metaphora, **Schönheit**, es wird aber durch eine andere Metaphora an das Wort **Pak**, oder **Mund**, gehänget, und sodann heißt **Siipak** die **Lippen**, weil sie gleichsam das Licht oder die Schönheit des Mundes sind. **Ruhm des Holzes** will so viel sagen, als **Blüthe.** **Wasserkind** bedeutet überhaupt alles, was im Wasser erzeuget wird, ausgenommen Fische. Es gehören also die Crocodile, und anderes Wasserungeziefer, darunter. In andern Redensarten bedeutet Kind nur die Wenigkeit der Sache. **Gewichtkind** bedeutet ein kleines Gewicht; dagegen drücket man durch das Wort Mutter die Dicke oder Größe einer Sache aus. Besagtem Reisenden ist kein einziges Wort in ihrer ganzen Sprache bekannt, das mit den unsrigen einige Verwandschaft hätte, ausgenommen **Po** und **Me**, so Vater und Mutter bedeutet *y*).

Rechenkunst.

Nebst dem Lesen und Schreiben lernet die siamische Jugend beynahe nichts, als rechnen. Sie haben gleich uns zehn Figuren; die Nulle hat eben die Gestalt, als bey uns, und gilt auch im Zusammensetzen so viel, als bey uns, das ist, die Ziffern werden von der rechten gegen die linke gesetzt, zufolge der natürlichen Ordnung ihrer Geltung in der Rechenkunst mit zehen. Die Siamer setzen ihre Rechnung mit der Feder auf, sind also von den Chinesen unterschieden, welche hierzu ein Instrument gebrauchen, welches nach des Martini Berichte, zweytausend sechshundert, oder zweytausend sieben hundert Jahre vor Christi Geburt erfunden seyn soll. Ueberhaupt sind die Kaufleute hier zu Lande im Rechnen so geübet, daß sie sehr schwere Aufgaben sogleich auflösen können. Hingegen lassen sie auch diejenigen liegen, die sie nicht auf der Stelle zu treffen im Stande sind. Das wesentliche Kennzeichen der Einwohner eines sehr heißen oder sehr kalten Landes, ist die Trägheit, so wohl des Gemüthes, als des Leibes, nur mit dem Unterschiede, daß selbige in dem allzukalten Lande zur Dummheit wird, in dem allzuheißen aber allemal mit Wi[...]

y) Ebendas. a. d. 148 S. Zu Ende dieses Abschnittes sind einige Proben von dieser Sprache zu finden.

DREY SIAMISCHE ALPHABETHE

Ko Kho Khó Khò Khoo Khoo ngo || Cho chó chò Sò choo yo || do to thó thò

thoo no || bo po ppó fo ppò fo || ppo mo yo ro lo vo || So So

Só hò lo

Ká Ki Ki Keu Keu Kou Kû Ké Ké Káï Káai Ko

Káou Kam Ka.

Keu Káaï Káou Kiou Küou Koüy Keü Koüy Koûï

Kéou Kéou Koüy Koï Kouaï Kiaóu Küa

Das übrige von diesem Alphabethe steht auf der folgenden Platte.

Einbil
von der

Antwo
hen, si
resten K
nung a

abgeme
Reisend
elbichte
ziemlich
e und
Gleichw
Garten,
haben si
ische Ge
Ob
ären, o
ngekünst
it vielen
dvocaten
eser schr
poinen p
ären ihn
inen Leb
önig sel
h den fr
ige Zei
Di
ittenlehr
scher hab
dann,
ten, we
dienung
erken;
drechte
Ih
nehmste
d Peguar
sionari
übrige

a)

Einbildungskraft verknüpfet bleibt, nur aber mit solcher Einbildungskraft und Witze, der von der geringsten Bemühung im Augenblicke ermüdet.

Beschreibung von Siam.

Die Siamer begreifen eine Sache leicht, sie wissen eine geschwinde und sinnreiche Antwort zu geben, auch wohlausgedachte Einwürfe zu machen. Man sollte folglich glauben, sie würden es bey mittelmäßigem Fleiße in den tiefsinnigsten Wissenschaften und schweresten Künsten sehr weit bringen. Allein, ihre unüberwindliche Trägheit vernichtet diese Hoffnung auf einmal.

Dichtkunst.

Sie sind von Natur Dichter. Ihre Dichtkunst besteht gleich der unserigen in der abgemessenen Zahl der Sylben, und in dem Reime: gleichwohl begreifen unsere sinnreichsten Reisenden nicht, wie man besagte Kunst in einer Sprache ausüben könne, welche aus einsylbichten Wörtern besteht, voll Lautbuchstaben ist, auf welchen ein Accent ruhet, und ziemlich harte Doppellaute hat. La Loubere fand unter vielen Uebersetzungen ihrer Gedichte und Lieder keine einige, deren Inhalt mit unserer Art zu gedenken übereinstimmte. Gleichwohl fand er Abschilderungen darinnen, als zum Beyspiele, von einem angenehmen Garten, den der Liebhaber seiner Geliebten anbiethet. Nebst den verliebten Gesängen haben sie auch historische und moralische Einer von des Königes Brüdern machte moralische Gedichte, die man sehr hoch hielt, und verfertigte auch selbst die Melodie dazu.

Beredsamkeit.

Obgleich die Siamer gebohrne Dichter sind: so fehlet es doch weit, daß sie Redner wären, oder es werden könnten. Ihre Bücher sind entweder Erzählungen in einem ganz ungekünstelten Vortrage; oder es sind tiefsinnige Aussprüche in einer unterbrochenen und mit vielen Bildern angefüllten Schreibart. Wir haben bereits erwähnet, daß sie keine Advocaten gebrauchen. Die Parteyen tragen dem Gerichtschreiber ihre Gründe vor, und dieser schreibt nicht mehr noch weniger hin, als was man ihm vorsaget. Wenn die Talapoinen predigen, so lesen sie den balischen Text aus ihren Büchern her, übersetzen und erklären ihn in siamischer Sprache, ohne die geringste rednerische Zierlichkeit. Alle im gemeinen Leben übliche höfliche Reden sind ungefähr mit einerley Worten abgefasset. Der König selbst bedienet sich bey einem öffentlichen Gehöre lauter abgezählter Worte. Er gab den französischen Abgesandten eben die Antwort, welche der Ritter Chaumont, und einige Zeit vorher der Bischof von Heliopolis bekommen hatte z).

Weltweisheit.

Die Siamer wissen nicht das geringste von der Weltweisheit, nur einige Sätze der Sittenlehre ausgenommen, worunter sie, wie jetzo gleich erhellen wird, viel irriges vermischet haben. Die Rechte erlernen sie gar nicht. Die Landesgesetze erlernet man nur alsdann, wenn man öffentliche Stellen verwaltet. Denn sie sind in einigen Büchern enthalten, welche der gemeine Mann nicht zu Gesichte bekömmt. Aber so bald jemand eine Bedienung erhält: so giebt man ihm eine Abschrift von den Gesetzen, in so fern sie ihn betreffen; beynahe wie in Spanien, da der ganze Titel von den Corregidors, so wie er im Gesetzbuche steht, dem neuen Corregidor in seinen Bestallungsbrief gesetzet wird.

Arzeneykunst.

Ihre Arzeneykunst verdienet den Namen einer Wissenschaft auf keine Weise. Die vornehmsten Leibärzte des Königes von Siam, sind Chinesen: doch hat er auch Siamer und Peguaner. Nach des Ritters Chaumont Ankunft, ernannte er einen französischen Missionarium, Namens Paumart dazu, und setzte ein so großes Vertrauen in ihn, daß die übrige Leibärzte ihre Beobachtungen von des Königes Gesundheit, diesem Orakel täglich

z) Ebendas. a. d. 186. u. vorhergeh. S.

Beschreibung von Siam.

lich vortragen, die Arzeneyen von ihm empfangen, und nach seiner Vorschrift gebrauchen mußten. Die ganze siamische Arzeneykunst besteht in einer Menge von ihren Voreltern ererbten Recepten, die sie immerhin verschreiben, ohne auf die besondern Umstände des Kranken zu sehen. Ungeachtet sie dergestalt auf ein Gerathewohl verfahren: so bringen sie dennoch manchen Kranken zurechte, indem das mäßige Leben der Siamer zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit mehr beyträgt, als ihre Arzeneywissenschaft. Läuft es aber schlecht ab, gleichwie es öfters geschieht: so schiebt man die Schuld auf das Behexen.

Das erste, was ein Siamer thut, wenn ihn eine Krankheit befällt, ist ein sehr seltsames Verfahren. Er leget sich nämlich auf die Erde nieder, und läßt eine Person, die es versteht, mit den Füßen auf seinem Leibe herum steigen. Man sagete dem **Loubere** für gewiß, es gebrauchten sogar schwangere Weiber dieses Mittel, um sich die Geburt zu erleichtern *a*). Die Alten gebrauchten kein anderes Mittel gegen überflüssige Fettigkeit, als vieles Fasten; und die Chineser haben es noch im Gebrauche. Heutiges Tages gebrauchen die Siamer das Aderlassen, Schröpfen, und die Blutegel. Sie haben einige in Europa übliche Abführungsmittel, nebst noch andern, die ihrem Lande eigen sind. Allein die Niesewurz, davon die griechischen Aerzte ehemals so viel Wesens machten, ist ihnen unbekannt. Sie binden sich auch, was das Abführen anbetrifft, an keine Zeit. Ihre Arzeneyen bereiten sie aus Mineralien und Kräutern. Die Kraft und den Gebrauch der **Quinquina** haben sie von den Europäern gelernet. Ueberhaupt sind ihre Arzeneymittel sehr hitzig. Innerlich gebrauchen sie gar nichts abkühlendes, hingegen baden sie sich, im Fieber eben so wohl, als in jedweder andern Krankheit. Es scheint, als wenn alles, was die natürliche Wärme vermehret oder zusammen hält, ihrer Leibesbeschaffenheit sehr dienlich wäre. Die Kranken genießen sonst nichts, als sehr dünne Reißsuppe, welche die indianischen Portugiesen den Namen **Cange** beylegen. Fleischbrühe ist in Siam tödtlich; denn sie machet den Magen allzuschlaff. Bey gesunden Tagen ziehen die Siamer das Schweinefleisch allem andern Fleische vor.

Wundarzeney

In der Wundarzeney sind sie dergestalt unwissend, daß sie die Hülfe der Europäer nicht nur etwa zum Durchbohren der Hirnschale, oder zu einer andern künstlichen Unternehmung, sondern auch zur bloßen Aderlässe, nöthig haben. Von der Zergliederungskunst wissen sie gar nichts. Sie sind von der Begierde, das Inwendige ihres Leibes zu kennen, dermaßen weit entfernet, daß sie einen Todten niemals öffnen, als wenn er unter dem Vorwande des Verbrennens halb gebraten ist. Die Talapoinen öffnen ihn sodann nur deswegen, damit sie etwas finden wollen, das den Aberglauben des Volkes unterhalte. Sie geben zuweilen vor, es habe ein acht- bis zehnpfündiges Stück Schwein- oder anderes Fleisch, im Magen gelegen, und sey als eine zur Hexerey höchst bequeme Sache, dahin gezaubert worden.

Chymie.

Die Chymie ist den Siamern eben so wenig bekannt, obgleich sie gewaltig darauf erpicht sind, auch mancher vorgiebt, er besitze die allerseltensten Kunststücke. Siam ist gleich[illegible]

a) Ebendas. a. d. 192 S.

b) Ebendas. a. d. 194 S.

c) Nachdem sie diesen Beobachtungen zu Folge einmal gewisse Zahlen festgesetzet hatten: so zeigten sie, wie man vermittelst unterschiedlichen Zusetzens, Abziehens, Vervielfältigens und Theilens, [illegible] Orte der Planeten für die künftigen Jahre finden solle, ungefähr eben also, wie wir die Epacte [illegible] jedes Jahr finden, wenn wir zu der Epacte [illegible] vorigen Jahres eilf setzen. La Loubere legte [illegible] berüh[illegible]

dem ganzen Morgenlande mit Betriegern und Leichtgläubigen angefüllet. Der Vater des Königes, welcher bey der Ankunft der Franzosen den Thron besaß, hatte zwo Millionen darauf gewandt, den Stein der Weisen zu finden *b*).

Beschreibung von Siam.

Mathematik.

Die lebhafte und richtige Einbildungskraft der Siamer, würde ihnen zur Mathematik eine weit größere Fähigkeit, als zu jedweder andern Wissenschaft, beylegen, wofern sie nicht den Hauptfehler an sich hätten, daß sie einer Sache gar zu bald überdrüßig werden. Eine lange Reihe Schlüsse fällt ihnen viel zu schwer. Sie lassen es also bey einigen Ausübungsvortheilen in der Astronomie bewenden, und ohne sich darum zu bekümmern, warum man auf diese Weise verfahren müsse, gebrauchen sie dieselben zum Nativitätstellen einzelner Personen, gleichwie auch zu Verfertigung ihres Calenders, welchen man als einen allgemeinen Horoscopum ansehen kann. Gleichwohl haben sie ihren Calender schon zweymal durch geschickte Sternkundige verbessern lassen, welche, um die Himmelstafeln vollständig zu machen, zween beliebige Zeitpuncte oder Epochen annahmen, woran eine seltene Zusammenkunft der Planeten geschehen war *c*). Dieses ist von der ältern Epoche zu verstehen, so viel die Gelegenheit zu ihrem Ursprunge betrifft. Die neuere hängt mit unserm Jahre zusammen. Sie gebrauchen aber bey einer Ausfertigung diesen oder jenen Styl ohne Unterschied. Ihr erster Monat ist allemal der Neumond im Winter, oder Christmonate, in welchem Stücke sie allezeit bey dem alten Stylo bleiben, wenn sie gleich nach dem neuen datiren, ob schon der erste Monat nach dem neuen Styl entweder der fünfte oder der sechste im alten ist.

Siamischer Calender.

Weltbau.

Uebrigens haben sie keinen Begriff vom Weltgebäude, weil sie nichts aus dem Grunde verstehen. Sie glauben, gleichwie andere morgenländische Völker, die Finsternissen *d*) würden durch einen boshaftigen Drachen verursacht, welcher die Sonne und den Mond verschlinge. Um das schädliche Thier zu verjagen, erregen sie ein gräßliches Gelärm mit Kesseln und Pfannen. Sie glauben, die Erde sey viereckigt, und der Himmel liege auf ihr, wie etwa ein Gewölbe, oder wie die Gärtnerglocken auf dem Triebbette. Nach ihrem Sagen besteht sie aus vier bewohnten Theilen, welche durch große Meere von einander getrennet, und dergestalt zu vier besondern Welten gemacht worden sind. In die Mitte dieser vier Welten, stellen sie einen sehr hohen pyramidenförmigen Berg, mit vier gleichen Seiten, und von der Oberfläche der Erde oder des Meeres, bis an den Gipfel dieses Berges, welcher nach ihrem Vorgeben die Sterne berühret, zählen sie vier und achtzig tausend Jods, welches Maaß ungefähr acht tausend Klaftern beträgt. Eben so viele Jods zählen sie von der Oberfläche des Meeres, bis an die Wurzel des Berges, und eben so weit ist auch von jeder Seite des Berges bis an jede von den vier Welten. Die unserige, die sie **Tschampion** nennen, liegt dem Berge gegen Mittage. Sonne, Mond und Sterne, laufen ohne Unterlaß um selbigen herum, und daher kömmt die Abwechselung von Tag und Nacht. Ueber ihm ist ein Himmel, Namens **Intratiracha**, und

berühmten Cassini, Aufseher des Observatorii zu Paris, die siamische Weise vor, den Ort der Sonne und des Mondes vermittelst einer Rechnung zu finden, davon der Grund aus der zweyten siamischen Epoche hergenommen ist, und besagter großer Sternkundige brachte alles heraus, was eine so schwere Aufgabe betraf.

d) Man sehe Tachards erste Reise. Es mag diese Einbildung von der verblühmten Redensart der Sternseher herrühren, wenn sie sagen, die Finsternissen geschähen im Drachenkopfe und Drachenschwanze.

Beschreibung von Siam.

und über solchem der Geisterhimmel. La Loubere, welcher sich diese seltsame Weltbeschreibung erzählen ließ, saget dabey, wenn etwa einige Reisende eine andere Nachricht davon beybrächten: so dürfe man sich die Mannigfaltigkeit der siamischen Meynungen in einer Sache, davon sie nicht viel verstehen, eben so wenig befremden lassen, als die Verschiedenheit unserer astronomischen Lehrgebäude, die wir aus dem Grunde zu verstehen glauben e).

Musik.

Die Musik wird in Siam hoch gehalten: sie ist aber ohne Methode und Grundsätze. Die Siamer machen zwar Melodien, können sie aber nicht aufschreiben. Sie haben weder Vorschläge noch Triller, so wenig als die Castilianer; hingegen singen sie zuweilen, gleichwie wir (Franzosen) ohne Text, welches den Castilianern sehr seltsam vorkömmt. Statt der Worte sagen sie nur immer Noi, Noi, als wie wir La, la, la, la, u.s.w. Der König von Siam hörete einstens, doch ohne sich sehen zu lassen, einige französische Melodien auf der Geige spielen, tadelte aber dieses daran, daß sie nicht ernsthaft genug giengen. Gleichwohl saget Loubere, die siamischen Gesänge wären nicht sonderlich ernsthaftig, ja sie spieleten sogar ziemlich lustige Stückchen auf ihren Instrumenten, wenn der König von einem Orte zum andern geht f).

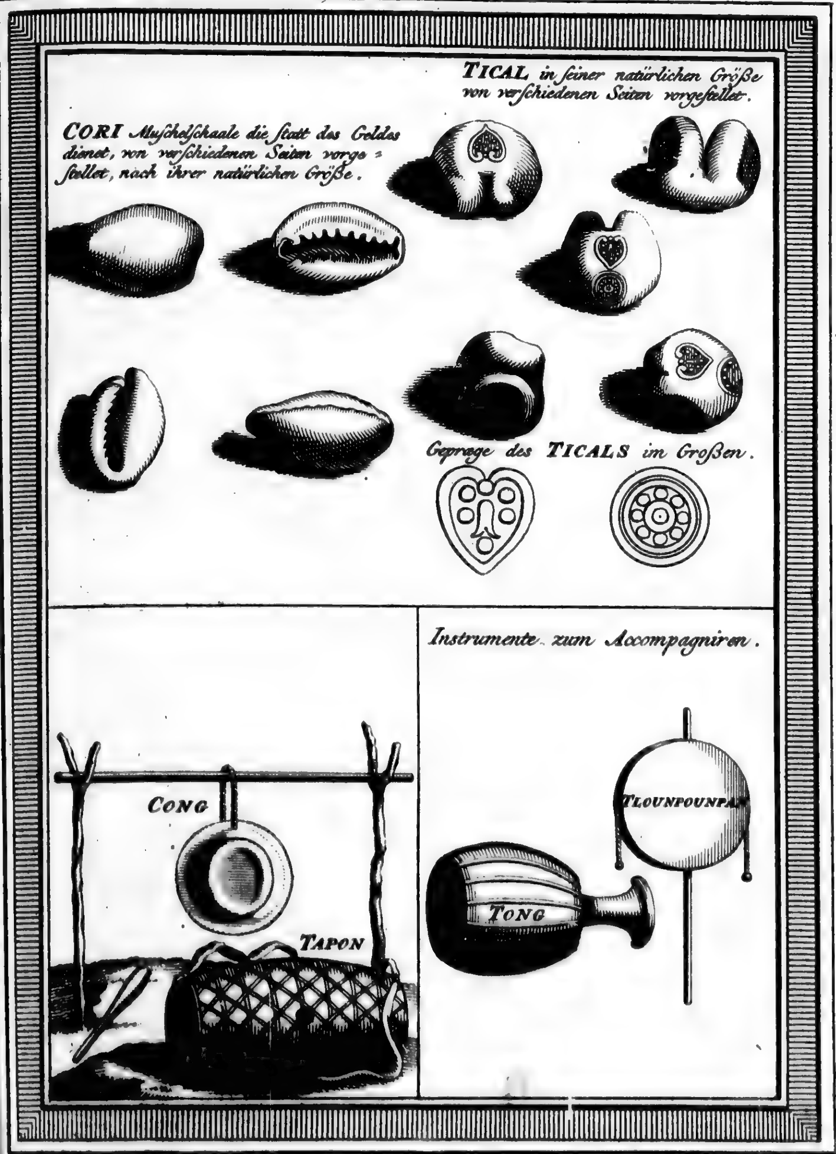
Gesang und Instrumente.

Sie wissen eben so wenig, als die Chineser, etwas von dem Unterschiede der Stimmen; oder deutlicher zu sagen, sie setzen nichts vielstimmiges, sondern schreyen alle nur einerley Melodie daher. Höret man ja auf ihren Instrumenten etwas, das einer regelmäßigen Musik ähnlich kömmt: so ist die Vermuthung da, es müsse von Ausländern herkommen. Ihre vornehmsten Instrumente sind kleine Stockfiedeln mit drey Seyten, die sie Tro nennen, und gewisse kirrende Hautbois, die sie Pi nennen. Hierzu spielen sie auf küpfernen Becken; sie schlagen nämlich zu gewisser Zeit in jedwedem Tacte darauf. Die Becken hängen vermittelst einer Schnur an einer Stange, welche nach der Quere auf zwo Gabeln liegt, und man schlägt sie mit einem kurzen hölzernen Kleppel. Zu diesem Getöne kommen noch zweyerley Trummeln, die man Tlunpunpan und Tapon nennet. Der Kasten von der ersten ist nicht größer, als unsere Castagnetten, aber unten und oben mit Pergament überzogen, wie unsere Trummeln. An jeder Seite des Kastens hängt eine Bleykugel an einer Schnur. Gleichfalls ist ein Stäbchen durch den Kasten gesteckt, dabey man ihn hält, wie an einem Handgriffe. Den Handgriff querlet man zwischen den Händen herum, wie einen Chocolate-Querl, damit schlagen die beyden Bleykugeln an das aufgespannte Fell oder Pergament. Der Tapon sieht aus wie ein Faß; man hängt es mit einem Riemen an den Hals, und schlägt unten und oben mit Fäusten auf das Fell. Der Pat-cug, ebenfalls ein Klingspiel, besteht aus Schellen. Sie hängen sämmtlich, jedwede vermittelst eines besondern Pflockes, an einem halben Reifen, gleich den Felgen eines kleinen Kutschrades. Der Spieler sitzt mitten im Reifen, mit kreuzweise geschränkten Beinen, hat in jeder Hand einen Stock, und schlägt damit auf die Schellen. Der Umfang dieses Spielwerkes beträgt eine doppelte Quinte. Es hat aber keine halbe Töne, noch ist sonst einige Anstalt gemacht, um den Klang der vorigen Schelle zu dämpfen, wenn eine andere berühret wird. Alles dieses Geklinge durch einander gefiel dem Pater Tachard auf dem Wasser nicht übel.

Die Singstimme hat anstatt des Generalbasses zu ihrer Unterstützung zwo Crabs, das ist, zween Stecken, die man an einander schlägt. Das gemeine Volk gebrauchet zu seinem

e) Ebendas. a. d. 200. S.

f) Ebendas. a. d. 208 S.



F. de Bakker fecit, 1752

seinem G
Hofe der
dern mit
einen Bo
Schnüre,
ihrigen si
als die un
gesetzet,
J
des Verst
wehr habe
selbiger de
Eben so w
Selbst im
weilen setz
Raum könn
eif zu hal
Die Franz
Chaumont
Kufen über
niges Ver
Mit einem
hren, und d
das Rud
nswürdig
ngeachtet si
Sie
Weise sich h
ortheil bri
n sie die
brauchet:
st übel ge
il die Gese
ne kleine
fertigen,
Von
e Nägel
rley, doch
chet. Fe
stehen sie f
ußer von
n Festung

f) Ebend.

Beschreibung von Siam.

einem Gesange eine gewisse Trummel, Tong genannt, insonderheit des Abends in dem Hofe der Häuser. Man nimmt sie in die linke Hand, und schlägt von einer Zeit zur andern mit der rechten Faust darauf. Eigentlich ist es eine irdene langhälsige Flasche, die einen Boden von Pergamente hat, welchen man, vermittelst vieler um den Hals gewickelter Schnüre, fest spannet. Die Siamer hören unsere Trompeten ungemein gern. Die ihrigen sind klein, und kirren erschrecklich. Ihre eigentlichen Trummeln sind zwar kleiner, als die unsrigen: sie werden aber dennoch nicht an die Schulter gehangen, sondern niedergesetzet, und also geschlagen *g*).

Leibesübungen.

In Siam treibt man die Uebungen des Leibes eben so schlecht, als die Uebungen des Verstandes. Es ist im ganzen Lande kein Mensch, der das Bereuten verstünde. Gewehr haben die Siamer nicht, es sey denn als ein Geschenk vom Könige; und so lange als selbiger den Anfang nicht machet, sie mit Waffen zu versehen, dürfen sie keine kaufen. Eben so wenig dürfen sie sich in dem Gebrauche derselbigen üben, bis er es ihnen erlaubet. Selbst im Kriege schießen sie nicht stehend, sondern mit einem Knie auf der Erde, ja zuweilen setzen sie sich gar auf die Ferse, und strecken das andere Bein gerade vor sich aus. Kaum können sie gehen, oder mit guter Art da stehen. Es fällt ihnen schwer, das Knie steif zu halten, weil ihre Gewohnheit es mit sich bringt, selbiges beständig zu beugen. Die Franzosen haben sie zuerst gelehret, im Gewehre zu stehen: denn ehe der Ritter Chaumont ins Land kam, hielten sie sogar Schildwache im Sitzen. Wie sehr sie sich im Laufen üben, das ist daraus leicht zu schließen, weil sie nicht einmal am Spazierengehen einiges Vergnügen finden. Die warme Luft befördert die Ausdünstung schon zur Genüge. Mit einem Worte, sie treiben keine andere Uebung, als auf dem Balon in die Wette zu fahren, und deswegen gewöhnet man die Kinder schon im vierten oder fünften Jahre dazu, daß sie das Ruder, oder die Pagaje führen. Daher kömmt es auch, daß sie mit verwundernswürdiger Hurtigkeit drey Tage und drey Nächte beynahe in einem Stücke fortrudern, ungeachtet sie gar nicht geschickt sind, eine andere Arbeit lange auszuhalten *h*).

Künste und Künstler.

Sie sind schlechte Künstler. Ein siamischer Handwerksmann verlanget auf keine Weise sich hervor zu thun. Der Ruf von seiner Geschicklichkeit würde ihm keinen andern Vortheil bringen, als daß er Zeit Lebens für den König umsonst arbeiten müßte. Weil man sie die sechs Monate über, da sie frohnen müssen, zu allerley Arbeit ohne Unterschied brauchet: so befleißiget sich jedweder darauf, daß er von allem etwas verstehe, weil es ihm sonst übel gehen möchte; aber gar zu gut verlanget seine Sachen kein Mensch zu machen, weil die Geschicklichkeit keine andere Belohnung findet, als eine beständige Dienstbarkeit. Eine kleine Anzahl Europäer wären im Stande, innerhalb wenigen Tagen eben das zu verfertigen, wozu fünfhundert siamische Handwerksleute ganze Monate brauchten.

Die gewöhnlichsten Künste.

Von Künsten verstehen sie folgende. Sie sind ziemlich gute Tischler; und weil sie keine Nägel haben, so verstehen sie sich desto besser auf das Verniethen. Sie schnitzen Bilder, doch ziemlich plump. Die Götzenbilder in ihren Tempeln sind schlecht genug gemacht. Ferner können sie Ziegel brennen, und trefflichen Mörtel bereiten. Ueberhaupt verstehen sie sich ziemlich gut auf Mauerarbeit. Dem ungeachtet sind ihre gemauerten Häuser von schlechter Dauer, weil es am Grunde fehlet. Sie legen nicht einmal bey den Festungswerken den geringsten Grund. Siam hat weder gemeines noch Crystallglas.

g) Ebendas. a. d. 210 S.

h) Ebendas. a. d. 212 S.

Beschreibung von Siam.

glas. Gleichwohl lieben sie es ungemein. Dem Könige gefielen die geschliffenen Gläser, welche eine Sache vervielfältigen, ganz besonders wohl; er verlangte, die Franzosen sollten ihm ganze Fensterscheiben verschaffen, welche eben diese Eigenschaft hätten.

Rothgießer.

Die Siamer können auch Metalle schmelzen, und in Formen gießen. Sie überziehen ihre Götzenbilder sehr artig, mit einem dünnen Bleche von Golde, Silber oder Kupfer, ob sie gleich von innen meistentheils nicht anders sind, als ungeheure Klumpen von Ziegelsteinen und Kalche. La Loubere brachte einen kleinen **Sommona Codom** mit nach Frankreich, der mit vergoldetem Kupferbleche überzogen war. Ein und anderes Hausgeräthe des Königes, imgleichen die stählernen Griffe an den Säbeln und Dolchen, damit er seine Kriegesbedienten, auch zuweilen die Ausländer beschenkt, sind mit Goldbleche überzogen. Die Goldschmiedskunst ist ihnen zwar nicht gänzlich unbekannt, allein sie können die Edelgesteine weder schleifen noch fassen.

Vergolder.

Hingegen sind sie gute Vergolder. Sie schlagen das Gold ziemlich fein. Alle Briefe, welche der König von Siam an andere Könige schreibt, bestehen aus einem Blatte von diesem Metalle, das nicht dicker ist, als Papier. Die Buchstaben werden mit einem spitzigen Griffel, dergleichen wir bey unsern Schreibtafeln gebrauchen, eingedrückt.

Das Eisen gebrauchen sie gemeiniglich nur so, wie es vom ersten Gusse kömmt, weil sie keine Eisenhämmer haben. Die Pferde werden nicht beschlagen, die Steigbügel sind von Stricken gemacht, die Zäume sind eben so schlecht, und die Sättel nicht besser. Das Gärben und Lederbereiten, sind unbekannte Dinge bey ihnen.

Sticker und Maler.

In Siam werden wenig baumwollene Zeuge gemacht, und die Farben, die sie darauf anbringen, sind von schlechtem Glanze. Seidene und wollene Zeuge, oder Tapeten verfertiget man daselbst gar nicht. Wolle giebt es sehr wenig. Aber sticken können die Siamer, und ihre Zeichnungen fallen gut in die Augen. Mit Oelmalen können sie nicht umgehen, ja sie sind überhaupt schlechte Maler, indem sie keinesweges der Natur nachzuahmen trachten. Eine ganz genaue Nachahmung derselbigen scheint ihnen etwas allzuleichtes zu seyn. Ihre Malerey muß etwas seltsames zeigen, gleichwie unsere Gedichte etwas wunderbares. Sie malen Bäume, Bluhmen, Vögel und andere Thiere, die nirgend anzutreffen sind. Zuweilen geben sie einer menschlichen Figur eine Stellung, die unmöglich fällt. Ihre ganze Geschicklichkeit besteht darinnen, daß sie dergleichen Hirngespinste so ungezwungen vorstellen, als ob sie der Natur gemäß wären i).

Gemeine Handwerke.

Die allgemeinsten Handwerker in Siam sind bey dem Pöbel das Fischen, und bey denen, welche reich genug dazu sind, die Handlung. Weil aber der auswärtige Handel dem Könige beynahe ganz allein zustehe: so ist bey dem innerlichen kein großer Vortheil. Eben diese Einfalt in der Lebensart, welche eine große Menge Künste für die Siamer unnütz machet, die benimmt ihnen auch die Lust zu dem größten Theile der Waaren, die man in Europa für unentbehrlich ansieht. Gleichwohl haben sie gewisse eingeführte Gebräuche im Handel. Beym Geldleihen schreibt allemal ein Dritter den Schuldschein. Diese Vorsichtigkeit ist bey ihnen schon hinlänglich; denn im Falle der Schuldner die Schuld leugnet, so fällt vor Gerichte die Vermuthung allemal gegen ihn, weil er zween Zeugen wider sich hat, nämlich denjenigen, welcher die Schuld fordert, und denjenigen, welcher den Schein geschrieben hat.

In

i) Ebendas. a. d. 216 und vorhergeh. S.

k) Sind kleine Muscheln, die man in Siam, auch an mancherley andern indianischen Orten an statt der Scheidemünze gebrauchet, und welche ... Merk...

Im täglichen Handkaufe wird Treu und Glauben so fest gehalten, daß weder der Verkäufer das empfangene Geld, noch der Käufer die Waare zählet, im Falle sie aus vielen Stücken besteht. Die Marktzeit ist von fünf Uhr Abends bis um acht oder neun Uhr. Die Siamer haben keine Elle, weil sie den Cattun und Musselin stückweise kaufen. Man muß in Siam sehr arm seyn, wofern man den Zeug **Ken** weise, das ist nach Ellenbogen, kaufen muß. Für dergleichen arme Leute ist wirklich kein anderes Maaß, als der Ellenbogen im Gebrauche.

Beschreibung von Siam.

Treu u. Glauben der Siamer.

Gleichwohl haben sie ihre eigene Klafter, welche nur um einen Zoll kleiner ist, als eine französische Toise. Sie gebrauchen dieselbige bey dem Bauen, bey Ausmessung der Felder, und absonderlich der Canäle und Heerstraßen, worauf der König reiset. Dergestalt ist von Siam bis Luvo jede Meile mit einem Pfahle bemerket, und die Zahl darauf geschrieben. Eben dergleichen wird auch in Indostan beobachtet, indem Bernier berichtet, man bemerke jede halbe Meile mit einem rundlichten oder pyramidenförmigen Merkmaale. Körner und flüßige Sachen, misset man in Siam mit einer Cocosschale aus. Weil aber eine Nuß größer ist, als die andere: so rechnet man ihren Inhalt nach der Anzahl **Coris**, die man hinein bringen kann *k*). Manche **Cocos** hält fünfhundert **Coris**; manche hingegen wohl tausend. Unterdessen hat man für die Körner auch eine Art von Scheffel, **Sat** genannt, der aus geflochtenem Bambusriete besteht; und für flüssige Sachen gebraucht man ein gewisses Maaß, **Canan** genannt. Indem aber diese Maaßen durch keine öffentliche Verordnung festgestellt sind: so werden sie auf den Märkten nicht zugelassen, wofern sie nicht mit einem **Cocos**, dessen Inhalt man durch **Coris** erforschet hat, abgewogen worden sind, und zwar bedienet man sich zum Ausmessen des **Canans** und **Sats** mit einem **Cocos**, entweder des Reißes, oder Wassers. Der vierte Theil eines **Canans** heißt **Leeng**. Vierzig **Sats** machen ein **Seste**, und vierzig **Sesten** ein **Cobi** *l*).

Ihre Maaße.

Ihr Gewicht ist eben so wenig sehr genau. Man nennt es überhaupt **Ding**. Das ichtigste und beynahe einige Gewichte, das man im Königreiche gebraucht, sind Geldstücke, ungeachtet das Geld im Siamischen öfters zu leicht oder gar falsch ist. Daher heißen die kleinen Gewichte eben also wie die Münzsorten.

Gewicht und Münze.

Alle siamische Silbermünzen haben einerley Gestalt und Gepräge, nur aber verhiedene Größe. Sie gleichen an Gestalt einer kleinen Walze, oder einem sehr kurzen zusammengerollten Blatte, das in der Mitte also gebogen ist, daß beyde Enden neben einander kommen. Das Gepräge, damit jedes Stück zweymal, und zwar in der Mitte der Rol- bezeichnet wird, sieht keiner in Europa bekannten Sache ähnlich, ja die Siamer konnten dem Louvere selbst nicht sagen, was es vorstellen solle. Das Verhältniß dieser Münze gen die unserige, ist folgendes. Ein **Tical** wiegt zwar nur einen halben Thaler, gilt er doch acht und dreyßigste halb Sous. Gold- und Kupfermünze haben sie nicht. Das old ist in Siam Kaufmannsgut, und gilt zwölfmal so schwer Silber, im Falle beyde Metalle von gleicher Güte sind.

Die siamische Scheidemünze besteht in kleinen Muscheln, welche die Europäer **Co**-, und die Siamer **bia** nennen. Ein **Fuan**, das ist der achte Theil eines **Ticals**, t achthundert **Coris**, das ist sieben bis acht **Coris** gelten etwa einen Pfennig *m*).

Scheidemünze.

Ll 3 Der

klichen Unterschied an der Größe haben. Siehe Beschreib. der maldivischen Inseln im VIII Th.

l) Gervaise saget, ein Sest Reiß wäge hundert Catis, das ist zweyhundert und fünf und zwanzig französische Pfunde.

m) Ebendas. a. d. 223 und vorherg. S.

Beschreibung von Siam.

Der V Abschnitt.

Weiber, Ehestand, Erbfolge und Sitten der Siamer.

Neigung der Jungfern zum Ehestande. Heirathsgebräuche. Vorrechte der Mandarinstöchter. Vielweiberey. Verlassenschaft. Vermögen. Gewalt des Hausvaters. Keuschheit der siamischen Frauen. Die Siamer sind nicht eifersüchtig. Moralische Eigenschaften der Siamer. Allgemeine Gemüthsbeschaffenheit der Siamer. Freundschaftseid.

Neigung der Jungfern zum Ehestande.

Die Landesgewohnheit erlaubet den Töchtern keinen Umgang mit den Junggesellen. Sie werden von der Mutter fleißig gehütet, und wegen der geringsten Freyheit scharf bestrafet. Allein die Natur, als welche mehr Gewalt hat, denn alle Gesetze, treibt sie nicht selten dazu, dann und wann insonderheit bey Anbruche des Abends, einen unvermerkten Ausgang zu wagen. Sie bekommen im zwölften Jahre schon Kinder, ja zuweilen noch eher. Deswegen verheirathet man sie auch frühzeitig. Es giebt zwar siamische Jungfern, welche sich Zeit Lebens nicht verheirathen wollen, dennoch aber wählet keine das Klosterleben ehe sie alt wird.

Heirathsgebräuche.

Die Eltern eines jungen Menschen werben, vermittelst betagter und wohl berüchtigter Frauen, bey den Eltern der Jungfer um sie. Fällt gleich die Antwort geneigt aus, so hindert selbige doch nicht, die Jungfer um ihre Neigung zu befragen. Allein, die Eltern lassen sich die Geburtsstunde des Freyers sagen, und sagen dagegen die Geburtsstunde ihrer Tochter ebenfalls. Beyde Theile laufen sodann zum Wahrsager, und vernehmen, ob die Ehe bis an den Tod ohne Scheidung dauern könne? Hernach besuchet der Freyer seine Liebste dreymal, und bringt ihr ein geringes Geschenk an Betel und Obste. Soll aus der Heirath etwas werden, so erscheinen die beyderseitigen Anverwandten bey seinem dritten Besuche. Man saget, wie hoch das Heirathsgut der Braut, und das Vermögen des Bräutigams sich belaufen solle, und zahlet einander ohne weitere Ehestiftung so gleich aus. Die neuen Eheleute werden von ihren Anverwandten beschenkt, und der Bräutigam tritt sogleich in alle Rechte des Ehestandes, ohne Absicht auf die Religion, als welche mit dieser Handlung nichts zu thun hat, ja die Talapoinen dürfen nicht einmal dabey seyn. Gleichwohl kommen sie einige Tage hernach, und besprengen die Neuverehlichten mit Weihwasser, sprechen auch einige Gebethe in balischer Sprache über sie. Bey der Hochzeit wird geschmauset, und Lustbarkeiten angestellet, man läßt auch die gewöhnlichen Tänzer kommen: allein Braut und Bräutigam tanzen eben so wenig, als ihre Anverwandten. Das Hochzeitfest geht bey der Braut Eltern vor, und die jungen Eheleute bleiben einige Monate in ihrem Hause, bis sie ihre eigene Haushaltung anfangen. Eine Mandarinstochter hat das einige Vorrecht, daß man ihr einen dergleichen goldenen Reif, als die Mandarinen an ihrer Staatsmütze haben, auf den Kopf setzet.

Vorrechte der Mandarinstöchter.

Vielweiberey.

Das größte Heirathsgut eines siamischen Mägdchen, beträgt nicht mehr als hundert Catis, das ist ungefähr funfzehn tausend Livres. Die Siamer können zwar mehr als eine Frau nehmen: es bedienet sich aber der gemeine Mann dieser Freyheit gar selten, und die Reichen oder Vornehmen thun es vielmehr aus Pracht, als aus Wohllust. Nebst dem hat die vornehmste Frau allemal mehr zu sagen, als die übrigen n). Denn die letztern

sind

n) Dieser Gebrauch geht im ganzen Morgenlande, ja auch in vielen Gegenden von Africa im Schwange.

Beschreibung von Siam.

sind zwar nach dem Landrechte zu nehmen erlaubt, sie werden aber gekauft, folglich sind sie nichts als Leibeigene, welche in Siam den Titel geringe Frauen tragen, und der ersten Frau gehorsam seyn müssen. Ihre Kinder nennen ihren Vater Po-Tschau, das ist, Herr Vater, hingegen der vornehmsten Frauen ihre, nennen ihn nur schlechtweg Po, oder Vater. In die nächsten Grade der Blutsfreundschaft darf man in Siam nicht heirathen, worunter jedoch Geschwisterkinder nicht begriffen sind. Was die Schwägerschaft betrifft, so kann einer zwo Schwestern nacheinander heirathen, wiewohl sich der König von diesem Gesetze ausnimmt. Derjenige, welcher damals regierete, als die Reisen geschahen, die wir im Auszuge mittheilen, hatte seine Schwester geheirathet, und von ihr eine einige Tochter bekommen, welche nach ihrer Mutter Tode, den Titel Prinzessinn Königinn führete. La Loubere, welcher freyer urtheilet, als der Abt Choisy o), scheint zu glauben, es habe dieselbige gleichfalls die Liebste oder Frau des Königes vorgestellet.

Verlassenschaft.

Bey Privatpersonen gehöret die ganze Verlassenschaft des Mannes, seiner vornehmsten Frau, und wird hernach unter ihre Kinder gleich getheilet. Der rechtmäßige Erbe kann die geringen Frauen und ihre Kinder verkaufen; sie bekommen auch nichts, als was er ihnen gern gönnen will, oder was ihnen der Vater vor seinem Tode gegeben hat; denn die Testamente sind in Siam gänzlich unbekannt. Die Töchter der geringen Weiber werden für eben dergleichen wieder verkauft.

Vermögen.

Der größte Reichthum der Siamer besteht in beweglichen Gütern. Sie kaufen selten Grundstücke, weil sie das völlige Eigenthum derselbigen nicht an sich bringen können. Das Landrecht machet zwar selbige bey einem Geschlechte erblich, giebt auch den Unterthanen die Erlaubniß, sie nach Willkühr unter sich zu verkaufen: allein da die Oberherrschaft des Königes sich auf alle und jede Güter seiner Unterthanen erstrecket, so kann er sogar diejenigen Grundstücke, die er selbst verkauft hat, allemal wieder zu sich nehmen. Weil nun nicht das geringste von diesem ungerechten Gesetze ausgenommen ist: so verheelen die Unterthanen ihr bewegliches Vermögen so sorgfältig, als sie können, vor dem Könige. Um dieser Ursache willen, trachten sie sehr nach Diamanten, weil man sie leicht verbergen kann. Die siamischen Herren geben bey ihrem Tode dem Könige zuweilen einen Theil ihres Vermögens, damit das übrige ihren Kindern bleiben möge.

Gewalt des Hausvaters.

Hingegen ist die Gewalt des Hausvaters in seinem Hause unumschränkt. Er kann sein Weib und Kind verkaufen. Hiervon ist die vornehmste Frau zwar ausgenommen, doch kann er sie verstoßen. Eigentlich steht die Ehescheidung in seiner Willkühr; unterdessen williget er darein, wenn die Frau durchaus darauf dringt. Er giebt das Heirathsgut wieder heraus, und theilet die Kinder mit ihr. Die Mutter nimmt das erste, dritte und fünfte, die ungeraden, mit sich weg; hingegen der Vater behält das zweyte, vierte, mit einem Worte, alle gerade. Ist also die sämmtliche Anzahl ungleich, so bekömmt die Mutter eines mehr, als der Vater. Die Witwe erbet ihres Mannes Gewalt, doch mit dem Bedinge, daß sie die geradezählichten Kinder nicht verkaufen darf; denn die Anverwandten ihres Vaters leiden es nicht: allein nach einer vorgegangenen Ehescheidung, steht sowohl dem Vater, als der Mutter, kraft des Landrechtes frey, ihre zugetheilten Kinder zu verkaufen p).

Der

o) Ebendas. a. d. 259 S.

p) Ebendas. a. d. 167 und vorherg. S.

Beschreibung von Siam.

Keuschheit der siamischen Frauen.

Der Ehebruch ist in Siam etwas seltenes, nicht sowohl deswegen, weil der Mann seine Frau, wenn er sie darüber erwischet, umbringen, oder wenn er es ihr beweisen kann, sie verkaufen darf, als vielmehr deswegen, weil die Lebensart der Frauen ihnen nicht den geringsten Anlaß dazu giebt. Denn es machet sie weder Faullenzen, noch allzugute Tage, noch Kleiderpracht, noch Spielen, noch Opernlaufen, lüderlich. Im Gegentheile ernähret jede Frau ihren Mann das halbe Jahr über, da er frohnen muß, mit ihrer Handarbeit. Sie spielen gar nicht; sie nehmen keine Besuche von Mannspersonen an. Oeffentliche Schauspiele sind etwas seltenes, und haben weder ihre gesetzten Tage, noch ihren bestimmten Preis, noch öffentlichen Schauplatz. Daher wird die Keuschheit bey den Frauen zur glücklichen Gewohnheit. Zwar sind dem ungeachtet nicht alle Ehen ohne Tadel; hingegen versichert la Loubere, man wisse bey den Siamern kein Beyspiel von einem gewissen weit schändlichern Umgange, als der Ehebruch ist q).

Die Siamer sind nicht eifersüchtig.

„Die Eifersucht, fährt er fort, ist bey ihnen ein bloßer Ehrgeiz, welcher mit ihrem Glücksstande zugleich wächst„. Der gemeine Mann läßt seiner Frauen alle ersinnliche Freyheit; hingegen muß eine vornehme Frau sehr eingezogen leben, sie geht sonst nicht aus, als ihre Freunde zu besuchen, oder ihre Andacht abzuwarten. Bey dergleichen Gelegenheit erscheint sie mit entblößtem Angesichte, und wenn sie zu Fuße geht, so ist sie von ihren Nachtreterinnen schwer zu unterscheiden r).

Moralische Eigenschaften der Siamer.

Alte Leute werden in Siam nicht weniger in Ehren gehalten, als in China. Unter zweenen Mandarinen giebt der jüngere dem ältern allemal die Hand, wenn gleich er in einem höhern Range steht, als derselbige. Wer einen höhern belüget, der wird deswegen gestraft. Einigkeit und Gehorsam sind in jedwedem Hause dergestalt fest gegründet, daß man einen

Soh

q) Ebendas. a. d. 224 S.

r) Man berichtete eben diesen Reisenden, des Königes Frauen legeten sich zuweilen Liebhaber zu, und ihre gewöhnliche Strafe dafür wäre diese, daß sie einem zur Weiberliebe abgerichteten Pferde unterworfen, sodann aber getödtet würden. „Vor einigen Jahren, fährt Loubere fort, warf er eine den Tiegern vor. Als ihr die Thiere nichts „zu thun begehrten, wollte er sie begnadigen: allein, sie wollte vor Grimm nicht länger leben, und „schimpfte dergestalt auf den König, daß er sie „als eine rasende Person zu tödten befahl. Man „reizete demnach die Tieger, und selbige zerrissen „sie in seiner Gegenwart. Ob er die Liebhaber „zum Tode verurtheile, das ist nicht so gewiß, wenigstens aber läßt er sie doch rechtschaffen dafür „züchtigen. Es gieng die Rede, der verstorbene „Barcalon und älteste Bruder des allerersten siamischen Bothschafters, welcher jemals nach Frankreich kam, sey um eines dergleichen Verbrechens „willen, das letztemal in Ungnade gefallen. Der „König ließ ihn tüchtig ausprügeln, und hernach „niemals mehr vor sich kommen, doch aber ließ er „ihn bey seinem Amte, und gebrauchte ihn das „halbe Jahr über, das er nach empfangener Prügelsuppe noch lebte, zu allerley Verrichtungen. „Ja er bereitete alle Arzeneyen, welche der Barcalon in seiner letzten Krankheit einnahm, mit „eigener Hand, weil es niemand wagen wollte, „ihm etwas zu verschreiben, aus Besorge, in „schwere Verantwortung zu gerathen, im Falle ein „Mann, den der König so außerordentlich hoch „achtete, in seiner Cur sterben sollte". A. d. ... Seite.

Ferner liest man bey dem Loubere, die siamischen Herren wären ihrer Töchter wegen ... eifersüchtig, als wegen ihrer Weiber. „Sie ... „kaufen diejenigen, welche ausschweifen, an ... „gewissen Kerl, der sie gegen ein gewisses ... „das er dem Könige bezahlet, gemein machen... „Dem Verlaute nach, hatte selbiger bey sechs... „dert lauter Töchter, deren Väter in vornehm... „Bedienung stunden, beysammen gehabt. ... „kaufte auch die Weiber, die von ihren Männern „der Untreue überwiesen, und verkaufet w... Ebendas. a. d. 227 S. Der Titel und die ... richtung dieses gewissen Kerls, werden von ... diesem Verfasser anderswo beygebracht. „... „Schandbube, saget er, welcher die Frauen ... „Mägdchen aufkaufet, trägt den Titel ...

Sohn für ein Unthier ansehen würde, wofern er mit seinem Vater rechten wollte. Aus gleicher Ursache ist der Ehestand keinem Menschen fürchterlich; denn der Eigennutz stiftet niemals Uneinigkeit zwischen Eheleuten, noch wirft eines dem andern sein weniges Vermögen vor. So lange die Franzosen in Siam waren, sahen sie in allem nicht mehr, als drey Bettler, es waren aber selbige sehr alt, und ohne Anverwandte. Die Siamer lassen ihre Anverwandte niemals Allmosen heischen, sondern wofern sie außer Stand kommen, ihr Brodt selbst zu gewinnen: so sorgen sie für ihren Unterhalt. Das Betteln beschimpfet nicht nur des Bettlers eigene Person, sondern auch seine ganze Anverwandtschaft.

Beschreibung von Siam.

Diebstahl ist noch weit schimpflicher. Einem Diebe stehen nicht einmal seine allernächsten Anverwandten bey. Nach des Loubere Meynung, ist es kein Wunder, wenn in einem so wohlfeilen Lande der Diebstahl für etwas ehrloses geachtet wird s). Für den höchsten Grad der Ehrlichkeit halten sie, wenn man dasjenige nicht aufnimmt, was ein anderer verlohren hat, das ist, wenn man eine so bequeme Gelegenheit, anderer Leute Güter an sich zu bringen, nicht achtet t).

Allgemeine Gemüthsbeschaffenheit der Siamer.

Alle Reisende stimmen in diesem Stücke mit einander überein, daß die Siamer im Handel und Wandel Treu und Glauben ganz unverbrüchlich halten. Allein, dem Wucher ist weder Ziel noch Maaß gesetzet. Die Gesetze haben dieses Stück außer Acht gelassen. Der Geiz ist das Hauptlaster der Siamer, und desto schändlicher, weil sie ihr gesammeltes Gut vergraben. Uebrigens sind sie von stillem Gemüthe, sehr höflich, und bekümmern sich wenig darum, wie es ihnen etwa künftig gehen werde. Sie können lange Zeit an sich halten: entbrennet aber ihr Zorn einmal, so wissen sie sich vielleicht weniger zu mäßigen, als

Man nennt ihn Oc-ya Meen. Er lebet in großer Verachtung, es hat auch niemand etwas mit ihm zu schaffen, als junge liederliche Leute". Ebendas. a. d. 259 S.

s) Unterdessen geschah es doch, als der Pater ...paznac, einer von den jesuitischen Missionarien zur Zeit des Tachards zweyten Reise, einstens ganz allein im Divan ihres Hauses saß, daß ein Siamer hinein kam, und ihm vor der Nase einen schönen persianischen Teppich vom Tische wegnahm. Der ehrliche Jesuit ließ ihn machen, was er wollte, weil er vielleicht eben die Meynung hatte als Loubere, folglich nicht glaubte, daß der ... zu stehlen verlangte. So weis man auch, was damals vorgieng, als Ludwig der vierzehnte die siamischen Bothschafter nach Flandern abreisen ließ. Denn ein Mandarin von ihrem Gefolge steckte in einem Hause, da sie zu Gaste speiseten, ein Paar silberne Rechenpfennige zu sich, und gab des folgenden Tages einen davon zum Trankgelde an einen Bedienten, in Meynung es sey gangbare Münze. Durch diese Unvorsichtigkeit wurde der Diebstahl entdeckt, man that aber, als wenn man nichts wüßte.

Loubere erzählet selber einen Streich, woraus die gewaltige Neigung der Siamer zur Dieberey genugsam erhellet. Ein Aufseher über die Waarenhäuser des Königes von Siam, hatte einiges Silber veruntreuet. Zur Bestrafung wurden ihm einige Unzen geschmolzenes Silber in den Hals gegossen. Gleichwohl konnte es derjenige, welcher das Silber aus dem Halse des Getödteten wegnehmen sollte, nicht lassen, sondern mausete etwas davon. Der König ließ es ihm eben so machen, wie dem vorigen: allein der dritte konnte sich eben so wenig überwinden, das ist, er behielt etwas von dem Silber, das er in des Getödteten Halse fand. Doch der König schenkte ihm das Leben, und sagte dabey: ich muß einmal aufhören, zu strafen, sonst behalte ich zuletzt keinen Unterthanen mehr. Ebendas. a. d. 230 S.

t) Ein dergleichen Gesetz gab Plato, der es vielleicht von den alten Stagyriten entlehnete. Es lautete folgender Gestalt: „Was du nicht hingelegt hast, das sollst du auch nicht weg nehmen„. Wenn die Chineser die gute Regierung einiger von ihren Königen rühmen wollen, so sagen sie, man habe damals sich dermaßen gescheuet, etwas unrechtes zu begehen, daß kein Mensch dasjenige anrührete, was er auf der Heerstraße liegen fand.

Beschreibung von Siam.

als ein Europäer. Ihren heimlichen Haß und ihre Rache üben sie gemeiniglich durch Verleumdungen aus. Zwar tragen sie sonst vor allem Blutvergießen großen Abscheu, gleichwohl steigt ihr Haß zuweilen bis zum Meuchelmorde und Vergiften. Von der ungewissen Rache vermittelst eines Zweykampfes, weis man nichts in Siam. Ihre Zänkereyen laufen, wenn es hoch kömmt, auf einige Rippenstöße, gemeiniglich aber, auf gräßliches Schimpfen aus.

Furchtsamkeit, Geiz, Verstellung, stöckisches Wesen, und Neigung zum Lügen, sind bey ihnen angebohrne Laster. Sie halten hartnäckig über der alten Gewohnheit, nicht nur aus Hochachtung gegen die Gebräuche der lieben Alten, sondern auch aus Faulheit. Sie bekümmern sich wenig darum, etwas zu wissen, bewundern daher auch nichts. Wer glimpflich mit ihnen umgeht, dem begegnen sie mit großem Stolze, hingegen kriechen sie einem, der sie geringschätzig hält, beynahe unter die Füße. Sie sind arglistig und unbeständig, gleichwie alle Leute, die ihre eigene Schwäche einsehen *u*).

Freundschaftseid.

Das Band einer ewigen Freundschaft bey den Siamern ist, wenn sie von einerley Arrak und aus eben derselbigen Schale trinken. Wollen sie es noch kräftiger machen, so kostet einer von des andern seinem Blute. Dieser ehemalige Gebrauch der alten Scythen, geht noch heutiges Tages unter den Chinesen und andern Völkern im Schwange. Doch dieses feyerlichen Versprechens ungeachtet, betrügen die Siamer einander dennoch.

Alle Reisende überhaupt, loben ihre Mäßigung. Ihr Gemüth bleibt eben so ruhig, als ihre Witterung, die sich des Jahres über nur zweymal, und gleichsam unvermerkt ändert, wenn sie allgemach von schönem Wetter ins Regenwetter, und von diesem wieder in jenes fällt. Nach des Loubere Meynung kommen die Siamer schon als Weltweise auf die Welt. „Er „giebt den Alten sehr gern Beyfall, welche dafür hielten, die Weltweisheit sey aus In„dien nach Europa gekommen, und unser Gemüth sey durch die Unempfindlichkeit der In„dianer stärker gerühret worden, als das ihrige, durch alle die Wunderwerke, die unser un„ruhiger Geist durch Erfindung so vieler Künste, welche vielleicht nur in unserer Einbil„dung zum menschlichen Leben nothwendig sind, hervorgebracht hat„.

Der VI Abschnitt.

Fuhrwerk, Art zu reisen, Schauspiele und Ergetzlichkeiten der Siamer.

Gebrauch der Elephanten zu Siam. Reuterey des Königes. Wie der König aufsitzt. Siamische Tragsessel oder Palankine. Wie man die Elephanten regiert. Was eine Pagaye ist. Allerley Arten der Balonen. Chirolen. Kostbarkeit der Staatsbalonen. Eigentliche Palankinen. Siamische Sonnenschirme. Ursprung des Wortes Talapoin. Schauspiele der Siamer. Seiltänzer fliegt. Fliegender Drache. Dreyerley Schauspiele. Lacone. Rabam. Ringer. Ochsenrennen. Spielen. Tabackrauchen.

Gebrauch der Elephanten zu Siam.

Nebst dem Ochsen und dem Büffel, worauf die Siamer gemeiniglich reuten, haben sie kein ander Hausvieh, als den Elephanten. Die Elephantenjagd ist einem jeden erlaubt: man trachtet aber nur, diese Thiere lebendig zu fangen. Man verschneidet sie niemals. Die Weibchen werden zur gewöhnlichen Arbeit gebraucht, die Männchen aber zum Kriege. Zu Pferden schicket sich das Land nicht; denn es giebt wegen des schlammichten

u) Ebendas. a. d. 231 S.

ten groben Futters schlechte, faule Zucht; daher ist es auch nicht nöthig, sie zu wallachen, damit man sie desto leichter bändigen könne. Man findet weder Esel noch Maulthiere im Königreiche. Die darinnen wohnenden Mohren haben einige Cameele, die sie von Ausländern erkaufen.

Beschreibung von Siam.

Reuterey des Königes.

Wir haben bereits angeführet, der König von Siam halte nicht mehr als zweytausend Pferde. Gemeiniglich läßt er sie zu Batavia aufkaufen: allein sie sind nicht nur klein, sondern auch dem Ausdrucke eines gewissen Reisenden zu Folge, eben so stättisch, als die Javaner aufrührisch. Gleichwohl reutet der König selten auf einem Pferde; denn es bedünkt ihm weit vornehmer zu lassen, wenn man auf einem Elephanten sitzt. Die Siamer halten auch die Elephanten für geschickter zum Kriege, als die Pferde; denn sie beschützen ihren Herrn, heben ihn mit ihrem Rüssel wieder auf ihren Rücken, wenn er herab fällt, und treten die Feinde zu Boden. Tachard sah einen Elephanten im Pallaste, der die Aufwartung hatte, das ist, völlig angeschirret zum Aufsitzen bereit stund. Pferde hält man zu diesem Ende nicht fertig. An demjenigen Orte des Pallastes, welcher diesem Elephanten zum Stalle dienet, steht ein kleines Gerüste, von eben der Höhe, als des Königes Gemach, woran es auch stößt. Von diesem Gerüste kann der König ohne Mühe auf das Thier treten. Will er sich in einen Tragsessel begeben, so steigt er durch ein Fenster seines Gemaches oder von einer Erhöhung hinein. Seine Unterthanen sehen ihn niemals auf ebenem Boden, sondern diese Ehre ist nur dem Frauenzimmer, und zwar dem Hoffrauenzimmer vorbehalten.

Wie der König aufsitzt.

Siamische Tragsessel oder Palankine.

Die siamischen Tragsessel haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit den unserigen. Es sind viereckichte platte Stühle, mit angestoßenen Tragestangen, welche von vier oder acht Kerlen, weil der Pracht in der Menge besteht, auf die bloße Schulter genommen werden. Eben so viele Träger folgen auch der Sänfte nach, um die vorigen zu rechter Zeit abzulösen. Einige solche Sänften haben eine Rücklehne und Arme, wie ein Großvaterstuhl. Andere sind nur mit einem Geländer eines halben Schuhes hoch umgeben, doch mit Ausnahme der fördern Seite, als welche offen steht, obgleich die Siamer allezeit mit geschränkten Beinen darinnen sitzen. Einige sind unbedeckt, andere haben einen Himmel. So oft die Franzosen den König auf einem Elephanten sahen, saß er auf einem vorne offenen Stuhle ohne Himmel, zur rechten und linken Seite, gleichwie auch hinten erhub sich vergoldetes Laubwerk, das ihm bis an die Schultern reichte, und an der Spitze auswärts gebogen war. Aber wenn er stille hielt, so bedeckte ihn ein Fußgänger gegen die Sonne, und zwar mit einem ungemein langen Sonnenschirme, der übrigens die Gestalt einer Lanze, daneben aber ein drey bis vier Schuh breites Eisen hatte, und höchst schwer zu regieren fiel, wenn der Wind daran blies. Ein solcher Sonnenschirm, dergleichen sonst niemand als der König gebrauchen darf, heißt **Pat buk**.

Wie man die Elephanten regieret.

Man weis schon aus Tachards ersten Reise, wie die Siamer auf ihre Elephanten steigen. Wer das Thier selbst regieren will, der setzet sich rücklings auf den Hals desselbigen, und ohne den geringsten Sattel. Man sticht es mit einem eisernen oder silbernen Stachel in den Kopf, bald auf der rechten bald auf der linken Seite, bald auf die Stirne, und sagt ihm dabey, nach welcher Seite es sich wenden, wenn es stille halten, und insonderheit, wenn es auf- und absitzen lassen solle. Das Thier thut alles, was man ihm heißt. Will man es nicht selbst regieren, so sitzt man auf seinen Rücken, entweder in einem Stuhle, oder ohne Stuhl, und nur auf seine bloße Haut. Sodann sitzt ein Bedienter, und zwar gemeinig-

Beschreibung von Siam.

meiniglich sein Wärter auf den Hals, und regieret es. Zuweilen sitzt noch ein Bedienter hinten auf dem Kreuze.

B[illegible] und ihre Gestalt.

Ob nun gleich aber in Siam die Elephanten stark im Gebrauche sind: so reisen doch die Siamer gemeiniglich zu Wasser in einem kleinen Fahrzeuge, das sie Balon nennen. Das Hauptwerk des ganzen Schiffes besteht in einem einigen Baume, der aber zuweilen sechzehn bis zwanzig Klaftern in die Länge hat. Die Breite beträgt etwa so viel, daß zwo Personen Platz haben, auf einem darüber liegenden Brette mit geschränkten Beinen neben einander zu sitzen. Der eine pagayirt zur rechten, der andere zur linken Hand. Pagayiren heißt so viel, als mit der Pagaye rudern, das ist mit einem kurzen Ruder, das man mit beyden Händen in der Mitte und am Ende ergreift; es ist nicht am Balon befestiget, so kehret auch der Ruderer sein Gesicht gegen den Ort, dahin er fahren will; dahingegen unsere Ruderer den Rücken dahin kehren. Ein einiger Balon hat zuweilen hundert ja hundert und zwanzig Pagayer, welche sämmtlich paarweise mit geschränkten Beinen auf ihren Brettern neben einander sitzen. Aber geringere Beamten haben weit kleinere Balonen, folglich auch eine weit geringere Anzahl Pagayer; gemeiniglich nur sechzehn bis zwanzig. Es pflegen diese Leute nach dem Tacte zu singen, oder ein Geschrey zu erheben, wobey sie zugleich die Pagay mit einer kräftigen aber behenden und ungezwungenen Bewegung der Arme und Schulter ins Wasser stoßen. Die Schwere aller dieser Ruderer, dienet dem Balon statt des Pallastes, und drücket ihn beynahe bis an den Rand ins Wasser. Um dieser Ursache willen sind die Pagayen so kurz. Indem nun so viele Leute ihre Pagayen mit Nachdrucke zugleich ins Wasser stoßen, so bekömmt der Balon eine sanfte schwankende Bewegung, die man am Vorder- und Hintertheile des Fahrzeuges am deutlichsten spüret, weil diese Orte die erhabensten sind, indem sie den Kopf und Schwanz eines Drachens oder andern ungeheuern Fisches vorstellen: die Pagayen aber, seine Flügel oder Flossen. Zu äußerst am Vordertheile sitzt ein einiger Pagayer, welcher wegen des engen Platzes keinen Gesellen an der Seite haben, ja nicht einmal geschränkt sitzen kann, sondern einen Fuß zum Balon hinaus strecken, und ihn auf einen Stock, der an dem Vordertheile des Fahrzeuges heraus steht, auflegen muß. Nach der Bewegung dieses Mannes, richten sich alle die übrigen. Weil er höher über dem Wasser sitzt, als sie, so ist sein Pagay auch um [illegible] viel länger. Der Steuermann steht aufgerichtet auf dem Hintertheile, und zwar an einem Orte, wo es sich schon sehr weit über das Wasser erhebet. Das Steuerruder ist eine sehr lange Pagay, die aber an dem Schiffe nicht fest gemacht ist, sondern von dem Steuermanne bald an der rechten bald an der linken Seite gerade ins Wasser gehalten wird.

Allerley Arten der Balonen.

In den Balonen des vornehmen Frauenzimmers, rudern die Sclavinnen. Die gewöhnlichen Balonen haben in der Mitte ein hölzernes, aber weder mit Farben angestrichenes noch lackirtes Häuschen, darinnen eine ganze Familie Raum hat: zuweilen befindet sich ein Vordach daran, das aber etwas niedriger steht. Es giebt viele Siamer, die Zeit Lebens in keinem andern Hause wohnen. Allein, die Prachtbalonen, oder des Königes seine, die von den Portugiesen Staatsbalonen genennet werden, haben in der Mitte nur einen Sitz, der beynahe die ganze Breite einnimmt, und nur ei[illegible]

x) In der ersten Reisebeschreibung des Tachards und in des Chaumonts seiner, findet man [illegible]


AUSSICHT VON SIAM
UND
VERSCHIEDENE BALONEN.

einige mit Säbel und Lanze gerüstete Person fassen kann. Ist selbige ein Mandarin von geringerm Range: so hat er keine andere Bedeckung, als einen Sonnenschirm. Ein höherer Mandarin hat nicht nur einen höhern Sitz, sondern auch zu seiner Bedeckung dasjenige, was die Portugiesen **Chirole**, die Siamer hingegen **Cup** nennen. Es ist eine Art von Hütte, die vorn und hinten offen steht, aus gespaltenem Bambusriethe geflochten, und mit schwarzem oder rothem Firnisse angestrichen ist. Der rothe gehöret für die Mandarinen von der rechten, und der schwarze für die von der linken Hand. Am Rande ist die Chirole einige Zoll breit vergoldet. An der Gestalt dieser Vergoldung, welche nicht in einem Striche fortgeht, sondern beynahe einer Stickerey gleicht, erkennt man den Grad der Würde von jedem Mandarin. Zwar giebt es auch Chirolen, die mit Zeuge überzogen sind, man gebraucht sie aber nur bey Regenwetter. Der Befehlshaber über das Bootsvolk sitzt mit geschränkten Beinen vor dem Mandarin, und zwar zu äußerst auf der Bühne, worauf der Stuhl desselben steht. Fährt etwa der König vorbey, so fällt der Mandarin auf besagter Bühne vor ihm nieder, das Bootsvolk begiebt sich in eben diese Stellung, und der Balon steht so lange stille, bis der Monarch vorbey ist.

Beschreibung von Siam.

Chirole.

Die Chirolen und Pagayen der Staatsbalonen sind stark vergoldet. Die Chirolen ruhen auf Säulen, und sind oben mit Pyramiden von Schnitzwerke ausgezieret. Einige haben Vordächer gegen die Sonne. Der Balon, darinnen der König in Person fährt, hat vier Befehlshaber über das Bootsvolk; zween sitzen vor der Bühne und zween hinter ihr. Indem diese Fahrzeuge sehr schmal, folglich sehr geschickt das Wasser zu durchschneiden, dabey auch stark bemannet sind: so kann man es sich kaum vorstellen, wie schnell sie, auch sogar gegen den Strom fortschießen, und wie prächtig es lasse, wenn eine große Anzahl dergleichen Balonen in guter Ordnung daher fährt x).

Kostbarkeit der Staatsbalonen.

Dasjenige, was man zu Siam eigentlich **Palankin** nennet, ist eine Gattung eines Bettes, das an einer dicken Stange, und beynahe bis an die Erde hinab hängt, und von einigen Kerlen auf der Schulter getragen wird. Es ist mit den sogenannten Hamacken, davon wir in der Beschreibung von Africa geredet haben, beynahe einerley. Es darf sie niemand gebrauchen, als Kranke, oder alte schwache Leute, doch ist es den Europäern nicht gewehret.

Eigentliche Palankine.

Der Gebrauch eines bey den Siamern also genannten **Kuen** oder Sonnenschirmes, ist gleichfalls ein Vorrecht, das der König nicht einem jeden Unterthan zusteht, den Europäern aber ohne Unterschied läßt. Diejenigen Sonnenschirme, welche den unsrigen gleichen, das ist, aus einem einigen runden Stücke Zeug bestehen, sind die unachtbarsten. Diejenigen, welche aus mehr als einem runden Stücke an einer einzigen Stange bestehen, also daß es läßt, als wenn viele Schirme übereinander stünden, sind dem Könige nur allein eigen. Die sogenannten **Clots**, die aus einem Rundstücke bestehen, daran aber zween bis drey Streifen gemalte Leinwand immer einer tiefer, als der andere herab hängen, giebt der König sonst niemanden, als den **Sancrats**, das ist, den Vorstehern der Talapoinen. Den französischen Gesandten gab er dergleichen ebenfalls y). Die geringern Talapoinen tragen ihre Schirme in Gestalt eines Windfächers in der Hand. Eigentlich ist es ein rund zugeschnittenes und gefaltenes Palmitenblatt;

Siamische Sonnenschirme.

x) ... eine Beschreibung von diesem Anblicke. y) Ebendas. a. d. 129 S.

Beschreibung von Siam.

tenblatt; die Falten bindet man am Stiele mit einem Faden zusammen, beuget den Stiel wie ein S, und hält den Schirm dabey. Dergleichen Schirme heißen auf siamisch Talapat, und Loubere hält für wahrscheinlich, es möchte der Namen Talapoin, welchen niemand als die Ausländer gebrauchen, daher entstanden seyn. Denn die Siamer heißen diese Mönche nicht anders, als **Tschau-cu.**

Ursprung des Wortes Talapoin.

Schauspiele der Siamer.

Wir dürfen die angenehme Erzählung, welche Tachard so wohl in der ersten als zweyten Reisebeschreibung von den Schauspielen und Ergötzlichkeiten der Siamer beybringt, auf keine Weise vorbey gehen. Seine Anmerkungen sind in seinem eigenen Berichte von desto stärkerm Gewichte, weil er diese Feyerlichkeiten aus Gehorsam gegen des Königes Befehl, selbst mit ansah, und indem er aus einem so wenig geistlichen Zeitvertreibe sich nichts machte, desto genauer auf alles Acht geben konnte; denn dieses fällt einem andern nicht so geistlich gesinnten Zuschauer nicht allemal möglich, weil ihn das Vergnügen allzusehr bemeistert. **Tachard** also, hat die Beschreibung vom Elephantenfange, von einem Kampfe dieser Thiere mit einander, und von einem andern Kampfe, zwischen einem Elephanten und Tiger, beygebracht. So hat er auch die Beleuchtungen, Comödien, Seiltänzer, und Puppenspiele *z*) nicht vergessen, wohl aber eine und die andere merkwürdige Erläuterung, welche dagegen von **Loubere** sorgfältig beygebracht worden.

Seiltänzer fliegt.

Bey Gelegenheit der Tänzer, saget bemeldter Schriftsteller, es sey am siamischen Hofe ein verwegener Seiltänzer gewesen, der oben von einem Bambus herab geflogen, und zwar ohne einige andere Zurüstung, als daß er zweene Sonnenschirme mit den Griffen an seinen Gürtel fest machte. Dergestalt überließ er sich dem Winde, der ihn auf Gerathewohl mit sich dahin nahm, und zuweilen auf die Erde, zuweilen auf Bäume oder Häuser, und zuweilen ins Wasser führete. Der König ergötzte sich ungemein an diesem Schauspiele, nahm den Kerl in den Pallast, und erhub ihn zu einer hohen Würde *a*).

Fliegender Drache.

Den Winter ergötzen sich alle indianische Höfe mit dem fliegenden Drachen. In Siam hängt man etwas brennendes daran, welches in der Luft einem Sterne gleicht. Zuweilen bindet man eine goldene Münze daran, welche derjenige behält, der den Drachen findet, wenn die Schnur abreißt. Der König läßt seinen Drachen die zween Wintermonate über alle Nächte fliegen, und ernennet gewisse Mandarinen, welche die Schnur wechselsweise halten müssen.

Dreyerley Schauspiele.

Loubere erzählet, die Siamer stellten dreyerley Spiele auf ihren Schauplätzen vor. Der so genannte **Cone** ist ein Tanz von unterschiedlichen Auftritten, wobey sich Geigen und andere Instrumente hören lassen. Die Tänzer sind gewaffnet und verlarvet. Es ist nicht so wohl ein Tanz, als die Vorstellung eines Gefechtes; und obgleich das ganze Wesen eigentlich nur in heftigen Bewegungen und seltsamen Stellungen des Leibes besteht: so reden sie doch auch eines und das andere dabey. Die Larven sehen meistentheils sehr gräßlich aus, und stellen häßliche Unthiere, oder wie der Verfasser saget, eine gewisse Gattung Teufel vor *b*).

Lacon.

Das zweyte Schauspiel heißt **Lacon**, und ist ein **Gedicht**, das theils episch, theils dramatisch ist, und drey Tage lang, von acht Uhr Morgens, bis sieben Uhr Abends, ein...

z) Man sehe Tachards erste Reise. Auch erwähnet er des Hahnenkampfes, vergißt aber zu melden, daß selbige auf der Talapoinen Vorstellung, was maßen nämlich es allemal einigen Hahnen das Leben koste, abgeschafft worden.

einem Stücke fort währet. Es sind Geschichte in Versen, und zwar meistens ernsthaftige, welche wechselsweise von vielen Comödianten, die niemals vom Schauplatze wegkommen, abgesungen werden. Einer singt die Rolle des Geschichtschreibers, die andern singen die Rolle der Personen, welche die Geschichte redend einführet.

Beschreibung von Siam.

Rabam.

Der **Rabam** ist ein doppelter Tanz von Manns- und Weibespersonen, wobey aber alles artig zugeht, und keine kriegerische Vorstellung Platz findet. Diese Tänzer und Tänzerinnen tragen falsche Fingernägel von Meßing. Sie singen währenden Tanzes in ihrer Sprache, welches um so viel leichter fällt, weil der ganze Tanz nur darinnen besteht, daß sie ganz langsam im Kreise herum gehen, ohne den geringsten Schritt über der Erde zu machen: sondern sie verdrehen nur den Leib und die Arme auf allerley Weise. Währenden Tanzes schwatzen zwo andere Personen den Zuschauern allerley lustige Händel vor, nämlich ein Comödiant im Namen seiner Mitbrüder, und eine Comödiantinn im Namen der tanzenden Weibespersonen. Die Laconspieler haben nichts besonders in ihrer Kleidung, aber die Cone und Rabamtänzer tragen hohe spitzige Mützen, von vergoldetem Papiere, wie etwa die Mandarinen, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Spitze auf der Seite bis unter die Ohren herab hängt, auch die ganze Mütze mit falschen Edelgesteinen besetzt ist. Nebst dem tragen sie auch hölzerne und vergoldete Ohrgehänge. Man läßt sie allemal kommen, so oft eine Hochzeit oder ein Leichenbegängniß angestellet wird, obgleich sie nichts andächtiges vorstellen, indem es den Talapoinen nicht erlaubt ist, dabey zu seyn c).

Ringer.

Die Siamer haben Ringer und andere Klopffechter, die einander entweder mit dem Ellenbogen, oder mit der Faust, tüchtige Rippenstöße versetzen. Bey dieser letztern Art zu kämpfen umwickeln sie die Hand etlichemal mit einem Seile, anstatt der ehemals üblichen Handschuhe, oder messingenen Ringe, welche von den **Laos** bey dergleichen Gefechten gebrauchet werden d).

Ochsenrennen

Das Wettefahren mit den Balonen, gehöret unter die Schauspiele, welche man den Tachard zu beschreiben überlassen hat. Das Ochsenrennen ist eine ganz sonderbare Sache. Es wird ein viereckigter Platz, fünfhundert Klafter lang, und zwo Klafter breit, an den vier Ecken mit vier Pfählen abgestecket, welche die Schranken bedeuten. Um diese Schranken geschieht das Rennen. Mitten in dem Platze bauet man ein Gerüste für die Richter; und um den Mittelpunct, als den Ort, wo die Ochsen auslaufen, desto deutlicher zu bezeichnen, richtet man einen sehr hohen Pfahl in selbigem auf. Zuweilen läuft nur ein einziger Ochs mit einem andern Ochsen um die Wette, und jeder wird von einem beylaufenden Kerl mit einem durch des Thieres Nasenlöcher gezogenen Stricke geleitet. In einer gewissen Weite zur andern, stehen frische Läufer in Bereitschaft, welche den übrigen mit großer Geschicklichkeit ablösen. Gemeiniglich aber rennet ein Paar Ochsen, das an einem Pfluge angespannet ist, mit einem andern angespannten Paare in die Wette. Beyde Paare werden zwar ebenfalls von Kerlen geleitet, allein es ist über dieses noch einer da, welcher beyher läuft, und den Pflug beständig schwebend erhält, weil solcher die Erde niemals berühren darf. Diejenigen, welche den Pflug in der Luft halten, werden gleichfalls von andern abgelöset.

Wit-

a) La Loubere a. d. 145 S.
b) Ebendas. a. d. 149 S.
c) A. d. 150 S.
d) Ebendas.

Beschreibung von Siam.

Ob nun gleich beyde Paare beständig rechts um die Schranken herum rennen, folglich nach einerley Richtung; so setzen sie doch nicht an einerley Orten an, sondern das eine auf der Seite, wo das Gerüste steht, das andere gegen über; dergestalt daß eines das andere gleichsam jaget, und sie zu Anfange des Rennens so weit von einander entfernet sind, als die Hälfte des Schrankenumkreises, oder die Hälfte ihrer Laufbahn beträgt. Sie rennen auf diese Weise etlichemal um die Schranken herum, so lange bis ein Paar das andere erreichet. Der Rennplatz wird von den Zuschauern eingefasset. Dieses Rennen giebt öfters Gelegenheit zu starken Wetten, insonderheit unter den Vornehmen, welche kleine wohlgestaltete Ochsen ausdrücklich dazu abrichten lassen. Man gebrauchet auch statt der Ochsen Büffel e).

Spielen.

Die Siamer sind dergestalt auf das Spielen erpicht, daß sie Haab und Gut, ja ihre eigene oder ihrer Kinder Freyheit aussetzen, nur damit sie ihrer Lust ein Genüge thun. Unter allen Spielen lieben sie das Trictrac am heftigsten. Sie spielen es eben also, wie wir, und haben es vermuthlich von den Portugiesen gelernet. Sie spielen auch Schach; nicht nur auf ihre, das ist, auf die chinesische Weise: sondern auch auf die unserige f), als welcher viele Schriftsteller ebenfalls einen morgenländischen Ursprung beylegen. Es mangelt ihnen auch nicht an Glücksspielen, worunter jedoch Loubere keine Kartenspiele sah.

Tabakrauchen

Das Tabackrauchen ist bey den Siamern etwas so gemeines, daß das vornehmste Frauenzimmer eben so gut mitrauchet, als eine Mannsperson. Schnupftaback gebrauchen sie wenig. Obgleich der Taback in ihrem Lande überflüssig wächst: so kaufen sie doch manillischen und chinesischen, rauchen ihn auch, ohne die geringste Milderung; dahingegen die Chineser und Mohren den Rauch durch das Wasser gehen lassen, um ihm die Stärke zu benehmen. Es ist dieser Zeitvertreib den Siamern um desto nöthiger, weil sie ein ganz müßiges Leben führen, so bald ihre sechs Frohnmonate ein Ende haben. Denn da sie meistentheils kein besonderes Handwerk treiben: so wissen sie nicht, was sie thun sollen, wenn sie mit des Königes Arbeit zu Stande sind. Nebst dem sind sie schon daran gewöhnet, daß ihre Frau oder Mutter, oder ihre Töchter, für ihr Essen sorgen, das Feld bauen, kaufen und verkaufen, ja überhaupt alle Hausgeschäffte verrichten. Nach des Loubere Berichte, wecket die Frau ihren Mann des Morgens um sieben Uhr auf, und setzet ihm Reiß und Fische vor. Der Mann frühstücket, und schläft hernach wieder ein. Des Mittags und Abends geht er zu rechter Zeit zu Tische. Zwischen der Mahlzeit leget er sich abermals einige Stunden auf das Ohr. Die übrige Zeit vertreibt er mit Gesprächen, Spielen, und Tabackrauchen g).

e) Ebendas. a. d. 151 u. 152. S.

f) La Loubere stellet im zweyten Th. a. d. 97 S. ein chinesisches Schachspiel vor, und bringt eine Beschreibung davon bey. Es hat mit dem unsrigen eine große Verwandtschaft, obgleich einiger Unterschied vorwaltet.

Der VII Abschnitt.

Beschreibung von Siam.

Pallast, Leibwache, Bediente, Weiber und Einkünfte des Königes von Siam; Hofgebräuche.

Befehlshaber im Innern des Pallastes. Leibwache zu Fuße. Leibwache zu Pferde. Was die Leibwache kostet. Elephanten der äußern Zwinger. Loubere Meynung von dem weißen Elephanten. Schiff-Arsenal. Kammerbedienten. Beamter, der nicht niederfallen darf. Hoffrauenzimmer. Hofstaat der Königinn. Kronfolge. Siamisches Reichssiegel. Der Praclang oder Barcalon. Königliche Einkünfte. Handel des Königes. Handel der Unterthanen. Geldeinkünfte des Königes von Siam.

Die Palläste des Königes von Siam haben drey Zwinger; bey dem Pallaste in der Hauptstadt sind sie dermaßen weit von einander abgerücket, daß sie sehr große Höfe wischen sich lassen. Alles, was der innerste Zwinger in sich schließet, nämlich des Königes Wohnung, einige Gärten und Höfe, das trägt in der siamischen Sprache den Namen Vang. Der ganze Pallast mit Inbegriff aller seiner Zwinger, heißt **Prassat** *h*). Ein Siamer geht niemals in den Vang, noch heraus, ohne daß er sich zur Erden niederwürfe.

Die Thore des Pallastes sind beständig verschlossen, und jedwedes hat seinen mit Gewehre versehenen Thorwärter. Er trägt solches aber nicht, sondern verwahret es nur in einem Thorstübchen. So oft jemand anklopfet, meldet es der Thorwärter dem Kriegesbedienten, welcher die Wache zwischen den ersten Zwingern hat, und ohne dessen Erlaubniß niemand aus noch eingelassen wird. Wer Gewehr bey sich trägt, oder Arrack getrunken hat, der wird nicht hinein gelassen, aus Beysorge, der Pallast möchte durch Trunkenbolde entweihet werden; folglich beriechet der Kriegesbediente einem jeden, der hinein will, den Mund, und durchsuchet ihn. Dieses Amt ist doppelt besetzet, damit einer den andern ablösen könne. Jeder bleibt seine vier und zwanzig Stunden auf den Posten, und kann dann nach Hause gehen. Man giebt ihnen den Titel **Oc Mening Tschiu**, oder **Pra-Mening-Tschiu**. Hingegen der Befehlshaber im **Vang** heißt **Oc-ya-Vang**. Dieser bekleidet alle Aemter, welche die Ausbesserung der Gebäude betreffen, imgleichen die Ordnung, die man im Pallaste beobachten muß; die Ausgabe für den König, für seine Weiber, und für alle, die im Vang unterhalten werden, überhaupt.

Befehlshaber im Innern des Pallastes.

Zwischen den beyden ersten Zwingern sitzt allemal eine kleine Anzahl unbewaffnete Soldaten, unter einer Art von Wetterdache, und sind selbige aus der Zahl der **Kenlai**, oder Blauarme, deren hauptsächlichste Verrichtungen bereits angeführet worden. Ihr unmittelbarer Befehlshaber ist selber ein Blauarm, und heißt **Oncarac**. Er und seine Leute vollstrecken die Urtheile des Königes, gleichwie ehemals unter den römischen Kaisern, die Befehlshaber und Soldaten der Leibwache ein gleiches thaten. Allein, sie wachen zu gleicher Zeit auch für die Sicherheit des Monarchen. In dem Pallaste ist eine eigene Rüstkammer vorhanden, woraus man sie im Falle der Noth bewaffnet. Gleichfalls sind sie die Ruderknechte des königlichen Leibbalon, und hat der König keine andere Leibwache zu Fuße, als

Leibwache zu Fuße.

) Ebendas. a. d. 154 S.

h) Uliet hat auf dem Titel seiner Reisebeschreib. das Wort Prassat mit Thron übersetzet.

Beschreibung von Siam.

als sie. Ihr Amt ist erblich, gleichwie alle übrige Aemter im ganzen Königreiche, und ihre Zahl ist, vermöge eines alten Gesetzes, auf sechshundert eingeschränket.

An einem feyerlichen Tage läßt der König seine Leibeigene ins Gewehr treten, und im Falle ihrer zu wenig sind, so bewaffnet man auch der vornehmsten Reichsbeamten ihre. Man giebt ihnen rothgefärbete Musselinhemden, Kugelbüchsen oder Bogen, oder Lanzen, nebst Sturmhauben von verguldetem Holze. Vor Alters hatten die siamischen Könige eine Leibwache von sechshundert Japanern. Weil aber das ganze Königreich vor der japanischen Tapferkeit zitterte: so schaffete ein gewisser König, welcher durch ihre Hülfe das Reich an sich riß, diese Leute mehr mit List, als Gewalt, auf die Seite.

Leibwache zu Pferde.

Die Leibwache zu Pferde besteht aus Fremden, die meistentheils aus Laos, und noch einem andern benachbarten Lande, dessen Hauptstadt Meen heißt, gebürtig sind. Weil sie zur Frohne dienen: so kann diese Leibwache so stark werden, als der König Pferde daran wenden will. Der Befehlshaber über die Wache von der rechten Seite, war Oc con Ran-Patschi, dessen Sohn zu Trianon in Frankreich einige Jahr lang die Kunst lernete, wie man Springbrunnen und Lustwasser anlegen solle. Die Leibwache von der linken Seite hat einen andern Herrn zum Anführer, unter dem Titel, Oc con Pipit Scharat schan; Ueber diesen beyden Befehlshabern ist der Oc-ya-Lao, so viel die Leibwache der Laos betrifft, und der Oc-ya-Meen, bey der Meenischen. La Loubere berichtet, es sey dieser Oc-ya-Meen ein ganz anderer, als der die Mägdchen für Geld vermiethet.

Nebst diesen Leibwachten hält der König von Siam noch eine ausländische von hundert und dreyßig Reutern: allein, weder diese, noch die Laos, noch die Meens, bewachen jemals den Pallast; sie begleiten den König nur, wenn er ausgeht, und übrigens verrichten sie ihre Dienste außerhalb des Pallastes.

Besagte ausländische Wache besteht erstlich in zwoen Compagnien, jede von dreyßig Mohren, welche sämmtlich aus des Mogols Lande gebürtig, und sehr ansehnliche Leute sind, aber, wie man saget, wenig Herz haben sollen; zweytens, in einer Compagnie chinesischer Tatarn, welche Bogen und Pfeile führen, und ihres Muthes wegen gefürchtet werden; drittens, in zwoen Compagnien, jede von zwanzig Mann, gebohrne Indianer, aber auf mohrisch gekleidet, welche sich Rasbut oder Raschiburh nennen, auch, ihrem Vorgeben nach, alle aus königlichem Geblüte herstammen. Ihre Herzhaftigkeit steht in großem Rufe, wiewohl sie nichts anders als die gewöhnliche Wirkung des Opiums ist.

Was die Leibwache kostet.

Diese sämmtliche Mannschaft bekömmt vom Könige Pferde und Gewehr. Jeder Mohr kostet ihm das Jahr über drey Catis, und zwölf Teils, das ist ungefähr zweyhundert und siebenzig Gulden, oder hundert und achtzig Thaler, nebst einer Weste von rothem Wollenzeuge. Der Aufwand für jedweden mohrischen Hauptmann beträgt fünf Catis und zwölf Teils, das ist vierhundert und zwanzig Gulden, oder zweyhundert und achtzig Thaler, nebst einer scharlachenen Weste. Die Raschbuten kosten eben so viel; hingegen ein chinesischer Tatar kostet dem Könige jährlich nicht mehr als sechs Teil, oder funfzehn Thaler, und ihr Hauptmann funfzehn Teil, oder sieben und dreyßig Thaler zwey Groschen.

J

i) Ebendas. a. d. 298 S.

k) Nämlich Vliet, der auf dem Titel seiner Reisebeschreibung des weißen und rothen Elephanten erwähnet.

Beschreibung von Siam.

Elephanten der äußern Zwinger.

In die äußern Zwinger sind auch Ställe für die Elephanten, und für die besten Pferde des Königes, gebauet. Man heißt sie hochbenamte Elephanten und Pferde, darum, weil der König in der That jedwedem einen Namen beyleget, gleichwie er mit allen innern Hofbedienten und mit den vornehmsten Reichsbeamten gleichfalls thut. Ein hochbenamter Elephant wird besser oder schlechter gewartet, nachdem er einen vornehmen oder geringern Namen trägt. Gleichwohl hat jedweder mehr als einen Stallknecht zu seiner Bedienung. Sie werden niemals anders ausgeführet, als in völliger Rüstung. Die Siamer machen sich ungemein hohe Begriffe von einem Elephanten, und glauben, in einem so edlen, starken, und gelehrsamen Thiere, müsse nothwendiger Weise die Seele eines großen Herrn, oder sonst berühmten Mannes, stecken *i*). Vor einem weißen Elephanten tragen sie noch weit größere Ehrerbiethung, als vor einem gemeinen. Man findet dergleichen gar selten, ja sie sind nicht einmal recht weiß, sondern fleischfarbig; und daher kömmt es vermuthlich, daß ein gewisser Reisender vom weißen und rothen Elephanten spricht *k*). Die Siamer nennen diese Farbe **Peuak**, und **Loubere** giebt sie für die Ursache der großen Ehrerbiethung aus, welche die Siamer gegen ein Thier hegen, das nebst den gewöhnlichen Eigenschaften seines Geschlechtes, auch noch diese besondere an sich hat. Diese seine Meynung bestätiget er damit, weil die Siamer von einem Schimmel gleichfalls ungemein viel Wesens machen. Er saget, einstens sey dem Könige ein Pferd krank geworden, damit habe er den Herrn **Vincent**, einen Arzt aus Provence, bitten lassen, er möchte ihm doch etwas verschreiben. Weil er aber wußte, daß die europäischen Aerzte sich zu gut dünken, ein Thier in die Cur zu nehmen: so ließ er ihm dabey vermelden, das Pferd sey ein Mogol, das ist, ein Schimmel, habe auch von Vater und Mutter Seiten seine lauter Schimmelahnen, ohne die geringste Vermischung mit indianischem Geblüte. Die Indianer heißen nämlich alle Weißen Mogols, und theilen sie ab, in asiatische und europäische Mogols. Auf die weißen Elephanten folgen, was die Hochachtung der Siamer betrifft, unmittelbar die schwarzen, welche man eben so wenig in Menge findet, als jene. Und wofern sie von Natur nicht schwarz genug sind, so wird diesem Schönheitsmangel mit einem schwarzen Anstriche geholfen. **Tachard** berichtet in seiner ersten Reisebeschreibung, der König von Siam halte beständig einen weißen Elephanten in seinem Pallaste, den man für den König von seinem Geschlechte ansehe. Derjenige, welchen der Ritter Chaumont sah, war unterdessen umgefallen, bis **Loubere** ins Land kam. Wenige Tage vor seiner Abreise warf eine Elephantinn einen andern, und diese Begebenheit schien ihm so wichtig zu seyn, daß er den Tag aufschrieb *l*).

Loubere Meynung von einem weißen Elephanten.

Schiffarsenal.

Die Aufsicht über die königlichen Galeeren und Balonen hat ein hoher Bedienter, unter dem Titel **Calla hom**. Das Arsenal steht dem Zeughause gerade gegen über, und ist von selbigem nur durch den Fluß abgesondert. Jedwedes Gebäude steht innerhalb eines Grabens, worein man das Wasser aus dem Flusse leitet, und welcher mit hölzernen Planken eingefasset ist. Die Thüren dieser Plankenwände werden mit einem Schlosse verwahret, und des Nachts bewachet.

l) Den 9ten des Christmonats 1687. Er muß es gewußt haben, daß Tachard schon zwey Jahre vorher einen jungen weißen Elephanten sah, der zum Nachfolger des ersten bestimmet war. S. die erste Reise desselben.

Beschreibung von Siam.

In dem Rang stehen einige dergleichen Freysäle, als wir oben beschrieben haben, und worinnen sich die Hofbedienten versammeln, entweder um ihr Amt zu versehen, oder um die königlichen Befehle zu erwarten. Der gewöhnliche Ort, wo sie dem Könige die Aufwartung machen, ist eben derjenige Saal, worinnen die französischen Gesandten und Bothschafter Gehör erhielten. In demselbigen sieht der König nur durch ein Fenster hinein *m*). Seine Kammerbedienten halten sich beständig darinnen auf, damit sie gleich bey der Hand sind, wenn er etwas zu befehlen hat. Unter besagter Benennung verstehen einige Reisende vier und vierzig junge Leute, davon der älteste nicht viel älter, als fünf und zwanzig Jahr seyn mag. Andere nennen sie Edelknaben, die Siamer selbst aber **Mahatlek**. Sie sind in vier gleiche Rotten abgetheilet. Die beyden ersten sind von der rechten Seite, und fallen zur rechten Hand des Königes in dem Saale nieder, die übrigen gehören auf die linke Seite. Der König giebt jedwedem den Namen, dabey man ihn nennen soll, und einen Säbel. Durch sie ertheilet er seine Befehle an die äußern Edelknaben, die in großer Menge, aber vom Könige nicht benamet sind. Diese Edelknaben vom zweyten Range heißen bey den Siamern **Caloang**, und ihre meiste Verrichtung besteht darinnen, daß sie des Königes Befehle überall hinbringen, wo er will.

Kammerbediente.

Hingegen die vierzig innern Edelknaben, haben ihre gewissen Aemter. Einige reichen dem Könige den Betel. Andere sorgen für sein Gewehr, für seine Bücher, und für alles, damit er sich die Zeit vertreibt. Ja, sie lesen ihm vor. **Loubere** setzet demjenigen, was **Tachard** von dieses Monarchen besonderer Neigung gegen unsere Bücher beybringt, noch folgendes hinzu, es habe selbiger unterschiedliche Geschichte in die siamische Sprache übersetzen lassen, wiewohl er sonst keine nennet, als die Lebensbeschreibung des Alexanders *n*). Eben dieser Reisende erwähnet eines Beamten, welcher ganz allein das Recht hat, daß er in dem Saale vor dem Könige nicht niederfallen darf, und deswegen ein sonderbares Ansehen genießt. Sein Amt besteht darinnen, daß er die Augen beständig auf den König richten, und Acht geben muß, was selbiger befielet. Es geschicht dieses Befehlen durch gewisse eingeführte Zeichen, und wird von ihm, vermittelst anderer Zeichen, den äußerlichen Bedienten zu wissen gemachet *o*).

Beamter, der nicht niederfallen darf.

Die eigentlichen Kammerbedienten sind Weibespersonen, als welche ganz allein, ja sogar mit Ausschließung der Verschnittenen, das Recht genießen, das königliche Schlafgemach zu betreten. Sie machen dem Könige sein Bette, und sein Essen. Sie kleiden ihn an, und warten ihm bey der Tafel auf. Doch dürfen sie ihm bey dem Ankleiden niemals den Kopf berühren. Die Einkäufer liefern den Mundvorrath an die Verschnittenen, und diese an die Weiber. Die Köchinn muß die Speisen allezeit nach dem Gewichte salzen und würzen, damit sie nicht etwa aus Unvorsichtigkeit die rechte Maaße überschreite.

Die Hoffrauen gehen niemals aus dem Pallaste, als mit dem Könige; eben so wenig dürfen sich die Verschnittenen ohne seinen ausdrücklichen Befehl vom Hofe entfernen. Man versicherte den **Loubere**, die ganze Zahl der schwarzen und weißen Verschnittenen belaufe sich nicht höher, als auf acht bis zehn *p*). Die Königinn von Siam wird nicht nur vermittelst dieser Benennung über alle andere Weiber des Königes erhaben, sondern

Hoffrauenzimmer.

m) Siehe Tachards erste Reise.

n) La Loubere, wie oben a. d. 302 S.

o) Ebendas. a. d. 304 S.

Beschreibung von Siam.

ist auch, vermöge ihrer habenden Gewalt, über alle Hofweiber und Verschnittene, als die Beherrscherinn derselbigen, anzusehen. Sie entscheidet ihre Streitigkeiten; sie läßt die unbändigen zur Strafe ziehen, damit Ruhe und Friede erhalten werde. Es versteht sich aber von selbst, daß der König diejenigen Weiber, die er besonders werth achtet, vor der Eifersucht der Königinn in Sicherheit zu bringen wisse.

Man nimmt die Mägdchen, die bey Hofe und zur Ergötzung des Königes dienen sollen, aus Siam. Unterdessen willigen die Siamer niemals gern darein, weil keine Hoffnung da ist, sie jemals wieder zu sehen. Daher kaufen die meisten diese beschwerliche Schuldigkeit mit Gelde ab. Es geht auch dieser Gebrauch dermaßen im Schwange, daß die Hofbeamten ohne Unterlaß eine Menge Mägdchen wegnehmen, bloß in der Absicht, ihre Aeltern um das Lösegeld zu ziehen. Die Zahl der geringern Weiber des Königes steigt selten höher, als auf zehn, und er nimmt sie bereits erwähnter maßen, nicht sowohl aus Unmäßigkeit, als nur um seine Hoheit und Herrlichkeit zu zeigen. Die Siamer verwunderten sich ungemein, daß ein so mächtiger König, als der französische, nur eine einzige Frau, und gar keine Elephanten habe q).

Hofstaat der Königinn.

Die Königinn hat ihre Elephanten, ihre Balonen und ihre Beamten, welche dafür orgen. Doch kömmt sie keinem Menschen, als ihren Weibern und Verschnittenen, zu Gesichte. Bey den Spazierfahrten, die sie in einem Balon, oder auf den Elephanten ornimmt, sitzt sie allemal in einem Stuhle mit vorgezogenen Vorhängen, durch welche sie hres Ortes zwar alles erkennen, aber von niemand erblicket werden kann; über dieses uß jedermann, dem sie begegnet, auf sein Gesicht niederfallen. Sie hat ihre Vorrathsäuser, Schiffe und Einkünfte. Sie treibt Handlung, und zu der Zeit, als die französche Gesandtschaft zu Siam war, zürnete die Prinzessinn Königinn mit ihrem Herrn Vater, weil er, dem alten Herkommen zuwider, den ganzen ausländischen Handel an sich llein zog r).

Kronfolge.

Die Töchter sind von der Kronfolge ausgeschlossen. Kaum genießen sie den Rang eyer Personen. Von rechtswegen sollte allemal der Königinn ältester Sohn auch Thronolger seyn. Indem es aber den Siamern wunderlich vorkömmt, wenn unter Prinzen von nerley Range, der ältere vor den jüngern niederfallen solle: so wird der älteste unter allen Söhnen des Königes, den übrigen gar öfters vorgezogen. Ein gewisser Reisender giebt r, in diesem Stücke gebe meistentheils die Gewalt den Ausspruch. Die Könige sind an r Ungewißheit in der Reichsfolge zum Theile selbst Schuld; denn anstatt den ältesten Sohn der Königinn allemal zum Erbfolger zu ernennen, machen sie öfters nur den Sohn ner Beyschläferinn, in die sie verliebet sind, dazu.

Siamisches Reichssiegel.

Ob gleich die Weiber den König ankleiden: so haben sie doch die Aufsicht über seine leiderkammer keinesweges. Der Staat hat hierzu gewisse Beamte, darunter derjenige, lcher des Königes Mütze verwahret, der vornehmste ist. Gemeiniglich ist es ein Prinz s dem königlichen cambovschen Geblüte. Er führet den Titel Oc ya Ur Haya-tanne.

Das Königreich Siam hat keinen Kanzler; jedweder Beamter, welcher ein Tava, ist, ein Urtheil oder einen Befehl schriftlich ausfertigen kann, der bekömmt auch ein Siegel m Könige. Der König selbst hat das seinige, das er niemanden anvertrauet, und bey

allen

p) Ebendas. a. d. 303 S. q) A. d. 308 S. r) Ebendas.

Beschreibung von Siam.

allen Ausfertigungen, die unmittelbar von ihm selbst herkommen, gebrauchet r). Die Figur auf den siamischen Siegeln ist erhaben; man bestreicht sie mit einer gewissen rothen Dinte, und drücket sie mit der Hand auf. Diese Bemühung nimmt zwar gemeiniglich ein geringerer Beamter über sich: allein, von dem Abdrucke darf er das Siegel nicht wegnehmen, sondern dieses muß der Beamte selbst, der es besitzt, verrichten.

Praclang oder Barcalon.

Der **Pra-Clang**, oder nach der Portugiesen ihrer verderbten Aussprache, der **Barcalon**, ist derjenige Beamte, vor welchen so wohl die auswärtigen als innerlichen Handlungsgeschäffte gehören. Er ist Oberaufseher über die königlichen Waarenhäuser, oder deutlicher zu sagen, so ist er des Königes Oberfactor. Sein Titel ist aus dem balischen Worte **Pra**, das ist, Herr, und aus dem Worte **Clang**, das ist, Waarenhaus, zusammengesetzet. Der Barcalon ist zugleich auch so viel, als Minister der ausländischen Geschäffte, weil sie gemeiniglich auf nichts anders, als den Handel hinaus laufen. An ihn wenden sich auch die nach Siam geflüchteten Ausländer, wenn sie etwas anzubringen haben, weil bloß die Handlung den größten Theil von ihnen dahin gelocket hat. Endlich so empfängt er die Einkünfte von den Städten des Königreichs.

Königliche Einkünfte.

Der König hat zweyerley Einkünfte, nämlich von den Städten und von dem Lande. Jene, welche nach des **Loubere** Berichte zuerst in des **Oc-ya Pillatep** Hände kommen, nach des **Gervaise** Vorgeben aber, in des **Vorethep**, bestehen in dreyzehn Stücken.

1.) Von vierzig Klaftern, ins Gevierte, Ackerfeld, giebt man jährlich ein Mayon, oder den vierten Theil eines **Ticals**. Doch diese Gefälle werden mit dem Tschau-**Menang** getheilet, gehen auch an der Gränze des Landes nicht einmal richtig ein.

2.) Jedwedes Fahrzeug oder Balon bezahlet für jede Klafter seiner Länge einen Tical. Diese Abgabe wird an gewissen Orten des Flusses als ein Zoll erhoben, insonderheit zu **Tschainat**, vier bis fünf französische Meilen überhalb Siam.

3.) Die Zölle für alle zur See aus- und eingehende Waaren: das Schiff selbst bezahlet nach Beschaffenheit seiner Größe gleichergestalt etwas.

4.) Jedweder Ofen, oder **Tlau lau**, zum Arrack oder Reißbrandtweinbrennen, bezahlet einen **Tical**. Diese Abgabe müssen die Ausländer eben so wohl geben, als die Landeseingebohrnen. Die Arrackschenken bezahlen gleichfalls alle Jahr einen **Tical**.

5.) Ein halber **Tical**, oder zwey **Mayon**, für die Frucht **Durion** genannt, das ist, für jeden Baum.

6.) Einen **Tical** für jede Betelstaude.

7.) Sechs **Areka** Nüsse in natura von jedwedem Arekabaum.

8.) Ein halber **Tical** für jeden Cocosbaum; einen Tical für jeden Pommeranzen-Mangol-Mangustan- und Pimentbaum. Die Pfefferbäume bezahlen nichts, weil der Hof die Absicht hat, ihre Menge zu vermehren, und deswegen ihre Fortpflanzung möglichst befördert.

9.) Der König läßt hin und wieder im Lande große Gärten und Ländereyen, entweder durch seine Leibeigenen, oder zur Frohne anbauen, die Früchte einsammeln, und zum Unter-

r) **La Loubere** will bemerket haben, es sey alles, was in des Königes von Siam Namen geschieht, unkräftig, wofern es nicht an dem Orte geschehe, wo er sich wirklich aufhält. Ferner saget er, es gäbe in Siam einen erblichen Unterkönig, welcher den König vorstelle, und in seiner Abwesenheit, als zum Beyspiele, wenn er zu Felde zieht, dessen Amt verrichte. Diesen Reichsbeamten nennet **Loubere** **Maha Obarat**, und erwähnet dabey, er habe sich das Wort aufschreiben lassen

Unterhalte sei es Hofstaates, und seiner Leibeigenen, auch zum Futter für seine Elephanten und Pferde beylegen. Das übrige verkaufet er.

Beschreibung von Siam.

10.) Unter seine außerordentlichen Einkünfte rechnet man die Geschenke, welche der König eben so wohl, als irgend ein Beamter im Königreiche, von den Unterthanen annimmt; ferner dasjenige, was ihm die Beamten bey ihrem Tode vermachen, oder was er aus eigener Macht von ihrer Verlassenschaft wegnimmt; die willkührlichen Auflagen, die er bey Gelegenheit ausschreibt, als zum Beyspiele, bey Ankunft ausländischer Gesandten, und um die Unkosten, die ihre Durchreise und ihr Aufenthalt verursachet, zu bestreiten; imgleichen zum Festungsbaue, und zur Aufführung anderer öffentlichen Gebäude.

11.) Was ihm durch Urtheil und Recht zufällt; nämlich die eingezogenen Güter und Geldbußen.

12.) Die sechsmonatlichen Frohndienste, die ihm jedweder freyer Unterthan leisten muß. An einigen Orten giebt man etwas gewisses dafür, entweder an Reiße, oder an Sapan- oder Aloeholz; imgleichen an Salpeter, Elephanten, Thierhäuten, Elfenbein und anderer Waare. Zuweilen zahlet man auch baares Geld dafür. Die reichen Siamer können sich auf keine andere, als diese Weise, davon losmachen. Vor Alters schätzte man jeden Monat auf einen Tical, darum, weil ein Mann des Monats dafür leben kann, und man bezahlet noch heutiges Tages die Tagelöhner nach diesem Fuße. Gleichwohl nimmt das Tagelohn für einen Monat auf zween Tical, darum, weil der Mann in dem halben Jahre, da er dem Könige frohnet, nichts erwerben kann, folglich in der übrigen Zeit seinen Unterhalt auf ein völliges Jahr verdienen muß. Allmählich hat sich der König das Recht angemaßet, monatlich bis zween Ticals für die Befreyung vom Frohnen zu nehmen.

13.) Die Handlung des Königes, sowohl mit seinen Unterthanen, als mit Ausländern, machet einen ansehnlichen Theil seiner Einkünfte aus. Er hat es in diesem Stücke so weit gebracht, daß in Siam keine Privatperson beynahe mehr Handlung treiben kann. Er verkaufet nicht nur im Großen, sondern er hat auch seine Buden auf den Marktplätzen, wo er im Kleinen verkaufet.

Handel des Königes.

Das Hauptstück seiner Handlung innerhalb des Landes, sind die baumwollenen Zeuge. Hiemit versieht er jedermann aus den vielen Packhäusern, die er überall im Lande hat. Ehemals schickten die Könige von Siam ihre Zeuge nur alle zehn Jahre, und in ganz mäßiger Menge dahin, damit die Unterthanen die ihrigen gleichfalls verkaufen könnten, sobald die königlichen Packhäuser leer waren: aber heutiges Tages schicket der König ohne Unterlaß, und mehr als man absetzen kann. Zuweilen nöthiget der König die Unterthanen, daß sie ihre Kinder vor Ablaufe der gesetzmäßigen Zeit kleiden müssen, nur damit er desto mehr Waare verkauft. Ehe die Holländer den Weg nach Laos und in andere

…. Demnach irret der Abt Choisy, imgleichen Gervaise, wenn sie denselbigen Ommarat …en. Der Abt Choisy berichtet, besagter Be… dürfe sich in des Königes Gegenwart niedersetzen. Alier nennet ihn Oya Ombrat, und das Haupt des Adels, welche Benennung nichts anders, als den obersten Reichsbeamten bedeuten kann.

Beschreibung von Siam.

dere benachbarte Länder wußten: so lieferte ihnen der König von Siam zu seinem großen Vortheile, alle Cattune, die sie nöthig hatten.

Dasjenige Metall, welches den Namen **Calin** trägt, ist ein Eigenthum der Krone, ausgenommen, was aus den Gruben bey **Jonsalam** am bengalischen Seebusen kömmt. Denn dieses ist eine weit abgelegene Gränzgegend, da die Einwohner noch im Besitze ihrer alten Bergwerksgerechtigkeit sind, dafür sie dem Könige etwas weniges erlegen.

Der König bekömmt alles Elfenbein. Was die Unterthanen nicht für sich selbst brauchen, das müssen sie an ihn verkaufen, und die Ausländer dürfen es nirgend anderswo als in seinem Packhause suchen. Der Handel mit Salpeter, Bley und Sapan gehöret ihm ebenfalls.

Den Arecka, davon jährlich eine große Menge aus dem Lande geht, darf niemand an Ausländer verkaufen, als der König. Nebst demjenigen, den ihm seine Kammergüter liefern, kaufet er auch noch eine ziemliche Menge von seinen Unterthanen.

Verbothene Waaren, als zum Beyspiele Schwefel, Schießpulver und Gewehr, kann in Siam weder gekauft noch verkauft werden, als zum Vortheile des Königes, und in seinen Packhäusern. Er hat sich auch anheischig gemacht, den Holländern alle Thierhäute in seinem Lande zu liefern: es werden aber viele von den Unterthanen vertuschet, und für einen wohlfeilern Preis an die Holländer geliefert.

Handel der Unterthanen.

Die übrige Handlung ist jedem Siamer vergönnt, das ist, sie dürfen frey handeln mit Reiße, Fischen, Salze, schwarzem Zucker und Zuckercand, mit Ambra, Eisen, Kupfer, Wachs, Gummilack, Perlmutter, Vogelnestern, damit man die Speisen würzet, und die man aus Tunkin und Cochinchina holet; ferner mit Gummiguttä, Weihrauche, Oele, Cocos, Baumwolle, Zimmet, Nenuphar, Cassia, Tamarinden, und anderer fremden oder Landeswaare. Es darf auch jedermann Salz machen und verkaufen, fischen und jagen, doch ohne die Polizeyverordnungen, welche alles verderbliche Verfahren untersagen, dabey zu übertreten.

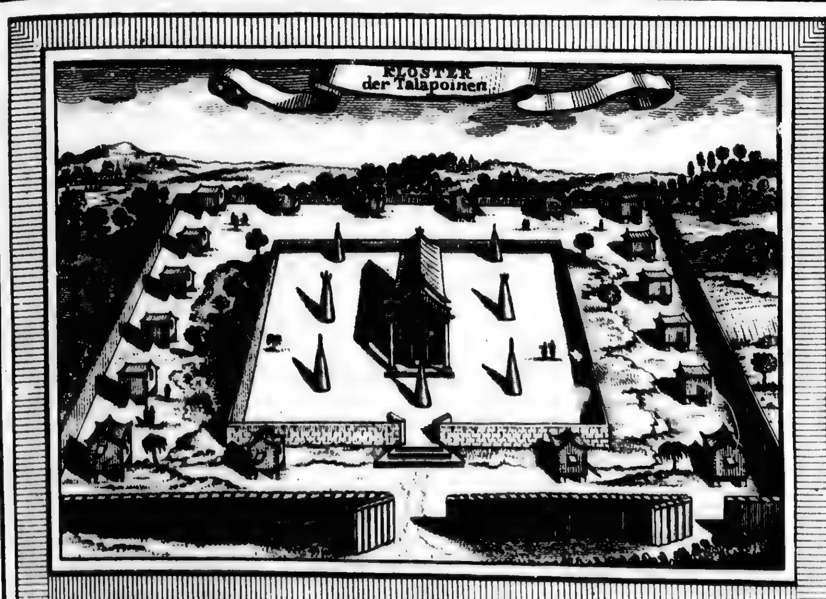
Geldeinkünfte des Königes von Siam.

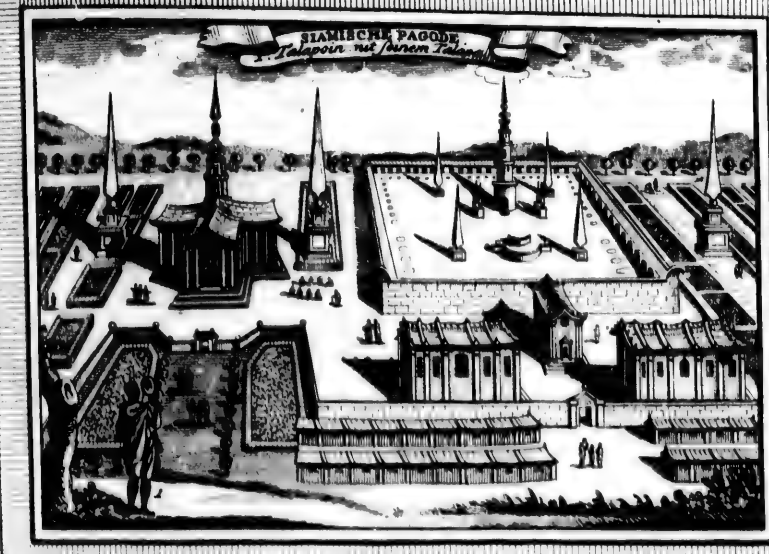
Eben der Reisende, welcher sich um dieses alles so genau erkundigte, saget ferner, es giengen dem Könige seine Einkünfte aus denen von Hofe weit entlegenen Landschaften, niemals sehr richtig ein. Man rechnet, es habe das baare Geld, das er ehemals aus seinem Lande erhub, ungefähr vierhundert tausend Thaler betragen, jetzo aber steige es auf eine Million Gulden. Doch Loubere schreyet dieses für eine ungewisse Nachricht aus, und saget bloß, die siamischen Kroneinkünfte hätten sich unter der letzten Regierung um eine halbe Million Gulden vermehret t).

D

t) La Loubere, a. d. 288 und vorherg. S.

u) Diese Namen sind bereits erwähntermaßen nur von den Portugiesen aufgebracht wor[den]. Pagode kömmt von dem persischen Worte P[...] geb[...]


KLOSTER
der Talapoinen


SIAMISCHE PAGODE



Der VIII Abschnitt.

Beschreibung von Siam.

Talapoinen, und ihre Klöster, Religion und Leichenbegängnisse der Siamer.

Gestalt der Talapoinen. Klöster. Talapuinnen. Nens, oder Kindermönche. Klosteräbte. Muthmaßung, die Sancrate betreffend. Ihre Kennzeichen. Wie sie der König begnadiget. Wesen der Talapoinen. Zwo Arten der Talapoinen. Ihre Predigten. Ihre Fasten. Sie bleiben über Nacht auf dem Felde; werden von keinem wilden Thiere beschädiget. Tracht der Talapoinen. Wie sie den Bart scheeren. Opfer im Tempel. Ehrenbad. Tägliche Verrichtung der Talapoinen. Leibeigene und Bediente der Klöster. Aufnahme der Talapoinen. Wahl und Stiftung. Religion der Siamer. Ihr Begriff von Gott. Glückseligkeit des siamischen Gottes. Die Menschen können Götter werden. Stand der Heiligkeit. Wunderlicher Begriff vom Himmel und Hölle. Quelle des Glücks und Unglücks. Ursprung der Seelen. Belohnung und Strafen. Körperliche Geister. Wunderthätige Einsiedler. Himmel und Erde sind ewig. Worauf die Erde ruhe. Neue Welt. Sommonokhodom, itziger Gott der Siamer. Seine göttlichen Abentheuer. Krieg mit den Thevathat. Ursprung unserer Religion nach der Siamer Meynung. Warum sie dieselbe hassen. Gestalten des Sommonokhodom. Seine Vergötterung. Gebothe seiner Lehre. Leichenbegängniß. Einrichtung der siamischen Scheiterhaufen. Leichenzug. Verbrennung der Leiche. Sie wird nur gebraten und hernach begraben. Gräber. Freywillige Trauer.

Wir haben den Ursprung des Wortes **Talapoin** und **Pagode** bereits angeführet, als welche beyderseits im geringsten nicht aus der siamischen Sprache herrühren, zwar einige Reisende vermeyneten *u*), die Talapoinen hießen in der Landessprache **Tschau**-**u**; die Tempel **Pihan**, und die Klöster **Vat**.

Gestalt der Talapoinenklöster.

Ein Kloster nimmt nebst seinem Tempel einen großen viereckichten Platz ein, der mit einem Zaune von Bambus eingefaßt ist. Der Tempel steht in der Mitte, als in dem gewöhnlichen Ehrenplatze der Siamer, zumal wenn sie ein Lager schlagen, als welchem die Talapoinenklöster gleichen. Die äußersten Enden des Platzes am Zaune, sind mit Zellen, und zwar öfters in einer doppelten ja dreyfachen Reihe besetzt. Eine solche Zelle ist ein kleines auf allen Seiten freyes Häuschen, das zur Sicherheit gegen die Ueberschwemmung auf Pfählen steht. Des Abt seine ist geraumlicher, steht auch höher, als die übrigen. Der Platz, welcher den Tempel in sich schließt, ist mit vier Mauern umfaßt, zwischen welchen und den Zellen ein großer Raum leer bleibt, den man mit dem Namen eines Hofes belegen könnte. In einigen Klöstern sind diese Mauern nur schlechthin aufgebauet, und dienen weiter zu nichts, als den Tempel und die Pyramiden einzuschließen. Bey andern hingegen sind bedeckte Gänge, die etwa den Kreuzgängen unserer Klöster gleichen, um besagte Mauer herumgeführet, und mit einer zweyten Mauer von halber Manneshöhe eingefaßt, worauf viele und zuweilen schön vergoldete Götzenbilder nach der Reihe stehen.

Talapuinnen.

Die Talapuinnen, das ist, die Frauenspersonen, welche das Klosterleben ergreifen, und beynahe eben die Ordensregeln beobachten, als die Mönche, haben keine andere Klöster, als die Talapoinen. Denn da sie sich bey jungen Jahren niemals dazu entschließen: so hält man ihr Alter für eine genugsame Schutzwehre ihrer Keuschheit. Es

u) ...eda, Götzentempel, und Talapoin von **Talapa**, einem Windfächer, den diese Mönche beständig in der Hand tragen.

Beschreibung von Siam.

Es sind nicht in jedem Kloster Talapuinen: wo aber welche sind, da stehen ihre Zellen auf einer eigenen Seite am Bambuszaune beysammen, ohne daß zwischen ihren und den Mönchszellen die geringste Scheidewand aufgeführt wäre.

Nens, oder Kindermönche.

Die **Nens** x) oder Kindermönche, werden nach ihrer Eltern Gutdünken in die Zellen vertheilet. Ein Mönch darf nicht mehr als drey zu sich nehmen. Einige bleiben bis an ihr Ende im Nensstande, welcher nicht vollkommen geistlich ist, und der älteste unter ihnen führet den Titel **Taten**. Nebst andern Verrichtungen, muß er auch das Gras ausreißen, das im Klosterbezirke wächst, dahingegen kein Talapoin dieses Amt ohne sich zu versündigen, übernehmen darf. Ueberhaupt warten die Nens den Talapoinen auf, bey welchen sie wohnen. Ihre Schule ist ein großer Saal von Bambus, welcher zu nichts anderm gebraucht wird. Es hat aber jedes Kloster noch einen andern Saal, dahin das Volk sein Allmosen bringt, wenn der Tempel verschlossen ist, und worinnen die Talapoinen ihre gewöhnliche Versammlung halten.

Der Klockenthurm oder **Horacang** y) ist von Holze. Es hängt eine Klocke darinnen, aber ohne eisernen Klöppel, sondern man schlägt nur mit einem hölzernen Hammer daran, wenn sie tönen soll.

Klosteräbte.

Jedes Kloster steht unter einem Abte, mit dem Titel **Tschau Vat** z). Unterdessen sind nicht alle Aebte einander an Würde gleich. Die vornehmsten heißen **Sancrate**, und unter allen diesen wird der **Hossancrat** am meisten geehret. Gleichwohl hat keiner dem andern etwas zu befehlen. Stünden diese Mönche sämmtlich unter einem einigen Oberhaupte, und hielten zusammen, oder handelten nach einerley Absicht: so wären sie in der That fürchterlich.

Muthmaßungen die Sancrate betreffend.

Unsere Missionarien haben die Sancrate mit den Bischöfen, und die bloßen Aebte mit den Pfarrern verglichen, weil sie nicht abgeneigt sind, zu glauben, das Königreich Siam habe vor diesem christliche Bischöfe gehabt, nachgehends aber wären die Sancrate entstanden. La Loubere gesteht, daß die Sancrate ganz allein das Recht besitzen, Talapoinen zu machen, gleichwie bey uns nur die Bischöfe befugt sind, Priester zu weihen. Nur aber haben sie nicht die geringste Gerichtsbarkeit oder Gewalt, weder über das Volk, noch über andere Talapoinen, als die zu ihrem Kloster gehören. Ihr ganzes Vorrecht besteht darinnen, daß sie gewisse Klöster regieren, wovon das Oberhaupt allemal ein Sancrat seyn muß. Man kennet diese Klöster von den andern, die nur bloße Aebte haben, vermittelst gewisser doppelter Steine, die rund um den Tempel herum gesetzt sind, und einige obwohl sehr geringe Aehnlichkeit mit einer Bischofsmütze auf einem Gestelle haben. Vielleicht haben diese Steine die ganze Gelegenheit dazu gegeben, daß man die Sancrate für Ueberbleibsel der Bischöfe angesehen, insonderheit weil die Siamer ihre Bedeutung nicht wissen. Die Zahl besagter Steine wird nach dem Grade der Würde eingerichtet. Man sieht nie weniger als zween, und nie mehr als acht.

Ihre Kennzeichen.

Der König beschenket die vornehmsten Sancrate mit einem Namen, Sonnenschirme, Stuhle und den Trägern dazu. Sie lassen sich aber selten tragen, als nur etwa wenn sie nach Hofe wollen.

Die

x) Man sehe oben den Abschnitt von der Kinderzucht.

y) Das ist Klockenthurm.

z) Das ist Klosterherr, oder Meister.

a) Ebendas. a. d. 346 S.

Beschreibung von Siam.

Wesen der Talapoinen.

Die Absicht und das Wesen ihres Standes ist, daß sie sich von den Sünden des Volkes ernähren, und vermittelst eines bußfertigen Lebens die Sünden der Gläubigen, von welchen sie Allmosen empfangen, wieder gut machen wollen. Sie speisen nicht gemeinschaftlich; und ob sie gleich die Gastfreyheit gegen alle weltliche Personen, auch die Christen nicht ausgenommen, mit großer Willfährigkeit ausüben: so dürfen sie doch die empfangenen Allmosen nicht mit einander theilen, wenigstens nicht auf der Stelle, indem jedweder auf andere Weise schon so viel gute Werke thun solle, daß er des Gebothes vom Allmosengeben überhoben seyn kann. Vermuthlich aber hat diese Verordnung eigentlich keine andere Absicht, als damit sich jeder an das beschwerliche Sammeln gewöhnen muß; denn wofern ein Bruder wirklich in Noth stecket, so dürfen sie ihm mittheilen. Sie haben zwey Hüttchen, an jedweder Seite ihrer Thüre eines, darinnen sie die Reisenden, die um ein Nachtlager bitten, beherbergen.

Zwo Arten derselben.

Es giebt in Siam, gleichwie in ganz Indien, zweyerley Talapoinen; einige leben in Wüsteneyen, andere in der Stadt. Die Waldtalapoinen führen eine Lebensart, welche nach des Loubere Urtheile in einem jedweden Lande, das nicht so heiß, als Siam oder die thebäische Wüste ist, nicht nur nach dem äußerlichen Scheine sondern auch in der That unerträglich fallen müßte. Sowohl die Wald- als Stadttalapoinen, dürfen bey Strafe des Feuers nicht heirathen, so lange sie im Orden sind. Der König, unter dessen Oberherrschaft sie stehen, begnadiget sie wegen dieses Hauptverbrechens niemals. Denn da sie große Vorrechte, insonderheit auch die Befreyung der sechsmonatlichen Frohndienste genießen: so würde ihr Stand dem Lande höchst schädlich fallen, wofern man nicht die angebohrne Trägheit der Siamer, vermittelst dieses Kappzaumes verhinderte, darein zu treten. Aus eben dieser Absicht läßt er sie zuweilen wegen ihrer Gelehrsamkeit, das ist, wegen ihrer Wissenschaft in der Sprache und den Schriften des Landes auf die Probe stellen. Als die Franzosen ins Land kamen: so versetzte er einige tausend in den weltlichen Stand, weil sie nichts verstunden. Die Fragen legte ihnen ein gewisser junger Mandarin vor, dessen ganzes Alter sich etwa auf dreyßig Jahre belief, Namens Oc-luang Suracac: allein weil er ein Weltlicher war: so ließen sich die Waldtalapoinen von ihm nicht ausfragen, sondern wollten nur ihren Vorgesetzten Rede und Antwort geben a).

Ihre Predigten.

Sie erklären dem Volke die in ihren Büchern enthaltene Lehre. Zu ihrer Predigt ist allemal der nächste Tag nach einem Neu- oder Vollmonde bestimmt. Sobald als der Fluß vom Regen aufschwillt, und so lange bis die Ueberschwemmung wieder abnimmt, predigen sie alle Tage, von sechs Uhr Morgens, bis zu Mittage, und von ein Uhr Nachmittage, bis um fünf Uhr Abends. Der Prediger sitzt mit geschränkten Beinen in einem erhabenen Lehnsessel, und es lösen viele Talapoinen einander in diesem Amte ab. Das Volk besuchet die Tempel sehr fleißig, und giebt dem Vortrage vermittelst zweyer balischen Worte, welche so viel als **Ja, gnädiger Herr** b) bedeuten, seinen Beyfall. Nachgehends theilet jedweder dem Prediger einiges Allmosen mit. Ein Talapoin, der predigen kann, wird unfehlbar reich. Die Europäer haben der Ueberschwemmungszeit den Namen der talapoinischen Fastenpredigtzeit beygeleget. Ihr Fasten besteht darinnen, daß sie von einem Mittage zum andern nichts genießen, doch ist ihnen erlaubt, Betel zu kauen. Es muß aber diese Fasten ihnen desto leichter ankommen, weil sie niemals gewohnt sind, des

Fasten der Talapoinen.

b) Man antwortet Sa-tu-sa, ungefähr wie wir Amen sprechen.

Beschreibung von Siam.

Abends etwas anders zu essen, als Obst. Die Indianer leben überhaupt sehr mäßig, und können lange Zeit fasten, ohne etwas anders zu genießen, als einen gewissen Saft, darunter sie das Mehl von einem gewissen sehr bittern Holze mischen *c*).

Bleiben über Nacht auf dem Felde.

Nach der Reißerndte bringen die Talapoinen ganze drey Wochen lang die Nacht auf freyem Felde mit Wachen zu, und zwar in kleinen Hütten, die man ins Viereck an einander setzet. Des Abts seine steht in der Mitte, und raget über die andern heraus. Bey Tage kommen sie wieder in die Stadt, besuchen die Tempel, und schlafen in ihren Zellen aus. Man findet aber bey keinem einigen Reisenden das geringste Wort von der Absicht dieses Gebrauches, noch von der Bedeutung ihrer Rosenkränze von acht hundert Corallen, woran sie ihre balische Geberhchen abzählen. Bey ihren Nachtwachen zünden sie niemals Feuer an, um die wilden Thiere zu verscheuchen, obgleich die Siamer niemals bey der Nacht reisen, ohne sich auf diese Weise vorzusehen. Daher hält es auch der Pöbel für ein Wunderwerk, daß die Talapoinen nicht zerrissen werden. Die Waldtalapoinen leben eben so unbekümmert. Sie haben weder Kloster noch Tempel, und das gemeine Volk glaubet festiglich, die Tieger, Elephanten und Nashorne thäten ihnen nicht das geringste Leid, sondern leckten ihnen vielmehr die Hände und Füße, wenn sie dieselbigen schlafend anträfen. La Loubere bewundert zwar die Lebensart dieser Leute, meynet aber dabey, sie blieben bey der Nacht im dicken Gebüsche, dahin die wilden Thiere nicht kämen. „Nebstdem, saget er, wofern man gleich Ueberbleibsel von einem zerrissenen Menschen anträfe, so „würde doch kein Mensch glauben, daß es ein Talapoin gewesen sey; oder wofern man „ja nicht daran zweifeln könnte, so würde man sagen, es müsse ein gottloser Kerl gewesen „seyn; denn ein frommer Talapoin werde nimmermehr von einem reißenden Thiere beschädiget *d*)„.

Werden von keinem wilden Thiere beschädiget.

Tracht der Talapoinen.

Sie gehen mit bloßem Haupte und Füßen, gleichwie andere Leute ebenfalls. Ihre Kleidung besteht in einem **Pagne**, das sie auf gleiche Art als weltliche Personen um die Hüfte und Schenkel hängen, nur aber hat es eine gelbe Farbe. Nebstdem haben sie noch vier andere Stücke an sich, daran man sie kennet. Das erste heißt **Angsa**, und ist ein Band oder Gehänge, fünf bis sechs Zolle breit, das über die linke Schulter herab geht, und an der rechten Hüfte mit einem einigen Knopfe fest gemacht wird. Ueber diesem Gehänge tragen sie ein großes gelbes Tuch, welchem sie den Namen **Pa-schivon**, das ist ausgeflicktes Tuch oder Lappen, beylegen, weil in der That allerley Stücke darein geflickt seyn müssen. Es ist eine Gattung eines Scapulieres, das hinten und vorn bis an die Füße herab hängt, nur die linke Schulter bedeckt, bis an die rechte Hüfte aufgeschlagen wird, und beyde Arme frey läßt. Ueber diesen Zierrath hängen sie das **Papat**, das ist, einen vier bis fünf Zoll breiten Streifen von Cattun. Sie tragen ihn gleichfalls über die linke Schulter, aber in Gestalt einer hinunter hängenden Kappe. Von vorne geht er bis an den Nabel hinab, und hinten beynahe eben so weit. Zuweilen ist er roth; aber das Angsa und das **Paschivon** müssen allemal gelb seyn. Um nun das **Papat** und den **Paschivon** fest zu halten, binden sie ein Stück gelben Zeug, wie eine Binde um den Leib. Sie heißt **Rapacod**, und ist das vierte Stück von ihrer Kleidung *e*). Hemden von Musselin und Westen dürfen sie nicht tragen. Wenn sie sammeln gehen, so halten sie ein eisernes Becken

auf

c) Twist, ein Holländer, berichtet in seiner Beschreibung von Indien, es sey nichts neues, daß ein Indianer bey dem Genusse dieses Saftes dreyßig bis vierzig Tage faste.

auf, worein man die Gabe wirft, sie müssen es aber in einem Cattunensacke tragen, der vermittelst zwoer Schnüre auf der rechten Schulter und an der linken Seite hängt.

Beschreibung von Siam.

Wie sie den Bart scheeren.

Sie scheeren den Bart, das Haupt und die Augbrahmen. Gegen die Sonne bedecken sie sich mit dem Talapat, einem kleinen Sonnenschirme, in Gestalt eines Windfächers, den sie beständig in der Hand tragen. Die Aebte müssen sich selbst scheeren, weil man ohne die schuldige Ehrerbiethung zu verletzen, ihren Kopf nicht berühren darf. Aus eben dieser Ursache darf kein junger Talapoin einen alten scheeren, wohl aber scheeren die alten die jungen, und sich unter einander selbst. Die siamischen Scheermesser sind von Kupfer *f*).

Die zum Scheeren bestimmten Tage sind die Neu- und Vollmonde. Diese heiligen Tage werden von jedem Siamer, er mag übrigens ein Mönch seyn oder nicht, mit Fasten gefeyert, das ist, man ißt nur zu Mittage. Die gemeinen Leute unterlassen sodann auch den Fischfang; nicht in so fern er eine Arbeit seyn mag, indem ihnen gar keine Arbeit untersagt ist, sondern weil sie meynen, er sey nicht von aller Sünde frey. Sie bringen an besagten Tagen auch Allmosen ins Kloster, darunter das vornehmste an Gelde, Früchten, Pagnes und Thieren besteht. Sind die Thiere todt: so werden sie von den Talapoinen verzehret; diejenigen aber, die man ihnen lebendig bringt, lassen sie so lange in ihrem Bezirke herum gehen, bis sie von selbst sterben; denn eher dürfen sie dieselbigen, vermöge ihres Gesetzes, nicht essen *g*). Ja es ist bey manchen Tempeln ein Teich befindlich, worein sie die geschenkten Fische werfen.

Opfer im Tempel.

Was man den Götzen darbringt, das muß durch eines Talapoin Hand gehen, der es festlich auf den Altar hinleget, hernach wegnimmt und für sich behält. Das Volk opfert brennende Kerzen, welche die Talapoinen dem Bilde auf die Knie stecken. Aber blutige Opfer sind, vermöge eben des Gesetzes, das einem lebendigen Thiere das Leben zu nehmen verbeut, gleichfalls untersaget.

Ehrenbad.

Am Vollmonde des fünften Monates, waschen die Talapoinen das Götzenbild mit wohlriechendem Wasser ab, wobey sie jedoch aus Ehrerbiethigkeit den Kopf unbenetzt lassen. Hernach waschen sie ihren Sancrat. Das Volk wäscht die Sancrate und andern Talapoinen ebenfalls. In jedem Hause waschen die Kinder ihre Eltern, ohne Unterschied des Geschlechtes. Eben dieser Gebrauch geht bey den Laos nicht weniger im Schwange, die waschen noch über dieses ihren König im Flusse.

Tägliche Verrichtung der Talapoinen.

Die Talapoinen haben keine Uhr; sie stehen nicht eher auf, als bis es so helle wird, daß sie die Adern auf ihrer Hand erkennen; denn sie könnten unversehens ein Thierchen ertreten, wenn sie im Dunkeln aufstünden. Zwar werden sie vermittelst ihrer Klocke vor Tages aufgeweckt: allein deswegen kommen sie keinen Augenblick zeitiger auf die Beine. Das erste, was sie nachgehends vornehmen, ist, daß sie benebst ihrem Abte zwo ganze Stunden im Tempel zubringen. Hier singen sie oder sagen Gebethe in balischer Sprache her, sitzen dabey mit geschränkten Beinen, und bewegen ihre Talapat ohne Unterlaß, als ob sie sich damit abkühlen wollten. Sie sprechen alle mit einander jede Sylbe zugleich, und in einerley Tone aus. Beym Eintritte in dem Tempel, fallen sie dreymal vor dem Götzenbilde nieder.

 Nach

e) La Loubere, ebendas. a. d. 349 S.
f) A. d. 351 S.
g) A. d. 350 S.
g) A. d. 352 S.

Beschreibung von Siam.

Nach dem Gebethe, gehen sie eine Stunde lang in der Stadt herum, und sammeln. Doch gehen sie niemals aus ihrem Kloster, noch kommen sie wieder nach Hause, ohne ihren Abt zu begrüßen, indem sie vor ihm nieder fallen, und die Erde mit der Stirne berühren. Weil er mit geschränkten Beinen da sitzt: so ergreifen sie einen Fuß von ihm mit beyden Händen, und legen ihn ehrerbiethig auf ihren Kopf. Wenn sie sammeln, so treten sie nur an die Hausthüre, ohne etwas zu sagen: giebt man ihnen nichts, so gehen sie mit gleicher Bescheidenheit weiter. Doch läßt man sie selten leer gehen, und überdieses werden sie von ihrer Freundschaft mit allem Nothdürftigen versorget. Manche Klöster haben Gärten, Saatfelder, und Leibeigene, die selbige bauen. Ihre Grundstücke sind von aller Abgabe frey. Der König nimmt sie ihnen niemals weg, wiewohl ihm das Eigenthum darüber zusteht, es sey denn, daß er solchem schriftlich abgesaget habe *h*).

Kommen sie vom Sammeln nach Hause, so können sie frühstücken, hernach studieren sie bis Mittage, oder nehmen sonst etwas vor, dazu sie Lust oder Geschicklichkeit haben, und speisen hernach. Des Nachmittages unterrichten sie die jungen Talapoinen. La Loubere saget, sie schliefen auch ein wenig. Gegen Abend fegen sie den Tempel aus, und singen hernach wieder zwo Stunden lang, gleichwie des Morgens. Essen sie ja des Abends etwas, so ist es Obst. Ob man nun gleich vermuthen sollte, sie hätten bey so vielerley Beschäfftigungen wenig müssige Zeit übrig: so wissen sie es doch also anzustellen, daß sie Nachmittage in der Stadt herum gehen können, und man mag in eine Gasse kommen, in welche man will, so begegnet man einem Talapoin.

Leibeigene und Bediente der Klöster.

Nebst den Leibeigenen, welche die Klöster um des Ackerbaues willen zu haben befugt sind, hält jedwedes auch einige Bediente, die man **Tapacu** nennet, und die eigentlich nur weltlich sind. Gleichwohl tragen sie die geistliche Kleidung, ohne weitern Unterschied, als den die weiße Farbe machet. Ihr Amt ist, das Geld einzunehmen, das ihren Herren verehret wird, indem die Talapoinen, ohne sich zu versündigen, keines anrühren können. Sie verwalten auch ihre Güter, und verrichten mit einem Worte alles, was die Ordensregel der eigenen Person eines Talapoinen zu thun verbiethet.

Aufnahme der Talapoinen.

Will ein Siamer diesen Stand ergreifen: so meldet er sich bey dem Abte eines Klosters. Das Recht, die geistliche Kleidung mitzutheilen, gehöret für die Sancrate, welche auch den Tag dazu bestimmen. Weil bey dem Talapoinstande etwas zu gewinnen, und man nicht genöthiget ist, Zeit Lebens darinnen zu bleiben: so freuen sich die Eltern allemal, wenn ihre Kinder denselbigen erwählen *i*). Eltern und Anverwandte begleiten den neuangehenden Mönch mit Spielleuten und Tänzern, bis an den Tempel, worein aber die Weibespersonen und Musik nicht kommen dürfen. Hier scheeret man ihm den Kopf, den Bart und die Augenbrahmen. Der Sancrat überreicht ihm die Ordenskleidung. D

h) A. d. 355 S.

i) La Loubere leugnet, was Gervaise saget, als ob man eine schriftliche Erlaubniß vom Hofe dazu haben müsse, wenn man ein Talapoin werden will. Er stellet vor, daß es in einem so weitläuftigen Königreiche unmöglich sey, und daß er von keinem Menschen anders gehöret habe, als es stehe einem jeden frey, ein Talapoin zu werden, ja es versündige sich derjenige, welcher ihn daran verhindern wollte. A. d. 357 S.

k) Gervaise theilet die Talapoinen in drey-ley Orden ab, in die **Baluang**, in die Tsch[illegible] und in die **Picu**. La Loubere hingegen behauptet, **Baluang**, oder wie es die Siamer schreiben, **Patluang**, sey ein blosser Ehrentitel. Sie geben ihn, saget er, den Jesuiter Missionarien, gleichwie wir ihnen die Ehrwürde geben. Den Nam[illegible]

se muß er selbst anziehen, und seine weltlichen Kleider darüber vom Leibe fallen lassen. Indem er damit umgeht, spricht der Sancrat einige Gebethe, worinnen vermuthlich das Hauptwerk der Einweihung besteht. Nach einigem andern Gepränge, zieht der neue Talapoin mit der vorigen Begleitung nach dem Kloster, das er gewählet hat. Seine Eltern geben allen Talapoinen desselben eine Mahlzeit. Von diesem Tage an, darf er keinem Tanze noch einem andern weltlichen Schauspiele mehr zusehen; ja ob man gleich bey einem solchen Feste allerley Lustbarkeiten vor dem Tempel vornimmt, so darf doch kein Talapoin den geringsten Blick darauf werfen *k*).

Beschreibung von Siam.

Aufnahme der Talapuinnen.

Die Talapuinnen nennt man in siamischer Sprache **Nang Tschii**. Ihre Kleidung ist weiß, wie der **Tapacu** ihre, sie haben aber keinen Sancrat dazu nöthig, der sie ihnen überreichte. Sie werden auch nicht für vollkommen geistlich geachtet. Bey ihrer, ingleichen bey der Nens oder jungen Talapoinen Aufnahme ist ein bloßer Abt gegenwärtig. Ob sie gleich dem Ehestande entsagen, so wird doch die Unkeuschheit an ihnen nicht so scharf, als an den Talapoinen, bestraft; denn anstatt sie zu verbrennen, wie einem Talapoin wiederfährt, den man auf der That erwischet: so überliefert man die sträfliche Talapuinne ihren Anverwandten, die ihr den Kützel mit einem Prügel austreiben. Eine siamische Ordensperson mag männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn, so darf sie doch niemanden schlagen.

Wahl und Stiftung.

Die Wahl eines jeden Oberhauptes, es mag übrigens ein Sancrat oder nur ein bloßer Tschau-Vat seyn, geschieht in jedem Kloster durch die mehresten Stimmen, und die Wahl fällt gemeiniglich auf den ältesten oder gelehrtesten Talapoin. Will jemand aus dem Triebe seiner Frömmigkeit einen Tempel bauen: so erkieset er selbst einen alten Talapoin zum Haupte dieser neuen Stiftung; nach und nach entsteht das Kloster um den Tempel, so wie sich Mönche dazu finden. Es wird keine Zelle gebauet, bis einer kömmt, der sie bewohnen will *l*).

Religion der Siamer.

Es ist nichts leichtes zu sagen, was die Talapoinen verehren, und worinnen die Religion der Siamer bestehe. Indem Tachard sowohl wegen seiner natürlichen Gaben, als wegen seiner Wissenschaft in der Gottesgelahrtheit den gemeinen Haufen der Reisenden weit übertrifft: so verdienen seine Nachrichten allerdings den Vorzug, den ich ihnen einräume. Er saget aber, die siamische Religion sey ein seltsames Wesen, das man nicht anders, als aus ihren balischen Büchern recht einsehen könne. Zwar wird die Sprache, welche den Namen trägt, nur von wenigen gelehrten Talapoinen verstanden, die sich auf nichts anders legen. Nichts desto weniger hat der Eifer der Missionarien diese Hindernisse aus dem Wege geräumet. Was man nun zu Folge des Pater Tachards in dieser dunkeln Sache entdecken konnte, das besteht in folgendem *m*).

Die

...hat er gar wenig im Lande gehöret, sondern ...tige Wort, welches eben so viel bedeutet, als ...portugiesische Talapoin, ist **Tschaucu**. Doch ... Gervaise nicht gänzlich zu widersprechen, fährt ...t, und saget, weil es unterschiedliche Stufen ... Sancrate gebe, so könne es wohl seyn, daß ... Namen Pat-luang und **Picu** etwa dergleichen ...schied anzeigten: allein der allgemeine Namen ... Talapoinen sey **Tschaucu**. A. d. 358 S.

l) Ebendas. a. d. 358 S.

m) Tachards I Reise a. d. 282 S. Er versichert, alles, was er berichte, habe seine vollkommene Richtigkeit. Es scheint, la Loubere habe den Grund der siamischen Religion nicht eingesehen, weil er saget, er finde in ihrer ganzen Lehre nicht den geringsten Begriff von einer Gottheit, es müßte denn seyn, daß er einen dem unserigen ähnlichen Begriff verstünde. A. d. 394 S.

Beschreibung von Siam.

Ihr Begriff von Gott.

Die Siamer glauben zwar einen Gott, sie verstehen aber unter diesem hohen Namen ein Wesen, das aus Geist und Leib besteht, und die Eigenschaft hat, dem menschlichen Geschlechte zu helfen. Diese Hülfe besteht darinnen, daß es ihnen ein Gesetz giebt, die Mittel zu einem frommen Leben vorschreibt, die wahre Religion und alle zu ihren Bedürfnissen erforderliche Wissenschaften lehret. Seine Vollkommenheiten bestehen nach ihrer Meynung in dem höchsten Grade aller sittlichen Tugenden; und besagtes Wesen hat selbigen dadurch erlanget, daß es dieselbigen in unendlich vielen Leibern, in die es nach und nach fuhr, ausübte. Es ist frey von allen Leidenschaften. Es verspüret nicht die geringste Veränderung, die seine Ruhe stören könnte. Ehe es aber in diesen erhabenen Stand gelangte, verursachte die ungemeine Bemühung, die es auf die Ueberwindung seiner Leidenschaften wendete, eine so große Veränderung an seinem Leibe, daß sein Geblüte davon weiß wurde. Es hat die Macht, vor den Augen der Menschen zu erscheinen, oder unsichtbar zu werden. Seine Geschwindigkeit ist erstaunlich. Es kann durch die bloße Kraft seines Willens in einem Augenblicke von einem Ende der Welt bis an das andere fahren. Es weis alles; seine Wissenschaft besteht nicht, wie die unserige, in einer Reihe Vernunftschlüsse, sondern in einem klaren und einfachen Anschauen, das ihm die Vorschriften des Gesetzes, Tugend und Laster, ja alle Geheimnisse der Natur, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, den Himmel und die Erde, das Paradies und die Hölle, alles, was zu unserer sichtbaren Welt gehöret, ja auch alles, was in andern Welten, davon wir keine Nachricht haben, vorgeht, auf einmal vorstellet. Es stellet sich alles deutlich vor, was seit der ersten Wanderung seiner Seele, bis auf die letzte mit ihm vorgieng.

Glückseligkeit des siamischen Gottes.

Unterdessen gelanget dieser Gott nicht eher zu seiner vollkommenen Glückseligkeit, als bis er zum letzten male stirbt, und hernach nicht mehr gebohren wird. Denn indem er sodann nicht mehr auf der Welt erscheint, so ist er keinem Elende mehr unterworfen. Die siamischen Lehrer vergleichen dieses Absterben mit einer ausgelöschten Fackel, oder mit dem Schlafe, der uns alle Empfindung unsers Unglücks wegnimmt; nur mit dem Unterschiede, daß unser Schlaf nur eine vergängliche Ruhe ist, dahingegen ihr Gott bey seinem Absterben alles Elendes auf ewig los wird. Hernach kömmt ein anderer Gott an seine Stelle. Die Regierung einer jedweden Gottheit währet eine gewisse Anzahl Jahre, nämlich so lange, bis die Zahl der Auserwählten voll ist, welche durch ihre Verdienste heilig werden sollten. Ist dieses geschehen, so verschwindet sie von der Welt, und fällt in eine ewige Ruhe, die man aber keineswegs für eine Vernichtung halten darf. Die nachfolgende Gottheit tritt in die Rechte der vorigen, und regieret die Welt an ihrer Statt.

Die Menschen können Götter werden.

Zwar können die Menschen zu Göttern werden, sie müssen aber durch lange Uebung bis auf den höchsten Gipfel der Tugend gestiegen seyn. Ja es ist nicht einmal genug, wenn sie in den Leibern, darein ihre Seele nach und nach fährt, eine Menge guter Werke thun, sondern sie müssen bey jedem guten Werke den Vorsatz fassen, die Gottheit zu verdienen, auch die Schutzgeister der vier Völker der Welt, zu Zeugen ihrer guten Werke anrufen; ferner müssen sie auch Wasser ausgießen, und dabey den Beystand der Schutzgeistinn unserer Erde, Namens Naang Phrathorani, anrufen. Denn sie glauben den Unterschied des Geschlechtes bey den Geistern. Wer nun Willens ist, dermaleinst ein Gott zu werden, der nimmt dieses alles fleißig in Acht.

Beschreibung von Siam.

Stand der Heiligkeit.

Nebst dem Götterstande, als der höchsten Stuffe der Vollkommenheit, glauben sie noch eine andere geringere, welche sie den Stand der Heiligkeit benennen. Ein Heiliger zu werden, ist es schon genug, wenn man bey seiner Wanderung durch allerley Leiber sehr tugendhaft geworden ist, und bey jeder Handlung die Heiligkeit zur Endabsicht gehabt hat. Dieser Stand hat mit dem göttlichen einerley Eigenschaften, doch mit dem Unterschiede, daß ein Gott dieselbigen durch seine eigene Kraft hat, die Heiligen aber sie vermittelst der Lehren, die er ihnen giebt, von ihm erhalten. Die Heiligkeit erlanget ihre Vollkommenheit gleichfalls nicht eher, als wenn die Heiligen absterben, und nicht wieder auf die Welt kommen, sondern ihre Seelen ins Paradies getragen werden, und daselbst einer ewigen Glückseligkeit genießen.

Wunderlicher Begriff von Himmel und Hölle.

Weil die Siamer nach ihrem guten Verstande wohl begreifen, das Böse müsse bestrafet, das Gute hingegen belohnet werden: so glauben sie ein Paradies, und setzen es in den allerhöchsten Himmel. Gleichfalls glauben sie eine Hölle, und setzen sie in den Mittelpunct der Erde. Nur können sie nicht glauben, daß weder eines noch das andere ewig währen solle. Sie theilen die Hölle in acht Wohnungen, das ist, in acht Stuffen der Pein, gleichwie den Himmel in acht Stuffen der Seligkeit. Nach ihrem Begriffe geht es im Himmel eben also her, wie auf der Erde. Es giebt vielerley Länder, Völker, und Könige darinnen, davon keiner dem andern etwas zu befehlen hat. Man führet Krieg, und liefert Schlachten. Ja man heirathet auch, wenigstens ist es doch in der ersten, andern und dritten Wohnung den Heiligen erlaubt, Kinder zu haben. In der vierten sind sie über alle sinnliche Lüste weg, und die Reinigkeit wächst dergestalt in jedwedem Himmel, bis auf den letzten, welcher in ihrer Sprache Niruppan heißt, und eigentlich das rechte Paradies ist, woselbst die Seelen der Götter und Heiligen eine unveränderliche Glückseligkeit genießen.

Quelle des Glücks und Unglücks.

Sie behaupten, alles Glück und Unglück, das einem Menschen begegnet, sey die Wirkung seiner guten oder bösen Handlungen, indem einem Unschuldigen niemals Unglück wiederfahren könne. Demnach sey Reichthum, Ehrenstellen, Gesundheit, und alles übrige Gute, die Belohnung der tugendhaften Handlungen, die man entweder in dem gegenwärtigen, oder in einem vergangenen Leben, ausgeübet habe. Hingegen Armuth, …rloser Zustand, und Krankheiten, seyn lauter Strafen. Ja, auch die Gebrechen oder Unvollkommenheiten des Leibes, haben die vor der gegenwärtigen Geburt ausgeübten Tugenden oder Laster, zu ihrer Quelle, man mag übrigens als ein Mensch oder als ein Thier auf die Welt kommen.

Ursprung der Seelen.

Die Seelen der Menschen, welche von neuem auf der Welt erscheinen, kommen entweder aus dem Himmel, oder aus der Hölle, oder aus den Leibern der Thiere. Die ersten bringen einige Vorzüge mit sich, die sie über andere erheben, als da sind, Tugend, Gesundheit, Schönheit, Verstand oder Reichthum. Diese Seelen fahren in die Leiber der Könige, oder anderer Personen von außerordentlichen Gaben. Aus dieser Ursache begegnen sie Personen von hohem Stande oder erhabener Geburt mit so großer Ehrerbiethung; denn nach ihrer Meynung sind sie zu dem Götter- oder Heiligenstande bestimmet, den sie durch ihre gute Werke zu verdienen bereits angefangen haben. Diejenigen, in welche eine Seele aus einem Thiere fährt, sind nicht so vollkommen, als jene, gleichwohl aber besser, als diejenigen, die eine Seele aus der Hölle bekommen. Denn diese letztern hält man für Bösewichter,

Beschreibung von Siam.

ter, die ihrer Schandthaten wegen alles ersinnliche Unglück verdienen. „Daher entsteht, nach „des P. Tachards Berichte, der Abscheu, den die Siamer gegen das Kreuz Christi „haben. Wäre er gerecht gewesen, sagen sie, so hätten ihn seine Gerechtigkeit und seine „tugendhaften Thaten vor einer so schimpflichen Hinrichtung bewahret n).

Belohnung und Strafen.

Jedwede tugendhafte That wird im Himmel belohnet, und jede Gottlosigkeit wird in der Hölle bestraft. Wenn ein Mensch auf der Erde stirbt: so erhält er im Himmel ein neues Leben, und genießt so viel Glückseligkeit, als seine guten Werke verdienen. Ist aber die Zeit seiner Belohnung verstrichen: so stirbt er im Himmel, und wird in der Hölle gebohren, falls er eine schwere Sünde auf sich hat. Will aber sein Verbrechen so viel nicht sagen: so kömmt er nur in Gestalt eines Thieres auf unsere Welt, und wird mit der Zeit, wenn er dafür gebüßet hat, wieder zum Menschen. Dieses ist die Auslegung, welche die Talapoinen von der Seelenwanderung, als ein Hauptstück ihrer Religion, beybringen, und worinnen sie von der Braminen Lehre so wenig abgehen, daß man gar wohl schließen darf, sie hätten diese Meynung aus eben derselbigen Quelle geschöpfet o).

Körperliche Geister.

Sie glauben zwar Geister: es sind aber dieselbigen lauter Seelen, die so lange einen Leib haben, bis sie zu dem Stande der Götter oder der Heiligkeit gelangen. Ja, die Engel selbst haben Leiber von zweyerley Geschlechte. Sie können auch Kinder haben, werden aber niemals weder zu Heiligen, noch zu Göttern. Ihr Amt ist, für die Erhaltung der Menschen, und für die Regierung der Welt, in alle Ewigkeit Sorge zu tragen. Sie sind in sieben Ordnungen abgetheilet, davon immer eine vollkommener und edler, als die andere ist, und ihren eigenen Himmel bewohnet. Jeder Theil der Welt, ja auch die Sterne selbst, die Erde, die Städte, Berge, Wälder, Winde, Regen, u. s. w. haben einen von diesen Geistern zum Regierer. Weil sie beständig sehr genau Achtung geben, was die Menschen vornehmen, damit sie diejenigen unter ihren Handlungen, welche eine Vergeltung würdig sind, künftig angeben können: so wenden sich die Siamer an die Engel, und bilden sich ein, alles Gute, das ihnen wiederfährt, hätten sie denselbigen zu danken. Teufel aber gauben sie nicht, ausgenommen die Seelen der Bösewichter, welche aus der Hölle, worinnen sie aufbehalten wurden, los kommen, einige Zeit in der Welt herumirren, und ihre Freude daran haben, wenn sie jemand schaden können. Unter die Zahl dieser bösen Geister rechnen sie die todgebohrnen Kinder, die Kindbetterinnen, die in Kindesnöthen sterben, und die im Zweykampfe umkommen.

Wunderthätige Einsiedler.

Sie erzählen Wunderdinge von gewissen Einsiedlern, die sie Pra-Rasi nennen. Dieses Einsiedlergeschlecht führet an Orten, die von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert sind, ein sehr heiliges und strenges Leben. Die siamischen Bücher schreiben ihnen eine vollkommene Erkenntniß der allerverborgensten Naturgeheimnisse zu, die Kunst Geld und andere Metalle zu machen. Kein Wunderwerk ist so groß, das sie nicht thun können. Sie verwandeln sich in jede beliebige Gestalt. Sie fliegen durch die Luft, sie fahren im Augenblicke aus einem Orte in den andern. Aber, ob sie gleich sich unsterblich machen könnten, weil sie die Kunst wissen, ihr Leben zu verlängern: so opfern sie es dennoch alle tausend Jahre Gott auf, indem sie sich bis auf einen, der sie hernach wieder auferwecket, auf einem Scheiterhaufen verbrennen. Es ist so wohl äusserst schwer, als gefährlich, diese mächtigen Einsiedler zu finden. Gleichwohl lehren die Bücher der Talapoinen, welche

Bey

n) Tachard ebendas. a. d. 259 S.

Weg man nehmen, und wie man es machen müsse, wenn man ihre Wohnungen finden wolle.

Beschreibung von Siam.

Himmel und Erde sind ewig.

Der Himmel und die Erde sind von Ewigkeit her. Einem Siamer kömmt es äußerst fremd vor, wenn er von einem Anfange und Ende derselbigen reden höret. Die Erde ist nicht rund. Sie ist eine bloße Fläche, die von ihnen in vier viereckigte Theile getheilet wird. Das Wasser, welches diese Theile von einander trennet, ist dermaßen subtil, daß es unmöglich fällt, aus einem in den andern zu kommen. Der ganze Raum ist mit einer ganz erstaunlich hohen und dicken Mauer umfangen, auf welche alle Geheimnisse der Natur mit großen Buchstaben eingegraben sind. An diesem Orte erlernen die wunderthätigen Einsiedler ihre Künste, indem es ihnen ein geringes ist, dahin zu fahren. Die Einwohner der drey übrigen Theile unseres Erdbodens haben weit andere Gesichter, als wir. Im ersten sind sie viereckigt, im andern rund, im dritten dreyeckigt. Hier ist alles Gute im Ueberflusse, ohne die geringste Vermischung mit Bösem; es nehmen auch die Speisen sogleich denjenigen Geschmack an, den man beliebet. Daher kann man auch weder die Mildthätigkeit, noch andere Tugenden, daselbst ausüben. Weil nun die Einwohner keine Gelegenheit haben, etwas zu verdienen: so können sie weder die Heiligkeit erlangen, noch einer Belohnung oder Strafe würdig werden. Sie wünschen daher sehr eifrig, sie möchten in unserm Theile des Erdbodens gebohren werden, weil man da alle Augenblicke Gelegenheit findet, Gutes zu thun. Diese Gnade erhalten sie auch, wofern sie selbige um des Verdienstes willen desjenigen Gottes, der ihr Land durchgangen hat, erbitten, obgleich wir nicht in das ihrige kommen können.

Worauf die Erde ruhe.

Der ganze Erdklump schwimmt auf einem ungeheuern Meere, wie ein Schiff auf der See. Das Meer wird von einem heftigen Winde schwebend erhalten, welcher eben so ewig ist, als die Welt, und das Wasser ohne Unterlaß zurück stößt, daß es nicht zerrinnet. Es wird eine Zeit kommen, welche der Siamer Gott vorher gesaget hat, da das Feuer vom Himmel auf die Erde fallen, alles verbrennen, die Erde aber nach dieser Reinigung in den alten Stand gesetzet werden wird. Diese Lehre gründet sich auf eine anderweitige Erklärung. Die Siamer geben vor, ehemals hätten die Menschen eine Riesengröße gehabt, viele Jahre lang in vollkommener Gesundheit gelebt, alle Wissenschaften verstanden, und ein sehr unschuldiges Leben geführet. Alle diese Vortheile hätten mit der Zeit abgenommen, es werde auch das menschliche Geschlecht beständig mehr und mehr aus der Art schlagen, und endlich dermaßen klein und schwach werden, daß die Länge einer Person kaum einen Fuß beträgt. Sodann wird ihr Leben von ungemein kurzer Dauer seyn. Gleichwohl wird ihre Bosheit zunehmen, und sie werden in dieser letzten Zeit alle ersinnliche Schandthaten begehen, weder Gesetze noch wahrhaftige Erkenntniß haben. Die Siamer sind der Meynung, das Ende der Welt müsse nicht mehr weit entfernet seyn, weil man in ihrem Lande nichts anders als Böses mehr sieht. Uebrigens wird diese Veränderung auch bey den Thieren vorgehen, als welche ehemals reden konnten, diese Gabe aber bereits verlohren haben. Nach der Siamer Meynung besitzen die Thiere einen freyen Willen, sie können gutes und böses thun, und sind folglich der Belohnung und Strafe fähig.

p) La Loubere saget: die Lehre der Talapoinen komme mit der Braminen ihrer nicht gänzlich überein, doch beruhe sie gleichfalls auf der Seelenwanderung. a. d. 359 S.

Beschreibung von Siam. Neue Welt.

Die mit Asche und Staub bedeckte Erde wird, durch das Blasen eines ungestümen Windes, gereiniget, und alle Spuren des Brandes weggeführet werden. Hierauf wird sie einen lieblichen Geruch ausdampfen, und dadurch einen weiblichen Engel vom Himmel herab zu sich locken. Die Geistinn wird von der gereinigten Erde essen, und auf diese Weise zwölf Söhne und eben so viele Töchter empfangen, welche nachgehends die Erde bevölkern. Anfänglich werden ihre Abstämmlinge dumm und unwissend seyn, und sich selbst nicht kennen. Erkennen sie sich endlich: so werden sie doch lange Zeit von keinem Gesetze etwas wissen. Doch diese Dunkelheit wird endlich ein Gott zerstreuen, und sie die wahre Religion nebst allen Wissenschaften lehren. Sodann wird das heilige Gesetz, davon man seit langer Zeit nichts wußte p), in eines jeden Menschen Gemüthe von neuem aufleben. Diese Verrichtung ist die einige, welche nach der Siamer Meynung einem Gotte gemäß ist. Denn die Regierung der Welt, und die Vorsorge für Menschen und Thiere, halten sie für weit zu geringe für ihn.

Diese Erneuerung oder Reinigung der Welt, wird währender Ewigkeit von einer Zeit zur andern geschehen q).

Sommonokhodom, jetziger Gott der Siamer.

Wir glauben, dieser Auszug, den wir aus den Nachrichten des P. Tachards beybringen, halte alles in sich, was selbiger für nöthig erachtete, einen Begriff von dem jetzigen Gott der Siamer zu geben. Sie nennen ihn **Sommonokhodom** r). Seine Geschichte ist ein seltsamer Mischmasch aus dem Christenthume, und einer Menge wunderlichen Zeuges. Man giebt vor, er sey durch seine eigene Kraft als ein Gott auf die Welt gekommen; habe unmittelbar nach seiner Geburt, ohne die geringste Unterweisung, sondern durch das bloße Anschauen seines Verstandes, eine vollkommene Wissenschaft erlanget, von allem, was den Himmel, die Erde, das Paradies, die Hölle, und alle Geheimnisse der Natur betrifft; in eben diesem Augenblicke sey ihm alles beygefallen, was er ehemals gethan, als er, wer weis wie oft, auf der Welt gelebet. Nachgehends habe er das Volk sehr tiefe Geheimnisse gelehret, auch solche der Nachwelt zum Besten in seine Bücher aufgezeichnet.

Seine göttlichen Abentheuer.

Nach **Tachards** Berichte erzählet er selbst in besagten Büchern von sich, nachdem er zum Gotte geworden, so hätte er eines Tages gewünschet, seine Gottheit durch ein besonderes Wunder der Welt zu zeigen. Er saß eben damals unter einem gewissen Baume, Tonpo genannt, welchen die Siamer um dieser Ursache willen sehr heilig achten. Sogleich wurde er in einem goldenen mit Edelgesteinen besetzten Throne in die Luft erhaben; die Engel stiegen vom Himmel herab, und erzeigten ihm die Ehre der Anbethung, die sie ihm schuldig waren. Diese Herrlichkeit erweckte den Neid seines Bruders **Thevathat**, und seiner Anhänger. Sie reizeten alle Thiere gegen ihn, und verbanden sich mit selbigen zu seinem Untergange.

p) Damit die Siamer einen Begriff von dieser Zeit geben mögen, so nehmen sie einen tiefen und vierseitigen Brunnen zu Hülfe, dessen jede Seite zwanzig Klafter lang ist. Die Zeit der Unwissenheit währet so lange, bis dieser Brunn mit Senfkörnern angefüllet wird, wenn man alle Jahre eines hinein wirft. Besagte Zeit der Unwissenheit nennet sie Cap.

q) Tachard a. d. 297 u. vorherg. S.

r) **La Loubere** schreibt Sommona-Codom. Er berichtet, er habe den berühmten Herbelot so viel siamisch gelehret, als er selbst gewußt, damit er diese Sprache gegen die türkische, arabische, und persische halten möchte. Von diesem nun habe er erfahren, **Suman** heiße auf persisch Himmel, und **Codum** oder **Codom** in eben dieser Sprache so viel, als **Alt**, woraus er schließt, Sommona-Codom bedeute ewiger oder unerschaffener Himmel.

tergange. Nichts destoweniger erhielt er einen vollkommenen Sieg. Allein **Thevathat**, welcher gleichfalls zum Gotte werden wollte, blieb bey seinem Ungehorsame, und führte eine neue Religion ein, welche auch viele Könige und Völker zum Beyfalle bewegte. Dergestalt entstund eine Glaubensspaltung, welche die Welt in zwo Meynungen theilte. Die Siamer machen uns zu Anhängern des **Thevathat**, und schließen daraus, es sey kein Wunder, daß wir, als die Schüler desselbigen, von allem dem, was **Sommonocodom** sie lehrete, nicht das geringste wüßten, und daß unsere Schriften voll dunkeler ungewisser Dinge wären. Aber obgleich **Thevathat** kein rechter Gott war: so gestehen sie doch, er habe viele Wissenschaften ungemein wohl verstanden, insonderheit die Mathematik und Geometrie: daher komme es auch, daß wir hierinnen besser wären, als sie, indem er sie uns gelehret habe. Endlich wurde dieser gottlose Bruder in die tiefste Hölle gestürzet. **Sommonokhodom** erzählet selbst, da er einstens die acht höllischen Wohnungen besichtiget, so habe er den **Thevathat** in der [illegible]ten, das ist, in dem Peinigungsorte der allergrößten Missethäter, angetroffen. Er [illegible] auch, wie er gepeiniget wurde. Er war mit großen Nägeln an Händen und Füßen an ein Kreuz geheftet, und mußte unaussprechliche Schmerzen ausstehen. Auf dem Haupte trug er eine Dornkrone, der ganze Leib war zerfleischt, über das alles brennete ihn ein heftiges Feuer, ohne ihn zu verzehren. Dieser Anblick erweckte des **Sommonokhodoms** Mitleiden so sehr, daß er alles von diesem schelmischen Bruder empfangene Unrecht vergaß, und ihm vorschlug: er sollte folgende drey Worte anbethen: **Pputhang, T[illegible]ang, Sankhang**, welches gewisse heilige und geheimnißvolle Worte sind, dafür die Siamer große Ehrerbiethung hegen. Das erste bedeutet **Gott**; das andere **Wort Gottes**; das dritte **Nachahmung Gottes**. Hätte Thevathat sie angebethet: so wäre er begnadiget worden. Aber er that es nur mit den beyden ersten; das dritte wollte er nicht anbethen, weil es einen Nachahmer Gottes, oder einen Priester bedeutet, die **Priester** aber sündige Menschen sind, welche dergleichen Ehrerbiethung nicht verdienen. Er wurde demnach seiner Hartnäckigkeit überlassen, und seine Quaal dauert noch immer.

Beschreibung von Siam.

Krieg mit dem Thevathat.

Ursprung unserer Religion nach der Siamer Meynung

Tachard bezeuget, unter allen Hindernissen, welche die Siamer von Ergreifung des Evangelii abwendig machen, sey diese wunderliche Einbildung die allerstärkste. Indem sie zwischen ihrer und unserer Religion einige Aehnlichkeit zu finden vermeynen: so halten sie Christum für diesen Thevathat. Ein Crucifix ist in ihren Augen die leibhaftige Abbildung von des Thevathats Bestrafung, und so bald ihnen ein Heydenbekehrer unsere Glaubensstücke erklären will: so sagen sie, sie brauchten seine Unterweisung nicht, sondern wüßten ohnedieß schon, was er ihnen sagen wollte s).

Warum sie dieselbige hassen.

[...]t, indem bey den Persern so wohl, als bey den [He]bräern, das Wort Alt auch so viel, als ewig oder [uner]schaffen heiße. Was die ballische Sprache be[trif]t, so saget Herbelot, das alte persische nenne [ma]n Pachalevi oder Pabali, und bey den Per[sern] sey Pabali und Babali einerley.

[A]us diesem Grunde ist Loubere zu der Meynung [gene]igt, die alten Siamer hätten, gleichwie die [alten] Chineser, den Himmel angebethet, ja vielleicht hätten die alten Perser eben dieses gethan; nachgehends aber hätten sie die Lehre von der Seelenwanderung angenommen, die wahre Bedeutung des Wortes Sommona Codom vergessen, aus der Seele des Himmels einen Menschen gemacht, und solchem eine große Menge unglaublicher Eigenschaften angedichtet. La Loubere, a. d. 422. S.

s) Tachard a. d. 305 S.

Beschreibung von Siam.

Gestalten, welche Sommonokhodom hatte.

Man liest in des **Sommonokhodoms** Schriften, seitdem er den Entschluß gefaßt, ein Gott zu werden, sey er fünfhundert und funfzig mal, wiewohl unter allerley Gestalt, auf der Welt erschienen; er sey bey jedesmaliger neuen Geburt, das vornehmste unter denjenigen Thieren, deren Gestalt er trug, und gleichsam ihr König gewesen. Er habe zum öftern sein Leben für seine Unterthanen aufgeopfert, und in seinem Affenstande, eine gewisse Stadt von einem Ungeheuer, das selbige verheerete, befreyet. Er sey einstens ein mächtiger König gewesen; ehe er die Beherrschung der ganzen Welt erhalten, sey er mit seiner Frau und zweyen Kindern in die Wüste gelaufen, und daselbst der Welt und seinen Leidenschaften gänzlich abgestorben; so gar, daß, da ein Bramin, der seine Standhaftigkeit versuchen wollte, ihm beyde Kinder wegnahm, und vor seinen Augen peinigte, er solches ohne die geringste Empfindlichkeit ansehen können; ferner habe er seine Frau einem Bettler geschenket, der ihn um eine Gabe angesprochen; endlich sich selbst die Augen ausgerissen, ja zuletzt seinen ganzen Leib geopfert, indem er ein Stück nach dem andern von seinem Leibe abgeschnitten, und die Thiere, die es gewaltig hungerte, damit gefüttert. Die Talapoinen stellen diese Handlungen als erhabene Tugendbeyspiele dem Volke zur Nachahmung vor.

Seine Vergötterung.

Bey seiner Vergötterung stieg seine Seele bis in den achten Himmel, wurde dadurch von allem menschlichen Elende auf ewig befreyet, und in den Stand einer vollkommenen Glückseligkeit versetzet. Sie kömmt nun nicht weiter in die Welt, und die Siamer nennen dieses eine Vernichtigung. Es wird aber die Seele keinesweges zerstöret, sondern sie erscheint nur nicht mehr auf die Welt, ob sie gleich im Himmel lebet. Der Leichnam des **Sommonokhodom** wurde verbrannt, seine Gebeine aber nahmen seine Jünger zu sich, also daß ein Theil davon im Königreiche Pegu, der andere in Siam, anzutreffen ist. Man schreibt ihnen eine wunderthätige Kraft zu. Vor seinem Tode befahl er, man sollte ihn abmalen, und untern diesen Bildern unaufhörlich als einen Gott verehren *t*).

Gebothe seiner Lehre.

Sein ganzes Gesetz besteht gleich dem unserigen aus zehn wiewohl weit strengern Gebothen *u*). Weder die Umstände, noch die Noth, dienen einer Sünde zur Entschuldigung. Manche Stücke, die bey uns nur als ein guter Rath zur Vollkommenheit gelten, sind bey den Siamern unverletzliche Gebothe. Sie dürfen gar kein berauschendes Getränk gebrauchen. Wein ist ihnen nicht einmal in der allergrößten Noth erlaubt. Sie dürfen kein Thier tödten. Die Gebothe der Reinlichkeit und des Wohlstandes, die sie haben, werden eben so ehrerbiethig gehalten, als die Gebothe der Tugend.

Die

t) In den Tempeln stehen gemeiniglich die Bildnisse seiner zween berühmtesten Schüler neben dem seinigen, eines zur rechten, das andere zur linken Hand: sie sind aber kleiner als das seinige. Der zur rechten heißt **Pra Magla**, der zur linken, **Pra Saribut**. Hinter diesen drey Bildnissen, wiewohl auf eben diesem Altare, stehen noch mehrere, welche die Bedienten vom innern Pallaste des **Sommonokhodoms** vorstellen. Die Bildnisse seiner äußern Bedienten stehen in den Gängen, die unsern Kreuzgängen ähnlich sehen, und zuweilen um die Tempel herum geführet werden. Was die ungeheuer großen oder seltsamen Bildnisse betrifft: so stellen sie andere Götter vor, die zu des **Sommonokhodoms** Zeit, oder vorher, lebten, und davon einige, als zum Beyspiele **Pra-Ariaseria**, bis vierzig Klafter hoch waren. **La Loubere** a. d. 416 u. 418 S.

u) Diese zehen Gebothe gehen hauptsächlich die Talapoinen an. **Tachard** meldet acht hauptsächliche für die weltlichen 1. Gott, sein Wort, und die Nachahmer seiner Tugenden anbethen. 2. Nicht stehlen. 3. Den Wein und andere berauschende Getränke

Beschreibung von Siam.

Die Talapoinen müssen sich dem Joche des Gehorsams und der Keuschheit mit der größten Strenge unterwerfen, ohne daß sie ein Gelübde thäten, noch auf andere Weise gezwungen wären, in ihrem Stande zu bleiben. La Loubere unterwirft sie auch der Armuth; indem sie nicht mehr als ein einziges, und zwar schlechtes Kleid, haben; keine Speise bis auf den andern Tag verwahren, Gold und Silber weder anrühren, noch darnach gelüsten dürfen. Doch, da es ihnen frey steht, allemal wenn sie wollen, aus diesem Stande zu treten: so sammeln sie bey ihrer ordentlichen und schlechten Lebensart so viel, daß sie davon leben können, wenn sie diesen Stand verlassen x).

Leichenbegängniß.

Wir wenden uns nunmehro zu den Leichenbegängnissen der Siamer. So bald einem Kranken der letzte Othem ausgeht, wird die Leiche in einem hölzernen Sarge verschlossen, und selbiger äußerlich lackiret, oder wohl gar vergoldet. Weil aber die siamischen Firnisse nicht so gut sind, als die chinesischen, folglich der Geruch des todten Körpers durch die Ritzen dringt: so gießt man dem Todten Queckfilber in den Mund, damit es sein Eingeweide verzehren solle. Die reichesten leget man in bleyerne Särge, und vergoldet sie gleichfalls. Hernach stellet man den Sarg aus Ehrerbiethung auf etwas erhabenes, als etwa auf ein hölzernes Bettgestelle mit Füßen, und erwartet die Ankunft des Hausherrn, im Falle er abwesend seyn sollte, oder man machet unterdessen Anstalt zur Begräbniß. Man stellet brennende Wachslichter herum, und räuchert. Mit anbrechender Nacht erscheint eine gewisse Anzahl Talapoinen, die sich an die Wand stellen, und in balischer Sprache singen. Für diese Mühe giebt man ihnen etwas zu essen. Ihre Gesänge handeln von der Tugend, und zeigen der Seele des Verstorbenen die Straße nach dem Himmel.

Einrichtung der siamischen Scheiterhaufen.

Die Anverwandten wählen eine bequeme Stelle auf dem Felde, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, welche darinnen besteht, daß sie die Leiche mit vielem Gepränge verbrennen. Besagte Stelle ist gemeiniglich nahe an einem Tempel, den der Verstorbene oder seine Vorfahren erbauet haben. Sie wird mit Bambus umzäunet, und mit allerley Zierlichkeiten aus der Baukunst angebracht, welche beynahe eben also eingerichtet sind, als die bedeckten Gänge und Cabinette in unsern Gärten. Nebst dem zieret man das Gehäge mit gemaltem oder vergoldetem Papiere, daß man wie Häuser, allerley Geräthe, zahme und wilde Thiere, ausschneidet. Mitten im Gehäge steht der Scheiterhaufen, wozu man wohlriechendes Holz nimmt, als weißen und rothen Sandel, und Adlerholz. Die größte Ehre besteht darinnen, daß man dem Scheiterhaufen eine große Höhe giebt, nicht etwa mit Aufschlichten einer großen Menge Holzes, sondern vermittelst hoher

...tränke melden. 4. Weder lügen, noch jemand ...ügen. 5. Weder Menschen noch Thiere tödten. 6. Nicht ehebrechen. 7. An Feyertagen ... 8. Die besagten Tage über nicht arbeiten ... a. d. 312 S. La Loubere bringt diese Gebothe nur auf fünf, welche meistens eben diejenigen ..., die man allenthalben in ganz Indien beobachtet. 1. Nichts tödten. 2. Nichts stehlen. 3. ... Unreinigkeit begehen. 4. Nicht lügen. 5. ... stark Getränk trinken. Ferner saget er, die ...kommenheit des Gesetzes gehöre nur für die Talapoinen allein; zwar sündige jedweder, der es übertrete, allein der Talapoinstand sey an sich selbst vollkommener. Ein Talapoin sündiget schon, wenn er über die Gasse geht, und nicht dabey in sich selbst einkehret. Er sündiget, wenn er sich in Staatsgeschäffte mischet; wenn er hustet, damit ihn eine Weibesperson ansehen solle; wenn er Lust zu einer hat; wenn er sich bebiesamet, oder allzusorgfältig aufputzet, u. s. w. a. d. 381. und 391 S.

x) Ebendas. a. d. 301 S.

Beschreibung von Siam.

hoher Gerüste, die man mit Erde überschüttet, und den Scheiterhaufen oben darauf setzet. La Loubere erzählet, man habe bey dem Leichenbegängnisse der letztverstorbenen Königinn dem Gerüste eine dermaßen erstaunliche Höhe gegeben, daß man genöthiget gewesen, den Sarg mit einer europäischen Maschine hinauf zu ziehen *y*).

Leichenzug.

Die Leiche wird unter dem Schalle vieler Instrumente weggetragen, und machet den Anfang des Zuges. Hernach folgen die Begleiter, welche aus den Anverwandten und guten Freunden des Verstorbenen, so wohl von einem als dem andern Geschlechte, bestehen, sämmtlich weiß gekleidet, und am Kopfe mit einem weißen Schleyer verhüllet sind. Fällt es möglich, den Weg zu Lande zu vermeiden: so nimmt man ihn zu Wasser. Will man den Pracht auf das höchste treiben: so trägt man große von Bambus gemachte, mit gemaltem und vergoldetem Papiere überzogene Maschinen mit, welche nicht nur Palläste, mancherley Hausgeräthe, Elephanten, und andere gewöhnliche Thiere, sondern auch gräßliche Ungeheuer vorstellen, darunter einige der menschlichen Gestalt ziemlich nahe kommen *z*).

Verbrennung der Leiche.

Der Sarg wird nicht verbrannt, sondern die Leiche nackend auf das Holz geleget. Die Talapoinen aus dem nächsten Kloster singen etwa eine Viertelstunde, gehen hernach ihres Weges, und kommen nicht wieder zum Vorscheine. Man läßt sie nicht deswegen kommen, als ob es etwa die Religion also erforderte, sondern damit die Handlung desto prächtiger lasse. Denn sie hat das gänzliche Ansehen eines feyerlichen Aufzuges, und obgleich die Anverwandten einige Klagen mit einmischen, so versichert doch Loubere, man besitze keine Klagweiber *a*). So bald die Talapoinen weg sind, so fängt man an, den Cone und Raban *b*) auf unterschiedlichen Schaubühnen zu spielen, womit der ganzen Tag zugebracht wird. Gegen Mittag stecket ein Bedienter der Talapoinen den Scheiterhaufen in den Brand, welchen man gemeiniglich nicht über zwo Stunden lang brennen läßt. Ist der Verstorbene ein Prinz von königlichem Geblüte, oder sonst ein vom Könige benannter Herr: so stecket der Monarch den Haufen selbst in Brand, doch ohne aus seinem Pallaste zu treten, sondern er läßt nur eine brennende Fackel an einem Seile, das von seinem Fenster bis an den Brennplatz aufgespannet wird, dahin fahren *c*).

Sie wird nur gebraten, und hernach begraben.

Das Feuer verzehret die Leiche niemals gänzlich, sondern bratet sie nur, ja öfters sehr schlecht. Das übrige wird wieder in den Sarg gelegt, und unter eine Pyramide, dergleichen viele um den Tempel stehen, begraben *d*). Bisweilen giebt man der Leiche Edelgesteine und andere Kostbarkeiten mit in die Erde, in Hoffnung, sie würden an einem Orte, den die Religion unverletzlich machet, in Sicherheit seyn *e*). Wer keinen Tempel noch Pyramiden hat, der verwahret die halbverbrannten Ueberbleibsel seiner Blutsfreunde zuweilen in seinem eigenen Hause.

Gräber.

Es giebt aber wenige Siamer, wenn sie anders das Vermögen dazu haben, die nicht einen Theil desselbigen auf Erbauung eines Tempels wendeten, den andern aber selbigen vergrüben *f*). Die allerärmsten lassen doch wenigstens ein Götzenbild machen, und schenken es in einen bereits gebaueten Tempel. Ist ihre Armuth so groß, daß sie ihre An-

verwan-

y) Ebendas. a. d. 372 S.

z) Es scheint, la Loubere spotte über diejenigen, die selbige für Teufelsgestalten ansehen. Man sehe Tachards erste Reise.

a) Ebendas. a. d. 374. S.

b) Siehe oben die siam. Lustbarkeiten.

c) la Loubere wie oben.

d) Diese Pyramiden heißen Pra Tschiaidi[illegible] ist, Vergnügen oder Seelenruhe. Man [illegible] keine Grabschrift darauf, und die stärksten [illegible] nicht über hundert Jahre. La Loubere a. d. [illegible] Seite.

verwandten nicht verbrennen können, so begraben sie dieselbigen mit Hülfe der Talapoinen. Doch da diese Mönche nichts umsonst thun: so legen diejenigen, welche nicht so viel Geld auftreiben können, die Leiche auf irgend einen Hügel hin, wo sie den Raubvögeln zur Speise dienet.

Beschreibung von Siam.

Zuweilen läßt ein vornehmer Siamer die längst begrabene Leiche seines Vaters wieder ausgraben, und ihr ein prächtiges Begängniß halten, im Falle das ehemalige für die gegenwärtige Würde des Sohnes zu gering gewesen war. Wir haben bereits erwähnt, daß man die Personen, welche an einer ansteckenden Krankheit sterben, unverbrannt begrabe, nach einigen Jahren aber wiederum ausgrabe, und mit dem Scheiterhaufen beehre. Die Gesetze verbiethen, die hingerichteten Missethäter zu begraben, imgleichen die todtgebohrnen Kinder, und die in Kindesnöthen verstorbenen Frauen, im Wasser ertrunkenen Personen, überhaupt alle diejenigen, welche eines unnatürlichen Todes sterben: als zum Beyspiele, die der Blitz rühret. Die Siamer halten dergleichen unglückliche Personen für Missethäter, weil nach ihrem Wahne der Unschuld niemals etwas böses wiederfährt.

Freywillige Trauer.

Die Trauer ist in Siam ohne Zwang. Jedermann hat Freyheit, dieselbige nach der Empfindung seines Herzens einzurichten. Daher sieht man mehr Eltern um ihre Kinder, als Kinder um ihre Eltern in Trauer gehen. Zuweilen ergreifen die Eltern den geistlichen Stand, wenn sie dasjenige verlieren, was sie mit der Welt verband, oder sie bescheeren einander doch wenigstens den Kopf. Denn die Augbrahmen darf niemand wegscheeren, als ein wirklicher Talapoin. Es saget kein einiger Reisender, und Loubere hat, alles Nachforschens ungeachtet, nicht die geringste Spur davon aufzutreiben vermocht, daß die Siamer ihre verstorbenen Eltern anzurufen pflegten. Nur sagen sie, sie würden durch ihre öfteren Erscheinungen beunruhiget. In einem solchen Falle legen sie nicht aus Ehrerbiethung gegen sie, sondern aus Furcht allerley Speisen an das Grab, woran sich die Thiere etwas zu gute thun, oder sie geben den Talapoinen derentwegen Allmosen, welche dagegen die Versicherung ertheilen, das Allmosengeben nähme alle Sünden weg, sowohl bey Verstorbenen, als Lebenden.

Der

e) Gleichwohl versichert Loubere, es hätten ei- e Siamer bey den Europäern nach starken Fei- gefraget, um dicke eiserne Stangen damit ent- y zu feilen, damit gewisse Steine an einem mpel, darunter Gold vergraben lag, zusammen üget waren. A. d. 377 S.

f) Einige Reisen[illegible]de geben vor, man werfe die Asche der Könige von Siam in einen Fluß. Die Peguaner kneten die Asche ihrer Könige mit Milch zusammen, und vergraben sie bey einfallender Ebbe an der Mündung ihres Flusses. Ebendas. a. d. 3[illegible] S.

Beschreibung von Siam.

Der IX Abschnitt.

Naturgeschichte von Siam.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes. Jahreszeiten. Ihre Abwechslungen und Winde. Monate, Tage und Jahre der Siamer. Haupterndte. Hülsenfrüchte. Bluhmen. Bäume und Wälder. Rinden und Baumblattpapier. Arvore de Raiz. Balonen aus einem einzigen Baumstamme. Adlerholz, wie man es findet. Säfte, damit die Siamer sich färben. Bergwerke. Alte Schachte. Neue. Untersuchungen eines französischen Arztes. Bley und Zinngruben. Calin und wie man es bereitet. Gute Steine. Stahl- und Eisengruben. Schießpulver. Wirkungen der Ueberschwemmung. Elephanten. Art, sie zu fangen. Die Siamer schreiben ihnen einen Ehrgeiz zu. Nashörner. Sehr große Vögel. Grüne Käfer, mit einem Goldblicke. Wald- und Wassertyger. Einheimische Schlangen. Fische im Menam.

Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Alle Reisebeschreibungen stimmen in diesem Stücke mit einander überein, das Königreich Siam sey schlecht angebauet. Die Gegenden, welche weit von einem Flusse liegen, sind bloße Wälder. Wo aber das Land wohl bewässert wird, wozu die jährliche Ueberschwemmung nicht wenig beyträgt, da wächst alles, was die Einwohner bauen, in reichem Ueberflusse. La Loubere schreibt diese Fruchtbarkeit hauptsächlich dem Nagel zu, den der Regen vom Gebirge abschwemmet.

Jahreszeiten.

Die Siamer zählen nur drey Jahreszeiten, nämlich den Winter, den kurzen und langen Sommer. Der erste dauert nur zween Monate, und fällt in unsern Christmonat und Hornung. Der kurze Sommer begreift die drey folgenden Monate, und der große die sieben übrigen. Es fällt demnach der siamische Winter ungefähr in eben die Zeit, als der unserige, weil das Land ebenfalls nordlich an der Linie liegt, nur aber ist er eben so warm, als bey uns der heißeste Sommer. Daher bedecken sie auch das ganze Jahr

g) Einmal, wenn sie von der Linie gegen den Wendekreis des Krebses steigt, und das anderemal, wenn sie von solchem gegen die Linie zurück kehret.

h) Zu Folge dem Osorius und Pater Maffei de motionibus aeris.

i) La Loubere bringt zum Besten der Naturkündiger und Steuerleute folgende Anmerkungen bey. Er spricht, in unsern Gewässern wechseln, wie es die Erfahrung lehret, die Winde zwar oft, doch aber nach folgender beynahe untrüglichen Regel ab, daß sie niemals aus Norden nach Süden rücken, als über Osten; noch aus Mittage gegen Mitternacht, als über die Abendseite. Gleichfalls wird der Ostwind zuvor südlich, als westlich; und der Westwind zuvor nordlich, ehe er aus dem Morgen bläst. Demnach hält der Wind seinen Umlauf am Himmel immer nach einerley Richtung, oder läuft doch wenigstens nur selten verkehrt herum, welches die Steuerleute umspringen nennen. Gleichwohl haben wir in der mittägigen Hälfte des gemäßigten Erdstriches, da wir das östlich an Africa stoßende Meer durchsegelten, bey unserer Rückreise aus Siam befunden, daß die Winde allemal verkehrt umliefen. Unterdessen gehöret freylich mehr als eine Erfahrung dazu, wofern man behaupten will, es geschähe dieses allemal. Doch dem sey wie ihm wolle, so läuft doch der Wind im siamischen Meerbusen keinesweges widersinnisch um, hingegen kömmt er das ganze Jahr über nur einmal völlig am Himmel herum, dahingegen er dieses in unsern Gewässern innerhalb wenigen Tagen, ja öfters in einem einigen thut. In Indien läuft der Wind niemals in einem einigen Tage um den ganzen Himmel herum, als nur wenn er stürmet und dieses nennt man eigentlich einen Orkan.

Im März, April und May, regieret in Siam der Südwind. Sodann überzieht sich der Himmel, es beginnet zu regnen, und im April regnet es schon sehr oft; im Brachmonate aber fast unaufhörlich, und der Wind läuft nach Westen um, das ist, er bläst zwischen Abend und Mittage. Im Heumonate, August und Herbstmonate, kömmt der Wind von Abend, oder doch beynahe, und bringt immer Regen mit. Sodann wird das Land auf neun bis zehn französische Meilen in die Breite, und bis auf hundert und funfzig Meilen nordlich über den Seebusen nach der Länge überschwemmet. Während dieser Zeit insonderheit

Jahr über, nur in der Ueberschwemmungszeit nicht, ihre Gartengewächse gegen die Sonnenhitze, gleichwie wir gegen die Winterkälte. Unterdessen dünket ihnen doch, so viel die Leibesbequemlichkeit betrifft, diese Verminderung der Wärme ein ziemlich beschwerlicher Frost zu seyn. Der kurze Sommer ist ihr Frühling. Einen Herbst haben sie nicht. Sie sollten aber statt des langen Sommers lieber zween zählen, gleichwie die Alten thun, wenn sie Indien beschreiben, indem ihnen die Sonne jährlich zweymal gerade über dem Kopfe steht *g*).

Beschreibung von Siam.

In Siam ist der Winter trocken, der Sommer hingegen regnerisch. Wie oft hat man nicht schon bemerkt, der heiße Erdstrich wäre unwohnbar, wofern nicht die Sonne allemal Gewölke und Regen mit sich brächte, und der Wind allemal von einem Pole herbliese, wenn die Sonne sich dem andern nähert. Indem also die Sonne währenden Winters im Königreiche Siam, auf der mittägigen Seite der Linie, das ist gegen den Südpol läuft: so bläst der Nordwind beständig, und erkühlet die Luft auf eine merkliche Weise. Wiederum, indem die Sonne währenden Sommers auf der nördlichen Seite der Linie, und gerade über der Siamer Kopfe fortläuft, blasen die Südwinde unaufhörlich, und verursachen ein beständiges Regenwetter, oder führen doch wenigstens Regengewölke herbey. Dieses ist die unverbrüchliche Abwechslung derjenigen Winde, welchen die Portugiesen die Benennung **Moncaos** beygeleget haben, und welche unsere Seeleute gleichfalls **Mussons** benennen *h*). Die Nordwinde lassen die Schiffe ganzer sechs Monate nicht in den Hafen zu Siam einlaufen, gleichwie hingegen die Südwinde sie ganzer sechs Monate nicht heraus lassen *i*).

Ihre Abwechselung und Winde.

Die Siamer haben in ihrer Sprache kein Wort, das so viel hieße, als Woche; doch nennen sie die Tage nach den sieben Planeten, und ihre Tage treffen mit den unserigen überein *k*). Unterdessen fängt der Tag bey ihnen ungefähr um sechs Stunden früher an, als

Monate, Tage und Jahre der Siamer.

Hälfte des Heumonates ist die Fluth so groß, sie bis über Siam, ja zuweilen bis nach Lusteigt. Hernach nimmt sie innerhalb vier und anzig Stunden wieder ab, in solcher Maaße, daß Wasser bey Bancock nicht länger als eine unde süß bleibt, ungeachtet Bancock sieben nzösische Meilen weit vom Flusse entfernet liegt. es behält gleichwohl immer noch einen etwas igen Geschmack.

Im Weinmonate bläst der Wind zwischen Abend Mitternacht, und der Regen leget sich. Im nter- und Christmonate sind die Winde nord-, hellen den Himmel auf, und scheinen das er zu erniedrigen, dergestalt, daß innerhalb ig Tagen alles Wasser, damit das Land überemmet war, in selbiges abläuft. Zu solcher verspüret man die Fluth so wenig, daß das sser im Flusse bis auf zwo oder drey Meilen ändig süß bleibt, ja zu gewissen Stunden des es bis auf eine Meile von der Rhede. Alleaber, es sey zu welcher Zeit als es wolle, ist Siam innerhalb vier und zwanzig Stunden öfter, als ein einzigesmal, Ebbe und Fluth. Jenner ist der Wind schon nach Osten umgelaufen. Im Hornunge bläst er zwischen der Morgen- und Mittagsgegend.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist dieser daß zu der Zeit, wenn der Wind westlich ist, die Ströme im Seebusen, die Schiffe mit großer Gewalt gegen die östliche, oder cambayische Küste fortreißen. Gleichergestalt scheint es, als ob die Südwinde die Fluth in den siamischen Fluß trieben, und ganzer sechs Monate bis auf eine große Weite in selbigem erhielten; gleichwie hingegen der Nordwind sie das übrige halbe Jahr beynahe gar nicht in den Fluß kommen läßt. Was hieraus folge, das erhellet von selbst. II Theil, a. d. 64 S.

k) Van heißt auf siamisch Tag. Die Namen der Tage sind: **Van Athit**, Tag der Sonne oder Sonntag; **Van Teban**, Tag des Mondes oder Montag; **Van Angkaan**, Tag des Mars oder Dienstag; **Van Put**, Tag des Mercurius, od. Mittwoche; **Van Prahaat**, Tag des Jupiters, oder Donnerstag; **Van Suc**, Tag der Venus, oder Freytag; Van Sau, Tag des Saturni, oder Sonnabend. Es sind aber diese Namen der Irrsterne aus der balischen Sprache genommen. Auf siamisch heißt die Sonne Tavan, und der Mond Doen. II Theil, a. d. 59 S.

Beschreibung von Siam.

als bey uns. Das Jahr beginnen sie mit dem Neumonde im Winter- oder Christmonate, zu Folge gewisser Regeln. Die Jahre bezeichnen sie nicht sowohl durch die Zahl, als durch gewisse ihnen beygelegte Namen, als zum Beyspiele: das Jahr des Schweins; der Schlange u. s. w. Ihre Monate schätzet man insgemein auf dreyßig Tage; und haben selbige keine andere Namen, als den ihre O dnung mitbringt; das ist, sie heißen der erste, der andere, dritte, und so weiter.

Haupterndte.

Der Reiß ist ihre vornehmste Erndte, und gesündeste Speise. Unterdessen wächst auf den Hochländern, die von der Ueberschwemmung frey sind, auch Weizen. Man bewässert selbige, entweder mit Spritzkannen, wie unsere Gärten, oder vermittelst einiger noch höher angelegten Wassersammlungen, worein man das Regenwasser leitet. Doch es mag nun diese Arbeit dem gemeinen Manne entweder zu beschwerlich oder zu kostbar fallen, so saget doch la Loubere, es baue niemand Weizen, als der König, und zwar wie es scheint, nicht sowohl weil er ein sonderlicher Liebhaber davon wäre, als zur Lust. Die im Königreiche angesessenen Franzosen, verschreiben sich Mehl von Surate. „Das Brodt, das uns der Kö„nig von Siam lieferte, fährt besagter Reisende fort, war so spröde, daß ich für meinen „Theil lieber Reiß in bloßem Wasser gekocht essen wollte. Gleichwohl versicherten mich e„nige Europäer, der siamische Weizen sey gut, und die Sprödigkeit des Brodtes müsse „vom Reißmehle herkommen, das man ohne Zweifel darunter mische, damit es nicht mi„rathen möge“.

Ackerbau.

Die Siamer gebrauchen sowohl Büffel, als Ochsen zum Ackerbaue. Sie bohren den Thiere ein Loch durch den Knorpel, welcher die Nasenlöcher scheidet, ziehen eine Schn[illegible] durch selbiges, und sodann durch einen Ring an der Spitze der Pflugdeichsel, und lenken es damit. Uebrigens ist dieses Werkzeug ihres Ackerbaues sehr angekünstelt. Es hat ke[illegible] ne Räder, besteht auch nur aus drey Stücken Holz. Eines ist lang, und stellet die Deich[illegible] sel vor; das andere ist krumm, und dienet zum Handgriffe; das dritte, kürzeste und [illegible] ste ist beynahe rechtwinkelicht an dem Handgriffe angestoßen, und trägt die Pflugschar. Alle diese vier Stücke sind nur mit ledernen Riemen an einander gebunden.

Hülsenfrüchte.

Es giebt zu Siam türkisch Korn, doch nur in den Gärten. Die Siamer koch[illegible] oder rösten die ganze Traube, ohne die Körner vorher los zu machen, und essen sie in die[illegible] sem Zustande. Auch haben sie Erbsen und andere Hülsenfrüchte; es berichten aber die Reisenden weiter nichts davon, als daß selbige den unserigen nicht gleich sähen. Gleichwo[illegible] sah Loubere ungemein schöne Pataten und Bollen (Ciboule) bey ihnen, aber keine gem[illegible] ne Zwiebeln, (oignon) Er sah auch große Rettiche, kleine Gurken, kleine und inwen[illegible] dig rothe Kürbisse, Wassermelonen, Petersilien, Balsamkraut und Sauerrampfer. Un[illegible] sere Wurzeln, auch unsere meisten Salatkräuter, sind ihnen unbekannt, obgleich zu vermuthen wäre, es müßten alle Pflanzen, welche zu Batavia wachsen, im Königreiche Siam nicht weniger gut fortkommen.

Bluhmen.

Die Tuberosen sind daselbst etwas gemeines. Nelken giebt es viele, aber wenig Rosen, und alle diese Bluhmen riechen weit nicht so stark, als in Europa. Der Jasmin ist der Sage nach so rar, daß man ihn sonst nirgend, als in des Königes Garten finde[illegible] Amaranthen und Tulipanen giebt es in größerer Menge. Aber anstatt unserer [illegible] Bluhmen, welche nicht im siamischen Lande wachsen, auch nie dahin gebracht worden sind, giebt es eine Menge andere, die dem Lande eigen sind, und mit ihrem Geruche nicht [illegible]

[illegible]

niger ergötzen, als mit ihrer Farbe und Gestalt. Einige geben nur bey der Nacht einen Geruch von sich, weil ihn die große Hitze des Tages über zerstreuet.

Beschreibung von Siam.

Bäume und Wälder.

Die weitläuftigen Wälder, damit das ganze Königreich angefüllt ist, versehen die Einwohner mit mancherley vortrefflichem Holze. Von dem Bambus und andern Bäumen, die man anderswo in Indien gleichfalls antrifft, wollen wir gar nichts erwähnen. Aber unter den Wollbäumen, damit sie überflüßig versehen sind, rühmet man sonderlich den sogenannten **Capoc**. Er trägt eine Art von Watt, die man ihrer Zartheit wegen, nicht spinnen kann, sondern statt der Pflaumfedern gebraucht. Ferner bekommen sie aus gewissen Bäumen allerley Oel, damit sie ihre Kitte vermischen, und dergestalt fetter und dauerhafter machen. Eine Mauer, welche damit beworfen wird, sieht weißer aus, und glänzt beynahe eben so sehr, als Marmor. Ein daraus bereitetes Gefäß hält das Wasser weit besser, als ein thönernes. Ihr Mörtel ist gleichfalls besser, als der unserige, indem sie gewisse Baumrinden, auch Büffel- oder Ochsenhäute in dem Wasser abkochen, damit sie denselben anrühren, ja sie mischen sogar Zucker darunter. In ihren Wäldern wachsen sehr viele dergleichen Bäume, woraus derjenige Gummi fließt, davon man in China und Japon den trefflichen Fürniß bereitet: allein die Siamer wissen nicht damit umzugehen.

Rinden- und Baumblattpapier.

Sie machen Papier, nicht nur aus Cattunlappen, sondern auch von der Rinde eines Baumes, den sie **Ton Coe** nennen. Die Rinde wird eben also gestoßen, wie die Lappen. Obgleich ihr Papier die Weiße des unserigen nicht hat: so schreiben sie doch mit chinesischer Tusch darauf. Zuweilen färben sie es schwarz, und schreiben mit einer Gattung von Kreide darauf, welche eigentlich ein an der Sonne getrockneter Thon ist. Sie schreiben auch mit einem Griffel auf die Blätter eines gewissen Baumes, welcher dem Palmbaume sehr gleicht, und **Tan** heißt. Die Blätter nennet man **Barlan**, und schneidet sie in lange [illegible] sehr schmahle vierseitige Stücke. Auf dergleichen Tafeln schreibt man die Gebethe, welche die Talapoinen in ihren Tempeln hersagen.

Arvore de Raiz.

Es giebt vielerley ganz ungemein schönes Holz, nicht nur zum Häuser- und Schiffbaue, sondern auch zu Bildschnitzer- und Tischlerarbeit. Es giebt leichtes und sehr schweres; einiges ist leicht zu spalten, das andere spaltet gar nicht, man mag Keile aufsetzen, wie man will. Dieses letztere, welches die Europäer Marienholz nennen, ist das allerbeste zu Krummstücken in die Schiffe. Der Baum, den die Portugiesen **Arvore de Raiz** und die Siamer **Copai** nennen, hat diese Eigenschaft mit dem africanischen **Peletuvier** gemein, daß an seinen Aesten eine Menge dünne Fasern herab hängt, welche Wurzel fassen, und zu eben so viel neuen Stämmen werden. Dergestalt entsteht aus dieser beständig anwachsenden Menge von Stämmen, gleichsam ein Irrgarten, indem sie sämmtlich, vermittelst der Aeste, aus deren Fasern sie entsprossen sind, an einander hängen.

Balonen aus einem einzigen Baumstamme.

Es giebt in Siam dermaßen hohe und gerade Bäume, daß ein einziger schon hinreicht, einen Balon von sechzehn bis zwanzig Klafter lang, daraus zu zimmern. Man höhlet den Stamm aus, erweitert ihn mit Hülfe des Feuers, und machet ihm höhere Seitenwände, das ist, man setzet ein Brett von gleicher Länge darauf. An beyden Enden wird ein sehr hohes und etwas auswärtsgebogenes Hinter- und Vördertheil angestoßen, welches zuweilen vergoldet, auch mit Schnitzwerke und eingelegter Arbeit von Perlmutter gezieret wird.

La Loubere versichert, es sey unter so vielen Gattungen von Bäumen, die man in Siam findet, nicht eine einige, die uns in Europa bekannt wäre. Maulbeerbäume kommen

Beschreibung von Siam.

men nicht fort; folglich haben sie keine Seidenwürmer im Lande. Flachs haben sie nicht; die Indianer achten ihn überhaupt wenig; denn sie halten die Baumwolle, die bey ihnen überflüßig wächst, für schöner und gesünder, weil das daraus gewebte Zeug, wenn man darinnen schwitzet, nicht kalt wird, wie die Leinwand.

Adlerholz, wie man es findet.

Das Adler- oder Aloeholz, ist in Siam nichts seltenes, und wird für besser geachtet, als das von jedwedem andern Lande, obgleich es dem Calambaholze aus Cochinchina bey weitem nicht gleicht. La Loubere erzähler, man finde es nur stückweise; indem es bloße Trümmer von einem gewissen verfaulten Holze wären. Es faulet aber nicht jedweder Baum von derselben Gattung auf eine so angenehme Weise, ja indem diese Fäulung eben so wenig an einerley Theilen des Baumes vorgeht, so fällt es ziemlich schwer, dergleichen Holz in den siamischen Wäldern aufzusuchen *l*).

Säfte, damit die Siamer sich färben.

Der Thee, davon die Siamer viel Wesens machen, kömmt aus China, der Caffee aus Arabien, und die Chocolate aus Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln, dahin sie von den Spaniern aus Westindien gebracht wird. Arecka hingegen, und Betel wird dermaßen häufig im Lande gebauet, daß niemand besorgen darf, es möchte ihm an einer Sache fehlen, welche durch die lange Gewohnheit den Indianern unentbehrlich geworden ist. Weil der darunter gemischte rothe Kalch die Zähne und Lippen nicht nur roth, sondern auch wenn er lange darauf liegen bleibt, die erstern allmählich schwarz färbet, die Siamer aber große Liebhaber der Reinlichkeit seyn wollen: so kommen sie dieser Schwärze mit dem Safte gewisser Wurzeln und geviertheilter sauerer Citronen zu Hülfe, indem sie dieselbigen eine Zeitlang unter den Backen und Lippen im Munde halten. Weil sie auch gewohnt sind, den kleinen Fingernagel roth zu färben: so beschaben sie ihn erst, und bestreichen ihn hernach mit einem gewissen Safte, den sie aus Reiß mit Citronsafte gerieben, und aus einigen Baumblättern machen. Besagter Baum gleicht übrigens dem Granatenbaume ganz vollkommen, trägt aber nicht die geringste Frucht.

Früchte.

Alle indianische Obstbäume kommen in Siam sehr wohl fort, und lassen es den Einwohnern an keinerley Gattung Früchten fehlen. Es ist aber Geruch und Geschmack bey [illegible] dermaßen stark, daß man sie nicht für köstlich hält, bis man sich daran gewöhnet [illegible] gleichwie man im Gegentheile die europäischen hernach für ungeschmackt und [illegible] hält *m*). La Loubere saget bey Beschreibung der siamischen Früchte, wir kennen keine einige davon, als Citronen, Pommeranzen und Granatäpfel. Ja es sähe nicht einmal ihre beste Feigenart der unserigen gleich. Nach seinem Berichte sind sie nicht so gut, als unsere; übrigens gleichen sie an Größe und Gestalt einer Blutwurst. Ihr Mark ist weich wie Brey, und hat keine kleine harte Körnerchen in sich, wie die unserigen, wenn sie etwas trocken sind. Eben so wenig sind auch die siamischen Melonen rechte Melonen. Aber an dem siamischen Zucker, welcher in dem schönsten Rohre von der Welt, und in größter Menge wächst, findet besagter Schriftsteller nichts, als die schlechte Zubereitung auszusetzen. Die Morgenländer haben sonst keinen geläuterten Zucker, als den Zuckercand *n*). Man hat einige Weinstöcke in des Königes von Siam Gärten gepflanzet, sie trugen aber wenige und sehr schlechte Trauben; die Beeren waren klein, und schmackten den Franzosen bitter *o*).

Im

l) Ebendas. I Theil, a. d. 97 S.

m) Ebendas. a. d. 69 S. Man sehe die allgemeine Naturgeschichte von Indien.

n) La Loubere I Theil a. d. 71 S.

Beschreibung von Siam.

Bergwerke.

In ganz Ostindien ist kein Land wegen der Bergwerke ber[illegible], als [illegible] Königreich Siam. Aus der überall befindlichen Menge Götzenbilder [illegible], ist in der That nicht anders zu schließen, als es müßten selbige vo[illegible] [illegible]bauet worden seyn, als heute zu Tage. Ja, man glaubet sogar, die Siamer [illegible] [illegible]staunliche Menge Goldes, damit der Aberglaube so gar den Dachstuhl [illegible] [illegible]täfel ihrer Tempel ausgeschmücket hat, aus ihren Bergwerken geholet. Man entdecket zum östern eingegangene Schachten und zerfallene Schmelzöfen, welche vermuthlich in den ehemaligen Unruhen mit Pegu in Abnahme gerathen sind.

Alte Schachte

Gleichwohl haben die letztern Könige keine einzige Gold- oder Silberader finden können, welche die aufgewendeten Unkosten ersetzet hätte. Derjenige, welcher bey Ankunft der französischen Gesandtschaft regieret, ließ durch einige Europäer einschlagen, und brauchte absonderlich einen aus Mexico gekommenen Spanier dazu. Dieser Mann befand sich ungemein wohl dabey, daß er die Geldbegierde des Königes ganzer zwanzig Jahre lang, das ist, bis an seinen Tod mit den prächtigsten Versprechungen kitzelte. Es kam aber nichts anders heraus, als daß er einige ziemlich arme Kupfererzte entdeckte, welche jedoch etwas weniges Gold und Silber bey sich führeten. Fünfhundert Pfund Erzt hielten kaum zwey Loth Metall; und zum Unglücke verstunden weder er selbst, noch die Siamer, wie man es scheiden müsse. Damit aber dieses vermischte We[illegible] desto kostbarer würde: so ließ ihm der König von Siam noch mehr Gold beysetzen. Dieses nun ist das in allen Reisebeschreibungen also genennete Tambac. Man giebt vor, in [illegible] Insel Borneo bringe die Natur dergleichen und zwar sehr kostbares hervor. Doch sein wahrer Werth besteht bloß in dem darunter gemischten Golde.

Neue.

Untersuchungen eines französischen Arztes.

La Loubere brachte einen Arzt aus Provence, Namens Vincent, mit sich aus Siam zurück, welcher Willens gewesen war, aus Frankreich nach Persien zu reisen, aber durch [illegible] Gerücht von der ersten Reise der Franzosen nach Siam, in dieses letztere Reich gelo[illegible] [illegible] wurde. Weil er die Mathematik und Chymie verstund: so wurden ihm die Bergwerke vertrauet. Aus seinem Beyspiele lerneten die Siamer ihr Verfahren einigermaßen verbessern. Er zeigte ihnen auf dem Gipfel eines Berges, eine vor Alters angebauet gewe[illegible] [illegible] Grube, von recht gutem Stahle. Ferner entdeckte e[illegible] Crystallgrube, eine von [illegible]spießglase, eine von Smergel, und verschiedene andere, nebst einem weißen Marmor[illegible]che. Doch verschwieg er ihnen eine Goldader, die er ganz allein fand, für sehr reich [illegible], aber die Zeit nicht hatte, eine Probe damit zu machen. Er wurde von vielen Siamern [illegible] zwar meistentheils Talapoinen in geh[illegible]m wegen des Reinigens und Scheidens der Me[illegible] [illegible] um Rath gefraget. Sie brachten ihm Silberstufen; aus einigen bekam er ziemlich fein Silber, aus andern eine Mischung von allerley Metallen p).

Bley- und Zinngruben.

Was Bley und Zinn betrifft, so bauen die Siamer dergleichen Gruben schon seit lan[illegible] Zeit, und ziehen einen ansehnlichen Vortheil daraus. Ihr Zinn, das die Portugiesen [illegible]in nennen, wird durch ganz Indien verführet. Es ist weich, schlecht gereiniget, und [illegible] einem Worte also beschaffen, wie man es an den gemeinen Theebüchsen, die wir aus [illegible] Morgenlande bekommen, sieht. Damit es aber desto härter und heller werden möge, [illegible] wie es an den schönsten Theebüchsen wirklich ist: so mischen sie Gallmey darunter, [illegible]ist, einen gewissen mineralischen Stein, welcher leicht zu pülvern ist, auch das Kupfer gelb

Calin, und wie man es bereitet.

[illegible] A. d. 60 S.

p) A. d. 30 S. Herr Vincent war mit dem Bischofe von Babylon nach Persien gegangen.

Beschreibung von Siam.

gelb machet, wenn man ihn darunter mischet. Nur machet er auch sowohl das Kupfer als das Zinn gebrechlicher und spröder. Wenn das Zinn mit Gallmey versetzt worden; so bekömmt es den Namen **Tutenague**.

Man hat nicht weit von Luvo einen Magnetberg entdeckt. Noch ein anderer steht bey der Stadt **Jonsalam**, welche auf einer Insel am bengalischen Meerbusen liegt. Der Canal zwischen besagter Insel und der siamischen Küste ist so schmal, daß man einander zu-rufen kann. Es behält aber der jonsalamische Magnet seine Kraft nur drey bis vier Mo-nate q).

Gute Steine.

Es giebt im siamischen Gebirge sehr schöne Agathsteine. Einige Talapoinen, welche dergleichen aufsuchten, zeigten dem Vincent einige Saphire und Diamanten, aus den Sia-mergruben. Dem Loubere wurde für gewiß gesaget, es hätten einige Personen ihre gefun-denen Diamanten den Beamten des Königes gebracht, aber keine Belohnung dafür bekom-men, und aus Verdrusse sich in das Peguanische begeben.

Stahl- und Eisengruben.

Die Stadt **Campeng-per** ist bereits erwähntermaßen wegen ihrer Stahlgruben be-rühmt, liefert auch in der That so viel, daß man alle Messer, Waffen und andere Werk-zeuge, die man im Lande brauchet, daraus machen kann. Die siamischen Messer werden für kein Gewehr gehalten, wiewohl man sich im Nothfalle damit wehren kann; denn die Klinge ist einen Schuh lang, und drey bis vier Finger breit. Eisengruben giebt es we-nig in Siam, die Einwohner verstehen sich auch nicht sonderlich darauf, es zu schmieden. Aus dieser Ursache führen ihre Galeeren nur hölzerne Anker, woran große Steine hängen. Sie haben keine Steck- noch Nehnadeln, keine Scheeren, Nägel noch Schlösser. Unge-achtet ihre Häuser nur von Holze sind, so gebrauchen sie doch bey dem Baue keine Nägel. Jedweder machet sich selbst Stecknadeln von Bambus, wie man ehemals in Frankre[ich] Dornen dazu gebrauchte. Ihre Thürschlösser kommen aus Japan; einige sind von Eisen und vortrefflich gut, andere von Kupfer, und meistens wenig nütze.

Schießpulver.

Man machet in Siam auch Schießpulver; allein es ist ebenfalls sehr schlecht. Dem ungeachtet verkaufet der König sehr vieles an Ausländer. Die Schuld, warum es nic[ht] besser gerathe, schiebt man auf den Salpeter, welcher aus Felsenhöhlen geholet wird, [w]o er sich von dem Miste der Fledermäuse ansetzet, als welche in ganz Indien sehr häufig [und] von außerordentlicher Größe sind.

Was die Ueberschwemmung wirke.

Die jährliche Ueberschwemmung tödtet zwar den größten Theil des Ungeziefers: sie [hilft] aber auch dazu, daß neue und größere Schwärme entstehen, sobald nur das Wasser zu [ver]laufen beginnet. Die **Maringuinen** oder **Moskitten** stechen in Siam dermaßen [hef]tig, daß die dicksten ledernen Strümpfe nicht im Stande sind, die Beine gegen ihre Sti[che] zu verwahren. Ein gewisser Reisender bemerket, es lehre die Natur die siamischen Th[iere], wie sie der Ueberschwemmung entgehen sollen. Diejenigen Vögel, welche in Europa [nie]drig nisten, als zum Beyspiele, die Rebhüner und Tauben, halten sich in Siam nirg[end] lieber auf, als auf Bäumen. Aus dem Tachard ist bereits bekannt, daß die Ameisen [ih]re Klugheit verdoppeln, und ihre Wohnungen und Vorrathshäuser auf die Bäume verleg[en].

Un[…]

q) In der oben angeführten zweyten Reise des Tachards, sind die Versuche zu lesen, welche Mathematikverständige Jesuiten, nahe bey einem Magnetberge, den sie besichtigten, angestellet hab[en].

r) In Tachards beyden Reisen, sind viele m[erk]würdige Umstände, die Zahl und den Nut[…]

Beschreibung von Siam.

Elephanten.

Unter den Thieren gebühret dem Elephanten unstreitig die erste Stelle, indem die Natur demselbigen nicht nur vermittelst der Leibesgröße, sondern auch durch so viele andere wunderbare Eigenschaften den Rang eingeräumet hat. Doch hiervon ist in der Beschreibung von Africa nach der Länge geredet worden; wir bemerken also nur dieses, daß nach dem einhälligen Zeugnisse aller Reisenden, kein Land so viel Elephanten hervorbringe, so viel Nutzen von ihnen habe, und ihnen so viel Ehre erzeige, als Siam r). Die Siamer reden mit einem Elephanten wie mit einem Menschen. Sie glauben, er habe völlige Vernunft, und der einzige Vorzug, den ein Mensch nach ihrer Meynung über ihn hat, ist die Sprache s). Vorjetzo wird es genug seyn, wenn wir nur aus des Loubere Berichte, welcher alles selbst mit ansah, die Weise beschreiben, wie sie die Elephanten fangen. Weil die siamischen Wälder mit Elephanten ganz angefüllet sind: so besteht die ganze Schwierigkeit nur an einem zu der Falle, darein man sie locken will, bequemen Orte.

Wie man sie in Siam fängt.

Man verfertiget eine Art von Laufgräben, indem man die Erde auf beyden Seiten beynahe völlig bleyrecht, und so hoch aufwirft, daß man ohne Gefahr darauf herumgehen, und zusehen kann. Im Graben selbst wird eine doppelte Reihe Pfähle eingesetzt, welche etwa zehn Schuhe hoch sind, dabey aber so dick, daß sie der Gewalt eines Elephanten widerstehen können, und so nahe beysammen, daß nur ein Mann zwischen ihnen durchkommen kann. Hierauf läßt man einige zu dieser Jagd abgerichtete Elephantenweibchen, in der Gegend um den Graben ganz frey auf der Weide gehen. Ihre Führer bedecken sich mit Laube, damit die wilden Elephanten sich nicht scheuen. Die Weibchen selbst sind so listig, daß sie die Wilden durch ihr Geschreyn herbey locken. Sobald einer kömmt, führen sie ihn nach dem Graben, dahin er auch ohne Bedenken mitgeht. Aus solchem gelanget er in einen engen Gang, welcher gleichfalls mit dicken Baumstämmen eingefasset ist. Sobald der wilde Elephant in diesen Gang tritt, ist er gefangen; denn die Thüre, dadurch er hinein tritt, und die er mit seinem Rüssel aufstößt, fällt durch ihr eigenes Gewicht hinter ihm zu, und die zwente Thüre, dadurch er von rechtswegen heraus gehen sollte, ist verschlossen. Ueberdieses ist der Platz so enge, daß er sich nicht völlig umwenden kann. Die ganze Schwierigkeit besteht folglich nur darinnen, wie man ihn in besagten Gang bringe. Zu diesem Ende machen sich viele Kerle zwischen den dicken Pfählen, dahinter sie verborgen stunden, in den Graben hinein, und reizen das Thier mit großem Eifer. Sobald es auf einen losgeht, wischet selbiger zwischen den Pfählen davon, und verbirgt sich hinter ihnen. Der Elephant suchet ihn mit dem Rüssel zu erreichen, und stößt mit den Zähnen gegen die Pfähle, aber vergeblich; ja er bricht an den Pfählen öfters ein Stück von den Zähnen ab. Indem er nun seinen Grimm an diesem oder jenem seiner Verfolger auslassen will: so werfen die andern gewisse Schlingen, davon sie ein Ende in der Hand behalten, mit solcher Geschicklichkeit nach ihm, daß er sich beynahe allemal mit einem Hinterfuße darein verwickelt. Besagte Schlingen sind dicke Seile, davon man ein Ende wie eine verlohrne Schleife durch das andere stecket. Dergleichen Schlingen hat der Elephant an jedem Hinterfuße, öfters sehr viele, und schleifet die Enden hinter sich her. Denn so bald die Schlinge am Fuße zugezogen ist, läßt man das Ende fahren, weil man sonst von dem gewaltigen Thiere

...hanten betreffend angeführet. Eben daselbst ...uch zu lesen, was zum weißen Elephanten ge- ... La Loubere bringt im I Theile, a. d. 198 u. f. S. viele Beyspiele von ihrer Geschicklichkeit bey.

s) Ebendas.

Beschreibung von Siam.

re mit fortgeschleppet würde. Je zorniger es wird, desto weniger kehret es sich an die Weibchen. Damit man es aber endlich aus dem umpfählten Gange wegbringe: so setzet sich ein Kerl auf ein anderes Weibchen, und reutet etliche mal durch den engen Gang. So oft besagtes Weibchen durch selbigen geht, locket es die andern durch einen derben Schlag mit seinem Rüssel auf die Erde, zu sich. Endlich folgen ihm die andern Weibchen. Der wilde Elephant wird nun nicht mehr gereizet, es vergeht ihm also der Zorn bald wieder; hingegen aber bekömmt er Lust, den Weibchen nach zugehen. Er stößt also mit seinem Rüssel die Thüre auf, wo er sie hinein gehen sah, und geht gleichfalls hinein: allein er findet sie nicht mehr, weil man sie bereits zur andern Thüre hinaus geführet hat. Sobald er darinnen ist, gießt man ihm einige Eimer Wasser auf den Leib, um ihn zu erfrischen, und bindet ihn zugleich vermittelst der Schlingenenden, die er hinter sich her schleppet, mit unglaublicher Hurtigkeit an die Pfähle vom Gange fest; hernach läßt man ein anderes zahmes Männchen rückwärts durch eine andere Thüre zu ihm hinein gehen, und bindet sie beyde bey den Hälsen an einander, dagegen aber machet man ihn von den Pfählen los, damit er dem zahmen Elephanten folgen könne, wiewohl ihn dieser gleichsam mehr schleppet, als führet. Beym Ausgange kömmt er zwischen zween andern Elephanten, die an beyden Seiten der Thüre auf ihn warten, und ihn mit Beyhülfe des vorigen dritten nach einem in der Nähe befindlichen Nothstalle bringen, wo er mit dem Halse an einem eingerammeten dicken Pfahle fest angebunden wird. Hier läßt man ihn vier und zwanzig Stunden also stehen, und führet unterdein[illegible]

t) Ebendas. a. d. 134 und folgenden S.

u) Ebendas.

x) Er beschreibt sie folgender Gestalt. „Dieses wilde und grimmige Thier ist an Höhe einem „großen Esel gleich. Es würde auch selbigem am „Kopfe ungefähr ähnlich sehen, wofern es nicht „ein Horn von etwa einer Spanne lang auf der „Nase hätte. Jedweder Fuß theilet sich gleichsam „in fünf Zähen, es hat aber jedwede die Größe „und Gestalt eines Eselsfußes. Die Haut ist braun, „häßlich anzusehen, und gegen eine Flintenkugel „sicher. Sie hängt dem Thiere auf beyden Sei„ten fast bis an die Erde herab; bläst sich aber auf, „wenn das Thier zornig wird, und machet es so „dick, als einen Stier. Es ist schwer zu tödten, „und gefährlich anzutasten. Weil es morastige „Orte liebet: so geben die Jäger Acht, wenn es „sich dahin begiebt, verstecken sich unterhalb des „Windes ins Gebüsche, und lauren darauf, bis „es sich entweder um schlafens, oder herumwäl„zenswillen niederleget: hernach schießen sie es na„he an den Ohren, als an dem einigen Orte, wo „man es tödtlich verletzen kann. Es hat die Ei„genschaft, daß es alles durch den Geruch inne „wird. Uebrigens sind alle Theile seines Leibes „zur Arzeney dienlich. Insonderheit ist sein Horn „ein bewährtes Mittel gegen alle Arten des Gif„tes. Es wird zuweilen wohl um hundert Thaler „verkauft. Das Nashornfleisch ißt man. Das „Blut hat nicht weniger seinen Nutzen; man fängt „es auf, und bereitet ein Arzeneymittel gegen „Brustbeschwerung und andere Krankheiten, da[illegible] „aus". Gervaise Hist. de Siam a. d. 33 u. 34 S. Das Nashorn, welches wir 1648 zu Paris sahen, war in seinem gewohnlichen Zustande weit größer, als ein Ochs.

y) Weder Gervaise noch Loubere nennen diesen Vogel; es ist aber vermuthlich eben derjenige, von welchem der Pater Tachard in seinem zweyten Reisebuche redet. Den Naturforschern zu Liebe, wollen wir seinen Bericht hier anfügen.

„Als wir nach dem Magnetberge reiseten, schoß „der Herr de la Mare einen dergleichen großen „Vogel: den des Herzoges von Orleans Leute „grand Gosier, die Siamer hingegen Noktho „nennen. Wir zergliederten ihn, so viel Zeit und „Ort es erlaubten. Er war von mittelmäßiger „Größe. Seine größte Breite mit ausgespannten „Flügeln, betrug achtehalb Fuß. Seine Länge von „der Spitze des Schnabels, bis an die Klauen, „betrug vier Schuhe zehn Zolle. Der obere Theil „des Schnabels war vierzehn Zolle vier Linien lang. „Die Seiten desselbigen waren zugerundet und „scharf. Inwendig hatte er drey Rinnenförmi„ge Aushohlungen, darunter die mittelste die [illegible] „ste war, und in eine sehr zarte und am Ende ge„bogene Spitze, welche zugleich auch die Spitze „des Schnabels war, zulief. Der untere Theil [illegible]

unterdessen etliche mal zwey oder drey zahme Elephanten zu ihm, die ihm Gesellschaft leisten. Von diesem Orte läßt er sich ohne sonderliches Widersetzen nach dem für ihn bereiteten Stalle führen. Man sagte dem Verfasser für ganz gewiß, die allerwildesten bequemeten sich schon innerhalb acht Tagen zum Gehorsame, und verlangten keinen Widerstand mehr zu thun *t*).

Beschreibung von Siam.

Die Siamer geben vor, ein Elephant liebe den Pracht; es gefalle ihm wohl, wenn er viele Kerle um sich habe, die ihn bedienen, und viele Weibchen, die er gern sieht; indem sie zu dem Hauptwerke ihrer Freundlichkeit keine Lust haben, als wenn sie im Walde und in ihrer völligen Freyheit sind. Wenn es ihm an dieser Herrlichkeit fehle: so ziehe er sich seinen Zustand zu Gemüthe, und man könne ihn, im Falle er etwas großes verbreche, nicht empfindlicher strafen, als wenn man ihm einen Theil seiner Bedienten und seine Geliebten wegnimmt, das ist mit einem Worte, wenn man ihn geringer hält, als er es bisher gewohnt gewesen. La Loubere erzählet, es habe ein Elephant, der auf diese Weise gestrafet wurde, Gelegenheit gefunden, sich los zu machen, wäre wieder nach dem Pallaste gegangen, daraus man ihn verwiesen hatte, habe seinen alten Stall in Besitz genommen, und den an seine Statt dahingestellten Elephanten umgebracht *u*).

Die Siamer schreiben den Elephanten einen Ehrgeiz zu.

Nashörner muß es in den siamischen Wäldern gleichfalls nicht wenig geben, weil Gervaise versichert, es würden sehr viele an die benachbarten Völker verkaufet *x*).

Nashörner.

Unter einigen andern Thieren, welche dem Königreiche Siam eigen zu seyn scheinen, bewundert Gervaise insonderheit gewisse Vögel *y*), die er größer als Straußen beschreibt, und

Sehr große Vögel.

des Schnabels, woran der Sack hing, war vier Linien kürzer, als der obere, und konnte sich ausbreiten, so wie es die Nothdurft des Thieres erforderte, den daran hängenden Sack auszudehnen, oder zusammen zu ziehen. Dieser Sack war eine fleischigte mit einer Menge kleiner Adern durchflochtene Haut, und wenn man sie völlig auszog, bis zwey und zwanzig Zolle lang. Die Siamer machen Saiten für ihre Instrumente daraus. Die größte Oeffnung des Schnabels betrug anderthalb Schuhe. Der Fuß war graulicht, übrigens einem Gänsefuße gleich, und acht Zolle breit, das Bein war vier Zolle hoch. Am Halse waren die Federn weiß, kurz und sanft; auf dem Rücken, bald grau, bald röthlich. Auf den Flügeln war grau und weiß in schöner Ordnung durch einander gemischet. Die Schwungfedern am Ende der Flügel waren schwarz. Der Bauch war weiß. Unter dem Kropfe stunden Bauche von sehr schönem weißgrau. Unter den großen Federn stunden Pflaumfedern, welche zwar dichter, aber weit gröber waren, als an einem Wasserraben.

„Bey der Zerschneidung, fand man unter der fleischigen Haut, einige sehr zarte Häutchen, welche den ganzen Leib umhülleten, sich auf allerley Weise falteten, und dergestalt verschiedene sehr an ähnliche Säcke oder Höhlungen machten, absonderlich zwischen den Schenkeln und dem Bauche, „zwischen den Flügeln und den Rippen, und unter dem Kropfe. Einige waren so groß, daß „man wohl zween Finger hinein legen konnte. Diese großen Säcke theileten sich in kleinere Gänge, „diese wiederum in andere, und endlich wurde eine unendliche Menge kleine Aestchen ohne Ausgang daraus, die man nicht anders, als durch „das Aufblasen erkennen konnte. Es war also „nicht zu verwundern, daß der Leib dieses Vogels, „wenn man ihn drückte, ein sachtes Geräusch hören ließ, dergleichen man bey dem Drücken der „häutigen Theile eines Thieres vernimmt, das „man aufgeblasen hat, um ihm die Haut desto leichter „abzuziehen. Die Absicht dieser Gänge war ohne „Zweifel, die Luft, welche sie aus der Lunge bekamen, überall hinzuführen, indem sowohl durch „das Fühlen mit der Raumnadel, als durch das „Aufblasen ihr Zusammenhang mit der Lunge deutlich genug erhellete. Dieses Vertheilen der Luft „in alle Glieder des Leibes, verringerte die Schwere des Thieres, und machte es desto geschickter zu „schwimmen, indem jedes Luftgefäße an seinem „Orte beynahe eben die Dienste verrichtete, als „die bey dem größten Theile der Fische vorhandenen „Luftblasen. Ja, indem diese Häute mit der Lunge so genau verknüpft waren, so hielten wir für „wahrscheinlich, sie möchten die Lunge selbst seyn, „die sich dergestalt durch den ganzen Leib austheile. „Unter besagten Häuten, fand sich auf einer Sei-

„te

Beschreibung von Siam.

und ihren Schnabel zween Schuhe lang machet. Es giebt daselbst Käfer, von vortrefflich schöner grüner mit Golde spielender Farbe, sie leuchten bey der Nacht weit heller, als unsere Johanniswürmchen, und legen Eyer in der Größe einer Erbse. Affen giebt es am Ufer der Flüsse in gewaltiger Menge, welche einem vorbey Reisenden durch ihr Affenspiel allerley Lust machen, nur muß man sich bey dem Zuschauen nicht allzulange verweilen, damit man nicht etwa einem Tieger unversehens in die Klauen falle. Es giebt zweyerley Gattungen derselbigen; eine lebet im Walde, hat die Größe eines Esels, und ist ungemein grimmig; die andern nennet man Wassertieger, und fangen sie die Hühner weg. An Größe gleichen sie einem gemeinen Hunde z).

Grüne Käfer mit einem Goldblicke.

Wald = und Wassertieger.

Siamische Schlangen.

Die Vermischung der Wärme mit der Feuchtigkeit, bringt in Siam Schlangen von erstaunlicher Größe hervor. Es ist im geringsten nichts seltenes, wenn man eine sieht, die zwanzig Schuhe in die Länge, und mehr als anderthalb im Durchschnitte hat. Allein, die größesten sind deswegen nicht auch die giftigsten. Im Gegentheile redet Gervaise mit Entsetzen von einer kleinen Art, die nicht viel länger, als ein halber Schuh, und nicht so dick als ein Finger ist: aber ein durchdringendes Gift besitzt, und wegen ihrer wenigen Größe sich überall einschleicht. Besagter Schriftsteller hat im Königreiche Siam Schlangen von allen Farben, gleichwie auch allerley Gattungen Scorpionen gesehen. Eine darunter, gleicht an Größe einem großen Krebse, und hat schwarzgraue Borsten, die sich steif aufrichten, wenn jemand dem Thiere zu nahe kömmt. Noch erwähnet er zweyer andern höchstgefährlichen Ungezieser Gattungen; eine davon hat hundert Füße, und ihr Gift ist wenigstens eben so gefährlich, als eines Scorpions; dieses Thier ist einen Schuh lang und schwarz: die zweyte Gattung ist noch ärger, und heißt Tocquet, darum weil sie des Nachts zu gewissen Stunden einen Laut von sich giebt, welcher besagtes Wort vorstellet. Es gleicht an Gestalt einer Eidechse, hat einen breiten flachen Kopf, und allerley lebhafte Farben auf der Haut. Es klettert Tag und Nacht auf den Dächern herum, und fängt die Ratten weg. Sein Biß ist tödtlich, wofern man das verletzte Glied nicht so gleich wegschneidet. Doch das beste ist, daß es niemand anzufallen verlanget a).

Fische im Menam.

Unter den Fischen, welche dem großen Strome in Siam eigen sind, ist der von den Europäern also genannte **Caboſch**, der bekannteste; er wird auch von den benachbarten Völkern

„te wie auf der andern zween Finger hoch blutiges, „und dem Wildpräte ähnliches Fleisch. Die Brust „bestund aus zween sehr breiten Beinen, die am „Brustknochen hingen und ein sehr festes Gewölbe „machten; ferner aus zwey Beinen, welche die „Stelle der Schlüsselbeine versahen, und worauf „das Gewölbe ruhet, und die damit verbundenen „Rippen konnte man für die Bogen desselben an„sehen. Dieses Knochengewölbe hatte seine Ueber„kleidungen sowohl als das Gehirn, worinnen die „durchlaufenden Höhlen (Sinus) verschiedene Irr„gänge machten. Sogar die Knochen hatten ihre „Höhlen. Die Luftröhre theilete sich unmittelbar „auf dem untersten Theile des Herzens in zween „Aeste, welche mit der Hauptröhre einen rechten „Winkel machten. An ihrer Wurzel waren sie „etwas flach, wurden aber hernach ziemlich weit, „ehe sie in die Lunge traten. Die Substanz der „Lunge war ziemlich fest, und voll eyrunder Höh„len. Die Gedärme hatten eine Länge von zehn„tehalb Schuhe, und lagen geschlungen über ein„ander. Der Magen war ein weiter und gerader „der Darm, nur hatte er nahe bey der untern „Oeffnung einen kleinen Sack. Zwey Zoll unter„halb seiner untern Oeffnung war der zweyte Ma„gen im Zwölffingerdarme. Der Mastdarm war „vier Zoll lang, der daran stoßende blinde aber „war doppelt, bog sich zur rechten und linken, „schloß sich sodann an den Grimmdarm, und „machte dergestalt gleichsam einen Dreyzack. Die „Länge eines jeden blinden Darms betrug zween „Zolle: des Magens beynahe zehn Zolle. Man fand „zweene Fische darinnen, welche der Vogel ver„schlungen hatte. Eine ausgestreckte Hand konnte „sehr bequem hinein fahren“. Tachards zweyte Reis.

Völkern sehr gesuchet, also, daß man starken Handel damit treibt. Selbst die Holländer führen ihn in großer Menge nach Batavia, und essen ihn, wie Gervaise vorgiebt, statt der westphälischen Schinken *b*). Er ist anderthalb Schuh lang, und zehn bis zwölf Zoll dick. Sein Kopf ist etwas flach, und beynahe viereckicht. Es giebt zweyerley Gattungen, eine aschgraue, und eine schwarze, welche die beste ist. Die Fische in besagtem Strome sehen den unserigen überhaupt wenig gleich, schmäcken auch viel besser *c*). Unterdessen giebt es auch einige sehr schädliche, benebst einer großen Menge ungeheuerer Crocodille, welche Menschen und Thiere zerreißen. Es sterben öfters Leute plötzlich dahin, bloß an dem Bisse des kleinen im Menam befindlichen Ungeziefers. Dasjenige, welches an Gestalt einer Kröte gleicht, bläst sich aus Grimme auf, wenn man es am Bauche berühret, und wird so hart als ein Stein. Es wehret sich verzweifelt, wenn man es antastet, und schneidet mit seinen Flossen alles weg, was es erreichet.

Beschreibung von Siam.

Der X Abschnitt.

Gemeine und gelehrte Sprache der Siamer.

Nachricht von der siamischen und balischen Sprache. Buchstaben. Aussprache. Accente. Das balische Alphabeth. Siamische Fürnennwörter. Zeitwörter. Beyspiel von der siamischen Sprache. Siamische Ziefern und Zahlwörter.

Weil in den bisher angeführten Reisebeschreibungen verschiedene Nachrichten, diese beyde Sprachen betreffend, zu finden sind: so bin ich verbunden, von ihrer Beschaffenheit und Einrichtung einigen Begriff zu geben.

Nachricht von der siamischen und balischen Sprache.

Die siamische Sprache hat sieben und dreyßig Buchstaben, und die balische drey und [dr]eyßig. Es giebt aber Loubere sie für lauter Mitlautende an. Die einfachen und Doppellaute, daran es nach seinem Berichte beyden Sprachen nicht fehlet, haben ihre eigenen Buchstaben, daraus man besondere Alphabete machet. Unter diesen Buchstaben werden [ein]ige nur vor den Mitlauter gesetzt; andere nur nach demselbigen; einige über, andere unter ihn. [Un]terdessen mögen alle diese einfachen Lautbuchstaben und Doppellaute in Absicht auf den Mit[lau]ter stehen, wo sie wollen: so werden sie doch allemal nach demselbigen ausgesprochen.

Buchstaben.

[...]se, 6 Buch, a. d. 245 und folgend. S. Auf [der] folgenden vierten Seite beschreibt er noch ein [...]eres Thier, das die Siamer Kin, die Portu[giese]n aber Bicho Vergonhoso, das ist, scham[hafte]s Ungeziefer nennen. Andere nennen es [...], indem es sich gleich unsern Igeln zusammen [...], und alle seine Stacheln steif aufrichtet, [wen]n es sich vor etwas fürchtet. Die Stacheln [am] Schwanze sind dermaßen hart, daß man sie [...] entzwey schneiden konnte, als man dasjenige, [wa]s die Jesuiten zergliederten, aufschneiden [...]. Es lebet dieses Thier im Walde, und ver[birg]t sich in die Löcher. Zuweilen steigt es auf die [Bäu]me. Es lebet von nichts als von gewissen [...]harten Körnern. Der Rachen ist bey ihm [k]lein, die Zunge lang und schmal, die es zu[weile]n heraus stößt, wie etwa eine Schlange.

Tachard füget diesen beyden Beschreibungen noch eine bey, von einem gewissen Thiere, Namens Tokaje, welches den Jesuiten ihrer Beobachtung so würdig zu seyn schien, daß sie dieselbige zum zweytenmale vornahmen. Es ist außer Zweifel eben dasjenige Ungeziefer, welchem Gervaise den Namen Tocquet beygeleget. Allein, ob er es gleich für noch giftiger ausgiebt, als Scorpionen, welchen es in Siam an Gifte gewiß nicht fehlet: so versichert doch Tachard ganz gewiß, der Tokaie habe keinen Gift. Ebendas. a. d. 214 S.

z) Ebendas. a. d. 36 S.

a) Ebendas. a. d. 39 und 40 S.

b) A. d. 9 S.

c) Ebendas.

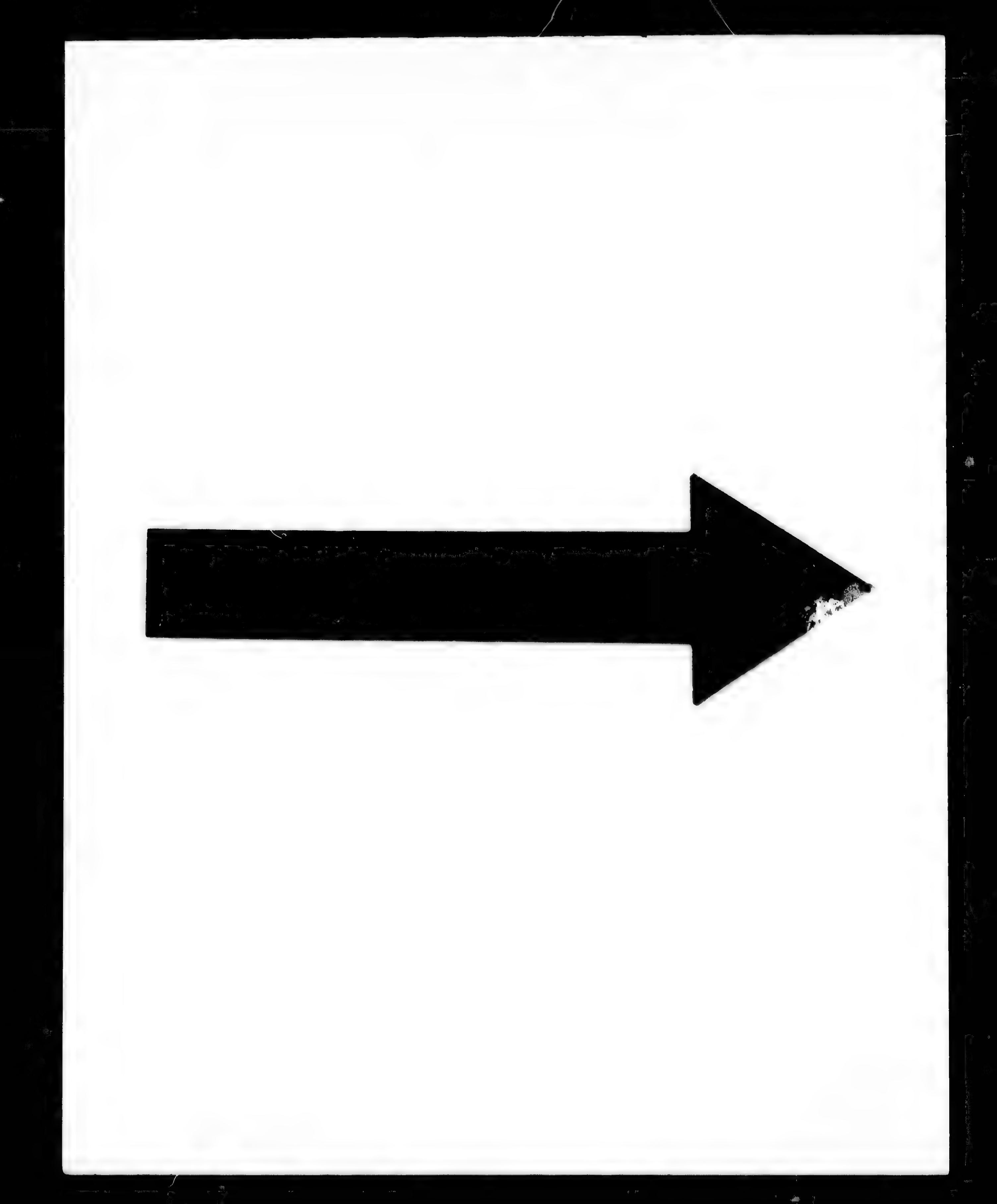
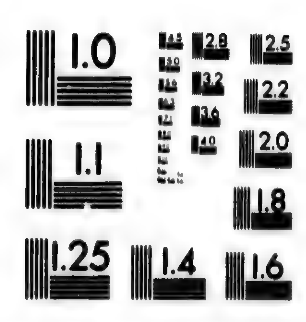
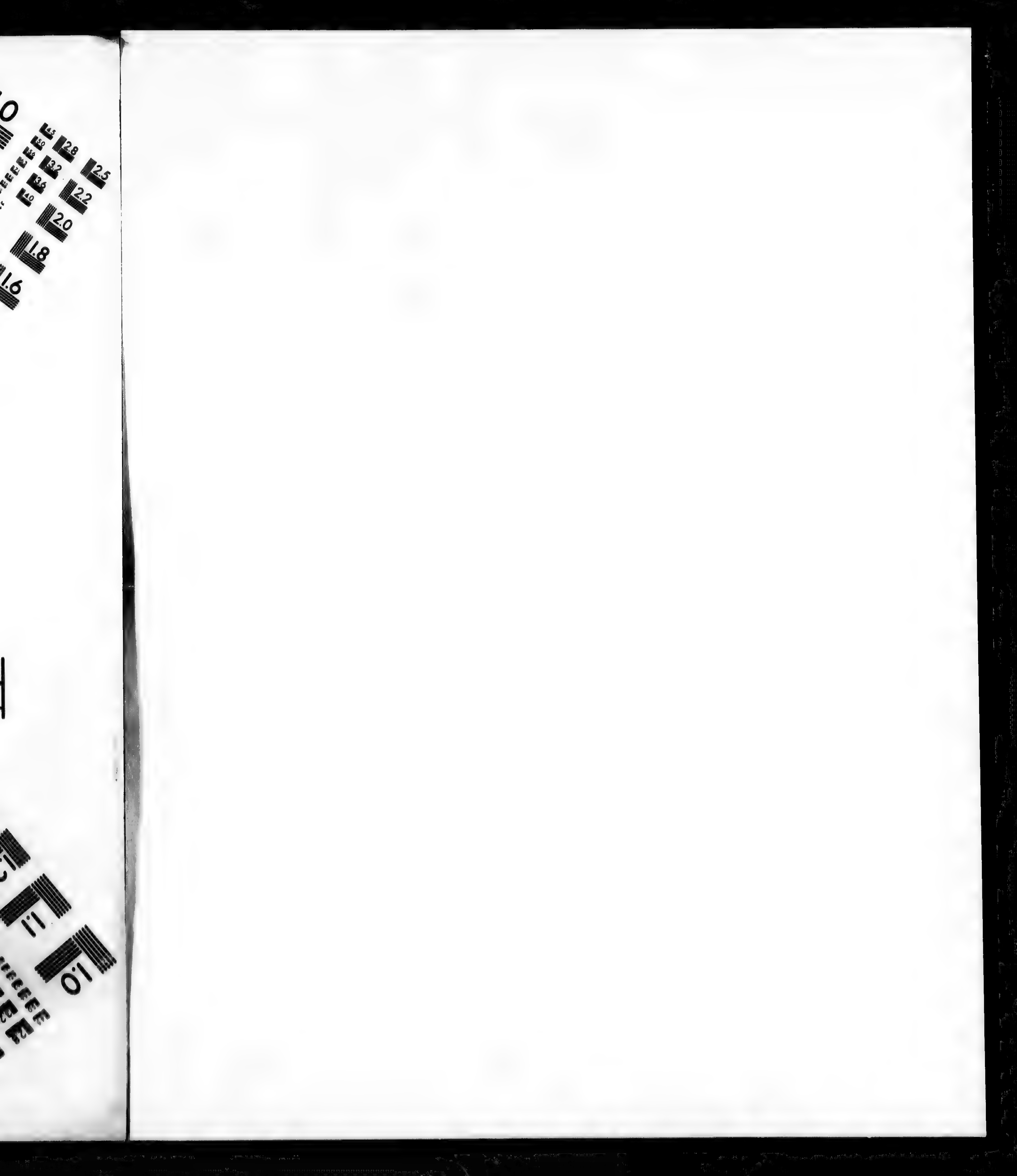




IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



Beschreibung von Siam.

Aussprache.

Beginnet in der Aussprache eine Sylbe mit einem einfachen oder Doppellaute, oder besteht sie bloß aus einem einfachen oder Doppellaute: so haben die Siamer für diesen Fall einen stummen Buchstaben in Bereitschaft, den sie an die Stelle eines Mitlauters hinsetzen, aber nicht aussprechen. Dieser stumme Buchstab ist der letzte im siamischen und balischen Alphabete. Im siamischen hat er die Gestalt eines o, er gilt auch in der That so viel als ein o, wenn ein Mitlauter oder er selbst vor ihm hergeht. In dem balischen Alphabete gilt besagter letzte Buchstab, wenn er nicht stumm ist, so viel, als ang; seine Gestalt aber kömmt mit unsern Buchstaben im geringsten nicht überein.

Die siamische Aussprache fällt einem Europäer ungemein schwer. Sie hat mit der unserigen sehr wenig Gleichheit. Unter zehn siamischen Wörtern, die siamisch geschrieben, aber von einem Franzosen hergesaget werden, versteht ein gebohrner Siamer vielleicht kein einziges, man mag sich Mühe geben, so viel man will, ihre Aussprache mit unsern Buchstaben auszudrücken. Sie haben das r, welches den Chinesen fehlet. Sie haben auch unser v, sprechen es aber zuweilen wie ein deutsches, zuweilen wie ein englisches w aus. Sie haben eine mittlere Aussprache zwischen jo und scho; daher kömmt es, daß die Europäer bald Camboja, bald Camboscha sagen, weil sie die siamische Aussprache nicht treffen können.

Sie haben unser h, sprechen es aber gelinder aus. Den Buchstaben setzen sie zuweilen vor einem Mitlauter, damit man solchen gelind aussprechen solle. Sie sprechen überhaupt so gelinde, daß man öfters nicht weis, ob sie b oder m sagen wollen. Unser u haben sie nicht, wiewohl zwar die Chinesen; dagegen aber unser e, so wie wir es in den einsylbichten Wörtern, ce, que, le, aussprechen, nur mit dem Unterschiede, daß es bey ihnen nicht ausgeworfen wird, gleichwie bey uns. Sie haben ein ungemein flüchtiges a, das sie mit zween Puncten, also: schreiben, auch am Ende eines Wortes deutlich aussprechen; steht aber dieses a in der Mitte eines Wortes: so fahren sie dermaßen geschwind darüber weg, daß man es nicht vernimmt, sondern es gleicht sodann unserm stummen e.

Es ist etwas besonders, daß sie die Sylben, welche sich mit einem Mitlauter endigen, nicht völlig aussprechen wie wir, sondern nach Beschaffenheit desselbigen Buchstabens, die Zunge am Gaumen, oder an den Zähnen liegen lassen, und die Lippen schließen. Dergestalt sprechen sie œub anstatt œuf; allein sie behalten den Mund bey dem b geschlossen, und öffnen ihn nicht wieder, um das b völlig auszusprechen.

Accente.

Sie haben viele Stimmenveränderungen, oder Accente, gleichwie die Chineser. Sie reden als ob sie sängen. Das siamische Alphabet beginnt mit sechs Buchstaben, welche alle miteinander nichts als ein k bedeuten, das man aber bald schwächer, bald stärker, bald in diesem bald in jenem Tone, aussprechen muß. Obgleich die Accente eigentlich nur über den Vocalen stehen: so setzen sie doch auch welche, wenn sie Consonanten, die übrigens einerley gelten, mit einander verwechseln: woraus Loubere muthmaßet, sie hätten anfänglich ohne Lautbuchstaben geschrieben, wie die Hebräer, selbige aber nachgehends durch gewisse besondere zum Alphabete nicht gehörige Striche, welche meistentheils nicht mit in die Reihe der Buchstaben gesetzt werden, bemerket, eben so wie die neuern Hebräer ihrer alten Schreibart die Puncte beygefüget haben. Weis man also den rechten Accent auf die sechs ersten

d) Einige Erläuterung von der balischen Sprache ist unter dem Titel von den Wissenschaften der Siamer.

Kia Keüa Keüa Koüa Koüa Ke Ke

Ko Kaou Koum Kam Karama Ko,, Koüaï Keua.

reu reû leu - leû

Drey Balische Alphabethe.

1. Ca Khá Kha ga — nga ‖ Tcha Tchá Tcha Tcha — ga ‖

Ta thá tha da — na | Ta thá tha da - na | pa

ppa ppa ba ma ‖ Ca ra la na ta

ha la ang

erſten Bu
auszuſpred
ſprache un

Das
fünf Accen
letztern hab
in den mog
brachten A
die Buchſt

Ihre
Loubere b
der einzelner
eigenen: ſo
ſaget er Ca,
nen gebrauch
Kau bedeut
eben als ob
iſt ein baliſch
und Tſchau
meines Her
ſeinem Herrn
Cappa Tſch
bedeutet, oh
wird gleichfal

Die Ze
nitivum, ode
ret. In de
Zeitwort vor
nennworte nac
ziehet. Folger
Zeugefalle ſtim
kurz, ob gleic
werden.

Nennet
Wortes, welc
geſtalt ſaget m
Ochſenleib,

Wir woll
Sprache, mit

[illegible] anzutreff
[illegible] man im [illegible]

ersten Buchstaben zu legen: so fällt es nicht schwer, die übrigen Buchstaben gleichfalls auszusprechen, weil sie sämmtlich in solcher Ordnung stehen, daß man bey ihrer Aussprache ungefähr die vorigen Accente wiederholet.

Beschreibung von Siam.

Das balische Alphabet wird eben also gelesen, nur mit dem Unterschiede, daß es nur fünf Accente hat, die man bey den fünf ersten Buchstaben fünfmal wiederholet. Die acht letztern haben keine Accente. Wofern man das Hanscrit, welches die gelehrte Sprache in den mogolschen Landen ist, aus dem von Kirchern in seinem China illustrata beygebrachten Alphabete, beurtheilen darf: so hat selbiges gleich dem Bali fünf Accente, indem die Buchstaben besagten Alphabetes immer zu fünf und fünf abgetheilet sind.

Das balische Alphabet.

Ihre Fürnennwörter (Pronomina) einigermaßen vorzustellen, wollen wir aus dem Loubere beybringen, es gäbe bis achterley Manieren **ich** oder **wir** zu sagen; denn zwischen der einzelnen und vielfachen Zahl ist hier kein Unterschied. Redet der Herr mit seinem Leibeigenen: so bedeutet **Cu** so viel, als **ich**. Redet der geringere mit dem Vornehmern: so saget er **Ca**, gleichwie auch Personen von gleichem Range aus Höflichkeit. Die Talapoinen gebrauchen es niemals, weil sie nach ihrer Meynung über andere Leute erhaben sind. **Rau** bedeutet eine Würde, als etwa **wir** in einer Urkunde. **Raul** heißt eigentlich **Leib**; eben als ob man sagte, **mein Leib**, oder **meine Person**, anstatt **ich**. **Atamapapp** ist ein balisches Wort, das nur die Talapoinen gebrauchen. **Ca Tschau** ist aus **Ca**, ich, und **Tschau**, Herr, zusammen gesetzet, als ob man spräche: **ich des Herrn**, oder, **ich meines Herrn eigener**, das ist: euer Sklav. Auf diese Weise redet der Leibeigene mit seinem Herrn, der Geringere mit dem Vornehmen, und ein jeder mit einem Talapoin. **Cappa Tschau** ist noch demüthiger. **Atanu** ist ein balisch Wort, das schlechtweg **ich** bedeutet, ohne weder Demuth noch Vorzug anzudeuten. Die zweyte und dritte Person wird gleichfalls auf mehr, als einerley Weise angezeiget.

Siamische Fürnennwörter.

Die Zeitwörter haben keinen andern Modum, oder keine andere Art, als den Infinitivum, oder die unbestimmte, und werden vermittelst Anhängung einer Partikel conjugiret. In der Wortfügung geht allemal das Nennwort vor seinem Zeitworte, und das Zeitwort vor dem, welches es zu sich nimmt, her; das Beywort geht allemal dem Hauptnennworte nach, und das Zuwort dem Beyworte, oder dem Zeitworte, worauf es sich beziehet. Folgen zwey Hauptnennwörter nach einander: so ist es so viel, als ob das zweyte im Zeugefalle stünde, weil die Sprache keine Artikel hat. Die Wortfügung ist also ganz kurz, ob gleich die Weise des Ausdruckes weitläuftig ist, weil alle Umstände beschrieben werden.

Zeitwörter.

Nennet man eine Sache besonders: so bedienet man sich fast allemal des allgemeinen Wortes, welchem man ein anderes Wort, um den Unterschied anzuzeigen, beyfüget: dergestalt saget man **Diamanthaupt**, anstatt Diamant; **Menschenperson** anstatt Mensch; **Ochsenleib**, anstatt Ochs.

Wir wollen zum Beyspiele das Vater Unser und den englischen Gruß in siamischer Sprache, mit darüber gesetzter Uebersetzung hier beybringen. *d*)

Vater

[...]mer anzutreffen. Noch mehr Anmerkungen [fin]det man im zweyten Theil von Loubere Beschreibung des Königreichs Siam, a. d. 73 u. f. S. Er bringt das siamische und balische Alphabet bey.

Beschreibung von Siam.

Vater uns seyn Himmel, Namen Gottes wollen heiligen aller Ort Leute
Po rau ju savang, scheu Pra ha prakot tuk heng kon

alle geben Gott Lob. Reich Gottes ich wollen finden uns. Endigen nach
tanglæ twæ Pra pon. Mewang Pra co ha dækei rau. Ha leu

Willen Herzen Gottes Reich der Erde gleich Himmels. Nahrung uns alle Tage
ning tschæ Pra Mewang Pendin semo Savang. Ahan rau tuk van

ich wollen finden uns Tag diesen. Ich vergeben Schuld uns gleich uns vergeben
co ha dæke rau van ni. Co prot bap rau semo rau prot

Personen thun Beleidigung uns. Nicht wollen uns fallen in Ursache der Sünde.
pu tam bap kerau. Ja ha rau tok na kuan bap.

Wollen erlösen äußerlich Unglück alle. Amen.
Ha pun kiac aneræ tangpoang. Amen.

Ave Maria voll Gnade. Gott seyn Ort euer. Ihr (eine) fromme gute
Ave Maria ten anisong. Pra ju heng nang. Nang sum bui

über andere alle. Nebst Kind im Bauche im Ort euern Gott, Person Jesus
jingkue nang tanglæ. Tui luk utong heng nang Pra, Ongkiao Jesu

gerechte fromme über alle.
sum bui jingkue tanglæ.

Heilige Maria Mutter Gottes helfen bitte Gott für uns Leute der Sünde
Santa Maria Ne Pra thui wingwon Pra pro rau kon bap

jetzt und wenn wir sterben.
teitbatni le mua rau tschatæ.

Was die siamischen Zahlen betrifft, so versichern einige gelehrte Personen, sie gleichen denjenigen, die man auf einigen vier bis fünfhundert Jahr alten arabischen Münzen sieht. Die Zahlwörter sind:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.
Neng.	*Song.*	*Sam.*	*Su.*	*Hac.*	*Huk*	*Ket.*	*Put.*	*Cau.*	*Sib.*	*Sib-song.*	*Sib-et.*

20.	30.	
Tgu-sib.	*Samb-sib.*	u. s. w.

Noæ bedeutet Zahl. *Sib* welches *Sip* ausgesprochen wird, bedeutet zehen, und zehend. *Roi* bedeutet hundert. *Pan* tausend. *Mening* zehntausend. *Seen* oder *Son* hunderttausend, *Cot* Million.

Die Zahlen setzet man vor die Sache, wie im Französischen. Sollen sie aber die Folge bedeuten, so setzet man sie nach derselbigen. Also heißt *Sam-dewan* drey Monate, *dewan-sam* aber, der dritte Monat. e)

Da

e) La Loubere zweyter Th. a. d. 87 u. 88 S.

Ka Kaa Ki Kü Kou Kôu Ke

Kái Ko Káou Kam Ka

Ka-na Ka-ná Ka-ni Ka-nu Ka-nou Ka-noû

Ka-ne Ka-nái Ka-no Ka-náou Kanana

Kaná

Die Siamischen Zahlen.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

10

Namen der Siamischen Zahlen.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
Neng	Song	Sam	Sü	haa	houK	Ket	peet	Caou	Sib	Sib-et

12	20	30	
Sib-Song	Taü-Sib	Sam-Sib	&c.

Theve
von

D

„tugie
„welch
„ich f
„welch
„Ich
„theilh
„auch,
„europ
„lich u
„treffen
„beschri
„Magi
„fehler,
„mann
„gender
„Reise
„gab,
„gleichf
„durch
„get wu
„Magn
„welche
„damit
„sie in d
„sichere

A
Theven

f) Re
von des

Allge

Das XIV Capitel.

Beaulieu 1619.

Augustins von Beaulieu Reise nach Ostindien.

Einleitung.

Thevenots Urtheil von dieser Reise. Nachricht vom Beaulieu. Seine erste Reise; seine zweyte Reise; seine dritte Reise. Seine hernachmaligen Bedienungen.

Vorbericht.

Den gegenwärtigen Austritt will ich mit dem Zeugnisse eines vortrefflichen Reisebeschreibers eröffnen, nämlich des berühmten **Thevenots** *f)*, welcher von einem Werke, das er heraus zu geben sich für eine Ehre achtete, folgendermaßen urtheilet.

Urtheil des Thevenots.

„Unter einer großen Menge ostindianischer Reisebeschreibungen, welche theils Portugiesen, theils Holländer und Engländer zu Verfassern hatten, habe ich keine gefunden, „welche des **Beaulieu** seine übertroffen hätte. Gleichwohl zweifelte ich bey mir selbst, ob „ich sie herausgeben wollte; weil ich befurchte, sie möchte denjenigen nicht gefallen, „welche bey einem Buche mehr auf die Anmuth, als auf den Nutzen, Achtung geben. „Ich bedachte aber, daß sie unsern Landesleuten, welche nach Ostindien schiffen, sehr vor„theilhaft seyn, und sie lehren könne, nicht nur wie sie sich verhalten müssen, sondern „auch, daß die Franzosen zu einer weiten Reise eben so geschickt seyn, als jedwede andere „europäische Nation. Die Beschreibungen des Generals **Beaulieu** sind sehr umständ„lich und genau, sie mögen übrigens die Naturgeschichte, oder sein eigen Handwerk be„treffen. Es hat, zum Beyspiele, niemand alles, was den Pfeffer betrifft, so genau „beschrieben, als er. Die von ihm beygebrachten Beobachtungen von der Abweichung des „Magnets, können vieles beytragen, um dasjenige, was uns, die Länge betreffend, „fehlet, gewissermaßen zu ersetzen. Hiezu kommen noch diejenigen, welche sein Steuer„mann, **J. le Tellier**, angestellet hat; und dieser Mann redet von seinem Generale fol„gendergestalt: der Herr von **Beaulieu**, unser General, welcher sich, so lange unsere „Reise währete, eben so viel oder noch mehr Mühe, als keiner von seinen Steuerleuten „gab, die Abweichung des Magnetes Morgens und Abends zu beobachten, könnte „gleichfalls ein Zeugniß ablegen, daß meistens einerley und eben dieselbige Beobachtung „durch vier bis fünf Compassen, und eben so viele Beobachter, auf seinem Schiffe bestäti„get wurde.“ Dieser Umstand leget ihren Beobachtungen von den Abweichungen des „Magnets einen großen Vorzug bey. Es wäre höchst nützlich, wenn unsere Franzosen, „welche künftig eben diese Fahrt unternähmen, auch eben diese Beobachtungen anstellten, „damit ihnen so wohl diese, als jene, bey andern Reisen desto vortheilhafter fallen, und „sie in den Stand setzen möchten, vermittelst der seitdem vorgefallenen Veränderungen eine „sichere Regel ausfündig zu machen *g)*.“

Nachricht von Beaulieu.

Als eine so merkwürdige Reisebeschreibung aus den Händen des Herrn **Dolu** in **Thevenots** seine gekommen war: so hielten es die Anverwandten des Verfassers für

f) Recueil de Thevenot I. Th. a. d. 128 S. von des Beaulieu Reisebeschreib.

g) Ebendas.

Beaulieu 1619.

für ihre Schuldigkeit, die Person eines so verständigen Reisenden *b*) der Welt bekannt zu machen, und eine Nachricht von seiner Herkunft und Lebensart zu geben. Augustin von **Beaulieu** war aus Rouen gebürtig.

Seine erste Reise.

Seine erste Reise that er nach dem Gambicflusse *i*), wohin er im Jahre 1612 mit dem Ritter **Briqueville** abgieng, um eine Pflanzstadt daselbst anzulegen. Weil sie aber im Spätjahre anlangten: so verlohren sie durch mancherley Krankheiten alle ihre Leute. **Beaulieu** führte damals eine Patache.

Seine zweyte Reise.

Im Jahre 1616 wurde eine ostindische Handlungsgesellschaft errichtet *k*), und diese schickte zwey Schiffe ab, eines unter dem **de Nets**, königlichem Seehauptmanne, und das andere unter **Beaulieu**. Der holländische Präsident zu Bantam befahl allem auf diesen Schiffen befindlichen Bootsvolke von seiner Nation, den Abschied zu fodern. Sie gehorchten auch, wiewohl die Unbeständigkeit an diesem Gehorsame vielleicht mehr Ursache war, als die Treue. Dieser widrige Zufall nöthigte den **Nets**, welcher den Generalstitel führte, daß er das kleinste Schiff an einen javanischen König verkaufen mußte. Weil er aber nichts destoweniger mit völliger Ladung zurückkam: so hatten die Theilhabenden keine Ursache, über seine Reise zu klagen.

Seine dritte Reise.

Im Jahre 1619 schickten sie abermals zwey Schiffe und eine **Patache** nach Indien. **Beaulieu** wurde zum Oberhaupte dieses kleinen Geschwaders ernennet, und bekam den Generalstitel. Eben diese ist diejenige Reise, deren Beschreibung **Thevenot** im Jahre 1696 herausgab. Das größte Schiff verunglückte zu **Jacatra** durch Feuer, und dieses Unglück schadete den Theilhabenden um mehr als fünfhundert tausend Thaler, indem die Ladung so hoch geschätzet wurde. Gleichwohl brachte **Beaulieu** so große Reichthümer mit sich nach Hause, daß sie diesen Verlust verschmerzen konnten.

Seine nachmaligen Bedienungen.

Nach seiner Heimkunft wurde er in königlichen Diensten, absonderlich aber im Hugonottenkriege auf der Insel Rhe gebraucht. Der Cardinal **Richelieu**, welcher seine Verdienste wohl erkannte, gab ihm nachgehends die Anführung eines Schiffes von fünfhundert Tonnen, die heil. **Genevieve** genannt, und schickte ihn damit nebst dem Heere des Grafen von **Harcourt** nach den Inseln S. Honorat und St. Margrethe. Er half diese Inseln erobern, und folgte hernach der Flotte in ihrer Unternehmung auf Sardinien, und legte daselbst, wie bisher, Proben seiner Erfahrung und Tapferkeit ab. Als er aber im Jahre 1637, nach Toulon zurück kam: so befiel ihn ein hitziges Fieber, und nahm ihn im Herbstmonate und 58sten Jahre seines Alters hinweg.

Nach der Schärfe, und wofern man sich bloß an die Folge der Jahre binden wollte, so hätte man diese Reise vor des **Montdevergue** und **de la Haie** seiner setzen müssen. Wir haben aber an statt besagter Regel eine nützlichere und angenehmere Ordnung erwählet, und die nach solchen Orten, davon in dieser Sammlung bereits Nachricht zu finden ist, unternommenen Schiffahrten, an die erste Stelle gesetzet. Die Insel Madagascar gehörte von rechtswegen in die ersten Theile dieses Werkes, und sie ist, wie wir schon erwähnet haben, aus einer Vergessenheit der Engländer daraus weggeblieben. Warum sollten wir uns nun von Ostindien wiederum an solche Orte wenden, über welche man die Neubegierde des Lesers schon so oft geführet hatte.

Der

b) **Thevenot** nennet ihn also.

i) Ist die verdorbene Aussprache von dem Namen **Gambra**. Man sehe die englischen Nachrichten im zweyten Theile dieser Sammlung.

Beaulieu 1619.

Der I Abschnitt.

Beaulieus Fahrt bis nach dem Vorgebirge Comorin.

Stärke seiner Flotte und Abfahrt. Götzeninseln. Beaulieu segelt nach Sierra Leona; bekömmt Nachricht von Ermordung einiger Franzosen; will sie rächen. Es läuft aber schlecht ab. Er erfährt etwas verdrießliches. Seine Anmerkungen wegen allerley Fische. Beyspiele, die es bestätigen. Muthmaßung wegen eines Fisches. Sonderbare Fische. Leichname, die der Verfasser für Dänen hält. Nachrichten aus versteckten Briefen. Beaulieu schicket seinen Unteradmiral voraus. Er leidet Verlust. Seine Großmuth.

Stärke seiner Flotte und seine Abfahrt.

Unter denen drey Schiffen, darüber der General **Beaufort** zu befehlen hatte, hieß das Admiralsschiff der **Montmorency**, von vierhundert und funfzig Tonnen, mit hundert sechs und zwanzig Mann und zwey und zwanzig Stücken ausgerüstet. Der Viceadmiral hieß die **Hoffnung**, von vierhundert Tonnen, hundert und siebenzehn Mann, und sechs und zwanzig Stücken. Das dritte war eine Patache von fünf und siebenzig Tonnen, dreyßig Mann und acht Stücken. Sie liefen von der Rhede zu Honfleur *l*) ab, Dienstags den 2ten des Weinmonats 1619. Der Anblick der africanischen Küste, welche sie den 1sten des Wintermonats zwischen den **Senegallstrome** und dem grünen Vorgebirge erreichten, half ihnen die Rhede von **Rufisco** desto leichter finden. Auf diesem Wege sahen sie drey Schiffe vor Anker liegen, und erkenneten sie mit großer Freude für französische. Es waren Kaufleute von Dieppe und St. Malo, deren Namen unserer Sammlung die wenigste Zierde geben würden, wofern nicht das Unglück des maloischen Schiffes, welches eine Barke war, und einen gewissen **la Motte** zum Hauptmanne hatte, deswegen einen Platz in des **Beaulieu** Reisebeschreibung verdienete, weil er sich desselbigen annahm. Der Wind erlaubte ihm nicht, an die drey Schiffe zu kommen; er warf demnach auf einen Stückschuß weit von ihnen Anker. Indem er nun einige Nothwendigkeiten bedurfte: so schickte er seine Patache mit allerley Glaswerke, Messern, und dergleichen für die Einwohner schicklicher Waare, an die **Götzeninseln**. Diese Inseln, darum andere Reisende sich wenig bekümmert haben, liegen unter zehntehalb Graden Norderbreite. Sie sind ganz mit Gebüsche bewachsen, und wofern man das Vorgebirge **Tagrin** ausnimmt, das höchste Land in dem ganze Striche zwischen dem grünen Vorgebirge und **Sierra Leona**. In der großen Götzeninsel, als der südlichsten, findet man Wasser, allerley Früchte und Geflügel. Man muß aber gegen die Einwohner ungemein auf seiner Hut stehen; denn es ist nicht nur ihre Anzahl, sondern auch ihre Treulosigkeit, sehr groß, und man begienge eine gewaltige Unvorsichtigkeit, wofern man ohne Geiseln mit ihnen handeln wollte. Auf der kleinen Insel ist gleichfalls Wasser anzutreffen. Es liegen noch einige kleine Inseln um die großen herum, sie sind aber bis hieher ohne Benennung geblieben; ja es rühret sogar der Name Götzeninsel, den die beyden großen tragen, bloß von einem Flusse auf dem festen Lande her, dessen Mündung nur etwa drey bis vier französische Meilen von ihnen liegt. Ihre Einwohner sind Schwarze, große Liebhaber der Jagd; auch eben der Abgötterey, wie die auf dem festen Lande zugethan. Sie essen gern Elephantenfleisch, und verkaufen die Zähne auf dem Tagrinflusse *m*). **Beaulieu** erwartete die Wiederkunft seiner Patache nicht, sondern begab

Götzeninseln.

Beaulieu segelt nach Sierra Leona.

k) Sie bestund aus Pariser und Rouaner Kaufleuten.

l) Beaulieu Tagebuch a. d. 1 S.

m) A. d. 2 S. Die starke Brandung erlaubte ihnen nicht, an das gegen den Inseln überliegende Ufer zu kommen.

Beaulieu. 1619.

gab sich nach dem Vorgebirge Sarlione n), woselbst er, der Abrede gemäß, in der dritten Bucht vor Anker legte. Hier ersoff ihm ein engländischer Trompeter in einem Bächlein mit vortrefflich schönem Wasser, darinnen er baden wollte. Die Häuser der Schwarzen waren hier weit besser gebauet, als auf dem grünen Vorgebirge: es stehen aber gräßliche Götzenbilder herum, imgleichen Vögel- und Affenköpfe, welchen sämmtlich die Einwohner opferten und Gaben brachten. Die Franzosen fanden viele Bequemlichkeiten in besagter dritten Bay, nämlich Brennholz, treffliches Wasser, eine Menge Citronen, die weiter nichts kosteten, als die Mühe, sie abzubrechen, Pommeranzen, Bananen, Reiß, den sie gegen eben so schwer Salz eintauscheten, und Fische im Ueberflusse. Aber Geflügel ist daselbst sehr rar, imgleichen Vieh und Wildprät o).

Bekömmt Nachricht von Ertödtung einiger Franzosen.

Als die Patache wiederkam, so hielt dem **Beaulieu** an diesem Orte weiter nichts zurück, als die nothwendige Ausbesserung seines Steuerruders. Indem er damit beschäfftiget war, kam den 3ten des Christmonats ein mit Bogen, Schwerdte und einem Messer, bewaffneter Schwarzer zu ihm, und hatte einen andern Schwarzen anstatt des Dollmetschers bey sich. Dieser brachte im Namen des Königes von der umliegenden Gegend die Nachricht, die maloische Barke sey den Fluß hinaufwärts gefahren, aber von den dortherum wohnenden Portugiesen überrumpelt, und der Hauptmann nebst allem Bootsvolke todtgeschlagen worden. Beaulieu hielt dieses Vorgeben anfänglich für eine List der Schwarzen, damit er im ersten Racheifer einen Theil seiner Leute gegen die Feinde ausschicken, und ihnen dadurch Gelegenheit, die übrigen zu überfallen, verschaffen möchte. Als er aber erwog, daß der maloische Hauptmann wenig Volk hatte, und in der Absicht Farbholz zu holen, wirklich in den Fluß gelaufen war: so schien ihm die Erzählung des Schwarzen allerdings wahrscheinlich; insonderheit weil er die Gemüthsbeschaffenheit der in Africa wohnenden Portugiesen wohl kannte. Er glaubte also, die Ehre des französischen Namens erfordere eine Rache wegen dieses treulosen Streiches. Er fragte die Schwarzen, ob sie mit seinem Volke zu Schiffe gehen, und ihn bis nach dem Wohnplatze der Portugiesen, Namens Sasena, führen wollten, welcher sieben bis acht Meilen von der Mündung des Flusses lag. Sie willigten nicht nur darein, sondern es kamen auch andere Schwarzen ungefordert herbey, und bothen sich an, überallhin mit zu gehen, so bald sie höreten, es komme darauf an, die Portugiesen todt zu schlagen. Die Patache wurde sogleich bewaffnet, und mit zehn Mann verstärket. Man nahm noch die große Schaluppe des Admirals dazu, besetzte sie mit dreyßig Mann, und vier Steinstücken; imgleichen noch eine andere Barke mit verdoppelter Mannschaft. Diese kleine Flotte lief unter Anführung des **Montevrier** aus.

Will sie rächen

Sie

n) Ist die verdorbene Aussprache der Matrosen von Sierra Leona. Man sehe den ersten Theil dieser Sammlung.

o) Ebendas. a. d. 4 S.

p) Man sehe oben die Reise des van den Broek. Dergestalt bestätigen diese Nachrichten einander.

q) Was er, die Abweichung betreffend, bis an die Tafelbay angemerket hat, besteht in folgendem: „Auf der Hohe von 3 Grad 5 Min. Norderbreite, „fanden wir bey Aufgange der Sonne den Norden „der Nadel auf $3\frac{1}{2}$ Gr. Den 24sten Jenner 1620. „fanden wir unter dem Wendekreise des Steinbock[s] „13 Grad Abweichung gegen Nordost. Den 1ste[n] „des Hornungs begonnten wir die West- und ander[e] „veränderliche Winde zu haben, auf der Höhe vo[n] „30 Grad südlich; und die Abweichung war 1[...] „Nordost. Den 3ten des Hornungs haben wir be[y] „Aufgange der Sonne eine Beobachtung gemache[t], „und befunden, daß der Norden der Nadel auf [...] „Grad war; worüber ich mich sehr wunderte, we[il] „ich dachte, die Abweichung müsse zunehmen, d[a] „hingegen sie abnimmt. Ich glaube demnach, [...]

„sag[...]

Beaulieu. 1619.

Es läuft aber schlecht ab.

Sie bemühete sich ganzer fünf Tage, eine Durchfahrt im Flusse zu suchen, und andere Hindernisse zu überwinden. Endlich aber wurde das Flußbette dermaßen enge und voll Klippen, daß sogar die Barke etlichemal auf den Grund gerieth, folglich **Montevrier** den 8ten, ohne einen Portugiesen zu sehen, wieder umkehren mußte. **Beaulieu** war unterdessen schon damit zufrieden, daß die Schwarzen hieraus sahen, die Franzosen hätten die gebührende Rache keinesweges durch ihre eigene Schuld verabsäumet. Es kam hierauf der Hauptmann des Schiffes von **Dieppe** zu ihm an Bord, und brachte die Nachricht, er habe ein holländisches Schiff von etwa vierhundert Tonnen an der Insel St. Vincent vor Anker liegend angetroffen, und werde selbiges die Zeitung nach Bantam überbringen, daß die Engländer und Holländer ihre der Handlung wegen in Indien vorgegangene Uneinigkeit abgethan hätten *p*). Diese Nachricht brachte dem Generale **Beaulieu** schlechtes Vergnügen, weil er allerley Vortheile aus ihrer Uneinigkeit zu ziehen gehoffet hatte. Nicht weniger fielen ihm die unter seinem Volke noch immer stark anhaltenden Krankheiten verdrießlich, indem das bisherige fünf wöchentliche Stilleliegen noch nicht zureichen wollte, sie gänzlich davon zu befreyen. Zu Vermehrung dieses Verdrusses starb ihm ein Edelmann am hitzigen Fieber, das er sich durch Genießung einer ungesunden Frucht zugezogen hatte. Mit einem Worte, er brachte so wenig Vergnügen von der africanischen Küste mit sich weg, daß er denjenigen für glückselig preist, den die Noth nicht zwingt, an selbiger unterweges zu landen *q*).

Erfähret etwas verdrießliches.

Seine Anmerkungen, allerley Fische betreffend.

Und nunmehro beginnet er die Eigenschaft eines genauen und fleißigen Beobachters, welche **Thevenot** ihm beyleget, in seinen Anmerkungen über die Abweichung der Magnetnadel, und über andere auf einer langen Seefahrt vorkommende Naturbegebenheiten zu zeigen *r*). Als den 3ten Hornung sein Schiff nach dem Uebergange über die Linie von einer Windstille aufgehalten wurde: so sah er zween große mit einem außerordentlich langen Schnabel versehene Fische um selbiges herum schwimmen, damit sie zuweilen ein Schiff durchstoßen, wenn es gleich noch so gut gefuttert ist. Dieses Vorgeben ist nach seinem Geständnisse so wunderbar, daß er es nimmermehr glauben würde, wofern er nicht bey dem Statthalter von Dieppe, Herrn von **Villars Houden**, ein Stück von dem Schnabel oder Horne eines solchen Fisches gesehen hätte, das man in der Wand eines Schiffes von besagter Stadt stecken fand. Als der Hauptmann **du Val**, welcher das erwähnte Schiff führte, die brasilische Küste vorbey, und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung segelte: so spürete er ungefähr auf eben der Höhe, auf welcher sich **Beaulieu** zu seyn glaubte, ein ungewöhnliches Erschüttern an seinem Schiffe. Nach seiner Rückkunft zu Dieppe ließ

 er

besagte Abweichung geschehe unordentlich, und es gebe keine Regel für sie, die man allgemein nennen könnte, wiewohl die Portugiesen und andere mehr sich einbilden, besagte Nadel stehe unbeweglich in zween Mittagskreisen, welche die Welt in vier Theile schneiden, und sie steige bis auf 12½ Grad, wornach sie wieder zurück gehe und unbeweglich stehe, so bald sie einen von ihren Mittagskreisen erreiche: welches aber ich so wohl auf dieser, als auf der vorigen Reise falsch befunden habe. Die heutige Beobachtung bekräftiget die„ses, indem die letzte Abweichung, die ich aufnahm, „13½ Grad betrug, die heutige aber nur 12 angiebt, „ungeachtet ich jetzo dem Südpole beynahe um ei„nen Grad näher bin. Demnach nimmt sie statt „des Zunehmens ab. Zeit und Erfahrung werden „mir in diesem Stücke die Gewißheit geben, ehe die „gegenwärtige Reise vollendet ist.

r) Es ist vermuthlich der Schwerdtfisch, Espadon, den andere auch Empereur, Epee, und Sägefisch nennen.

Beaulieu 1619.

er das Schiff auf die Seite legen, um es auszubessern, und bey dieser Gelegenheit erfuhr er die Ursache der ehemaligen Erschütterung. Denn die Zimmerleute fanden etwa fünf bis sechs Schuh unter dem Wasser ein abgebrochenes Hornstücke in der Wand stecken, welches an Farbe und Wesen einem Seepferdszahne glich, aber ganz gerade und anderthalb Zolle dick war. Es hatte die äußere und innere Wand durchstoßen, war einen Zoll tief in das Kniestück eingedrungen, und an einer Fuge der Futterwand entzwey gebrochen, vermuthlich deswegen, weil ein Stoß vom Schiffe den Fisch hinderte, es heraus zu ziehen.

Beyspiele, die es bestätigen.

So hatte auch ein Seefahrer von Dieppe, Namens Niklas Canu, dem Beaulieu erzählet, es sey in eben diesem Meere seine Schiffsschaluppe von einem solchen Ungeheuer durchstoßen, und durch das heftige Arbeiten beym Herausziehen vollends aufgerissen worden, dergestalt, daß die Leute kaum an Bord kommen, ihre Sachen aber nicht mehr retten konnten, indem die Schaluppe sogleich zu Grunde gieng. Diejenigen, welche der

Beschreibung des Schwerdtfisches.

Verfasser sah, mußten noch jung seyn. Einen darunter beobachtete er genauer, als den andern. Seine Länge betrug, ohne das Horn, beyläufig zehn Schuh. Er schien nicht völlig so dick, als ein Meerschwein. Seine Farbe war dunkelblau; aber die Flossen, die sehr groß waren, ingleichen der völlige Schwanz, hatten eine sehr helle lasurblaue Farbe, oder schienen doch wenigstens durch das Wasser besagte Farbe zu haben. Auf dem Rücken hatte er eine eben solche Flosse, als der Hay, streckte sich auch, gleichwie besagtes Thier zu thun pfleget, zuweilen aus dem Wasser heraus. Am Kopfe sah er einem Meerschweine nicht sehr ungleich, doch war der seinige länger. Statt der Schnauze hatte er den erwähnten Schnabel, oder das Horn, von etwa zween Schuh in die Länge, sehr spitzig, und zwey Zoll im Durchschnitte dick. Es ist ein sehr hurtiger Fisch. Beaulieu sah, wie er zuweilen auf Boniten und Albicoren lossprang, die er beständig verfolget. Er versetzte ihnen Wunden, welche große Lachen Blut in der See zurück ließen. Es bemerkten auch

Muthmaßung wegen dieses Fisches.

die Bootsleute, daß die Boniten und Albicoren, die sie unterweges fingen, zum Theile verwundet waren. Beaulieu muthmaßet, es möchten diese Ungeheuer, darunter es gewaltig große geben müsse, vielleicht Feinde der Wallfische seyn, und die Schiffe dafür ansehen, wenn sie dieselbigen durchstoßen. Unterdessen glaubte er, ein kleines Schiff habe den Untergang zu befürchten, wenn es von ihrem Horne durchlöchert worden, ja es könne auch ein großes Schiff in gleiche Noth gerathen, wenn der Stoß einen Ort treffe, wo der Fisch bey dem gewaltsamen Losreißen seines Horns ein Brett mit wegnehmen könne.

Sonderbare Fische.

Währender Windstille, die bis auf den 10ten anhielt, sah Beaulieu gewisse weiße Dinge, von etwas mehrerer Größe, als ein Straußeney, auf dem Wasser schwimmen, und so bald das Schiff auf funfzig oder sechzig Schritte weit hinzu kam, untertauchen. Man hätte sie für kahle Menschenköpfe ansehen sollen, ja es wollten einige von dem Schiffsvolke zwey schwarze Augen und ein Maul daran gesehen haben. Der Verfasser nahm auch eine seltsame Gattung Fische wahr; sie waren eben so lang, als eine Lamprete, hatten auch eben die Farbe, aber auf dem Kopfe stund eine Flosse, oder ein Kamm, eines Schuhes hoch. Es läuft diese Flosse bis an die Schwanzspitze fort, wird aber immer niedriger. Das Thier schwimmt auf der Seite, in welcher Stellung die Flosse sehr breit und dabey dreyeckigt zu seyn scheint. Einige solche Fische ließen sich außerhalb dem Wasser sehen. Die Flosse ist aschfärbig, der ganze Leib aber weiß s).

Die

r) Beaulieus Tagebuch a. d. 6 S.

s) Nach seinem Berichte maß er die Höhe d[illegible]
Zoll[illegible]

Beaulieu 1619.

Den 15ten März warf die französische Flotte Anker in der Tafelbay t), woselbst der stürmische Südwestwind sie bis den 3ten Aprill aufhielt. So vortrefflich aber die Anmerkungen des Verfassers seyn mögen: so setzen sie doch den Kolbischen nichts neues bey. An dem Strande der Bay fand er einige ermordete Leichname, nebst einigen hin und her zerstreueten Kleidungsstücken, auch an dem Bache eine kleine wohl angelegte Rasenschanze, die er für ein Werk der Dänen hielt. Seine Leute brachten ihm einige Schwarzen, darunter einer etwas weniges englisch redete, es aber so übel aussprach, daß ihn kein Mensch verstund, ausgenommen wenn er um Brodt bettelte. Den 28sten März, als man die Anker lichten wollte, brachten einige Matrosen aus der zwo Meilen von der Bay gegen Nordwest liegenden Insel, zwey in Wachsleinwand eingeschlagene Paquete, die sie unter einem großen Steine gefunden hatten. **Beaulieu** ließ eines öffnen, welches unter der Wachsleinwand auch noch mit geschlagenem Bleye überzogen war. Innewendig war ein Säckchen mit Briefen in holländischer Sprache, und hatte das Papier nicht die geringste Nässe angenommen. Einige von diesen Briefen hatte der Admiral **Veraghen** geschrieben, welcher den 2ten Hornung eben dieses Jahres in der Bay gewesen war, und seinen Landesleuten, welche diese Briefe etwa finden möchten, Nachricht von dem Zustande der holländischen Geschäffte in Ostindien gab. Andere waren von Engländern, und in ihrer Sprache geschrieben. Ihr Schiff kam von Tiku auf Sumatra her, und sie gaben der Londonschen Handelsgesellschaft Nachricht, wie übel die Holländer mit ihren Factoren in Indien verführen. Noch andere enthielten die Nachricht von dem kürzlich getroffenen Vergleiche beyder Machten.

Leichname, die der Verfasser für Dänen hält.

Nachrichten aus versteckten Briefen.

Beaulieu ließ alle diese Briefe, welche man nach und nach in der Insel beygeleget hatte, abschreiben, die Urkunden aber wiederum dahin legen, wo man sie gefunden hatte. Unterdessen stürzte ihn die darinnen gefundene Nachricht, von dem gegenwärtigen Zustande der Sachen auf Java, in große Verlegenheit. Er erfuhr, die Holländer hätten Bantam mit fünf und dreyßig Schiffen belagert, und die Engländer aus Mangel der Lebensmittel ausziehen müssen. Es sey diese Belagerung mit so großer Erbitterung geführet worden, daß beyde Partenen einander die Köpfe der Gefangenen zugeschicket u). Was sollte er nun zu Bantam machen, dahin er zu gehen von der Gesellschaft gleichwohl Befehl hatte? Denn gesetzt, die Landeseinwohner hätten ihn geneigt aufgenommen; durfte er deswegen hoffen, die Holländer würden ihn, bey ihrer weit überlegenen Macht, thun lassen, was er wollte; da sie im Gegentheile jedermann von der indianischen Handlung auszuschließen suchten?

Beaulieu schicket seinen Viceadmiral voraus.

Nach langem Ueberlegen beschloß er, seinen Viceadmiral voraus zu schicken. Er befahl ihm also, geradesweges nach Bantam zu segeln, änderte auch diesen Entschluß nicht, ob sie gleich beyde, wenige Tage darauf, nachdem sie unter Segel gegangen waren, einen heftigen Sturm ausstehen mußten. Nachgehends war die Fahrt bis auf die Höhe von Madagascar glücklicher, woselbst er in die St. Augustinsbay einlaufen mußte, um sich mit ein und anderer Nothdurft zu versorgen x). Von da segelte er nach den comorrischen Inseln, und warf an der Insel **Mangaste** auf 12 Grad Süderbreite Anker. Hier erhielt er von einigen Arabern mancherley Unterricht, welcher ihm zu Einrichtung seiner Fahrt sehr nützlich fiel. Gleichwohl war sie unglücklich. Denn sie gieng nicht nur der öftern Windstille

Leidet Verlust.

wegen

...afelbergs mit einem Meßtische, und fand seinen ...inkel nach dem Bleyrechte 1350 königliche Schuhe ...r die Küste erhaben.

u) A. d. 110 S. Man sehe die holländischen Berichte im VIII Theile dieser Sammlung.

x) Ebendas. a. d. 15 u. folgend. S.

Beaulieu 1620.

wegen sehr langsam von statten, sondern es starben auch auf beyden Schiffen, die er noch bey sich hatte, sehr viele Bootsleute. An der malabarischen Küste raubte ihm ein anderer Zufall einige seiner besten Soldaten. **Montevrier**, sein Lieutenant, bath ihn um Erlaubniß, ein indianisches Schiff, das immer an der Küste hinlief, zu verkundschaften, fuhr auch in der Schaluppe mit drey und zwanzig Mann auf selbiges zu. Weil sie ohne Mühe an seinen Bord kamen: so befiel sie die unbillige Lust, es wegzunehmen. Sie fanden auf dem Hintertheile wenig Widerstand; der Tod einiger Indianer, die sie ihrer Habsucht aufopferten, schien sie in den gewissen Besitz ihrer Beute zu setzen. Allein, indem sie plünderten, stürmeten sechzig oder achtzig mit Spießen, Säbeln und Schilden bewaffnete Krieger aus dem Vordertheile auf sie los, und jagten sie mit blutigen Köpfen davon. Die meisten wurden verwundet, ja einige tödtlich. Indem aber die Ueberwinder nicht hoffen konnten, daß es ihnen gegen beyde Schiffe eben also glücken würde, gleichwohl aber es unmöglich fiel, selbige zu vermeiden: so flohen sie mit ihren besten Sachen ans Land. **Beaulieu** nahm ihr Fahrzeug weg, und fand etwa ein Dutzend alte Greise darauf, welche vor Alter sich nicht retten können, sondern auf den Knien um ihr Leben baten, und berichteten, die übrigen wären Kaufleute aus Panam, auf der Küste von Calecut, und Willens gewesen, mit portugiesischen Pässen nach Mecca zu fahren. Sie hätten sich an der Zahl achtzig an das Land geflüchtet, auch in den Barken ungefähr vierzig tausend Ducaten mit genommen, im Schiffe aber sonst nichts gelassen, als etwa zwölfhundert Pfund Opium, und einige Zeuge von geringem Werthe. y)

Dessen Großmuth.

Beaulieu war Willens gewesen seine Leute zu rächen. Doch das demüthige Bezeugen dieser alten Greise, denen ihre schneeweißen Bärte bis an den Gürtel hinab hingen, bewegte ihn zum Mitleiden. Er fragte die Verwundeten, ob etwa einige unter selbigen an dem Tode ihrer Cameraden Schuld hätten? Als er aber vernahm, sie wären während dem Gefechtes gar nicht zum Vorscheine gekommen: so schenkte er ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ ihnen auch das Schiff, nahm aber die Lebensmittel und Waaren heraus.

Der II Abschnitt.

Beaulieus Reise nach Achem und Aufenthalt daselbst.

Er steht wegen seines Viceadmirals in Sorgen; erhält schlechte Zeitung. Beaulieus Anmerkung von Tikul. Er schiffet nach Achem. Hafen Barros. Lächerlicher Irrthum des Beaulieu. Die Engländer und Holländer sollen ihn haben vergiften wollen. Vorsichtige Anstalten, die er machet. Geschenke, die er für den König bestimmt. Gehör. Beaulieu steht in besonderm Ansehen. Er wird vom Könige bewirthet. Lustbarkeiten, welche darauf folgen. Hindernisse in der Handlung. Grausamkeit des Königes. Warum er den Beaulieu nicht wegläßt. Andere Grausamkeit des Königes. Schrecken des Beaulieu. Begebenheit eines portugiesischen Spielers. Was er dem Beaulieu berichtet. Ursprung des französischen Handels zu Surate.

Er steht wegen seines Viceadmirals in Sorgen.

Von dem 2ten des Weinmonats, da sie das Vorgebirge Comorin vorbey segelten, mußten sie ganzer zween Monate, wechselsweise mit Stürmen und Windstillen kämpfen, bis sie endlich Dienstags den 1sten des Christmonats sie den Hafen von Tiku auf Sumatra erreichten. Beaulieu hatte gehoffet, seinen Viceadmiral hier zu finden. Statt dessen sagte man ihm nur, er habe sich zwar auf der Küste sehen lassen, es hätten sich aber die Holländer ge[...]

y) Ebendas. a. d. 34 und 35 S.

Beaulieu 1621.

let, als ob sie ihn für einen Engländer ansähen, und ihn beynahe in den Grund geschossen; daher sey er, seiner vielen Kranken ungeachtet, wieder in die See gelaufen. Weil nun Beaulieu sehr in Sorgen stund, wie es mit diesem Schiffe, das bey ihrer Trennung auf dem Vorgebirge hundert und fünf und zwanzig Mann aufgehabt hatte, stehen möchte: so schickte er deswegen nach Bantam und Achem. Es lief bald Nachricht ein, zu Achem habe man es nicht gesehen. Nach Bantam hatte er in einer indianischen Barke seinen Constabler, Namens **Isaac Veron**, abgeschickt, einen sehr verständigen Mann, welcher viele Jahre auf den moluckischen Inseln unter den Spaniern, auch in der Straße von Sunda unter den Holländern zugebracht hatte, überdieses gut malayisch redete. Die Barke kam den 19ten mit schlechter Zeitung zurück. Grave, welcher das Viceadmiralschiff führete, befand sich zu Jacatra; denn dahin hatten ihn die Holländer von Bantam geführet, unter dem Vorwande, der Krieg gegen besagte Stadt sey viel zu heftig, als daß man Kaufleute hinein lassen könnte. Sein Volk war durch Krankheit und andere Zufälle bis auf vier oder fünf und zwanzig Mann geschmolzen. Veron hatte alles dieses, was er dem Beaulieu zuschrieb, von einem holländischen Schiffe, das er in dem Hafen Surobay antraf, erfahren. Besagter Ort liegt sowohl, als Tiku, auf der Insel Sumatra. Zugleich hing er mit an, er wolle sich diese Nachricht bey Fortsetzung seiner Reise zu Nutze machen, und hoffe er bald an dem Borde des Viceadmirals zu seyn, und alles mit eigenen Augen zu sehen.

Erhält schlechte Zeitung.

Unterdessen erfuhr der König von Achem die Ankunft der Franzosen, ließ also dem Beaulieu alle Begünstigung für seine Handlung und Nation anbiethen, wenn er nach Achem kommen wollte. In Betrachtung der bantamischen Unruhe, und der unglücklichen Reise seines Viceadmirals, ließ es sich dieser gefallen. Er schickte seine Patache mit zwanzig Mann unter dem Hauptmanne **Buc** nach Jacatra, um dem **Grave** beyzustehen, damit derselbige entweder, wofern es möglich fiele, seine Ladung in Bantam zu bekommen, geraden Weges nach Frankreich zurück reisen, oder gleichfalls nach Tiku kommen könnte. Hierauf verließ er Tiku den 3ten Jenner 1621. Doch machte er zuvor einige Anmerkungen an diesem Orte, die man in keiner andern Reisebeschreibung findet z).

Beaulieus Anmerkungen von Tiku.

Die Höhe von Tiku ist zwanzig Minuten südlich von der Linie. Inwendig ist das Land sehr hoch, an der Küste hingegen sehr niedrig. Es ist stark mit Bäumen bewachsen, und wird von vielen Bächen bewässert, die es sumpfig und zu schönen Wiesen bequem machen, worauf beständig eine große Menge Ochsen und Büffel weidet. Geflügel giebt es nicht weniger im Ueberflusse, ingleichen die besten indianischen Früchte, besonders aber viel Pfeffer, als worinnen der größte Reichthum des Landes besteht. Ungeachtet dieser Vortheile, ist die Stadt dennoch von geringer Erheblichkeit. Sie liegt nur eine halbe französische Meile von der See; doch stehen einige Häuser mit daran gebaueten Schuppen am Strande, und gerade gegen der kleinen Insel über, wo die Schiffe vor Anker legen. Die Zahl aller Häuser in Tiku und am Strande, beträgt ungefähr achthundert. Die meisten sind nur von Schilfrohre, und ohne die geringste Bequemlichkeit gebauet. Inwendig hingegen ist das Land volkreicher, absonderlich unten am Gebirge, wo der Pfeffer wächst. Die Einwohner der Stadt sind Malayer; man redet auch an der Küste und bis ans Gebirge keine andere, als diese Sprache. Tiefer im Lande leben Heiden, welche dem Könige von Achem nicht gehorchen,

z) Gleichwohl ist dieser Ort bey allen reisenden Kaufleuten berühmt. Man sehe unten die Beschreibung von Sumatra.

Beaulieu 1621.

horchen, sondern ihre eigene Sprache und ihre Könige vor sich haben. Es giebt Goldbergwerke bey ihnen, welche viel eintragen würden, wofern sie sich besser auf den Bergbau verstünden: allein, so lesen sie nur Goldkörner aus den Bächen zusammen, oder aus den Gräben, die sie ausdrücklich in dieser Absicht aufwerfen. Sie vertauschen ihr Gold an die Holländer, oder an die Einwohner der Küste gegen Salz, Eisen, rothe Pagnes von Cattun, und Perlen, welche man zu Tiku für billigen Preis bekömmt. Die Malayer sind Muhammedaner, und bis zum Aberglauben auf diese Lehre erpicht; dem ungeachtet stehlen sie wie die Raben, und muß man sich ihrentwegen wohl vorsehen. Ueberdieses ist die Luft sehr ungesund, absonderlich vom Heumonate bis zu Ausgange des Weinmonates. Sodann regieren tödtliche Fieber, woran dem Viceadmirale vieles Volk starb. **Beaulieu** glaubet auch nicht, daß jemals Fremde in dieses Land kommen würden, wofern sie der häufige Pfeffer nicht anlockete. Man sammelt ihn zwar das ganze Jahr über, doch besonders im Christmonate, Jenner und Hornung. Damals durfte man keinen ohne Erlaubniß des Königes von Achem einkaufen, sondern man mußte einen Freyheitsbrief von ihm auswirken. Weil Beaulieu diese Gewohnheit nicht wußte: so konnte er zu Tiku nicht mehr, als acht tausend Pfund, bekommen, die er bey der Nacht heimlich von Priaman herbey schaffte a).

Schiffe nach Achem.

Auf seiner Fahrt nach Achem, warf er bey Barros Anker. Dieser Ort ist einer der besten auf der Insel, man darf aber daselbst ohne des Königes Erlaubniß eben so wenig Handel treiben, als zu Tiku. Er liegt von dieser Stadt und von Achem in gleicher Entfernung. Das Land ist zwar angenehm und fruchtbar, es wächst aber kein Pfeffer da; sondern sein größter Reichthum besteht in einer großen Menge **Benjouin**, den die Einwohner statt des Geldes gebrauchen. Es trägt auch viel Kampfer. Weil der Landwind den **Beaulieu** nicht zu **Barros** einlaufen ließ: so konnte er keinen Lootsmann mitnehmen, der ihn durch die vor der achemschen Küste liegenden Inseln geführet hätte. Wegen dieser Hinderniß brachte er mit vier französischen Meilen ganzer acht Tage zu. Denn weil er keinen Wegweiser hatte: so suchte er, wiewohl vergeblich, durch den Canal zu fahren, welcher dem Lande am nächsten ist, indem er sonst keinen Durchgang offen sah. Doch hier fand er Südostwinde, die ihm gerade entgegen bliesen, und ihn in große Gefahr brachten. Endlich kam er doch mit Verlust eines Ankers an die Mündung des Flusses, die er an der Festung, welche dieselbe bestreicht, gleichwie die Festung an einer sehr hohen Moskee b) erkannte.

Barros, ein guter Hafen.

Er warf seine Anker neben einem engländischen Schiffe von sechshundert Tonnen, das auf der Rhede lag. Noch an diesem Tage, nämlich den 30sten Jenner, kamen viele königliche Officier, bewillkommeten ihn, und trieben so sehr, er solle ans Land treten, daß er daraus schloß, der König müsse ungemein begierig seyn, ihn zu sehen. Doch da er mit seiner Schaluppe in den Fluß einlaufen wollte: so sah er wohl, daß ihr ganzer Eifer keinen andern Bewegungsgrund hatte, als die Bezahlung des Zolles, welcher zum Anfange mehr als achtzig Piaster betrug. Er stieg bey dem engländischen Waarenlager aus, und der Oberaufseher both ihm eine Wohnung an. Weil er aber dem Scheine der Höflichkeit [illegible] einmal nicht zu viel trauen wollte: so begab er sich des Abends wieder an Bord. Der Oberaufseher des holländischen Lagerhauses hatte ihm eben das höfliche Anerbieten gemachet; gleichwohl begegneten ihm, da er wieder ans Land kam, einige Portugiesen, we[illegible]

Lächerlicher Irrthum des Beaulieu.

a) A. d. 44 S.
b) A. d. 45 S.

c) Die Beschuldigung des Vergiftens, [illegible] einigen andern Stellen des Tagebuches [illegible]

Beaulieu 1621.

der König von Achem in die Fessel geleget hatte, und riethen ihm, weder einer noch der andern Nation zu trauen. Die Bewegungsgründe einer so wichtigen Warnung, will ich mit des Verfassers eigenen Worten vortragen, um allen Verdacht einer Verfälschung von mir abzulehnen.

Die Engländer und Holländer sollen ihn vergiften wollen.

„Sie gaben als gewiß vor, die Engländer und Holländer wären Willens, mich zu vergiften, indem sie es von derjenigen Person wüßten, welche den tödtlichen Bissen zurichten „sollte, und ein **Cappado** oder Verschnittener, doch aber in der Engländer Hause und in „ihrem Dienste sey. Ich dankte ihnen für die Warnung, sagte jedoch, ich könnte zwar „nicht glauben, daß man mir in der Engländer Hause einen solchen Streich spielen wollte, „gleichwohl würde ich mich vorsehen. Hierauf antworteten sie, es sey ihnen wohl bewußt, „daß ich heute bey ihnen speisen sollte, ich möchte aber wegbleiben. Einige unter ihnen ba„then mich mit großer Treuherzigkeit darum, indem sie sagten, es sey ihnen keine andere „Hoffnung aus ihrer Gefangenschaft zu kommen übrig, als durch meinen Beystand; dem„nach sey ihnen an meiner Erhaltung vieles gelegen. Ich sagte zu ihnen, heute könnte ich „unmöglich wegbleiben, denn ich hätte es versprochen. Etwa zwo Stunden vor dieser Be„gegnung, hatte ein Priester, Namens Herr **Renoud**, mir berichtet, es hätte ihm ein Boots„knecht von meinem Volke, Namens **la Caraque**, ungefähr eben dieses gesaget. Ich besah „darauf einige Häuser, die mir jedoch nicht anständig fielen, und gieng sodann bey den Eng„ländern zu Gaste, wo mich ihr Hauptmann, Namens **Maitre Robert**, höflich empfing, „und trefflich bewirthete, auch sah ich nicht, daß sie mir etwas zu essen oder zu trinken gegeben „hätten, davon sie nicht selbst kosteten... Des folgenden Tages, am 2ten des Hornungs, be„fand ich mich sehr übel. Von zehn Uhr morgens, bis die Wache aufzieht, hatte ich mehr „als vierzig Stuhlgänge, und von da bis um Mitternacht heftiges Erbrechen; dergestalt, „daß ich besorgte, die Warnung der Portugiesen möchte gegründet seyn, ich genoß also mal„divische Cocusnüsse, die man hier zu Lande für ein sicheres Gegengift hält, imgleichen Be„zoar. Den folgenden Tag gebrauchte ich diese Arzeney noch einmal; und ob ich gleich sehr „matt und schwach war: so gieng ich doch ans Land“ c).

Vorsichtige Anstalten, die er machet.

Beaulieu miethete ein großes Haus am Gestade des Flusses, monatlich für funfzig Piaster, in dem festen Vorsatze, den Umgang dieser gefährlichen Freunde künftig auf alle Weise zu vermeiden. Dagegen überlegte er, er müsse nicht nur sein Leben gegen ihre Nachstellungen vertheidigen, sondern auch die üble Meynung, die sie dem Könige von Achem und seinen Beamten, etwa beygebracht hätten, vernichten, folglich auf [illegible] Weise, und gleich bey dem ersten Gehöre dahin trachten, die Gewogenheit des Königes von Achem zu gewinnen. Er hatte aus Frankreich einige **Lettres de Cachet** mit gebracht. Demnach fiel ihm ein, er wolle eines auf den König von Achem einrichten, und vorgeben, die Geschenke, die er ihm überreichte, kämen von dem Könige in Frankreich her, obgleich im Briefe nichts davon stund. Er ließ ihn folglich ins Portugiesische übersetzen, mit der Ueberschrift: **an unsern herzlieben Bruder, den König von Achem.** Das Siegel von rothem Wachse, worauf das französische Wapen stand, wurde so künstlich darauf gedrückt, als wenn der Brief schon zugesiegelt aus Frankreich angelanget wäre. Was die Geschenke betraf, so nahm er freylich keine gläserne Halscorallen, noch andere solche Kleinigkeiten,

 die

c) Gleichwohl ist meines Erachtens auf die Sa- einiger Bootsknechte wenig zu bauen. Vielleicht kam die Krankheit des **Beaulieu** von der herrlichen Bewirthung her.

Beaulieu 1621.

die ihm seine Handelsgesellschaft zu diesem Ende mitgegeben hatte. Denn seine Feinde hätten sodann Ursache gehabt zu sagen, er stecke sich zur Ungebühr hinter den Namen seines Königes. Er suchte vielmehr unter seinen kostbaresten Sachen alle Gewehrstücke für einen Reuter aus, sämmtlich vergoldet und ausgestochen. Ferner einen deutschen Hirschfänger, mit vergoldetem Stichblatte, in welches ein Puffer eingesetzt war, den man losschießen konnte, wenn man ein Knöpfchen auf der andern Seite der Muschel drückte. Sechs Kugelbüchsen mit ausgestochenen und vergoldeten Läufen, auch mit Perlmutter eingelegt. Zwey vergoldete und mit Schmelz gezierte Eisen zu Piken; einen sehr großen Spiegel, welcher leider! zerbrochen war, den er aber nichts destoweniger in seinem Kasten überreichte, und dabey sein Leidwesen über dieses Unglück bezeugte. Zwey Stücke carmosinrothen gewässerten Camelot; und zwo große Flaschen mit vortrefflichem Rosenwasser *d*).

Geschenke, die er für den König bestimmt.

Viele Kaufleute von mancherley Nationen, die ihren Besuch abstatteten, priesen diese Geschenke für sehr prächtig, insonderheit sagte der Hauptmann eines suratischen Schiffes frey heraus, dergleichen schöne Sachen schickten sich besser für den großen Mogol, als für dem achemschen Hof. Die Officier des Königes ließen sich dieselbigen nicht weniger gefallen, aber aus eben dieser Ursache wünschten sie, es möchten selbige in größerer Menge seyn, trieben demnach an dem Beaulieu, er möchte noch eines und das andere beylegen, indem ja ihr König einer der mächtigsten in ganz Indien sey. Doch jener gab mit einem gesetzten Wesen zur Antwort, er kenne zwar die Macht des Königes von Achem wohl, er wisse aber auch, was diese Geschenke werth wären.

Gehör.

Der Gehörtag war wegen des prächtigen Zuges, ein Festtag für ganz Achem. Doch diese Beschreibungen fallen zwar dem Ehrgeize eines Reisenden angenehm, können aber von uns nicht aus jedem Tagebuche beygebracht werden, ob sie gleich das schönste in einem und dem andern sind. Im gegenwärtigen Falle, darf man sich nur die größte Herrlichkeit des Hofes zu Achem, davon man bey gleicher Gelegenheit je gelesen hat, wieder vorstellen, und dabey dem Beaulieu zu Ehren glauben, man habe seinetwegen neue Ehrenbezeugungen hinzugefüget. An der mit Silberbleche beschlagenen Thüre des königlichen Gemaches, mußte er etwas verziehen. Ein Verschnittener kam und sagte dem **Sabandar**, welcher das Amt eines Hofmarschalls vertrat, der König befinde sich zwar unpäßlich: doch da der französische Hauptmann bereits so nahe sey, so wolle Seine Majestät ein übriges thun, um ihn zu empfangen. Sogleich fasseten zween Hofjunker den Beaulieu bey den Händen, und führeten ihn bis an die zween Schuhe hoch erhabene Bühne, worauf der König saß. Man breitete einen türkischen Teppich hin, und ließ ihn mit geschrankten Beinen nach Landesart darauf niedersitzen. Er grüßete den König nach dasiger Gewohnheit, das ist, er legte die Hände zusammen, hielt sie an die Stirne, und nickte mit dem Kopfe. Ob er gleich der Gebrauch nicht erforderte, den Huth abzunehmen: so that es Beaulieu gleichwohl mit dem seinigen, „weil er nach seinem Vorgeben nicht gewohnt war, bey einer Unterre„dung mit so hohen Häuptern, seinen Huth aufzubehalten„ *e*).

Der König von Achem war über die Geschenke so vergnügt, daß er ihm durch den Sabandar sagen ließ, sie freueten ihn mehr, als wenn ihn jemand zehn Bahar Gold brachte. Er fragte, ob der König von Frankreich viel dergleichen schönes Gewehr hätte? Er

versprach

d) A. d. 49 S.
e) A. d. 50 S.
f) A. d. 55 S.
g) A. d. 54 S.

versprach dem Beaulieu seine ganz sonderbare Gewogenheit, weil er ihm Sachen schenkte, die völlig nach seinem Sinne wären. Der Brief wurde verlesen, und die Handelsvorschläge zugestanden.

Beaulieu 1621.

Als nach einigen Tagen der König vollkommen gesund war: so wurde Beaulieu nach Hofe berufen, und mit außerordentlicher Freundschaft und Hochachtung empfangen, dergestalt, daß der Sabandar nach geendigtem Gehöre sich hoch vermaß, dergleichen Gnade sey noch keinem Ausländer an ihrem Hofe wiederfahren *f*). Man setzte ihm den Betel in einem großen goldenen Gefäße vor, dessen Deckel mit Smaragden besetzt war. Der König fragte eines und das andere von der Größe und Macht der christlichen Könige. Hernach traten dreyßig Frauenspersonen in den mit türkischen Teppichen behangenen und belegten Saal; jedwede trug ein großes silbernes und zugedecktes Gefäß in den Armen, und setzte es auf den Teppich nieder. Ueber jedes Gefäß war ein seidenes mit Golde durchwirktes, und am Rande mit Edelgesteinen bedecktes Tuch gedeckt, das bis auf die Erde hinab hing. Nachdem diese Weibesbilder eine Zeitlang da gestanden waren: so befahl der König, dem Beaulieu die Mahlzeit vorzusetzen. Darauf wurden die Gefäße geöffnet. Man brachte aus jedem sechs goldene Schüsseln mit Confecte, Fleische und Gebackenem zum Vorscheine. In einem Augenblicke hatte Beaulieu eine Menge goldene Schüsseln um sich herum stehen, nebst noch andern Gefäßen von gleichem Metalle, voll Wasser und allerley andern Getränke. Er blieb bey dem Reiße, welcher ihm eben also schmäckte, wie unsere Zuckerbrezeln. Der König ließ ihm in einem goldenen Gefäße zu trinken einschenken, und ein Verschnittener überbrachte selbiges in einem großen goldenen Becken. Beaulieu wollte es auf des Königes Gesundheit austrinken: doch das Getränk war so stark, daß es ihm wie Feuer im Munde brennete, und ihm der Angstschweiß ausbrach: er mußte dennach absetzen *g*). Der König sagte lächlend, er müßte es vollends austrinken, weil es seine Gesundheit sey; er seines Ortes wollte das Gefäß ausleeren, wie es sich gehörete, wofern er wegen seiner Unpäßlichkeit des Königes von Frankreich Gesundheit trinken dürfte. Beaulieu ersuchte Seine Majestät um Erlaubniß, daß er seine Schuldigkeit in einem schwächern Getränke ablegen dürfte. Dieses geschah, und man redete ihm zu, er möchte wacker essen und trinken. Doch er verspürete wenig Hunger. Indem es ihm auch gewaltig sauer ankam, mit geschränkten Beinen da zu sitzen, ohne daß die Fußspitze zum Vorscheine kommen durfte: so ließ er ihn durch den Sabandar um Abkürzung der Gasterey bitten.

Beaulieu steht in besonderm Ansehen.

Wird vom Könige bewirthet

Sobald man alle Speisen abgenommen hatte: so wurde an ihre Stelle zwischen dem Könige und Beaulieu ein schöner Teppich mit goldenem Grunde hingebreitet. Nachgehends traten funfzehn bis zwanzig Jungfern mit kleinen Trummeln in der Hand herein, stelleten sich nach der Reihe an die Wand, spieleten und sungen Lieder von des Königes Kriegesthaten dazu. Bald darauf traten zwo andere Jungfern zu einer andern Thüre herein, welche den Beaulieu durch den Glanz ihrer Schönheit, und durch die Pracht ihrer Kleidung ganz entzückt machten. Er konnte kaum begreifen, wie es in einem so heißen Lande dermaßen weiße Gesichter geben könnte? Was ihre Kleidung betrifft: so war alles von Golde, und er kann nicht alles sattsam beschreiben *h*). Es waren diese Jungfern eigentlich zwo Tänzerinnen, welche jedoch sonst niemand belustigen, als nur den König, und

Lustbarkeiten, welche darauf folgen.

h) Die Beschreibung, die er davon giebt, ist so wunderbar, daß sie billig verdienet, mit seinen eigenen Worten angeführet zu werden. „Erstlich über „ihrem Haare hatten sie eine Art von Huth, ge„macht

Beaulieu 1621.

und den Beaulieu; denn alle übrige im Saale anwesende Personen, drückten beständig die Augen zu. Den Unterthanen des Königes von Achem ist es bey Lebensstrafe verbothen, seine Weiber anzusehen. Beaulieu wußte dieses Gesetz zwar wohl, behielt aber nichts desto weniger seine Augen offen, weil er seinem Berichte nach gedachte, der König wolle seine Weiber keinem Blinden zeigen, sondern seine Pracht und Artigkeit bewundert wissen *i*).

Hindernisse in der Handlung

Ungeachtet aller dieser Ehrenbezeugungen, konnte er dennoch die versprochene Handelsfreyheit nicht völlig erhalten. Der König verkaufte selbst Pfeffer an die Ausländer *k*). Die bantamische Unruhe aber war eine bequeme Gelegenheit für ihn, seine Waaren um doppelten Preis anzuschlagen, und dadurch seine Geldkasten anzufüllen. Er erlaubte nicht einmal, daß man in irgend einem andern Hafen seines Gebiethes Pfeffer laden durfte. Zwar da ihn Beaulieu unaufhörlich in den Ohren lag: so erlaubte er zum Scheine den Einwohnern zu Achem, eine gewisse Partey Pfeffer, um selbst beliebigen Preis an ihn zu überlassen: allein er wußte wohl, da ihnen seine Absicht bekannt war, so würde es keiner wagen.

Grausamkeit des Königes.

Seine Grausamkeit hatte jedermann in Furcht gesetzet. Seitdem er regierete war noch kein Tag vergangen, da nicht jemand auf seinen Befehl hingerichtet worden wäre. Er hatte alle Prinzen von Geblüte, nur seinen Sohn ausgenommen, auf die Seite geschaffet; ja seitdem er selbigen mit großer Ungnade weggejaget hatte, stund man auch für denselbigen in Sorge. Den alten Adel hatte er beynahe völlig ausgerottet; und Beaulieu versichert, er habe Zeit seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von nichts anderm, als von Hinrichtungen gehöret.

Unterdessen

„macht von Goldflittern, welches trefflich glänzte, „nebst einem Federstutze, anderthalb Schuhe hoch, „gleichfalls von Flittern, und sie trugen diesen Huth „auf einem Ohre hängend. Sie hatten große Ohrgehänge, auch von Goldflittern gemacht, die ihnen „bis auf die Schultern herab hingen; den Hals „schier ganz mit goldenen Ketten bedeckt, und über „den Schultern eine Art Band, das enge um den „Hals gieng, und sich in gebogene Spitzen aus„breitete, wie man die Sonnenstralen malet; al„les von sehr wundersam ausgestochenen Gold„platten. Darunter ein Hemde oder Baju von „Goldstücke, mit rother Seide, das ihnen die „Brust bedeckte, und mit einem sehr breiten Gür„tel, gemacht von Goldflittern. Sie waren ge„gürtet überhalb der Hüften, woselbst ein Pagne „von Goldstücke nach Landesgebrauche angehängt „war; und unter solchem Schlafhosen, auch von „Goldstücke, die nicht über die Knie giengen, wo„selbst viele goldene Schellen hingen. Arme und „Beine waren nackend, aber vom Gelenke bis „zum Ellenbogen ganz bedeckt mit großen Arm„bänden und Schleifen von Golde, mit Edelge„steinen besetzt, gleichwie auch über dem Ellenbo„gen, und vom Fußknochel bis an die Wade. „Am Gürtel hatte jedwede einen Cris oder Dolch. „Griff und Scheide war mit Edelgesteinen be„deckt, und in der Hand hatte jede einen großen „goldenen Windfächer, und viele kleine Schellen „daran. Sie kamen auf den Teppich mit großer „Ernsthaftigkeit, nach dem Tacte der Singstim„men und Instrumente: woselbst sogleich sie vor „dem Könige auf ihre Knie niederfielen: hernach „den Sombay machten, (welches der Gruß ist,) „indem sie die gefaltenen Hände auf den Kopf leg„ten, und anfingen, mit einem Knie auf der Erde „zu tanzen, mit allerley Bewegungen des Leibes, „der Arme und Hände; hernach aufgerichtet, mit „großer Geschicklichkeit und Tact. Sie legten zu„weilen die Hand an den Dolch, hernach ein an„dermal, als wenn sie mit dem Bogen schössen, „hernach als wenn sie den Schild und Säbel in „der Hand hätten. Dieses dauerte etwa eine hal„be Stunde, wornach sie wieder vor den König „niederknieten, nach meinem Bedünken in großer „Müdigkeit; denn ich erachte, daß jede wohl über „vierzig Pfund Gold an sich hatte, und tanzte „doch mit großer Flüchtigkeit und Anmuth: und „weil ich oft in Frankreich habe tanzen sehen, „bilde ich mir ein, wenn diejenigen, welche vorgeben, „daß sie es verstehen, diesen Tanz gesehen hätten, „würden sie sagen, daß er nicht barbarisch heraus„komme“. A. d. 54 und 55 S.

i) A. d. 55 S.

k) We

Beaulieu 1621.

Unterdessen versprach er den Franzosen beständig goldene Berge. Denn ohne die Wichtigkeit ihrer Geschenke zu gedenken, davon er allemal mit Verwunderung sprach: so hielt er es auch deswegen für seine Schuldigkeit, sie nicht so bald von sich zu lassen, weil er einige von ihren Künstlern zu Verfertigung allerley schöner Arbeit, daraus er seinen einzigen Zeitvertreib machte, gebrauchen wollte. Beaulieu meldet, man habe ihn einstens schleunig nach Hofe berufen, weil ihn der König ohne Verzug sprechen wolle. Er machte sich in aller Eile dahin. Unterweges erzählete ihm der Sabandar, als welcher ihn gerufen hatte, weil der König so viel Wesens von den beyden ihm verehrten Pikeneisen mache: so habe er die völlige Spitze wollen ausstechen und vergolden lassen, indem sie nur bis an die halbe Schneide blau angelaufen war. Diese Arbeit nun habe er einem seiner Künstler aufgetragen, welcher auch das Eisen ins Feuer geleget, um das Gold aufzutragen. Da er es aber heraus genommen: so sey das vorige Gemälde nicht mehr zu sehen gewesen. Er sey darauf sogleich zu den Franzosen gegangen, in Hoffnung, es werde einer oder der andere im Stande seyn, den Fehler gut zu machen; es habe aber ein Goldschmied von Rouen, Namens Houppeville, an den er sich gewendet, zur Antwort gegeben, sein Werk sey nicht, in Eisen zu arbeiten.

Warum er den Beaulieu nicht wegläßt.

Der König ließ die Eisen herbey bringen, und zeigte sie dem Beaulieu, welcher frey heraus sagte, er glaubete nicht, daß dem Schaden zu helfen wäre. Diese Antwort machte den König so zornig über den armen Tropfen, der sie ins Feuer gelegt hatte, daß er ihm auf der Stelle beyde Hände abhauen ließ *l*).

Als

k) Wenn die Könige zu Kaufleuten werden, saget Beaulieu, so hat das Handeln ein Ende.

l) Ebendas. a. d. 52 S. „Hernach sagte er „zu mir, er habe gehöret, ich hätte einen Gold„schmied, und er bäthe mich, ich sollte ihm einen „großen goldenen Ring, der mehr als zwey Loth „weg, emailliren lassen, und gab mir den Ring. „Ich sagte, ich wüßte nicht, ob der Goldschmied „emailliren könnte oder nicht, denn ich hätte ihn „noch nie arbeiten sehen. Er gab mir durch den „Sabandar zur Antwort, er wisse wohl, daß der „Goldschmied ein geschickter Mann sey, und daß „er schon andern Leuten versprochen habe zu ar„beiten und umzugießen, er wolle ihm bezahlen, „bathe mich auch, ein Auge auf den Kerl zu ha„ben, und wolle er einen seiner Goldschmiede, den „er mir zeigte, zu ihm schicken, damit er die Wei„se des meinigen lernen mochte. Er war ungemein „erpicht auf Edelgesteinwerk und Goldschmiederey, „und hatte mehr als dreyhundert Goldschmiede, „die täglich für ihn arbeiteten, und über das zeig„te er mir, und ließ mich sehen, eine sehr große „Anzahl gefaßter und ungefaßter Steine, die er „meistentheils an zwey Orten durchbohren ließ, „und Halsbänder und Ketten von großen Steinen „daraus machen, auch Bajus, oder Kit„tel nach seiner Tracht, ganz mit diesem Stein„werke besetzt, imgleichen allerley Goldschmiede„rey, als da sind große güldene Gefaße, mit „Steinwerke besetzt, Säbel in großer Menge auch „Hirschfänger und Dolchen nach ihrer Weise, die „ganz mit Edelgesteinen bedeckt waren, sowohl am „Griffe, als auf der Scheide: Eine große Men„ge Agraffen oder Haken, in seine Kittel oder in „den Schlitz derselbigen zu stecken, in Gestalt der „Knöpfe, und er sagte mir, daß an dem Verra„the, den er von Baius oder Kitteln habe, mehr „als drey Babars Gold verarbeitet sey. (Ein „Babar ist mehr als dreyhundert funfzig Pfund „französisches Gewicht), und wenn er sechs Tage „nach einander anwendete, mir seine Juwelen „und Edelgesteine zu zeigen: so würden sie nicht „hinreichen, mir alles sehen zu lassen. Ich weis „nicht, ob er dieses etwa nur deswegen sagte, „damit ich seine Reichthümer bewundern sollte: „aber so viel ist richtig, daß ich in zwoen Stunden „Zeit, die ich da war, eine große Menge davon „sah, doch sind die meisten vielmehr Steine zur „Pracht, als vom Werthe, und außerhalb seinen „Händen würden sie dasjenige bey weitem nicht „gelten, was er sie schätzet. Gleichwohl habe ich „unter diesen Steinen einige von hohem Werthe „gesehen; vornehmlich drey Diamanten, jedwe„den ungefähr von funfzehn bis zwanzig Karat; „zween

Beaulieu 1621.

Als einige Tage hernach einer von seinen Hähnen, den er einem der vornehmsten Herre[n am] Hofe in Verwahrung gegeben hatte, von einem kleinern Hahne im Kampf[e über]wunden wurde: so wollte der König wissen, warum der kleine mehr Stärke hätte, a[l]s der große? Indem der Orancay den König voll Zorns sah: so gab er mit großer Demuth zur Antwort: er könne die Ursache nicht aussinnen. Aber ich kann sie aussinnen, gab der König zur Antwort: du hast meinen Hahn schlecht gefüttert, und den für ihn bestimmten Reiß deinen Huren gegeben, oder selbst gefressen. Damit befahl er, ihm eine Hand am Gelenke abzuhauen, welches auch auf der Stelle geschah. Beaulieu sah den armen Herrn seine abgehauene Hand in der andern nach Hause tragen.

Andere Grausamkeit des Königes.

Doch dieses war noch nichts gegen ein anderes Schauspiel, das er mit ansehen mußte. Als er den 24sten März auf des Königes Befehl nach Hofe kam: so fand er ihn damit beschäfftiget, daß er fünf bis sechs Weibespersonen auf eine schreckliche Weise in seinem Zimmer foltern ließ. Bey diesem Anblicke vergieng dem Beaulieu die Hoffnung, einige Gnade zu empfangen, ob er gleich selbige bestens gegründet zu seyn vermeynet hatte, indem ihn der König ausdrücklich rufen ließ. Gleichwohl überreichte er ihm nach abgelegter Begrüßung einige europäische Kleinodien, von denen er glaubte, sie würden des Königes Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Doch der Tyrann warf jetzo kaum einen Blick auf dasjenige, was ihm zur andern Zeit großes Vergnügen gebracht hätte. Er dachte im Gegentheile auf nichts anders, als die Marter zu vergrößern, welche bereits drey Stunden daurete. Beaulieu war vor Angst ganz erstarret, und bath in seinem Herzen den Himmel, ihn aus diesem Orte zu erlösen: insonderheit da er einige Orancays mit Zittern und Beben da stehen sah. Endlich trug der König einigen Officieren eine andere Hinrichtung auf, befahl, die Weibesbilder, die er dermaßen gepeiniget hatte, wegzuschaffen, ihnen Hände und Füße

Schrecken des Beaulieu.

„zwey sehr große Rubine, und einen Smaragd, „aus der alten Grube, den er vor kurzem bekam, „als er Peru eroberte, und ist selbiger einer der „schönsten Steine, die man meines Erachtens finden kann. Ebendas. a. d. 52 und 53 S.... Mittwochs den 17ten und die vorhergehenden Tage, „hatte ich immer viel zu thun, unsern Goldschmied „Arbeit für den König vorzugeben, als welcher „immer noch mehr von ihm gemacht haben will; „und wollte ich vorjetzo, daß niemals ein Goldschmied auf dem Schiffe gewesen wäre, weil ich „fürchtete, es möchte dem Könige seine Arbeit so „wohlgefallen, daß er meine Angelegenheiten verzögerte, bloß damit er seine Juwelen könne emailliren lassen. Ebendas.

m) Wir wollen die Erläuterung dieser Begebenheit hier beybringen. „Ich blieb noch etwa eine „Stunde da, wornach ich Gelegenheit fand, mich „nebst dem Sabandar auf die Seite zu machen. „Wir giengen zum Schlosse hinaus, und ich erkundigte mich nach der Ursache dieser Hinrichtung. „Er sagte, die vorige Nacht hätten fünf oder sechs „Weiber von seiner Leibwache sich ziemlich nahe an „seiner Kammer zu schlafen niedergeleget, und eine unter ihnen einen Schreckschrey gethan; welches der König gehöret, und gefraget, was es „sey? Ihm wurde geantwortet, es sey nichts. Und „weil er sah, daß auf etliche andere Fragen, die er „that, man ihm nich* gehörig antwortete: so ließ er „die andern Weiber, die bey ihm in der Kammer „waren, die übrige Nacht wachen, und trug ihnen auf, wohl an der Thüre zu horchen, und „ließ sich nichts merken, bis zu Anbruche des Tages; da ließ er diejenigen, welche geschrieen hatten, geschwind holen. Als selbige vor ihm stunden: so fragte er nach der Ursache dieses Lärms. „Einige antworteten, es sey nichts. Aber da sie „sahen, daß er sich erzürnete: so sagte eine, die ne„ben ihr stehende habe geschrieen. Der König „befahl ihr geschwind, die Wahrheit zu sagen. Ei „antwortete, da sie geschlafen, so sey einer unter den „Ort gekommen, wo sie war, und habe sie durch „die Bambus oder Rohre, die ihnen statt des Bet„tes dienen, mit einem Cris in den Schenkel ge„stochen

Beaulieu 1621.

Füße abzuhauen, und den Rumpf ins Wasser zu werfen. Hernach wandte er sich zu Beaulieu, und fragte ihn, wie ihm sein strenges Verfahren gefiele? „Ich war, sagte der ehrliche Mann, dermaßen kleinlaut, weil ich so lange Zeit nahe bey mir hatte scharfrichtern „sehen, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte. Gleichwohl sagte ich, meinen wahren Gedanken entgegen, die Königreiche könnten ohne Gerechtigkeit nicht aufrecht stehen. „Darauf versetzte er: wenn er das ungestraft lassen wollte, was diese Nacht vorgegangen „wäre; so würde sein Leben in schlechter Sicherheit stehen *m*).

Begebenheit eines portugiesischen Spielers.

Dieser Blutdürstigkeit ungeachtet, ließ er auf des Beaulieu Vorbitte, einige Portugiesen los, die seit langer Zeit in seinen Fesseln schmachteten. Unter andern Handelsleuten von besagter Nation, welche durch Handlung oder auf andere Weise etwas am Hofe zu Achem zu gewinnen suchten, machte der Verfasser Bekanntschaft mit **Don Francesco Carnero**, einem geschickten und dermaßen glücklichen Spieler, daß es schien, er habe das Glücksrad gebunden. Gleichwohl kam es endlich heraus, daß an seinem beständigen Gewinnen, das Betrügen eben so viel Antheil hatte, als seine Geschicklichkeit, oder sein Glück. Er gewann erstlich dem Sabandar gewaltige Summen ab, welcher sich hingegen seines Verlustes durch Bezwacken der Kaufleute erholete. Nachgehends spielete er einstens mit einer indianischen Dame, und gewann ihr eine große Summe ab. Als er bey dieser Gelegenheit aus Verwunderung über einen außerordentlichen Wurf, mit der Faust auf den Tisch schlug: so traf er unversehens einen von seinen Würfeln mit solcher Gewalt, daß er davon entzwey sprang, und einige Tropfen Quecksilber heraus liefen. Die indianischen Zuschauer erstauneten über diese Begebenheit desto mehr, weil der Herr Carnero die Würfeltrümmer in aller Geschwindigkeit zu sich steckte, und keinen Menschen sehen ließ. Sie glaubten also, es gehe mit Hexerey zu. Jedermann sagte, es sey ein Geist

„stochen; darüber habe sie geschrien, und die andern wären aufgewachet. Hierauf fragte sie der „König, ob sie jemanden gehöret hätten? Einige „sagten nein; andere ja: noch mehr, sie hätten „den Cris gefunden, den der König bringen ließ, „und welcher von niemanden erkennet wurde. Hierauf ließ er die Merigne, oder Wachtmeisterinn „holen, die ebenfalls eine Frau ist, welche dieses „Amt im Schlosse versieht, und fragte, ob jemand diese Nacht herein gegangen wäre? Sie antwortete nein. Hierauf wandte er sich zu denen, „unter welchen der Cris war gefunden worden, „fragte, wer ihn gebracht hätte, wer sie damit gestochen hätte, wer sie zum Schreyen beweget, „warum sie ihm die Wahrheit nicht gesaget hätten: und als er sah, daß sie ihm nichts antworteten, so erzürnete er sich, und fiel auf den Argwohn, man wolle ihn ums Leben bringen, und „dieses sey seine leibliche Mutter, und sie habe diese Weiber bestellet, einen Lärm zu machen, damit er möchte aus der Kammer gehen, und desto leichter ermordet werden. Dieses war die „Ursache, warum er die Weiber, die geschrieen „hatten, ja die Merigne selbst, also foltern ließ.

„Und ob wohl diese Weiber auf niemanden etwas bekannten: so ließ doch der König seine Mutter gefangen nehmen, und habe ich gehört, er „habe sie gleichfalls foltern lassen; er schickte auch „den Orancay Laxeman ab, eben als ich im „Schlosse war, seinen leiblichen Neffen, des Königes von Jahor Sohn, umzubringen, indem er „sagte, diesen jungen Herrn wolle seine Mutter „zum Könige machen; und diesen Abend habe ich „erfahren, daß er auch den Sohn des Königes „von Bintan, den er in Ketten und Banden hielte, imgleichen den Sohn des Königes von Pahan, die „seine Anverwandte waren, umbringen ließ, und „saget man, er werde seine Mutter gleichfalls umbringen lassen, wozu großes Ansehen ist: denn „er hat ihr schon alle ihre Reichthümer weggenommen, und hat überdieses fünf der vornehmsten „Herren an seinem Hofe hinrichten lassen, weil er „meynte, sie hülfen seiner Mutter". Ebendas. a. d. 63 S.

Beaulieu 1621.

Geist in sichtbarlicher Gestalt aus dem Würfel zum Vorscheine gekommen, es habe ihn auch jedermann gesehen; doch sey er ohne jemandes Beleidigung sogleich verschwunden *n*). Beaulieu merkte wohl, wie die Sache beschaffen seyn möchte. Er ließ aber die Indianer bey ihrer Meynung, und anstatt etwas dem Carnero nachtheiliges zu sagen, redete er ihm eifrig zu, dem Spielen Abschied zu geben, indem er an dem achemschen Hofe keinen Vortheil mehr davon haben würde. Vermuthlich bewegte dieses Verfahren den Portugiesen dahin, daß er ihm aus Dankbarkeit eine dem französischen Handel sehr vortheilhafte Nachricht ertheilete.

Was er dem Beaulieu berichtet.

Er stellete ihm vor: „Die Franzosen müßten ihre Absicht auf Bantam völlig fahren lassen, dagegen aber vielmehr auf Errichtung eines Waarenlagers zu Achem gedenken; doch dieses allein sey nicht hinlänglich, sondern sie müßten auch eines zu Surate haben. Die Piaster und französischen Waaren schickten sich nicht für die Insel Sumatra; es sey da nicht der geringste Gewinn zu hoffen, wofern man gerades Weges aus Frankreich dahin komme, und Pfeffer kaufe; dahingegen wenn man seinen Weg über Surate nehme, so könne man die Piaster mit einem billigen Gewinne daselbst umsetzen, auch an allerley aus Frankreich mitgebrachten Waaren bey dem Verkaufe zu Surate hundert auf hundert gewinnen, dagegen aber in besagter Stadt Waaren einkaufen, die sich für Sumatra schickten, woran man gewöhnlicher Weise drey für eins gewinne „ *o*).

Carnero sagte dem Beaulieu für einen glücklichen Ausgang gut. Er verlangte Vollmacht von ihm, auf dem suratischen Schiffe, das in dem Hafen zu Achem lag, und ohne Zeitverlust unter Segel gehen sollte, nach Masulipatan zu schiffen. Von da versprach er, nach dem Hofe des großen Mogols zu reisen, woselbst er zu Bekräftigung seines Antrages seines Erachtens weiter nichts nöthig haben würde, als eine Lettre de Cachet vom Könige in Frankreich, und einen Brief von des Beaulieu Hand. Nebstdem verließ er sich auf den Beystand eines französischen Goldschmiedes, und guten Freundes von ihm, der am mogolschen Hofe in großer Gnade stund, imgleichen auf einige Empfehlung von dem Hauptmanne des suratischen Schiffes, Namens Peribei. Dem Beaulieu schien dieser Vorschlag höchstwahrscheinlich zu seyn, und mit weniger Wagniß verknüpfet: er setzte also einige Hoffnung darauf. Carnero brachte seine Reise glücklich zu Ende. Der Verfasser erwähnet zwar in seinem Tagebuche, es sey selbiger zurück gekommen *p*): er saget aber nicht, wie die Unternehmung abgelaufen sey. Doch die Ursache seines Stillschweigens mag beschaffen seyn, wie sie will, so scheint doch, er sey mit des Carnero Verrichtung zufrieden gewesen, indem er nachgehends noch beständig mit ihm zu thun hatte. Man könnte demnach diese Begebenheit als den Ursprung der französischen Handelsniederlage zu Surate ansehen.

Ursprung des französischen Handels zu Surate.

n) A. d. 64 S.
o) Ebendas.
p) A. d. 90 S.
q) Oder Pulo-Lada.

r) Er setzet die Rhede von Achem auf 5 Gr. 54 Min. Norderbreite. Die Magnetnadel wei[...] nach seinem Berichte 5½ Grad gegen Nordwest a. d. 77 S.

Beaulieu 1621.

Der III Abschnitt.

Beaulieus Abreise von Achem und übrige Fahrt.

Beaulieu geht von Achem weg; segelt nach Lancahui. Beschreibung von Lancahui, oder Pulo-Lada. Pulo Batton. Er begegnet dem du Parc. Begebenheiten des Unteradmirals. Ihm wird von den Holländern übel begegnet. Sein Schiff wird verbrannt. Wie er nach Achem kömmt. Er stirbt aus Verdrusse. Beaulieu verlangt Genugthuung vom Könige zu Achem. Die gefangenen Franzosen kommen los. Rückkehr des Verfassers nach Europa.

Beaulieu geht von Achem weg.

Beaulieu bemühete sich nun schon länger, als ein halbes Jahr um die Erlaubniß zu handeln: es wurde aber selbige unter mancherley leeren Vorwande von einem Tage zum andern aufgeschoben. Da er nun hörete, man könne zu **Queda** und **Lancahui** q) eben so viel Pfeffer haben, als auf **Sumatra**: so ergriff er endlich den Entschluß, heimlich von Achem weg und an besagte Oerter zu gehen. Seine Absicht war, erstlich nach **Tiku** zu gehen, und zu sehen, ob er nicht ohne königliche Erlaubnißbriefe daselbst handeln, oder allenfalls die aus dem Hafen laufenden Schiffe anhalten, und ihren Pfeffer gegen landläufigen Preis wegnehmen könne. Er hielt dieses nicht für eine Rache, sondern auch für eine billige Schadloshaltung wegen aufgewandter Unkosten und großen Zeitverlustes. Gleichwohl gesteht er, er habe vermittelst geheimer Wege ungefähr siebenhundert **Bahar** Pfeffer in dem Hafen zu Achem geladen.

Segelt nach Lancahui.

Er segelte demnach Sonnabends, den 24sten des **Heumonats**, davon, und ließ bey einem guten Freunde einen Brief an seinen Viceadmiral zurück, im Falle solcher etwa hieher kommen möchte. Des folgenden Tages kam er glücklich durch die Inseln **Gomispoda** und **Pulaway**, welche die Rhede von Achem auf der Nordseite versperren. Er hoffte, vermittelst des zu selbiger Jahreszeit regierenden Südwestwindes, die Spitze von Achem vorbey zu kommen, wenn er sich, dem Wege nach Tiku gemäß, Westnordwest hielte. Es waren ihm aber die Ströme und die Fluth so sehr entgegen, daß er in die hohe See stechen und den Weg nach **Lancahui** nehmen mußte. Indem der gemeine Preis des Pfeffers auf dieser Insel nicht höher, als auf sechszehn Piaster stieg, und er die Gunst des Königes von Queda mit mehr nicht, als zwey eisernen Stücken, erkaufen durfte: so wäre alles nach Wunsche abgelaufen, wofern es die Jahreszeit nicht verhindert hätte. Allein, es war damals so wenig Pfeffer vorhanden, daß er nicht mehr als zwanzig Bahars auftreiben konnte. Da es ihm nun nicht möglich fiel s), den Jenner, als die eigentliche Erndtezeit, abzuwarten: so gieng er den 12ten des Weinmonats wieder unter Segel.

Beschreibung von Lancahui oder Pulo Lada.

Diese Insel wird von den Einwohnern **Lancahui**, von den Achemern aber **Pulo-Lada**, oder **Pfefferinsel** genannt t), und hat funfzehn bis zwanzig französische Meilen im Umkreise. An einigen Orten ist sie bergigt, insonderheit auf der Seite gegen **Pulo-Botton**, welche Insel nur fünf Meilen westlich von hier liegt. Inwendig im Lande steht ein hoher Berg, welchen ein schmales Thal, das man aber nur auf der Südseite wahrnimmt, in zween Berge theilet. Man sieht folglich von Westen nur eine einige hohe Spitze, von Südwesten aber eine doppelte. Am Fuße dieses Berges wächst der Pfeffer in großer Menge;

 ja

s) Er saget nicht warum, giebt aber zu verstehen, daß er viele Kranke gehabt.

t) Beaulieu beschreibt den Pfefferbau sehr verständlich und genau. Doch dieses gehöret zur Naturgeschichte. Er setzet die Insel Lancahui oder Pulo-Lada auf 6 Gr. 15 Min. Norderbreite. Die Magnetnadel wich daselbst auf 2½ Grad westlich ab.

Beaulieu 1621.

ja die Insel würde weit mehr tragen, wenn es ihr nicht an Einwohnern fehlete. Damals bestund ihre ganze Anzahl aus etwa hundert Personen, als dem Ueberreste von sieben bis achthundert, die an einer Seuche gestorben waren. Uebrigens ist das Land ungemein fruchtbar an Früchten, Reiß und Viehe, ja wie Beaulieu noch hinzu setzet, an allen Gattungen von Spezerey. Es giebt da schöne Weide, verschiedene Bäche, und viele vortreffliche Quellen. Die ungebaueten Bezirke zeigen große und sehr dicke Wälder, absonderlich auf dem Gebirge, wo die Bäume ungemein hoch, gerade, und in gehöriger Dicke wachsen. An der Mittagsseite wird die Insel von vielen kleinen Meerarmen in viele Inselchen zerschnitten, die über und über mit Holze bewachsen sind. Gegen Norden liegt eine große Insel auf eine französische Meile davon, und der Verfasser glaubet, man könne dazwischen durchfahren, ob er gleich nicht versichern will, daß es mit großen Schiffen angehe. Mit einem Worte, die Insel **Lancahui** wäre vortrefflich bequem, die Vorbeyfahrenden mit allerley Nothdurft zu versorgen, wofern es nicht vom Anfange des Heumonats, bis zu Ende des Weinmonats, das ist, so lange die Westwinde blasen, beständig regnete, und dadurch die Luft sehr ungesund würde *u*).

Pulo Botton.

Beaulieu war Willens, nach Achem zurück zu kehren, in Hoffnung, zu erfahren, wie es seinem Viceadmirale gegangen sey. Als er von Lancahui absegelte: so rissen ihn die Ströme gegen **Pulo Botton**, und konnte er es sehr nahe betrachten. Er sah drey Inseln mitten unter einer Menge kleinen, welche zwar nicht bewohnt, aber mit hohen Bäumen, daraus man treffliche Masten machen könnte, bewachsen sind. Der Ankergrund ist allenthalben gut, und in der größten Insel findet man gutes Wasser *x*).

Begegnet dem du Pare.

Er brachte über vierzehn Tage zu, ehe er die Spitze von Achem vorbeylaufen konnte. Als er sich hierauf der Rhede näherte: so erblickte er ein großes Schiff, das mit vollen Segeln vor dem Winde auf ihn loskam, und, wie er bald sah, ein englisches war. Bey der nach seiner Meynung ihm bevorstehenden Gefahr, machte er bereits alle Anstalten zur Gegenwehr; doch, da es bis auf eine Viertheilmeile herbeykam, so schickte es die Schaluppe mit einiger Mannschaft an ihn ab, und diese kam ohne das geringste Merkmaal einiges Mistrauens an Bord. Der erste, welcher ins Schiff trat, und wegen ausgestandener Krankheit ganz verstellet war, gab sich für einen Officier des Viceadmirals, Namens **du Pare**, zu erkennen. Beaulieu wollte in der ersten Freudensentzückung auf der Stelle wissen, wo er herkomme, und was das für ein Schiff sey, das ihn hieher bringe. Er kam von Bantam. Das Schiff war ein englisches, von etwa sechshundert Tonnen, und mit zwey und dreyßig Stücken besetzet. Doch du Pare hatte ihm weit wichtigere Dinge zu berichten. Er sagte

Begebenheiten des Unteradmirals.

ihm, sein Viceadmiral **Grave** befinde sich auf dem englischen Schiffe, aber halbtodt vor Verdruß, Krankheit und Ermattung; er sey über Achem gegangen: weil aber kein französisches Schiff da gewesen, so sey er in dieses getreten, und habe nach Jacatra zurückkehren wollen.

Hierauf fragte Beaulieu mit größter Ungeduld, wo denn des Grave eigenes Schiff hingekommen sey? Du Pare antwortete, es habe selbiges seit ihrer Trennung ein Unglück über das andere ausgestanden. Es war in die Straße Sunda gelaufen; aus dieser warf es der Wind an die Küste von Sumatra, zwanzig französische Meilen unterhalb Ticu. Die

u) A. d. 83 S.
x) A. d. 84 S.

y) Beaulieu saget noch, er habe sich etwas schriftliches geben lassen. a. d. 87 S.

Beaulieu 1621.

Ihm wird von den Holländern übel begegnet.

Die Kankheiten wütheten ohne Unterlaß darauf, und zuletzt blieben kaum vier oder fünf gesunde mehr übrig. In diesem Zustande begegnete es nach und nach vielen holländischen Schiffen, die sehr gewaltsam damit verfuhren. Sie plünderten des Unteradmirals Kajüte, begegneten den Kranken übel, und verzehreten das beste, was da war. Gleichwohl stellete sich einer von ihren Oberhäuptern, als ob er in seinem Patente nachsähe, und gestund, es sey ihm nicht befohlen, französische Schiffe wegzunehmen. Er ließ sie darauf ihren Weg dahin fahren, doch mußten sie ihm versprechen, das Vorgegangene zu vergessen *y*). Auf diese Bedingung stund er Graven mit einiger Mannschaft bey, die ihn nach Jacatra brachte, aber ihre Mühe theuer genug anrechnete. Der holländische General **Coen** hinderte ihn zwar nicht, nach Bantam abzusegeln: er schrieb ihm aber sehr harte Gesetze vor, die seine schönste Handlungshoffnung vernichteten, und ihn nöthigten, bey seiner Abreise aus dem Hafen, eine Protestation wegen alles erlittenen Schadens gegen die holländische Nation einzulegen. Einige Zeit hernach, kam bey stockfinsterer Nacht eine Barke an das Hintertheil des Schiffes, und steckte es in Brand. Die dabey vorgegangenen Umstände waren also beschaffen, daß man klar genug sehen konnte, woher dieser schelmische Streich rührete. Doch der Argwohn verwandelte sich in eine gänzliche Gewißheit, als die Holländer den Grave verhinderten, seine Waaren zu retten, ja ihm nicht nur seinen Pfeffer wegnahmen und in ihre Packhäuser brachten; sondern auch das Geschütz, ja die Ueberbleibsel vom Schiffe selbst, unter öffentlichem Trommelschlage verkauften. Grave, der weder Rath noch Hülfe wußte, bath, sie möchten ihm doch wenigstens helfen, daß er mit seinen noch übrigen funfzehn bis sechszehn Mann nach Achem kommen könnte, weil er den Beaulieu noch daselbst anzutreffen verhoffte. **Limoney**, Factor der Gesellschaft von St. Malo zu Bantam, hatte seine Patache gekauft; und weil er sah, daß ihm gleichfalls aller Weg zur Handlung versperret war, so beschloß er, mit ihm wegzugehen, das ist, Grave und Limoney in der Patache, und die funfzehn oder sechszehn übrigen Franzosen in einer solchen Barke, die man dort zu Lande **Pares** nennt, unter Anführung des Hauptmanns **du Buc**. Die Barke kam zwar mit Ausgange des Augusts schon nach Achem, sie wurde aber auf Befehl des Königes, nebst aller darauf befindlichen Mannschaft und geretteter Waare, an Muscus, Edelgesteinen, Bezoar, und andern Gütern, alles zusammen etwa zweytausend fünfhundert Piaster am Werthe, angehalten. Die Patache war erst seit vier oder fünf Tagen in diesem Hafen eingelaufen. Als Grave, welcher gefährlich krank lag, den Beaulieu nicht daselbst antraf, und über dieses seine übrige Mannschaft und wenigen Güter in des Königes von Achem Händen sehen mußte: so fiel es ihm unmöglich, dieses letztere Unglück auszustehen. Er bediente sich also des nächsten englischen Schiffes, und verließ das Land, darinnen er nichts als lauter Unstern gefunden hatte *z*).

Ein Schiff wird verbrennet.

Wie er nach Achem kömt.

Stirbt aus Verdrusse.

Beaulieu erschrack gewaltig über diese Erzählung, und ließ den Unteradmiral ohne Verzug an Bord bringen. Hier vernahm er in Gegenwart vieler Zeugen die Bestätigung aus seinem eigenen Munde. Nach Verlaufe einiger Tage starb der unglückselige Grave, theils vor Verdruß, theils an seiner Krankheit, in des Generals Armen *a*).

Beaulieu verlanget Genugthuung vom Könige zu Achem.

Ein billiger Eifer bewog den Beaulieu, mitten unter fünf mohrischen Schiffen, Anker auf der Rhede zu werfen, in dem festen Entschlusse, einige wegzunehmen, wofern ihm der König seine Leute nicht heraus geben wollte. Kaum hatte er Anker geworfen: so kamen einige

z) A. d. 87. 88. 89 S.

a) A. d. 90 S.

Beaulieu 1621.

einige Officier aus Achem zu ihm an Bord, mit Vermelden, der König freue sich über seine Ankunft, und lasse ihn bitten, ohne Verzug zu ihm zu kommen. Doch Beaulieu gab trotzig zur Antwort, er werde einem solchen Könige nimmermehr wieder trauen, der sich zuerst freundlich angestellet, hernach aber seine Leute als Spitzbuben gefangen gesetzet, und ihnen das wenige, was sie aus ihrem verunglückten Schiffe gerettet, weggenommen habe. Dieses heiße die dienstfertige Neigung der französischen Nation, und die Geschenke ihres großen Königes sehr schlecht erkennen. Sogleich versicherten alle diese Officier, der König beklage es sehr, daß er durch ungegründete Nachrichten betrogen worden, und kraft derselbigen auf die Meynung gerathen sey, als ob seine Gefangene diejenigen Portugiesen wären, die an seiner Küste geraubet und geplündert hätten. Er habe sie aber wiederum in Freyheit gesetzet, so bald er erfahren, sie wären Franzosen. Auf einem englischen oder holländischen Schiffe habe er sie deswegen nicht abreisen lassen, weil er bemerket, daß ihnen selbige sehr gehäßig seyn, folglich nicht für rathsam erachtet, die Unterthanen des Königes von Frankreich, mit welchem er in Freundschaft stehe, in die Hände ihrer Todfeinde zu liefern; hingegen sey er Willens gewesen, sie dem ersten französischen Schiffshauptmanne, der auf seiner Rhede einlaufen würde, anzuvertrauen b). Doch diese Verantwortung war unvollkommen. Der König von Achem hatte zwar die Gefangenen in Freyheit gesetzet, ihre Güter aber behalten. Nebst dem sieht man leicht, was ein Franzos oder ein Portugies sey; und wenn er sich nicht getrauet hätte, den Unterschied zu merken: so hätte er die Engländer oder Holländer, die ihn gar wohl zu machen wußten, zu Rathe ziehen sollen. Diese Einwürfe lehneten die Officier damit ab, daß sie sagten, man werde die Güter dem Beaulieu einliefern; und was die Gefangenen betreffe, so dürfe er ihrer Freyheit wegen außer aller Sorge leben. Doch, er begnügte sich an dieser Versicherung keinesweges, sondern sagte rund heraus, so lange ihm der König seine Leute nicht zuschickte, so werde er nicht weiter trauen. Hierauf erbothen sich sämmtliche Officier, als Geisel auf dem Schiffe zu bleiben. Er konnte folglich kein Mistrauen in ihre Aufrichtigkeit setzen, sondern entschuldigte sich nur damit, seine Schuldigkeit erlaubte ihm nicht, auf solche Weise mit dem Könige zu handeln, als ob sie Feinde unter einander wären, indem seine Verhaltungsbefehle ihm ein ganz anderes Verfahren vorschrieben. Er wollte Sr. Majestät sogleich aufwarten, so bald seine Leute am Borde seyn würden.

Die gefangenen Franzosen kommen los.

Mit dieser Antwort kehreten die Officier nach Hofe zurück. Noch an diesem Tage bekam Limoney und einige andere Franzosen die Erlaubniß, an Bord zu gehen. Sie brachten neue Versicherungen von der aufrichtigen Gesinnung des Königes mit, und Beaulieu trug nun kein Bedenken mehr, ans Land zu treten. Man gab ihm alle seine Leute wieder: allein mit den Gütern hielt es schwer, unter dem Vorwande, weil sie nach dem Verluste ihres Schiffes angekommen wären, so wären alle ihre Güter dem Könige verfallen. Demnach gedachte er auf Rache. Die ganze Schwierigkeit bestund nur darinnen, wie er alle Franzosen aus Achem wegbringen möchte. Er trieb den Limoney, welcher zum Vortheile seiner Gesellschaft sich in einige Handelsgeschäffte verwickelt hatte, er solle seine Waaren verkaufen, und sich von seinem Versprechen losmachen. Gleichwohl brachte ihn eine [illegible]

b) A. d. 97 S.
c) A. d. 94 S.

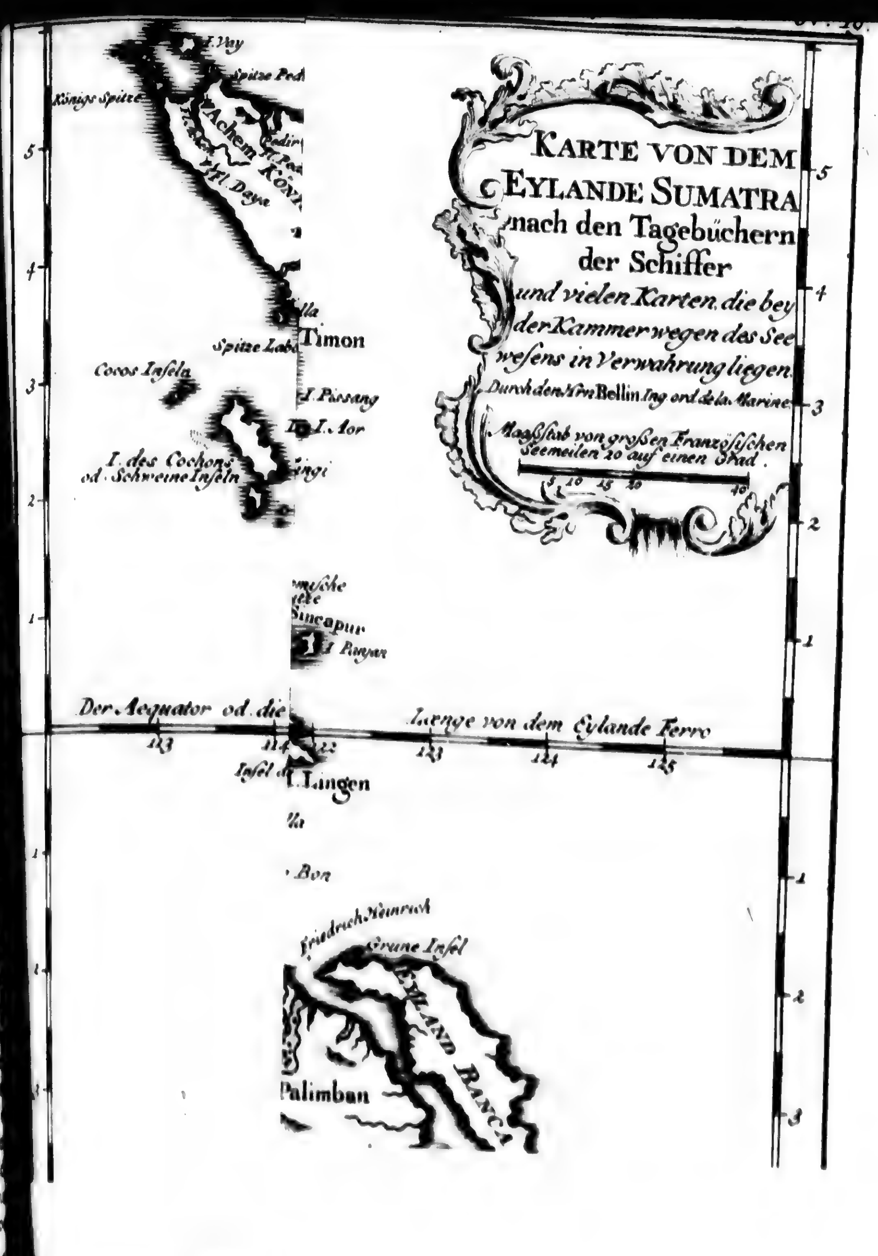
d) Er kam dahin den 21sten des Christm. [illegible]
e) Beaulieu bleibt in den Schranken eines [illegible]

nderer

n, der König freue sich über
s kommen. Doch Beaulieu
mmermehr wieder trauen, der
Spitzbuben gefangen gesetzet,
Schiffe gerettet, weggenommen
hen Nation, und die Geschenke
cten alle diese Officier, der König
trogen worden, und kraft der-
ne diejenigen Portugiesen wären,
habe sie aber wiederum in Frey-
f einem englischen oder holländi-
eil er bemerket, daß ihnen selbi-
ie Unterthanen des Königes von
Hände ihrer Todfeinde zu liefern;
hen Schiffshauptmanne, der auf
diese Verantwortung war unvoll-
angenen in Freyheit gesetzet, ihre
ein Franzos oder ein Portugies
zu merken: so hätte er die Eng-
wußten, zu Rathe ziehen sollen.
ie sagten, man werde die Güter
ffe, so dürfe er ihrer Freyheit we-
n dieser Versicherung keineswegs,
e Leute nicht zuschickte, so werde er
liche Officier, als Geisel auf dem
in ihre Aufrichtigkeit setzen, sondern
e ihm nicht, auf solche Weise m
er wären, indem seine Verhaltungs
Er wollte Sr. Majestät sogleich au

ofe zurück. Noch an diesem Ta
aubniß, an Bord zu gehen. S
immung des Königes mit, und Bea
Man gab ihm alle seine Leute w
dem Verwande, weil sie nach de
alle ihre Güter dem Könige verfalle
rigkeit bestund nur darinnen, wie
rieb den Limoney, welcher zum B
e verwickelt hatte, er solle seine Pata
n. Gleichwohl brachte ihn eine

Er kam dahin den 21sten des Christm. 16
Beaulieu bleibt in den Schranken eine





KARTE VON DEM EYLANDE SUMATRA
nach den Tagebüchern der Schiffer
und vielen Karten, die bey der Kammer wegen des Seewesens in Verwahrung liegen.
Durch den Hrn Bellin Ing. ord. de la Marine.
Maasstab von großen Französischen Seemeilen 20 auf einen Grad.
HALB-INSEL MALACA
MEERENGE VON MALACA
SUMATRA
KÖNIGR. ACHEM
Der Aequator od. die Linie
Længe von dem Eylande Ferro
Pahang
P. Timon
Malaca
Joor
Singapur
I. Lingen
Jambi
Palimban
EYLAND BANCA
Batang
Priaman
Padang
Manimcabo
Indrapur
Manna
I. Nias
Große Insel Fortuna
Insel der hohen Bæume
Straße Sonda
MAN MERKE
Tom. X. J.

ver
nach
Die
ohne

reich
d) n
sebesch
und
Doch
länder
Ende
bung
finden

Beschaffe
Gewäc
Städte
nigreich
ne, N
sondere
Jamb
Rhede
auslösch
Passan

Die
erf
ie sind
ndert
che, u
nd sieb
ntheil
diß un
ter di
ndrip
cht b
s ord

den.
Ta

Beaulieu 1621.

vermuthete Begünstigung des Königes auf andere Gedanken. Es erlaubte ihm selbiger, nach Tiku zu segeln, und daselbst so viel Pfeffer, als er noch nöthig habe, einzunehmen. Die Jahrszeit war vortheilhaft. Er suchte sich also dieser glücklichen Veränderung ohne Säumniß zu bedienen c).

Der Verfasser geht nach Europa.

Der Handel lief an diesem Orte so glücklich für ihn, daß er alle Mühe und Kosten reichlich ersetzet bekam. Doch es kam weder bey demselbigen, noch bey seiner Rückreise d) nach Havre de Grace, etwas seltenes oder merkwürdiges vor. Man hat seiner Reisebeschreibung das Tagebuch seiner Straße angehänget, das ist, ein Verzeichniß der Winde und Abweichung der Magnetnadel, welches sein Steuermann, le Tellier, aufgesetzet hat. Doch dasjenige, was man ihm insbesondere zu danken hat, und was ich, um den Engländern so lange zu folgen, bis ich nach meiner eigenen Weise verfahren darf, an das Ende des gegenwärtigen Stückes verspahret habe, das ist eine weit umständlichere Beschreibung von Sumatra, als man bisher in irgend einer besagte Insel betreffenden Nachricht finden wird.

Der IV Abschnitt.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Beschaffenheit der Insel. Lage der Stadt Achem. Gewächse in dasiger Gegend. Vornehmste Städte des Königreichs Achem. Andere Königreiche. Benachbarte Inseln. Insel Engano, Nassau, Montabey, Pulo Nyas. Besondere Königreiche auf Sumatra. Andigri, Jambi, Palimpan, Andripura, Manimcabo, Rhede von Cortatenga. Achem. Pedir. Unauslöschliches Oel. Daya. Cinquel. Barros. Passaman. Tiku. Priaman. Padang. Beschaffenheit der Einwohner zu Achem. Ihre Künste. Ihre Religion und Heucheley. Gesetze. Große Ehrerbiethung gegen die Gerichte. Beyspiel davon. Andere Reichsbeamte. Leibwache. Weiber und Beyschläferinnen. Staatskunst des Königes in Achem. Beschreibung des Schlosses. Beschreibung der Stadt Achem. Natürliche Festigkeit. Macht des Königes von Achem. Achemische Galeeren. Einkünfte des Königes von Achem.

Beschaffenheit der Insel.

Die Insel Sumatra e) ist größer, als England und Schottland zusammen, und erstrecket sich von der Achemer Spitze, und dem 5½ Grade Norderbreite, bis an die sundische Meerenge auf 5½ Grad südlich, welches für ihre Länge ungefähr dreyhundert französische Meilen beträgt. Ihre südliche Hälfte ist etwas breiter, als die nördliche, und Beaulieu setzet, eines in das andere gerechnet, ihre Breite überhaupt auf zwey und siebenzig Meilen. Inwendig ist das Land voll Berge, aber an der Küste ist es meistentheils flach, und hat keinen Mangel weder an guter Weide, noch an gutem Ackerfelde, für Reiß und andere indianische Früchte. Sie wird durch viele schöne Flüsse bewässert, darunter die größten sind: der Cinquel, Barros, Daya, Achem, Pedir, Jambi und Andripura. Der kleinen giebt es eine so große Menge, daß die Erde davon beständig feucht bleibt, ja hin und wieder morastig wird, des Regenwetters nicht zu gedenken, welches ordentlicher Weise im Brachmonate beginnt, und erst im Weinmonate aufhöret. Zu solcher

...en, und überläßt den Gelehrten zur Untersuchung, ob Sumatra des Salomons Ophir, oder das Taprobana der Alten sey. rc.

Beschreibung der Insel Sumatra.

solcher Zeit ist die Luft für Ausländer sehr ungesund, zumal in den Gegenden, welche am nächsten bey der Linie liegen, als etwa **Tiku** und **Passaman**. Die Achemer selbst bleiben nicht gern da. In eben dieser Regenzeit regieret der Westwind an der Küste, woran er sich mit heftigen Wirbeln und entsetzlichen Stürmen bricht. Endlich legen sich dieselbigen, gleichsam auf einmal, und es folget eine Windstille. Indem sich nun kein Lüftchen rühret, der Regen aber immer fortwähret: so zieht die Sonne stinkende Dämpfe empor, welche ansteckende Fieber verursachen. Die gewöhnliche Wirkung derselbigen an einem Ausländer ist, daß sie ihm innerhalb zwey bis dreyen Tagen den Garaus machen, oder doch wenigstens eine schmerzhafte Geschwulst zurück lassen, die schwer zu vertreiben fällt *f*).

Lage der Stadt Achem.

Weil die Stadt Achem ihre Stelle an der Nordspitze hat: so schöpfet man daselbst eine reinere und mildere Luft. Sie liegt an einem der Somme an Größe gleichenden Flusse, etwa eine halbe Meile vom Ufer der See, und mitten in einem sechs Meilen breiten Thale.

Gewächse in dasiger Gegend.

Der Boden schicket sich zwar zu allen Gattungen von Getraide und Gewächsen, es wird aber nichts als Reiß darauf gesäet, wovon die Einwohner hauptsächlich leben. Die Cocosbäume sind in besagter Gegend die häufigsten: doch fehlet es ihr so wenig, als der ganzen Insel, an allen Arten indianischer Obstbäumen, wohl aber an genugsamer Menge von Hülsenfrüchten und Küchenkräutern. Die Weideländer sind vortrefflich, und ernähren eine große Menge Büffel, Ochsen und Cabris. Pferde giebt es genug, aber kleine. Schafe kommen nicht fort. Hingegen ist die Menge der Hühner und Enten etwas erstaunliches. Man füttert sie fleißig, und verkaufet die Eyer. Beaulieu verwundert sich ungemein über die Anzahl der wilden Schweine, die er für **unendlich** ausgiebt. Sie kommen, saget er, in die Aecker, auf die Wiesen, ja so gar in die Höfe an den Häusern *g*). Sie sind aber weder so groß, noch so wild, als in Frankreich. Hirsche und Gemse sind größer, als bey uns. Hasen und Rehe sind auf der Insel etwas seltenes; alles andere Wildprät aber ist sehr gemein. Auf dem Gebirge und in den Wäldern giebt es viele wilde Elephanten, Tiger, Nashorne, wilde Büffel, Stachelschweine, Ziebethkatzen, Affen, Schlangen und sehr große Eydechsen. Die Flüsse sind sehr fischreich, aber meistens mit Crocodilen angefüllet *h*).

Vornehmste Städte des Königreichs Achem.

Der König von Achem besitzt den größten und besten Theil der Insel; das übrige ist unter ein halb Dutzend Könige vertheilet, welche alle mit einander nicht so mächtig sind, als er allein. Zwölf Meilen ostlich von Achem, liegt **Pedir**, eine große und volkreiche Stadt, sodann **Pacem** und **Dali**, an der Küste. In gleicher Entfernung, aber an der Westseite, hat die Küste **Daya**, eine sehr ansehnliche Stadt aufzuweisen, und sodann folget **Labo**, **Cinquel**, **Barros**, **Bataham**, **Passaman**, **Tiku**, **Priaman** und **Padang**. **Dali** und **Padang** beschränken das Königreich Achem auf beyden Seiten.

Andere Königreiche.

Gegen Morgen und an der Linie liegt das kleine Königreich **Andigri**; noch weiter, Jambi, das reichste nach dem Achemschen; und endlich **Palimbam**. Gegen Westen folget auf **Padang** das Königreich **Manimcabo**, und sodann **Andripura**. Das übrige an der Küste bis an den Sund liegt wüste; doch gehöret ein Theil der am Sunde liegenden Küste, dem Könige von Bantam *i*). Also ist die Beschreibung beschaffen, welche Beaulieu von dem Umkreise der Insel Sumatra giebt, und zugleich gestehet, ihr Inn

f) A. d. 96 S.
g) A. d. 97 S.

h) Ebendas.
i) Ebendas.

sey den Ausländern unbekannt, anbey saget er, die erwähnten Länder würden sämmtlich von Malayern bewohnet, die inwendige Gegend aber von den alten Einwohnern des Landes.

Beschreibung der Insel Sumatra.

An der Westküste liegt eine große Menge Inseln, einige ziemlich große, in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Meilen von Sumatra, andere kleine, auf drey bis vier Meilen weit. Sie gehören zu keinem einzigen Königreiche unter denen von uns angeführten. Die Einwohner der bevölkerten sind, wie es scheint, von einerley Abkunft mit den alten Einwohnern der großen Insel, welche vermuthlich von den Malayern vertrieben worden. Gegen Mittage, auf dem 5 Grad der Breite, liegt die Insel **Enganno**, worauf wilde und blutdürstige Leute wohnen. Sie laufen nackend, tragen lange Haare, und schlagen alle Ausländer, die sie erwischen, todt. Auf $3\frac{1}{2}$ Grad findet man eine öde vierzehn bis funfzehn Meilen lange Insel, welcher die Holländer den Namen **Nassau** geben. Vier oder fünf Meilen unterhalb derselbigen, gegen die Linie zu, ist eine andere unbewohnte Insel, von sieben bis acht Meilen in die Länge. Hierauf folget die Insel Montabey, die nur anderthalb Grad von der Insel liegt, und nicht kleiner, als zwanzig Meilen ist. Ihre Einwohner gehen gekleidet, und treiben ordentliches Verkehr mit denen von Tiku, ungeachtet sie zweyerley Sprache reden. Auf dieser Insel stieg des Beaulieu Unteradmiral Grave, bey seiner Ankunft in diesem Gewässer, ans Land, und hier nahm, wie er sagte, all sein Unglück den Anfang *k*). Unter der Linie selbst liegen wohl zwanzig bis fünf und zwanzig große und kleine Inseln, theils bewohnte, theils unbewohnte. Beaulieu nahm sich Zeit dazu, einige zu besichtigen, zwischen welchen er Anker warf *l*). Zween Grade nordlich über der Linie, findet man **Pulo Nyas**, eine Insel, welche funfzehn bis sechszehn Meilen in die Länge, und viele Einwohner hat. Sie nehmen die Kranken sehr leutselig auf, und treiben mit der Landschaft Barros Handlung. Noch liegen einige wüste Inseln, bis auf $3\frac{1}{2}$ Grad Norderbreite. Einige darunter sind über und über mit Palmbäumen bewachsen, und die Seestädte holen hier die Cocosnüsse ab, woraus sie ihr Oel machen.

Benachbarte Inseln.

Insel Enganno.

Insel Nassau.

Montabey.

Pulo Nyas.

Nunmehr wollen wir mit dem Verfasser auf die besondere Beschreibung von Sumatra kommen. Das Königreich **Andigri** trägt für seinen Umfang sehr viel Pfeffer. Es sind aber die Körner sehr klein. Das Gold ist in diesem kleinen Lande wohlfeiler, als in einer andern Gegend, so weit Malayer auf der Insel wohnen. Das Königreich **Jambi** hat bessern Pfeffer, als **Andigri**. In diesem Theile der Insel haben die Engländer und Holländer ihre Packhäuser. Will man nach der Hauptstadt reisen: so muß man funfzig bis sechzig französische Meilen gegen den Strom dahin fahren. Der Ort liegt in einer ungesunden Gegend: es wird aber ein starker Goldhandel mit den Einwohnern von Manimcabo, ja auch mit den ursprünglichen Einwohnern der Insel, daselbst getrieben. Das Königreich **Palimban** ist sehr fruchtbar an Reiß und Viehe. Die ganze Gegend, welche der König von Bantam auf der Küste besitzt, ist angenehm und fruchtbar, trägt aber wenig Pfeffer. **Andripura** liegt an einem sehr schnellen Strome *m*). Man treibt hier nicht nur mit Pfeffer Handlung, welcher eben also beschaffen ist, wie der zu Jambi, sondern man findet hier auch Gold. Auf Andripura folget das Königreich **Manimcabo**, und erstrecket sich sehr weit ins Land hinein. Es hat einige Rheden an der Küste, doch nennet der Verfasser

Besondere Königreiche auf Sumatra.

Andigri.

Jambi.

Palimban.

Andripura.

Manimcabo.

k) A. d. 98 S. *l*) Ebendas. *m*) Auf $3\frac{1}{2}$ Grad Süderbreite.

Beschreibung der Insel Sumatra.

fasser sonst keine, als **Cortatenga**, wohin gar oft engländische und holländische Schiffe kommen. Dieses Land hat wenig Pfeffer, hingegen viel Gold, das im Staub verkauft wird. Beaulieu fand es von gleicher Feine, als das französische, wiewohl es auch feineres giebt *n*).

Rhede von Cortatanga.

Achem.

Das Königreich **Achem** war sonst reich an Pfeffer. Als aber einstens ein König dieses Landes wahrnahm, daß die Einwohner den Ackerbau darüber versäumeten: so ließ er die meisten Pfefferbäume ausrotten. Sechs Meilen von der Hauptstadt, gegen Pedir, erhebt sich ein hoher Berg in Gestalt einer Nadel, welcher viel Schwefel liefert. **Pulo-way**, eine von den Inseln auf der achemschen Rhede, liefert nicht weniger viel; und aus diesen beyden Quellen versorget sich ganz Indien mit Schwefel zum Pulvermachen. Die Landschaft **Pedir** trägt so viel Reiß, daß man sie den Kornspeicher von Achem benennet. Die Seidenwürmer kommen nicht weniger gut fort. Mit ihrem Gespinste werden die Seidenwebereyen zu Achem versorget, und mit den daraus verfertigten Seidenzeugen großer Handel auf der ganzen Insel getrieben. Den Rest ihrer rohen Seide kaufen die Einwohner auf der Küste Coromandel. Sie ist nicht weiß, wie die chinesische, auch nicht so fein, noch so gut zugerichtet: aber ungeachtet sie gelb und hart ist, so machet man doch schöne Taf[…]fende davon. Von **Pacem** bis nach **Deli** findet man unterschiedliche von der Natur reich[…]lich begabte Gegenden, welche den Mangel der ärmern ersetzen können. Beaulieu rüh[…]met eine bey Deli befindliche Quelle von **unauslöschliche Oelem**; das ist, es brenne[t] selbiges immer fort, wenn es einmal angezündet worden, auch sogar mitten im Meere. Der König von Achem gebrauchte es in einem Seegefechte mit den Portugiesen, und ver[…]brannte ihnen durch Hülfe desselbigen zwo Galeeren mit Strumpf und Stiele *o*). Day[a] ist fruchtbar an Reiß und Viehe. **Cinquel** bringt viel Campher, den die Kaufleute vo[n] Surate und der Küste Coromandel sehr theuer bezahlen *p*). **Barros** ist eine sehr schö[ne] Stadt, liegt an einem großen Flusse, in einer wohlangebauten Gegend. Man mach[t] daselbst viel **Benjouin**, den die Einwohner statt des Geldes brauchen, und den ganz In[…]dien unter dem Namen dieser Stadt kennet. Je weißer er ist, desto höher schätzet ma[n] ihn. Zu Barros wird viel Campher gesammelt; gleichwohl hält man den batahamisch[en] für besser, ob er gleich in geringerer Menge wächst *q*).

Pedir.

Unauslöschliches Oel.

Daya.

Cinquel.

Barros.

Passaman.

Passaman, woselbst die Pfefferbäume anfangen, liegt an dem Fuße eines sehr hohe[n] Berges, den man bey hellem Wetter auf dreyßig Meilen weit im Meere sieht. Hi[er] wird der Pfeffer vollkommen gut. **Tiku**, welches sieben Meilen davon liegt, trägt n[och] mehr. **Priaman** ist sehr volkreich; es liegt angenehmer, als Tiku, und hat gesünde[re] Luft. Auch sind die Lebensmittel in größerer Menge da: allein der Pfeffer geräth nic[ht] so wohl. Doch diesen Abgang ersetzet der Goldhandel, den die Einwohner mit Mani[…]cabo treiben. **Padang** hat wenig Pfeffer, hingegen hat der Goldhandel desto mehr [zu] sagen, auch machet der Strom einen natürlichen Hafen, der die größten Schiffe fa[ssen] kann. Die Holländer hatten sich zu Priaman nieder gelassen. Beaulieu berichtet ab[er,] es habe sie kurz vor seiner Ankunft der König von Achem gezwungen, ihr Packhaus zu ve[r-] lassen.

Tiku.

Priaman.

Padang.

n) A. d. 98 S.

o) A. d. 99 S.

p) Den Cati von 28 Unzen für 15 = 16 Piaster.

q) A. d. 99 S.

r) Sie sind hochmüthig, neidisch, ohne Tr[…] und Glauben, absonderlich gegen Christen.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Alle diese Städte sind nebst den benachbarten Gegenden bis an den Fuß des Gebirges stark bevölkert. Das Land ist ordentlich angebauet. Es giebt so wohl unter den ausländ-
dischen, als einheimischen Einwohnern, reiche Leute, die ihr Glück in Ruhe genießen.
Doch haben sie dieses Vergnügen bloß ihrer Entfernung von Achem zu danken. Beaulieu
nennet die Gegenwart des Königes ein fürchterliches Schreckbild, das alle Einwohner in
der Hauptstadt zu elenden Leuten machet. Doch, saget er dabey, sie verdienten es wohl;
denn sie hätten ein höchst boshaftes Gemüth. Will man ihre sittliche Beschaffenheit
recht deutlich einsehen: so muß man seine eigenen Worte lesen r). Unterdessen spricht er
auch ihren guten Eigenschaften das gebührende Lob; er schreibt ihnen viel Witz und Bered-
samkeit zu; sie reden ihre Sprache gut; schreiben eine schöne Hand, worauf sich jedweder
unter ihnen befleißiget; sie verstehen ferner die Rechenkunst, nach der Araber Gebrauche,
aus dem Grunde; sie lieben die Dichtkunst, und geben ihren Gedichten meistentheils Melo-
dien; sie halten viel auf Reinlichkeit in der Kleidung und Wohnung, sie würden auch dieselbige
gern bis zur Pracht treiben, wofern nicht der König die Reichen am meisten plagte.

Beschaffenheit der Einwohner zu Achem.

Ihre Künste.

Die Künste werden zu Achem hoch geachtet. Es giebt daselbst treffliche Schmiede, welche allerley
Eisenarbeit verfertigen; ferner giebt es Zimmerleute, die sich sehr gut auf den Galeeren-
bau verstehen; Gießer, für allerley Kupferarbeit. Aus des Beaulieu Tagebuche ist bereits
bekannt, daß der König dreyhundert Goldschmiede, und eine Menge anderer Künstler, in
seinem Pallaste hatte. Seit seiner Regierung hält man die achemischen Soldaten für die
besten in ganz Indien. Sie leben ungemein mäßig. Ihre ganze Nahrung besteht in
Reiß. Doch fügen die reichsten unter ihnen noch etwas Fisch und Kräutergemüse dazu.
Es muß in Sumatra schon ein sehr vornehmer Herr seyn, der ein gesottenes oder gebrate-
nes Huhn auf seinem Tische haben soll, und sodann lebet er den ganzen Tag davon. Daher
sagen sie auch, wenn zweytausend Christen auf ihrer Insel wären: so würden gar bald alle
Ochsen und alles Geflügel aufgezehret seyn.

Ihre Religion u. Heucheley.

Sie sind sämmtlich Muhammedaner, und stellen
sich sehr eifrig in ihrem Glauben: man merket aber bald, daß es lauter Heucheley ist, insonder-
heit wenn sie eine ungemeine Zuneigung gegen ihren König vorgeben, da sie doch, nach
Beaulieus Redensart, **ihm das Herz aus dem Leibe fressen möchten** s). Sie fürch-
ten ihn ganz erstaunlich; und weil sie unaufhörlich besorgen, ihre Nachbarn, oder wer
sonst mit ihnen umgeht, möchten durch boshaftes Angeben seinen Grimm über sie reizen:
so suchet einer dem andern durch falsche Anklagen vorzukommen. Aus dieser Ursache ent-
steht seine Grausamkeit. Denn da ihm die Zuträger beständig in den Ohren liegen: so
denket er, man suche ihn alle Augenblicke zu ermorden, und alle seine Unterthanen seyn ab-
gesagte Feinde von ihm, gegen die er nicht genug auf seiner Hut stehen könne. Ein Bru-
der giebt den andern an; der Sohn den Vater. Wirft man ihnen diese unmenschliche
Bosheit vor, und heißt sie ihr Gewissen bedenken: so sagen sie: Gott sey weit entfernet,
der König hingegen in der Nähe t).

Gesetze.

Auf Sumatra geht die Vielweiberey im Schwange, gleichwie in allen muhamedani-
schen Ländern, und die Gesetze wegen des Ehestandes sind eben dieselbigen. Wucherey,
oder Leihen auf Pfänder, ist scharf verbothen. Die schwersten Zinsen sind hier zu Lande

 jähr-

Spitzbuben, Diebe und Vergifter; sie schätzen sich deswegen für weit geschickter, als ihre Nachbarn; sie halten alle andere Völker gegen sich nur für Wilde. Sind des Beaulieu Worte.

s) A. d. 100 S.

t) Ebendas.

Beschreibung der Insel Sumatra.

jährlich zwölf von hundert, dahingegen man zu Bantam monatlich fünf bezahlet. In Schuldsachen wird sehr scharf verfahren. Ist die Zeit verstrichen, so wird der Schuldner vor Gericht gefordert, und der Gläubiger beweist seine Forderung. Hierauf wird eine obgleich gemeiniglich sehr kurze Frist zur Bezahlung bestimmt. Erfolget solche nicht auf den gesetzten Tag: so nimmt man den Schuldner beym Leibe, und verurtheilet ihn, seinen Forderer auf der Stelle zu befriedigen. Fehlet es ihm an Willen oder Vermögen, so bindet man ihm mit einem Rattan die Hände auf den Rücken. In diesem Zustande darf er zwar hingehen, wohin er will: allein es darf ihm bey Lebensstrafe kein Mensch die Hände los binden, auch muß er alle Tage währenden Gerichtes vor dem Richter sich sehen lassen. Kömmt es so weit, daß er durch einen Ausspruch für unvermögend zu zahlen erkläret wird: so fällt er seinem Gläubiger heim, und muß ihm bis zur gänzlichen Bezahlung als ein Leibeigener dienen. Dieses Gericht, nämlich in bürgerlichen Sachen, wird all Morgen, nur Freytags nicht, unweit der Hauptmoschee gehalten. Das Halsgericht, welches über Diebstahl, Mord u. s. w. richtet, wird anderswo gehalten. Die reichsten Orancays wechseln einander im Vorsitze ab.

Große Ehrerbiethung gegen die Gerichte.

Beaulieu redet mit Verwunderung von der großen Ehrerbiethung der Achemer geg die Obrigkeit. Ein Weib, ja ein Kind ist im Stande, einen Missethäter anzuhalten; denn er verlanget nicht im geringsten sich zu widersetzen, noch wegzulaufen. Eben so wi lig läßt er sich vor den Richter bringen, der ihn auf der Stelle bestrafet. Die gewöhnlic Strafe für gemeine Verbrechen, ist eine Prügelsuppe. Ist sie vorbey, so geht jedwe ganz gelassen seiner Wege, ohne daß man merken könnte, wer Kläger oder Beklagter das ist, man höret weder auf einer Seite Klagen, noch auf der andern Vorwürfe. E

Beyspiel davon.

stens als Beaulieu etwas vor Gerichte zu thun, und der Richter ihn sehr höflich abgef get hatte, so sah er unterschiedliche Sachen ausmachen, unter andern auch eine mit ein Kerle, welcher so neugierig gewesen war, seines Nachbars Frau über dem Zaune zu schauen, als sie sich wusch. Die Frau klagte es ihrem Manne; dieser führete ihn vor Gericht, und der Richter verdammte ihn zu dreyßig Rattanstreichen auf die Schulte Sogleich führete ihn der Gerichtsdiener zum Saale hinaus, und hub vorläufig den auf. Denn der Verurtheilete suchte der Schmerzen überhoben zu seyn, und both sechs **Mazes**. Der Kerl verlangte vierzig; und als jener sich zu lange besann: so ga ihm einen so nachdrücklichen Streich, daß der Handel sehr bald um zwanzig Ma geschlossen wurde. Zwar geschah dem Urtheile deswegen dennoch ein Genüge: a so sanft, daß die Streiche kaum das Gewand berühreten. Dieser Handel war im sichte des Richters und aller Beysitzer geschlossen worden, die aber nicht die geri Hinderniß darein zu machen begehreten; und weil nach vollstrecktem Urtheile der klagte frey war: so trat er ganz gelassen unter die übrigen Zuschauer, und sah zu, andere Sachen abgethan wurden. Beaulieu erfuhr von seinem Dollmetscher, der gemeine Gebrauch bringe dieses also mit, gleichwohl müsse derjenige, welcher die zig Mazes bezahlete, ein reicher Kerl gewesen seyn; denn ein ärmerer würde lieber Prügel ausgehalten, als sie mit Gelde abgekaufet haben u). Der König ließ einen Tag ohne ein Bluturtheil hinstreichen; wenigstens ließ er doch etwa einem Nase oder die Ohren abschneiden, die Augen ausstechen, Hände oder Beine abha

u) A. d. 101 S.

Beschreibung der Insel Sumatra.

oder ihn wallachen. Sodann fragten die Scharfrichter, was der Verurtheilte geben wollte, wenn man ihn säuberlich wallachete? die Nase oder die Hand auf einmal wegschnitte? oder, im Falle ihm das Leben abgesprochen war; wenn man ihn nicht lange zappeln ließe? Der Handel wurde in Gegenwart aller Leute geschlossen, und das Geld auf der Stelle ausgezahlet. Wer keines hatte, oder es höher schätzte, als seine Sicherheit, der setzte sich in Gefahr, die Nase bis ans Gehirn, oder nebst dem Ohre auch ein Stück vom Backen zu verlieren, oder daß man ihm den Fuß auf etliche mal herab hackte. Beaulieu bewunderte hierbey, daß dergleichen Verstümmelung auch bey funfzig bis sechzig jährigen Personen selten den Tod nach sich ziehe; ungeachtet man kein ander Mittel gebrauche, als die abgestumpften Glieder geschwind in den Fluß zu tauchen, das Blut zu stillen, und die Wunde zu verbinden *x*). Uebrigens wird denenjenigen, welche ein so scharfes Recht ausstehen, dadurch kein Schimpfflecken angehängt. Sie dürften denjenigen ungescheuet nieder stoßen, der ihnen deswegen das geringste vorrücken wollte. Die Achemer sagen: „Jeder Mensch kann fehlen; die Strafe machet den Fehler wieder gut“.

Andere Reichsbeamte

Das Oberhaupt der Religion im Königreiche Achem, welches den Titel **Cadi** trägt, entscheidet alle, die Sitten und den eingeführten Gottesdienst betreffende Sachen. Der Sabandar hat das Handelswesen unter sich. Vier **Merignes** oder Wachtmeisterinnen, wachen Tag und Nacht zum Besten der gemeinen Ruhe. Jeder Orancay hat in einem gewissen unter ihm gehörigen Bezirke, Antheil an der Regierung. Diese Vertheilung der Gewalt trägt sehr vieles zu Beybehaltung guter Ordnung bey. Sie erhält die Gewalt des Königes außer aller Gefahr, weil der kleine Bezirk einer Statthalterschaft die Orancans allzu ohnmächtig läßt, als daß man sie zu fürchten hätte, und überdieses immer einer auf den andern Achtung giebt, und ihn verräth. Die Vornehmsten halten sich nahe bey der Hauptstadt auf, und haben eine Art einer Wache unter sich, die aus zweyhundert Pferden besteht, und die ganze Nacht auf dem Felde und an der Küste herum streifet.

Leibwache.

Die königliche Leibwache besteht aus dreytausend Mann, welche fast niemals aus den Vorhöfen des Schlosses kommen, und ihren eigenen Bazar oder Markt unter sich haben, wo sie unaufhörlich mit den Kaufleuten aus der Stadt Handel treiben, und ihre verfertigte Arbeit gegen allerley Lebensmittel vertauschen. Die Verschnittenen, an der Zahl fünf hundert, machen die innere Leibwache aus, nämlich in demjenigen Bezirke, wohin es keinem Menschen zu kommen erlaubt ist. Besagter Bezirk ist eigentlich der Pallast, und es wohnet niemand darinnen, als der König und seine Weiber. Es giebt in ganz Asien wenige Serails, die so wohl besetzt wären, als dieses. Nebst einer unendlichen Menge Weiber und Beyschläferinnen, zählete man in selbigem auch zwanzig königliche Prinzessinnen, und unter diesen die Königinn von Peta, welche der König von Achem entführet hatte. Gleichwohl hatte er nicht mehr als einen einigen Sohn, welcher nur achtzehn Jahre alt, aber noch blutdürstiger war, als sein Vater.

Weiber und Beyschläferinnen.

Staatskunst des Königes in Achem.

Nebst beyden Leibwachen, hatte der König ungefähr funfzehn hundert Leibeigene, meistens Fremde hin und her im Schlosse vertheilet, welche eben so wenig heraus durften, als die Weiber, und mit niemanden von außen die geringste Gemeinschaft pflegten. Diese ließ er im Gebrauche der Waffen üben, absonderlich im Schießen mit Kugelbüchsen; und Beaulieu erzählet, er habe sie zu Ausführung seiner heimlichen Rache gebrauchet. Doch machte ihn nichts dermaßen fürchterlich, noch befestigte etwas seine Macht so sehr, als der Zwang, in welchem alle zu Achem und in der umliegenden Gegend befindliche Orancays

Beschreibung der Insel Sumatra.

cays waren, alle drey Tage wechselsweise auf das Schloß zu kommen, und unter dem Vorwande ihn zu bewachen, vier und zwanzig Stunden daselbst zu bleiben. Sie verdieneten aber den Namen der Leibwächter sehr schlecht; denn sie mußten ihr Gewehr am ersten Thore von sich geben, und sich hernach in einem Hofe verschließen lassen, wo sie des Nachts keinen andern Schutz gegen die Witterung hatten, als einige elende Hütten. Unter diesem falschen Vorwande eines großen Vertrauens und einer sonderbaren Hochachtung, hatte er allemal den dritten Theil dererjenigen, die ihm schaden konnten, in seiner Gewalt y).

Beschreibung des Schlosses.

Das königliche Schloß zu Achem hat über eine halbe französische Meile im Umkreise. Seine Gestalt ist eyrund. Ob ihm gleich eine regelmäßige Befestigung fehlet: so wird es doch vermittelst eines Graben von fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß in die Tiefe, und eben so viel in die Breite, genugsam beschützet. Denn es fällt um so viel schwerer, über selbigen zu kommen, weil der Rand nicht nur mit Gebüsche bewachsen, sondern auch sehr gähe ist. Die Erde hat man auf der Schloßseite aufgeworfen; sie dienet also statt eines Walles, und stellet zugleich die Mauer vor. Oben darauf hat man Bambus gepflanzet, welche ein undurchdringliches Gehäge machen. Dieses indianische Rohr gleicht an Härte dem Holze, und wächst so hoch, als eine Eiche. Es darf bey Lebensstrafe niemand den geringsten Zweig davon abschneiden; Beaulieu erzählet, einer von denen Herren, welche der König von Achem als Gesandte nach Holland verschickt hatte, habe bey seiner Wiederkunft an dieses Verboth nicht mehr gedacht, und ein kleines Aestchen abgerissen, sey aber auf der Stelle hingerichtet worden z). Uebrigens hat das Schloß weder Streichwehren noch Bollwerke. Es wurden zwar einige an der Nordseite, wo die Moschee steht, angefangen, es blieb aber die Arbeit nachgehends liegen. Die Thore haben weder Zugbrücke noch Graben. Sie stehen auf ebener Erde, worauf man eine steinerne Mauer zehn bis zwölf Fuß hoch aufgeführet, und oben über dem Thore eine Bettung angeleget hat, die mit nicht mehr als zwey schönen metallenen Stücken besetzt ist. Das Thor selbst ist weiter nichts, als ein starker hölzerner Schlagbaum, welcher mit Riegeln und zwoen großen eisernen Stangen verschlossen wird. Mitten durch das Schloß fließt ein von Gebirge herab fallender Bach, mit vortrefflichem Wasser. An dem Ufer desselbigen sind Stufen angeleget, worauf man bis auf den Grund hinab steigen, und sich baden oder abkühlen kann. Ehe man zu des Königes Gemächern gelanget, muß man durch vier Thore gehen. Bey dem letzten fängt eine sehr dicke Mauer von Ziegelsteinen an, welche eine Bettung von ungefähr funfzig Schritten in die Breite trägt. Weil Beaulieu viele kleine metallene Stücke auf dieser gewaltigen Bettung stehen sah: so glaubte er, sie solle das Zeughaus vorstellen. Sie hilft einen sehr großen Hof einfassen, welcher den königlichen Gemächern gerade gegen über liegt, und worauf man vier tausend Mann in Schlachtordnung stellen könnte. Beaulieu sah einstens dreyhundert Elephanten darinnen a). Die beyden übrigen Seiten sind mit vier großen Seitengebäuden, und mit einem Bollwerke, das die Bettung bestreicht, umschlossen. Mehr war unserm Reisenden nicht möglich mit eigenen Augen zu sehen, weil er ungeachtet aller Gnade, darinnen er stund, dennoch niemals weiter, als bis hieher kommen durfte. Gleichwohl ist unseres Wissens unter so vielen holländischen und engländischen Nachrichten von der Insel Sumatra, keine einige, welche das königliche Schloß zu Achem so weitläuftig beschriebe, als diese.

x) A. d. 102 S.
y) A. d. 103 S.
z) A. d. 104 S.
a) Ebendas.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Beschreibung der Stadt Achem.

Was die Stadt betrifft: so giebt uns Beaulieu keinen sonderlich erhabenen Begriff davon, wenn er sie mit den normandischen Dörfern in Vergleichung setzet *b*). Vermuthlich aber ist diese Aehnlichkeit nur von ihrer Schwäche zu verstehen, indem sie weder Graben noch Mauern hat; oder auch von der Beschaffenheit der Häuser, als welche wenig Glanz von sich werfen. Denn eine Stadt, welche nach seinem eigenen Berichte so volkreich ist, daß man aus ihr und einigen benachbarten Orten vierzig tausend Mann auf die Beine bringen kann *c*), scheint keinesweges so gar elend zu seyn. Graaf hatte eine weit bessere Meynung von ihr, wenn er sie folgender Gestalt beschreibt:

„Sie liegt; saget er, in dem nordlichen Theile der Insel *d*), auf einem ebenen Boden, „und etwa drey holländische Meilen von einem Berge. Auf solchem entspringt ein Fluß, „welcher sich gegen die Stadt wendet, mitten durch sie fließt, und sie in zween Theile absondert, wornach er durch drey Mündungen in die See fällt. Der größte und schönste Theil „von Achem, liegt auf der Seite gegen Nordwest. Die Häuser sind beynahe alle mit einander von Schilfe und Bambus aufgebauet. Steinerne giebt es wenig; unterdessen stehen sie alle auf Bambuspfählen, und vier, fünf bis sechs Schuhe hoch über der Erde, indem die starke Fluth benebst dem Flusse, die Stadt beynahe alle Jahre einmal überschwemmet, dergestalt, daß man auf Schiffen von einem Hause zum andern fahren muß. Ihr Umkreis beträgt etwa zwo Meilen. Sie hat weder Wall noch Mauer. Doch sieht man in der umliegenden Gegend noch Ueberbleibsel von eingefallenen Befestigungswerken, auch einige schöne gegossene Stücke, die ohne Lavetten im Sande da liegen. Achem hat zween große Marktplätze; einer liegt mitten in der Stadt, der andere an dem obern Ende. Hier wohnen alle Kaufleute sowohl Muhammedaner, als Indianer, und sind mit allen Gattungen von Waare auf das beste versehen. Hin und wieder in der Stadt stehen viele Pagoden für die Heiden, und Moscheen für die Muhammedaner. Der königliche Pallast ist groß, und beynahe völlig von Steinen aufgeführet. Er hat sehr schöne Gemächer, mit schönen Pyramiden gezierete Gärten, einige königliche Grabmaale, imgleichen Canäle und ein großes Gebäude für das Frauenzimmer in sich. Die Zahl desselbigen beläuft sich auf sieben bis achthundert, und es wird durch Verschnittene bewachet“ *e*).

Natürliche Festigkeit.

Aber ob es gleich sowohl der Stadt, als dem Schlosse, an einer Befestigung fehlet: so [hat] doch die Natur selbst alle Zugänge so beschwerlich gemachet, daß diese Schwierigkeit statt einer Befestigung dienet. Das Land ist mit schlammichten Bächen, mit Süm[pfen], Bäumen und dickem Gebüsche durchschnitten. An der Einfahrt in den Fluß, wel[che] sehr gefährlich ist, steht eine steinerne Schanze. Sie besteht aus einem Rondelle, dar[aus] man die Oberfläche des Wassers bestreichen kann. An dem Rondelle hängen zwo [Str]eichwehren, die vermittelst eines Auswurfes von Erde, darinnen man das Thor ange[le]get hat, mit einander verbunden sind. Auf der Landseite ist kein Graben da. Die [Ma]uern am Rondelle und den Streichwehren, sind achtzehn Schuhe dick, und zwanzig [hoch]. Das Mauerwerk ist vortrefflich. Vor dem Rondelle hat der König ein Lusthaus [mit] schönen Teichen und Spaziergängen angeleget. Sein ganzer Bezirk ist mit einem [Gra]ben und Rasenwalle von zehn bis zwölf Schuhe hoch umfaßt, und haben dreytausend [Ma]nn gar wohl Platz darinnen. Vor diesem Graben steht eine andere kleine Schanze, [wel]che mit einem Graben umzogen, auch mit Gebüsche bedeckt, und mit vielem schweren

Geschütze

b) A. d. 104 S. *c*) A. d. 105 S. *d*) Auf sechsthalb Grad Norderbreite, und hundert und sechzehn Grad der Länge. *e*) Nickel Graafs Reise, a. d. 22. u. 23 S.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Geschütze besetzt ist. So helfen auch die nahgelegenen Moräste und Gräben nicht wenig zu seiner Vertheidigung, ohne einer gewissen Art Bäume, Nippiers genannt, welche die Zugänge versperren, ingleichen der morastigen Gegend zu gedenken, in welcher sich die wilden Schweine selbst kaum aus dem Sumpfe helfen können.

So weit als sich das Thal auf der Morgenseite gegen Pedir erstrecket, liegen alle Büchsenschüsse weit, kleine Raserschanzen am Seestrande. Sie sind mit Gesträuche umgeben, mit zwey bis drey Feldstücken besetzt, und dermaßen bedeckt, daß man sie nicht wahrnähme, wofern man keine Nachricht davon hätte. Bey Tage werden sie nicht bewachet, aber bey der Nacht streifet die obenerwähnte Reuterwache die ganze Gegend durch. Auf dieser Seite besorget man eine feindliche Landung am meisten, entweder weil sie gegen Malacka liegt, oder weil in dieser Gegend des Stromes die Galeeren sich gemeiniglich auf halten. Die andere Seite, das ist die westliche, hat nicht so viele Schanzen, ob sie wohl von Natur ebener ist. Es fällt aber den Barken sehr schwer, an das Ufer zu kommen, es sey denn bey einer gänzlichen Windstille; so findet man auch hundert Schritte davon einen tiefen und etwa vierzig Schritte breiten Graben voll Wasser, welcher aus dem großen Flus[se] seinen Ursprung nimmt, und immer an dem Meere weg, bis an das Gebirge fortgeh[t]. Jenseits desselbigen ist eine schöne, und einer Meile breite Ebene, auf welcher man bis a[n] die Stadt, weder Gräben noch Abschnitte mehr findet f).

D[...]

f) Beaulieu. A. d. 105 und vorherg. S.

g) Er machet sie um den dritten Theil größer. Seine Beobachtungen verdienen, daß man sie in eine Anmerkung zusammen setze. „Ich sah, saget „er, den Kiel von einer, und zwar nur mittelmä„ßigen Galeere; er war hundert und zwanzig „Schuhe lang, und aus einem einigen Stücke. „Die Achemer zimmern diese Galeeren recht schön, „und sind solches schöne Fahrzeuge, aber ungemein „schwer, auch zu breit und zu hoch. Ueberdieses „sind die Rundhölzer sehr klein und schwach in An„sehung der andern Theile. So sind auch ihre Ru„der weder so lang noch so schwer, sondern nur Stan„gen, an deren Ende ein Stück Bley sehr schick„lich eingesetzt, und wohl gearbeitet ist. Sie stellen „nicht mehr als zween Kerle an ein Ruder, welche „noch dazu nur stehen. Ihre Segel sind eben „also zugeschnitten, wie an den Schiffen, das ist „viereckicht. Die Wände oder Seitenbretter sind „sechs Zoll dick, dergestalt, daß in Betrachtung „dieses plumpen Wesens, eine einige christliche „Galeere zehn solche schlagen sollte. A. d. 6 S.

„Diese Galeeren erhalten sie mit großer Sorg„falt; denn es steht ihr Leben darauf, oder sie „müssen ohne Verzug eine neue von eben der Art „machen, als die vorige war. Dieses suchen sie „nun zu verhüten. So bald nun eine Galeere „wieder nach Hause auf die Rhede kommt, so rei„niget man ihren Stand, daß weder Schlamm „noch Unrath darauf bleibt. Hernach legen sie „große Hölzer queer über, eines allemal zehn Sch[u]„he weit von dem andern, auch in gerader Linie, [da]„mit die Galeere überall gleich auf liege und sich [nicht] „beuge. Diese Tragbalken sind bey zehn Schuh [h]„über dem Boden des Grabens erhaben. Wenn [nun] „das Meer anläuft: so wird die Galeere mit Eleph[an]„ten auf diese Tragbalken gezogen, dergestalt, [daß] „man unter ihr herum gehen kann. Hierauf [wird] „sie besichtiget, und wofern es nöthig, calfa[tert]. „Hernach verdämmen sie den Graben oder G[...] „renstand auf der Seite des Flusses, mit vi[...] „Rasen, Steinen und Brettern, und füllen [ihn] „mit Wasser, daß es bis an die Tragbalken re[icht], „und die Galeere zwar über dem Wasser [...] „aber nicht hinein tauchet, sondern nur die [...] „sie an sich zieht: dieses geschicht deswegen, [da]„mit sie nicht von den Seewürmern angeg[riffen] „werde; oder wofern solches währender R[...] „schehen wäre, so müssen sie von selbst sterben, [weil] „sie außer ihrem Elemente sind. Ist nun der [Gra]„ben voll Wasser und wohl verdämmet, au[ch] „läufig alle Segel, Rhaaen und Tauwerk [ab]„genommen worden, daß nichts, als die [...] „noch da sind: so wird sie mit Palmblättern [viel]„fältig bedeckt, dergestalt, daß sie weder vo[m Re]„gen naß werden, noch von dem darauf fol[gen]„den Sonnenscheine faulen kann. Zu diesem [...] „machen sie ein großes Dach, welches die „Galeere bedecket. Hernach gießen sie vier [...] „Schuhe hoch Wasser hinein, damit sie w[...]

Beschreibung der Insel Sumatra.

Macht des Königes von Achem.

Achemische Galeeren.

Die hauptsächliche Macht des Königes von Achem besteht in seinen Galeeren und Elephanten. Er unterhält hundert Galeeren in den Häfen von Achem, Daya und Pedir. Beaulieu betrachtete sie mit allem Fleiße, und fand sie ohne Vergleichung größer, als die europäischen g). Gemeiniglich sind sie mit drey großen Stücken besetzt, ja auf einigen schießt der sogenannte Coursier vierzig Pfund. Zur Seite stehen viel Falkonete. Die größten werden mit sieben bis achthundert Mann besetzet, welche sämmtlich das Rudern sehr wohl verstehen.

Die Elephanten des Königes von Achem belaufen sich immer auf neun hundert Stücke, darunter die meisten dazu gewöhnet werden, daß sie das Knallen des Geschützes und den Anblick des Feuers vertragen. Man richtet sie auch ab, daß sie beym Eingange in das Schloß vor des Königes Gemächern den Sombay oder Gruß mit Kniebeugen und dreymaligen Aufheben des Rüssels machen. Die herzhaftesten und geschicktesten beehret man so außerordentlich, daß man einen Quitasol h) vor ihnen herträgt, welches sonst niemanden, als des Königes Person, wiederfährt. Gehen sie auf der Straße, so bleiben alle Leute stehen, und es tritt allemal einer mit einem kupfernen Instrumente vor ihnen her, damit jedermann bey Vernehmung dieses Klanges seine schuldige Ehrerbiethung beobachten möge i).

Der

[...]nd die Seitenwände von der Hitze nicht aufspringen. Diese ganze Arbeit ist in fünf bis sechs Tagen geschehen, und ist das allergeschickteste Mittel, die Galeere ohne Schaden zu bewahren und in der Geschwindigkeit fertig zu haben; denn weil der Graben voll Wasser ist, so bedarf es keines Kalfaterns. Alle Zubehörung ist in der Nähe, und das Dach im Augenblicke abgeworfen. Schöpfet man das Wasser aus der Galeere, so steigt das im Graben befindliche desto höher, und hebt die Tragbalken also, daß man sie leicht unter der Galeere wegziehen kann; hernach öffnet man den Graben auf einmal, so schießt das Wasser heraus in den Fluß, und führet die Galeere mit sich. a. d. 107 S.

h) Eine Art von Sonnenschirmen.

i) Obgleich in den Beschreibungen von Africa und Siam weitläuftig genug von den Eigenschaften dieser Thiere geredet worden: so erzählet doch Beaulieu ein Beyspiel von ihrem Verstande, oder der Vollkommenheit ihres natürlichen Triebes, das wir nicht weglassen dürfen. Als der König von Achem ins Feld gieng, Delv zu belagern: so sollte er hundert Elephanten mit nehmen und dieselben in die Galeeren eingeschiffet werden. Allein es war nicht möglich, sie hinein zu bringen, weil sie nicht wollten. Der König erzürnete sich schrecklich, als er seinen Befehl nicht erfüllet sah, und verdammete alle diejenigen, die ihn hatten bewerkstelligen sollen, zum Tode. Sie schrieen aber alle, sie könnten ja nichts dafür, sondern die Elephanten ließen sich nicht regieren. Hieraus schöpfete das ganze Heer eine üble Vorbedeutung: allein, der König erhub sich selbst an den Strand, schimpfte gewaltig auf die hundert Thiere, warf ihnen vor, was sie ihm schon kosteten, und was er ihnen bisher alle Tage für Ehre bezeiget habe. Hierauf ließ er den angesehensten unter ihnen herausnehmen, und ihm im Angesichte aller übrigen den Bauch aufschneiden, mit der angehängten Bedrohung, es sollte ihnen allen miteinander ein gleiches wiederfahren, wofern sie nicht ohne Verzug zu Schiffe gehen würden. Sie thaten es auch auf der Stelle, und es verlangte auf der ganzen Reise kein einziger, sich stettisch anzustellen. a. d. 106 S.

Der Verfasser saget ferner, niemand habe es diesem Könige im Regieren und Bändigen der Elephanten gleich thun können. Er habe ihn einstens in vollem Laufe auf einem herum rennen sehen, ohne einige andere Stütze, als den Haken, damit „man sie lenket. „Was mich betrifft, fährt „Beaulieu fort: so hatte ich alle Mühe, darauf „sitzen zu bleiben, wenn ich droben war. Es ist „ein elendes Reiten für einen, der es nicht gewoh„net ist. Vornen auf der Schulter ist der sanfte„ste Platz, aber weiter hinten auf einem Elephan„ten zu sitzen, ohne einen Stuhl oder andere Be„quemlichkeit zu haben, und auf diese Weise nur „vier Meilen weit zu reisen, dafür wollte ich lie„ber zehn Poststationes laufen. Ebendas.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Der Krieg kostet dem Könige von Achem wenig. Alle seine Unterthanen sind schul-dig, auf den ersten Befehl aufzubrechen, und Lebensmittel für drey Monate mitzunehmen. Er giebt ihnen weiter nichts, als das Gewehr. Dauert der Feldzug länger: so füttert er sein Heer mit Reiß. Kömmt man nach Hause, so giebt man das Gewehr in die Zeug-häuser ab. Es sind solche mit Kugelbüchsen ganz angefüllt: allein, es sind selbige kurz, und schlecht geschäfftet. An andern Gewehre oder Kriegesgeräthe fehlet es dem Könige gleichfalls nicht. Einige Reisende geben ihm fünftausend Stücke grobes Geschütz; Beau-lieu gesteht zweytausend zu, rechnet aber die Falkonette, Haubitzen, Steinstücke und Mör-ser mit dazu. Zugleich saget er: zwölf hundert taugliche Stücke wisse er gewiß, darunter man achthundert für große halten könne *k*).

Einkünfte des Königes von Achem.

Die Einkünfte der Krone Achem sind den Ausländern schlecht bekannt. Gleichwoh[l] schließt Beaulieu aus demjenigen, was er davon weis, sie beliefen sich weit höher, als ma[n] gedenken sollte. Erstlich kostet dem Könige der Krieg beynahe gar nichts; Pulver, Bley Eisen und Reiß, machen einen sehr geringen Aufwand. Währenden Friedens bekömm[t] er von seinen Unterthanen weit mehr an Reiße, Fleische, Fischen, Geflügel, Oele, Zuck[er] und Hülsenfrüchten, als in dem innern Pallaste kann verzehret werden, und was übri[g] bleibt, das wird zu Gelde gemachet. Seine Bedienten bekommen von ihm sonst nichts als Reiß. Dieser wächst in erstaunlicher Menge auf seinen eigenen Tafelgütern, die ih[m] die Unterthanen anbauen müssen. Die Abgaben tragen ihm eben so viel. Alles dies wird in seine Vorrathshäuser bis auf das Spätjahr beygeleget, wornach es öfters noch ei[n]mal so viel gilt. Sodann verkaufet er an seine Unterthanen; oder wofern die Erndte g[ut] gewesen: so schicket er seinen Reiß außer Landes, wo er etwa von seinen Ausgeschickten [er]fährt, daß er schlecht gerathen sey. Beaulieu gedenket vierzig beladene Schiffe, die nach Pera geschickt hatte, von wannen sie mit einer gewaltigen Summe Geldes wieder [zu]rück kamen. Er hat eine erstaunliche Menge Vieh auf seinen Weideländern gehen, w[el]ches durch seine Leibeigene gehütet wird. Seine Elephanten kosten ihm nichts zu er[halten:] statt des Reißes füttert er sie mit Bananasbäumen, die er von seinen Unterthanen überall, w[o er sie] findet, umhauen läßt, unter dem Vorwande, sie litten darunter nicht den geringsten V[er]lust, weil die Wurzel dieser Bäume einen neuen Stamm treibt, welcher das nächste J[ahr] Frucht trägt. So gar seine Hähne kosten ihm nichts. Er giebt sie seinen Orancays [zu] füttern, welche mehr für sie, als für ihre leiblichen Kinder, sorgen. Seine und seiner W[ei]ber Kleidung kömmt von den Abgaben der Zeugmachereyen, und von den Geschenken [der] Vornehmen im Lande her. Will er seinen Pallast oder sonst etwas bauen: so brauche[t er] seine Leibeigene dazu; einige müssen Steine brechen; andere müssen mauern, noch an[dere] haben die Aufsicht. Der ganze Unterschied in den Baukosten besteht nur in einer einfa[chen] oder doppelten Reißportion.

D

k) A. d. 105 S.
l) A. d. 108 S.
m) A. d. 109 S.
n) A. d. 110 S.
o) Ebendas.
p) Nicolas Graaf a. d. 23 S.

q) Weil Beaulieu von den ehemaligen Kö[nigen] zu Achem nichts erfahren konnte: so schränk[t er] sein Nachforschen auf das regierende Geschlech[t] und erzählet dessen Gelangung zum Throne m[it] angenehmen Einfalt der alten Schreibart fo[l]dermaßen.

Beschreibung der Insel Sumatra.

Dieser Ueberfluß an Gütern, hat mit den Einkünften seiner Schatzkammer nichts zu schaffen. Er erbet alle seine Unterthanen, wenn sie ohne Söhne sterben. Wer Töchter hat, kann sie zwar bey seinem Leben verheirathen, wie er will: stirbt aber der Vater, ehe sie versorget sind: so gehören sie dem Könige, welcher die schönsten aussuchet, und in den innern Pallast nimmt. Daher kömmt die gewaltige Menge seiner Weiber *l*).

Die gewöhnliche Bestrafung der Reichen, nämlich das Einziehen der Güter, trägt ihm erstaunlich viel ein. Er eignet sich ferner die Verlassenschaft aller Ausländer zu, die in seinem Gebiethe sterben. Die Europäer hatten große Mühe, ehe sie die Ausnahme von diesem Gesetze erlangten. Als währenden Aufenthaltes des Beaulieu zu Achem einige aus Coromandel und Surate gebürtige Kaufleute in besagter Stadt mit Tode abgiengen: so nahm der König nicht nur alle ihre Güter weg, sondern ließ auch ihre Leibeigenen foltern, um zu erfahr[illegible], ob sie nicht etwa einige Juwelen oder andere Schätzbarkeiten weggemau[ert] hätten *m*). Vermöge eines alten Rechtes f[a]llen ihm alle Schiffe heim, die an der Küste seines Landes stranden, und vermöge der Beschaffenheit dieser Küsten, wiederfährt der[g]leichen Unglück den Ausländern sehr oft. Sodann läßt er alles wegnehmen, sowohl Leute [a]ls Güter. Nebst vielen andern Schiffbrüchen, welche bey des Beaulieu Anwesenheit im [La]nde vorgiengen, scheiterte auch einstens ein großes Fahrzeug, von Dabul, gleich an der [E]infahrt in die Rhede; die Güter wurden zwar gerettet, fielen aber dem Könige heim, [ne]bst allen Schiffsofficiern, und hundert und zwanzig Mann Bootsleuten: durch Vermit[tel]ung der mohrischen Kaufleute löseten die Vornehmsten darunter ihre eigene Person für [...]hundert funfzig Piaster, und jeden Bootsknecht für funfzig. Wir haben auch oben [ge]sehen, daß es den Ueberbleibseln des französischen Viceadmirals nicht besser gieng.

Kein Ausländer darf vor dem achemischen Schlosse ohne Geschenke erscheinen. Auf [die]ser Vorbereitung beruhet der glückliche Ausgang ihrer Geschäffte; und so oft sie etwas [vo]m Könige verlangen, müssen sie von neuem mit einer Gabe erscheinen; überdieses steigen [die] Zölle für die Waaren beynahe auf zehn vom Hundert *n*). Doch was Beaulieu für die [ha]uptsächliche Reichthumsquelle der Krone von Achem ausgiebt, das ist die Handlung, [wel]che der König beynahe ganz allein in seinen Händen hat. Er nöthiget seine Untertha[nen], daß sie ihm die Waaren auf Borg in seine Packhäuser liefern müssen. Hernach ver[ka]uft er sie an die Ausländer, so hoch er will, und gewinnt auf diese Weise gemeiniglich [...]zig vom hundert *o*).

Die Lebensart, Kleidung und Religion der Einwohner von Sumatra, wenigstens [an] der Küste, als welche nur allein uns bekannt sind, gleicht demjenigen beynahe durch[aus] *p*), was wir von andern malayischen Völkern aus einer grossen Menge Reisebeschrei[bu]ngen beygebracht haben. Es ist aus dem ganzen Tagebuche des Beaulieu nicht mehr [a]ls ein einiger Artikel noch übrig, welcher merkwürdig wäre, und den wir in einer Anmer[kun]g beybringen wollen, weil er mit keiner einigen Begebenheit eine Verknüpfung hat *q*).

[...] Zu wissen ist, saget er, daß vor diesem neuen [kö]niglichen Geschlechte die Orancayo sich aus der [Ma]aße unnütz machten; waren Freunde von Neue[run]gen, auch stolz und trotzig; und half viel da[zu], daß ihre Vorfahren ihnen ein großes Gut [hin]terlassen hatten. Die Könige hatten ihnen [nie] ein Unrecht gethan, noch hatte sie einiges „fremdes Volk geplündert. Die Stadt war sechs„mal großer, als sie itzt ist, auch so volkreich, daß „man kaum über die Gassen gehen konnte. Weil „nun die Reichthümer der Insel in viele Hände „ausgetheilet waren: so entstund ein großer Zulauf „von Kaufleuten, also daß keine Stadt in Indien „war, wo der Handel so geblühet hätte; und weil „weder



Das XV Capitel.

Reisen des Ferdinand Mendez Pinto.

Ferdinand Mendez Pinto.

Einleitung.

Beschaffenheit dieser Reisen. Eigenschaften des Pinto. Einwürfe und Beantwortung. Unter-
schied in diesem Auszuge von andern.

Beschaffenheit dieser Reisen.

Ehe wir Ostindien, das ist diejenigen indianischen Inseln und an der See liegenden Län-
der verlassen, welche das Ziel der europäischen Schiffahrten und der Inhalt einer
so großen Menge Reisebeschreibungen sind: so müssen wir dem geneigten Leser einen
abgesonderten Artikel vorlegen, welcher in der engländischen Einrichtung dieses Werkes kei-
nen

„weder Finanz, noch ander Mauthwerk, jenesmals
„noch aufgeleget war: so wurde einer in vierzehn
„Tagen mit seinem Handel fertig. Man zählete
„die Mazes gar nicht zur selbigen Zeit, sondern
„zahlete sie einander Maaßweise aus. Die Oran-
„cays hatten schöne große Häuser, wohl verwahrt
„und Stücke an der Thüre; auch Leibeigene hau-
„fenweise, theils daß sie ihre Herren bewachten,
„theils daß sie ihnen Aufwartung thäten. Sie
„giengen daher in kostbarem Gewande, hatten
„viel Nachtreter hinter sich, und wurden von dem
„gemeinen Manne fast hoch geehret. Dieses große
„Vermögen gab der königlichen Gewalt keinen klei-
„nen Stoß; denn die vornehmsten Orancays hat-
„ten wohl so viel Ansehen und Macht, daß sie
„ihren König todtschlugen, wenn ihnen bey seiner
„Regierung die Zeit lang wurde, und einen andern
„machten; und es war ein groß Wunder, wenn der
„König seine Krone zwey Jahr behielt. Trug er sie
„länger, so geschah es mit solcher Arbeitseligkeit, und
„er mußte den Orancays so viel hofiren, daß ihm
„nichts blieb, als ein bloßer Schatten der Macht,
„und ein leerer Namen seiner Herrlichkeit.

„So lang währete diese verdorbene Haushal-
„tung, bis das Geschlecht der alten Könige gar
„untergieng; und es sind vierzig Jahre, seitdem sol-
„ches geschehen ist. Hierauf kamen alle Orancays
„zusammen, daß sie einen Schluß faßten, welchen
„sie unter sich wählen wollten. Aber weil ein je-
„der viel geschwinde Partiten machte, damit er das
„Königreich an sich bringen möchte: so konnten sie
„nicht einig werden, und wäre wohl gar Uebel
„ärger geworden, ohne ihren Cadi, oder großen
„Bischof, welcher durch sein Ansehen, und durch
„viel stattliche Vermahnungen, die er ihnen hielt,
„ihre Uneinigkeit stillete. Er schlug auch ein Mit-
„tel vor: damit keiner über den andern neidisch
„bliebe, so sollten sie einen Orancay zum König
„wählen, der sich in diesem Rumor noch gar nich[t]
„gerühret hätte. Dieser hatte nichts zu erjagen ge-
„sucht, weder für sich, noch die seinigen, und hat[te]
„überdem eine gute Nachrede, daß er ein weise[r]
„Mann wäre, und wohl zu rathen wüßte. No[ch]
„mehr, so hatte er schon ein Alter von siebenz[ig]
„Jahren erreicht, war dazu von den edelsten Ge-
„schlechtern, also, daß ihm die Natur den Vor-
„zug gab, über alle, die jünger waren. Die[ser]
„Rath wurde von einem jeden für gut angesehen
„denn jeder betrachtete, daß er darum nicht ge-
„ringer würde, als er zu seyn vermeynte, darum
„weil er nicht nachgab, als nur wegen des Alter[s].
„Da sie nun alle einig waren, giengen sie hin
„ihm, und offenbarten ihm die Wahl, die a[uf]
„seine Person gefallen war, daß er auf dem kön[ig-]
„lichen Stuhle sitzen sollte; denn er ihres Era[ch-]
„tens besser dazu würdig sey, als kein anderer,
„wohl um seiner Weisheit willen, als von we[gen]
„seines Alters. Der Alte dankte ihnen flei[ßig,]
„und entschuldigte sich mit seinem Alter, das i[hm]
„nicht zulasse, eine solche Last auf sich zu nehm[en,]
„sintemal er schon etliche viele Zeit her sich a[ller]
„weltlichen Geschäffte gänzlich entschlagen hät[te,]
„nichts mehr wünschend und begehrend, als [die]
„wenigen Tage, die er noch zu leben hätte, o[hne]
„Mühseligkeit hinzubringen. Als die Orancay[s]
„ihn nicht bereden konnten, daß er ihr Anerb[ie-]
„then annähme, so nahmen sie ihre vorigen Parti[ten]
„wieder zur Hand. Aber da sie sahen, daß [die]
„Sache keinen Ausgang gewann, sondern im G[e-]
„gentheile alle Dinge ärger wurden, denn zu[vor,]
„da funden sie zu derselbigen Stunde kein ande[res]
„Mittel, als das vorige; darum giengen sie n[och]
„einmal zu dem Alten. Noch konnten sie [ihn]
„mit Bitte nicht dazu bringen, daß er ihr An[erbie-]

„thet

Ferd. Mendez Pinto.

nen Platz finden konnte, weil er keinen einigen Ort insbesondere angeht; eben so wenig gehöret er unter die Reisen um die ganze Erdkugel; denn er erstrecket sich nicht so weit; unter diejenigen aber, die ich **umschweifende Reisen** nenne, läßt er sich deswegen nicht bringen, weil er keine andere Länder, als die indianischen, diese hingegen beynahe alle in sich begreift. Da er nun auf diese Weise alles, was man bisher in einer Menge besonderer Artikel gelesen hat, mit einem male zu übersehen darleget: so verdienet er allerdings bey dem Beschlusse dieser Abtheilung eine Stelle, und wird an diesem Orte nicht weniger Nutzen, als Anmuth schaffen.

Eigenschaften des Pinto.

Ferdinand Mendez Pinto, aus dessen Buche ich einen bloßen Auszug mittheilen will, wird in Portugall als der wunderbareste und ungemeinste unter allen Reisenden angesehen. Zwar hat es an Einwürfen gegen seine Zuverläßigkeit nicht gefehlet: allein er hat im Gegentheile auch treffliche Vertheidiger gefunden. In Frankreich ist er bloß vermittelst

einer

biethen angenommen hätte. Sie schickten sich endlich mit Drohworten an, es half aber eben so wenig; damit giengen sie auseinander, kamen aber gleichwohl wieder zusammen: und weil sie kein Mittel sahen, ihren Zwiespalt zu richten, als durch diese Wahl: so beschlossen sie, sie wollten ihm die königliche Kleinodien hintragen; nähme er sie nicht, so müßte er am Leben gestraft werden, damit sie nicht weiter an ihn dächten, sondern ein anderes Mittel erdenken möchten. Also giengen sie zum drittenmale hin zu ihm, und trug der Zahl die Krone, die vornehmsten Orancays aber hatten bloße Schwerdter in ihren Händen. Nun setzten sie die schönen Worte auf eine Seite, und sagten ihm trocken heraus, sie könnten kein anderes Mittel erdenken, ihre Uneinigkeit zu dämpfen, als seine Wahl; darum kämen sie nun zum letztenmale, und bothen ihm die Krone dar: wollte er dieselbige annehmen, so wären sie sämmtlich, auch ein jeder insonderheit, willig und verbunden, ihm allen Gehorsam und Treu zu erzeigen: schlüge er es ihnen aber ab, so müßte er darum sterben, damit ihnen Gott eine andere Ausflucht erfinden möchte, dadurch sie dem schier künftigen [illegible] immer entgehen könnten. Als der alte Orancay sah, daß er nimmer ausweichen konnte, sprach [illegible] zu ihnen: gar oft und viel hätte er gewünscht, [illegible]ne übrigen Tage in seinem Hause unter seinen [illegible]ndern zu beschließen, und sich in keinerley Geschäfft zu mischen, das ihm die Ruhe verstören [illegible]nte, die er in seinen alten Tagen zu genießen [illegible] hoffte: da es nun aber andem sey, daß sie einen [illegible] landverderblichen Krieg nicht anders vermeiden [illegible] konnten, als damit, wenn sie ihn zu ihrem [illegible] wähleten: so wolle er ihr Anerbiethen annehmen, mit dieser Bedingung, daß sie ihn für [illegible] Vater ansehen, und er sie wie seine Kin-

„der halten sollte: wenn es nun irgend sich zutrüge, daß ihm einer eine Gelegenheit zum Unwillen gäbe, so wollte er sie züchtigen, wie seine leiblichen Kinder; auch sollten sie die Bestrafung annehmen, als die von ihrem Vater herkäme. „Sie dankten ihm alle mit einhälliger Stimme, „und sprachen, sie wollten ihn nicht nur als einen Vater ehren, sondern auch als ihren gebiethenden Herrn ansehen, und schwuren ihm den „Eid darauf. Hernach trugen sie ihn in die „große Moschee, und kröneten ihn daselbst mit „großem Wohlgefallen des Volkes, welches die innstehende Uneinigkeit befahrete, und zwar nicht „ohne Ursache. Von da wurde er ins Schloß gebracht, welches er in Besitz nahm. Nachdem „er sich nun hinein gesetzet hatte mit seinen Freunden und Hausgesinde, lud er alle Orancays zu „einem königlichen Gastgebothe, das er an einem „gewissen Tage ausrichten wollte, und ließ so große „Zurüstung dazu machen, daß jedermänniglich „groß Wunder nahm; dergestalt, daß an dem „bestimmten Tage die Orancays nicht vergaßen zu „kommen, und putzten sich, so sehr sie mochten. „In dem Schlosse vernahm man nichts, als den „Klang der Instrumenten, Lustigkeit, Gesang und „Freudengeschrey. Da war große Freude und „Herrlichkeit. Auch sah man so viele Trachten „von allerley Speisen, Confect, auch Getränke, „und dergleichen Dingen, vorbey tragen, daß jedermann urtheilen mochte, der König thue, so viel „er könne, die Orancays herrlich zu bewirthen, „und ihnen zu danken, daß sie ihn zu solcher Würdigkeit gesetzt hatten. Als sie nun an ihren gewöhnlichen Stellen waren, das ist, in einem „Hofe nicht weit von der königlichen Wohnung, „und unter dem großen Bali saßen, da nahm „das Fest seinen Anfang. Die Spielleute bliesen

„mit

Ferd. Mendez Pinto.

einer alten Uebersetzung bekannt r); und da man selbige heutiges Tages selten mehr zu Gesichte bekömmt: so ist dieses eine neue Ursache, ihn bekannter zu machen, und aus der bevorstehenden Vergessenheit zu entreißen.

Einwürfe und Beantwortung.

Der Eifer für seine Vertheidigung ist so weit getrieben worden, daß man, um die Beweise seiner Aufrichtigkeit zu finden, eine erstaunliche Menge Schriftsteller durchsuchte, und aus solchen darthat, er habe die wunderbaren Begebenheiten, die er erzählet, keinesweges aus

„mit aller Macht, und hörete man dr großes
„Jauchzen inwendig, also daß denen draußen die
„Zeit lang wurde, bis sie auch dazu kämen, und zür-
„neten drum, daß die königlichen Weiber so langsam
„giengen; denn jede führete einen Orancay mit
„sich davon, unter dem Scheine der Ehre. Aber
„so bald sie in die Sähle kamen, wurden sie im
„Augenblicke beym Leibe erwischet, und in einen an-
„dern Hof hinter dem Gebäue gestoßen. Daselbst
„hatte der König lassen eine tiefe Grube machen,
„an deren Rande man sie erwürgte, und hernach
„hinein stürzte. Mit dieser Sache gieng es so
„hitzig zu, daß ihrer eilfhundert erwürgt wurden,
„ehe die draußen merkten, daß man unter dem
„Freudengeschreye zum öftern gar klägliche Stim-
„men vernahm. Die wenigen, die noch übrig
„waren zu würgen, wischten ganz sachte zum
„Schlosse hinaus, konnten aber doch keine eigentliche
„Ursache melden, warum sie mistraueten bis
„auf den andern Tag, als die Vornehmsten aus-
„blieben: da erkannten sie, daß listige Tücke ge-
„spielet seyn mußten, denen sie glücklich entwischet
„waren.

„Als der König diejenigen so leichtlich ausge-
„rottet hatte, die er furchte, und ihm eine Neue-
„rung anstiften konnten, so bekümmerte er sich we-
„nig um die andern. Er verschanzte sich, und
„versammelte in seinem Schlosse eine gute Anzahl
„Personen, denen gab er Gewehr, und ließ in
„der Stadt eine Schrift ausstreuen, von allem,
„was geschehen war, und warum er das gethan
„habe; und übrigens sey seine Meynung, einen
„jeden in Ruhe und Frieden zu erhalten, scharfe
„Gerechtigkeit über die Bösewichter auszuüben,
„und billig zu regieren. Nach dieser Erklärung,
„da er sah, daß sich niemand ruhrete, und auch
„niemand auf das Schloß kam, und ihm die ge-
„bührliche Ehre bezeugte, so ließ er die Häuser und
„Schanzen der ermordeten Orancays schleifen, ließ
„die Stücke ins Schloß hinbringen, auch ihr Ge-
„wehr und vornehmstes Geräthe; verboth einem
„jeden, er sey wer er wolle, mit Steinen zu bauen,
„Stücke in seinem Hause zu haben, noch inwen-
„dig oder außen herum eine Verschanzung zu ma-
„chen. Er gab einen Riß her, wie ein jeder
„bauen sollte, das ist, nur mit einem Boden,
„und die Mauern von Matten, wie sie heutiges
„Tages sind. Diejenigen, die ihm geholfen hat-
„ten, und seine Freunde, machte er zu neuen
„Orancays, denen er einen Theil von der Ver-
„storbenen ihrer Verlassenschaft anwies, den an-
„dern behielt er selbst, und da er sah, daß man
„ihm gehorsam war, brachte er die alten Oran-
„cays, vor denen er sich am meisten fürchtete, um
„Leben, zog ihre Güter ein, ließ diejenigen unte
„dem Volke, die ihnen gut waren, hinrichten,
„gleichwie auch alle, die einen Zorn über den To
„der ersten bezeuget hatten, und saget man, da
„er in dem ersten Jahre seiner Regierung wo
„zwanzig tausend Personen erwürget habe, u
„im zweyten Jahre viele tausend, und sie all
„Gewehrs beraubt. Also ist der Ursprung
„schaffen, von der gegenwärtigen Ordnung
„Königreiche Achem. Dieser König regier
„lange Zeit. Denn als die von St. Malo
„seinem Lande waren, im Jahre 1601, da war
„noch am Leben. Seine Regierung war a
„voll Blut, also, daß er die Stadt ungefähr
„den Stand setzte, darinnen sie heutiges Tages
„welcher nichts ist, gegen den, worinnen ein
„Personen, die mir es erzählten, sie selbst noch
„sehen hatten.

„Er zog den König auf, welcher jetzt regie
„und ein Sohn war eines jungen Mägdchens,
„er sehr lieb hatte. Vor seinem Tode, wel
„geschah 1683, im 95sten Jahre seines Alters,
„pfahl er ihn seinen beyden Prinzen, unter
„durch ein Testament sein Gebieth theilete,
„gab dem ältesten das Königreich Achem, und a
„was er gegen Westen auf der Küste von Su
„tra hatte; und machte den andern zum K
„von Pedir, und allen Ländern, die er an bei
„Küste gegen Morgen hatte. Diese beyden
„der hatten ein gutes Gemüth, und waren ga
„holdselig für ihre Unterthanen. Gleichwo
„riethen sie ein Jahr nach ihres Vaters To
„Krieg mit einander, um ihres Neffen w
„welchen der König von Achem bey sich be

aus seinem eigenen Kopfe genommen, indem man eben diese Erzählungen auch anderswo antreffe. Dieser Schluß hat eine desto größere Stärke, weil es einem Manne, der seine ganze Lebenszeit in Indien zubrachte, auf alle Weise unmöglich fiel, eine solche Menge Bücher zu lesen; und da er noch vielweniger den Inhalt derselbigen errathen konnte: so wird diese Gleichförmigkeit beynahe zu einem unumstößlichen Beweise seiner Aufrichtigkeit. Eben der portugiesische Edelmann, welcher die Vertheidigung des Pinto aus diesem Grunde

Ferd. Mendez Pinto.

„hatte, und ehrlich unterhielt. Als er aber um „Muthwillens wegen gezüchtiget worden: so lief er „davon, zu seinem Oheime, dem Könige von Pedir, „der ihn freundlich aufnahm. Der König von „Achem begehrte, daß er ihm wieder nach Hause „geschickt würde; und als der König von Pedir „seine Ausrede nahm, daß er ihn nicht zwingen „wollte, in Betrachtung des letzten Willens ihres „Vaters, kam der Handel so weit, daß der König „von Achem seinem Bruder den Krieg ankündigte, „und sie schlugen heftig aufeinander los. Ihr Neffe „befehligte das Kriegesheer von Pedir, und in ei„nigen Schlachten kamen auf beyden Seiten wohl „sechzig tausend Mann ums Leben, also daß zuletzt „die von Pedir überdrüssig wurden, und wollten „nicht mehr in den Krieg ziehen. Es mußte also ihr „König seinen Neffen dem Könige von Achem aus„liefern, welcher ihn sogleich in die Fessel schlagen „und fleißig bewachen ließ.

„Einige Zeit hernach kam das portugiesische „Heer von Goa, und wollte Achem einnehmen, „hätte es auch ohne Zweifel gethan, wenn sie die „Sache recht verstanden hätten. Aber indem sie „sich mit Worten abspeisen ließen, so verabsäume„ten sie die Gelegenheit, und verlohren über die„ses viele Leute. Dazu kam noch, daß die Hol„länder Malacka belagerten. Erstlich stiegen sie „en der Einfahrt des Flusses ans Land, und nah„men die Rasenschanze weg: aber die steinerne „hielt sie auf. Der König von Achem war sehr „über die Landung der Christen erschrocken: aber „er junge Prinz, welcher damals im Stockhau„se saß, ließ seinen Oheim um Erlaubniß bitten, „gegen die Kafires zu streiten. (also nennen uns „die Indianer) Dieses wurde ihm vergönnet, „und hielt er sich tapfer gegen die Portugiesen, „dergestalt, daß er in zwey oder drey Scharmü„tzeln ein großes Lob erwarb. Da seine Mutter, „ein verwegenes hochmüthiges Weib, innen ward, „was ziemlicher Hochachtung ihr Sohn sey, so „unterfing sie sich, ihn zum Könige von Achem zu „machen, offenbarete ihm ihr Vorhaben, und „schüttete ihm viel Geldes auf. Das Geld verthei„lete er unter die Orancays, gieng leutselig mit „dem gemeinen Mann ume, und sehr lieblich mit „jedermann. Als unterdessen der König von „Achem plötzlich starb, da hatte er so viel Ansehen „und Geschicklichkeit, daß er noch denselbigen Tag „zum Könige ausgerufen wurde.

„Nun sind von Achem bis nach Pedir nicht „mehr denn zwölf Meilen, und lauter eben Land, „so erfuhr der König gar behend und bald den „Tod seines Bruders, kam also des andern Tages „nach Achem, und wollte sich in sein Erbtheil „hinein setzen. Aber es gieng ihm kein Mensch „entgegen, und als er dem Schlosse zu nahe kam, „und nicht viele Begleiter bey sich hatte: da war „es dem neuen Könige von Achem ein leichtes, „ihn hinein zu bringen, wo er ihn einen Monat „lang verwahren ließ. Hernach stellete er sich, „als wollte er ihm einen Ort außerhalb der Stadt „anweisen, wo lustiger zu leben wäre, ließ ihn „aber unterweges ermorden. Denjenigen, die ihn „zum Könige gemacht hatten, gieng es darum „nicht viel besser; denn gleich im ersten Jahre kam „er jedermann ganz anders vor. Aus einem leut„seligen Manne wurde ein grausamer Wüterich; „aus einem Freygebigen ein Geizhals; sein freund„liches gütiges Gemüth wurde höchst blutdürstig, „und höchst unerbittlich, und seitdem ist er immer „ärger geworden, also daß er ohne Vergleichung „mehr Blut vergossen hat, als sein Großvater, „und in einem Jahre mehr Schinderey treibt, als „jener in seiner ganzen Regierung.“ Ebendas. a. d. 114 und vorherg. S. Wegen der Grausamkeit dieses Königes ist in des Beaulieu Tagebuch nachzulesen.

r) Sie kam 1628 zu Paris bey Mathurin Henault in 4. heraus, und wurde dem Cardinale Richelieu zugeschrieben. Sie enthält einen kurzgefaßten Lebenslauf des heiligen Franz Xaviers, in dessen Gesellschaft Pinto einige Reisen gethan hatte. Es wäre etwas vergebliches, die portugiesischen Ausgaben zu erzählen, als welche in großer Menge sind. Man hat auch eine deutsche Uebersetzung davon, die zu Amsterdam im Jahr 1671. bey Heinrich u. Dietrich Boom in 4. herausgekommen ist.

Ferd. Mendez Pinto.

de zu führen übernahm, nämlich **Bernard Figuero**, machet sich hierbey noch einen an-
dern Einwurf s). „Ist es möglich, saget er, daß Pinto alle Umstände so vieler außer-
„ordentlichen Begebenheiten im Gedächtnisse behalten konnte? Er antwortet darauf, wer
„mit einem guten Verstande und Gedächtnisse begabet sey, der vergesse das ihm zugestoßene
„Glück oder Unglück niemals; denn das Angedenken erwünschten Wohlergehens, oder gro-
„ßer Drangsalen, werde durch keine Zeit ausgelöschet, ja es wäre vielmehr etwas unbe-
„greifliches, wenn man sie vergäße, weil man das Angedenken von sich selbst verlohren
„haben müßte. Ueberdieses habe Pinto insonderheit auch ein treffliches Gedächtniß beses-
„sen„. **La Bulaie** t) bezeuget in der That mit größter Verwunderung, er habe bey
Besichtigung so vieler Städte und Länder niemals einigen geographischen Irrthum in des
Pinto Erzählungen angetroffen. König Philipp II, welcher das Wahre vom Falschen sehr wohl
zu unterscheiden wußte, hielt ungemein viel auf unsern Pinto; er hörete ihm nicht nur mit Ver-
gnügen zu, sondern er richtete sich auch zum öftern nach seinem Rathe. Figuero bezeuget nich
nur dieses, sondern saget auch, es hätten ihm noch viele andere hohe Häupter ganz beson
derer Gnadensbezeugungen gewürdiget, und ihn öfters vor sich kommen lassen, bloß da
mit sie das Vergnügen genießen, und die Erzählung seiner Reisen anhören möchten.
Endlich so muß es jedweder, welcher die ersten Eroberungen der Portugiesen und Spani
gelesen hat, bereits gewohnet seyn, unerhörte Begebenheiten zu vernehmen. Man da
nur den Zustand erwägen, in welchem sich Indien bey der ersten Ankunft der Europäer b
fand, so wird es ohne Mühe begreiflich fallen, was für seltsame und ungewöhnliche Begebenheit
aus dem Unterschiede der beyderseitigen Gesetze, Gebräuche, Kleidungen und des Gewehr
mit einem Worte, aus der gewaltigen Verschiedenheit in der Lebensart und Aufführu
entstehen mußten. Es zog auch in der That kein Mensch die Begebenheiten des Pinto
Zweifel, als nachdem sein Buch bereits lange Zeit heraus war; das ist, nachdem die I
dianer durch den Umgang mit uns, bessere Soldaten und ganz andere Leute, als bey ih
ersten Ueberwindung, geworden waren. Doch dem sey wie ihm wolle, so dürfen wir d
keinesweges um einiger ungewissen Beschuldigungen willen, die bloß auf die Menge sei
gehabten Zufälle, und auf die Trefflichkeit seines Gedächtnisses hinaus laufen, einen R
senden aus dieser Sammlung weglassen, der bey seinen Landesleuten in beständiger Hoch
tung steht, keiner einigen Unwahrheit überwiesen, von mehr als einem Schriftsteller
gen einiger zweifelhaftig scheinenden Umstände vollkommen gerechtfertiget, und in e
großen Menge vortrefflicher Reisebeschreibungen mit besondern Lobsprüchen angeführet i

Unterschied in diesem Auszuge von andern

Das einige, worinnen wir einen Unterschied zwischen den Auszügen aus der gegenw
tigen und aus den vorigen Reisen zu machen Willens sind, besteht darinnen, daß wir
Erzählung in dem Munde des Verfassers lassen, indem es mehr Schwierigkeit veru
chen, und überdieses ein großer Theil der Anmuth wegfallen würde, wofern wir seine
bensgeschichte auf eine andere Weise vortrügen. Der Eingang zu selbiger hält eine m
würdige Vorbereitung in sich, die wir nicht vorbey gehen dürfen. Nach einigen Kla
über sein Unglück, „danket Pinto dem Himmel, der ihn aus so unzähliger Gefahr, d
„er Zeit Lebens umgeben gewesen, allemal glücklich errettet habe„. Innerhalb ein
zwanzig Jahren, die er in fremden Ländern zubrachte, wurde er dreyzehnmal gefangen,

„

s) Vertheidigungsschrift der morgenländischen Geschichte des Ferdinand Mendez Pinto.

t) Sentiment de la Boulaie le Goulz livres de Voyages qu'il a lûs.

„siebenzehn mal verkaufet. Sein einiger Trost in seinem Alter sey dieser, daß er seinen „Kindern das Beyspiel seiner ausgestandenen Gefahr und erzeigten Beständigkeit, zum An„gedenken und anstatt einer Erbschaft hinterlassen, und ihnen dadurch ein Vertrauen auf „den Beystand des Himmels einflößen könne„.

Ferd. Mendez Pinto.

Der I Abschnitt.

Erste Glücksumstände des Pinto, und seine Abreise nach Indien.

Er geht in die Fremde. Läuft von Lissabon weg; wird von französischen Seeräubern gefangen. Warum er nach Indien reiset. Seine Abreise. Er kömmt nach Diu; läßt sich bereden, nach Arquico zu reisen. Sein erstes Gefecht. Ein türkisches Schiff ergiebt sich. Der Hauptmann wird gefoltert. Sein Tod. Pinto landet zu Gottor. Zeitung von Heinrich Barbosa. Pinto wird nach Gileytor geschickt. Dessen Reise dahin. Er wartet der Prinzessinn Tigremahon auf. Zweytes Gefecht des Verfassers. Er wird von den Türken gefangen. Wie ihm begegnet wird. Er wird zum Verkaufe ausgestellt. Großes Gemetzel zu Mocca. Pinto wird ins Königreich Pan versendet. Seltsamer Zufall. Betrübter Schiffbruch. Pinto kömmt nach Pan. Der König wird umgebracht; die Portugiesen geplündert. Die Portugiesen rächen sich. Ihr Sieg und Beute. Erste Reise des Antonio de Faria Susa. Seine Glücksumstände. Er schicket dem Borotho in Hoffnung aus. Pinto reiset mit. Unglückliche Begebenheit. Pinto entgeht dem Tode. Sein elender Zustand. Er wird gerettet; erfährt des Coja Acems Haß gegen die Portugiesen. Mildigkeit einer indianischen Frauensperson.

Er geht in die Fremde.

ls ich in meines Vaters Hause x) zehn bis zwölf Jahre in Noth und Armuth zugebracht hatte: so führete mich ein Oheim von mir, der meinen natürlichen Eigenschaften viel zutrauete, nach Lissabon, und brachte mich bey einem sehr vornehmen Herrn in Dienste. n eben demselbigen Jahre, nämlich den 21sten des Christmonats 1521 wurde das Leichengängniß des Königes **Don Emanuel** gehalten, und ist dieses die entfernteste Begebenit, worauf ich mich besinnen kann. Es lief aber mit mir nicht also ab, wie es mein Oheim hoffet hatte; denn nach anderthalbjährigen Diensten, wurde ich in ein Unglück verwile, das mich in äußerste Lebensgefahr setzte y). Ich nahm in größter Angst die Flucht, o kam endlich an den Fuhrt von Pedra, einem kleinen Hafen. Indem ich nun keine dere Absicht hatte, als dem Tode zu entgehen: so trat ich den andern Tag in eine Caralle, die ich daselbst fand, und welche Pferde nach Setubal führen sollte. Aber kaum ren wir vom Ufer abgestoßen: so erschien ein französischer Seeräuber, nahm unser Schiff ne den geringsten Widerstand weg, ließ uns nebst allen Waaren, die über sechs send Ducaten am Werthe betrugen, auf das seinige bringen, und bohrte unsere Carale in den Grund. Wir merkten wohl, wir wären zur Leibeigenschaft bestimmt, und sere neuen Herren wollten uns zu **la Rache** in der Barbarey verkaufen. Denn sie führe- Gewehre dahin, als worinnen ihr Handel mit den Muhammedanern bestund. Die rzehn Tage über, da ihnen dieser Vorsatz im Kopfe lag, begegneten sie uns mit großer rte; aber am Abende des dreyzehnten Tages erblickten sie ein Schiff, welches sie sogleich folgten, auch mit anbrechendem Tage einholeten. Sie griffen es mit großer Herzigkeit an, tödteten sechs Portugiesen, nebst zehn bis zwölf Leibeigenen, und nöthigten die

Läuft von Lissabon weg.

Wird von französischen Seeräubern gefangen.

) Figuero, ubi supra.

) Er war von Montemor-Ovelbo gebürtig.

y) Die Feinde des Pinto haben diese Begebenheit zu seinem schlechten Ruhme ausgeleget.

Ferd. Mendez Pinto.

die andern zur Uebergabe. Einige lissabonner Kaufleute, hatten dieses Schiff mit Zucker und Leibeigenen beladen, und seine Eroberung setzte die Seeräuber in den Besitz einer Beute von mehr als vierzig tausend Ducaten am Werthe. Hierauf änderten sie ihren Vorsatz, und anstatt nach la Rache in die Barbarey zu fahren, wendeten sie die Segel nach Frankreich. Diejenigen Gefangenen, die sie auf der Reise brauchen konnten, nahmen sie mit sich; die übrigen setzten sie bey der Nacht auf einer Rhede, Namens Melida, ans Land. Unter diesen letztern befand ich mich ebenfalls. Ich war gleich meinen Unglücksgefährten von aller Kleidung entblößet, am ganzen Leibe hingegen wund gepeitschet, und voll schmerzlicher Striemen. In diesem elenden Zustande giengen wir nach St. Jago de Cacen, wo uns die Einwohner alle Liebe erzeigten. Nachdem ich wieder zu Kräften gekommen war: so gieng ich nach Setubal; und das Glück war mir so günstig, daß ich gleich bey meiner Ankunft Gelegenheit fand, auf einige Jahre unter zu kommen. Unterdessen hatte mich doch der schlechte Anfang nicht abgeschrecket, mein Glück ferner auf der See zu versuchen. Ich erwog, daß ich in Portugall kein größeres Glück machen könnte, als mich des Bettelns zu erwehren; überdieses hörete ich so vieles von dem großen Reichthume der aus Indien gebracht werde, ja ich sah mit eigenen Augen so viele mit Gold und Kostbarkeiten angefüllte Schiffe einlaufen, daß ich eine unbezwingliche Begierde verspürete, die Quelle dieses Ueberflusses aufzusuchen, wiewohl mehr in der Absicht mir ein vergnügtes Leben zu schaffen, als aus Ehrgeize oder erhabenem Muthe. Ich gedachte, es möge mir endlich ergehen, wie es wolle, so könne ich wenig dabey verlieren, und aus diesem einigen Grunde entschloß ich mich, mein Heil auf der See zu versuchen.

Warum er nach Indien reiset.

Seine Abreise.

Den 11ten März des 1537sten Jahres, reisete ich ab, auf einer Flotte von fünf Schiffen, die aber keinen Befehlshaber hatte, das ist, davon kein Schiffshauptmann unter dem andern stund. Das ansehnlichste Schiff wurde vom Don Pedro de Silva, einem Sohne des berühmten Admirals Don Vasco de Gama geführet. Don Pedro hatte in eben demselbigen Schiffe die Gebeine seines in Indien verstorbenen Vaters nach Portugall gebracht, und der König, welcher eben damals zu Lissabon war, hatte sie mit einem bis hieher in Portugall unerhörten Prachte begraben lassen. Das zweyte Schiff, der heilige Rochus genannt, wurde vom Don Fernand de Lima geführet, welcher nachgehends bey Vertheidigung der Festung Ormuz, darüber er die Statthalterschaft im Jahre 1538 erhielt, sein Leben großmüthig aufopferte. Das dritte Schiff, die heilige Barbara, hatte Don Georg von Lima, einen Vetter des Don Fernands, und ernannten Statthalter von Chaul zum Anführer. Auf der Seeblume war Don Lopez Vaz Vagado Hauptmann, und auf dem fünften Schiffe, la Galega genannt, Don Martin de Freitas, welcher eben dasselbige Jahr vor Daman blieb. Es waren lauter Kriegesmänner von bewährter Tapferkeit, deren Ruhm in der portugiesischen Geschichte verewiget wird.

Kömmt nach Diu.

Bey unserer Ankunft im Hafen zu Mozambik, fanden wir einen Befehl von dem indianischen Unterkönige Nugno d' Acunha vor uns, welcher alle portugiesische Schiffe, welche dieses Jahr ankommen würden, nach Diu berief, indem die T[...]

z) In dem ersten Theile gegenwärtiger Sammlung, sind diese hier nur kürzlich berührten Begebenheiten, nach der Länge zu lesen.

Ferd. Mendez Pinto.

ten dasige Festung mit einem Anfalle bedroheten z). Drey von unsern fünf Schiffen, machten sich sogleich auf den Weg. Ich war auf dem heiligen Rochus, welcher am ersten unter Segel gieng, und ich kam mit unter diejenigen, welche zu Vertheidigung der Festung in Diu bleiben mußten. Doch da siebenzehn Tage nach meiner Ankunft zwey Fusten nach dem rothen Meere absegelten, um von dem Vorhaben der Türken einige Nachricht einzuziehen: so lag mir einer von beyden Hauptleuten, welcher mir besonders günstig war, so lange in den Ohren, bis ich versprach, mit ihm zu gehen. Er hatte auch ein Schreiben bey sich, von **Don Silveira**, dem Befehlshaber der Festung, an den portugiesischen Factor, Heinrich Barbosa, welcher auf Befehl des Unterköniges schon seit dreyen Jahren in dem Reiche des äthiopischen Kaisers, und zwar in dem Hafen Arquico sich aufhielt.

Läßt sich bereden nach Arquico zu reisen.

Ungeachtet wir bey sehr stürmischem Wetter in die See stachen: so kamen wir dennoch glücklich auf die Höhe von Mazua. Hier entdeckten wir des Abends ein Schiff auf der offenbaren See, verfolgten es mit größter Geschwindigkeit, und kamen ihm endlich ganz nahe. Weil wir es für ein indianisches hielten, und unserer Obliegenheit ein Genüge thun wollten: so riefen wir dem Hauptmanne mit aller Höflichkeit zu, ob er keine Nachricht von dem Aufbruche der türkischen Seemacht von Suez zu geben wisse? Aber anstatt der Antwort schoß man zwölf Stücke auf uns los, welche jedoch nirgend einigen Schaden als in den Segeln verursachten. Zugleich erhub sich ein wüstes Geschrey, das wir, vermöge des vorgängigen feindlichen Bezeugens, für nichts anders, als für eine Ausforderung auslegen konnten. Bald darauf vernahmen wir ein großes Geräusche mit dem Gewehre, wobey man uns unter heftigen Bedrohungen befahl, die Waffen nieder zu legen. Dieser Willkommen verursachte uns zwar keine Furcht, wohl aber Verwunderung. Für heute war es schon zu späte, unsere Rache auszuführen. Man beschloß also im Schiffsrathe, den Feind diese Nacht über mit dem groben Geschütze so lange aufzuhalten, bis man ihm mit anbrechendem Morgen genauer auf den Leib gehen, und ihn bequemer bestreiten könne. Wir thaten demnach die ganze Nacht nichts anders, als daß wir dieses Schiff verfolgeten und beschossen, richteten es auch dermaßen übel zu, daß es mit anbrechendem Tage dasjenige selbst thun mußte, was es zuvor von uns verlanget hatte, nämlich sich ergeben.

Sein erstes Gefechte.

Das Schiff ergiebt sich.

Es hatte bey diesem hitzigen Angriffe vier und sechzig Mann eingebüßet, die übrigen sprangen, da es auf das äußerste kam, in die See, dergestalt, daß von achtzig nur [illegible]nfe hart verwundete, und darunter ihr Hauptmann übrig blieben. Unsere Hauptleute ließen ihn sogleich foltern, und erzwangen dadurch das Geständniß von ihm, er [illegible]mme von Gedda, und die türkische Seemacht sey bereits von Suez abgesegelt, in der [illegible]bsicht, vorher Aden wegzunehmen, ehe sie die Portugiesen in Indien angriff. Bey Verstärkung der Marter bekannte er ferner, er sey ein abgefallener Christ, aus Ma[illegible]rca gebürtig, ein Sohn des Paul Andrez, eines Kaufmannes auf besagter Insel; [illegible] habe sich vor vier Jahren in eine schöne Muhammedanerinn von griechischer Abkunft [illegible]liebt; und damit er sie heirathen dürfen, ihren Glauben angenommen. Wir redeten [illegible]m glimpflich zu, er möchte diesem Irrthume absagen, und sich seines Taufbundes er[illegible]nern. Doch er gab trotzig zur Antwort, er wolle in seines Weibes Glauben leben [illegible]d sterben. Unsere Hauptleute ärgerten sich über diese Hartnäckigkeit, und ließen ihrem Glaubenseifer den völligen Lauf. Sie befahlen, ihm Hände und Füße zu binden, hin[illegible] ihm mit eigenen Händen einen schweren Stein an den Hals, und stürzeten ihn in die See.

Der Hauptmann wird gefoltert.

Wie er stirbt.

 Die

Die Gefangenen ließ man hierauf in eine von unsern Flüten übergehen, und bohrete das Schiff in den Grund. Es hatte keine andere Ladung, als Farbematerialien, die uns vorjetzo wenig halfen, imgleichen einige Stücke Camelot, daraus unsere Soldaten sich Kleider machten a).

Pinto landet zu Gottor.

Nun mußten wir noch den Hafen Arquico besuchen, um auch der andern Hälfte unserer Verrichtung ein Genüge zu thun. Doch unsere Hauptleute beschlossen, vorher zu Gotter, eine Meile unter Mazua, ans Land zu treten; weil sie daselbst eine umständlichere Nachricht zu erhalten verhofften. Die Einwohner empfingen uns sehr höflich. Ein gewisser Portugiese, Namens **Vasco Martines de Seixas** wartete daselbst des Heinrich Barbosa Veranstaltung zu Folge, schon seit drey Wochen auf die Ankunft irgend eines portugiesischen Schiffes, und sollte selbigem einen Brief mit der Nachricht von dem Zustande der türkischen Flotte übergeben. Barbosa bath in diesem Briefe, man möchte einige vertraute Leute vom Schiffe zu ihm nach der Festung Gileytor schicken, wo er nebst vierzig andern Portugiesen, die Prinzessinn Tigremahon, des Kaisers Mutter, bewachen müsse. Um nun den Barbosa dieser Bitte zu gewähren, so ernannten die Hauptleute mich nebst drey andern zu besagter Reise, und gaben uns das Schreiben des Statthalters von Diu mit. Wir reiseten gleich des folgenden Tages unter Anführung des Seixas ab, und zwar auf guten Maulthieren, damit uns die Abyssiner auf Befehl der Kaiserinn versorgten b).

Zeitung von Heinrich Barbosa.

Pinto wird nach Gileytor verschickt.

Die folgende Nacht blieben wir in einem reichen Kloster, Namens Satilgaon c). Des folgenden Tages brachen wir vor Aufgange der Sonne auf, und reiseten fünf französische Meilen an einem Flusse, bis an ein anderes dem heiligen Michael geweihetes Kloster. Hier besuchte uns vor Abends ein junger Herr, und Sohn des Statthalters von diesem Theile Aethiopiens, mit Namen **Bernaguez**. Er ritt auf einem nach portugiesischer Weise aufgeputzten Pferde, mit einer violetsammeten und mit goldenen Fransen besetzten Decke. Sein Gefolge bestund aus dreyßig Personen, sie ritten aber auf Mauleseln. Den Sattel hatte ihm vor zwey Jahren der Unterkönig von Indien durch einen Portugiesen, Namens **Lope Chenoca**, überschicket. Auf der Rückreise wurde dieser Mann gefangen, und als ein Leibeigener nach Cairo gebracht. Der junge abyssinische Herr schickte hierauf einen Juden dahin, um ihn loszukaufen: er war aber vor Elend und Verdruß gestorben. Hierüber betrübte sich der junge Bernaguez so sehr, daß er dem Chenoca, in eben dem Kloster, darinnen wir uns damals befanden, ein prächtiges Leichenbegängniß halten ließ, bey welchem mehr als vier tausend Priester aus dem Lande erschienen. Ja, als er Nachricht bekam, der Verstorbene habe drey sehr junge Töchter in großer Armuth zu Goa hinterlassen, so schickte er ihnen ein Allmosen von dreyhundert Oqueas Golde, davon jede zwölf portugiesische Crusaden beträgt d).

Großmuth eines jungen Abyssiners.

Pintos Reise nach Gileytor.

Des folgenden Tages setzten wir unsere Reise auf trefflichen Pferden fort, die er uns geben ließ. Um uns selbige desto angenehmer zu machen, gab er uns vier Personen von seinem Gefolge mit, die uns auf dem ganzen übrigen Wege herrlich bewirtheten. Unsere erste Herberge war in einem Schlosse, Namens **Betenigus**, aus welchem man von allen Seiten nichts als die schönsten Ceder- Cypreß- und Palmwälder sieht. Den folgenden Tag kamen wir über eine große und an Getraide ungemein fruchtbare Ebene. Jedwede Ta[illegible]

a) Pintos Reise, a. d. 14 und vorherg. S. b) A. d. 18 S. c) Was zur Landbeschreibung gehöret, wird allezeit beygebracht.

Ferd. Mendez Pinto.

reise war auf fünf Meilen eingerichtet. Des Abends blieben wir auf einem Berge, Namens Vaugaleu, worauf weiße und sehr wohlgewachsene Juden wohneten, die uns aber sehr arm vorkamen. Zween Tage hernach übernachteten wir in **Funao**, einem sehr ansehnlichen Flecken, woselbst wir den Barbosa und seine vierzig Portugiesen antrafen, die uns mit großer Freude empfingen. Nun hatten wir noch zwo Meilen bis nach **Gileytor**, dahin wir Sonntags den 4ten des Weinmonats kamen.

Wartet der Prinzeßinn Tigremahon auf.

Nachdem wir etwas ausgeruhet hatten: so führte uns Barbosa in den Pallast der Prinzessinn, die wir in ihrer Hofcapelle bey der Messe antrafen. Sobald sie wiederum in ihr Gemach getreten war, mußten wir nach des Barbosa Geheiß, auf ein Knie vor ihr niederfallen, ihren Windfächer küssen, auch andere Höflichkeiten mehr vornehmen, die man uns vorher gelehret hatte. Sie begegnete uns sehr gnädig, fragte uns allerley vom Pabste, und andern christlichen Königen, insonderheit aber, warum die letztern sich so wenig aus dem eiligen Lande machten, und es in ihres abgesagten Feindes, des Türken, Gewalt ließen e)?

Die neun Tage über, die wir in **Gileytor** zubrachten, wiederfuhr uns die Gnade, besagte Prinzessinn zu sprechen, sehr oft. Beym Abschiede sagte sie aus guter Meynung, sie wünschte, wir möchten bey unserer Ankunft in Indien von unsern guten Freunden ben so wohl empfangen werden, als die Königinn aus Saba von Salomo in dem Pallaste iner Herrlichkeit. Hernach gab sie uns achtzig Gold-**Oqueas**, das ist zweyhundert und erzig Ducaten am Werthe, nebst zwanzig Abyssiniern, die uns nach dem Hafen **Arquico** hreten, wo unsere Fusten auf uns warteten.

Zweytes Gefecht.

Den 6ten des Wintermonats 1537, giengen wir unter Segel, und nahmen den Martinez **de Seixas** mit, welchen die Prinzessinn mit einem Schreiben und ansehnlichen eschenken an den Unterkönig von Indien abschickte. Auch hatte ein abyssinischer Bischof, lcher nach Portugall und Rom reisen wollte, unsere beyden Hauptleute um die Ueberrt nach **Diu** ersucht. Wir giengen eine Stunde vor anbrechendem Tage unter Segel, ren mit günstigem Winde neben dem Ufer her, und des Mittags die Spitze von **Gos**n vorbey. Als wir uns aber der Eichhorninsel näherten: so erblickten wir drey Schiffe, wir von ferne für **Gelves oder Terrades** ansahen, als welche Namen hier zu Lande Schiffe tragen. Wir steuerten auf sie zu, bloß in der Absicht, einige neue Nachricht ihnen zu erhalten. Auf einmal entstund eine Windstille, die uns vielleicht der gütige mmel zuschickte, um uns der Gefahr zu entreißen: allein, wir verfolgten unsern Weg mit größten Hartnäckigkeit, nahmen Segel und Ruder zu Hülfe, und kamen auf diese ie gar bald so nahe, daß wir die besagten Schiffe für türkische Gallioten erkannten. leich begaben wir uns auf die Flucht, ergriffen aber in der Bestürzung den Weg nach ande. Hierdurch beschleunigten wir unser Unglück, indem wir dem Feinde den Vors eines plötzlich entstandenen Windes überließen, den wir zu unserm eigenen Vortheile wenden gesuchet hatten. Sie verfolgten uns mit vollen Segeln, gaben uns auf einen enschuß weit die völlige Lage, und richteten unsere Fusten dadurch erbärmlich zu. Wir ren neun Mann, und bekamen sechs und zwanzig Verwundete. Endlich kamen sie o nahe, daß sie uns von ihrem Hintercastelle mit der Lanze erreichen konnten. Gleich- beschlossen die zwey und vierzig Soldaten, die noch unverwundet übrig waren, bis en letzten Othem zu kämpfen, indem sie wohl sahen, unsere Wohlfahrt beruhe bloß

Wird von den Türken gefangen.

) A. d. 19 S. e) A. d. 20 S.

Ferd. Mendez Pinto.

auf ihrem Wohlverhalten. Sie griffen demnach die größte unter diesen Galeeren, auf welcher Soliman Dragut war, mit ungemeiner Herzhaftigkeit an, und tödteten in der ersten Hitze sieben und zwanzig Janitscharen. Aber als die andern Gallioten dieser zu Hülfe eileten: so waren unsere beyden Fusten in einem Augenblicke voll Türken, und das Gemetzel wurde so heftig, daß von vier und funfzig Personen, die wir noch stark waren, nicht mehr als eilfe lebendig überblieben. Ja, auch von diesen sturben des andern Tages noch zwo, welche von den Türken geviertheilet, und zum Siegeszeichen an die Rhaen aufgehängt wurden f). Man führete uns nach Mocka, woselbst der Vater des Draguts, der uns weggenommen hatte, Statthalter war. Die sämmtlichen Einwohner empfingen unsere Ueberwinder mit großem Freudengeschreye. Unter dieses rasende Volk wurden wir in Ketten und Banden gebracht, ungeachtet daß wir so voll Wunden waren, daß der abyssinische Bischof des folgenden Tages an den seinigen starb. Unsere Quaal wurde durch di[e] Beschimpfungen, die wir erdulden mußten, nicht wenig vermehret; denn man führete un[s] gleich, als im Triumphe, durch alle Gassen der Stadt herum. Des Abends, da wi[r] nicht mehr im Stande waren, zu gehen, stieß man uns in ein düsteres Loch. Hier bliebe[n] wir ganzer siebenzehn Tage, und genossen nichts anders, als ein wenig Habermehl, da[s] man uns alle Morgen für den ganzen Tag austheilete.

Wie ihm begegnet wird.

In dieser Zeit verlohren wir noch zween von unsern Gefährten, und zwar Leute v[on] guter Abkunft und Tapferkeit. Bey anbrechendem Tage fand man sie ohne Leben. D[er] Stockmeister, der uns zu Essen brachte, getrauete sich nicht, die todten Leichname anzur[üh]ren, sondern berichtete die Sache der Obrigkeit. Diese erschien hierauf mit einem gr[oßen] Gefolge, und ließ selbige durch alle Gassen herum schleifen. Hier wurden sie auf das b[ar]barischte zerfleischt, und endlich stückweise in die See geschmissen. Endlich, da man [be]furchte, wir möchten in unserm schrecklichen Loche alle miteinander darauf gehen: so füh[rete] man uns auf den Marktplatz, um uns zu verkaufen. Indem nun allerley Kaufleute [her]bey kamen: so erschien auch ein Cacis von höherm Range, der erst kürzlich von Mecka [zu]rück gekommen war, und deswegen für einen Heiligen gehalten wurde. Dieser verlan[gte,] man solle uns ihm als ein Allmosen überlassen; denn dieses würde einen großen Segen [in] die Stadt bringen, und ihr den Schutz des Propheten desto kräftiger erwerben. D[ie] die Kriegesleute, denen zu gute man uns verkaufen wollte, setzten sich mit großem Unge[stüm] dagegen: das Volk hingegen trat auf des Cacis Seite. Endlich kam es zu einem gr[äuli]chen Handgemenge, in welchem der Cacis selbst, und ungefähr sechshundert Personen [auf] dem Platze blieben. Wir wußten bey dieser Unordnung unser Leben nicht besser zu re[tten,] als daß wir nach unserm Loche liefen; und wir hielten es für ein großes Glück, daß un[s der] Stockmeister aufnehmen wollte.

Wird zum Verkaufe ausgestellet.

Großes Gemetzel zu Mocka.

Dragut stillete endlich den Lärm mehr mit Glimpfe, als mit Gewalt. Wir w[urden] abermal auf den Markt geführet, und nebst unserm Geschütze und der übrigen Beu[te ver]kauft. Mein Unglück brachte mich in die Hände eines griechischen Renegaten, a[n den] ich nie ohne Abscheu gedenken kann. Die drey Monate über, da ich sein Leibeigener [war,] gieng er so grausam mit mir um, daß ich beynahe verzweifelte, und öfter als einm[al den] Vorsatz faßte, ich wolle meiner Quaal mit Gifte abhelfen. Als er dieses merkte, [schlug er] ich seiner los; denn er befurchte, sein ausgelegtes Geld zu verlieren, wenn ich mir selb[st]

f) A. d. 25 und vorherg. Seite.

leben hülfe: also verkaufte er mich an einen Juden von Toro. Mit diesem neuen Herrn reisete ich nach **Cassan**, woselbst er Handlungsgeschäffte hatte. Uebrigens hielt er mich so gelinde, als immermehr ein Christ thun könnte. Von **Cassan** führte er mich nach Ormuz, wo ich mit unbeschreiblicher Freude erfuhr, **Don Fernand de Lima**, den ich sehr wohl kannte, sey Befehlshaber in der portugiesischen Festung. Ich meldete mich mit meines Herrn Erlaubniß bey ihm. Er war wirklich so großmüthig, und schoß, nebst dem damals zu Ormuz anwesenden General Commissario von Indien, **Don Pedro Fernandez**, die Kosten zu meiner Befreyung her. Sie kostete ihnen zweyhundert Pardos, was ist ungefähr hundert und zwanzig Thaler nach unserm Gelde.

Ferd. Mendez Pinto.

Nebst dieser ungemeinen Gütigkeit erlaubten sie mir auch, meiner Neigung zu folgen, und mit einem Schiffe, das Pferde nach **Goa** überbrachte, dahin abzugehen. Der Wind war uns so günstig, daß wir die Küste von **Diu** in siebenzehn Tagen erreichten. Hier wären wir den Türken, welche damals besagte Festung belagerten, unfehlbar in die Hände gefallen, wofern wir nicht bey Zeiten einige Galeeren erblicket, und uns gegen Chaul gewendet hätten. Sie verfolgten uns zwar bis in die Nacht: wir entwischten aber, und kamen zween Tage hernach glücklich an. Diu wurde schon seit zwanzig Tagen von dem Statthalter zu Cairo, **Soliman Bassa**, mit einer Flotte von acht und funfzig Galeeren belagert *g*).

(Hierauf erzählet Pinto in mehr als zwanzig Capiteln allerley Begebenheiten, welche aber heute zu Tage wegen großer Entfernung der Zeit und der Orte, nichts merkwürdiges mehr an sich haben. Wir werden in diesem Auszuge noch ferner alles übergehen, wovon der Leser keinen sonderlichen Nutzen noch großes Vergnügen haben würde. Fürjetzo befindet sich Pinto nach einer abermaligen Gefangenschaft, darüber er in eine lange und gefährliche Krankheit fiel, in Malacka, und der dasige Statthalter, **Don Pedro de Faria** ist geneigt, für sein Glück zu sorgen).

Weil **Don Pedro de Faria** mir fortzuhelfen suchte: so schickte er mich in einer **Lanchare** *h*) nach dem Königreiche **Pan**, um seinen Factor in dasiger Gegend, **Thomas** Lobo, zehntausend Ducaten zu überbringen. Von da befahl er mir, noch hundert Meilen weiter, nämlich nach **Patan**, zu gehen, und fünf Portugiesen, welche bey des dasigen Königes Schwager Leibeigene waren, loszukaufen, wozu er mir ein Schreiben, imgleichen einige Geschenke an den König, nebst hinlänglicher Vollmacht mitgab. Demnach reisete ich voll süßer Hoffnung weg. Als wir am siebenten Tage unserer Schiffahrt auf die Höhe der Insel **Timan** kamen, welche ungefähr neunzig Meilen von Malacka, und zehn bis zwölfe von dem Ausflusse des Panflusses liegt: so höreten wir vor anbrechendem Tage ein großes Wehklagen auf der See, konnten aber wegen der Dunkelheit nicht erkennen, woher es rühren möchte; gleichwohl gieng es mir so tief zu Herzen, daß ich die Segel aufspannen, und mit Hülfe der Ruder nach dem Orte fahren ließ, wo es herzukommen schien, zugleich sah ich immer niederwärts, in Hoffnung, das Gesuchte desto leichter wahrzunehmen. Nach langem Umsehen erblickten wir endlich in einer großen Entfernung etwas schwarzes auf dem Meer schwimmen: doch fiel es uns nicht möglich, zu unterscheiden, was es eigentlich seyn möchte. Es waren zwar unser nicht mehr, als vier Portugiesen, in der Lanchare, dem ungeachtet gab es mancherley Meynungen. Man stellte mir vor, ich sollte

Pinto wird ins Königreich Pan versendet

Seltsamer Zufall.

g) Die Geschichte dieser Belagerung steht im 1 Th. *h*) Pintos Reise, a. d. 142 u. f. S.

Ferd. Mendez Pinto.

sollte lieber dem gegebenen Befehle des Statthalters nachleben, als dergleichen gefährliches Nachforschen unternehmen. Doch diese verzagten Anschläge thaten keine Wirkung bey mir; im Gegentheile wollte ich, kraft der aufhabenden Gewalt, meinen Entschluß mit Ergründung dieser Begebenheit befolget wissen. Endlich zeigte uns der anbrechende Tag einige Personen, die auf Brettern in der See herum trieben. Sogleich veränderte sich bey meinen Gefährten die Furcht in Mitleiden, und sie wendeten unser Schiffchen aus eigener Bewegun gegen diese verunglückten Leute, die wir sechs bis siebenmal ausrufen hörten, Herr! barmherziger Gott! stehe uns bey! Ich trieb unsere Schiffleute an, ihnen eiligst zu helfen. Sie holeten also vierzehn Portugiesen und neun Leibeigene, einen nach dem andern, aus dem Wasser. Die armen Leute sahen so verstellet aus, daß wir uns vor ihnen entsetzten, ja sie konnten vor Mattigkeit auf keinem Fuße stehen. Wir erquickten sie nach aller Möglichkeit. Als sie im Stande waren, zu reden: so erzählete uns einer von ihnen, er heiße Fernand Gil Porcalho; als die Aschemer Malacka zum zweytenmale angegriffen, sey er in den Laufgräben gefährlich verwundet worden. Hierauf habe ihn der damalige Befehlshaber in der Stadt, **Don Sebastian von Gama**, zur Belohnung für seine erzeigte Tapferkeit, nach den moluckischen Inseln verschicket, auch zu Beförderung seines Glückes kräftigen Vorschub gethan; dergestalt sey er unter dem Segen des Himmels in den Stand gekommen, daß er in einer mit tausend Barren Pfeffer beladenen Junke, das ist, mit einem Vermögen von mehr als hundert tausend Ducaten, von Ternate ab gereiset sey. Allein, auf der Höhe von Surabana, auf der Insel Joa, habe ein entsetzlicher Sturm seine Junke und sein ganzes Vermögen in den Abgrund versenkt; von hundert sieben und vierzig Personen, die er am Borde gehabt, sey niemand davon gekommen, als die von uns erretteten drey und zwanzig; sie hätten bereits vierzehn Tage auf ihren Brettern in der See herum getrieben, und nichts anders zu essen gehabt, als den Leichnam eines verstorbenen caffrischen Leibeigenen, damit sie sich acht Tage lang das Leben gefristet i).

Betrübter Schiffbruch.

Pinto kömmt nach Pan. Der König wird umgebracht, die Portugiesen geplündert.

Das Vergnügen, daß ich so viele verunglückte Personen gerettet hatte, machte mir die ganze übrige Reise sehr angenehm. Ich kam endlich nach Pan, und übergab dem Thomas Lobo meine mitgebrachten Waaren. Aber da ich im Begriffe war, meine Reise nach Patan fortzusetzen: so brachte ein unglücklicher Zufall den malackischen Statthalter um alles, was er dem Lobo anvertrauet hatte. Der Bothschafter des Königes von Borneo, Namens **Coja Geinal**, welcher schon einige Jahre lang am panischen Hofe sich aufhielt, erwischte den König bey seiner Frau, und erwürgte ihn auf der Stelle. Bey dieser Gelegenheit empörete sich das Volk, und verübte große Gewaltthätigkeiten: unter andern plünderte es das portugiesische Lagerhaus, und eilf Portugiesen, die sich zur Wehre setzten, verloren ihr Leben. Thomas Lobo kam endlich noch mit sechs Stichen davon, und rettete sich für seine Person in meine Lanschare, aber von seinen Gütern konnte er nicht das geringste in Sicherheit bringen. Es betrugen selbige nur allein an Gold und Juwelen sechzig tausend Ducaten. In dieser einzigen Nacht kamen mehr als viertausend Personen um das Leben. Als nun den folgenden Tag der Aufruhr von neuem ausbrach: so hielten wir für das sicherste, nach Patan zu segeln, wohin uns auch der günstige Wind den sechsten Tag führete.

i) A. d. 146 und vorherg. Seite.

Ferd. Mendez Pinto.

Die Portugiesen rächen sich.

An diesem Hofe befand sich damals eine große Menge Portugiesen, welche des Lobo Unglück desto eifriger zu Herzen nahmen, weil ihnen dieses Beyspiel der indianischen Treulosigkeit klar genug vor die Augen stellete, was ihnen selbst wiederfahren könnte. Sie giengen demnach alle in den königlichen Pallast; trugen im Namen des malackischen Statthalters ihre Klage vor, und bathen, daß ihnen erlaubt seyn möchte, alle in seinem Lande befindliche Waaren aus dem Königreiche Pan gleichfalls wegzunehmen. Dieses Verlangen schien dem Könige der Billigkeit gemäß zu seyn. Neun Tage hernach erfuhren wir, es wären drey reich beladene Junken in den Calantanfluß eingelaufen, welche von China zurück kämen, und einigen panischen Handelsleuten zugehörten. Sogleich schlugen sich achtzig Portugiesen zu denen in meiner Lanschare befindlichen. Wir rüsteten zwo Fusten nebst einem Rundschiffe aus, versahen sie mit allem, was zu unserm Vorhaben nöthig fiel, und machten uns schleunig auf den Weg, damit unsere Feinde nicht etwa von denen muhammedanischen Landeseinwohnern gewarnet werden möchten. Unser Anführer war **Johann Fernandez d'Abreu**, ein Sohn der Amme des Königes **Don Juan** von Portugall. Er bestieg das Rundschiff mit vierzig Soldaten. Beyde Fusten wurden von **Lorenzo de Goez** und **Vasco Sermento** angeführet, denen es weder an Tapferkeit noch an Erfahrung fehlete.

Ihr Sieg und Beute.

Den folgenden Tag kamen wir in den Calantonfluß, wo die drey Junken vor Anker lagen. Anfänglich war ihre Gegenwehr nicht geringer, als unser Angriff: aber ehe drey Stunden verliefen, hatten sie vier und siebenzig Mann eingebüßet, wir hingegen nicht mehr als drey; indem unsere Verwundeten, daran es uns in der That nicht fehlete, dennoch immer fortfochten, oder doch wenigstens mit dem Gewehre in der Hand da stunden. Da der Feind sah, daß unsere Zahl gar nicht abnehmen wollte, sein Verlust hingegen immer höher stieg: so verlohr er den Muth, ergab sich, und bath nur um das Leben. Wir kehrten also siegreich mit unserer Beute nach Patane zurück, und gaben sie zwar öffentlich für hinlänglich aus, die verlohrnen funfzig tausend Ducaten des Don Pedro zu ersetzen, in der That aber trug sie über zweyhundert tausend Tael, das ist nach unserm Gelde mehr als dreyhundert tausend Ducaten. Der König von Patane ließ es dabey bewenden, und verlangte nur, wir sollten die drey Junken ihren Hauptleuten wieder zustellen: wir legten auch diese Probe unserer Dankbarkeit und unsers Gehorsams mit allem Willen ab *k*).

Erste Reise des Antonio de Faria Susa.

Bald darauf kam eine Fuste nach Patane, unter Anführung des **Antonio de Faria Susa**, eines Anverwandten des Statthalters zu Malacka. Er überbrachte von selbigem Schreiben und ansehnliche Geschenke an den König, unter dem Vorwande, ihm für den der portugiesischen Nation bisher zugewendeten Schutz gebührenden Dank abzustatten, in der That aber, um unsere Handlung auf einen recht festen Fuß in seinem Lande zu setzen. Antonio de Faria, dessen Name wegen seiner Ungestümigkeit eben so bekannt ist, als wegen seiner tapfern Thaten, war ein armer Edelmann, und suchte durch Vorschub seines Anverwandten sein Glück in Indien zu machen. Er brachte für etwa zwölf tausend Thaler Tücher und indianische Zeuge nach Patane, die ihm einige malackische Kaufleute geborget hatten. Weil nun mit dieser Waare am patanischen Hofe nicht viel zu gewinnen war: so rieth man ihm, sie nach **Lugor**, einer großen Stadt im Königreiche Siam

Sein Glücksumstand.

k) A. d. 158 und vorherg. Seite.

Ferd. Mendez Pinto.

Siam zu schicken, weil die Rede gieng, der Monarch von Siam werde daselbst die Hul-
digung von vierzehn Königen empfangen, und dieser feyerliche Vorgang habe eine große
Menge Junken und Kaufleute dahin gelocket. Faria machte demnach einen Portugiesen
Namens Christoph Borralho, welcher die Handlung vollkommen wohl verstund, zu seinem
Factore, und übergab ihm seine Waaren, für welche er in dem patanischen Hafen ein kleines
Schiff miethete. In selbiges traten, nebst dem Borralho, noch sechszehn andere Portu-
giesen, theils Soldaten, theils Kaufleute, in Hoffnung, mit jedem Thaler sechs oder sieben
andere zu erwerben. Mich verblendeten diese prächtigen Versicherungen ebenfalls, daß ich
die unglückliche Reise mit antrat. Wir segelten mit günstigem Winde ab, liefen drey
Tage hernach in der Rhede von Lugor ein, und warfen an der Mündung des Flusses Anker,
um vorerst eine und die andere dienliche Nachricht einzuziehen. Wir erfuhren auch,
lägen wirklich schon über funfzehnhundert reich beladene Schiffe im Hafen vor Anker.

Er schicket den Borralho in Hoffnung aus.

Pinto reiset mit.

Als wir voll Freude über diese gute Zeitung zu Mittage aßen, in dem Vorsatze, no
vor Ende des Tages unter Segel zu gehen: so kam eine große Junke den Fluß herab auf u
angetrieben, ohne das geringste Anzeichen einer Feindseligkeit zu geben. Aber, so bald
in der Nähe war, warf sie die Enterhacken, vermittelst zwoer langen eisernen Ketten,
unser Schiff. So bald wir fest hingen, kamen siebenzig bis achtzig Mohren unter de
Ueberlaufe hervor, erhuben ein gräßliches Geschrey, und gaben mit erstaunlicher Gesch
digkeit Feuer auf uns. In einem Augenblicke waren vierzehn von uns achtzehn Portug
sen, nebst sechs und dreyßig indianischen Bootsknechten, todtgeschossen. Meine noch üb
gen drey Gefährten ergriffen nebst mir das einzige Mittel zu unserer Rettung, das wir h
ten, und sprangen in die See, um nach dem nicht weit entferneten Lande zu schwimm
Gleichwohl ersoff noch einer von uns. Die andern beyden kamen nebst mir glücklich
Land. So verwundet als wir auch waren, so arbeiteten wir uns doch aus dem Schlam
heraus, darein wir öfter bis an den Gürtel sanken, und erreichten einen Wald, wo
einigermaßen in Sicherheit waren. Hier konnten wir das barbarische Verfahren
Mohren mit eigenen Augen ansehen. Sie machten einigen bereits verwundeten Bo
knechten von unserm Volke vollends den Garaus, schleppten mit großer Geschwindig
unsere Waaren in ihre Junke, und machten hernach ein großes Loch in unser Schiff,
von es im Augenblicke untersank. Hierauf giengen sie ohne Zeitverlust unter Segel, d
sie nicht erkannt werden möchten. *l*).

Unglückliche Begebenheit.

Pinto entgeht dem Tode.

Hier saß ich nun mit zweenen verwundeten Gefährten, und wußte weder Rath
Hülfe. Der Verstand war uns, durch alles, was seit einer halben Stunde mit uns vo
fallen war, dermaßen verwirret, daß wir uns vor großem Herzeleide nicht anders, als
sinnige Leute, selbst ins Gesicht schlugen, heuleten und schrieen. Endlich überlegten
im Walde könnten uns die wilden Thiere zerreißen; auf der andern Seite werde es
schwer fallen, vor einbrechender Nacht aus dem Moraste zu kommen, der uns auf
Seiten umgab. Wir beschlossen also, bis an die Brust in den Schlamm zu treten,
dergestalt die Nacht hinzubringen. So bald der Tag anbrach, giengen wir an dem
fort, bis an einen Graben, darüber wir uns, wegen seiner Tiefe, und vieler großen
dechsen, nicht wagen durften. Wir mußten folglich die Nacht an diesem Orte zubri
Unser Elend verminderte sich des folgenden Tages im geringsten nicht; denn das

Sein elender Zustand.

l) A. d. 159 S.

Ferd. Mendez Pinto.

war in den Sümpfen so hoch, und der Boden so weich, daß wir uns nicht getraueten durchzuwaten. Diesen Tag starb einer von uns, Namens Sebastian Enriquez, ein reicher Mann, welcher achttausend Thaler im Schiffe eingebüßet hatte. Nun war Christoph Borralho und ich nur allein noch übrig. Wir setzten uns hin, und weineten bey dem halbverscharreten Leichname unsers Gefährten; denn wir konnten für Schwachheit kaum mehr reden, und gedachten nicht anders, als wir würden unser Leben an diesem Orte endigen müssen. Den dritten Tag, gegen Abend, sahen wir eine große mit Salze beladene Barke den Fluß hinauf rudern. Wir warfen uns sogleich zur Erde nieder, und weil uns die Hoffnung die Sprache wieder gab: so bathen wir die Schiffleute, sie möchten uns mitnehmen. Sie betrachteten uns mit Erstaunen, und hatten, wie es schien, Lust, ohne Antwort vorbey zu fahren, welches unser Geschrey und Winseln verdoppelte. Hierauf kam eine alte Frau unten aus der Barke zum Vorscheine, welche durch unsern elenden Zustand und durch die Wunden, die wir ihr zeigten, zu solchem Mitleiden bewogen wurde, daß sie einen Stock nahm, einige Bootsknechte wacker damit abprügelte, und sie dergestalt nöthigte, ans Ufer zu gehen, uns auf die Schultern zu laden, und zu ihr zu bringen. Sie hatte sonst nichts besonderes an sich, daraus man sie für die Gebietherinn der übrigen erkennen konnte, als ein ernsthaftiges Wesen. Unterdessen erquickte sie uns nach Möglichkeit, reichte uns mit eigener Hand einige Speise, die wir begierig verschlangen, und sprach uns Trost zu. Ich wußte ungefähr so viel malayisch, daß ich sie verstehen konnte. Sie sagte: unser Unglück erinnere sie wieder an das ihrige; sie sey nicht älter, als funfzig Jahr, und vor etwa sechsen, zu einer Leibeigenen gemacht, auch ihres ganzen Vermögens, welches mehr als hundert tausend Ducaten betragen habe, beraubet worden; über dieses habe der König von Siam ihren Mann und drey Söhne den Elephanten vorwerfen lassen. Seit diesem unersetzlichen Verluste habe sie beständig ein trauriges und sieches Leben geführet. Nach dieser Erzählung ihrer Unglücksfälle, wollte sie auch die unsrigen wissen. Ihre Leute, welche ebenfalls mit zuhöreten, sagten, die große Junke, die uns beraubet habe, könne sonst niemanden zugehöret haben, als dem **Coja Acem**, einem gebohrnen Guzurater, welcher desselbigen Morgens nach der Insel Ainan aus dem Hafen unter Segel gegangen. Dieser Meynung trat die indianische Frau bey, und sagte, sie habe diesen furchtbaren Muhammedaner auf der Insel Lugor gesehen, wo er sich gerühmet, er habe schon sehr viele Portugiesen aufgeopfert, auch bey seinem Muhammed geschworen, ihnen niemals Gnade zu erzeigen, darum, weil ein Hauptmann von ihrer Nation, Namens Hector von Sylveira, seinen Vater und seine beyden Brüder in einem Schiffe, das er ihnen in der Straße von Mecca wegnahm, getödtet habe.

Wird gerettet.

Erfährt des Coja Acems Haß gegen die Portugiesen.

Hernach erfuhren wir, es sey diese Frau die Wittwe eines gewesenen Generals, welcher in des Königes Ungnade gefallen, und auf erzählte Weise hingerichtet worden sey. Sie hatte sich durch ihre kluge Aufführung wieder ziemlich in die Höhe gebracht, und trieb einen starken Handel mit Salze. Vorjetzo kam sie von einer auf ihre Rechnung beladenen Junke her, die aber ihrer Größe wegen weiter unten liegen bleiben mußte, weswegen sie das Salz auf dieser Barke in ihre Vorrathshäuser abholete. Des Abends blieb sie in einem kleinen Dorfe, und ließ es uns an nichts fehlen. Den folgenden Tag führete sie uns nach Lugor, welches fünf Meilen tiefer im Lande liegt. Wir hatten ihr das Leben zu danken. Doch, sie ließ es dabey nicht bewenden, sondern nahm uns auch in ihr Haus, und behielt uns ganzer drey und zwanzig Tage, bis unsere Wunden heil wurden, bey sich,

Mildigkeit einer indianischen Frau.

 und

Ferd. Mendez Pinto.

und erzeigte uns alle nur ersinnliche Gütigkeit. Ja, als wir im Stande waren, die Rückreise nach Patane anzutreten, so empfahl sie uns einem indianischen Schiffsherrn, der uns in sieben Tagen dahin führete, und auf das leutseligste mit uns umgieng.

Der II Abschnitt.

Züge und Begebenheiten des Pinto in des Antonio de Faria Gesellschaft.

Unerhörte Zufälle des Verfassers. Abreise des Faria. Strom zwischen Camboja und Schampa. Gold- und Diamantbergwerke. Hafen Saley Jacan. Erste That des Faria. Wie er die Junke wegnimmt. Er rächet des Mello Tod. Fluß Tinacoreu. Faria geht nach der Insel Ainan. Er greift das unrechte Schiff an. Geschichte eines Christen, den er darauf antrifft. Wem das Schiff zugehörte. Beute, die er gemacht. Er will solche verkaufen; erhält einen neuen Sieg. Was man in der Junke findet. Geschichte eines Seeräubers. Faria geht nach Mutipinam. Verkaufet seine Waaren. Geschichte des Seeräubers Hinimilau. Unglückliches Schicksal von acht Portugiesen. Ruhm des Faria. Er theilet den Kaufleuten Pässe aus. Schiffbruch des Faria. Anzahl der Entkommenen. Muth des Faria, und seine Rede. Elender Zustand der Portugiesen. Faria tröstet sie. Wie sie Lebensmittel bekommen. Gelegenheit, sich zu retten. Faria nimmt ein Schiff weg. Wem solches gehörete. Vorhaben des Faria. Er begegnet dem Quiay Pavian. Sie stiften Freundschaft miteinander. Erste Nachricht, die er von Coja Acem bekömmt. Anstalt zum Gefechte. Er greift den Coja Acem an. Blutiges Gefechte. Coja Acem ermuntert die Seinigen. Er wird vom Faria getödtet. Schreckliches Gemetzel. Verlust der Feinde, und Portugiesen. Strenge Gerechtigkeit des Faria. Anschlag des Faria auf die Bergwerke zu Quaschaparu. Er verliert einen Theil der Beute im Sturme; will die fünf gefangenen Portugiesen befreyen. Er schreibt an den Mandarin; was er für Antwort bekömmt. Er greift die Stadt an. Sie wird geplündert und verbrannt. Vorsichtigkeit des Faria. Sieg über Premata Gundel. Warum Faria nach Liampo geht. Beschaffenheit dieser Häfen. Zustand der Portugiesen zu Liampo. Ihre Erkenntlichkeit gegen den Faria. Wie sie ihn empfangen.

Unerhörte Zufälle des Verfassers.

Alle zu Patane befindliche Portugiesen warteten desto sehnlicher auf unsere Rückkunft, weil die allermeisten einige Waaren bey dieser guten Gelegenheit nach Lugor abgeschickt hatten. Man schätzete wirklich den Verlust unseres Schiffes auf siebenzig tausend Ducaten, und man hatte wohl siebenmal so viel damit zu gewinnen verhoffet. Doch hatte niemand mit grösserer Begierde auf unsere Verrichtungen gehoffet, als Antonio de Faria, nicht nur wegen seiner ungeduldigen Gemüthsart, sondern auch, weil sein künftiges Glück auf dem Ausgange unserer Reise beruhete. Daher ist es nicht möglich, seine Bestürzung zu beschreiben, als er das unglückliche Schicksal seines Schiffes aus unserm Munde vernahm. Er blieb länger, als eine halbe Stunde außer Stand, das geringste Wort zu sprechen. Unterdessen schien es, als ob er diese Zeit bloß zu Ergreifung eines endlichen Entschlusses angewendet hätte. Denn er gab denen, die ihn trösten wollten, zur Antwort, er unterstünde sich nimmermehr, seinen Gläubigern zu Malacka unter die Augen zu treten; sondern weil er sie vorjetzo nicht bezahlen könne, so sey es der Billigkeit gemäßer, diejenigen, die ihm seine Waaren geraubet, zu verfolgen, als die ehrlichen Kaufleute, die seinetwegen um das Ihrige gekommen, mit einer leeren Entschuldigung abzuspeisen. Damit sprang er voll Grimm

m) Tosa liegt unter dreyßig Grad Norderbreite. Weil erfahrne Männer dem Verfasser das Zeugniß beylegen, seine geographische Nachrichten wären richtig: so sind wir verbunden, alle Lagen anzuführen.

Ferd. Mendes Pinto.

mes auf, und schwur auf das heilige Evangelium, denjenigen, der ihm das Seinige geraubet, zu Wasser und zu Lande aufzusuchen, und ihn zu hundertfältiger Erstattung anzuhalten. Alle bey Ablegung dieses Eides gegenwärtige Personen lobeten nicht nur seine großmüthige Entschließung, sondern es fanden sich auch unter ihnen viele junge Leute, die sich freywillig erbothen, ihn zu begleiten. Andere waren bereit, ihm mit Gelde zu helfen. Er nahm alles an, und eilete dergestalt mit seinen Zurüstungen, daß er innerhalb achtzehn Tagen ein segelfertiges Schiff, und fünf und funfzig Mann zu seinen Diensten hatte, welche einen förmlichen Eid ablegten, mit ihm entweder zu siegen oder zu sterben. In dieser Zahl war ich ebenfalls. Denn ich hatte weder Heller noch Pfennig, wußte auch nicht, wo ich einen hernehmen sollte. Im Gegentheile war ich einigen guten Freunden zu Malacka über fünfhundert Ducaten schuldig. Mit einem Worte, ich hatte in der ganzen Welt nichts, als meinen Leib, und an selbigem drey von Wurfspießen empfangene häßliche Wunden, ohne eines am Kopfe empfangenen Steinwurfes zu gedenken, um dessen willen ich zwo Operationes ausstehen mußte, und über selbigen beynahe das Leben verlohr.

Abreise des Faria.

Nachdem alles im Stande war: so gieng Faria an einem Sonnabende den 9ten May des 1540sten Jahres nach dem Königreiche Schampa unter Segel, in dem Vorsatze, die dasigen Häfen zu durchsuchen, und daselbst genugsamen Vorrath von Mund- und Kriegesbedürfnissen wegzunehmen. Nach einigen Tagen kamen wir auf die Höhe von Pulo Condor, welche Insel acht Grade zwanzig Minuten nordlich, an der Mündung des Flusses Camboja liegt. Hier entdeckten wir ostwärts sechs Meilen vom festen Lande einen guten Hafen, Namens **Bralapisan**, worinnen eine Junke von **Lequios** vor Anker lag, welche einen Bothschafter *m*) des **Nautaquins von Lindau**, Fürsten der Insel Tosa, nach Siam führen sollte. Sobald uns dieses Schiff ersah, segelte es auf uns zu. Der Bothschafter schickte seine Schaluppe an unsern Bord, ließ den Faria bewillkommen, und ihm einen kostbaren Säbel mit goldener Scheide und Griffe, nebst sechs und zwanzig Perlen, in einer goldenen Schachtel verehren. Ob wir nun gleich aus diesem Geschenke einen großen Reichthum auf dieser Junke vermutheten, unser erster Vorsatz es auch wirklich gewesen war, wegzunehmen: so behielt dennoch die Großmuth in des Faria Herzen die Oberhand. Er bedaurte nur, daß er die Höflichkeit des Bothschafters mit nichts anders vergelten konnte, als dadurch, daß er ihn seine Straße ungehindert ziehen ließ. Wir traten hierauf ans Land, und versorgten uns innerhalb drey Tagen mit Wasser und Fischen. Hernach näherten wir uns dem festen Lande, und fuhren Sonntags den letzten May in den Strom *n*), welcher die Königreiche Camboja und Schampa von einander trennet. Den Anker warfen wir drey Meilen oben, gerade gegen einem großen Flecken, Namens **Catimbaru**, über. Die zwölf Tage über, die wir daselbst zubrachten, und uns mit Vorrathe versorgten, erkundigte sich Faria, welcher von Natur neugierig war, nach dem Lande und seinen Einwohnern. Man sagte ihm, der Strom entspringe zwey hundert und funfzig Meilen weit von der See, in dem Königreiche Quirivan, und aus einem See, Namens **Pinator**. Besagter See würde von einem hohen Gebirge umschlossen. Unten an selbigem und am Rande des Wassers lägen acht und dreyßig Dörfer. Nicht weit von dem größten Dorfe, Namens **Schincau**, wäre ein reiches Goldbergwerk, woraus man jährlich nach unserm Gelde zu rechnen, für zwey und zwanzig Millionen Gold ausgrabe. Dieses Bergwerk verursache einen unauf-

Seine Großmuth.

Strom zwischen Camboja u. Schampa.

Gold- und Diamantbergwerke.

n) Auf neun Grade nordlich.

Ferd. Mend. Pinto.

unaufhörlichen Krieg, unter vier Herren, aus einerley Geschlechte, welche sämmtlich ihrer Geburt wegen, gleiches Recht dazu hätten. Einer unter ihnen, Namens Raja Hitau, habe in seinem Hofe sechshundert Bahars Goldstaub in der Erde vergraben. Nicht weit von einem andern besagter Dörfer, Namens Buaquirim, wäre eine Diamantengrube, und die Steine weit kostbarer, als die von Lava und Tajampure o). Als Faria die Lage und Stärke des Landes erwogen hatte: so meynete er, mit dreyhundert herzhaften Portugiesen, wollte er sich zum Herrn aller dieser Schätze machen. Allein, bey seiner dermaligen Verfassung, durfte er es nicht wagen.

Hafen Saley Jacan.

Wir liefen hierauf immer an der Küste des Königreiches Schampa hin, bis an den Hafen Saley Jacan, welcher siebenzehn Meilen vom Flusse liegt. Es wollte uns aber das Glück auf diesem Wege keine Beute zuschicken. Wir sahen auf der Rhede Saley Jacan sechs Flecken; einer davon bestund aus mehr als tausend Häusern, um welche sehr hohe Bäume stunden, und viele Bäche von einem südwärts gelegenen Berge flossen. Des folgenden Tages kamen wir an den Fluß Toobasoy, worein der Steuermann einzufahren sich nicht getrauete, weil ihm die Einfahrt unbekannt war. Als wir aber an der Mündung Anker warfen: so sahen wir eine große Junke aus der See gegen den Hafen segeln. Faria beschloß, sie vor Anker liegend zu erwarten; und damit er Zeit gewinnen möchte, ihre Beschaffenheit zu erkundschaften, so steckte er die Landesflagge auf, welches in dasigen Ge-

Erste That des Faria.

wässern ein Zeichen der Freundschaft ist. Aber anstatt auf gleiche Weise zu antworten, machten die Indianer, sobald sie uns für Portugiesen erkannten, ein großes Gelärme mi[t] Trummeln, Pfeifen und Klocken. Ja um uns auf das verächtlichste zu begegnen, mußt[e] uns ein Negersclave seinen Spiegel herweisen. Hierauf that Faria ohne weiteres Wor[t]wechseln sogleich einen scharfen Schuß auf sie. Sie antworteten mit fünfen, indem [sie] nicht mehr Stücke hatten. Weil wir aus dieser Verwägenheit ihre Stärke ermaßen, d[ie] Nacht aber schon einzubrechen begonnte: so beschloß Faria, um aller Wagniß während [der] Dunkelheit desto besser vorzukommen, den folgenden Tag abzuwarten. Die Indian[er] blieben ihres Ortes bey ihrem Trotze, und warfen an der Mündung Anker.

Wie er die Junke wegnimmt.

Um zwey Uhr nach Mitternacht, sahen wir etwas auf der See treiben, konnten ab[er] nicht erkennen, was es war. Faria schlief auf dem Ueberlaufe. Man weckte ihn auf; u[nd] weil er ein schärferes Gesicht haben mußte, als wir: so sah er gleich, es wären drey Ru[der]barken, und kämen auf uns los. Er rieth ohne Verzug, dieses müsse der gestrige Fe[ind] seyn, und selbiger sich mehr auf Hinterlist, als auf seine Tapferkeit, verlassen. Er bef[ahl] also, das Gewehr und die Feuertöpfe in Bereitschaft, die Lunten aber verdeckt zu halt[en,] damit der Feind glauben möchte, wir schliefen. Die drey Barken näherten sich bis auf [ei]nen Büchsenschuß, theileten sich hernach, um uns zu umringen. Zwo hingen sich an [un]ser Hintertheil, und eine an das fördere. Die Indianer kletterten mit so großer Gesch[win]digkeit an Bord, daß in etlichen Minuten ihrer über vierzig auf dem Schiffe waren. [Als]dann kam Faria mit einiger auserlesenen Mannschaft unter einem halben Verdecke [her]vor, und stürmete so grimmig auf sie hinein p), daß gleich im ersten Angriffe eine gute [An]zahl zu Boden stürzete. Die Feuertöpfe, die man sehr geschickt unter sie hinein w[arf,] brachten sie vollends in Unordnung, und nöthigten die übrigen in die See zu sprin[gen.] Wir sprangen hierauf in die Barken, und eroberten wegen ihrer wenigen Mannschaf[t]

o) A. 171 und vorherg. S.

p) A. d. 174 u. f. S. Zu bemerken ist...

ohne Widerstand. Unter den Gefangenen waren einige Schwarze, ein Türk, zween Achemer, und der Hauptmann von der Junke, Namens **Similau**, ein Erzseeräuber, und Todfeind der Portugiesen. Faria befahl, die meisten zu foltern, um von ihnen eines und das andere, was uns nützlich seyn möchte, zu erfahren. Doch einer von den Schwarzen bath, als man ihn gleichfalls peinigen wollte, um Gnade, und bekannte sich für einen Christen. Er gestund freywillig, er heiße Sebastian, und wäre ein Gefangener des Don Gaspard de Mello eines portugiesischen Hauptmannes, gewesen, welchen Similau vor zwey Jahren zu Liampo erwürget, ja überhaupt keine portugiesische Seele von allem Schiffsvolke begnadiget habe. Uns habe er es gleichfalls also machen wollen, und zu diesem Ende alle seine Kriegesleute in die drey Barken gesetzet, in der Junke aber bloß dreyßig chinesische Bootsgesellen gelassen. Faria, welchem des Mello unglückliches Ende wohl bekannt war, dankte dem Himmel dafür, daß er ihn rächen könnte. Er ließ dem Similau sogleich die Hirnschale mit einem Stricke wegsprengen, weil er dem Mello diesen Tod ebenfalls angethan hatte. Hernach trat er mit dreyßig Soldaten in die Barken, darinnen der Feind angekommen war, bestieg die Junke, und eroberte sie ohne Mühe. Denn er hatte kaum einige Feuertöpfe auf den Ueberlauf geworfen: so sprangen alle Bootsleute ins Wasser. Doch er ließ einen Theil von ihnen retten, weil er sie die Junke zu regieren, nöthig hatte. Als man hierauf mit anbrechendem Tage, die auf dem eroberten Schiffe befindlichen Güter untersuchte: so fand man sechs und dreyßig tausend Tael japanisches Silber, welche vier und funfzig tausend Ducaten portugiesische Münze betragen, nebst einer Menge von allerley Kaufmannswaaren. Indem wir nun viele Feuer auf der Küste angezündet sahen, und daraus schlossen, die Einwohner möchten etwa Willens seyn, uns zu überfallen: so nahmen wir unsern Weg ohne Zeitverlust weiter q).

Ferd. Mendez Pinto.

Similau, ein Erzseeräuber.

Faria rächet des Mello Tod.

Aus Beysorge, der Ostwind, welcher in diesem Meere zur Zeit des Neu- und Vollmondes große Gewalt erzeiget, möchte uns in die See verschlagen: so hielten wir uns beständig an die Küste von Schampa, und erreichten nach zween Tagen einen Fluß, den die Landleute **Tinacoreu**, die Portugiesen aber **Varella** nennen. Indem nun dieser Ort von den siamischen und andern malayischen Chinafahrern stark besuchet wird: so hoffte Faria daselbst etwas von dem **Coja Acem** zu erfahren, weil ihm nichts so sehr im Sinne lag, als sich an diesem Räuber zu rächen. Er legte seitwärts an der Mündung bey einem kleinen Dorfe, Namens **Taiguilleu**, vor Anker, wohin sogleich eine große Anzahl Barken und Paren kam, und allerley Eßwaaren zum Verkaufe brachte. Er gab sich mit Hülfe der Junke für einen Kaufmann von Tanasserim aus, welcher in der Insel Lequios Handlung treiben wollte, und bloß aus der Ursache hieher gekommen wäre, um einen guten Freund, Namens Coja Acem aufzusuchen, von welchem ihn der Sturm getrennet hätte. Man rieth ihm, den Fluß höher hinauf zu fahren, nämlich bis nach Pilxucacem, wo der König seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu haben pflegt. Allein, da er auf keine Weise hoffen durfte, mit dieser Verstellung an einem Hofe, da man die Portugiesen sehr wohl kannte, durchzukommen: so ließ er es dabey bewenden, daß er einige Nachrichten von diesem Lande einzog. Man sagte ihm, der Fluß Tinacoreu, welcher auch Taraulachine hieße, behalte seine gegenwärtige Breite und Tiefe bis nach Moncalor, einem großen Gebirge, das acht Meilen von der See liege; jenseits desselbigen wäre er zwar weit breiter, hingegen aber seichter;

Fluß Tinacoreu.

Faria suchet Coja Acem.

Lauf des Flusses Tinacoreu.

... wenn er im Gefechte war, allemal unsern Herrn oder den heiligen Jacob anrief.

q) ... A. d. 177 S.

Ferd. Mendez Pinto.

seichter; habe auch überdieses viele Sandbänke und Untiefen. Die umliegende Gegend wäre mit einer erstaunlichen Menge Vögel angefüllet, welche das ganze Land bedeckten, und um dieser Ursache willen, hätten die Einwohner von Schintalcuhos, einem Königreiche, das acht Tagereisen groß sey, vor zwey und vierzig Jahren ihre Heimath verlassen müssen. Nach diesem Vogellande finde man Berge und Felsen, wo es dermaßen viele Nashorne, Elephanten, Löwen, Eber und Büffel gäbe, daß man das Land gleichfalls ungebauet liegen lassen müßte. Mitten in selbigem wäre ein großer See, welchen man Cunebete, oder auch Schiammay nenne r), aus welchem der Tinacoreu und noch drey andere Flüsse entsprängen, welche einen großen Theil dieser Landschaft bewässerten. An dem Ufer dieses Sees, wären viel Silber- Kupfer- Zinn- und Bleygruben, woraus man das Metall auf Elephanten nach dem Königreiche Sornau, das die Europäer Siam nennen, bringe, imgleichen nach Passiloco, Savadi, Tangu, Prom, Calaminham, und in andere Länder, welche eine Reise von zween bis drey Monaten von der Seeküste lägen. Diese Gebirgländer wären in verschiedene Königreiche zertheilet, und die Einwohner mehr oder weniger weiß. Sie tauscheten gern Gold, Diamanten und Rubine gegen ihre Metallen s).

Faria geht nach der Insel Aynan.

Der einzige Vortheil, den wir, so viel die Rache des Faria betrifft, von Taiquiller wegbrachten, bestund in der Nachricht: wofern Coja Acem Handlung triebe, so müß[te] man ihn in der Insel Aynan aufsuchen, weil um diese Jahreszeit alle Kaufmannsschiffe da[-] hin kämen. Wir giengen also aus dem Flusse, und auf Einrathen unsers Steuermann[s] suchten wir Pulo Schampeilu auf, eine wüste Insel, an der Bay von Cochinchina. Hi[er] blieben wir einige Tage, und brachten unser grobes Geschütz in Ordnung. Hernach seg[el]ten wir gerades Weges nach der Insel Aynan, liefen aber, sobald wir die Klippe bey Pu[lo] Schapas vorbey waren, immer neben dem Lande hin, bloß in der Absicht, die an die[ser] Küste befindlichen Häfen und Ströme zu erkundschaften. Einige Soldaten, die man un[ter] Anführung des Borralho ans Land geschickt hatte, brachten die Nachricht, sie wären b[is] an die Stadt gekommen, welche dem Ansehen nach mehr als zehn tausend Häuser hab[e,] auch mit einer Mauer, vielen Thürmen, und einem Wassergraben befestiget sey. In d[em] Hafen hätten sie über zwey tausend Schiffe gezählet. Auf dem Rückwege sahen sie e[ine] große Junke an der Mündung des Flusses vor Anker liegen, und hielten sie für des C[oja] Acems seine. Ob nun gleich diese Nachricht weiter nichts, als eine bloße Muthmaßu[ng] war: so verursachte sie doch dem Faria unbeschreibliches Vergnügen. Er befahl ohne Z[eit]verlust, den Anker zu kappen, und die Segel aufzuziehen, wiederholete auch zum öfte[rn,] sein Herz sage es ihm, daß die rechte Stunde zu seiner Rache vorhanden sey.

Greift das unrechte Schiff an.

Wir näherten uns der Junke mit solcher Gelassenheit, daß man uns für Kaufl[eute] ansah. Denn wir wollten nicht nur unsern Feind unvermuthet überfallen, sondern [wir] furchten auch, man möchte bey einem ordentlichen Gefechte den Lärm in der Stadt hö[ren,] und uns alle Schiffe aus dem Hafen über den Hals schicken. Sobald wir dem indi[a-] schen Schiffe an Bord waren, sprangen zwanzig von unsern Soldaten mit solchem U[n-] stüme hinein, daß der größte Theil unserer Feinde aus Schrecken über diesen plötzlichen [Über-] berfall ins Wasser sprang. Gleichwohl rotteten sich einige der Tapfersten zusammen [und] thaten Widerstand. Allein, Faria kam ohne Verzug mit zwanzig Mann zu Hülfe,

Blutbad, das er anrichtet.

ve[-]

r) Vielleicht ist dieses eben der See, davon in der Beschreibung von Siam erwähnet worden, und aus welchem der Menam entspringt.

s) A. d. 181 und vorherg. S. Der Ve[-] bed[-]

verübte ein schreckliches Metzeln unter ihnen. Er machte über dreyßig nieder, ja es blieb auf diesem starkbemanneten Schiffe niemand am Leben, als wer in die See gesprungen war. Faria ließ sie auffischen, sowohl weil man sie zur Regierung unserer eigenen Schiffe brauchen wollte, als auch um zu erfahren, wem sie zugehöreten. Man folterte ihrer viere. Sie ließen sich aber hinrichten, ohne das geringste zu bekennen. Hierauf wollte man einen jungen Knaben auf gleiche Weise peinigen, in Hoffnung, es werde ihm das Geständniß mit leichterer Mühe auszuzwingen seyn. Es rief aber ein alter Mann, der auf dem Verdecke lag, mit flehentlicher Stimme und weinenden Augen, man möchte sein Kind verschonen, und ihn selbst anhören. Faria befahl, inne zu halten, versprach dem Alten Leben und Freyheit zu schenken, auch alle ihm zugehörige Güter wieder zu geben, wofern er die Wahrheit sagen würde; wo nicht, so schwur er, ihn nebst seinem Sohne in die See zu werfen. Der Alte, den wir noch immer für einen Muhammedaner hielten, gab zur Antwort, er [...]ße sich die Bedingung gefallen, danke dem Faria dafür, daß er seinem Sohne das Leben [sc]henke, und both ihm dagegen das seinige an, daraus er sich bey seinem hohen Alter wenig [...]ache, wiewohl er nichts destoweniger in sein gegebenes Wort nicht den geringsten Zweifel [...]e, obgleich das Handwerk, das er jetzo treibe, dem Namen eines Christen, den sie beyde [...]ügen, nicht sonderlich gemäß wäre.

Ferd. Mendez Pinto.

Diese unvermuthete Antwort machte den Faria einigermaßen beschämt. Er ließ den [Al]ten näher kommen, und als er eine eben so weiße Gesichtsfarbe, als die unserige an ihm [be]merkte: so fragte er ihn, ob er etwa ein Türk oder Persianer sey? und wir traten aus [N]eugierigkeit, seine Geschichte zu vernehmen, alle mit einander um ihn herum. Damit [sa]gte er denn, er sey von Herkunft ein Armenier, aus einem guten Geschlechte, und auf [de]m Berge Sinai gebohren; er heiße **Thomas Mostangen**. Als er im Jahre 1538 [mi]t einem ihm zugehörigen Schiffe im Hafen zu Gedda gewesen: so habe der Unterkönig [vo]n Cairo, Solymann Bassa, welcher Diu belagern wollte, ihn nebst andern Kaufleuten [da]zu genöthiget, Mund- und Kriegesvorrath an Ort und Stelle zu bringen. Nachdem er [di]es gethan, und die versprochene Belohnung gefordert: so hätten die Türken nicht allein [ihr] Wort nicht gehalten, sondern auch seine Frau und Tochter vor seinen Augen genoth[zü]chtiget und mit genommen, seinen Sohn aber, weil er ihnen diese Unthat verwiesen, ins [W]asser geworfen, und zum Beschlusse das Schiff nebst allen Waaren bey sechs tausend [Du]caten am Werthe, als dem größten Theile seines Vermögens, vor sich behalten. Hier[auf] wäre er in halber Verzweiflung nebst seinem noch übrigen Sohne zu Fuße nach Sura[te] gewandert; von da in dem Schiffe des **Don Garcia de Saa**, Statthalters von Ba[çai]n, nach Malacka gefahren, und hernach mit Christoph de Sardinha, gewesenem Fa[ctor]e auf den Moluckischen Inseln, nach China: als sie aber in der Straße **Sincaput** vor [Anke]r gelegen, so habe **Quiay Tajano**, Herr der jetzt eroberten Junke, das portugiesische [Sch]iff bey der Nacht überfallen, den Hauptmann nebst allem Volke niedergehauen, und [von] sieben und zwanzig Christen niemanden, als ihm und seinem Sohne das Leben geschen[kt], weil er gesehen, daß er ein guter Constabler sey.

Geschichte eines Christen, den er darauf antrifft.

Faria

[...]ert, daß die Portugiesen nicht lieber in dieser [...]nd Eroberungen gemachet hätten; denn saget er, sie hätten mehr Vortheil und weniger Mühe davon gehabt.

Ferd. Mendez Pinto.

Wem das Schiff zugehörete.

Faria erstaunete dergestalt über diese Erzählung, daß er mit der Hand an die Stirne schlug, und etliche mal ausrief: Mein Gott! träumet mir, oder höre ich wirklich! Hernach wendete er sich zu seinen Soldaten, und erzählete ihnen die Geschichte dieses Seeräubers, wie er sie bey seiner Ankunft in Indien vernommen hatte. Es war selbiger ein Erzfeind der Portugiesen. Er hatte über hundert mit eigener Hand erwürget, und über hundert tausend Ducaten werth Beute von ihnen gemachet. Eigentlich hieß er zwar Quiay Tajano: aber nachdem er den Hauptmann **Sardinha** erwürget hatte, so legte er sich aus Hochmuthe den Nan.en desselbigen bey. Wir fragten den Armenier, wo er hingekommen sey? Seine Antwort lautete, er habe sich wegen empfangener Wunden mit sechs bis sieben seiner Leute im Raume unter den Tauen verkrochen. Sogleich begab sich Faria dahin, und ließ die Thüre zur Taukammer öffnen. Allein, der verzweifelte Kerl kam nebst seinen Gefährten zu einem andern Loche heraus, und fiel mit solcher Wuth über uns her, daß, ungeachtet der gewaltigen Ungleichheit der beyderseitigen Anzahl das Gefecht beynahe eine Viertelstunde daurete. Sie fochten sich alle zu Tode. Wir verlohren zwar nicht m[ehr] als zween Portugiesen, und sieben indianische Bootsknechte, bekamen aber zwanzig Verwundete, ja Faria selbst trug zween Säbelhiebe am Kopfe, und einen über den Arm davon. Nach diesem blutigen Siege, giengen wir aus Beysorge, verfolget zu werden, ungesäumt unter Segel. Des Abends landeten wir an einer wüsten Insel, und theileten die Beute friedlich untereinander. Man fand in der Junke t) fünfhundert Bahar u) Pfeffer; sech[zig] Bahar Sandel; vierzig Bahar Muscaten Nüsse und Bluhmen; achtzig Bahar Zinn; dreyßig Bahar Elfenbein, und vielerley andere Waaren. Alles zusammen betrug nach läufigem Werthe siebenzig tausend Ducaten. Der größte Theil des Geschützes war portugiesisch. Wir fanden nicht nur viele Kleider und allerley anderes Geräthe unserer Landsleute, sondern auch zu unserer größten Verwunderung Becher, Leuchter, Löffel und große Becken von vergoldetem Silber. Dieses Tafelzeug gehörete ehemals dem **Sardinha**, Ju[an] **Oliveyra** und **Bartolomeo de Matos**, dreyen unserer besten Hauptleute, deren Schiffe a[uch] in die Hände dieses Seeschäumers verfielen. Unterdessen verminderte doch der Anblick großer Schätze unser Mitleiden im geringsten nicht, als wir neun Kinder von sechs bis a[cht] Jahren an Händen und Füßen gefesselt in einem Loche fanden.

Beute, die er darauf gemacht.

Faria will die Beute verkaufen.

Faria begonnte nunmehr große Schlösser auf sein Glück zu bauen, machte sich a[uch] kein Bedenken, des andern Tages nach der Insel Aynan umzukehren, weil er noch im[mer] den Coja Acem daselbst anzutreffen verhoffte. Aber einige Perlfischer, denen er in [der] Bucht von **Camoy** Lebensmittel abkaufte, gaben ihm Nachricht von der Ankunft einer ch[ine]sischen Flotte; und weil sie ihn für einen Kaufmann hielten, ungeachtet es ihnen Verd[acht] erweckte, daß seine Soldaten so viele reiche Zeuge und Kostbarkeiten herum schleppeten: stelleten sie ihm die Hindernisse, seine Waaren in China zu verkaufen, gleichwie er in [der] That Willens war, dermaßen lebhaft vor Augen, daß er einen andern Hafen aufzusuchen beschloß. Seine Schiffe waren so überlastet, daß sie alle Augenblicke auf irgend e[iner] Sandbank saßen, welche in dieser See nichts seltenes sind. Unterdessen wartete in [der] Einfahrt des Flusses **Tanauquir** eine neue Hinderniß auf ihn.

Erhält einen neuen Sieg.

Indem er wegen des guten Hafens, worauf ihn die Fischer von **Camoy** vertröstet [hat]ten, in selbigen einzulaufen versuchte: so wurde er von zwoen Junken, die mit Hülfe

Wi[nd]

t) Wir ziehen das Verzeichniß in die Kürze. u) Ein Bahar ist funfzig Zentner.

Ferd. Mendez Pinto.

Windes und der Fluth den Strom herab kamen, unvermuthet angegriffen. Sie gaben uns die Lage mit sechs und zwanzig Stücken, ja wir mußten eine ganze Wolke von Pfeilen und Kugeln ausstehen, weil sie uns auf einmal über den Hals kamen. Wir wußten uns nicht anders dagegen zu retten, als daß wir unter das halbe Verdeck krochen, und eine halbe Stunde lang zuweilen einige Schüsse hervor thaten, um die Feinde so lange aufzuhalten, bis sie ihren Vorrath verschossen hätten. Aber endlich sprangen vierzig der Tapfersten auf unser Schiff herüber: wir mußten sie also Schanden halber willkommen heissen. Bey diesem Gefechte gieng es entsetzlich heiß zu. Der Ueberlauf lag in einem Augenblicke voll Todte und Verwundete; Faria that insonderheit rechte Wunderdinge; und endlich, nachdem die Indianer bereits sechs und zwanzig Mann eingebüßt hatten, so begonnten sie etwas gemacher zu thun. In diesem Augenblicke sprangen zwanzig Portugiesen in ihre eigene Junke, fanden auch bey diesem unvermutheten Einfalle wenig Widerstand. Da nun auf beyden Schiffen der Sieg auf ihre Seite trat: so eileten sie dem **Borralho** zu Hülfe, der es mit der zweyten Junke aufgenommen hatte. Das Glück und die Tapferkeit des Faria machten ihn auch in diesem Gefechte zum Ueberwinder. Mit einem Worte, er eroberte beyde Junken. Von den Indianern verlohren achtzig das Leben: aber von uns blieb durch [wu]nderbaren Beystand des Himmels x), nur ein einziger Portugiese und vierzehn Bootsleute todt, wiewohl die Menge der Verwundeten nicht klein war.

Was man in der Junke findet.

Indem man die Feinde, die ins Wasser gesprungen waren, und Hülfe verlangten, wieder auffischete: so vernahm man unter dem Vördertheile des vom Borralho eroberten Schiffes ein grosses Wehklagen. Man schickte einige Matrosen hinab, und diese brachten siebenzehn Christen zum Vorscheine, das ist, zween Portugiesen, fünf kleine Kinder, zwey Mägdchen und acht Jungens, sämmtlich in einem kläglichen Zustande, mit schweren Ketten beladen, und meistens nackend. Einer von den Portugiesen war halb todt, von dem andern erfuhr man, der Seeräuber führe zween Namen, einen europäischen und einen chinesischen. Der chinesische, den er jetzo führe, hieße **Nicoda Xicaulem.** Er habe zu Malacca den christlichen Glauben und den Namen **Francesco Saa** angenommen, indem der [dama]lige Statthalter **Don Garcia Saa** sein Taufpathe gewesen. Dieser habe ihn nach seiner Bekehrung mit einer jungen portugiesischen Wayse von ansehnlicher Herkunft verheirathet. Nachgehends aber wäre er nebst seiner Frau und zwanzig Portugiesen in seinem eigenen Schiffe nach China gefahren, und unterweges unter dem Vorwande Wasser einzunehmen, [an] der Insel Catan ausgestiegen. Hier habe er nach genommener Abrede mit dem Bootsvolke die Portugiesen im Schlafe erwürget, bloß um ihre Waaren zu bekommen, und seiner Frauen zugemuthet, die Götzen anzubethen, und da sie sich geweigert habe, ihr [de]n Kopf mit einer Art eingeschlagen. Im folgenden Jahre habe er eine kleine Junke überrumpelt, und in selbiger zehn Portugiesen erwürget. Seitdem wäre er ein offenbarer Seeräuber geworden, und diese drey Jahre über, gewohnt gewesen, seine Zuflucht nach diesem Flusse zu nehmen, weil die Portugiesen nicht dahin zu handeln pflegen, folglich er daselbst vor ihrer Rache in Sicherheit zu seyn vermeynte. Die fünf kleinen Kinder, die beyden Jungfern und acht Jungen wären aus einer portugiesischen Junke noch übrig, die er [im] Ausflusse des Siamstromes weggenommen, nachdem er ihre darinnen befindliche Väter [ermo]rdet, indem er von sechzehn Portugiesen nur zween lebendig gelassen, nämlich einen

Geschichte eines Seeräubers.

x) Der Verfasser schreibt aus Frömmigkeit alles dem Beystande des Himmels zu, ob er gleich übrigens gesteht, Faria habe das leibhaftige Seeräuberhandwerk getrieben.

Ferd. Mendez Pinto.

Zimmermann, und Calfaterer, solche seit vier Jahren mit sich herum geschleppet: aber mit Hunger und Schlägen fast zu Tode gequälet. Uns habe er für chinesische Kaufleute angesehen, als welche er eben so wenig schone, als die Portugiesen, wenn er sie mit Vortheile überraschen könne.

Man fragte den verunglückten Erzähler, ob er sich getrauete, den Seeräuber unter den Todten auszusuchen. Er nahm es über sich, ob man gleich die Leichen schon ins Meer geworfen hatte, setzte sich in einen Kahn, und fand ihn endlich unter andern im Wasser treibenden Körpern. Er hatte einen gewaltigen Hieb über den Kopf, und einen Lanzenstoß durch den Leib. Am Halse hing eine goldene Kette, und an solcher ein Götzenbild, in Gestalt einer Eidechse, mit zween Köpfen. Der Schwanz und die Klauen waren grün und schwarz geschmelzet. Faria ließ ihn auf das Vördertheil schleppen, hieb ihm zuerst den Kopf ab, und ließ hernach den ganzen Leib in Stücken hauen, und ins Wasser werfen y).

Faria geht nach Mutipinam.

Die Beute schätzte man beyläufig auf vierzig tausend Taels. Man fand auch auf beyden Schiffen siebenzehn metallene Stücke, mit dem portugiesischen Wapen. Ungeachtet beyde Fahrzeuge sehr gut waren: so mußte Faria dennoch wegen Mangel der Bootsleute eines verbrennen. Des folgenden Tages wollte er die Einfahrt in den Strom noch einmal versuchen: es warneten ihn aber einige Schiffer, die er des Nachts weggenommen hatte, vor diesem Unternehmen, weil der Statthalter dieser Landschaft beständig ein gutes Vernehmen mit dem Seeräuber unterhalten, und zur Belohnung für seinen Schutz, allemal den dritten Theil der Beute empfangen habe. Wir beschlossen demnach, einen andern Hafen aufzusuchen. Hierzu wurde **Mutipinam** erwählet, welches vierzig Meilen weiter gegen Osten liegt, und von vielen Kaufleuten aus Laos, Pasnas und Gueos besuchet wird.

Verkauft seine Waaren.

Drey Tage hernach kamen wir auf die Höhe dieses Hafens, und warfen in der Stille Anker, in einer Bay neben der Mündung des Flusses, damit wir des Nachts die Einfahrt untersuchen, und andere nöthige Nachricht einziehen könnten. Wir schickten zwölf Soldaten unter Anführung des **Martin Dalpoem** in einem Nachen ans Land, und diese brachten zween Männer mit, die sie mit großer Vorsichtigkeit entführet hatten. Faria befahl, um allerley zu unserer Sicherheit dienliche Nachrichten zu befragen, doch ohne Folter. Sie sagten auch ganz treuherzig, es wäre im Hafen alles ruhig, auch seit neun Tagen eine große Menge Kaufleute aus der Nachbarschaft angekommen. Diese schöne Gelegenheit, unsere Waaren zu verkaufen, erweckte unsere Dankbarkeit gegen den Himmel: „wir sangen „Litaney von unser lieben Frau mit großer Andacht her, gelobten auch reiche Gaben zu Ausschmückung der Kirche von unser lieben Frau am Berge, nicht weit von Malacka". Bey anbrechendem Tage, beurlaubte Faria die Indianer mit einer Verehrung; ließ hernach unsere Mastkorbe auf das beste auszieren, auch nach dasiger Landesart alle Wimpel wehen, und die Kaufmannsflagge aufstecken, und warf an dem Stadtkay im Hafen Anker.

Wir wurden als siamische Kaufleute angesehen, dafür wir uns auch ausgaben, und wir verkauften alle mit unserm Blute erworbene Beute innerhalb wenig Tagen, ohne andere Schwierigkeit, als die uns der schwere Zoll verursachte, den wir endlich bis auf vom Hundert herab brachten. Unsere ganze Einnahme betrug hundert und dreyßig tausend Taels an Silberstangen. Ungeachtet wir mit aller möglichen Hurtigkeit verfuhren: so kamen die Einwohner dennoch vor unserer Abreise Nachricht von dem Verfahren des

y) A. d. 204 und vorherg. S. Dieses geschah in Cochinchina, welches damals unter Tunkin

mit dem Seeräuber auf dem Flusse Tanauquir. Hierauf gaben sie uns so scheele Gesichter, daß wir ihnen wenig Gutes zutraueten, sondern ohne viel Federlesens unter Segel giengen a).

Ferd. Mendez Pinto.

Faria hatte sich mit dem Titel und der Flagge eines Generals auf die größte Junke begeben. Man merkte aber einen starken Läk an ihr. Nach eingezogener Erkundigung hielten wir den Fluß Madel auf der Insel Aynan für den bequemsten Ort, unsere Junke entweder zu vertauschen, oder auszubessern. Nur verursachte uns der Ruf von unsern Thaten die billige Sorge, wir möchten daselbst mehr Feinde antreffen, als uns lieb sey. Dem ungeachtet schlugen wir diese Furcht aus einer dopelten Ursache in den Wind, erstlich weil unsere Macht so groß war, daß man uns nicht unversehens überfallen konnte, und wir im Stande waren, es mit jeder Macht, ausgenommen der Könige und Mandarinen, aufzunehmen; zweytens, weil wir ein gänzliches Vertrauen auf die Bewegungsgründe und Tapferkeit unsers Generals setzten. Denn seine Absicht gieng bloß dahin, den Seeräubern, welche eine Menge Christen beraubet und getödtet hatten, gleiches mit gleichem zu vergelten, und bis hieher hielten wir unser Gut für rechtmäßig erworben b). Wir mußten zwölf Tage mit widrigem Winde kämpfen, und erreichten sodann das Vorgebirge von **Pulo Hindor**, welches der indianische Name der Cocosinsel ist. Von da wandten wir uns gegen die südliche Küste zurück, nahmen noch einige Schiffe weg, und kehreten endlich nach dem Hafen Madel, woselbst wir den 8ten des Herbstmonates in den Fluß einliefen. Der Himmel war seit einigen Tagen mit einem düstern Gewölke überzogen, welches einen sogenannten Orcan prophezeihete, dergleichen Stürme in diesem Gewässer um die Zeit der Neumonde nichts seltenes sind. Es suchten sich auch unterschiedliche Junken in Sicherheit dagegen zu setzen, und legten in den benachbarten Bayen vor Anker.

Geschichte des Seeräubers Himmilau.

Nach uns kam ein beschriehener chinesischer Seeräuber, den die Kaufleute unter dem Namen Hinimilau nur allzugut kenneten, in den Fluß. Seine Junke war groß, und ...r hoch. Als er an den Ort kam, wo wir vor Anker lagen, grüßete er uns nach Landesgewohnheit, ohne zu merken, daß wir Portugiesen wären. Wir hielten ihn gleichfalls für ...n Chineserkaufmann, der sich vor dem bevorstehenden Orcane in Sicherheit setzen wollte. ...n, indem er vorbey fuhr, höreten wir ganz deutlich in unserer Sprache rufen: Herr ..., stehe uns bey! Die öftere Wiederholung dieses Rufens brachte uns auf die Gedanken, ...omme vermuthlich von einigen unglückseligen Leibeigenen aus unserm Lande her. Faria ... also den chinesischen Schiffleuten zu, die Segel zu streichen, indem sie ihn der Nähe ...en sehr wohl verstehen konnten. Sie fuhren aber ohne Antwort vorbey, legten eine ...rtelmeile weit über uns, vor Anker, und begonnten sodann ihr Spiel zu rühren, und ... Säbel zu schwingen. Ungeachtet aus diesem Trotze zu schließen war, es müsse ihnen ... Mühe, vielleicht auch an einem uns unbewußten Beystande nicht fehlen: so schickte Faria eine wohlbemannete Barke gegen sie. Doch diese kam mit einer großen Anzahl ...undeten sehr geschwind wieder; denn es hatte Steine und Pfeile gleichsam auf sie ...net. Faria erzürnete sich dergestalt über diesen Anblick, daß er ohne Verzug die Anker lichtete, und bis auf einen Büchsenschuß an den Feind rückte. In dieser Nähe gab er ...ie Lage mit sechs und dreyßig Stücken, darunter einige schwere waren, welche me... Kugeln schossen. Den Seeräubern half ihre bezeigte Herzhaftigkeit hier nicht das ...ste. Sie kappeten zwar ihre Anker, und wollten auf den Strand laufen: allein Fa...rte mit größtem Ungestüme, sobald er dieses merkte. Das Gefecht war entsetzlich, und

a) A. d. 219 und vorherg. S. b) A. d. 219 S.

Ferd. Mendez Pinto.

und blieb ihrer großen Menge wegen, über eine halbe Stunde im Gleichgewichte. Endlich sprangen die Seeräuber ermüdet, verwundet oder verbrannt ins Wasser: wir hingegen erhuben ein großes Freudengeschrey, und verfolgten unsern Sieg auf das hitzigste. Als unser Befehlshaber sah, daß viele von ihnen wegen Strengigkeit des Stromes ersoffen: so setzte er einige Soldaten in zween Kähnen aus, und befahl ihnen, alle, die es annehmen wollten, zu retten. Dieses geschah mit sechzehn, und darunter auch mit dem Hauptmanne der Junke, Hinimilau.

Unglückliches Schicksal von acht Portugiesen.

Man brachte ihn vor den Faria, und verband ihm sogleich seine Wunden. Hernach wurde er gefraget: wo die Portugiesen wären, die wir auf seinem Schiffe gehört hatten? Er gab trotzig zur Antwort, er wisse es nicht. Gleichwohl veränderte er die Sprache, als man Anstalt vorkehrete, ihn zu foltern. Er verlangte ein Glas Wasser, weil er für Durst nicht reden konnte, und versprach, sodann Antwort zu geben. Man brachte ihm Wasser, und er soff es in erstaunlicher Menge hinein. Hierauf schien ihm nebst den Kräften auch der Trotz wieder zu kommen; denn er sagte zum Faria, man werde die Portugiesen in der Cajüte auf dem Vordertheile finden. Sie waren auch wirklich da, aber ermordet. Diejenigen, welche ihnen die Freyheit ankündigen sollten, brachten acht Leichen auf den Ueberlauf geschleppet; nämlich eine Frau mit zwey sechs- bis siebenjährigen Kindern, denen man die Hälse abgeschnitten hatte, und fünf Mannspersonen, denen der Leib aufgehauen war, daß die Gedärme heraus hingen. Dem Faria traten bey diesem kläglichen Anblicke die Thränen in die Augen, und er fragte den Seeräuber, was ihn zu dieser grausamen That bewogen habe? Er antwortete, die Verräther hätten diese Strafe mit Recht verdienet, w[...] sie sich hören lassen, und ihn dadurch in das gegenwärtige Unglück gestürzet: was die K[inder] betreffe, so hätten sie den Tod schon dadurch verschuldet, weil sie portugiesischer Abku[nft] wären. Eben so toll und rasend kamen seine übrige Antworten, auf einige andere Fra[gen] heraus. Er rühmte sich, er habe eine große Menge Portugiesen erwürget, und fügte d[...] maßen entsetzliche Umstände hinzu, daß wir aus Erstaunen und Entsetzen die Hände in [die] Höhe huben. Den Faria bemeisterte der Unwillen so sehr, daß er den Kerl vor seinen [Au]gen in Stücke hauen ließ, ohne ihn der geringsten Rede zu würdigen. In der Junke [fan]den wir an Seide, Zeuge, Muscus, Porcelan u. s. w. gegen vierzig tausend Taels [am] Werthe. Wir mußten aber einen Theil davon nebst der Junke verbrennen, weil [wir] eine Menge brave Matrosen verlohren, folglich nicht Leute genug hatten, sie zu regieren.

Ruhm des Faria.

Theilet den Kaufleuten Pässe aus.

So viele Thaten machten des **Faria** Namen ungemein fürchterlich. Als die Ha[ndels]leute der im Hafen zu Madel liegenden Junken diesen letztern Sieg erfuhren, und in [Sor]gen stunden, der Ueberwinder möchte sie ebenfalls heimsuchen: so bothen sie ihm [...] tausend Taels für die Ertheilung seines Schutzes. Er empfing ihre Abgeordneten sehr [höf]lich, und that einen hohen Schwur, er wolle ihnen nicht nur kein Leid zufügen, [sondern] im Gegentheile bey vorfallender Gelegenheit, sie gegen die Seeräuber, davon dieses G[ewäs]ser wimmele, kräftig beschützen. Hierauf ertheilete er ihnen die verlangten Pässe mit [seiner] Unterschrift *d*), und empfing nicht nur für seine Person das angebothene Geld, [sondern] es bekam auch einer von seinen Leuten, Namens **Costa**, den er zur Würde seines Ge[heim]schreibers erhub, bloß für die Ausfertigung mehr als viertausend Taels. Nach einem zehntägigen Verweilen im Hafen zu Madel, durchsuchten wir die noch übrige Küste[...]

c) A. d. 130 u. verh. S. *d*) Der Unterkönig auf Aynan ließ ihm eine hohe Stelle bey der [...]

Ferd. Mendes Pinto.

in der Absicht den Coja Acem auszuforschen; denn dem Faria lag Tag und Nacht nichts anders im Sinne. Er brachte ganzer sechs Monate mit dieser Bemühung zu, aber ohne andern Vortheil, als daß er eine große Anzahl Häfen und Bayen kennen lernete. Auf den bloßen Schatten einer Hoffnung wagte er sich einstens bey hellem Tage in eine große Stadt, Namens **Quangiparu**, welche sehr prächtige Tempel und Gebäude hatte. Als er aber die Nachricht ungegründet befand, so blieb er nicht länger, als vier und zwanzig Stunden an diesem wegen Menge seiner Einwohner höchst gefährlichen Orte. Die ganze Küste stund voll Flecken und Dörfer, davon einige Mauern von Ziegelsteinen hatten. Das Land ist ungemein fruchtbar, und es versicherten uns viele Kaufleute, man grabe Kupfer, Silber, Zinn, Salpeter, und Schwefel daselbst *e*).

Schiffbruch des Faria.

Wir schwärmeten schon so lange auf der See herum, daß die Soldaten dieses Lebens überdrüßig wurden, und den Faria bathen, er möchte, der Verabredung zu Patane gemäß, die Beute richtig austheilen, damit jeder nach Hause kehren, und seines erworbenen Gutes in Ruhe genießen könnte. Dieser Antrag verursachte große Uneinigkeit. Gleichwohl wurde man endlich eins, in Siam zu überwintern, und daselbst die noch zu theilen übrigen Waaren zu verkaufen. Nachdem dieser Vergleich beschworen worden: so ankerten wir bey einer ziemlich weit von der letzten Bucht entlegenen Insel, und warteten zwölf Tage auf den Wind, der uns zur Ruhe führen sollte. Es erhub sich auch wirklich einer nach unserm Wunsche: allein der October Neumond verwandelte ihn zu unserm Unglücke in einen entsetzlichen Sturm, der uns nach der Insel, davon wir herkamen, zurück trieb. Es fehlete uns an Tauen, und die wir noch hatten, waren halb verfaulet. So bald die See anfing, aufzuschwellen, und uns der Südwind frey fassen konnte, kappten wir wegen der drohenden Gefahr die Masten, und warfen viele Güter in die See. Allein, die Nacht wurde so finster, das Wetter so kalt, und der Sturm so heftig, daß wir uns selbst nicht mehr zu helfen, noch eine andere Hoffnung, als bey der Barmherzigkeit Gottes, wußten, wiewohl wir sie unserer Sünden wegen auf keine Weise verdienet hatten *f*). Um zwey Uhr nach Mitternacht warf ein entsetzlicher Wirbelwind unsere vier Schiffe gegen die Küste, und schmetterte sie in lauter Trümmern: nicht ein einziges Brett blieb ganz.

Anzahl der Entkommenen.

In diesem Unglücke kamen hundert sechs und achtzig Mann ums Leben. Bey anbrechendem Tage waren unser drey und funfzig am Strande, wiewohl nur drey und zwanzig Portugiesen. Wir verwunderten uns, nicht so wohl über unsern Schiffbruch, als vielmehr darüber, daß wir uns auf dem Lande befanden, ohne zu wissen, durch was für einen glücklichen Zufall dieses geschehen sey. Zum Glücke war Faria auch einer von denen, welche der Himmel beym Leben erhalten hatte. Wir sahen mit größter Wehmuth die Leichname unserer Gefährten und guten Freunde am Strande liegen, welcher damit ganz bedecket war. Faria verbarg sein innerliches Herzeleid, und ermahnete uns in einer kurzen Rede, die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Ungeachtet die Insel völlig wüste war: so tröstete er uns doch damit, wir würden im Walde und auf dem Strande leicht so viel finden, daß wir unsern Hunger stillen konnten. Er stellete uns vor, wir müßten an unserm Glücke keinesweges verzweifeln, indem das Elend einem tapfern Gemüthe zur Aufmunterung dienete, und wir, in Erwägung

Muth des Faria und seine Rede.

...acht, und andere Vortheile anbiethen; er
...aber nichts an.

e) A. d. 233 S.

f) A. d. 235 S.

Ferd. Mendez Pinto.

wägung unsers dermaligen Zustandes, Ursache hätten, das allerbeste von dem wankelmüthigen Glücke zu erwarten g).

Elender Zustand der Portugiesen.

Wir brachten zween Tage mit Begraben der Todten zu. Während dieser traurigen Arbeit ernähreten wir uns mit einigem naßgewordenen Vorrathe, den die Wellen herbeyführeten. Aber eben deswegen, weil diese Lebensmittel naß geworden waren, so wurden sie gar bald zum Essen untüchtig. In weniger als fünf Tagen wurde uns so wohl ihr Geruch, als ihr Geschmack, ganz unerträglich. Wir mußten uns also in den Wald machen. Allein, da es uns an Gewehr fehlete: so half uns die darinnen herumlaufende Menge Wildprät sehr wenig, weil wir es unmöglich erlaufen konnten. Kälte und Hunger hatten uns bereits so heftig abgemattet, daß manche, unter währendem Sprechen mit ihren Gefährten, todt nieder fielen. Zwar sprach uns Faria beständig Muth zu: allein die Tiefsinnigkeit, darein er öfters wider seinen Willen verfiel, verrieth uns die schlechte Hoffnung, die er von unserm Zustande hegte, klar genug. Eines Tages, als er da saß, und uns zeigte, wie wir einige Kräuter, davon wir wenig Wissenschaft besaßen, aussuchen, und nach seinem Beyspiele essen sollten, ließ ein Raubvogel, der hinter einer Spitze an der südlichen Ecke der Insel hervor kam, einen Fisch, eines Fußes lang, gleich neben ihm herabfallen. Er nahm ihn sogleich auf, ließ ihn braten, aber anstatt ihn selbst zu essen, so theilete er ihn, zu unserer größten Bewunderung, eigenhändig unter die schwächesten oder kränkesten aus.

Faria tröstet sie.

Wie sie Lebensmittel bekommen.

Hernach warf er die Augen auf die Gegend, wo der Vogel hergekommen war, und erblickte noch mehrere auf und nieder fliegen, woraus er schloß, sie müßten von irgend einem Raube fressen. Wir giengen sämmtlich in ordentlicher Procession dahin, um den Himmel durch unser Gebeth und Thränen zu erweichen. Als wir auf die Spitze des Hügels kamen: so sahen wir ein tiefes Thal vor uns, welches voll Obstbäume stund, und von einem Wasserbache durchschnitten wurde. Unsere Procession wurde bey dem Hinabsteigen vor unmäßiger Freude sehr bald unterbrochen, insonderheit als wir einen frisch gefälleten Hirsch erblickten, woran ein Tiger zu fressen anfing. Wir erhuben ein großes Geschrey, darüber das Thier erschrack, davon lief, und uns seinen Raub überließ h). Wir hielten von diesem Hirschenfleische und von dem überflüßig vorhandenen Obste, eine herrliche Mahlzeit in unserm Thale. Ueber dieses fingen wir viele Fische, theils durch unsere Geschicklichkeit, theils mit Hülfe der Raubvögel. Denn wenn sie mit einem Fische im Schnabel oder in den Klauen, empor stiegen: so erhuben wir ein Geschrey, und erschreckten sie dadurch manchen, daß er seinen Raub fallen ließ i).

Gelegenheit, sich zu retten.

Diese Lebensmittel gaben uns wieder einige Kräfte; so wurden wir auch im Fange täglich geschickter. Des folgenden Sonnabends, mit anbrechendem Tage, du[rch]

g) Ihr Verlust stieg auf fünfhundert tausend Thaler. Die Rede des Faria ist ein seltsamer Mischmasch von gottesfürchtigen und ruchlosen Gedanken. Der Glaube, die Hoffnung, und die christliche Liebe, mussen stark herhalten.

h) A. d. 239 und vorherg. S.

i) A. d. 240 S.

k) Um einigen Begriff von der wunderlichen Gottesfurcht der Portugiesen zu geben, will ich die Anrede, welche Pinto dem Faria in den M[und] leget, hieher setzen. „Meine Herren und Br[üder], „sagte er zu uns, ihr sehet, in welchen d[en] „Zustand uns das Glück versetzet habe: ich [muß] „auch gestehen, daß unsere Sunden Ursache [daran] „seyn; allein die Barmherzigkeit Gottes ha[t kein] „Ende, und auf dieselbige setze ich mein [ganzes] „Vertrauen. Sie wird uns keinesweges an [die]„sem Orte jämmerlich verderben lassen.

Ferd. Mendez Pinto.

es uns, wir sahen ein Segel gegen die Insel kommen. Doch, da das Wetter ganz stille war: so schien es kaum glaublich zu seyn, daß es landen würde. Nichts destoweniger mußten wir auf des Faria Befehl nach der Gegend, wo unsere Schiffe gescheitert waren, zurück kehren, woselbst wir nach Verlaufe einer halben Stunde deutlich erkannten, daß es ein Fahrzeug wäre. Nach einiger Ueberlegung beschlossen wir, uns im nächsten Walde zu verstecken, damit uns die Herbeykommenden nicht sehen möchten. Sie näherten sich wirklich, ohne das geringste Mistrauen, und wir erkannten sie für Chineser. Ihr Fahrzeug war eine schöne Ruderlantea, die sie mit zweyen Tauen, vorn und hinten, am Strande festmachten, um sich dergestalt, vermittelst eines Brettes, das Aussteigen zu erleichtern. Es waren ihrer etwa dreyßig, die ans Ufer sprangen, und beschäfftiget waren, Holz und Wasser einzunehmen. Einige machten das Essen zurechte, oder vertrieben sich die Zeit mit Ringen und andern Uebungen.

Faria nimmt ein Schiff weg.

Als Faria weder Furcht noch Ordnung bey ihnen warnahm: so schloß er, es müsse niemand im Fahrzeuge seyn, der einigen Widerstand leisten könne. Demnach eröffnete er uns seinen Anschlag *k*); und so bald er das verabredete Zeichen gab: so renneten wir in vollem Laufe nach der Lantea, stiegen auch ohne Hinderniß hinein. Die [...]nden Taue wurden sogleich los gemachet; und bis die Bestürzung der Chineser über diesen [un]vermutheten Vorgang ihnen erlaubte, an den Strand zu eilen: so waren wir schon auf [ei]nen Armbrustschuß weit vom Ufer entfernet. Ob wir nun gleich in dieser Entfernung [ni]chts zu besorgen hatten: so branntem wir doch ein im Fahrzeuge befindliches Falconet auf [...] los. Sogleich liefen sie alle mit einander nach dem Walde, und beweineten ohne Zwei[fel] ihr Unglück, gleichwie wir vorher ganzer vierzehn Tage lang gethan hatten.

Wem das Fahrzeug zugehörete.

Es war niemand im Schiffe, als ein alter Mann, nebst einem Knaben von zwölf [oder] dreyzehn Jahren. Unsere erste Sorge war, den Mundvorrath zu untersuchen, woran [es] nicht fehlete. Als wir unsern Hunger gestillet hatten, so besahen wir auch die Waaren. [Si]e bestunden in gezwirnter Seide, Dammaste und Atlasse, und betrugen etwa viertausend [Th]aler am Werthe. Doch die liebste Beute für uns war der Reiß, der Zucker, die [S]chinken und die Hühner, als welche Sachen der Gesundheit unserer Kranken, daran es [...]e fehlete, ungemein zuträglich waren. Wir erfuhren von dem Alten, das Fahrzeug [ge]höre, nebst der ganzen Ladung, dem Vater des Knabens; selbiger habe diese Waaren [zu] Quaman eingekaufet, und nach Combay bringen wollen: er sey aber wegen Wassermangel [zu] seinem Unglücke auf die Diebesinsel gekommen, um sich damit zu versehen. Faria [suc]hte den jungen Chinesen durch alle mögliche Liebkosungen aufzumuntern, und versprach, [ihn] wie sein eigen Kind zu halten. Allein, er that nichts als weinen, und wies alles freund[liche] Anerbiethen verächtlich von sich *l*).

Hier-

[...]l es nicht nöthig ist, weitläuftig davon zu re[den], wie nöthig es falle, das Fahrzeug wegzu[neh]men, das uns unser Gott durch ein offenba[res] Wunderwerk zugeschicket hat: so muß ich doch [...]as davon erwähnen, damit ihr in unserm ge[gen]wärtigen Zustande seinen heiligen Namen in [den] Mund und in das Herz nehmet, und derge[stalt] alle miteinander, ehe es jemand gewahr [wird], in das Werkzeug unserer Erlösung springt. „Vor allen Dingen aber greife ein jeder ohne Zeit„verlust nach dem Gewehre, das wir darinnen et„wa finden möchten, damit wir uns gehörig ver„theidigen, und im Besitze des einzigen Mittels, „worauf nächst Gott unsere ganze Wohlfahrt be„ruhet, erhalten können. Ich werde dreymal „Jesus sagen. Sodann thut ohne Verzug, was „ich thun werde. a. d. 241 S.

l) A. d. 245 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Vorhaben des Faria.

Hierauf wurde in einem allgemeinen Rathe beschlossen, nach Liampo zu gehen. Es lag zwar dieser chinesische Hafen zweyhundert und sechzig Meilen gegen Norden von uns: wir hofften aber, wenn wir immer an der Küste blieben, so würden wir ein größeres und bequemeres Schiff wegzunehmen finden; oder, wofern uns ja das Glück abgünstig bliebe: so würden wir doch portugiesische Schiffe daselbst antreffen, als welche um diese Jahreszeit häufig dahin kommen. Des andern Tages sahen wir eine kleine Insel, Namens Quintu, woselbst wir viele Fische, und acht Mann, die wir zum Rudern bedurften, aus einem Fischernachen wegnahmen. Hernach näherten wir uns dem Flusse **Chamoy**, und Faria beschloß, eine kleine Junke wegzunehmen, die ganz allein daselbst vor Anker lag, weil er unserer Lantea zu einer weiten Reise nicht trauete. Die ganze Unternehmung kostete ihm keine andere Mühe, als daß er mit zwanzig Mann hinein stieg; denn es war niemand darinnen, als sieben Bootsgesellen, welche schliefen. Diesen ließ er die Hände binden, und drohete, sie auf der Stelle zu erwürgen, wofern sie den geringsten Laut von sich gäben. Dergestalt fuhr er aus dem Flusse heraus, und brachte das erbeutete Schiff nach Pulo **Quirim**, welches nur neun Meilen von Chamoy liegt. Drey Tage hernach gieng er nach **Lupitay**, weil man ihm die dasige Luft zu Genesung seiner Kranken, und die Bequemlich- keit des Ortes zu Ausbesserung zweyer Schiffe, gerühmet hatte. Als er seine Absich- innerhalb vierzehn Tagen erreichet hatte: so nahm er den Weg nach Liampo.

Begegnet dem Quiay Panjam.

Wind und Strom waren ihm vollkommen günstig. Zum Ueberflusse begegnete ih- noch eine patanische Junke, unter Anführung eines Chinesen, mit Namen **Quiay Pa- jam**, welcher die Portugiesen ungemein liebete, auch deswegen allezeit ihrer dreyßig, laut- auserlesene Leute, in seinem Solde hatte, ihnen alles gutes erzeigte, und daher ungeme- von ihnen geliebet wurde. Uebrigens war er ein alter Seeschäumer, der in diesem Han- werke ausgelernet hatte. So bald er zwey Fahrzeuge erblickte, die er sich zu übermeiste- getrauete, machte er Anstalt zum Angriffe. Vermöge seiner Geschicklichkeit gewann den Wind, kam bis auf einen Büchsenschuß herbey, und gab ihnen mit funfzehn Stück- die Lage. Ungeachtet der großen Ungleichheit, konnte sich Faria dennoch nicht zur Er- bung entschließen: indem er aber Anstalt zum Gefechte vorkehrete, erblickte einer von ein Kreuz in der feindlichen Flagge, und auf dem Hintercastelle eine Menge rothe Mü- dergleichen die Portugiesen damals im Kriege zu tragen pflegten. Hierauf lernete m- einander bald kennen, und es suchte einer dem andern mit Freudens- und Liebesbezeugun-

Stiften Freundschaft unter sich.

vorzukommen. Quiay Panjam, welcher den Pracht liebte, und den Faria aus dem G- rüchte seiner großen Thaten kannte, kam in Begleitung zwanzig reich bekleideter Portu- sen an seinen Bord, und brachte ihm ein Geschenk, das man auf zweytausend Duc- schätzte. Faria konnte bey seinem gegenwärtigen Unvermögen diese Höflichkeit nicht gleiche Weise erwiedern, sondern da seine ganze damalige Größe bloß in seinem Namen stund: so legte er die Erzählung seines Unglücks mit einer so edlen Einfalt ab, daß i- mehr Bewunderung erweckte, als das Angedenken seines ehemaligen Glückes. Nach- der Seeräuber seine vorjetzo gefaßten Anschläge vernommen hatte: so erboth er sich, ihm hun-

m) A. d. 252 S.

n) Dieses Gebeth lautete folgender Gestalt: „Herr Jesus Christus! mein Herr und Gott, der „du der wahre Trost aller derjenigen bist, die auf „dich vertrauen, ich der allergrößte unter „Sündern, bitte dich unterthänig, im N- „aller deiner hier gegenwärtigen Diener, „Seelen du mit deinem theuren Blute e-

hundert Mann und funfzehn Stücken, die er in seiner Junke habe, imgleichen mit den dreyßig in seinem Dienste stehenden Portugiesen, in allem, was er vor...men würde, beyzustehen, ohne dagegen mehr, als den dritten Theil der Beute, für sich zu verlangen. Faria ließ sich das Anerbiethen gefallen, stellete eine eigenhändige Schrift ...rüber von sich, beschwur sie bey dem heiligen Evangelio, und ließ sie von den vornehmsten Portugiesen, als Zeugen, unterschreiben *m*).

Ferd. Mendez Pinto.

Sogleich beschlossen beyde Häupter, in den Fluß **Anay** einzulaufen, welcher nur fünf Meilen von ihnen lag, und daselbst Krieges- und Mundbedürfnisse einzunehmen. Panjam genoß, vermittelst einer gewissen Abgabe, den Schutz des dasigen Statthalters. Von diesem Orte wollten sie sich zwar nach Liampo begeben: allein, Faria verschaffte sich schon bey Anay einen Theil derjenigen Vortheile, welche er auf jener Reise zu erhalten gehoffet hatte; er beredete nämlich sechs und dreyßig Soldaten, daß sie ihr Glück mit ihm versuchen wollten. Sie giengen hierauf, des widrigen Windes ungeachtet, unter Segel, hatten aber fünf ganze Tage mit ihm zu ...mp... . Den sechsten des Abends begegneten sie einer Fischerbarke, und fanden mit gr...tem ...staunen acht sehr verwundete Portugiesen in einem elenden Zustande darinnen. ...ia nahm sie an Bord, worauf sie ihm zu Fuße ...len, und erzähleten, sie wären vor ...en...ehn Tagen von Liampo abgefahren, und hätten nach Malacca gewollt; als sie bis an die ...asel Sumbor gekommen, so habe sie ein guzu...tischer Seeräuber, Namens **Cojo Acem**, angegriffen, welcher drey Junken, vier Lan...as, und ungefähr hundert Mann, ...tte Muhammedaner, gleichwie er selbst sey, bey sich ...habt. Das Gefecht habe drey Stunden gedauret; sie hätten ihm zwar eine Junke ver...an...t, zuletzt aber ihr Schiff, mit etwa hundert tausend Taels an Waaren, und achtzehn Portugiesen, welche sämmtlich Freunde oder Anverwandte von ihnen gewesen, eingebüßet. ...e Gefangenschaft dieser Personen schmerzte sie heftiger, als alles erlittene Unglück, ja ...hr als der Verlust von zwey und achtzig Mann, daraus ihr Schiffsvolk bestanden sey; ...vor sich, an der Zahl zehn Personen, wären gleichsam durch ein Wunderwerk in der ...arke, darinnen wir sie antrafen, mit der Flucht davon gekommen, zween aber seitdem an ...n Wunden gestorben.

Erste Nachricht, die er von Coja Acem bekömmt.

Nachdem Faria diese Erzählung mit großer Verwunderung angehöret hatte: so fragte ...ie, ob der Seeräuber viel im Gefechte gelitten habe? Denn sein Vorhaben gieng ihm ...ändig im Kopfe herum, und nach seinem Ermessen mußten die Kräfte desselben sehr ...schwächet seyn, weil er nicht nur eine Junke verlohren hatte, sondern auch die eroberte ...ugiesische in schlechtem Zustande seyn konnte. Sie versicherten, der Sieg hätte ihm ... gekostet. Die meisten Soldaten von der verbrannten Junke wären ersoffen, und der ...uber wäre eben deswegen in einen nahe gelegenen Fluß eingelaufen, damit er seinen Ver...ersetzen könnte. Hierauf kniete Faria mit entblößtem Haupte nieder, erhub seine Hände ...Augen gen Himmel, und dankete selbigem mit vielen Thränen, daß er ihm seinen ...d in die Hände geliefert hätte. Sein Gebeth war so kräftig und herzrührend, daß je...mann, der es hörete, ganz außer sich kam, und zu rufen anfing: ins Gewehr! ins ...ehr! nicht anders, als ob der Seeräuber schon da wäre *n*). In diesem edlen Eifer wen-

Was solche bey ihm wirket.

..., du wollest uns gegen diesen grausamen ...nd, welcher so viele Portugiesen ermordet hat, ...k und Sieg verleihen. Durch deine Gnade, ...r deine... Schutze, und zu Ehren deines hei„ligen Namens, bin ich entschlossen, ihn bis an „das Ende der Welt aufzusuchen, und ihn dafür „bezahlen zu lassen, was er an deinen Soldaten „und getreuen Dienern verschuldet hat. a.d.259S.

Ferd. Mendez Pinto.

wendete man das Schiff sogleich nach dem Winde, und kehrete nach dem vorigen Hafen zurück, den wir etwa acht Meilen hinter uns hatten, in der Absicht, alles, was zu einem Gefechte auf Leben und Tod gehöret, ohne Ansehung der Kosten herbey zu schaffen. Der Statthalter ertheilete, gegen eine Verehrung von tausend Ducaten, die Erlaubniß, nicht nur allerley Kriegesvorrath einzukaufen, sondern auch die beyden Fahrzeuge des Faria gegen zwo große Junken zu vertauschen, und hundert und sechzig Mann als Bootsgesellen anzuwerben. Alle Freywillige, welche in Hoffnung guter Beute ihre Dienste anbothen, wurden angenommen und reichlich bezahlet. Quiay Panjam schonete des Geldes im geringsten nicht. Als wir demnach vor der Abfahrt eine allgemeine Musterung hielten: so waren wir bey fünfhundert, theils Soldaten, theils Matrosen, stark, und darunter fünf und neunzig Portugiesen.

Anstalten zum Gefechte.

Diese ganze gewaltige Rüstung erforderte nicht mehr Zeit, als dreyzehn Tage. Wir giengen in dem besten Zustande von der Welt unter Segel. Drey Tage hernach kamen wir an die Fischerey, wo der Seeräuber die portugiesische Junke weggenommen hatte. Wir schickten einige Kundschafter auf den Fluß, und erfuhren, er sey in einem andern Flusse, Namens Tinlau, zwo Meilen von hier, und lasse die portugiesische Junke ausbessern. Hierauf steckte Faria einen seiner besten und listigsten Soldaten in chinesische Kleidung, und schickte ihn in einem Fischernachen dahin, um die Stärke und Beschaffenheit des Feindes auszuforschen. Dieser brachte ohne langen Verzug die Nachricht zurück, der Feind lasse sich nichts böses träumen, sey auch in solcher Unordnung, daß wir ihm ohne große Mühe beykommen könnten. Hierauf beschlossen unsere beyden Oberhäupter, diesen Abend an der Mündung des Flusses Anker zu werfen, und mit anbrechendem Tage den Angriff zu wagen.

Greift den Coja Acem an.

Die See war so stille, und der Wind so günstig, daß es Faria für gut ansah, während der Dunkelheit so nahe als möglich an den Feind zu rücken. Es gieng auch dieser Anschlag nach Wunsche von statten; denn wir kamen innerhalb einer Stunde bis auf einen Büchsenschuß an ihn, ohne daß ein Mensch unser gewahr wurde. Aber kaum wurde es einigermaßen helle: so waren wir verrathen. Denn die Schildwachen, welche der Feind am Ufer des Flusses ausgestellet hatte, gaben sogleich das Zeichen mit ihren Glöckchen; und ob man gleich noch nichts deutlich unterscheiden konnte: so machten doch die am Ufer befindlichen, und auf den Schiffen zurückgelassenen Seeräuber, alle zusammen ein solches Gelärme, daß wir kaum unser eigen Wort verstunden. Unter diesem Getümmel gab ihnen Faria die Lage mit seinem völligen Geschütze. Unterdessen da man es wieder fertig machte, und der Feind auf dem Verdecke sich in Ordnung stellete, wurde es heller, und sogleich erfolgte die zweyte Lage, die eine große Anzahl Feinde niederlegte. Hundert und sechzig Büchsenschützen, welche in vollem Anschlage lagen, gaben gleich mit gutem Erfolge Feuer auf diejenigen, welche in Kähnen nach ihren Junken fuhren. Dieses Vorspiel erschreckte sie dermaßen, daß keiner mehr auf dem Ueberlaufe zum Vorscheine kam.

Blutiges Gefecht.

Hierauf enterten unsere beyden Junken mit größtem Ungestüme. Das Gefecht war erstaunend hitzig, und dauerte über eine Viertelstunde, wornach vier Lanteas [illegible]

n) A. d. 265 u. vorh. S. Wir bringen nur diesen einigen Umstand bey, weil er der ganzen Sache den Ausschlag gab. Denn übrigens ist die Erzählung des Gefechtes viel weitläuftiger.

o) Es waren folgende: "Tapfere Christen! [...] „terdessen da diese Bösewichter sich auf ihren [...]

Ufer abstießen, in der Absicht, ihre Leute mit frischer Mannschaft zu verstärken. Als dieses ein Portugiese auf des Quiay Panjam Junke, Namens Diego Meyrelez, ersah: so stieß er einen Constabler, der mit dem Geschütze ungeschickt umgieng, auf die Seite, richtete das Stück selbst, welches mit Cartätschen geladen war, und gab so geschickt, oder so glücklich, Feuer, daß er mit diesem einzigen Schusse die erste Lantea in Grund bohrte, ja daß noch einige Kugeln bis in die zweyte flogen, und den Hauptmann, nebst sechs bis sieben Soldaten tödteten. Ueber diesen Anblick erschracken die beyden übrigen dergestalt, daß sie ohne Verzug nach dem Ufer umkehrten. Es kamen ihnen aber zwo portugiesische Barken über den Hals, und warfen eine große Menge Feuertöpfe hinein. In einem Augenblicke stunden sie in vollem Feuer, und brannten bis ans Wasser ab. Die Seeräuber suchten sich im Wasser zu erretten, aber vergeblich; hier fanden sie vielmehr ihren Untergang: denn unsere Leute stachen sie alle mit Spießen todt. Es kamen in diesen vier Lanteas nicht viel weniger, als zweyhundert Mann, ums Leben; denn diejenige, die ihren Hauptmann verlohren hatte, fiel der Junke des Quiay Panjam in die Hände, und es kamen nur einige wenige, die ins Wasser sprangen, lebendig davon *o*).

Ferd. Mendez Pinto.

Ursache des Sieges.

So bald die auf den Junken befindlichen Räuber den Verlust ihrer Lanteas sahen: ließen sie den Muth sinken, ja einige suchten sich mit Schwimmen zu retten. Hierauf ...lete Coja Acem, der sich bisher noch nicht hatte sehen lassen, in Person herbey, und ...rach ihnen Muth zu. Er trug ein schuppichtes mit rothem Atlasse gefüttertes, und mit ...ldenen Fransen geziertes Panzerhemde am Leibe. Seine Stimme, die sich mit einer Anrufung seines Propheten, und vielen Verwünschungen gegen uns, hören ließ, machte ...ch den allerverzagtesten frischen Muth; sie schlossen sich von neuem, und widerstunden ...s mit erstaunlicher Herzhaftigkeit. Dieser Widerstand erhitzte den Faria nur desto mehr; ... vermahnete uns mit einigen gottesfürchtigen Worten *p*) zur Tapferkeit, und fiel ...mit über den Anführer der Räuber her, hieb ihm durch die Sturmhaube in den Kopf, ... legte ihn mit diesem gewaltigen Streiche zu Boden. Gleich darauf gab er ihm noch ...n Hieb in die Beine, damit er nicht wieder aufstehen konnte. Als unsere Feinde ihr ...erhaupt fallen sahen: so erhuben sie ein großes Geschrey, und stürmeten so ungestüm auf ... Faria hinein, daß sie ihn beynahe gleichfalls zu Boden gestürzet hätten. Wir hin...n schlossen uns fest um ihn herum, und thaten unser äußerstes, um sein Leben zu retten, welches jedweder so hoch als sein eigenes achtete. Das Handgemenge wurde so grim..., daß innerhalb einer halben Viertheilstunde acht und vierzig dieser verzweifelten Kerle ... ihren Coja Acem hinstürzten, auch wir selbst vierzehn Christen, und darunter zu un... größten Leidwesen fünf Portugiesen, einbüßten. Hierauf verlohren die Feinde den ...h, und flohen in Unordnung nach dem Vordertheile, um sich daselbst zu verschanzen. ...n Quiay Panjam, der eben mit den Lanteas fertig war, kam ihnen entgegen, und ...t ihnen diese Zuflucht ab. Da sie nun dergestalt auf beyden Seiten bedränget wur..., so blieb ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig, als in die See zu springen. Unsere ... hingegen machte der glückliche Fortgang, und der Name Jesus, welcher allenthal... auf den Junken erschallete, desto muthiger. So wie die Räuber ins Wasser stürzeten, spie-

Coja Acem ermuntert die seinigen.

Er wird vom Faria getödtet.

Schreckliches Gemetzel.

...lauben verlassen, so wollen wir unserm Herrn ... Christo vertrauen, der am Kreuze für uns ...rben ist, und uns nicht verlassen wird, wir „mögen so große Sünder seyn, als wir wollen; „denn wir gehören doch einmal sein, diese Hunde „hingegen gehen ihn nichts an.“ a. d. 267 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Verlust der Feinde,

der Portugiesen.

spielete man den Garaus mit ihnen. Mehr als hundert und funfzig kamen durch Feuer und Schwerdt ums Leben. Die andern ersoffen meistentheils, oder man schlug ihnen mit den Rudern die Köpfe entzwey. Nur fünfe nahm man gefangen, band ihnen Hände und Füße, und warf sie in den Raum, in der Absicht, durch Hülfe der Folter einige Nachricht von ihnen auszupressen. Allein, sie bissen einander alle todt. Unserer Seits hatten wir nicht mehr, als zwey und funfzig Mann, und darunter acht Landesleute, verlohren q).

Nachdem wir einen Theil des Tages damit zugebracht hatten, unsern Landesleuten die letzte Ehre zu erweisen: so besichtigte Faria die Insel, um alles, was dem Seeräuber zugehöret haben möchte, aufzusuchen. Hier fand er in einem sehr angenehmen Thale ein Dorf, von etwa vierzig Häusern, und etwas weiter davon, an einem Bache, eine Pagode, worein Coja Acem seine Kranken geleget hatte. Eben hieher waren auch diejenigen geflohen, die sich aus dem Wasser gerettet hatten. So bald sie den Faria von Ferne anrücken sahen, ließen sie durch einige Abgeordnete um Gnade bitten. Allein, er war [illegible] allem ihren Bitten taub, und sagte, er könne diejenigen, welche so viele Christen ermordet hätten, auf keine Weise verschonen. Es waren ihrer in allen sechs und neunzig. W[ir] steckten die Pagode an sechs oder sieben Orten in Brand; und weil sie nur aus dürrem Holze gebauet, und mit Palmblättern bedecket war, so lag sie im Augenblicke in der Asche. Als den Seeräubern die Flamme zu nahe kam, so erhuben sie ein erbärmliches Geschrey; einige sprangen zum Fenster hinaus, sie wurden aber mit den Spießen aufgefangen, und dergestalt genossen wir das Vergnügen einer vollkommenen Rache r).

Strenge Gerechtigkeit des Faria.

Die Junke, welche der Seeräuber den Portugiesen von Liampo vor einigen Tagen weggenommen hatte, wurde ihnen nebst der völligen Ladung wieder zugestellet s). De[m] ungeachtet betrug die übrige Beute noch mehr als hundert und dreyßig tausend Taels. W[ir] blieben vier und zwanzig Tage auf dem Flusse Tinlau, bis unsere Kranken wieder gen[esen] wurden. Faria selbst bedurfte Ruhe. Er hatte drey gefährliche Wunden bekommen, selbige aber anfänglich über den Anstalten für das gemeine Beste verabsäumet, daher ih[re] Heilung nachgehends große Mühe kostete. In dieser Zeit beschäfftigte sich sein unerm[üde]licher Muth mit einem andern Anschlage, den er dem Quiay Panjam eröffnete, und [die] Vollziehung nur bis auf das Frühjahr aussetzete. Er war Willens, nach der Ba[y von] **Cochinchina** umzukehren, und nach den Bergwerken von **Quanjaparu** zu gehen, [weil] er gehöret hatte, man machte daselbst viel Silber zu gute, und es wären jetzo wirklich [...] Häuser am Ufer des Stromes mit Silberstangen angefüllet.

Anschlag des Faria auf die Bergwerke zu Quanjaparu.

Wir giengen hierauf nach dem Vorgebirge **Micuy** t) unter Segel, und waren [...] immer Willens, von da nach Liampo zu gehen. Es überfiel uns aber auf selbiger [...] ein entsetzlicher Sturm aus Nordwest, der unsere ganze Flotte in die äußerste Gefahr [des] Unterganges setzete. Unsere kleinste Junke, unter Anführung des **Nunno Preto**, [gieng] wirklich mit sieben Portugiesen und funfzig andern Christen zu Grunde. Des Faria [...]

Verliert einen Theil der Beute im Sturm.

q) A. d. 270 und vorhergeh. S.

r) A. d. 271. S. Der Verfasser meldet, man habe den Leichnam des Coja Acem geviertheilet, in die See geworfen, und statt der Todtengebethe, allen Teufeln übergeben. a. d. 273 S.

s) Die Vermischung von Gottesfurcht, Rachgier, und Raubbegierde, die man in des Verfassers Erzählungen antrifft, ist recht lustig [...] Vorjetzo laßt er den Faria folgendergestalt [...] „Meine Freunde, sagte er zu den Port[ugiesen] „aus Liampo, aus Liebe gegen unsere Brüd[er] „Gefährten, so wohl todte als lebendige, [...] „eure Junke so viel Blut gekostet hat, sche[nke] „euch dieses als ein guter Christ, damit uns[...]

Ferd. Mendez Pinto.

als die größte, in welche wir unsere besten Sachen gebracht hatten, entgieng einem ähnlichen Schicksale, bloß dadurch, daß man eine Menge kostbarer Waaren über Bord warf; diejenigen, welche diese betrübte Verrichtung über sich nahmen, verfuhren mit so schlechter Vorsichtigkeit, daß sie zwölf große mit Silberstangen gefüllte Kisten mit auswarfen. Doch betrübte den Faria nichts so sehr, als der Verlust einer Lantea, die an der Küste scheiterte, indem die darinnen gewesenen fünf Portugiesen weggenommen, und in einer benachbarten Stadt zu Leibeigenen gemacht wurden. So wenig Empfindlichkeit, als ihm der Verlust so vieler Reichthümer u) verursachte, so sehr schmerzte es ihn, fünf Landesleute im Unglücke zu wissen. Sein ganzes Bemühen, nach überstandenem Sturme, zielete auf ihre Rettung; und sobald er Nachricht bekam, man habe sie nach der Stadt **Nuday** geführet, welche nicht weit von der Küste lag, that er ein Gelübde, Leib und Leben für ihre Freyheit zu wagen.

Will die fünf gefangenen Portugiesen befreyen.

Seine noch übrige Macht bestund in drey Junken, und einer einzigen Lantea. Gleichwohl lief er ohne Bedenken in den Fluß bey Nuday, und warf auf dem Abend Anker. Zwo kleine Barken, welche an dieser Küste den Namen **Baloes** tragen, mußten die Tiefe des Wassers untersuchen, und Nachricht von der Beschaffenheit der Stadt einziehen. Diese nahmen acht Männer und zwey Weiber weg, und brachten sie nach dem Schiffe, woselbst man sie als hinlängliche Geiseln zur Sicherheit der fünf Portugiesen ansah. Doch diese Hoffnung verschwand, so bald die Gefangenen aussagten, man halte die fünf Portugiesen in der Stadt für Räuber, die mancherley Bosheit an der Küste ausgeübet hätten, und man werde sie hinrichten. Faria schrieb, voll Bekümmerniß, ohne Verzug an den Mandarin x). Der Brief war sehr höflich abgefasset. Zugleich legte er zweyhundert Ducaten bey, die er für ein genugsames Lösegeld ansah. Mit diesem Schreiben schickte er einen von seinen Gefangenen fort, und behielt die übrigen neune am Borde.

Er schreibt an den Mandarin.

Was er für Antwort bekömmt.

Des folgenden Tages schickte man ihm seinen Brief wieder zurück. Die Antwort war außen darauf geschrieben, und lautete folgendergestalt: „Dein Mund nahe sich meinen Füßen! So bald ich dich angehöret habe, werde ich dir Gerechtigkeit ertheilen.“ Faria sah wohl, der Ausgang seines Unternehmens schiene sehr mißlich zu seyn. Er wollte ... zuvor alle glimpfliche Mittel gebrauchen, ehe er zu Gewaltthätigkeiten schritte, und zu dem Ende ließ er durch neue Abgeordnete zweytausend Taels anbiethen. In diesem zweyten Briefe gab er sich für einen ausländischen Kaufmann und gebohrnen Portugiesen aus, der zu Liampo handeln, und den Zoll richtig abtragen wolle. Hiezu setzte er noch: „Sein Landesherr, der König von Portugall, und der König von China, seyn durch brüderliche Freundschaft mit einander verbunden: demnach hoffe er, man werde ihm eben die Gunst und Gerechtigkeit erzeigen, die man den Chinesern allemal in jedweder portugiesischen Stadt in Indien wiederfahren lasse.“ Diese Vergleichung beyder Konige stieß

... in sein heiliges Reich aufnehmen, und uns ... jener Welt Vergebung unserer Sünden, auch ... andern das ewige Leben angedeihen lassen ..., wie ich denn hoffe, daß er es denjenigen, ... heute als gute und getreue Christen für ... heiligen katholischen Glauben gestorben sind, ... mitgetheilet habe.“

... Auf 26 Grad Norderbreite.

u) Pinto beschreibt dieses Unglück nach der Länge. Es kostete über hundert Personen das Leben, und darunter eilf Portugiesen. Der Verlust an Silber, Waaren, Kostbarkeiten, Geschütze, Mund- und Kriegesvorrathe, wurde über zweyhundert tausend Ducaten geschätzet. a. d. 281 S.

x) Das ist an den Statthalter.

Ferd. Mendez Pinto.

Er greift die Stadt an.

stieß den Mandarin dergestalt vor den Kopf, daß er die Ueberbringer des Briefes wider alles Völkerrecht jämmerlich geißeln ließ. Seine Antwort war nicht weniger verächtlich y). Den Faria trieb nunmehr der Zorn eben so heftig, als zuvor sein Gelübde, die Stadt anzugreifen. Er musterte seine Soldaten, die sich noch auf dreyhundert beliefen, fuhr den folgenden Tag bis an die Stadtmauren im Flusse hinauf, und warf daselbst Anker, wobey er, um aller weitern Erklärung überhoben zu seyn, die Kaufmannsflagge nach chinesischer Weise fliegen ließ. Gleichwohl schrieb er, in Erwägung des ungewissen Ausganges, noch den dritten Brief an den Mandarin, darinnen er sich nicht des geringsten Verdrusses merken ließ, sondern das Anerbiethen einer großen Summe und beständigen Freundschaft wiederholete. Allein, der arme Chinese, welcher ihn überbrachte, wurde halb todt geprügelt, und mit neuen Beschimpfungen zurück geschicket. Hierauf stiegen wir ans Land, und rückten gerades Weges gegen die Stadt, ohne uns an die große Menge Volkes auf der Mauer zu kehren, welche viele Fahnen schwung, und uns, wie es schien, mit großem Geschreye herausforderte. Als wir noch etwa zweyhundert Schritte vom Thore waren: so renneten uns tausend bis zwölfhundert zu Pferde entgegen, und thaten, als ob sie uns anfallen wollten, vermuthlich in der Meynung, uns eine Furcht einzujagen. Allein, da wir immer beherzt fortrückten: so schlossen sie sich zwischen uns und der Stadt in einem Haufen zusammen. Unsere Junken hatten Befehl, auf ein gegebenes Zeichen die Stadt zu beschießen. So bald nun der Feind in besagter Stellung war, ließ Faria seine Musqueten und seine Junken zugleich Feuer geben. Ein Theil von dieser heldenmäßigen Reuterey stürzte vom bloßen Knalle zu Boden, einige renneten ins weite Feld immer davon; die übrigen flohen nach der Stadtbrücke, worüber sie so geschwind nicht alle kommen konnten. Wir rückten unterdessen näher, und diejenigen, die wir noch an der Brücke auf einem Haufen antrafen, mußten einen Gruß aus unsern Büchsen abwarten, der sie meistentheils auf den Sand legte, ohne daß ein einziger das Herz gehabt hätte, nur einen Degen zu zucken z). Indem wir uns mit größtem Erstaunen über diese elende Vertheidigung dem Thore näherten, so kam uns der Mandarin selbst, auf einem schönen Pferde in vollem Harnische, und [illegible] sechshundert Fußgängern, entgegen. Er wehrete sich ziemlich gut, und sein Bey[spiel] machte seinen Leuten Muth, bis ihn endlich einer von unsern Knechten mit einem Büchsenschusse durch die Brust herabsetzte. Die Chineser erschracken so sehr über seinen Fall, [daß] sie alle davon liefen, und in der Bestürzung nicht einmal das Thor verschlossen. [Wir] jagten sie mit guten Rippenstößen vor uns her, wie etwa eine Heerde Vieh. In solcher Verwirrung renneten sie immer in einer langen Straße fort, welche nach einem andern Thore führete, und liefen zu solchem alle miteinander hinaus. Faria ließ aus kluger [Vor]sichtigkeit einige Mannschaft daselbst, um allem Ueberfalle vorzukommen. Er selbst ver[fügte] sich nach dem Gefängnisse, und schloß die fünf Portugiesen, welche nichts als den To[d] [illegible]

y) Wir dürfen diese morgenländische Antwort keinesweges vergessen: „Stinkendes Aas! der du „von den Schmeißfliegen herstammest, die in einem „unflätigen und niemals gereinigten Scheißhause „herum gekrochen sind, wer hat deiner Nichtigkeit „die Verwegenheit eingeblasen, daß du die himm„lischen Dinge berühren willst? Ich habe mir deine „Bittschrift vorlesen lassen, darinnen du mich als „deinen gebiethenden Herrn demüthig [illegible] „ich möchte mich über dich, der du nur ein [illegible] „seliger Lumpenhund bist, erbarmen [illegible] „les Gemüth und meine Hoheit, waren [illegible] „schlechten Geschenke, das du mir anbiethest [illegible] „sam schon vergnügt, und ich spürete [illegible] „gung bey mir, deine Bitte zu gewähren [illegible] „so bald meine Ohren von deiner entsetzlichen [illegible]

Ferd. Mendez Pinto.

...arteten, mit eigener Hand los. Hernach ließ er uns alle zusammen kommen; und weil ...ings um die Stadt kein Mensch weder zu hören noch zu sehen war, folglich der Feind in ...ßer Angst seyn mußte: so erlaubte er uns, eine halbe Stunde zu plündern. Diese Zeit ...urde so gut angewendet, daß der geringste von uns als ein reicher Mann aus der Stadt ...g. Einige hatten auch sehr schöne Mägdchen vier und vier mit Lunten zusammen ge...ppelt, und führeten sie mit sich davon a). Endlich, weil die hereinbrechende Nacht ...s einiges Unglück zuziehen konnte: so ließ Faria die Stadt in Brand stecken. Sie war ...n Tannen- und anderm leichten Holze gebauet, und stund daher so geschwind in Flammen, ...ß wir bey dem Scheine derselbigen ruhig in unsere Schiffe treten konnten.

Die Stadt wird geplündert und verbrannt.

Nach dieser ruhmvollen That, ergriff Faria einen doppelten Entschluß, der seiner ...lugheit eben so viel Ruhm bringt, als die Menge seiner bisherigen Thaten seiner Ta...ferkeit Ehre machet. Erstlich befand er für rathsam, alle Lebensmittel, die man finden ...nnte, aus denen am Flusse liegenden Dörfern wegzunehmen, weil zu befürchten war, ...n möchte uns in keinem Hafen mehr welche zukommen lassen: das andere war, wir woll... den Winter in einer wüsten Insel, Namens Pulo-Hinhor, zubringen, indem selbige ... einer sichern Bay, und trefflichem Wasser versehen ist, nach Liampo aber wir un...glich gerades Weges gehen konnten, ohne den Portugiesen, welche nebst ihrem Kauf...mannsgute den Winter in dasigem Hafen mit aller Sicherheit zuzubringen pflegen, man...len Verdruß über den Hals zu ziehen. Der erste Entschluß wurde gleich des folgen... Tages ins Werk gerichtet, der zweyte aber blieb wegen einer vorgefallenen Verhinde...g, die jedoch zu unserm Ruhme und Vortheile ausschlug, vorjetzo ausgesetzet. Wir ...den nämlich zwischen den Inseln Comolem und dem festen Lande von einem Seeräu... Namens Premata Gundel, einem geschwornen Feinde unserer Nation, angegriffen, ...r uns gleich für Chinesen hielt, und ohne Mühe zu überwältigen verhoffte. Wir nah... ihm aber eine von seinen Junken weg, und gewannen also in diesem Gefechte mehr, als ...ig tausend Taels; hingegen verlohren wir eine Menge unserer besten Leute, und Fa... selbst bekam drey gefährliche Wunden. Hierauf begaben wir uns nach der Insel Bun...n b), welche nur drey bis vier Meilen ostwarts lag, und brachten achtzehn Tage dar...u, in welcher Zeit unsere Kranken alle glücklich genasen.

Vorsichtigkeit des Faria.

Sieg über Premata Gundel.

Wir waren noch immer entschlossen, den Winter über in Pulo-Hinhor zu bleiben: allein, ...onio Henriquez und Mem-Taborda, zween von den liampischen Portugiesen, wel...it der Zeit da Faria ihnen ihre Junke wieder gegeben hatte, nicht von uns gewichen ...n, riethen, er möchte sich zum Anfange nach den Häfen von Liampo begeben, welches ...gegen einander über liegende Inseln, ungefähr drey Meilen von der Küste sind. Ihre Ab-sicht

Warum Faria nach Liampo geht.

...rühret wurden, indem deine Vermessenheit ...terstehet, deinen König für einen Bruder ...hnes der Sonne, des gekrönten Löwens ...m Throne der Welt auszugeben, der die Kro...r derer, die auf Erden herrschen, unter seinen ... hat, und dessen überkostbare Pantoffeln ...ertern gestickt sind. Vernimm, daß ich ... Brief verbrannt habe, und daß deine Bos... einer gleichen Strafe würdig machet. Daher befehle ich dir, auf der Stelle fortzusegeln, damit nicht das Meer, darauf du fährest, besudelt und verfluchet werde. A. d. 289 und 290 S.

z) Der Verfasser saget ausdrücklich, es wären dreyhundert geblieben.

a) Man muß sich vorstellen, obgleich Pinto es nicht saget, die meisten Einwohner wären währenden Gefechtes aus der Stadt gegangen.

b) A. d. 300 und vorherg. S.

Ferd. Mendes Pinto.

sicht war, aus Dankbarkeit gegen ihren Erretter einen Versuch zu thun, was die Chinesen etwa für eine Gesinnung gegen diesen tapfern Held trügen, der ihnen durch Vertilgung einer Menge Seeräuber weit mehr Vortheil, als durch die Zerstörung **Noday** Schaden gebracht hatte. Sie versicherten dabey, es würden alle zu Liampo befindliche Portugiesen, als welche meistentheils einen Antheil an der reichbeladenen Junke gehabt hätten, aus schuldiger Erkenntlichkeit das ihrige nicht weniger thun. Nebstdem hielten sie es auch gar wohl für möglich, daß der Vorgang mit Noday dorten noch unbekannt sey. Im widrigen Falle hofften sie doch, vermittelst ihres in der Stadt habenden Ansehens, die vornehmsten Mandarinen auf des Faria Seite zu bringen, weil es sie übrigens wenig angehe, wa[s] in einer entfernten Landschaft vorgefallen sey.

Beschaffenheit dieser Hafen.

Dieser Vorschlag gefiel dem Faria und **Quia Panjam** desto besser, weil sie allerl[ey] Dinge nöthig hatten, die man auf einer wüsten Insel schwerlich antrifft. Sie beschlossen also, nach dem Hafen Liampo zu steuern. Nach einer sechstägigen glücklichen Schiffahrt kamen sie in die Meerenge zwischen beyden Inseln. Es ist selbige etwa zween Büchsenschüsse breit. Man findet daselbst auf fünf und zwanzig Faden Grund, und viele zum Ankern ungemein bequeme Bayen, überdieses ein schönes Flüßchen mit süßem Wasser, d[as] auf einem Berge entspringt, und durch dicke Wälder von Ceder- Eichen- und Tannenbäumen fließt. Hier kosten die Masten, Rhaen und Bretter sonst nichts, als die Arbeit. [So]bald Faria vor Anker lag, nahm die portugiesische Junke ihren Weg nach der Stadt. [Man] hatte mit dem Henriquez und Taborda die Abrede genommen, wofern die Portugiesen [zu] Liampo des Faria Ankunft nicht für rathsam achteten: so sollte er ohne Verzug nach P[...] Hinhor unter Segel gehen. Ja, er trieb die Höflichkeit so weit, daß er ihnen in ein[em] Briefe Nachricht von seinen Zügen und dermaligen Umständen gab.

Zustand der Portugiesen zu Liampo.

Ihre Nation hatte damals in besagter Stadt eben die Einrichtung, die sie nachgehends zu Macao veranstaltete: das ist, sie genoß die Freyheit, ihren Handel daselbst zu treiben, und lebte unter dem Schutze der Gesetze ganz ungestöret. Man zählete bereits in ih[rem] Viertel mehr als tausend Häuser; sie hatten ihre Schöppen, Gerichtspersonen, [...] lungsrichter und Amtleute, auch eben so große Sicherheit und Zutrauen, als zu Lissabon.

Ihre Erkenntlichkeit gegen den Faria.

Indem Henriquez und Taborda sich einbildeten, es liege ihrer Ehre daran, da[ß die] Sache erwünscht ausfalle: so beriefen sie die vornehmsten Einwohner durch Läutung [der] Glocke in die Kirche unser lieben Frau von der Empfängniß. Hier erzähleten sie [...] re Begebenheit, welche eine große Bewunderung über die Großmuth des Faria er[...] In der ersten Hitze der allgemeinen Dankbarkeit, verfertigte man eine von der ganzen [Ver]sammlung unterschriebene Antwort an ihn, worinnen man ihm nicht nur dankete, [...]

c) Der Verfasser schreibt den Verlust dieses bequemen Sitzes den Sünden seiner Landesleute zu. A. d. 303 S.

d) A. d. 305 S.

e) Der Verfasser wendet beynahe funfzehn Seiten auf ihre Beschreibung. Es scheint aber, als ob die Portugiesen zu Liampo die Absicht gehabt hätten, unter dem Vorwande, dem Faria Dankbarkeit zu erzeigen, den Chinesen b[e]griffe von ihrem Vaterlande beyzubringen [...] saget: „die chinesischen Kaufleute erstaunten, „daß sie fragten, ob etwa der Mann, [...] „so große Ehre erzeige, ein Bruder oder [...] „wandter unseres Königes sey? Wir antw[...]

dieser Pflanzstadt einen großen Theil ihres Vermögens gerettet, und mit ungemeiner Großmuth zugestellet habe, sondern ihn auch ersuchte, nach Liampo zu kommen, und den Ruhm für sein edles Verfahren einzuerndten. Was die Sorge betraf, die er wegen des Vorganges mit Noday etwa haben könnte: so gestund man zwar, die Sache sey ruchtbar: „allein, „das chinesische Reich sey in schwere einheimische Kriege verwickelt, indem verschiedene „Prinzen nach der Krone strebten; überdieses sey alles in Schrecken wegen der Tatarn, die „mit neunhundert tausend Mann im Anzuge wären. Er habe folglich von der Regierung „nicht das geringste zu befürchten, wofern er gleich die Stadt Canton selbst geschleift hätte; „um so vielweniger habe die Zerstörung von Noday etwas zu bedeuten, als welcher Ort in China „in Vergleichung mit einer großen Stadt eben so wenig sagen wolle, als Oeyras in Portugall „gegen Lissabon“. Endlich setzten sie Gut und Blut zum Pfande für seine Sicherheit, und ...then, er möchte noch sechs Tage vor Anker liegen bleiben, damit sie ihrer Schuldigkeit ...n Genüge thun könnten. Dieser Brief wurde nebst einer Menge Lebensmitteln durch ei- ...n ihrer vornehmsten Beamten überschickt, ihm auch zwo Lanteas mitgegeben, um die ...ranken und Verwundeten abzuholen *d*).

Ferd. Mendez Pinto.

Obgleich Faria aus Bescheidenheit seine ihnen geleistete Dienste bey weitem nicht so ...och schätzte: so freuete er sich doch ungemein darüber, daß seine Landesleute viel von ihm ...elten, insonderheit, als währender sechs Tage alle Portugiesen von einigem Ansehen zu ...m kamen, reiche Geschenke mitbrachten, und ihm eben die Ehrerbiethung erzeigten, als ...nn er ihr König gewesen wäre. Seine Kranken legte man in die vornehmsten Häuser, ...d verpflegte sie fürstlich. Doch das war nur ein kleines Vorspiel von der Ehre, die ihm ...och vorbehalten blieb. Den sechsten Tag, den er bisher mit Schmerzen erwartet hatte, ...il ihm die Ursache der Verzögerung unbekannt war, kam eine prächtige Flotte von vie... Barken, welche sämmtlich mit kostbaren Zeugen ausgeschmückt waren, zum Vorscheine, ...te ihn unter dem Klange der Instrumenten ab, und führete ihn gleichsam im Triumphe ...en Hafen der Stadt. Hier wurde er mit einem Prachte empfangen, darüber die Chi... ...r erstaunten; und es währete diese Feyerlichkeit etliche Tage *e*). Als er solche in be... ...diger Lustbarkeit und Bewunderung zugebracht hatte: so wollte er wieder an Bord ge...: man zwang ihn aber, eines von den schönsten Häusern in der ganzen Stadt anzuneh... ..., und bewirthete ihn ganzer fünf Monate mit gleicher Hochachtung *f*).

Wie sie ihn empfangen.

...Vater beschlage die Pferde, worauf der Kö... ...von Portugall reite, und deswegen erzeige ...einem Sohne dermaßen viele Ehre, und ...n wir alle mit einander nicht, so viel unser ...amme wären, ob wir ihm zu seinen Bedien... ...der wohl gar zu Leibeigenen gut genug seyn ...en. Hierauf sahen sie einander mit großer Ver„wunderung an, in Meynung, wir redeten im gan„zen Ernste, und sagten: Es giebt in Wahrheit „mächtige Könige in der Welt, davon unsere Ge„schichte nichts meldet, und der von Portugall muß „unstreitig der vornehmste darunter seyn„. A. d. 307 und 308 S.

f) A. d. 318 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Der III Abschnitt.

Sonderbare Unternehmung auf die Insel Calempluy.

Tod des Quiay Panjam. Faria will die königlichen Gräber plündern. Abfahrt nach Calempluy. Gefährlicher Weg. Urtheil des Piloten. Zweifel des Faria. Der Pilote hebet sie. Buxipalem. Erstaunliche Fische. Schlangenfluß. Bay Calindamo. Fluß Paatebenam. Faria läuft daselbst ein. Land der Gigohos. Faria will einen sehen. Es kommen einige ans Ufer. Kleidung und Gestalt der Gigohos. Bay von Nankin. Verwegenheit des Similau. Wie er Lebensmittel verschaffet. Ungeduld des Faria. Er will seinen Steuermann tödten. Verlegenheit des Faria und seiner Leute. Entschluß, den sie fassen. Was sie für Nachricht erhalten. Ankunft in der Insel Calempluy. Faria besichtiget sie; er steigt darinnen aus. Was er in der Einsiedlerey findet. E[r] plündert die Gräber. Das ganze Vorhaben wird durch Unvorsichtigkeit zernichtet. Di[e] Bonzen geben Nothzeichen. Herzhaftigkeit [des] Faria. Rückreise in die See. Sein Schif[f]bruch. Der Verfasser kömmt mit dreyzeh[n] Portugiesen davon. Ihr Elend. Sie finde[n] Leute. Was sie vom Hunger auszustehen h[a]ben. Langweiliges Wesen der Chineser. Be[i]stand von ihnen. Sie lernen ihre Gemüths[art] kennen.

Tod des Quiay Panjam.

Unterdessen wurde dennoch die Unternehmung auf die Bergwerke zu Quanjaparu k[ei]neswegs in Vergessenheit gestellet, vielmehr rüsteten wir uns mit allem Eifer da[zu] und die Jahreszeit, da wir abreisen mußten, war bereits erschienen. Aber ehe wir da[n] gedachten, legte eine Krankheit den Quiay Panjam nach Verlaufe weniger Tage ins Gr[ab.] Faria bedauerte diesen Mann ungemein, weil er eine besondere Freundschaft auf ihn gew[or]fen hatte. Dieser Verlust verursachte, daß er den Portugiesen, die ihm seine Bergwer[ks]unternehmung widerriethen, Gehör gab. Man sprengte aus, das Land wäre durch [ei]nen heftigen Krieg zwischen dem Könige von Schammay und Schiampa gänzlich [ver]wüstet worden: wer könnte nun vermuthen, es würde sich kein Mensch an dem Sch[a]den er entführen wollte, vergriffen haben? Unterdessen lernete er einen gewissen Seerä[uber] kennen, Namens Similau, einen Freund der Portugiesen, und gebohrnen Chinesen, [der] sich aber wenig Gewissen machte, seine eigenen Landesleute zu berauben, und vorjetz[o] [...]o von seinem erworbenen Gute lebte. Dieser sagte ihm Wunderdinge von einer [...] [m]it Namen Calempluy, woselbst nach seinem Vorgeben siebenzehn chinesische Kö[nige]

Faria will die königlichen Gräber plündern.

in goldenen Grabmaalen lägen. Er beschrieb ihm die vielen Götzenbilder von eben die[sem] Metalle, und die übrigen Schätze, welche die chinesischen Monarchen dahin geleget [hät]ten g). Da er sich nun überdieses anerboth, ihn dahin zu führen: so beredete er ih[n oh]ne große Mühe, dieses misliche Abentheuer zu wagen. Seine guten Freunde stelleten [ihm] zwar die damit verknüpfte Gefahr vor Augen: es war aber alles Zureden vergeblich, [in]dem er die jetzige Gelegenheit, da die Chinesen mit einem gefährlichen Kriege beschäf[tigt] wären, für höchsterwünscht dazu hielt. Similau rieth ihm, seine Junken zu verka[ufen,] als welche viel zu hoch und zu offen wären, als daß sie den Strömen im nankinischen [Meer]busen zu widerstehen vermöchten. Ueberdieses wollte der Seeräuber bey dieser Unte[rneh]mung weder viele Schiffe noch viele Leute mitnehmen, aus Beysorge, er möchte Ver[dacht] erwecken, oder auf sehr schiffreichen Flüssen erkannt werden. Faria mußte sich da[her] zwo Panuren anschaffen, welche fast den Galioten ähnlich, doch aber etwas höher [...]

g) Der Verfasser saget, er wolle diese Schätze [...] seine Erzählung für unglaublich halten [...] deswegen nicht weitläuftig beschreiben, weil man [...] A. d. 320 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Die Mannschaft bestund bloß in sechs und funfzig Portugiesen, acht und vierzig Matrosen, und zwey und vierzig Leibeigenen h).

Abfahrt nach Calempluy.

Wir verließen den Hafen **Liampo** i) bey dem ersten Winde, den Similau für günstig ansah. Das übrige vom Tage und die folgende Nacht brachten wir damit zu, daß wir durch die Inseln **Angitur** liefen; und wir kamen sodann in eine See, welche noch kein Portugiese beschiffet hatte. Der Wind blieb uns günstig bis an die Fischerhöfe bey Nankin. Sodann durchschifften wir einen Seebusen, vierzig Meilen breit, und sahen einen hohen Berg, **Nangafo** genannt, gegen welchen wir noch einige Tage nordlich hielten. Weil hier die Fluth sehr stark war, und der Wind sich änderte: so mußte **Similau** in einen kleinen Fluß einlaufen, an dessen Ufer ungemein weiße und wohlgewachsene Leute wohneten, sie hatten zwar kleine Augen, wie die Chinesen, übrigens aber eine ganz andere Sprache und Kleidung. Wir konnten sie zu keinem Gespräche mit uns bringen. Sie liefen nur in großer Menge am Ufer her, und machten ein fürchterliches Geheule, als ob sie uns drohen wollten. Sobald Wind und See uns erlaubten, unter Segel zu gehen: so lichtete **Similau**, welcher alles nach Gutbefinden anordnete, die Anker, und steuerte ostnordost. Wir behielten das Land sieben Tage lang im Gesichte. Hernach segelten wir östlich, über einen großen Seebusen, und liefen durch eine zehn Meilen breite Straße, Silenpaquin genannt. Hernach rückten wir abermals fünf Tage weiter fort, und sahen beständig eine große Menge Städte und Flecken. Nicht weniger fanden wir viele Schiffe in diesem Gewässer. Faria begonnte nunmehr zu besorgen, er möchte entdeckt werden, und wußte nicht, ob er diesen gefährlichen Weg fortsetzen wollte oder nicht.

Gefährlicher Weg.

Urtheil des Piloten.

Als Similau seine Bestürzung merkte: so stellete er ihm vor, er hätte ein so wichtiges Unternehmen nicht wagen sollen, ohne sich vorher die damit verknüpfte Gefahr wohl vorzustellen. Er sahe es selbst sehr wohl, ja besser, als kein anderer ein, gleichwie er auch seines Ortes das Haut dabey wage, indem er ein Landeseingebohrner und unser Steuermann wäre. Wir konnten hieraus ermessen, daß er uns treu verbleiben müßte, wenn er es gleich sonst nicht willens wäre. Zwar könnten wir einen sichern Weg nehmen; er wäre aber weit länger. Unterdessen überließe er alles unserm eigenen Gutbefinden, und wäre bereit, auf den ersten Wink wieder nach **Liampo** umzukehren. Faria nahm diese Offenherzigkeit sehr wohl auf, umarmete ihn etliche mal, und verlangte Nachricht von dem andern Wege, den er für sicherer ausgäbe. **Similau** antwortete: wir könnten hundert und sechzig Meilen höher gegen Norden einen ziemlich breiten Fluß, Namens **Sum hepadano** antreffen, auf welchem nicht das geringste zu befürchten wäre, weil er nicht stark beschiffet würde; es würde uns aber dieser Umweg einen ganzen Monat aufhalten. Wir rathschlagten über diese Nachricht. Faria schien am allergeneigtesten, die Länge des Weges der Gefahr vorzuziehen, und Similau bekam Befehl, den nordlichen Fluß aufzusuchen.

Zweifel des Faria.

Wir verließen also den nankinischen Seebusen, und liefen fünf Tage lang an einer ziemlich öden Küste vorbey. Den sechsten Tag sahen wir einen sehr hohen Berg, welcher nach des Similau Berichte **Fanjus** hieße. Als wir nahe dazu kamen, liefen wir in einen sehr schönen Hafen in Gestalt eines halben Mondes, worinnen wohl zwey tausend Schiffe gegen alle Stürme in Sicherheit liegen könnten. Faria stieg mit etwa zwölf Sol-

h) Man nahm auch einen Priester mit, die Messe [...]m. A. d. 321 S.

i) An einem Montage den 14ten May des 1541sten Jahres. A. d. 322 S.

Ferd. Mendez Pinto.

daten an das Land, fand aber niemand, der ihm die geringste Nachricht von seinem Wege hätte geben können. Indem nun nebst seiner Sorge auch sein Mistrauen anwuchs: so legte er dem Similau neue Fragen von der gegenwärtigen Unternehmung vor, die uns allmählich ziemlich unbesonnen vorkam. Der verwegene Seeräuber gab zur Antwort: „Herr „Hauptmann, wenn ich etwas kostbarers hätte, als meinen Kopf, so wollte ich es gern „zum Pfande geben. Mich freuet, daß ich euch zu dieser Reise beweget habe, und bin ich „des Weges so gewiß, daß ich euch meine Kinder ohne Bedenken eingeliefert hätte, wo„fern ihr sie verlanget hättet. Gleichwohl wiederhole ich es noch einmal; sind vielleicht „die Reden eurer Leute im Stande, euch einiges Mistrauen gegen mich einzuflößen, so will „ich eurem Befehle in allen Stücken nachleben. Aber schickte es sich wohl für mich, ein „so schönes Vorhaben anzufangen, und nicht auszuführen, und im Falle ich mein Wort „nicht wahr mache, könnet ihr mich nicht dafür strafen" *k*)?

Der Pilote hebet sie.

Diese Vorstellung drang dem Faria so sehr ins Herz, daß er dem Seeräuber versprach, sich ganz auf ihn zu verlassen, auch diejenigen zu strafen bedrohete, die ihn durch ihr Murren unwillig machen wollten. Wir liefen also wieder in die See. Nach einer ziemlich ungestörten Fahrt von dreyzehn Tagen, in welcher Zeit wir das Land nie aus dem Gesichte verlohren, kamen wir in einen Hafen, Namens **Buxipalem**, auf neun und vierzig Grad Norderbreite. Diese Gegend kam uns ziemlich kalt vor. Wir sahen hier Fische und Schlangen von dermaßen schrecklicher Gestalt, daß ich mich noch entsetze, wenn ich daran gedenke. Similau, welcher schon öfters hier gewesen war, erzählete uns ganz unglaubliche Dinge, die er gesehen und des Nachts gehört habe, absonderlich zur Zeit des Vollmonde im Jenner, Winter- und Christmonate, als welches die Zeit ist, da es am heftigsten stürmet. Wir sahen auch mit unsern eigenen Augen, einen Theil derer Wunderdinge, die er uns erzählete. Wir sahen in dieser See Rochen, die wir Peixes mantas nenneten, von vier Faden im Umfange, und mit Schnauzen wie ein Ochse. Noch andere glichen einer großen Eidechse, waren nicht so dick und lang, als jene, aber grün und schwarz gesprenget, mit drey Reihen spitziger Stacheln, von der Dicke eines Pfeiles auf dem Rücken. Sie richten solche zuweilen auf, wie die Stachelschweine; ihre Schnauze ist sehr spitzig, und mit einem zwey Spannen langen Haken bewaffnet, welche die Chineser Puschisucoens nennen, und den Waffen einer wilden Sau nicht ungleich sehen. Noch andere Fische waren ganz schwarz, und erstaunlich groß. Die zwo Nächte über, da wir vor Anker lagen, erschracken wir unaufhörlich über den Anblick der Wallfische und Schlangen, die sich um uns sehen ließen, imgleichen über das Gewieher einer unzähligen Menge Seepferde, davon das ganze Ufer voll war. Wir nenneten diesen Ort den Schlangenfluß. Funfzehn Meilen von hier führte uns Similau in eine weit schönere und tiefere Bay, Namens **Calindamo**, welche mit hohen Gebirge und dicken Wäldern umfaßt ist, von welchen eine Menge Bäche herab fließt, sich in vier Flüsse und hernach ins Meer ergießt. Similau sagte uns, zu Folge der chinesischen Geschichte, entsprangen zween von diesen

Buxipalem.

Erstaunliche Fische.

Schlangenfluß.

Bay Calindamo.

k) Weil man hauptsächlich aus den Reden, welche der Verfasser beybringt, einige Einwürfe gegen seine Zuverläßigkeit machen will, so haben wir einige mit beygebracht, um zu zeigen, daß sie nicht das geringste unwahrscheinliche an sich haben. Unterdessen kann es wohl seyn, daß sie nicht von Wort zu Wort also lauteten, sondern der Verfasser nur den Inhalt angeführet habe, den er sich merken konnte.

l) A. d. 329 und vorherg. S.

m) Der Schiffspater Diego Kabara [illegible] eine Predigt halten, um das Volk zur H[illegible]

Ferd. Mendez Pinto.

sen aus einem großen See, Namens **Moscombia**, und die beyden übrigen in einer Landschaft, Namens **Alimania**, wo die Berge beständig mit Schnee bedeckt bleiben.

Fluß Paatebenam.

In einen dieser Flüsse sollten wir einlaufen. Er hieß **Paatebenam**. Wir mußten hernach unsern Weg ostlich fortsetzen, damit wir wiederum nach dem Hafen von Nankin kämen, den wir zweyhundert und sechzig Meilen hinter uns gelassen hatten, indem wir weit höher gelaufen waren, als die Insel liegt. Als Similau merkte, wir wären verdrüßlich darüber, so erinnerte er uns daran, daß wir diesen Umwe[g] zu unserer Sicherheit selbst beliebet hätten. Man fragte ihn, wie bald er auf diesem Flusse den Hafen von Nankin zu erreichen verhoffete? Seine Antwort war, in vierzehn bis funfzehn Tagen, und nach Verlaufe noch anderer fünf Tage, sollten wir die Insel **Calempluy** antreffen, wo wir die Belohnung für unsere Mühe finden würden *l*).

Faria läuft in den Fluß Paatebenam.

Bey dem Antritte eines Weges, der uns durch weitläuftige und ganz unbekannte Gegen[d]en führete, ließ Faria das Geschütz und was sonst zu unserer Vertheidigung dienen konn[te], in Bereitschaft stellen *m*). Hernach liefen wir mit Hülfe der Segel und Ruder in den Fluß. Des folgenden Tages kamen wir an den Fuß eines sehr hohen Gebirges, Namens [G]otinafau, wovon viele süße Bäche herab liefen. Die sechs Tage über, die wir an sel[b]igem hinfuhren, sahen wir eine große Menge wilde Thiere, die sich an unser Geschrey [w]enig kehreten. Es hat dieses Gebirge nicht weniger, als vierzig bis funfzig Meilen in die [L]änge. Nach diesem folget ein anderes, das **Gangitanu** heißt, und eben so unwegsam [ist]. Das ganze Land ist voll dicker Wälder, dadurch die Stralen der Sonne und ihre [W]ärme nicht dringen kann. Gleichwohl versicherte Similau, es habe die **Gigohos** zu [E]inwohnern, welches häßliche Leute wären, die sich von der Jagd nähreten, auch vom [R]eiße, den ihnen die chinesischen Kaufleute gegen ihr Pelzwerk vertauscheten. Nach sei[ne]m Berichte, führete man alle Jahre über zweyhundert tausend Häute aus ihrem Lande, [w]ovon der Zoll zu **Pocasser** und **Lantau** große Einkünfte habe, ohne das Pelzwerk zu [rech]nen, das die **Gigohos** selbst zu ihrer Kleidung und zum Behängen ihrer Zimmer [br]auchten. Faria, der jede Gelegenheit ergriff, die Wahrheit von des Similau Erzählun[gen] zu untersuchen, um sich in dem Vertrauen auf seine Ehrlichkeit immer besser zu befe[stige]n, verlangte, er solle ihm einige von diesen Kerlen zu sehen verschaffen, weil er sie für [der]maßen ungestalt ausgäbe. Dieser Antrag setzte ihn in einige Verlegenheit. Dennoch [sag]te er zu denen, die seine Reden für Erdichtungen ausgaben, die ganze Schwierigkeit [läge] an der wilden Gemüthsart dieser Barbaren, er wolle aber den Faria gleichwohl zufrie[den] stellen, doch mit dem Be[d]inge, daß er nicht an das Land treten sollte, gleichwie er aus großer [Leb]haftigkeit zum öftern thun wollte. Dem Seeräuber war an des Faria Leben nicht weniger [gele]gen, als dem Faria an dem seinigen. Sie hielten einander sich beyderseits für unentbehrlich, [der eine] um der üblen Begegnung des Schiffsvolkes zu entgehen, welches ihm vorwarf, er habe [es] in unüberwindliche Gefahr geführet; der andere, weil er in diesem mislichen Unter[nehm]en alle Hoffnung auf seinen Führer setzen mußte. Wir

Land der Gigohos.

Faria will Gigohos sehen.

[...] aufzumuntern. Man sang mit großer An[dacht] das Salve vor einem Bilde unser lieben Frau, [a]lle Soldaten versprachen im Vertrauen auf [G]ott und ihren Anführer, die Reise zu wa[gen]. Der Verfasser wiederholet zum öftern, sie [hätten] sich sehr gefürchtet, aber die Hoffnung zur Beute, und die Gottesfurcht habe ihnen Muth gemachet. „Sie riefen mit weinenden Au„gen ganz inbrünstig die Hülfe des Herrn an, der „zur Rechten des himmlischen Vaters sitzt. A. d. 330 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Es kommen einige ans Ufer.

Wir rückten mit Hülfe der Ruder und Segel beständig zwischen rauhen Gebir-
gen und dicken Wäldern fort, und höreten zum öftern ein dermaßen gräßliches Lärmen
und Geheule von Wölfen, Füchsen, wilden Schweinen, Hirschen und andern Thieren,
daß wir kaum unser eigen Wort vernahmen. Endlich sahen wir hinter einem Felsen,
welcher den Lauf des Wassers abschnitt, einen Jungen, der einige Kühe trieb, hervor
kommen. Man winkte ihm, und er stund stille. Wir näherten uns dem Ufer, und
zeigten ihm auf des Similau Unterricht, als welcher das Belieben der Gigohes an

Kleidung und Gestalt der Gigohes.

dieser Farbe wohl kannte, ein Stück grünen Taffend. Man fragte ihn auch durch Zei-
chen, ob er es kaufen wollte? denn er verstund die chinesische Sprache eben so wenig,
als die portugiesische. Faria schenkte ihm etliche Ellen von diesem Stücke, nebst sech
kleinen Porcelanschaalen, worüber er so froh war, daß er seine Kühe stehen ließ,
und in vollen Sprüngen nach dem Walde eilete. Nach einer Viertelstunde kam e
mit einem unbekümmerten Wesen wieder, und trug einen lebendigen Hirsch auf der Ach
sel. Zugleich kamen acht Männer und fünf Weiber mit, welche drey Kühe an Stri
cken führeten, und währenden Gehens nach dem Klange einer Trummel tanzeten, da
auf sie Absatzweise fünf Streiche thaten. Ihre Kleidung bestund aus allerley Pelzwerk
doch waren die Arme und Beine bloß. Die Weiber trugen zum Unterschiede mitte
am Arme dicke zinnerne Ringe, auch hatten sie weit längere Haare, als die Männe
Diese hingegen waren mit großen Prügeln bewaffnet, die am Ende gebrannt, und bi
zur Hälfte mit eben dergleichen Pelze, als sie am Leibe trugen, überzogen waren. S
hatten sämmtlich wilde Gesichter, aufgeworfene Lippen, platte Nasen, weite Naslöch
und eine hohe Leibesgestalt. Faria schenkte ihnen allerley; dafür ließen sie ihnen d
drey Kühe und den Hirsch. Wir stießen darauf vom Ufer ab: sie giengen aber gan
fünf Tage am Strande neben uns her n).

Bay von Nankin.

Nachdem wir ungefähr vierzig Meilen in diesem wilden Lande zurück gelegt h
ten: so fuhren wir noch sechzehn Tage, ohne die geringste Spur einer Wohnung zu
blicken, als zuweilen des Nachts einige Feuer. Endlich gelangten wir in die Bay v
Nankin, zwar etwas später, als Similau es versprochen hatte, jedoch in der Hoffnu
das Ziel unserer Wünsche innerhalb wenigen Tagen zu erreichen. Er band allen P
tugiesen scharf ein, sich vor keinem Chineser sehen zu lassen, weil selbige noch nie
einen Ausländer an diesem Orte gesehen hätten. Wir befolgeten diesen Rath sehr
nau, weil wir seine Wichtigkeit wohl einsahen. Similau hingegen hielt sich nebst
Matrosen aus seinem Lande fertig, allenfalls Frage und Antwort zu geben. Er r
auch, wir sollten lieber mitten durch die Bay stechen, als an der Küste hinlaufen,

Verwegenheit des Similau.

wir eine große Menge Lanteas an selbiger antreffen würden. Sein Wille w
sechs Tage lang befolget. Den siebenten sahen wir eine große Stadt, Namens
Leupemor, durch deren Hafen wir in den Fluß einlaufen mußten. Hier bef
Similau schärfer, als jemals, wir sollten uns nicht blicken lassen, und warf um
Uhr nach Mitternacht im Hafen Anker. Mit anbrechendem Tage fuhr er mitten
eine große Menge Schiffe ganz gelassen davon, ohne daß jemand den geringsten
wohn bezeuget hätte. Wir fuhren queer über den Fluß, welcher etwa sechs bis

n) Um diese Erzählung wahrscheinlich zu machen, so muß man [annehmen], Similau habe die beyden Schiffe aus dem Flusse Paatebenam nen andern Fluß, oder in einen Canal, der se

Ferd. Mendez Pinto.

Meilen in die Breite hatte, und erblickten hierauf eine große Ebene, an welcher wir bis auf den Abend hinliefen.

Wie er Lebensmittel verschaffet.

Unterdessen begonnten uns die Lebensmittel zu mangeln; gleichwohl befand Similau, welcher zuweilen über seine eigene Verwegenheit erschrack, es nicht für rathsam, auf ein ungewisses ans Land zu steigen. Wir bekamen also innerhalb dreyzehn Tagen nichts, als einige Mundvoll Reiß in Wasser gekochet, den man uns sehr genau zumaß. Indem nun unsere Hoffnung von einem Tage zum andern verschoben wurde, und uns überdieses der Hunger quälete: so hätten wir vielleicht ein gewaltsames Mittel ergriffen, wofern uns nicht andere Bedenklichkeiten davon abgehalten hätten. Der Seeräuber weißagete sich aus unsern Blicken wenig Gutes. Er ließ uns also bey der Nacht unweit einiger alten Gebäude, die er Tanamadel nennete, ans Land gehen, und rieth uns, ein gewisses Haus, das ganz allein stund, zu überfallen. Hier fanden wir eine Menge Reiß und kleine Bohnen, große Töpfe voll Honig, geräucherte Gänse, Zwiebeln, Knoblauch und Zuckerrohr, mit welchem allen wir uns reichlich versahen. Es war dieses das Vorrathshaus eines nah gelegenen Hospitals, und hatte keine andere Wache, als die Redlichkeit der Einwohner. Nachgehends sagten uns einige Chinesen, dieser Vorrath wäre zum Unterhalte der Pilgrimme, welche nach den Gräbern der Könige wallfahrten, bestimmt. Ob uns nun gleich dieser Titel schlecht gebührete: so dankten wir doch dem Himmel, der uns dahin geführet hatte.

Diese durch seine Gnade uns zugeschickte Hülfe erweckte unsere Hoffnung aufs neue, und beruhigte uns einigermaßen. Wir schiffeten noch sieben Tage lang fort. Wie groß aber war nicht der Unterschied zwischen der Frist, die uns Similau gesetzt hatte, und dieser Verlängerung, die kein Ende nahm! So lange als Faria Geduld trug, stelleten wir uns gleichfalls ziemlich zufrieden. Aber endlich setzte er in dieses langweilige und misliche Reisen selbst einigen Zweifel. Ob er gleich vermöge seiner Tapferkeit auf alle Fälle gefaßt war: so sagte er doch öffentlich, es reue ihn, daß er diese Reise unternommen habe. Indem nun sein Verdruß nur desto stärker anwuchs, je mehr er ihn zu verbergen suchte: so geschah es einstens, da er den Seeräuber fragte, wo er wohl zu seyn vermeynte, und eine ganz verwirrte Antwort von ihm bekam, daß er auf den Argwohn verfiel, es habe selbiger entweder den Verstand verlohren, oder uns auf einen Weg gebracht, den er selbst nicht wisse. Damit zerriß ihm die Geduld. Ja er hätte ihm den Dolch, den er am Gürtel hängen hatte, in den Leib gestoßen, wofern ihm nicht einige beyderseitige Freunde mit der Vorstellung in den Arm gefallen wären, der Tod dieses Kerls würde uns alle ins Verderben stürzen. Er mäßigte demnach zwar seinen Zorn, gleichwohl schwur er bey seinem Barte *o*), wofern der Seeräuber innerhalb drey Tagen ihm nicht den Argwohn benähme, so wolle er ihn mit eigener Hand ermorden. Diese Drohung setzte Similau in solche Furcht, daß er des Nachts, als wir nahe am Lande waren, sich vom Schiffe herab ins Wasser ließ, ohne daß es die Schildwachen merkten, und man seine Flucht erst bey Ablösung der Wache gewahr wurde *p*).

Ungeduld des Faria.

Er will seinen Steuermann tödten, welcher entläuft.

Dieser

...gange, und dergleichen es in China gar viele ...geführet. Man sehe die Beschreibung dieses ...s im VI und VII Theile.

o) Dieser Schwur gieng damals stark im Schwange. Man sehe die Reise des Castro im I Theile.

p) A. d. 339 und vorherg. S.

Ferd. Mendez Pinto.

Verlegenheit des Faria und seiner Leute.

Dieser unglückliche Streich brachte den Faria ganz außer sich. Beynahe mußten beyde Schildwachen ihre Nachläßigkeit mit dem Leben büßen. Er stieg ohne Zeitverlust mit den meisten Portugiesen ans Land, und suchte den **Similau** die ganze Nacht. Doch wir fanden nicht die geringste Spur von ihm, und unser Schrecken vermehrete sich noch unbeschreiblich mehr, als wir bey unserer Rückkunft an Bord erfuhren, es wären von den sechs und vierzig chinesischen Bootsgesellen, die wir auf beyden Fahrzeugen hatten, vier und dreyßig weggelaufen, vermuthlich um dem Unglücke zu entgehen, darein wir nach ihrer Meynung fallen müßten. Unsere Bestürzung war so groß, daß wir nur die Hände und Augen gen Himmel kehreten, weil wir nicht im Stande waren, ein einziges Wort zu spre-chen. Gleichwohl, da es die höchste Nothwendigkeit erforderte, hielten wir Rath, wa[s] wir anfangen sollten. Es kam wegen Verschiedenheit der Meynungen lange Zeit zu keinem Schlusse. Endlich fiel er durch Mehrheit der Stimmen dahinaus, wir müßten ein Vor[-] haben, darüber wir schon so mancherley Gefahr ausgestanden hätten, keinesweges aufge[-] ben. Nichts destoweniger setzten wir die Vorsichtigkeit nicht bey Seite, sondern beschlo[s-] sen, einige Einwohner wegzuhaschen, um zu erfahren, wie weit wir noch bis in die In[sel] **Calempluy** haben möchten. Erführen wir, man könne sie mit dermaßen gering[er] Schwierigkeit, als **Similau** vorgab, angreifen: so wollten wir es wagen; schienen ab[er] die Schwierigkeiten unüberwindlich zu seyn, so wollten wir uns dem Strome überlassen, der uns seinem natürlichen Laufe gemäß, von selbsten ins Meer führen würde.

Entschluß, den sie fassen.

Was sie für Nachricht erhalten.

Dem ungeachtet lichteten wir die Anker in großer Furcht und Unordnung, konnte[n] auch wegen verringerter Anzahl unserer Matrosen, des folgenden Tages nicht sonderli[ch] weit fortrücken. Als wir aber des Abends nicht weit vom Ufer stille hielten: so sah man b[ey] Ablösung der ersten Wache mitten auf dem Strome eine Barke vor Anker liegen. W[ir] näherten uns mit aller Vorsichtigkeit, fanden sechs Mann darinnen, welche schliefen, u[nd] nahmen sie gefangen. Faria befragte jeden absonderlich, um zu sehen, ob ihre Aussa[gen] übereinstimmen, und mithin aufrichtig seyn werde. Sie sagten einhällig, die Gegen[d] wo wir uns befänden, heiße **Temquilem**, und die Insel **Calempluy** sey etwa zehn M[ei-] len entfernet. Sie beantworteten auch alle übrige Fragen, die man ihnen vorlegte, m[it] gleicher Ehrlichkeit. Faria behielt sie zum Rudern bey sich. Allein, ob gleich diese Na[ch-] richt ihn vergnügte: so bedaurete er doch den Verlust des Similau schmerzlich, weil ohne ihn die völlige Frucht von dieser mühseligen Unternehmung bey weitem nicht ho[ffen] durfte. Zween Tage hernach fuhren wir vor einer Landspitze, mit Namen **Quinai Ta[n-] on**, vorbey, worauf wir endlich die Insel erblickten, die wir seit achtzig Tagen aufsu[ch-] ten, nicht anders, als ob sie vor uns flöhe q).

Ankunft in der Insel Calempluy.

Sie besteht aus einer schönen Ebene, und liegt mitten in einem Flusse, zwo Mei[len] von besagter Spitze. Wir schätzten sie auf eine Meile im Umkreise. Unsere Freude ü[ber] ihre Erblickung war mit einer billigen Furcht vermischet, wenn wir die Gefahr erwog[en,] darein wir uns gleichsam blindlings stürzeten. Als es etwa drey Stunden Nacht war, [ließ] Faria den Anker nahe bey der Insel auswerfen, in welcher eine tiefe Stille herrschte. [In-] dem es aber im geringsten nicht wahrscheinlich war, daß ein solcher Ort, als uns Si[mi-] lau diese Insel beschrieben hatte, ohne alle Wache oder Vertheidigung seyn sollte: so [be-] schlossen wir, den Tag zu erwarten, damit wir sie rings herum besichtigen, und die e[r-] vorderlichen ...

q) A. d. 342 und vorherg. S.

r) A. d. 343 u. 344 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Faria besichtiget sie umher.

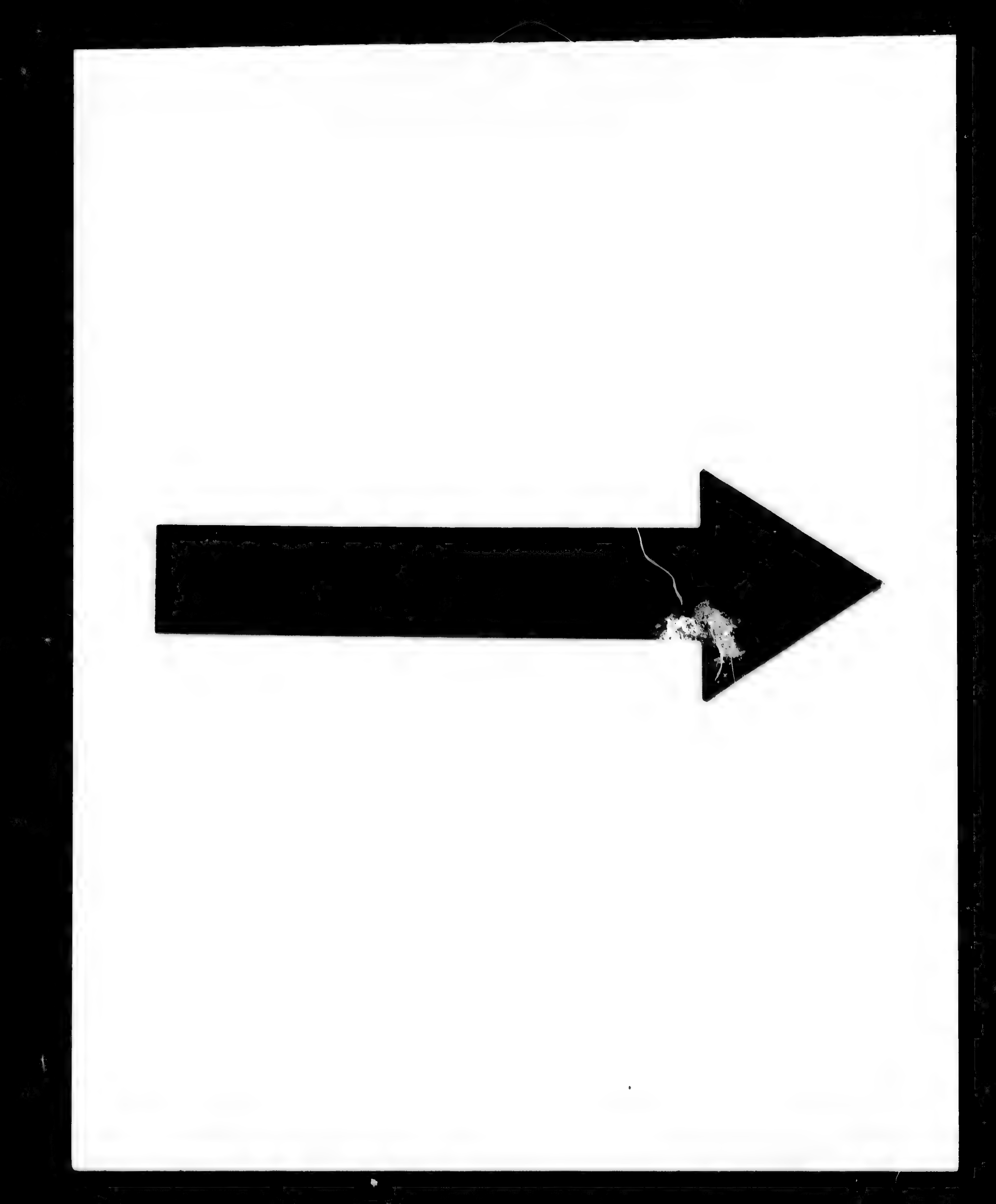
[...]erhandene Gefahr beurtheilen könnten. Mit anbrechendem Tage näherten wir uns dem [...]ande so sehr wir konnten, und betrachteten alles, was uns in die Augen fiel, auf das ge[...]naueste. Die Insel war mit einer etwa zwölf Schuh hohen Mauer von Marmorsteinen [...]ingefasset, und solche dermaßen künstlich zusammen gefüget, als ob sie aus einem einzigen [...]Stücke bestünde. Gleichfalls hatte die Mauer noch zwölf Schuh unter dem Wasser, und [...]eichte bis auf den Grund des Flusses. Oben war sie mit einem Kranze eingefaßt, wel[...]cher benebst ihrer Dicke einen ziemlich breiten Gang machte, welchen hinwiederum ein [...]messingenes Geländer einfaßte, das alle sechs Klafter an eine Säule von eben diesem Me[...]talle befestiget war. Auf jeder Säule stund das Bild einer Frauensperson, mit einer [...]Kugel in der Hand. Inwendig auf dem Gange sah man eine Menge ungeheurer metal[...]lener Bilder, die einander bey der Hand hielten, als ob sie einen Tanzreihen um die Insel [...]machten. Zwischen dieser Reihe Götzenbilder war noch eine Reihe Säulen mit Bogen [...]aufgeführet, ein sehr kostbares Werk, das aus Stücken von allerley Farben zusammen ge[...]setzet war. Weil man nun durch die Oeffnungen eine ungehinderte Aussicht in die Insel [...]hatte: so erblickte man inwendig ein Pommeranzenwäldchen, und in dessen Mitte dreyhun[...]dert fünf und sechzig Einsiedlerzellen, welche den Schutzgöttern des Jahres gewidmet wa[...]ren. Etwas weiter gegen Osten, auf einer Höhe, und zwar auf der einzigen in dieser [...]Insel, stunden verschiedene große Gebäude, jedwedes absonderlich, ingleichen sieben, den[...]jenigen, die man an unsern Kirchen findet, sehr ähnliche Facaden. Alle diese Gebäude [...]schienen vergoldet zu seyn, und hatten sehr hohe Thürme, die wir für Glockenthürme hiel[...]ten. Rings um sie herum stunden zwo Gassen mit sehr prächtigen Häusern. Aus diesem [...]herrlichen Anblicke machten wir den Schluß: ein Ort, der so kostbare Mauren habe, müsse [...]gewaltige Schätze in sich schliessen *r*).

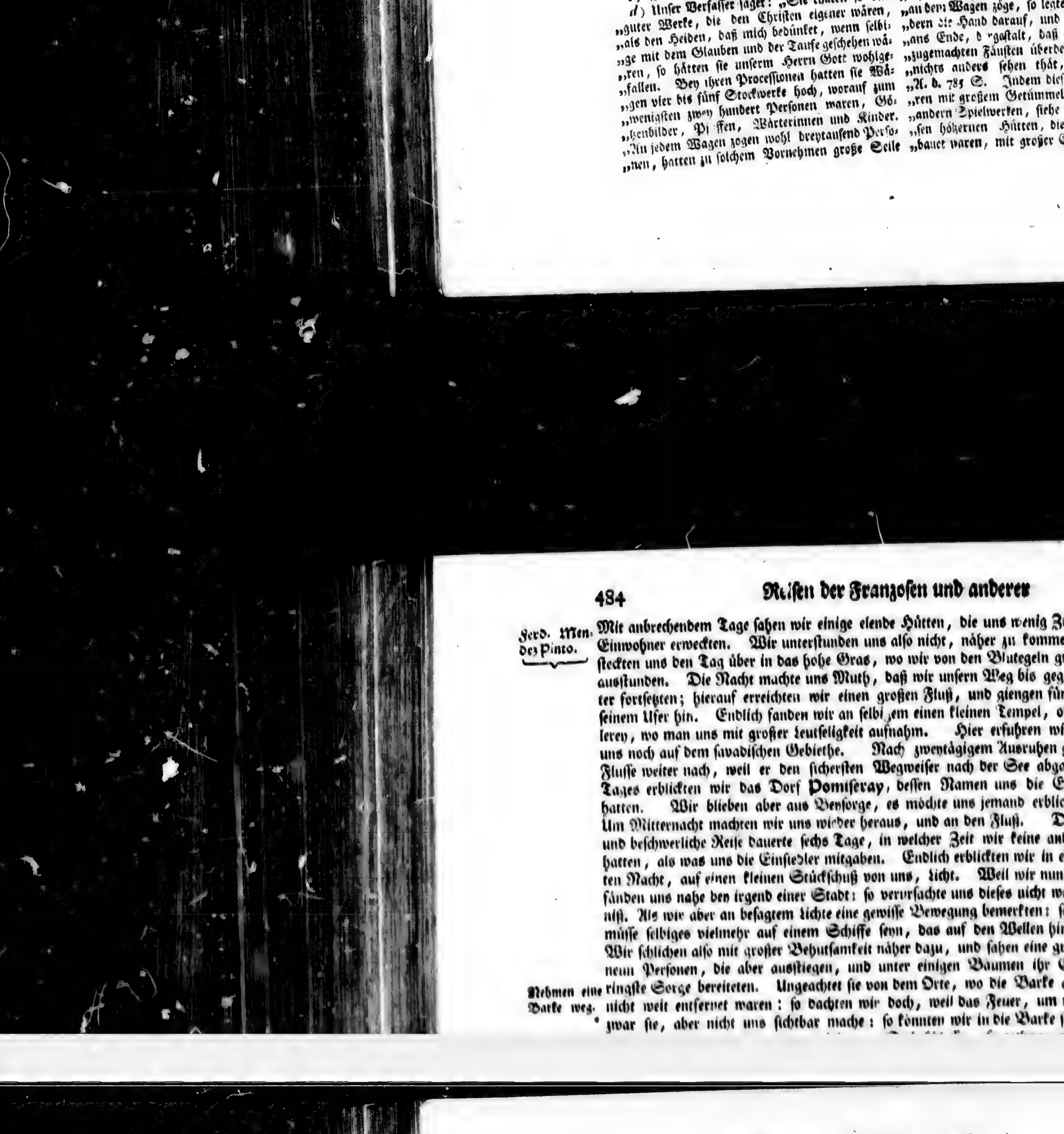
Steigt in der Insel aus.

Mit gleichem Fleiße betrachteten wir alle Zugänge der Insel. Ob wir nun gleich [...]einen ziemlichen Theil des Tages mit dieser Untersuchung zubrachten: so sahen wir doch [...]keine Seele, die uns verdächtig seyn konnte. Endlich glaubten wir alles, was uns Si[...]milau und unsere gefangenen Chinesen immer gesagt hatten: nämlich es wohnte niemand [...]auf der Insel, als Bonzen, und sie habe keine andere Vertheidigung, als die Ehrerbie[...]tung gegen einen heiligen Ort. Ungeachtet der Tag schon weit verstrichen war, so beschloß [...]Faria dennoch, bey einem der acht Zugänge, die wir gefunden hatten, ans Land zu stei[...]gen, um bey den Einsiedlern einige Nachricht einzuholen, wornach man sich richten könnte. [...] seiner Begleitung nahm er dreyßig Soldaten, und zwanzig Leibeigene mit. Ich be[...]fand mich ebenfalls mit dabey. Wir betraten den Bezirk dieser Insel in eben der Stille, [...]welche beständig auf ihr herrschete *s*). Wir rückten durch das Pommeranzenwäldchen, und [...]kamen an die Thüre des ersten Einsiedlerhäuschens. Dieses stund nur zween Büchsen[...]schüsse weit von dem Orte, da wir ausgestiegen waren. Faria hatte das bloße Schwerdt [...] der Hand. Als er keinen Menschen zu Gesichte bekam, so pochte er etlichemal an. [...]endlich hörten wir eine Stimme: „derjenige, welcher anpoche, solle um das Gebäude [...]herum gehen, so werde er einen andern Eingang finden.“ Der Chineser, den wir zu [...]unserm Dollmetscher und Wegweiser mitgenommen, vorher aber auf den Fall einer Un[...]

 treue

[...]) Der Verfasser füget noch hinzu, mit Jesu im Herzen, und seinem Namen im Munde. a. d. 345 Seite.





d) Unser Verfasser saget: „Sie thaten so
„guter Werke, die den Christen eigener wären,
„als den Heiden, daß mich bedünket, wenn selbi-
„ge mit dem Glauben und der Taufe geschehen wä-
„ren, so hätten sie unserm Herrn Gott wohlge-
„fallen. Bey ihren Processionen hatten sie Wä-
„gen vier bis fünf Stockwerke hoch, worauf zum
„wenigsten zwey hundert Personen waren, Gö-
„tzenbilder, Pf[a]ffen, Wärterinnen und Kinder.
„An jedem Wagen zogen wohl dreytausend Perso-
„nen, hatten zu solchem Vornehmen große Seile

„an dem Wagen zöge, so legte
„dern die Hand darauf, und
„ans Ende, d[er]gestalt, daß
„zugemachten Fäusten überde
„nichts anders sehen thät,
„A. d. 785 S. Indem dies
„ren mit großem Getümmel
„andern Spielwerken, siehe
„sen hölzernen Hütten, die
„bauet waren, mit großer

Ferd. Mendez Pinto.

Mit anbrechendem Tage sahen wir einige elende Hütten, die uns wenig Z
Einwohner erweckten. Wir unterstunden uns also nicht, näher zu komme
steckten uns den Tag über in das hohe Gras, wo wir von den Blutegeln g
ausstunden. Die Nacht machte uns Muth, daß wir unsern Weg bis geg
ter fortsetzten; hierauf erreichten wir einen großen Fluß, und giengen für
seinem Ufer hin. Endlich fanden wir an selbigem einen kleinen Tempel, o
lerey, wo man uns mit großer Leutseligkeit aufnahm. Hier erfuhren wi
uns noch auf dem savadischen Gebiethe. Nach zweytägigem Ausruhen
Flusse weiter nach, weil er den sichersten Wegweiser nach der See abg
Tages erblickten wir das Dorf **Pomiseray**, dessen Namen uns die E
hatten. Wir blieben aber aus Besorge, es möchte uns jemand erblic
Um Mitternacht machten wir uns wieder heraus, und an den Fluß. D
und beschwerliche Reise dauerte sechs Tage, in welcher Zeit wir keine an
hatten, als was uns die Einsiedler mitgaben. Endlich erblickten wir in e
ten Nacht, auf einen kleinen Stückschuß von uns, Licht. Weil wir nun
fänden uns nahe bey irgend einer Stadt: so verursachte uns dieses nicht w
niß. Als wir aber an besagtem Lichte eine gewisse Bewegung bemerkten: s
müsse selbiges vielmehr auf einem Schiffe seyn, das auf den Wellen hi
Wir schlichen also mit großer Behutsamkeit näher dazu, und sahen eine g
neun Personen, die aber ausstiegen, und unter einigen Bäumen ihr
ringste Sorge bereiteten. Ungeachtet sie von dem Orte, wo die Barke
nicht weit entfernet waren: so dachten wir doch, weil das Feuer, um
zwar sie, aber nicht uns sichtbar mache: so könnten wir in die Barke

Nehmen eine Barke weg.

Ferd. Mendez Pinto.

Vertrauen auf die Geschicklichkeit der dasigen Priester, ihre Krankheiten abw
entschloß sich also, mit einem kleinen Gefolge dahin abzugehen, und theils sein
keit zu vergnügen, theils Arzeney zu gebrauchen.

„ten, zeigten sie hernach dem Volke, und er-
„mahneten es auf ihre Weise. . . . Nach diesem,
„da kamen noch andere Märtyrer des Teufels, die
„hieß man Xipbarans; die zerschnitten sich also
„unbarmherzig, mit Scheermessern, daß man
„nicht anders glauben konnte, denn sie hätten keine
„Empfindung der Schmerzen. Sie schnitten gro-
„ße Stücke aus ihrem Fleische, steckten solche an
„einen Pfeil, und reckten sie in die Höhe, sagten
„dazu, dieß Geschenk brächten sie Gott, für die
„Seele

Aber nach so vielfältig überstandener Gefahr entzog uns der Himmel seinen Schutz [...]uf einmal. Als wir am achten Tage durch die Mündung eines Canals fuhren: so [...]berfielen uns drey Barken, schossen eine unglaubliche Menge Pfeile auf uns los, und [...]dteten zween von meinen Gefährten auf der Stelle. Indem diese Kerle ohne Zweifel [...]äuber waren, bey welchen kein Bitten etwas gegen den Tod oder die Leibeigenschaft hilft: [...] sprangen wir übrigen fünfe ins Wasser. Zwar hatten wir viele Wunden, doch die [...]urcht vor dem Tode gab uns so viel Kräfte, daß wir nicht nur an das Land schwimmen, [...]ndern auch nach einem Walde laufen, und uns darinnen verbergen konnten. Doch, da [...]ir die wenige Hoffnung, uns zu retten, erwogen: so bedaureten wir, daß wir unser Un[...]ück nicht lieber im Wasser geendiget hätten. Zween von uns waren tödtlich verwundet: [...]ein, wir konnten ihnen nicht im geringsten beystehen, weil der stärkste unter uns kaum [...]f den Füßen zu stehen vermochte. Wir beweineten unser Unglück lange Zeit, krochen [...]lich wieder an den Fluß, und weil uns nunmehro alles gleich galt: so beschlossen wir, [...]selbst abzuwarten, ob uns das Glück einige Hülfe zuschicken wollte?

Ferd. Mendez Pinto.

Kommen um ihr Fahrzeug.

Unsere Feinde waren weg. Sie hatten uns aber in einer gänzlich unbewohnten Ge[...]nd angegriffen. Gegen Abend sahen wir ein Fahrzeug mit dem Strome herab treiben. [...]eil wir nun unsern ganzen Trost auf die Gutherzigkeit anderer Leute setzen mußten: so [...]en wir diese mit kläglicher Stimme um Beystand an. Sie kamen auch herbey. Indem [...] nun, um ihr Mitleiden zu erwecken, allerley Gebärden machten: so geschah es, daß [...]r von uns einige Kreuze vor sich schlug, vermuthlich mehr aus Angst, als aus An[...]ht. Sogleich rief eine Frau, die uns genau betrachtete, so laut, daß wir es eigentlich [...]en konnten: Jesus! das sind Christen, die hier stehen! Damit mußten die Matrosen [...]anden, und sie stieg mit ihrem Manne [...]

Glücklicher Zufall.

[...]von Golde oder nur von übergoldetem Kupfer sey. Es steht aufgerichtet, hebt die Hände [...]gegen den Himmel auf, und hat eine kostbare Krone auf dem Haupte. Rings herum [...]nieen andere, obgleich kleinere Götzenbilder, eben als ob sie das große Bild, mit Ver[...]wunderung betrachteten. Weiter unten sind zwölf [...]

Ferd. Mendez Pinto.

Ferd. Mendez Pinto.

Der IX Abschnitt.

Fernere Begebenheiten des Pinto.

Warum er sich von neuem waget. Er kömmt nach Bantam. Weiblicher Bothschafter. Pinto geht mit vor Passarvan. Entleibung des Pangaram. Wie solche gerächet wird. Schwierigkeiten wegen des Begräbnisses. Ein Portugiese kehret wieder zum Christenthume. Pinto geht nach China. Ist unglücklich. Heftige Wirkung der Verzweifelung. Pinto rettet sich auf der Flösse. Wie es ihm geht. Die Crocodil… schlingen drey von seinen Gefährten. … wird verkaufet und wieder frey: geht ab… zu Schiffe. Er geht nach Odia. Tod d… niges von Siam. Pinto geht nach M… leistet der Religion einen wichtigen … Geschichte des Engiro. Pinto verbin… mit dem h. Franz Xavier.

Warum er sich von neuem waget.

Weil die Freygebigkeit des **Don Pedro** meine Sachen noch nicht in einen solchen … setzete, daß ich ein ruhiges Leben erwählen durfte: so trachtete ich nach Geleg… wie ich eine zweyte Reise nach China unternehmen, und das Glück in einem Lan… es mir bisher seine Unbeständigkeit gezeiget hatte, zuletzt dennoch antreffen möchte. … bestieg demnach zu Goa eine Junke meines Wohlthäters, welche in den Häfen am … Pfeffer laden sollte. Wir kamen an eben dem Tage nach **Malacka**, als man den … Statthalter **Ruy-Vaz-Pereyra** begrub; giengen aber bald wieder unter Seg… warfen siebenzehn Tage hernach auf der Rhede von Bantam, wo die portugiesische … lung damals ungemein blühete, Anker. Anstatt aber den Pfeffer in Menge da… zutreffen, war seit einigen Monaten beynahe gar nichts mehr vorhanden; wir … folglich den Winter über hier bleiben, und eine reichere Erndte abwarten. Die… weilen machte uns zu Augenzeugen von mehr als einer seltenen Begebenheit.

Kömmt nach Bantam.

Ferd. Mendez Pinto.

Aus dem Bezirke der Wagen, giengen wir nach und nach in die Bezirke der Opf… der Allmosen, der Tänze, der Schauspiele, der Ringer und der Musik, in welchem l… tern sich allerley Instrumente hören ließen. Endlich kamen wir mit großer Mühe du… das Gedränge in den Tempel. Hier brannten unzählig viele Wachskerzen, mit zehn … zwölf Dachten, in großen silbernen Leuchtern. Aller Orten wurde mit Aloe und Benz… jim geräuchert. Nunmehro konnte ich das Götzenbild recht in der Nähe betrachten. … rings herum stun…

Uebrige Zubehör des Tempels.

en und anderer

schnitt.

eiten des Pinto.

Flösse. Wie es ihm geht. Die Crocodille ve... schlingen drey von seinen Gefährten. Pinto wird verkaufet und wieder frey: geht abermals zu Schiffe. Er geht nach Odia. Tod des Kö... niges von Siam. Pinto geht nach Malaka... leistet der Religion einen wichtigen Dienst... Geschichte des Engiro. Pinto verbindet sich mit dem h. Franz Xavier.

...ne Sachen noch nicht in einen solchen Stan... ...en durfte: so trachtete ich nach Gelegenheit ...hmen, und das Glück in einem Lande, ...te, zuletzt dennoch antreffen möchte. ... ...ohlthäters, welche in den Häfen am S... ...Tage nach **Malacka**, als man den ... ...giengen aber bald wieder unter Segel, ...e von Bantam, wo die portugiesische ... ...statt aber den Pfeffer in Menge daselbst ... ...he gar nichts mehr vorhanden; wir m... ...ne reichere Erndte abwarten. Dieses ... ...als einer seltenen Begebenheit.

...sich aber die Belagerten mit solchem Muthe, daß ihrem Feinde sein Unternehmen gereuete. Sie schwächeten durch viele hitzige Ausfälle das Heer des **Pangarams** nicht wenig; gleichwohl setzte er die Belagerung fort, nicht so wohl aus Hoffnung, die Stadt endlich zu ...obern, als aus Verdrusse über seinen Verlust. Doch, ein trauriger Zufall machte seinem ...eben und Kriege auf einmal ein unvermuthetes Ende.

Ferd. Mendez Pinto.

Er hatte nach indianischem Gebrauche beständig einen Edelknaben um sich, welcher ...ie goldene Schachtel mit Betel trug. Als ihm nun einstens im Kriegesrathe von vielem ...eden der Mund trocken wurde: so wollte er sich mit dem Betel etwas erlaben. Weil ...ber der Edelknabe ziemlich weit hinter ihm stund: so mußte er ihm etlichemal rufen, bis ... es hörete. Endlich kam selbiger in grosser Demuth herbey, und kniete vor ihm hin, ...icht nur um dem Kaiser wegen des begangenen Fehlers um Vergebung zu bitten, sondern ...ch, um seinem Amte ein Genüge zu thun. Der **Pangaram** gab ihm hierauf einen ...ichten Schlag mit der Hand auf den Kopf, doch ohne den geringsten Unwillen zu bezei...n: ja er scherzte über seine Langsamkeit, und fragte mit Lachen, seit wenn er denn taub ...worden sey? Doch diese Begegnung, die vielmehr eine Gunstbezeugung als eine Bestra...ng war, hielt der junge Mensch, welcher etwa dreyzehn Jahr alt seyn mochte, für einen ...auslöschlichen Schimpf. Er weinete erstlich eine Weile darüber, und ergriff hernach den ...chluß, sich zu rächen. Damit gieng er ganz nahe zu dem Kaiser, gleichwie er sonst zu ...n pflegte, und stieß ihm ein kleines Messer, das er am Gürtel trug, gerade ins Herz. ...geschah dieses mit solcher Behendigkeit, daß wir es unmöglich abwehren, ja nicht einmal ... Pangaram, welcher im Augenblicke für todt zu Boden stürzte, vor dem Falle erhal...konnten. Alle angewendete Hülfe vermochte ihm das Leben nicht über zwo Stunden ...fristen. Man nahm den Edelknaben beym Kopfe, und brachte ihn auf die Folter; ...n, er blieb mit erstaunlichem Troße dabey ...

Entleibung des Pangarams.

nd anderer

... nach und nach in die Bezirke der Opfer, ...Ringer und der Musik, in welchem letz... ...dlich kamen wir mit großer Mühe durch ...zählig viele Wachskerzen, mit zehn bis ...ller Orten wurde mit Aloe und Benscho... ...enbild recht in der Nähe betrachten. ... ...e ähnlichen Bühne, rings herum stunden ...

...Schanze wird auf jeder Seite eine eiserne Kette, bis an die Stadt gezogen, und dergestalt ...en Schiffen die Durchfahrt versperret: allein vor unserm Schiffe nahm man die Kette ...it vielem Gepränge weg. Nun waren wir von dem Hauptsitze des **Calaminhams** nicht ...it mehr entfernet; der Bothschafter stieg zu **Singilapau**, als der vornehmsten unter ...den Städten, ans Land, und empfing von dem dasigen Statthalter alle Höflichkeit. Es ...rtete bereits eine Begleitung von tausend Soldaten in zwanzig Barken auf ihn, mit wel... ...n wir am Abende des folgenden Tages bey den Zollhäusern des Königreiches anlangten ...

Ferd. Mendez Pinto.

Zollhäuser



Ferd. Mendez Pinto.

kam nämlich darauf an, wie man die Leiche des Pangarams zur Erde bestatten s
und der Kriegesrath wußte nicht, wie die Sache recht anzugreifen seyn möchte.
man ihn im Lager begraben: so konnten die Feinde nachgehends ihren Muthwillen
Gebeinen auslassen. Gleichwohl konnte man die Leiche unmöglich nach der Hauptsta
Reiches Dema bringen, noch daselbst in die Gruft seiner Vorfahren beysetzen, oh
die Fäulniß ihr unterweges Schaden gethan hätte. Nun aber sagte das muhamm
sche Gesetz, welchem die javanischen Herren beypflichteten, die Seele eines von der
derung angegriffenen Körpers habe keinen Theil an den Glückseligkeiten des andern
Indem nun heftig darüber gestritten wurde, wie man diese Schwierigkeit heben sol

Die Portugiesen sind glücklich.

schlugen wir ihnen vor, sie möchten die Leiche in einen Kasten voll Kalch und Kam
gen, und in einer mit Erde gefüllten Junke nach Hause führen *m*). Dieser Rath
nicht nur gebilliget, sondern er trug uns auch über zehn tausend Ducaten ein, als
lohnung, daß wir dem Reiche einen so wichtigen Dienst geleistet hätten.

Wir unseres Ortes, mischeten uns weiter nicht in die große Uneinigkeit, wel
die Wahl eines neuen Pangarams entstund, sondern sobald die Jahreszeit es
und der König von Bantam darein willigte, so giengen wir nach China unter Se
waren über seine Freygebigkeit höchst vergnügt; denn er erließ uns nicht nur den
gen unserer Waaren, sondern schenkte auch jedwedem hundert Ducaten, und de
derjenigen vierzehn, welche ihr Leben vor Passarvan eingebüßt hatten, drey
Ueberdieses durften wir einen Portugiesen, Namens Johann Rodriguez von P
cao gebürtig, mit uns weg nehmen. Es war selbiger durch allerley Zufälle au

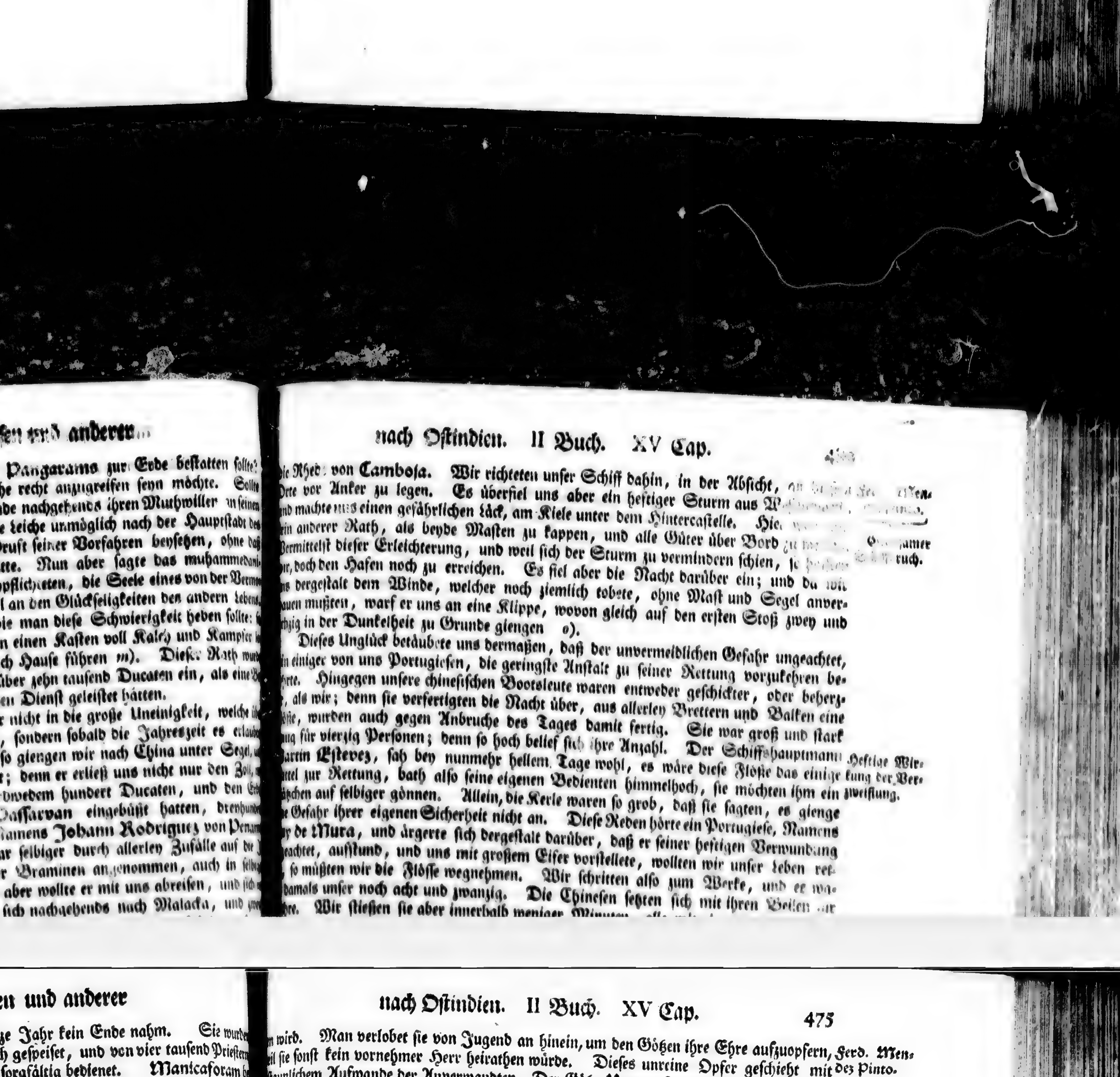
Ein Portugiese wird zum

sel gekommen, hatte daselbst den Glauben der Braminen angenommen, auch in
drey und zwanzig Jahre gelebet, nunmehr aber wollte er mit uns abreisen, und
Er begab sich nachgehends nach Malacka, un



Ferd. Mendez Pinto.

grimme, indem ihr Ab- und Zureisen das ganze Jahr kein Ende nahm. Sie wur
nicht nur wohl beherberget, sondern auch reichlich gespeiset, und von vier tausend Priest
die in hundert und zwanzig Klöstern wohneten, sorgfältig bedienet. Manicaforam
deutet so viel, als Gefängniß der Götter. Der Tempel dieses Hospitals war ungemein
Er bestund aus einem dreyfachen Kirchschiffe. Den Mittelpunct machte eine runde
pelle, mit drey meßingenen Geländern eingefaßt, und mit zwey Thoren versehen.
Metalle. Besagte Capelle



...sen und anderer...

...Pangarams zur Erde bestatten sollte?
...he recht anzugreifen seyn möchte. Sollte
...de nachgehends ihren Muthwiller in seinem
...e Leiche unmöglich nach der Hauptstadt des
...ruft seiner Vorfahren beysetzen, ohne daß
...tte. Nun aber sagte das muhammedani...
...pflichten, die Seele eines von der Verm...
...l an den Glückseligkeiten des andern Lebens,
...ie man diese Schwierigkeit heben sollte: ...
...n einen Kasten voll Kalch und Kampfer ...
...ch Hause führen m). Dieser Rath wurde
...über zehn tausend Ducaten ein, als eine B...
...en Dienst geleistet hätten.
...r nicht in die große Uneinigkeit, welche ...
..., sondern sobald die Jahreszeit es erlaubte
...so giengen wir nach China unter Segel, ...
...t; denn er erließ uns nicht nur den Zoll, ...
...twedem hundert Ducaten, und den ...
...Passarvan eingebüßt hatten, dreyhundert
...amens Johann Rodriguez von Penam...
...ar selbiger durch allerley Zufälle auf die ...
...r Braminen angenommen, auch in selbig...
... aber wollte er mit uns abreisen, und sich ...
... sich nachgehends nach Malacka, und ...

...ie Rhede von Camboja. Wir richteten unser Schiff dahin, in der Absicht, an ... Orte vor Anker zu legen. Es überfiel uns aber ein heftiger Sturm aus W... und machte uns einen gefährlichen Leck, am Kiele unter dem Hintercastelle. Hie... ein anderer Rath, als beyde Masten zu kappen, und alle Güter über Bord zu ... Vermittelst dieser Erleichterung, und weil sich der Sturm zu vermindern schien, ...r, doch den Hafen noch zu erreichen. Es fiel aber die Nacht darüber ein; und da wir ...s dergestalt dem Winde, welcher noch ziemlich tobete, ohne Mast und Segel anver...auen mußten, warf er uns an eine Klippe, wovon gleich auf den ersten Stoß zwey und ...zig in der Dunkelheit zu Grunde giengen o).

Dieses Unglück betäubete uns dermaßen, daß der unvermeidlichen Gefahr ungeachtet, ...in einiger von uns Portugiesen, die geringste Anstalt zu seiner Rettung vorzukehren be...rte. Hingegen unsere chinesischen Bootsleute waren entweder geschickter, oder beherz..., als wir; denn sie verfertigten die Nacht über, aus allerley Brettern und Balken eine ...ße, wurden auch gegen Anbruche des Tages damit fertig. Sie war groß und stark ...ng für vierzig Personen; denn so hoch belief sich ihre Anzahl. Der Schiffshauptmann ...artin Estevez, sah bey nunmehr hellem Tage wohl, es wäre diese Flöße das einige ...ttel zur Rettung, bath also seine eigenen Bedienten himmelhoch, sie möchten ihm ein ...ätzchen auf selbiger gönnen. Allein, die Kerle waren so grob, daß sie sagten, es gienge ...e Gefahr ihrer eigenen Sicherheit nicht an. Diese Reden hörte ein Portugiese, Namens ...y de Mura, und ärgerte sich dergestalt darüber, daß er seiner heftigen Verwundung ...achtet, aufstund, und uns mit großem Eifer vorstellete, wollten wir unser Leben ret..., so müßten wir die Flösse wegnehmen. Wir schritten also zum Werke, und er wa... damals unser noch acht und zwanzig. Die Chinesen setzten sich mit ihren Beilen zur ...re. Wir stießen sie aber innerhalb weniger Minuten ...

Heftige Wirkung der Verzweiflung.

...en und anderer

...ze Jahr kein Ende nahm. Sie wurde...
...h gespeiset, und von vier tausend Priestern
...sorgfältig bedienet. Manicaforam be...
Tempel dieses Hospitals war ungemein gro...
Den Mittelpunct machte eine runde C...
...t, und mit zwey Thoren versehen. ...
...mselben Metalle. Besagte Capelle hi...

...n wird. Man verlobet sie von Jugend an hinein, um den Götzen ihre Ehre aufzuopfern, ...il sie sonst kein vornehmer Herr heirathen würde. Dieses unreine Opfer geschieht mit ...staunlichem Aufwande der Anverwandten. Der Götze Urpanesendo ist von Silber. Er ...ht in einer vergoldeten Capelle auf einem Altare, und hat eine Menge kostbarer Leuchter ...t zehn Armen um sich. Um den Altar sind viele sehr schöne Frauenbilder mit gebogenen ...nien und aufgehabenen Händen, als ob sie den Götzen anbetheten. Man sagte uns, es ...ren die Seelen junger Mägdchen, die im Tempel ...

Ferd. Mendes Pinto.



Ferd. Mendez Pinto.

desselben dermaßen unmäßig, daß von den noch übrigen funfzehn, viere plötzlich t
fielen. Es kamen folglich nur noch eilfe ans Land, sieben Portugiesen und vier I
indem unsere Flösse glücklich auf dem Sande sitzen blieb *p*).

Wie es ihm geht.

Vor allen Dingen dankten wir dem Himmel sehr inbrünstig für die wunderv
rettung, aus so unerhörter Gefahr. Dabey aber schauerte uns die Haut, wenn wi
noch bevorstehende gedachten. Das Land war wüste. Wir sahen auch einige
die wir jedoch durch ein heftiges Geschrey verjagten. Vor den Elephanten, n
großer Menge herum stiegen, fürchteten wir uns so sehr nicht, wir konnten auch i
gen unsere Muscheln und Austern, die wir zur Stillung des Hungers aufsuchten,
Sicherheit essen. Wir sammelten einigen Vorrath davon, und wagten uns herna
am Ufer stehenden Wälder. Die reißenden Thiere verscheuchten wir mit Schreyen.
gestalt legten wir einige Meilen in sehr dickem Gebüsche zurück, wornach wir ein
mit süßem Wasser fanden, und damit unsern allerheftigsten Feind bezwangen.
dachten wir schon, unser ganzes Unglück wäre nunmehr zu Ende, als wir eine p
Zimmerholze beladene Barke herbey fahren sahen. Zwar saßen acht bis neun S
darinnen: wir kehreten uns aber wenig an ihre Farbe, weil wir dachten, in eine
da man ordentliche Gebäude aufführete, könnte es keine wilde Leute geben. Sie
sich wirklich dem Ufer, und ließen verschiedene Fragen an uns ergehen, schienen au
serer Antwort vergnügt zu seyn. Gleichwohl sagten sie, sie würden uns nicht ei
wofern wir nicht zuvor unsere Degen ablegten. Wir mußten sie also in die B
sen. Hernach hießen sie uns an ihr Fahrzeug schwimmen, weil sie dem Lande n
kommen könnten. Auch in diesem Stücke wollten wir Gehorsam leisten. Ein P

Die Crocodile verschlingen

sprang sogleich nebst zweenen jungen Indianern ins Wasser, und suchte den aus d
... Strick zu haschen: aber kaum hatten sie den Anfang mit Schwi

Ferd. Mendez Pinto.

goldenem Zeuge angebothen. Funfzig bis sechzig Bramas von seinem Gefolge, nebst
neun Portugiesen, wurden mit Pferden versehen, die übrigen mit Wagen. Vor ihnen
erklungen die silbernen Klocken und Pauken, nebst dem Freudengeschreye des Volkes.
dieser Ordnung zogen wir durch einige ungemein lange Gassen, darunter neun, mit n
singenen Geländern, kostbaren Bogenstellungen, vergoldeten Capitälen und großen me
lenen Klocken, die Stunde zu schlagen, gezieret waren *q*).

hina absegeln sollte. Selbiger nun both uns zwar Dienste an: doch was konnte ich als Soldat für ein großes Glück machen? Es waren gleich damals zween portugiesische Kaufleute im Begriffe, mit ihren Waaren nach Siam abzufahren. Diese gewannen, auf die bloße Erzählung meiner ausgestandenen Unglücksfälle, eine solche Zuneigung gegen mich, daß sie mir ihre Junke, alle Reisekosten, nebst einem Darlehen anbothen, um doch zu sehen, ob das Glück niemals etwas anders thun werde, als meine schönsten Anschläge unaufhörlich zu vernichten. Bey meiner damaligen Armuth, war dieser Vorschlag wohl der vortheilhafteste, den ich wünschen konnte. Ich reiste demnach mit ihnen ab, und wir erreichten innerhalb sechs und zwanzig Tagen **Odia**, die Hauptstadt des Reiches **Sornau**, welches die Europäer mit dem Namen **Siam** belegen. Die Portugiesen waren daselbst wohl eingerichtet, daß ich die von meinem guten Freunde geborgten fünfhundert Ducaten mit leichter Mühe in die Handlung stecken konnte.

Ferd. Mendez Pinto.

Geht nach Odia.

Aber kaum war ich einen Monat in dieser Stadt gewesen, so erfuhr man, der Könige der **Tinocohos**, **Laos** und **Gueos**, welche Völker nordlich über **Capinper** und **Passiloco** liegen, wären mit einem gewaltigen Heere in das Siamische eingefallen, und belagerten bereits **Quitirvam**. Ueber diese Zeitung erschrack der Hof gewaltig. Der König ließ sogleich einen Befehl in seiner Hauptstadt und im ganzen Reiche kund machen, es sollten alle Unterthanen, nur unvermögliche Greise und Krüppel ausgenommen, das Gewehr ergreifen, bey Strafe, daß die Ungehorsamen lebendig verbrennet, ihre Güter eingezogen, und alle ihre Nachkommen für unehrlich erklärt werden sollten. Ja, es wurden nicht einmal die Ausländer davon befreyet, sondern ihnen bloß die Wahl gelassen, ob sie lieber binnen drey Tagen das Land räumen wollten. Unsere Nation, welche ganz besondere Vorrechte genoß, wurde insonderheit ermahnet, sich zum Besten des Landes zu rüsten: und versprach zugleich, sie noch mehr zu begünstigen, vornehmlich aber, ihr die Erlaub-

Krieg, worinnen die Portugiesen verwickelt sind.

vorhanden; statt der alten Frau hatten sie einen Jungen von neun bis bis zehn Jahren neben sich, mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe, und einem goldenen Kolben, in Gestalt eines Zepters auf der Achsel. Er machte sich aus des Königes Oheime, und den Großen des Landes eben so wenig, als die Alte: den Bothschafter hingegen ergriff er bey der Hand, und sagte ihm mit sehr höflichen Worten: der **Calaminham** habe seine Ankunft erfahren, und sey höchst begierig, ihn zu sprechen. **Monpagarru**, und einige ...

Ferd. Mendez Pinto.

Ferd. Mendez Pinto.

ein Liebesverständniß mit einem Hofbedienten, Namens Ukom-Schenira, gehabt, befand sich schon im vierten Monate schwanger. Aus Furcht vor der Strafe, und in H nung ihre Schande zu verheelen, griff sie zu dem Entschlusse, ihren Gemahl auf die S zu räumen. Sie brachte ihm ein heftiges Gift in einer Schaale voll Milch bey, we er am fünften Tage nach seinem Siegesgepränge sterben mußte. Vor seinem Tode be er, man sollte die hundert und zwanzig Portugiesen, welche seine Leibwache vorgestellt ten, mit der Summe, die das Königreich Tybem für ein halbes Jahr zum Tribut zahl belohnen; ihre Waaren sollten drey Jahre lang von allen Abgaben befreyet seyn, auch Priester die Freyheit haben, einen Gott zu predigen, der zum Heile der Welt Mensch geworden Bey der ersten Bewegung, welche das allgemeine Leidwesen über des Königes Ableben den Gemüthern verursachte, wurde der Punct wegen des Tributs ungemein richtig erfü und wir hielten unsere Bemühung für wohl angeleget. Allein, durch die bald darauf standenen blutigen Kriege x), wurde der ganze Zustand des Reichs geändert, und wir res Ortes genöthiget, unsere Sicherheit anderswo zu suchen. Jedweder ergriff also Entschluß, den er seinem Zustande für vortheilhaft achtete, und ich für meine Person, nebst sechs und zwanzig meiner Gefährten nach Malacka unter Segel y).

w) A. d. 924 S.

x) Die Koniginn von Siam räumete ihre mit dem Konige erzeugte Kinder auf die Seite, und setzte ihren Liebhaber auf den Thron, wurde aber nebst ihm bey einer Gasterey entleibet. Der Ver-

„dern weggelaufen war: so bath ich den „Mendez, er möchte mich nebst den andern „Schaluppe treten lassen. Er bewilligte „gleich, und ich trat also selb dritte in die „luppe. Als wir an die Rhede kamen

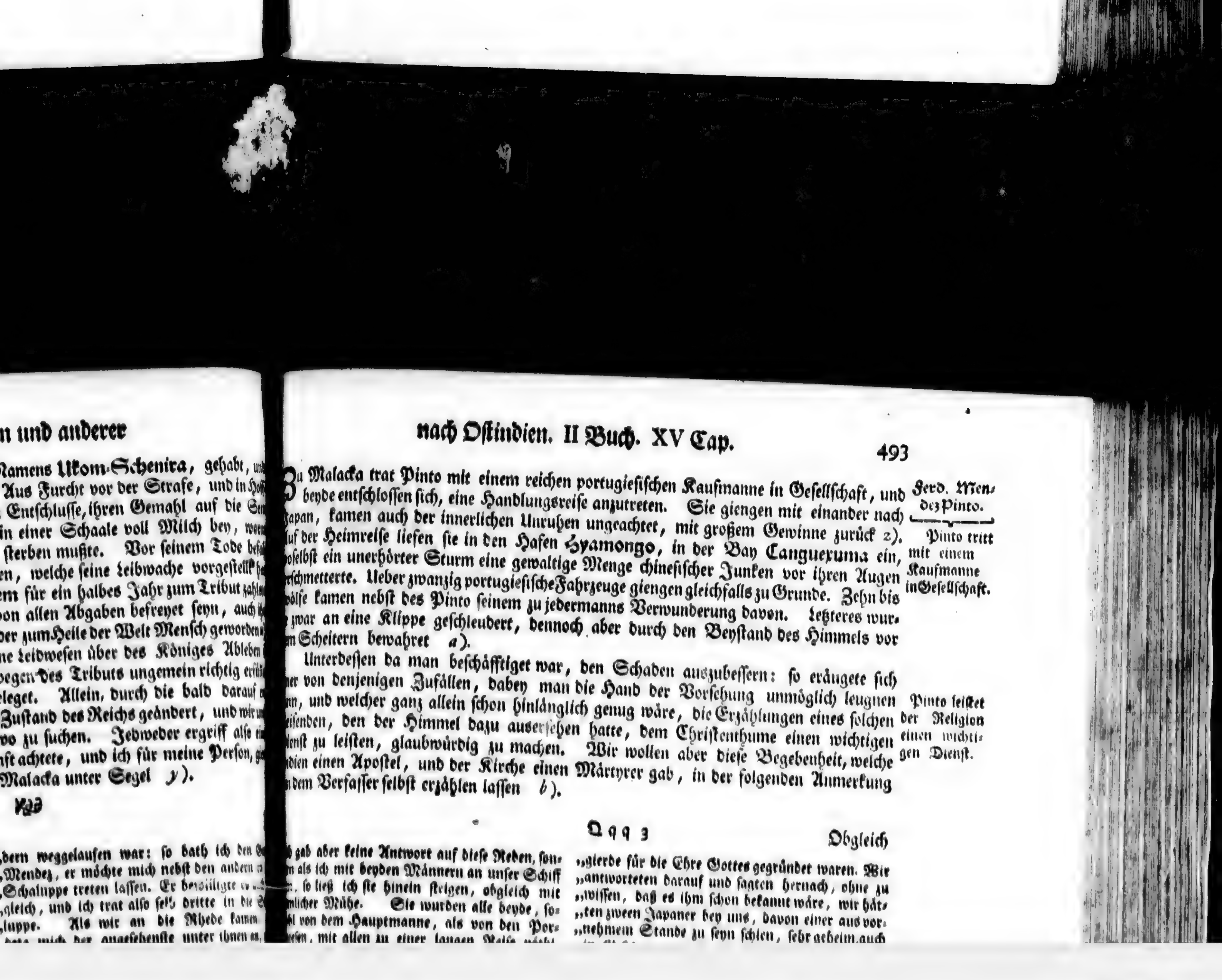


Ferd. Mendez Pinto.

Comödie.

der Calaminham umgeben sey, weil es ihn nur kränken würde, wenn er sich von seiner eigenen Größe einen geringern Begriff, als bisher, machen müsse.

Was bey der Begrüßung, der Anrede, und Antwort, vorgieng, das enthielt nichts davon ich nicht bereits mehrere Beyspiele gesehen hatte. Nur dieses schien mir etwa neues zu seyn, daß nach einer Rede von fünf bis sechs Zeilen, und einer noch kürzer Antwort, bey dem ganzen Gehöre nichts anders vorgieng, als Tänze, Musik, und Comö



Ferd. Mendez Pinto.

Pinto tritt mit einem Kaufmanne in Gesellschaft.

Zu Malacka trat Pinto mit einem reichen portugiesischen Kaufmanne in Gesellschaft, und beyde entschlossen sich, eine Handlungsreise anzutreten. Sie giengen mit einander nach Japan, kamen auch der innerlichen Unruhen ungeachtet, mit großem Gewinne zurück z). Auf der Heimreise liefen sie in den Hafen Hyamongo, in der Bay Canguexuma ein, woselbst ein unerhörter Sturm eine gewaltige Menge chinesischer Junken vor ihren Augen zerschmetterte. Ueber zwanzig portugiesische Fahrzeuge giengen gleichfalls zu Grunde. Zehn bis zwölfe kamen nebst des Pinto seinem zu jedermanns Verwunderung davon. Letzteres wur- de zwar an eine Klippe geschleudert, dennoch aber durch den Beystand des Himmels vor dem Scheitern bewahret a).

Pinto leistet der Religion einen wichtigen Dienst.

Unterdessen da man beschäfftiget war, den Schaden auszubessern: so eräugete sich einer von denjenigen Zufällen, dabey man die Hand der Vorsehung unmöglich leugnen kann, und welcher ganz allein schon hinlänglich genug wäre, die Erzählungen eines solchen Reisenden, den der Himmel dazu ausersehen hatte, dem Christenthume einen wichtigen Dienst zu leisten, glaubwürdig zu machen. Wir wollen aber diese Begebenheit, welche Indien einen Apostel, und der Kirche einen Märtyrer gab, in der folgenden Anmerkung dem Verfasser selbst erzählen lassen b).

...ich gab aber keine Antwort auf diese Reden, sondern als ich mit beyden Männern an unser Schiff ..., so ließ ich sie hinein steigen, obgleich mit ...mlicher Mühe. Sie wurden alle beyde, sowohl von dem Hauptmanne, als von den Portugiesen, mit allen zu einer langen Reise nöthi...

„gierde für die Ehre Gottes gegründet waren. Wir „antworteten darauf und sagten hernach, ohne zu „wissen, daß es ihm schon bekannt wäre, wir hät- „ten zween Japaner bey uns, davon einer aus vor- „nehmem Stande zu seyn schien, sehr geheim auch

Ferd. Mendez Pinto.

Priester bey besagtem Tempel, welche lange graue Röcke, nebst einer Stole von rothem Dammaste tragen, und letztere um den Leib wickeln. Es gehen zwar alle Priester von ihrem Glaubensbekenntnisse auf gleiche Weise gekleidet: weil man aber die bey dem Tempel Pimpocau für die weisesten hält: so tragen sie, zum Unterschiede, statt eines Gürtels, gelbe Schnüre, und führen den Titel Singipucons, das ist, vollkommene. Der Bothschafter besuchte sie fünf- bis sechsmal, theils um ihre Lehre zu erfahren, theils um die Schönheit und treffliche Einrichtung ihres Klosters zu bewundern.

Ferd. Mendez Pinto.

Obgleich der Verfasser beständig viele Gottesfurcht an sich spüren läßt: so scheint der
noch sein Eifer von der Zeit an, als er den Pater Franz Xaver zu Malacka antra
merklich zuzunehmen. Er bringt die großen Thaten desselben bey, und erhebt ihn über al
weltliche Helden. Indem er auch seine vierte Reise nach Japan in desselben Gesellsch
verrichtete: so erzählet er verschiedene merkwürdige Umstände von ihm, die er theils an de
Hofe zu **Bungo**, theils auf einigen Seereisen, als ein Augenzeuge mit ansah. Er se
diese Erzählung nach aller Länge, und bis an dessen Ableben fort. Indem sie aber nich
wohl zur Geschichte der Reisen, als des Christenthums gehöret: so eröffnen wir dem Le
hiermit nur, worinnen der Inhalt der hundert und zwanzig Seiten, die wir überge
müssen, bestehe, und wenden uns zu der letzten Reise des Pinto, welche ihn endlich n
Lissabon zurück bringt. Wir wollen hierbey diejenige Erzählungsart von neuem zur Ha
nehmen, welche wir für die bequemste hielten, dem Leser bey einer langen Reihe sehr un
schiedener Begebenheiten in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten.

Pinto verbindet sich mit dem heiligen Franz Xaver.

Der X Abschnitt.

Rückkehr des Pinto nach Lissabon.

Letzte Reise des Pinto. Er wird nach Japan geschickt. Ihre Reise. Was sie auf dem Eylande Schampeilo sehen. Insel Sancian. Insel Lampacau. Vernichtung der portugiesischen Stadt Liampo. Sie lassen sich zu Schinscheu nieder. Die Landschaft Schansy geht unter.

Der König hält Tafel. Pinto muß dabe scheinen. Man spielet Comödie von ihm. kehr des Pinto nach Fucheo. Was ihm Ehre wiederfährt. Er hat öffentliches G Der Pater Belquior erscheint bey Hofe. will den König geschwind bekehren; läß Hoffnung dazu fahren. Des Pinto Rü

Ferd. Mendez Pinto.

einer Mauer von großen Werkstücken, einem Schlosse, und hohen Thürmen an jedwedem
Thore. Einige Kaufleute sagten mir, die Anzahl der Häuser steige ungefähr auf vierhun-
dert tausend: sie sind aber meistens nur ein oder zwey Stockwerke hoch, sonst aber schön
gebauet, zumalen die Wohnungen des Adels und der Kaufleute. Der Pallast eines
Großen begreift einen sehr weitläuftigen Bezirk in sich, worinnen man Lust- und Baum-
garten, große Teiche, und überhaupt alles, was zum Vergnügen des menschlichen Lebens

ßem Eifer, die Stelle des heiligen Apostels zu vertreten. Mir wurde befohlen, ihn zu begleiten, auch ein Freundschafts- und Handlungsbündniß mit dem Könige von **Bungo** zu schließen, weil er in besagtem Schreiben sich erbothen hatte, dem Könige von Portugall, als seinem ältesten Bruder, zu gehorchen *d*).

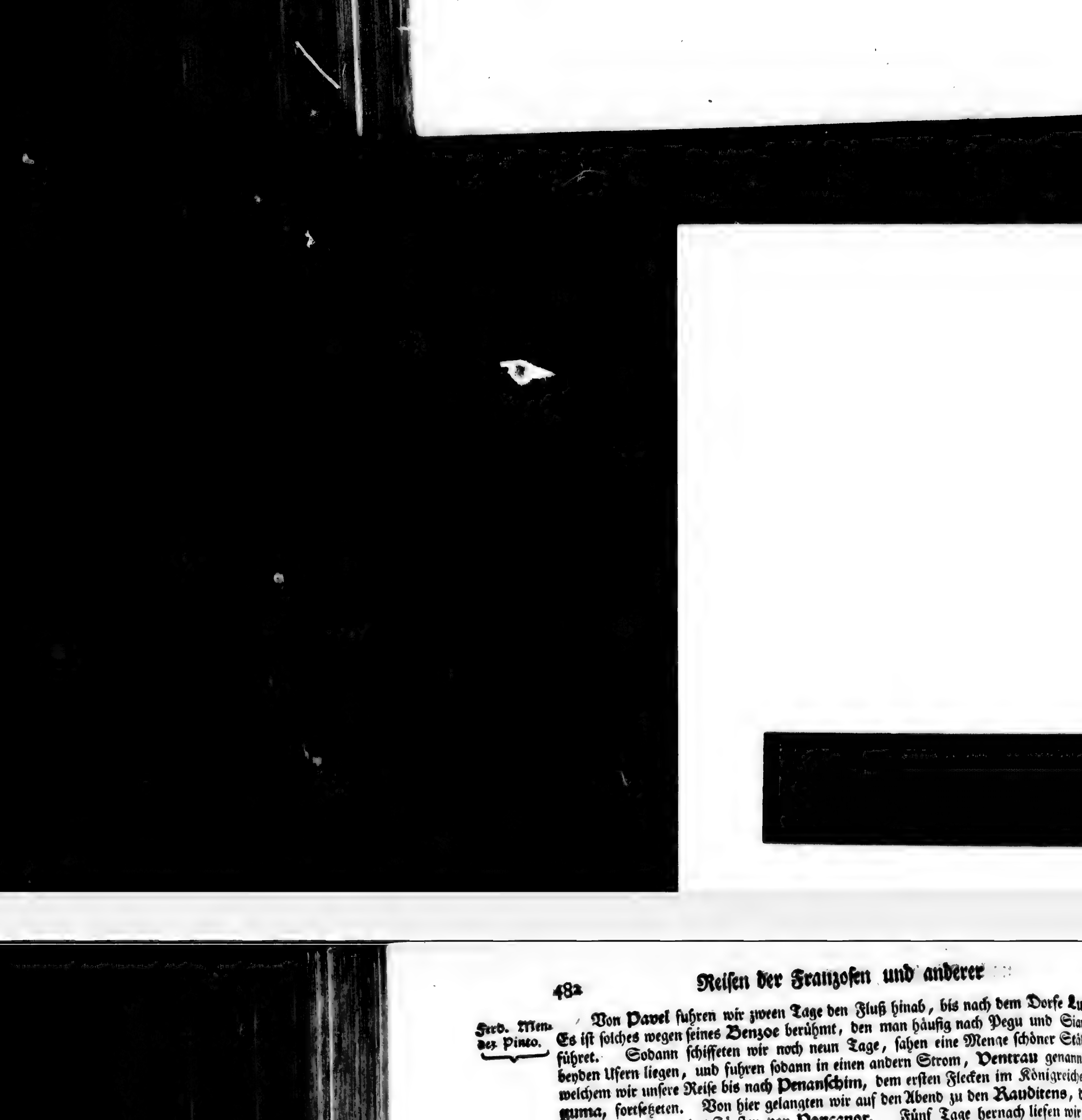
Ferd. Mendez Pinto.

Vierzehn Tage hernach, das ist den 16ten April, giengen wir nach Malacka unter Segel, wurden aber durch allerley Hindernisse ein ganzes Jahr daselbst aufgehalten. Endlich giengen wir den 1sten April des 1555sten Jahres wieder zu Schiffe, und erreichten mit großer Mühe und Gefahr den Hafen zu Patan, fuhren hernach an der Küste von **Lugor** und **Siam** hin, in der Absicht, nach **Pulo Cambin**, und so weiter nach den Cantonschen Inseln zu gehen, und den Neumond daselbst abzuwarten. Es überfiel uns aber der Westsüdwestwind, welcher zu gewisser Jahreszeit auf dieser Insel regieret. Dieser nöthigte uns, nach langem Herumschweben, unsere Zuflucht endlich nach der Insel **Pulo Timon** zu nehmen, wo uns die barbarischen Einwohner fünf Tage lang, weder süßes Wasser, noch Lebensmittel zukommen ließen. Gewalt konnten wir unserer Schwäche wegen nicht brauchen. Unsere Noth wäre noch größer geworden, wofern der Himmel nicht drey aus Bantam zurück kommende portugiesische Schiffe, nach eben dieser Insel geführet hätte. Wir bathen die Hauptleute derselben um guten Rath. Ihre Meynung gieng dahin, wir sollten unsere Caravelle nach Malacka zurück schicken, weil sie zu einer dermaßen langen Reise, als die japanische ist, nicht geschickt sey. Wir traten also, der Pater **Belquior** und ich, auf das Schiff eines reichen und freygebigen Kaufmannes, Namens **Franz Toscana**, welcher uns mit allen Nothwendigkeiten reichlich versorgte. Wir verließen **Pulo Timon** an einem Freytage, den 7ten des Brachmonates, segelten nach dem Königreiche [illegible] und strichen durch Hülfe [illegible]

Ihre Reise.

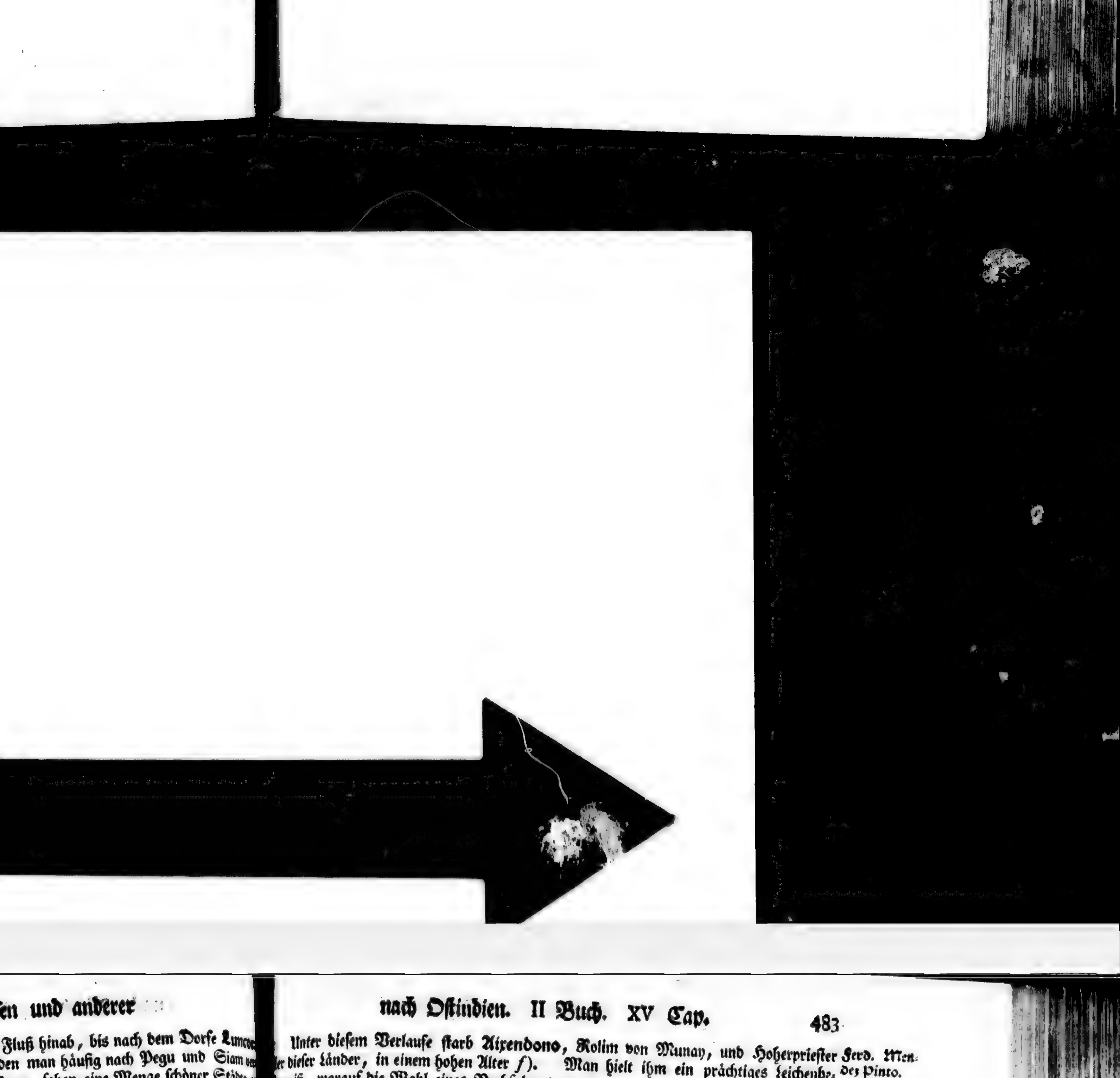
[...]tzig Elephanten. Die kaiserlichen Einkünfte steigen auf zwanzig Millionen Geldes, ohne [...] jährlichen Geschenke der Fürsten und Großen zu rechnen. Der Ueberfluß herrschet in [...]len Ständen. Der Adel speiset aus silbernem, ja zuweilen aus goldenem Tafelzeuge; [...]dere Leute aus Porcellan oder Messing. Jedermann trägt im Sommer Atlaß, Damast, und gestreifte Taffende, die aus Persien dahin gebracht werden. Im Winter futtern sie [...] Kleider mit schönem Rauchwerke. Das Frauenzimmer ist sehr weiß, und von trefflicher

Ferd. Mendez Pinto.



Ferd. Mendez Pinto.

Von **Pavel** fuhren wir zween Tage den Fluß hinab, bis nach dem Dorfe Lu
Es ist solches wegen seines **Benzoe** berühmt, den man häufig nach Pegu und Sia
führet. Sodann schiffeten wir noch neun Tage, sahen eine Menge schöner Stä
beyden Ufern liegen, und fuhren sodann in einen andern Strom, **Ventrau** genann
welchem wir unsere Reise bis nach **Penanschim**, dem ersten Flecken im Königreiche
guma, fortsetzeten. Von hier gelangten wir auf den Abend zu den **Rauditens**,



Fluß hinab, bis nach dem Dorfe Lumco…
den man häufig nach Pegu und Siam …
Tage, sahen eine Menge schöner Städte …
en andern Strom, Ventrau genannt, …
n, dem ersten Flecken im Königreiche J…
auf den Abend zu den Rauditens, das …
or. Fünf Tage hernach liefen wir in …

Unter diesem Verlaufe starb Aixendono, Kolim von Munay, und Hoherpriester …er dieser Länder, in einem hohen Alter *f*). Man hielt ihm ein prächtiges Leichenbe…ngniß, worauf die Wahl eines Nachfolgers vorgenommen wurde. Der König war … allen diesen Ceremonien in Person gegenwärtig, indem er keinesweges der Meynung …r, es sey nichts daran gelegen, ob seine Unterthanen Ehrfurcht gegen die Religion …gen, oder nicht.

Ferd. Mendez Pinto.

Tod des Rolims.

Weil der Calaminham in seinem Antwortschreiben …

Ferd. Mendez Pinto.

wußte sie davon nicht. Sie ließ sich aber auf chinesisch die Versicherung geben, unsere Fremdlinge wären wirkliche Christen, und brach sodann in folgende Worte aus: „Kommet, „ihr Christen vom Ende der Welt, mit eurer Schwester in Christo, ja mit einer Person, „welche vielleicht einem oder dem andern unter euch angehören mag, weil ihr sämmtlich „Portugiesen seyd". Damit wollte sie uns in ihr Haus führen. Es setzte sich aber unsere Wache dagegen, weil ihr die Hälfte des Allmosens, das wir in der Stadt sammelten, heimfiel; die Frau mußte demnach mit einem Stücke Geld von dem Officier die Erlaubniß kaufen, daß sie uns die fünf Tage über, die er in Sempitay zubringen wollte, in ihrem Hause verpflegen durfte.

Geschichte dieser Christinn und des Thomas Pirez.

Hier begegnete sie uns auf das freundschaftlichste, und zeigte uns eine Bethkammer, welche mit einem hölzernen vergoldeten Kreuze, einigen Leuchtern, und einer silbernen Lampe gezieret war. Sie erzählete uns, ihr Name wäre Inez de Leyria; ihr Vater habe den Thomas Pirez s) begleitet, welcher als Bothschafter des Königes von Portugall nach China gekommen. Weil aber die Portugiesen einige verdächtige Dinge an der Küste vornahmen, so hielt man den Pirez für einen Kundschafter, und gieng sehr hart mit ihm um. Man folterte fünfe von seinen Leuten zu Tode. Es blieb von dieser unglücklichen Gesandtschaft nicht mehr, als ein einiger Portugiese, Namens Vasco Calvo, übrig, welcher sich in einer andern chinesischen Stadt nieder ließ. Ihr Vater, der de Leyria, wurde nach Sempitay verwiesen, wo er sich mit einer Chineserinn verheirathete, die ihm einiges Vermögen zubrachte, und woraus er eine Christinn machte. Sie lebten sieben und zwanzig

s) Man sehe die Geschichte des Pirez im ersten Theile gegenwärtiger Sammlung. Dieser Zusammenhang machet die von Pinto hier beygebrachte Nachricht sehr angenehm.

t) A. d. 420 und vorherg. S.

u) Er bringt die Geschichte von einer Prinzessinn bey, Namens Nanca, welche sechs hundert neun und dreyßig Jahre nach der Sündfluth durch allerley Begebenheiten veranlasset wurde, mit drey Sohnen aus einem Lande, Namens Guantipocau, zu ziehen, welches, wie er saget, so viel man aus der Höhe des Climatis schließen könne, auf zwey und sechzig Grad nordlich hinter Deutschland liegt. Der älteste Sohn gründete Pekin, sie selbst aber Nankin, und legte der Stadt ihren Namen bey. Doch wir wollen die übrigen historischen Nachrichten des Pinto weglassen, und nur den Ursprung der grossen Mauer, welche China von der Tartarey scheidet, beybringen, so wie er selbigen nach seinem Versichern, aus dem fünften Buche des chinesischen Werkes, das die Lage aller merkwürdigen Orte im ganzen Reiche beschreibt, auszog. Anbey überlassen wir dem geneigten Leser die Sorge, diese Nachricht mit der Meynung der Missionarien von eben diesem Denkmaale zu vergleichen. Man sehe den VII Theil.

„In dem fünften Buche liest man folgendes: ein „gewisser Kaiser, Crisnagol Dicotay, nach des Ve[rfassers] „fassers Ausrechnung und der im Lande gewöhnlich[en] „Weise, die Jahre zu zählen, im 528sten Jahre n[ach] „Christi Geburt regierete, habe wegen der Land„schaft Schenschinapau, die an das Königr[eich] „Laobos stößt, einen Krieg mit den Tatar Ch[an] „geführet, auch solchen in einer Schlacht überw[un]„den. Dieser brachte nachgehends, vermittelst [ge]„schlossener Bündnisse, ein frisches Heer zusamm[en,] „fiel acht Jahre hernach mit selbigem in China [ein,] „und nahm zwey und dreyßig ansehnliche St[ädte] „weg, darunter Panquilor die vornehmste „wesen. Hierauf willigte der chinesische Ka[iser] „aus Furcht in einen Frieden, entsagte sein[en] „Rechte auf das streitige Land, und bezahlete [dem] „Tatar zwey tausend Picots, für den Sold i[hrer] „bey sich habenden ausländischen Völker. [Der] „Frieden währete zwey und funfzig Jahre, „unterdessen war der damals in China regier[ende] „Kaiser auf die Sicherheit seines Landes bed[acht.] „Er beschloß also, eine Schutzwehre in Gestalt [ei]„ner Mauer aufzuführen, welche beyden Re[ichen] „zur Gränzscheidung dienen konnte. Als er „Reichsständen die Sache vortrug: so bewillig[ten] „sie ihm hierzu zehn tausend Picot Silber, w[elche] „nach unserm Gelde funfzehn Millionen C[ruzaden] „betragen, den Picot auf funfzehn hundert

zwanzig Jahre sehr vergnügt mit einander, und bekehrten viele Heyden zum christlichen Glauben, davon noch über dreyhundert lebten, alle Sonntage in ihrem Hause zusammen kamen, ihr Gebeth verrichteten und das Kreuz küsseten.

Ferd. Mendez Pinto.

Sie erzählete ferner, ihr Vater habe ihr verschiedene Gebethe in portugiesischer Sprache schriftlich hinterlassen: allein die Chinesen hätten ihr selbige weggenommen, auch habe sie das Vater Unser bis auf die fünf oder sechs ersten Worte, die sie damals her sagte, wieder vergessen. **Christoph Borralho** machte sich eine Schuldigkeit daraus, ihr die vornehmsten Gebethe des Christenthums, imgleichen die zehn Gebothe Gottes aufzuschreiben. Er machte ein kleines Buch zum Gebrauche ihrer Versammlungen daraus, und die Zeit über, da die Portugiesen zu **Sempitay** verweileten, kamen alle dasige Christen siebenmal bey der **Inez de Leyria** zusammen, und ließen sich von ihnen unterrichten. Sie reichten ihnen auch ein reichliches Allmosen, wozu **Inez** noch andere Geschenke legte, und diese von der Vorsehung ihnen zugeschickte Hülfe bewahrete sie nachgehends vor manchem Unglücke t).

Nachricht vom Ursprunge des Reiches und der großen Mauer.

Von **Sempitay** kamen sie nach **Leguinpau**, welche Stadt wegen eines nur fünf Meilen davon liegenden Silberbergwerkes, darinnen beständig über tausend Mann arbeiten, berühmt ist. Des andern Tages führete sie der Fluß zwischen zwo kleine Städte, Namens **Pacano** und **Nacau**, die an beyden Ufern gegen einander über liegen. Hier hatte der Verfasser Gelegenheit, von dem Ursprunge und der Gründung des chinesischen Reiches Nachricht einzuziehen, die er nach seinem Versichern ganz aufrichtig also mittheilet, wie er sie in dem ersten von den achtzig chinesischen Jahrbüchern fand u).

Der

...aten gerechnet. Nebstdem unterhielten sie ihm ...wen hundert und vierzig tausend Arbeitsleute, darunter dreyßig tausend die Aufsicht führeten, die übrigen aber wirklich Hand anlegten. Nachdem nun alles nothwendige zu einem solchen erstaunlichen Meisterstücke veranstaltet war, so legte man die Hand ans Werk, dergestalt, daß in Folge dieser Geschichte innerhalb sieben und zwanzig Jahren diese ganze große Mauer vollendet wurde, welche, wofern besagtes Buch Glauben verdienet, siebenzig Jaos in die Länge hat, das ist drey hundert und vierzehn Meilen, fünfthalb Meilen auf ein Jaos gerechnet. Doch das Allerwunderbareste, und was menschlichen Glauben zu übersteigen scheint, war dieses, daß sieben hundert und funfzig tausend Mann ohne Unterlaß daran arbeiteten, wovon das Volk bereits erwähntermaßen den dritten Theil hergab, die Priester nebst den Inseln Aynan das zweyte Drittel, und der Kaiser nebst den Fürsten und Herren des Reiches, das übrige. Ich habe diese Mauer ...meilen gesehen und gemessen. Sie ist sechs Klafter hoch, und in der größten Dicke vierzig Spannen breit. Unten hat sie eine Socke in „Gestalt eines Vorschusses, von Sand und Kalche „gebauet, und äußerlich mit einem gewissen Pe„che überzogen, davon sie so fest wird, daß man „sie mit keinem Geschütze niederschießen könnte. „Anstatt der Thürme und Bollwerke, hat sie „Wachthäuser, zwey Stockwerke hoch, auf Jochen „von Zimmerwerke, von einem gewissen schwar„zen Holze, das sie wegen seiner ungemeinen Fe„stigkeit Caubesi oder Eisenholz nennen. Nebst„dem ist jeder Balken so dick, als ein Lägel, auch „sehr hoch, dergestalt, daß diese Wachthäuser weit „dauerhafter sind, als wenn sie von Stein und „Kalche gebauet wären. Nun diese Mauer, die „von ihnen Scheufacam, das ist starke Gegen„wehre genennet wird, geht in gleicher Höhe bis „an die Gebirge, daran sie stößt, und welche mit „Schlägel und Eisen abgehauen sind, damit sie „selbst eine Mauer vorstellen, welches diesem gan„zen großen Werke eine mehrere Stärke beylegt, „als die Mauer selbst. Zu merken ist hierbey, daß „in dieser ganzen Länge von dreyhundert und funf„zehn Meilen nicht mehr als fünf Eingänge sind, „wodurch die tatarischen Flüsse ihren Weg nehmen, „welche aus den ungestümen von diesem Gebirge „herab-

Ferd. Mendez Pinto.

Anmerkung über des Pinto Schrift.

Der Verfasser erzählet noch ferner, was ihm auf dem Wege bis nach Pekin merkwürdig zu seyn schien. So sehr man bey seinem Berichte sich verwundern muß, indem er in der That lauter Wunderdinge zu vernehmen giebt: so seltsam kömmt es einem auch vor, daß man seine Zuverläßigkeit in Zweifel gezogen hat, da er doch mit den aller glaubhaftesten Reisebeschreibern, die wir haben, völlig übereinstimmt. Vielleicht aber hätte man ihren Berichte eben so wenig Glauben beygemessen, als dem seinigen, wenn sie die ersten gewe sen wären, die ihn gegeben, oder wenn nicht ihr Stand ihnen mehr Zutrauen beygeleg hätte, als unserm Verfasser. Pinto giebt eine Beschreibung von Pekin, die niemanden un glaublich dünken wird, als wer die Nachrichten der berühmten Jesuiten nicht gelesen ha Er rühmet die Mildthätigkeit der Chinesen auf eine solche Weise, daß man beständig me ken kann, er habe sie selbst empfunden. Was er von ihren schwimmenden Städten, vo dem Verfahren bey ihren Gerichten, von dem Prachte ihrer öffentlichen Denkmaale, vo der Größe der Hauptstadt, und der Anzahl ihrer Einwohner, von dem Unterschiede de Gerichtskammern, und Religionsmeynungen, von der wundernswürdigen Ordnung bey die ser Mannichfaltigkeit, von der Majestät des Kaisers, von der klugen Landesverfassun beybringt, das trifft mit den Berichten der Missionarien völlig überein, einige geringe Ne benumstände ausgenommen, die am Hauptwerke nichts verändern, ja nicht einmal vo der Wichtigkeit sind, daß man sie verbessere.

Wird als ein Leibeigener nach Quansi gebracht.

Nachdem er dritthalb Monate in Pekin zugebracht hatte: so wurde er Sonnabend den 13ten Jenner des 1544sten Jahres, kraft eines von dem allerhöchsten Reichsgerichte ausg sprochenen Urtheiles nebst seinen Gefährten nach Quansi gebracht, um daselbst die ihne zuerkannte Zeit zu dienen. Wie es scheint, so wurden sie wegen der Hauptklage frey g sprochen, und nur deswegen gestraft, weil sie ohne Erlaubniß des Hofes in das Innere d Reiches gekommen waren. Als sie zu Quansi anlangten: so begehrete ein tatarisch Fürst, welcher in besagter Stadt wohnete, sie zu sehen. Nach mancherley an sie ab lassenen Fragen, nahm er sie unter die achtzig Hellebardierer auf, die ihm der Kaiser eine Leibwache zustund. Dieses war eine sonderbare Gnade des Himmels; denn ihre V richtungen waren im geringsten nicht beschwerlich, und nebst diesem ruhigen Leben, w ihnen nach verflossener Zeit die Freyheit allemal gewiß. Aber indem sie ein besseres Sch sal in Gelassenheit erwarten und in brüderlicher Einigkeit mit einander leben sollten: so v führete sie der Teufel, welchem der Verfasser sein Unglück allemal zuschreibt, gleichwie hingegen dem Himmel die Ehre von seinen glücklichen Begebenheiten läßt: der Teufel versührete sie, daß sie sich muthwillig in das größte Unglück stürzeten. Zween unter d neun Portugiesen, geriethen mit einander in Zank, über die Herkunft der Madureyr und Fonsecas, zweyer vornehmen Geschlechter in Portugall, mit denen sie nicht ein im Traume in einiger Verwandtschaft stunden: gleichwohl ereiferten sie sich dermaßen d über, welchem von beyden von Rechtswegen der Rang gebührete, daß es endlich zum Sch pfen kam, und einer den andern an den Hals schlug. Der Geschlagene versetzte mit d

Zank der neun Portugiesen unter sich.

„herabschießenden Regenbächen entstehen, über „fünfhundert Meilen weit durch das Land laufen, „und endlich in das Meer von China und Cochin„china sich ergießen. Nun an allen diesen Zugän„gen hält der chinesische Kaiser Besatzung, und der „tatarische gleichfalls eine x). Der Chineser „in jedweder siebentausend Mann, und bezahl „nen großen Sold. Sechstausend darunter „zu Pferde, die andern zu Fuße. Die me „Kriegesleute sind Ausländer, Mogols, P

x) Man muß hierbey bemerken, daß China damals von den Tatarn noch nicht erobert gewesen.

Säbel, und hieb jenem die halbe Wange weg: dieser ergriff seine Hellebarte, und stieß einen Feind durch den Arm. Hierauf mischeten sich die übrigen darein; jedweder nahm die Partey desjenigen Hauses, dem er am gewogensten war; damit entstund ein solches Handgemenge, über diesem abgeschmackten Zanke, daß sieben unter ihnen gefährliche Wunden davon trugen. Ueber diesem Getümmel entstund sogleich ein starker Zulauf, ja der tatarische Prinz eilete selbst herbey. Er ließ sie alle neune beym Kopfe nehmen, und jedem auf der Stelle dreyßig Peitschenhiebe abzählen, welche mehr schmerzeten, als alle Wunden. Hernach warf man sie in ein unterirrdisches Loch, und ließ sie sechs und vierzig Tage darinnen liegen. Das allerärgerlichste für sie waren die Verweise, damit man ihnen die Ohren ohne Unterlaß rieb. Man warf ihnen alle Augenblicke vor: „sie lebten ohne Scheu, noch Furcht vor Gott und der Welt; sie wüßten eben so wenig von dem Himmel, als die unvernünftigen Thiere, ja sie wären noch ärger, und müßten ohne Zweifel aus einem Lande her seyn, das von wilden Unmenschen bewohnet würde, weil sie einander ohne die geringste Ursache selbst anfielen und ermordeten, ungeachtet sie einerley Sprache redeten, und einerley Lebensart hätten: man müßte sie als ein giftiges Geschmeiß von der menschlichen Gesellschaft verjagen, und das gelindeste Verfahren, das man mit ihnen vornehmen könnte, wäre dieses, daß man sie in die Bergwerke zu Schabaquay, Sumbor oder Lamau steckte, wo solche Unthiere hingehöreten; da könnten sie mit den andern wilden Thieren nach Herzenslust heulen, wie sie denn wirklich viehischer und unbändiger wären, als dieselbigen“.

Ferd. Mendez Pinto.

Sie werden schimpflich gehalten.

Endlich mußten sie vor einem sehr majestätischen Gerichte erscheinen, welches ihnen noch dreyßig Peitschenhiebe zuerkannte, hernach aber in ein gelinderes Gefängniß schickte, darinnen sie zween Monate saßen. Nach Verlaufe dieser Zeit fiel ein großes Fest ein, an welchem die Landeseinwohner gewohnet sind, viele Allmosen für die Verstorbenen zu geben. Bey dieser Gelegenheit dachte der Prinz an sie. Er schenkte ihnen das Leben, in Betrachtung ihres Elendes, und weil sie Ausländer wären, schickte sie aber auf einen Eisenhammer, wo sie die allerbeschwerlichste Arbeit thun mußten. Hier brachten sie sechs Monate in großem Elende zu; denn sie hatten beynahe gar nichts auf dem Leibe, und noch weniger zu essen. Endlich wurden sie alle mit einander krank. Weil man nun befurchte, sie möchten noch mehr Leute anstecken, so erlaubte man ihnen, auszugehen, und für ihre Gesundheit zu sorgen, auch bis zu Erlangung derselben, ihr Brodt zu betteln. In dieser Noth verbanden sie sich mit einem förmlichen Eide, in gutem Verständnisse unter einander zu leben, und monatlich ein Oberhaupt zu wählen, dem die übrigen folgen müßten. Diese Anordnung wurde nachgehends beständig beybehalten, und brachte ihrem Elende große Erleichterung. Denn weil die Wahl den Christoph Borralho traf: so verordnete er, was jeder zum gemeinen Besten thun sollte. Zweene mußten in der Stadt betteln gehen. Zweene andere mußten Wasser holen, und kochen. Die übrigen mußten Holz aus dem Walde holen, nicht nur zu ihrem eigenen Gebrauche, sondern auch damit sie etwas verkaufen, und sich damit helfen könnten.

Ihre Strafe.

Ordnung unter ihnen.

 Unter

...s, Schampas, Corassónes, Gizaren aus ...sien, und andere Landesleute, die an dieses ...ch stoßen, und um des starken Soldes willen, ...chinesische Dienste geben, indem die Wahrheit ...sagen, die Chineser wenig Herzhaftigkeit besitzen, weil sie des Krieges nicht gewohnt sind; „nebstdem haben sie auch wenig Gewehr und schweres Geschütz. An dieser ganzen Länge der Mauer, liegen drey hundert und zwanzig Rotten, jede von fünfhundert Soldaten, welches in allem „ohne die Befehlshaber, sechzig tausend Mann beträgt. A. d. 437 und vorherg. S.

Ferd. Mendez Pinto.

Pinto begegnet jemanden, und erschrickt.

Unter die letztern gehörete Pinto ebenfalls. Da er eines Tages mit seiner Bürde nach Hause wanderte: so begegnete ihm ein alter Mann, in einem schwarz dammastenen Rocke, mit weißem Unterfutter. Diese stattliche Kleidung kam ihm an einem Manne, der ganz allein und auf einem Schleifwege gieng, verdächtig vor, absonderlich als selbiger zur Seite auswich, und ihm winkte. Er hielt ihn für einen Räuber, der seine Gesellen in der Nähe habe, und ihm sein Holz wegnehmen wolle. In diesen Gedanken legte er seine Bürde auf den Boden nieder, behielt den Steck, darauf er sich zu stützen pflegte, in der Hand, und gieng also ganz sachte auf den Alten zu, welcher seines Ortes gleichfalls weiter fortgieng, und ihm zu folgen winkte. Dem Pinto kam dieses wunderlich vor. Er wurde dadurch in seiner Meynung, daß der Kerl ein Gaudieb seyn müsse, bestärket, und beschloß also, sporenstreiches umzukehren, und die Landstraße nach der Stadt zu gewinnen. Allein, der Mann errieth seine Gedanken bald, und rief ihm zu. Als sich Pinto umsah, lag jener auf den Knieen, und zeigte ihm ein silbernes Kreuz, machte auch allerley demüthige Geberden dabey, als ob er Hülfe von ihm verlangte.

Trifft den Vasco Calvo an.

Hierauf gieng er ohne Bedenken zu ihm, wiewohl er ihn noch immer für einen Chinesen ansah: er erstaunete aber entsetzlich, als jener mit vielen Thränen und Seufzen anhub: „Gelobet sey die unendliche Barmherzigkeit, welche nach so langer Zeit endlich „wieder einen Christen zu mir führet; einen Mann, der an die Gebothe meines Heilandes „glaubet. Ich beschwere dich, versetzte Pinto, ohne Verzug, im Namen unsers Herrn „Jesu Christi, sage mir bald und behende, wer du seyst? **Mein Bruder**, gab jener zur „Antwort, ich bin ein armer Christ, von Geburt ein Portugiese, mit Namen Vasco „**Calvo**, ein Bruder des **Diego Calvo**, welcher ehemals Hauptmann auf dem Schiffe „des **Don Nunno Manuel** war. Ich bin aus **Alcochete** her, und schon vor sieben und „zwanzig Jahren, nebst dem **Thomas Perez** in die Sklaverey verfallen. Letzterer war „als Bothschafter in dieses Land geschicket worden, kam aber durch den Unverstand eines „portugiesischen Hauptmanns um sein Leben.“ *y*)

Was Calvo den Portugiesen thut.

Pinto erinnerte sich hierbey, was ihm die **Inez de Leyria** zu **Semplay** von dem Schicksale dieses Mannes erzählet hatte, umarmete ihn brüderlich, und weinete lange Zeit an seinem Halse. Sie erzähleten einander ihre beyderseitigen Unglücksfälle, und brachten den noch übrigen ganzen Tag damit zu. Gegen Abend giengen sie wieder in die Stadt. **Calvo** zeigte dem Pinto sein Haus *z*), und bath ihn, seine Gefährten ohne Verzug dahin zu führen. Er hinterbrachte ihnen diese gute Zeitung wirklich in aller Eile; und weil er sie in ihrer gewöhnlichen elenden Hütte beysammen antraf: so führete er sie nach dem sehr bequemen Hause des Calvo, welcher sie mit Freuden aufnahm, auch in Betrachtung ihres armseligen Zustandes, die Tafel schon zum voraus hatte decken lassen. Er zeigte ihnen seine H

y) A. d. 531 und vorherg. Seite.

z) Der Verfasser meldet nicht, woher **Calvo** gewußt habe, daß er ein Portugiese sey.

a) A. d. 514 S.

b) Wer aus dieser Stelle einen Beweis von der Unwahrscheinlichkeit der Nachrichten des Pinto ziehen will, der muß erwägen, daß er nur erzähle, was er vom Calvo, und dieser vom gemeinen Gerüchte, gehöret hatte. Gleichwohl sind dergleichen erstaunliche Heere in der Tartarey nicht ohne Beyspiel, indem ganze Horden unter ihrem Oberhaupte zu Felde gehen. Man sehe die Eroberungen des Zingis Chan im VI Theile. Ueber dieses sagt Pinto, man habe seit Adams Zeiten kein solches Heer gesehen. „Es waren, saget er, sieben und „zwanzig Könige dabey, welche zusammen „zehn hundert tausend Mann bey sich hatten. „Sechshundert tausend waren zu Pferde, und

und vier Kinder. Hernach blieben sie bis in die späte Nacht bey Tische sitzen. Die Frau war eine Chineserinn, und heimliche Christinn, indem sie ihren Glauben aus Furcht nicht öffentlich bekennete. Diese zeigete ihnen nach der Mahlzeit ihre Bethkammer, worinnen ein kleiner Altar, ein silbernes Kreuz, zween Leuchter, und eine silberne Lampe befindlich waren. Hier kniete sie mit ihren vier Kindern nieder, und bethete einige sehr bewegliche Gebethe in portugiesischer Sprache. Alle Anwesenden stimmeten eifrigst mit ein, und der Verfasser giebt diesen Auftritt für das größte Glück aus, das er seit langer Zeit gehabt habe *a*).

Ferd. Mendez Pinto.

Die Freygebigkeit des **Calvo**, welcher ein hübsches Vermögen besaß, erleichterte den neun Portugiesen ihre Leibeigenschaft ungemein. Sie waren bereits schon acht Monate zu Quansi, als an einer Mittwoche, den 3ten des Heumonats 1544, etwas nach Mitternacht, auf einmal ein so großer Lärm in der Stadt entstund, als wenn der jüngste Tag vorhanden wäre.

Veränderter Zustand im Reiche.

Weil die Portugiesen auf sonst niemand einiges Vertrauen setzen konnten: so eileten sie zu dem **Vasco Calvo**, um die Ursache dieser Unruhe zu erfahren. Der gute Mann war in nicht geringerer Angst, als andere Leute. Er sagte ihnen mit weinenden Augen, man wisse zuverlässig, der Tatar Chan wolle mit einem erstaunlichen Heere, dergleichen niemals, seit dem Krieg auf der Welt sey, ins Feld geführet worden, die Hauptstadt Pekin angreifen *b*). Ein voraus geschickter Haufen von siebenzig tausend Reutern stehe schon in dem Walde bey **Malicataran**, welcher etwa zwo Meilen von **Quansi** liege, und werde von einem tatarischen Feldherrn, Namens **Nauticor**, angeführet. Die Absicht desselben sey vermuthlich, die Stadt anzugreifen; er könne auch in etlichen Stunden vor dem Thore seyn.

Diese Nachricht machte die Portugiesen so bestürzt, daß sie nicht mehr daran gedachten, wie oft sie sich den Tod gewünschet hatten, um ihres Elendes einmal abzukommen. Sie giengen mit **Calvo** zu Rathe, wie sie ihr Leben retten wollten. Er war aber wegen seiner eigenen Person und Angehörigen ohnedieß so voll Angst, daß sie ihm nicht beschwerlich fallen durften. Er versicherte, es sey unmöglich, aus der Stadt zu kommen, weil die Mauren mit Volke besetzet, und die Thore geschlossen seyn, und habe er es vergeblich versuchet. Diese Nacht wurde der Lärm beständig je länger, je größer. Mit aufgehender Sonne erblickte man die Feinde in einer fürchterlichen Menge. Sie waren in sechzehn Linien abgetheilet, und ihre Fahnen mit grün und weiß, als dem Wapen des Tatar Chans, geviertheilet *c*). In dieser Ordnung rückten sie an die Mauer, erhuben ein gräßliches Geschrey, und legten mehr als zweytausend Sturmleitern, die sie mitgebracht hatten, an die Mauer. Auf diesen kletterten sie mit ungemeinem Muthe und Behendigkeit hinan, und

Die Stadt Quansi wird zerstöret.

...de von **Lansam**, **Jamstir** und **Mecuy** angekommen, von welchen Orten sie mit einer erstaunlichen Menge Nashorne, welche die Wägen mit dem Geräthe zogen, aufgebrochen waren. Was die zwölfhundert tausend zu Fuße betrifft: so sagte man, sie wären in siebenzehn tausend Schiffen, ...teas und Junken, zur See und auf dem ...sse **Batampina** angekommen; und der Kaiser von China sey mit wenigen Leuten nach **Nan**„quin geflohen, weil er sich gegen eine so große „Macht zu schwach befand." a. d. 555 S. Diese große Menge Nashorne, nebst den siebenzehn tausend Schiffen, verursachen gleichfalls Schwierigkeit. Allein der Zug selbst wird durch andere Zeugnisse außer allen Zweifel gesetzet. Man sehe den VI Theil.

c) A. d. 557 S.

Ferd. Mendez Pinto.

und stürmeten, kurz zu sagen, mit solcher Gewalt, daß alle Gegenwehr der Belagerten wenig half. Die Thore wurden aufgesprenget, und die ganze Stadt in kurzer Zeit mit diesen Barbarn angefüllet, welche alles, was ihnen vorkam, ohne Unterschied des Geschlechtes noch Alters, niederhieben. Das Gemetzel währete sieben Tage, hernach nahmen sie das Gold und Silber aus den Häusern und Tempeln weg, und steckten das übrige in den Brand *d*).

Der Verfasser wird ein Leibeigener der Tatarn.

Der Verfasser meldet nicht, durch was für ein Glück er dem Tode entkam. Er giebt nur zu verstehen, nachdem er nebst seinen Gefährten in des Feindes Hände gerathen, so habe man ihnen, als Ausländern, das Leben geschenket. Calvo hingegen wurde vermuthlich nebst seinem ganzen Hause unter den Schutt von **Quanſt** begraben. Hierauf rückten die Tatarn gegen **Pekin**. Zween Tage hernach zogen sie vor einem Schlosse, Namens **Nixoamcou**, vorbey. Hier fiel ihnen ein, daß an diesem Orte eine ausgeschickte Partey in einen chinesischen Hinterhalt verfallen, und niedergehauen worden sey. Sogleich beschlossen sie, selbiges mit Sturme zu erobern. Man schickte einen Haufen dahin ab,

Glücklicher Zufall für die Portugiesen.

und veranstaltete alles mit vieler Klugheit. Allein, die Chinesen wehreten sich tapfer, schlugen innerhalb zwo Stunden mehr als dreytausend Tatarn todt, und nöthigten den Feldherrn das Zeichen zum Abzuge zu geben. Dieses Unglück machte ihn sehr misvergnügt, insonderheit, weil die chinesischen Pfeile mit einem durchdringenden Gifte bestrichen waren, woran man die Verwundeten beynahe unmöglich heilen konnte; nebst dem befürchtete er die Ungnade des Chans, weil er bey dieser lüderlichen Gelegenheit die besten Völker aufgeopfert hatte. Er wollte den Sturm erneuern, und entweder gewinnen, oder sein Leben dabey zusetzen. Allein, das ganze Lager murrete, und kein Mensch wollte, ohne vorher gepflogenen Kriegesrath, weiter Sturm laufen *e*). **Nauticor** bewilligte dieses Begehren sehr gern, weil er sich dadurch die Verantwortung vom Halse schaffte. Man berief demnach den Kriegesrath zusammen: es waren aber die Meynungen sehr getheilet. Indem man darüber stritt, hörete ein anderer Befehlshaber, welchem die Aufsicht über die Gefangenen anbefohlen war, daß die Portugiesen von diesem Unternehmen, das dem ganzen Heere so viel zu schaffen machte, unter einander redeten. Er fragte sie also, ob man in ihrem Lande auch Krieg führete, und ob sie Lust dazu hätten? Einer von ihnen, Namens **Georg Mendez**, gab mit Warheitsgrunde zur Antwort, sie hätten ihr Lebetage nichts anders gethan, als gekämpfet, und wären von Jugend auf dazu abgerichtet worden. Hiermit versetzte der Tatar: könnet ihr wegen eurer langen Erfahrung ein Mittel aussinnen, dieses Schloß zu erobern: so würde euch der Feldherr alle Gunst erzeigen, die ihr wünschen möget. Hierauf brach Mendez, ohne die misliche Folge seiner Verwegenheit zu erwägen, mit großer Keckheit heraus: wofern **Nauticor** im Namen des Chans ein eigenhändiges Versprechen von sich stellen wollte, ihm nebst seinen Gefährten nach der Insel

Mendez verspricht, ein Schloß zu erobern.

Aynan zu liefern, damit sie aus selbiger nach Hause kommen könnten: so getraute er sich die Eroberung glücklich zu endigen. Der Befehlshaber nahm das Erbiethen willig an, und gab dem Feldherrn ohne Verzug Nachricht davon.

Nun ist es Zeit, daß wir den Verfasser seine Erzählung selbst ablegen lassen. Während der Zeit, da man dem Kriegesrathe die Reden des Mendez hinterbrachte, waren wir in äußerstem Schrecken über seine Vermessenheit. Wir vermutheten nichts anders,

d) A. d. 558 S.

eine heftige Strafe dafür, und verwieſen es ihm mit großer Heftigkeit, daß er uns durch Verſprechen unmöglicher Dinge alle mit einander ins Verderben ſtürze. Er antwortete aber mit einer Kühnheit, die wir ſelbſt bewundern mußten: es wäre ja etwas höchſt ſeltſames, wenn neun im Kriege ſo lange Zeit geübte Portugieſen, die noch über dieſes ſo viele herrliche Thaten ihrer Landesleute im Gedächtniſſe hätten, eine Sache nicht beſſer anzuſtellen wüßten, als dieſe Barbarn. Wollten wir unſere Einſicht zuſammen nehmen, und die Sache gemeinſchaftlich überlegen: ſo würden wir doch wenigſtens im Stande ſeyn, ihnen ein Mittel anzuzeigen, das ſie nicht wüßten; ja vielleicht würde dieſes uns ſchon einen Weg zur Freyheit bahnen, wofern wir nur klüger ſchienen, als ſie. Endlich ſagte er noch, um uns deſto mehr Muth zu machen, das Leben ſey uns ja ohnedieß unnütze, wofern wir es nicht zu Erlangung eines beſſern Schickſales anwenden wollten.

Ferd. Mend. dez Pinto.

Urſache ſeiner Keckheit.

Hierauf betrachteten wir ihn mit ganz andern Augen, und hielten ſeine Verwegenheit für eine Eingebung des Himmels, welcher uns vielleicht dadurch in Freyheit ſetzen wollte. Weil Nauticor mit dem Schluſſe des Kriegesraths nicht zufrieden war: ſo nahm er das Anerbiethen unſerer Dienſte begierig an; inſonderheit als er vernahm, wir wären aus einer Nation, von deren Eroberungen man weit und breit in Indien zu ſagen wußte. Wir mußten, ſo gefeſſelt als wir waren, in ſein Zelt treten. Die vornehmſten Befehlshaber des Heeres ſaßen noch bey ihm, ungeachtet es ſchon weit in die Nacht hinein war. Nach einigen Fragen, welche Mendez herzhaft beantwortete, wurden uns die Ketten zum Theile abgenommen, und dagegen etwas zu eſſen gegeben, indem es ſchien, als ob ihm ſchon etwas an unſerer Erhaltung läge. Wir fielen ungemein begierig darüber her, welches ihn ſehr ergötzete. Einen der anweſenden Befehlshaber mochte es vielleicht verdrießen, daß er ſo vieles Vertrauen auf unſere Geſchicklichkeit ſetzte: er ſagte alſo aus Spott über unſern elenden Aufzug zu ihm: „Wofern ſeine Gütigkeit weiter zu nichts hülfe, als zu verhindern, daß wir nicht Hungers ſtürben: ſo ſey ſie dennoch keinesweges vergeblich angewendet; denn er könne uns zu Lanſam gar leicht für tauſend Taels verkaufen" f). Doch dieſer Scherz, worüber die andern ſehr lachten, ſchien dem Feldherrn nicht ſonderlich zu gefallen. Er redete vielmehr noch allerley mit Mendez, und ſagte öffentlich, ſeine Antworten gefielen ihm ſehr wohl. Ja, er verſprach ihm nicht nur die Freyheit, ſondern auch große Belohnungen, wofern er ihm das Schloß mit geringem Verluſte ſchaffen könnte. Mendez war ſo klug, daß er ſagte, er könnte vor Beſichtigung des Ortes nichts gewiſſes verſprechen. Dieſe Rede gefiel jedermann, und brachte auch diejenigen, welche bisher wenig Weſens von unſerm Anerbiethen gemachet hatten, eine beſſere Meynung von uns bey.

Die Portugieſen kommen vor den tatariſchen Feldherrn.

Wir brachten die übrige Nacht unweit davon in einem Gezelte unter Furcht und Hoffnung zu. Als Mendez erfuhr, der Feldherr habe befohlen, ihm eine Bedeckung von [...]zig Mann mitzugeben: ſo bath er, man möchte ſeine Gefährten mit dazu nehmen. Dieſe Gnade wurde uns zwar erlaubet: doch gab man uns kein Gewehr, ſchloß uns auch nicht gänzlich los. Nachdem wir die Lage des Schloſſes in Augenſchein genommen, und auf dem Rückwege in portugieſiſcher Sprache darüber gerathſchlaget hatten, ſchloſſen wir, es wäre etwas leichtes, den Waſſergraben auszufüllen, worinnen die ſtärkſte Vertheidigung des

Sie beſichtigen den Platz.

Ihr Entſchluß

[...] hieß auch Mitaker. Einer von beyden [...] bedeutete ſein Amt.

f) A. d. 556 und vorherg. S.

Ferd. Mendez Pinto.

des Schlosses bestund, und darüber die Tatarn zu kommen nicht vermocht hatten. Hierzu könne man Reisigbündel nehmen, davon sie noch nichts wüßten; hernach müsse man einige blinde Stürme vornehmen, um die Macht der Belagerten zu vertheilen, und dergestalt würde der Hauptangriff unstreitig gelingen. Weil uns nun dieses alles ohne langes Besinnen beyfiel: so bewunderte man unsere Geschwindigkeit, noch mehr aber unsere dem Nauticor gegebene Versicherung, er solle das Schloß ohne sonderliche Mühe und Gefahr einbekommen. Er selbst ließ uns sogleich völlig losschließen, und schwur in der ersten Hitze seiner Dankbarkeit, er wollte uns dem Chan vorstellen, so bald er nach Pekin käme, damit uns selbiger nach Würden belohnen möge.

Wird ins Werk gestellet

Mendez wurde von nun an als ein zweyter Feldherr angesehen, nach dessen Befehl das ganze Heer leben müßte. Er machte einen Reisigbündel zum Muster, worauf man ohne Verzug eine unendliche Menge herbey schaffte. Niemand wußte, zu was man sie brauchen wollte, als Nauticor allein. Die Tatarn hatten demnach mancherley Gedanken darüber. Einige meynten, man würde ein erschreckliches Feuer um den Graben herum machen, damit die Flamme das Schloß ergreifen, und die Belagerten tödten möchte. Andern leuchtete die Unmöglichkeit eines solchen Vornehmens zu stark in die Augen; daher meyneten sie, wir wollten am Rande des Grabens einen Wall davon aufwerfen, der so hoch als die Mauer wäre, damit man die Feinde durch die Menge der Pfeile herab jagen könnte. Kein Mensch errieth, obgleich jeder Büschel vor sich im Wasser schwämme: so könnte doch ihre Menge, durch Beyhülfe der Pfäle und Erde, so man darunter mischte, ein genugsames Gewicht bekommen, den Graben auszufüllen. Eben so wenig errieth sie, was die Körbe und das Flechtwerk bedeuten sollten, das Mendez aus allen Dörfern und Flecken in der Nachbarschaft, woraus die Einwohner aus Furcht vor dem Feinde ent- laufen waren, zusammen bringen ließ. Mit diesen Zurüstungen wurde der ganze Tag

Mendez erwecket bey seinen Gefährten Eifersucht.

gebracht. Mendez war dem Nauticor beständig an der Seite, der ihm ungemein gütig begegnete. Es kam uns aber vor, als ob er ein gewisses stolzes Wesen an sich blicken ließe, das sogar bis auf uns gienge; hierüber wurden wir sehr verdrießlich. Wer w[illegible] sagten wir, in was für ein Unglück uns seine Verwegenheit noch stürzen kann? Geli[illegible] sein Anschlag nicht: so müssen unsere Köpfe das Rachopfer der Tatarn werden. Läuft [illegible] ges glücklich ab: so wird er die Gnade des Chans allein besitzen, und unser größtes G[illegible] wird vielleicht darinnen bestehen, daß er uns für seine Bediente annimmt g).

Gleichwohl wurde alles so weislich veranstaltet, daß das Heer gleich mit anbrechen[illegible] Tage in Schlachtordnung, und in verschiedene Haufen eingetheilet stund. Jeder H[illegible] rückte an einem besondern Orte gegen die Mauer, und stellete sich, als ob er den S[illegible] mit eben so schlechter Anstalt, als vorgestern, beginnen wollte. Unterdessen warf die vorn[illegible] ste Abtheilung, welche Mendez selbst anführte, die Bündel in den Graben, gie[illegible] größter Geschwindigkeit darüber, und bestieg die Mauer.

Das Schloß wird erobert.

Alles dieses geschah in so weniger Zeit, daß die Chineser der instehenden Gefahr [illegible] recht gewahr wurden. Mendez legte die allererste Sturmleiter an. Wir bestieg[illegible] nebst ihm, mit dem festen Vorsatze, entweder zu sterben, oder zu machen, daß ma[illegible] sern Muth rühmen müßte. Anfänglich wehreten sich die Belagerten ziemlich gut; als uns ein schrecklicher Schwarm Tatarn auf dem Fuße über den Graben nachfolgete

g) A. d. 567 S.

h) Der Verfasser meldet nicht, ob die Besatzung nur allein

verloren sie Muth und Hoffnung.* Wir pflanzten die erste Fahne auf die Mauer. Nauticor sah uns nebst den vornehmsten Kriegeshäuptern auf der andern Seite des Grabens, und sagten sie voll Freude und Verwunderung unter sich: woher kömmt uns diese verwunderliche Hülfe? Ein Heer, das aus lauter dergleichen Kriegesleuten bestünde, könnte nicht nur China, sondern auch die Tataren bezwingen.

Ferd. Mendez Pinto.

Die Muthlosigkeit der Chinesen vermehrte nur die Hitze der Tatarn. In einem Augenblicke waren über fünftausend auf der Mauer, und jagten den Feind hinab. Hierauf gieng es darunter und darüber. Innerhalb einer halben Stunde lagen mehr als zehntausend Chinesen oder Mogolen hin und wieder im Schlosse todt auf dem Platze h). Nauticor verlohr nicht mehr, als achtzig Mann. Man öffnete ihm die Thore mit großem Siegesgeschreye. Er begab sich, in Begleitung aller seiner Hauptleute auf den Marktplatz, und ließ vor allen Dingen die chinesischen Fahnen verbrennen. Hernach mußte Mendez vor ihn treten, einen großen Lobspruch seiner Klugheit und Tapferkeit anhören, auch zwey goldene Armbänder zum Geschenke annehmen. Wir unsers Orts empfingen zwar ebenfalls allerley Kennzeichen seiner Hochachtung, doch das größte darunter war nach dem Urtheile der Tatarn dieses, daß wir alle mit einander an seiner Tafel speisen durften, und zwar im Schlosse selbst, über welches er auf diese Weise gleichsam ein Siegesgepränge anstellete.

Nauticor belohnet die Portugiesen.

Nach der Mahlzeit besudelte er seinen Ruhm durch eine häßliche Grausamkeit. Er ließ nicht nur den Platz mit allerley verhaßten Ceremonien in Brand stecken, sondern auch den todten Chinesen die Köpfe abhauen, und die abgebrannten Orte mit dem Blute besprengen. Nach seiner Zurückkunft in sein Gezelt, beschenkte er den Mendez mit tausend Taels. Jedweder von den übrigen Portugiesen bekam hundert. Diese Ungleichheit gab denen, die sich von besserer Herkunft zu seyn bedünkten, neue Ursache, zu murren, wiewohl sie nicht leugnen konnten, wir hätten unsere Ehre und Freyheit sonst niemanden, als ihm, zu danken i).

Barbarey des tatarischen Feldherrn.

Nauticor brach sodann auf, und nach zweytägigem Fortrücken, binnen welchem er alles, wo er durchzog, auf den Grund verheerete, kam er bis auf zwo Meilen an Pekin. Hier fand er an dem Flusse Palamxitau einen tatarischen Prinzen, der ihn im Namen des Chans bewillkommete, und ein kostbar ausgerüstetes Pferd von des Chans Leibpferden überlieferte, darauf er seinen Einzug in die Hauptstadt des chnesischen Reichs halten sollte. Bey diesem Eintritte wiederfuhr ihm alle Ehre, die er nur verlangen konnte. Die Portugiesen ließ er durch einen seiner Bedienten nach dem Hause führen, das er bewohnen sollte, und versprach, sie des folgenden Tages vor den Chan zu stellen. Doch sprach er noch selbigen Tages ihrentwegen mit ihm, erhielt auch das Versprechen ihrer Freyheit. Doch diese billige Begnadigung, die ihnen Nauticor in Person ankündigte, wurde durch einen andern Herrn von großem Ansehen verhindert, indem er vorstellete, es sey dem Kaiser ungemein daran gelegen, daß man dergleichen Ausländer von seltenem Muthe und Einsicht, im Lande behalte. Er hielt sich weitläuftig bey dem Vortheile auf, den ihre Geschicklichkeit verschaffen könnte, und bey dem Schaden, den selbige im Gegentheile zu bringen vermöchte, wofern sie sich auf der Chineser Seite schlügen. Nauticor begriff die Stärke dieser Gründe sehr wohl. Allein, weil er glaubte, so wohl seine als des Chans eigene Ehre liege daran,

Geht nach Pekin.

Die Freyheit der Portugiesen findet Hindernisse.

i) A. d. 572 S.

Ferd. Mendes Pinto.

daran, daß das gegebene Versprechen gehalten würde: so weigerte er sich, dem Hofe etwas von besagten Gründen zu melden. Im Gegentheile befahl er uns, auf den folgenden Tag in Bereitschaft zu stehen.

Sie werden in des Chans Gezelt geführet.

So viel Ehre, als man uns auch von dem Schlosse Nixiamcau bis hieher angethan hatte: so sehr erstauneten wir doch, als wir zur bestimmten Stunde neun wohlaufgeputzte Pferde herbey bringen sahen, darauf wir nach des Chans Gezelte reiten sollten. Nauticor selbst setzte sich in eine Sänfte, um welche sechzig Hellebardirer als seine Leibwache, und sechs Edelknaben auf Schimmeln ritten. Wir unseres Ortes folgten auf die Edelknaben Hinte

k) Er hieß Xuxiapom oder Schuschiapom.

l) Wir dürfen die Beschreibungen des Pinto nicht alle weglassen. Die gegenwärtige ist in ihrer alten Schreibart nicht nur angenehm zu lesen, sondern stellet auch die Hoheit dieses Tatar Chans recht lebhaft vor, und verdienet also billig eine Ausnahme. „Wir sahen, saget Pinto, den Feldherrn Nauticor „heraus kommen, und thät vier gar schöne Knäb„lein mit sich führen, mit türkischen Unterröcken, „grün und weiß gestreift, angethan, über dem „Fußknöchel aber trugen sie kleine goldene Bänder, „in Gestalt der Weinranken. So bald die Edel„leute, welche hier gegenwärtig waren, dieselbigen „sahen, stunden sie auf ihre Füße aufgericht, zo„gen darauf ihre Säbel heraus, und legten sie „auf die Erde, mit solcher zierlichen Reverenz, daß „wir großen Lust darob schöpften. Dennoch, da „wir die Köpfe zur Erde hingen, da redete eines „von den Knäblein ganz laut zu uns, und sprach: „wir sollten frölichen Gemüths seyn, denn die „Stunde wär schier vorhanden, daß unsere Be„gierde sollte erfüllet werden, sintemal ihr Herr „und Gebiether uns ledig lassen wollte, gleich als „der Nauticor versprochen hätte. Auf diese Rede, „thäten wir also auf der Erden liegend, wie wir „waren, eine Antwort nach Landesgebrauch von uns „geben; es wolle der Himmel uns mit der Glück„seligkeit begaben, daß sein Fuß auf unsere Häup„ter trete! Darauf antworteten sie uns wieder: euer „Wunsch ist nicht klein; der allmächtige Herr wolle „euch mit dieser Gabe des Reichthums beseligen.

„Von da führeten sie uns in einen andern „Gang, auf fünf und zwanzig metallenen Säu„len stehend, durch welchen wir in einen großen „Saal giengen, wo eine große Zahl Edelleute „stund, und unter ihnen viel Ausländer, Mo„goren, Perser, Barbios, Calaminhans und „Bramaas aus Sornam. Diesen Saal giengen „wir durch, und hielten nirgend stille, daß wir „Ceremonien machten, sondern giengen gerade „durch in einen andern, den hieß man Tigibi„pau. Hier stunden viel gewaffnete Männer auf„gericht, in fünf Gliedern, nach der ganzen Läng„des Saales. Ihre Schwerdter hatten sie a„der Achsel liegen; auch waren solche mit golden„Platten beschlagen. Diese Männer hielten „Nauticor eine kleine Zeit auf; denn sie ihm gr„Reverenz bewiesen, und zum Beschlusse ein„Bitte anhingen: empfingen auch seinen Eid a„den Kolben, so die Knäblein trugen, welches „kniend that, und die Erde zu drey verschieden„malen küssete. Nach diesem wurde ihm der E„gang geöffnet, durch eine andere Thüre, die g„rade gegen über stund. Durch solche kamen „in einen großen Platz, der war viereckig gemacht „wie ein Kloster. Hier stunden vier Reihen „tallene Bilder, auf Art der wilden Männer, „ganz vergoldeten Keulen und Kronen. D„Götzen oder Riesen, waren jedweder sechs „zwanzig Spannen hoch, und sechs Spannen br„so wohl über die Brust, als über die Schulte„Ihre Gebärden waren fast unwürsch und m„stalt, auch ihre Haare kurz und kraus, „Art der Caffern. Nun hatten wir groß „langen zu erfahren, was diese Bilder bede„möchten? fragten also die Tatarn darum. „sagten sie uns ohne Verzug, es seyn die dr„dert und sechzig Götter, welche die Tage „Jahrs gemacht hätten, und stünden ausdr„deswegen da, damit sie jedermann in ihren „nissen unaufhörlich anbethen sollte, weil sie „Früchte des Jahres erschaffen hätten. So „auch der Tatar Chan sie aus einem großen Te„Angicamoy genannt, den er in der Stadt „poton einbekommen, und aus der Kapelle „Könige von China weggenommen, damit er „sie triumphiren könnte, wenn er in sein Land „rück käme, und die Welt innen würde, er „dem Könige von China seine Götter mit G„weggeführet.

„Auf eben diesem Platze, an einem Orte, „mit Pommeranzenbäumen besetzt, auch m

Hinter uns kamen viele Bediente zu Fuße, und zur Seite giengen viel Spielleute. So bald wir an die erste Einfassung um des Chans *k)* Gezelte kamen, stieg Nauticor aus seiner Sänfte, und verlangte von dem obersten Thürhüter die Erlaubniß, hinein zu gehen. Wir stiegen gleichfalls ab, hernach setzte er sich wieder ein, und rückte durch den ersten Hof, bis an einen langen Gang, wo er uns zu warten befahl. Hier sahen wir zum Zeitvertreibe unterdessen einigen Luftspringern zu, die uns aber wenig Verwunderung verursachten. Endlich erschien Nauticor mit vier Edelknaben wieder, und führte uns durch viele Gemächer in des Chans Zimmer *l)*.

Ferd. Mendez Pinto.

nem Gehäge von Epheu, Rosen und Rosmarinstöcken, und mancherley andern Bluhmen, die wir in Europa nicht haben, eingefasset war, stund ein Zelt zur Kurzweil gemacht, auf zwölf Geländern von Campherholze, jedwedes auf vier silbernen Stützen, in Gestalt einer Bogenstellung, eines Armes dick. In diesem Chore war ein niedriger Thron, in Gestalt eines Altares, mit Laubwerke von feinem Golde gezieret, mit einem Himmel oben darüber voll silberner Sterne. Daran sah man die Sonne, den Mond, und einige Wolken; darunter waren einige weiß, die andern aber anzusehen, wie die Regenwolken; sämmtlich dermaßen leibhaftig geschmelzt, und mit solcher Kunst, daß sie die Augen derjenigen, die sie beschaueten, betrogen. Denn es schien, als wenn sie wirklich regnen thäten. Mitten auf diesem Throne lag auf einem Bette ein großes silbernes Bild, genannt Abican Nilancor, das ist, Gesundheit der Könige, und war gleichfalls aus dem Tempel Angicamoy genommen. Nun rings um dieses Bild, sah man vier und dreyßig ...bzen, in der Größe eines Kindes von vier bis fünf Jahren: solche lagen in zwo Reihen auf den Knien, mit aufgehabenen Händen, als ob sie dasselbige anbetheten. Beym Eingange eben dieses Zeltes, waren vier junge reich gekleidete Edelleute, welche mit ihrem Rauchfasse in der Hand Paar und Paar rings herum giengen; hernach auf den Klang einer Klocke, daran sie schlugen, fielen sie zur Erden nieder, und beräucherten einander. Zur Wache dieses Zeltes stunden sechzig Hellebardirer, auf einige Weite davon, damit sie es ganz umringeten. Diese waren in vergoldet Leder gekleidet, mit sehr schön ausgearbeiteten Sturmhauben auf dem Kopfe. Alle diese Sachen zusammen verursachten ein annmuthiges und aus dermaßen herrliches Ansehen.

Aus diesem Platze giengen wir in eine andere Abtheilung Darinnen waren vier sehr kostbare und ... geschmückte Gemächer, und in selbigen viele „Edelleute, so wohl Ausländer, als Einheimische. „Weiter führete uns der Nauticor und die vier „Knäblein an die Thüre eines großen Saales zu „ebener Erde, nach Art einer Kirche gemachet. „Hier stunden sechs Thürhüter mit ihren Kolben, „und nachdem sie dem Nauticor große Reverenz „bewiesen hatten, ließen sie uns hinein gehen. In „diesem Saale befand sich der Chan der Tatarey, „in Gesellschaft vieler Fürsten, Herren, u. Hauptleu„te; darunter waren die Könige von Pafna, Mecuy, „Capinper, Raja-Benam, Anschesacotay, und „andere Könige, an der Zahl vierzehn, welche alle „in sehr kostbarem Gewonde am Fuße der Bühne „saßen, wohl zween oder drey Schritte weit davon. „Noch ein wenig weiter davon sah man zwey und „dreyßig sehr schöne Weibsbilder, die spieleten auf „allerley Spielwerk, daß es fast lieblich anzuhören „war. Der König saß auf seinem Throne, unter „einem köstlichen Himmel, und hatte um sich „zwölf Knäblein knien, mit kleinen goldenen Kol„ben, in Gestalt der Zepter, auf ihren Achseln. „Weiter hinten stund eine junge Jungfer, gar ge„waltig schön, und auch mit Kleidern kostbarlich „angethan, die hielt einen Windfächer in der „Hand, und wehete dem Chan kühle Luft zu. „Dieses war die Schwester des Nauticors, unsers „Feldherrn, und vom Chan aus dermassen ge„liebt. Der Chan aber selbst war ungefähr vier„zig Jahre alt, groß von Leibesgestalt, ziemlich „mager, und hübsch von Gesicht; hatte einen sehr „kurzen Bart, türkische Knebel, Augen wie die Chi„nesen, ein ernstliches majestätisches Ansehen. „Was sein Gewand betriffe, so war es violet, in „Gestalt eines langen türkischen Rockes, mit Per„len gesticket, und auf dem Kopfe trug er ein At„lasmützchen von gleicher Farbe, reich mit Dia„manten und Rubinen durcheinander gestickt. An „seinen Füßen grüne Pantoffeln, mit Goldflittern „und Perlen durchwirket.

A. d. 585 und vorhergeh. Seite. Damals belagerten die Tatarn Pekin.

Ferd. Mendez Pinto.

Frage desselben.

Als wir zehn oder zwölf Schritte weit im Saale gegangen waren: so machten wir dem Chan unsere Ehrerbiethung, mit vielerley Ceremonien, die man uns zuvor gelehret hatte. Hierauf sagte der Chan zu dem Nauticor: „Frage diese Leute, die vom Ende der Welt „her sind, ob sie einen König haben, und wie ihr Land heiße? auch wie weit es von Chi„na, darinnen ich mich jetzo befinde, entfernet sey„? Einer unter uns gab zur Antwort: „wir hätten einen sehr mächtigen König; unser Land heiße Portugall, und von der Haupt„stadt bis nach Pekin, habe man drey Jahre zu reisen„. Ueber diese Antwort verwunderte sich der Chan ungemein; denn er hatte nicht vermeynt, daß die Welt so groß seyn sollte. Er schlug mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, dreymal auf seinen Schenkel, hub die Augen gen Himmel, und sprach in der Verwunderung einige Worte, darinnen er die Menschen **armselige Ameisen** nannte. Hierauf winkete er uns, bis an die unterste Stufe des Thrones, wo die vierzehn Könige saßen, zu kommen, und fragte noch einmal mit gleichem Erstaunen, **wie viel, wie viel**? Wir sagten noch einmal, drey Jahre. Er wollte hierauf wissen, warum wir in Betrachtung der unaufhörlichen Gefahr, die man auf der See ausstehen müßte, nicht lieber zu Lande gereist wären? Wir antworteten, die Gefahr wäre wegen der vielerley Völker, welche in einem so ungeheuren Striche wohneten, zu Lande noch weit größer. Aber versetzte der Chan: was treibt euch denn mit so großer Gefahr hieher zu reisen? Als wir hierauf geantwortet hatten *n*): so schwieg er eine Zeitlang stille. Hernach schüttelte er den Kopf einigemal, und sagte zu den Anwesenden: „in un„serm Lande müsse sonder Zweifel der Ehrgeiz und die Ungerechtigkeit gewaltig herrschen, „weil wir so weit reiseten, fremde Länder zu erobern„. Diese Rede, imgleichen die Antwort eines alten Herrn, zu welchem sich der Chan insonderheit gewendet hatte, wurden sehr gelobet. Hierauf ließ sich die Musik eine Zeitlang hören, und der Chan gieng mit den jungen Frauenzimmer, das ihm frische Luft zuwehete, in ein ander Gemach. Nauticor bekam Befehl, da zu bleiben. Er ließ uns aber sagen, wir sollten uns nach unserm Zimmer verfügen, und uns auf ihn verlassen, weil er unser Bestes bey dem Chan schon beobachten wolle.

Un

n) Der Verfasser meldet nicht, worinnen diese Antwort bestund.

o) Es waren ungefähr vier hundert funfzig tausend Mann durch Krankheiten oder vor dem Feinde umgekommen, und dreyhundert tausend zu den Chinesen übergangen. Innerhalb den dritthalb Monaten, da es an Lebensmitteln fehlete, hatte man dreyhundert tausend Pferde und vierzig tausend Nashorne aufgezehret. Die Belagerung wurde aufgehoben, Montags den 7ten des Weinmonats. A. d. 589 und 590 S.

p) A. d. 590 und vorherg. S.

q) A. d. 591 S.

r) Will man sich die Macht der Tatarn in diesem Jahrhunderte deutlich vorstellen: so muß man den sechsten Theil dieser Sammlung n[achs]chlagen. Pinto giebt eine Beschreibung der Landtschaften, welche verdienet, daß wir sie an[füh]ren, weil sie den Zustand der damaligen Lände[r er]läutert. „Die vornehmste, saget er, war die „Landtschaft des Schach=Tamas, Königes von [Per]„sien; des **Siamon**, Kaisers der Gucos, [dessen] „Land an **Brama** und **Tangu** stößt; des C[ala]„minham, davon ich hernach reden will; „**Sornau von Odia** *s*), den man König „Siam nennet, und dessen Königreich verm[ittelst] „einer siebenhundert Meilen langen Küste, an „von **Tanasserim** stößt, auf der Seite von Ch[am]„pa mit den **Malays**, **Berdios** und Pa[tanen] „gränzet, in der Mitte aber, mit Passiolo[ka] „pi

s) Odia ist der indianische Name der Stadt Siam. Wir haben anderswo schon erwähnet,

Unterdessen strichen drey und vierzig Tage vorbey, ohne daß unser Zustand sich verändert hätte. Die Belagerung wurde mit großem Eifer fortgesetzet; hingegen wehreten sich die Chinesen nicht weniger auf das heftigste. Nebstdem wüthete eine ansteckende Seuche im Lager, und raffte alle Tage vier bis fünf tausend Mann hinweg. Zum Ueberflusse hatten beyde durch dieses Land laufende Flüsse sich ergossen, und dadurch die Zufuhre der Lebensmittel äußerst schwer gemacht. Der Winter war gleichfalls nicht weit. Man sah noch mehr Hindernisse voraus, welche die Tatarn abschreckten. Demnach wurde ein allgemeiner Kriegesrath gehalten, und dem Chan vorgestellet, man müsse die Belagerung nothwendiger Weise aufheben. Er mußte um so viel eher darein willigen, weil er erfuhr, sein Heer wäre innerhalb den siebentehalb Monaten, da es vor der Stadt gelegen, um ein Drittel geschmolzen o), und ein Theil vom Lager stünde unter Wasser. Man brachte hierauf das Fußvolk nebst dem übrigen Kriegesvorrathe zu Schiffe. Der Chan aber führete die Reuterey zu Lande, welche noch in dreyhundert tausend bestund, da hingegen sie bey seinem Einrücken sich auf sechshundert tausend belief p).

Ferd. Mendez Pinto.

Die Tatarn heben die Belagerung von Pekin auf.

Er verheerete alles, wo er durchzog, bis an die große Mauer, und führete sein Heer durch das Thor **Singraschirau** hinaus. Von da gieng er nach **Panquinor**, welche Stadt nur drey Meilen von der Mauer liegt, und die erste in seinem Lande ist, und kam des folgenden Tages nach **Psipator**, wo er sein Volk auseinander gehen ließ. Man merkte an allem seinen Thun, daß er ungemein verdrüßlich war. Er hatte nur etwa zwölf tausend Mann bey sich behalten, mit denen er zu Schiffe gieng, und in sechs Tagen zu Lansam anlangete, aber in größtem Unmuthe. Er trat bey der Nacht an das Land, und verboth alle Freudensbezeugungen, die man über seine Rückkunft anstellen wollte q).

Der Chan geht nach Lansam zurück.

In dieser Stadt erwartete er sein Fußvolk, das sechs und zwanzig Tage zur Heimreise nöthig hatte. Hernach gieng er, um seinen Verdruß zu vertreiben, nach **Tuymicau**, einer andern Stadt in seinem Reiche, empfing daselbst den Besuch der benachbarten Fürsten, und die Gesandtschaften vieler weit entlegenen Könige r). Aber alle Lustbarkeiten, wobey er seine Macht auf alle mögliche Weise zeigete, ja selbst das Vermählungsfest seiner Schwester

...per und **Schiammay**, gleichwie auch mit ... Laos und **Gucos**, dergestalt, daß er sie... zehn Königreiche besitzt; ferner die Gesandtschaft des Königes der Mogoren, dessen Land ... im Lande liegt, gleich an **Corazon**, einer ...ischen Landschaft, und an den Königreichen ...y und **Schitor**, und endlich die Gesandtschaft eines Kaisers, Namens **Caran**, gleich... wir hier erfuhren, dessen Landesgränze die ...irge **Goncalidau** sechzig Grade weiter sind, dessen Unterthanen man Moscowiter nennet. ... sahen einige in dieser Stadt, welche weiß, ... gewachsen, auch mit Beinkleidern, Wämsern und Hüten bekleidet waren, wie die Niederländer oder Schweizer. Die vornehmsten ... Röcke, mit Pelze und Zobeln gefüttert. „Sie hatten alle große und breite Schwerdter an„hängen. Wir bemerkten auch, daß sie einige la„teinische Wörter in ihrer Sprache gebrauchten, ja „mit stottern dreymal Dominus Dominus Do„minus sagten, welches bey ihnen mehr eine Ab„götterey, als Religion zu seyn schien. Das schlimmste „an ihnen war das abscheuliche Laster der Sodomite„rey, dem sie sehr ergeben waren. A. d. 592. 593 S. Ferner beschreibt der Verfasser den Einzug des moscowitischen Bothschafters mit solcher Bewunderung, als wenn damals kein Mensch in ganz Europa kein Wort von diesem Lande gewußt hätte. „Der Aufzug von diesem Gesandten, saget er, „war so herrlich und prächtig, daß man wohl se„hen konnte, er müsse einem reichen und mächti„gen Herrn zugehören“. Ebendas.

...ich sey ehemals unter dem Namen Sornau weit ansehnlicher gewesen, als es die Reisenden ...s Tages beschreiben. Man sehe oben die siamische Reisebeschreibung.

Ferd. Mendez Pinto.

Schwester Meica-Vidau, welche der Kaiser Caran durch seinen Bothschafter zur Ge- mahlinn verlangte, konnten sein Gemüth nicht beruhigen. Er dachte an nichts, als an die Belagerung Pekin, und wie er selbige mit Anfange des Frühlinges von neuem unter- nehmen wolle. Er berief seine Reichsstände zusammen; er machte Bündnisse mit den be- nachbarten. Zuweilen fragte er uns um unser Gutdünken. Aber diese Ehre setzte unsere Freyheit nur desto weiter hinaus. Wir liefen den Nauticor an, welcher gleichsam Bür- ge für sein Versprechen geworden war. Doch dieser sagte, es werde schwer damit hergehen weil ihm der Kaiser vor kurzem befohlen habe, uns durch alle mögliche Gutthaten in seine Dienste zu locken. Georg Mendez hatte sich nicht lange dazu bitten lassen. Man ver- hoffte, seine Gefährten würden nach ihrem Vaterlande eben so wenig fragen, als er; und ich merkte, daß die Tatarn aus diesem Grunde weit vertraulicher und freundlicher als zu- vor mit uns umgiengen.

Was die Freyheit der Portugiesen verhindert.

Nichts destoweniger hielt sich der Nauticor, kraft seines gegebenen Wortes, für schuldig, uns mit seinem ganzen Vermögen behülflich zu seyn. Er versprach, unsertwegen mit dem Cham zu sprechen, und ihm vorzustellen, wir hätten Kinder in Europa, die i[...] ohne unsern Beystand nicht zu nähren wüßten, und hoffe er, diese Vorstellung werde i[...] bewegen. Wir hingegen zweifelten sehr daran, ob sie einige Wirkung thun werde, i[...] dem wir die harte Gemüthsart der Tatarn aus manchem Beyspiele kenneten. Gleichwo[hl] bekamen wir diesesmal Gelegenheit, die wunderbare Vermischung von Härte und Mild[ig]keit in einem menschlichen Herzen zu bewundern. Als Nauticor seine Vorbitte auf [...] erwähnte Art einkleidete: so empfand der Cham einiges Mitleiden, und sagte: „Nun [...] „ist mir lieb, daß sie durch dergleichen wichtige Ursachen verhindert werden, in mei[ne] „Dienste zu treten. Ich bewillige nunmehr um desto lieber, was du in meinem Nam[en] „versprochen hast“. Wir stunden hinter dem Nauticor, weil er uns befohlen hatte, [...] zu folgen. Wir küsseten vor Freude dreymal den Boden, und sagten nach der in die[sem] Lande gebräuchlichen Redensart: „deine Füße müssen auf tausend Geschlechtern ruhen, [da-] „mit du ein Beherrscher aller Einwohner der Erden werden mögest“! Dieser Wunsch ge[fiel] dem Chan. Er sagte zu den umstehenden Herren: „diese Leute reden, als ob sie u[nter] „uns erzogen wären“. Hierauf wendete er sich zum Mendez, der neben dem Nauticor st[und] und sagte: „aber du! willst du gleichfalls von uns weggehen? Mendez, dem diese Frage [...] „Herz drang, antwortete: was mich betrifft, Herr! so habe ich weder Frau noch Kin[der,] „die meiner Hülfe bedürften, und ich wünsche nichts anders, als Eurer Majestät zu die[nen.] „Ja ich wollte diese Glückseligkeit nicht vertauschen, wenn ich tausend Jahre Kaiser zu [Pe-] „kin seyn könnte“. Diese Antwort gefiel dem Kaiser so wohl, daß er ein wenig lächel[te.]

Was ihnen dazu verhilft.

Mendez bleibt in des Chans Diensten.

Wir giengen voll Vergnügen vom Kaiser weg, und rüsteten uns zur Abreise. [...] Tage hernach sendete uns Seine Majestät auf Vorbitte des Nauticors zweytausend [...] und übergab uns den Bothschaftern, die sie nach dem Hofe zu Uzanguay, der Haup[tstadt] von Cochinchina abschickte. Endlich reiseten wir mit ihnen ab. Georg Mendez sch[enkte] uns gleichfalls tausend Taels. Er konnte dieses gar wohl ohne seinen Schaden thun, [da] er bereits sechs tausend Taels Einkünfte besaß. Er gab uns die erste Tagereise das [Ge-] leite, und konnte sich des Weinens nicht enthalten, wenn er daran gedachte, daß er [sich] seines Vaterlandes durch eigene Schuld auf ewig verlustig gemacht habe t).

t) A. d. 602 S. Die Bothschafter giengen auf einem Flusse zu Schiffe, den Pinto nicht n[...]

Der V Abschnitt.

Der Verfasser kömmt nach seiner Befreyung wieder in Indien.

Pinto verläßt nebst seinen Gefährten die Tatarey. Ihr Weg. Tempel und Beinhaus. Stadt voll Priester. Leschun Hauptsitz des tatarischen Glaubens. Große Menge Klöster. Königinn geht ins Kloster. Sie spricht mit den Portugiesen. See Singapamor. Vier große Flüsse, die daraus entspringen. Die Portugiesen kommen nach Cochinchina. Xolor, wo Porcellan gemacht wird. Reichthum und Schönheit des Landes. Reise nach Faunaugrem. Einzug des tatarischen Bothschafters. Seine Aufnahme in dem Pallaste. Der König reiset nach Uzanguay. Er hält gute Ordnung. Einzug in die Hauptstadt. Der Verfasser darf abreisen. Reichthum des Landes. Sie kommen nach der Insel Sancian; nehmen bey einem Seeräuber Dienste. Fünfe kommen um. Sie kommen nach Tanixuma. Sie werden daselbst wohl aufgenommen. Fabeln, womit sie die Japoner hintergehen. Der Verfasser lehret die Japoner schießen. Außerordentliche Freude deswegen.

Pinto verläßt nebst seinen Gefährten die Tatarey. Ihr Weg.

Wir reiseten den 9ten May des 1545sten Jahres aus Tuymicam ab, und kamen des Abends in die Stadt Guatypamear, welche ihrer Universität wegen berühmt ist, [gen]ossen auch unter dem Schutze der Bothschafter alle Höflichkeit. Des folgenden Tages [bl]eben wir über Nacht zu Puschanguim. Diese Stadt ist zwar klein, aber mit sehr [we]iten Gräben, Thürmen und Bollwerken befestiget. Den dritten Tag kamen wir in [ein]e größere Stadt, Namens Euxellu.

Tempel und Beinhaus.

Nach fünf Tagen, binnen welchen wir beständig dem Flusse folgeten, kamen wir an [das] Thor eines großen Tempels, Singuafatur genannt. An selbigem stund ein einge[schlossen]er Ort, der beynahe eine Meile im Umkreise, und inwendig hundert vier und sechzig [lan]ge und breite Häuser, voll Todtenköpfe hatte. Außerhalb dieser Gebäude lagen die [Kno]chen in große Haufen, die viele Klafter über die Dächer empor stiegen, aufgeschich[tet.] An der Südseite war ein kleiner, und oben abgeebneter Hügel, auf den man an neun [Stuf]en vermittelst eiserner Stufen steigen konnte, welche an vier Thore führeten. Die [ober]e Fläche des Hügels dienete zum Gestelle des allergrößesten, häßlichsten und entsetz[lich]en Bildes, das man sich jemals vorstellen kann. Es stund zwar aufgerichtet, lehnete [sich] an einem starken Gemäuer von Werkstücken. Es war aus Eisen gegossen. Ungeach[tet se]iner Häßlichkeit, war doch das Ebenmaaß der Gliedmaßen noch ganz gut beobachtet, [nur] der Kopf ausgenommen, welcher für einen so gewaltig großen Leib zu klein zu seyn schien. [Di]es Ungeheuer hielt in beyden Händen eine erstaunliche eiserne Kugel. Wir fragten [den] tatarischen Bothschafter, was dieses seltsame Gedenkmaal bedeutete? Er antwortete, [die] Person, deren Größe wir bewunderten, wäre der Hüter aller menschlichen Gebeine;

Hüter der Menschengebeine.

[wen]n nun am jüngsten Tage jedermann wieder aufstehen werde, so werde er einem jeden [die] Gebeine, die er in seinem vorigen Leben gehabt, wieder zustellen, indem er sie alle [kenne], folglich wisse, wem jeder Knochen zugehöre. Wer ihm aber nichts verehre, noch [in s]einem Leben ihm Allmosen gebe, dem werde er die faulesten Knochen, die er finden kön[ne,] ja wohl gar einige zu wenig hingeben, folglich ihn zum krummen oder lahmen Men[schen] machen. Nach diesem seltsamen Berichte, ermahnete uns der Bothschafter, den [Pri]estern ein Allmosen zu reichen, gieng uns auch in diesem Stücke mit gutem Beyspiele [vor.] Wir hielten anfänglich seine Erzählung für ein bloßes Mährchen, das er uns weis

Ferd. Mendez Pinto.

machen wollte: aber nachgehends mußten wir glauben, daß es sein Ernst war; denn er versicherte, dieser Tempel bekäme jährlich mehr als zwey hundert tausend Taels Allmosen, ohne was die von den vornehmsten Herren im Lande erbaueten Capellen und andere Stiftungen eintrügen. Ferner sagte er, dieser Götze habe sehr viele Priester, welche ohne Aufhören Geschenke bekämen, damit sie für die Verstorbenen, deren Gebeine in ihrer Verwahrung wären, bitten möchten; diese Priester kämen ohne Erlaubniß ihrer Obern oder Schisangen niemals aus dem Umfange dieses Platzes. Innerhalb desselbigen dürften sie des Jahres nicht öfter als ein einziges mal das Gelübde der Keuschheit brechen, zu welchem Ende gewisse Weibespersonen bestellt wären: aber außerhalb des besagten Bezirkes, könnten sie alle sinnliche Ergetzlichkeiten vornehmen, ohne daß es etwas zu bedeuten hätte *u*).

Stadt voll Priester.

Des folgenden Tages erreichten wir eine sehr schöne Stadt, Namens **Quanginau**, wo die Bothschafter drey Tage verweileten, um dem Feste mit beyzuwohnen, das die Einwohner dem **Gua Talapicor** *x*), das ist, ihrem Hohenpriester zu Ehren begiengen, welcher an den Hof des Chans reisete, um ihn wegen des unglücklichen Ausschlages der pekinischen Belagerung zu trösten. Der **Talapicor** erzeigete dagegen den Einwohnern zu Quanginau allerley Gnade; unter andern machte er sie alle zu Priestern, mit völliger Gewalt, die mit diesem Stande verknüpften Verrichtungen aller Orten auszuüben, und die Allmosen zu empfangen. Der Bothschafter aus Cochinchina, welcher in Gesellschaft des tatarischen Tu[-] micam nach seinem Hofe zurück kehrete, hatte ihm außerordentliche Kennzeichen seiner Ehrerbiethung und seines Eifers erwiesen, wofür er die Belohnung sogleich erhielt, nämlich die Macht, die Geburtsfehler aller derjenigen, die ihm dafür Geld bezahlen würden, durch Ertheilung einer neuen Anverwandtschaft auszulöschen, imgleichen den Herren bey Hofe Titel und Ehrenzeichen beyzulegen. Zwo dermaßen wichtige Gnadenbezeugungen bläheten den Bothschafter dergestalt auf, daß er dem Hohenpriester alle seine Baarschaft verehrete, ungeachtet er sonst für einen großen Knicker beschrieben war. Er mußte hernach die zweytausend Taels, die uns der Chan geschenkt hatte, von uns borgen, dafür er uns in seinem Vaterlande die Zinsen mit funfzehn vom Hundert gut that *y*).

Leschun, der Hauptsitz des tatarischen Glaubens.

Wir fuhren noch vier Tage den Fluß hinab, und sahen unterweges an beyden Ufern eine Menge Städte und große Flecken. Wir hielten uns aber nirgend auf, bis wir nach **Leschun**, dem Hauptsitze des tatarischen Gottesdienstes, kamen *z*). Hier sahen wir einen prächtigen Tempel mit vielen Nebengebäuden, worinnen die Grabmaale von sieben und zwanzig Chans oder tatarischen Kaisern waren. Inwendig waren die Capellen mit Silber beschlagen; es stunden auch Götzenbilder von gleichem Metalle da. In einiger Entfernung vom Tempel, gegen Norden, zeigete man uns einen ungemein weitläuftigen Bezirk,

Große Menge Klöster.

worinnen damals zweyhundert und achtzig Klöster sowohl von einem als dem andern Geschlechte stunden, und eben so vielen Götzen gewidmet waren. Man versicherte uns, es lebten wenigstens zwey und vierzig tausend Ordenspersonen darinnen, ohne die Bedienten zu rechnen. Zwischen den Gebäuden stund eine unendliche Menge metallene Säulen, und auf jeder Säule ein vergoldetes Bild. Eines von besagten Klöstern, das dem O[-]

Fr[-]

u) A. d. 605 S.

x) Vermuthlich war es der von andern Reisenden also genannte große Lama, denn des Pinto Weg muß zwischen Tibet und China hingegangen seyn. Man sehe die Beschreibung von Tibet, im VI Theile.

y) A. d. 606 S.

z) A. d. 611 S.

a) Es wäre vergeblich, wenn man Städ[-] Königreiche errathen wollte, die nicht meh[-]

Frigau, das ist, dem Gotte der Sonnenstäubchen, gewidmet war, hatte die Schwester des Thans, und Witwe des Königes von Pafua gestiftet, auch aus Herzeleid über ihres Man- es Tod, sich mit sechstausend Weibespersonen, die ihr gutwillig folgeten, hinein versper- et. Sie trug aus Demuth einen tatarischen Namen, welcher so viel bedeutet, als Fle- erwisch des heiligen Hauses. Die Bothschafter hielten es ihrer Schuldigkeit für ge- mäß, ihr die Füße zu küssen. Sie nahm diese Ehrerbiethigkeit sehr gnädig auf. Nach- ehends erblickte sie uns, und fragte, wer wir wären? Ihre Verwunderung war ungemein a sie von den Bothschaftern erfuhr, wir wären am Ende der Welt zu Hause, und aus nem Lande, davon die Tatarn nicht einmal den Namen wüßten. Dieser Bericht machte e so neugierig, daß sie lange mit uns sprach. Ihre Fragen waren scharfsinnig; sie be- theilete unsere Antworten sehr richtig, hatte auch ein sonderbares Vergnügen darüber, ie sie denn hernach sagte, „wir müßten unter Leuten auferzogen seyn, welche größere Ein- icht hätten, als die Tatarn“. Endlich wurden wir mit einer höflichen Danksagung lassen, auch mit hundert Taels beschenket.

Ferd. Mendez Pinto.

Königinn geht ins Kloster.

Spricht mit den Portugiesen.

Fünf Tage hernach kamen wir in eine groß: Stadt, Namens **Rendacalem**, an den ßersten Gränzen der Tatarey *a*). Hierauf betraten wir das Königreich **Schinaygrau**, o erreichten nach einem viertägigen Zuge **Wulem**, wo man die Bothschafter mit großer flichkeit empfing, und mit Wegweisern oder vielmehr mit Lootsmännern versah, die durch Canäle aus einem Flusse in den andern führen mußten. Wir rückten noch andere en Tage fort, ohne etwas merkwürdiges zu sehen, bis an die Straße **Cateneur**, durch lche uns die Lootsmänner führeten, sowohl um den Weg abzukürzen, als auch um ei- nbeschriebenen Seeräuber, welcher diese ganze Gegend ausgeplündert hatte, auszuwei- n. Von hier steuerten wir anfänglich ostwärts, folgten hernach der Krümme des assers, und kamen in den See **Singapamor**, von den Landeseinwohnern **Cunebetay** annt, welcher nach Aussage unser Steuerleute etwa sechs und dreyßig Meilen *b*) im kreise haben soll. Hier sahen wir eine erstaunliche Menge Vögel. Aus diesem See, die Natur seinen Platz mitten im Lande angewiesen hat, entspringen vier ungemein te und tiefe Flüsse. Der erste, Namens **Ventinau**, durchfließt das ganze Land **Sor**- , recht gegen Westen, und fällt in dem Hafen **Schiantabu**, unter sechs und zwan- Grad, in die See. Der zweyte heißt **Jangumaa**, fließt von Süden gegen Südost, h die Königreiche **Schiammay**, **Laos**, **Guers**, auch einen Theil von **Dambam**- r, und fällt bey **Martaban** im Königreiche Pegu in die See. Zwischen den Mün- gen dieser beyden Flüsse, zählet man nach den Graden dieser **Climatum** über sieben ert Meilen. Der dritte fließt unter dem Namen **Pomphileu** durch die Landschaften unper und **Sacotay**, bewässert hernach das ganze Reich **Monginoco**, nebst einem le von **Meleytay** und **Savady**, und fällt in dem Hafen **Cosinim** bey **Arrakan** ins r. Den Namen des vierten wußten weder die Lootsmänner, noch die Bothschafter; nuthlich aber ist es der Ganges, welcher nach Bengalen herab fließt. Innerhalb sie- Tagen, nach Durchschiffung des Sees, erblickten wir eine Stadt, Namens **Caleypur**, deren

See Singapamor.

Vier große Flüsse, die daraus entspringen.

n sind. Im VI Theile sind die mit der Ta- und den benachbarten Ländern vorgefallenen derungen, nebst der wenigen Nachricht, die uns davon übrig geblieben ist, zu lesen.

b) Anderswo giebt ihm der Verfasser hundert und achtzig Meilen im Umkreise.

Die Portugiesen kommen nach Cochinchina.

deren Einwohner uns mit Steinen und Pfeilen von ihrem Ufer abhielten. Weil uns nu die Lebensmittel ausgiengen, so machten wir uns auf Einrathen der Steuerleute in einen breitern Fluß, der uns in neun Tagen nach **Tarem**, einer sehr ansehnlichen Stadt, führete. Weil nun ihr Besitzer ein Unterthan des Königes von **Cochinchina** war: so empfing e den Bothschafter seines Herrn mit aller ersinnlichen Höflichkeit und Freundschaft *c*).

Xolor, wo Porcelan gemacht wird.

Des folgenden Tages reiseten wir gegen Untergang der Sonne, und fuhren sieben Tage lang den Fluß hinab, wornach wir im Hafen von **Xolor** Anker warfen. Diese ist eine große Stadt, woselbst das emaillirte Porcelan gemacht, und nach China verschi wird *d*). Die Bothschafter verweileten fünf Tage daselbst, und besahen unterdessen d reichen Silbergruben, welche der König von Cochinchina in dieser Gegend angelegt hatt Wir sahen eine ansehnliche Menge von diesem Metalle gewinnen, und es wurden über ta send Mann zur Arbeit gebrauchet. Die Bothschafter fragten, wie viel man wohl jährli Silber zu gute mache? und bekamen zur Antwort, bisher hätte die Grube sechs tause Picos eingetragen, das ist, acht tausend europäische Zentner *e*).

Reichthum u. Schönheit des Landes.

Nach der Abreise von **Xilor**, sahen wir über fünf Tage lang beyde Ufer des Flu mit einer großen Anzahl weitläuftiger Flecken und schöner Städte besetzt. Der Boden in dieser Gegend vortrefflich; alle Felder stehen voll Reiß, Getraide, allerley Hülsenfrü te, und großer Zuckerrohre, welche letztere insonderheit in erstaunlichem Ueberflusse wa sen. Daher ist auch das Land reich und mit Leuten angefüllet. Die Einwohner klei sich meistens in Seide, und reuten auf wohl aufgeputzten Pferden. Das Frauenzim ist schön, und außerordentlich weiß *f*).

An diesem Orte schiffeten wir nicht ohne große Mühe und Gefahr auf dem Fl **Ventinau**, indem gemeiniglich viele Seeräuber in selbigem sich einschleichen. Dem geachtet, fuhren wir glücklich hinab, bis nach **Manaquileu**, welche Stadt unter Gebirge **Schomay** liegt, das Cochinchina vom chinesischen Reiche scheidet. Hier lie wir die Schiffe stehen, und blieben die folgende Nacht zu **Quinancaxi**, einem Lustsch einer Muhme des Königes, bey welcher die Bothschafter ihre Aufwartung machten. erfuhren von ihr, der König wäre aus dem Kriege gegen die **Timoschocos** zurück kommen, und habe ihn glücklich geendiget; er befände sich seit einem Monate zu Fanaugr und ergötze sich mit der Jagd. Den Winter werde er in seinem Hauptsitze Uzanguay bringen. Auf diese Nachricht beschlossen sie, die Schiffe nach **Uzanguay** zu schicken, unterdessen dem Könige mit wenigem Gefolge zum erstenmale aufzuwarten. Wir mu gleichfalls mit reisen.

Reise nach Fanaugrem.

Wir brachten wegen der vielen Gebirge und der schlimmen Wege mit sechs und zig Meilen ganze dreyzehn Tage zu. Endlich kamen wir vom Gebirge herab, in ein ßes Dorf, Namens **Tornadaschu**, welches an einem Flusse lag. Von da giengen des andern Tages nach **Lindapamo**. Der Statthalter dieses Ortes war ein An wandter des cochinchinesischen Bothschafters, und erst seit wenig Tagen aus Fanaugr welches nur funfzehn Meilen davon liegt, angelangt. Es erzählete selbiger dem Bothscha es habe während seines Aufenthaltes bey dem Tatar Chan, seine Tochter ihren Mann ver ren, und hierauf ihr Leben auf eben dem Scheiterhaufen, welcher zu Verbrennung de che dienete, großmüthiger Weise geendiget. Anstatt daß diese Nachricht den Bothsch betrüben sollte, hub er im Gegentheile die Augen gen Himmel, „pries seine Tochter

Eine Frau verbrennet sich mit ihrem Manne.

c) A. d. 615 und vorherg. S. *d*) Ebendas.

Ferd. Mendez Pinto.

gen ihrer bezeigten Standhaftigkeit für glücklich, sich selbst aber für nicht weniger beglückt, weil er sein Kind in dem Wohnplatze alles Vergnügens und aller Vollkommenheiten wisse. Zugleich versprach er, durch ein förmliches Gelübde, ihr einen so schönen Tempel zu bauen, daß ihr die Lust ankommen sollte, aus dem Himmel wegzugehen, und in selbigem zu wohnen". Hierauf legte er sich mit dem Gesichte gegen die Erde, auf den Boden nieder, und erwartete in dieser Stellung den Besuch der dasigen Mönche. Sie men auch unverzüglich, versicherten, seine Tochter wäre eine Heilige, und dürfe er ihr Ehren ein silbernes Bild aufrichten. Diese Schmäucheley kützelte ihn im Innersten der Seele, und aus dieser Ursache beschenkte er sie auf das reichlichste. Nachgehends stellte ein prächtiges Leichenbegängniß an, dem wir mit beywohneten.

Einzug des tatarischen Bothschafters

Des folgenden Tages begaben wir uns ins Kloster **Latiparau**, das ist, **Hülfe der** rinen genannt, woselbst beyde Bothschafter so lange verziehen wollten, bis der König f die gegebene Nachricht von ihrer Ankunft einen Entschluß fassete. Endlich befahl er nen, bis nach der Stadt **Agimpur**, die nur eine Meile von **Fanaugrem** liegt, zu rücken; o drey Tage hernach schickte er dem tatarischen Bothschafter den Prinzen **Passilau vacam**, en nahen Anverwandten der Königinn, entgegen. Wir mußten den prächtigen Aufzug selben bewundern. Er fuhr auf einem Wagen, der mit drey Rädern auf jeder Seite sehen, mit silbernen Platten beschlagen, und mit vier Schimmeln bespannet war. Ihr schirr war dicht mit Golde gestickt. Auf beyden Seiten giengen sechzig Bediente in ines Leder gekleidet; und die Scheiden ihrer Säbel waren mit goldenen Platten belagen. Auf diese beyden Reihen, folgte ein anderer Haufen, in grün und grau Seideng gekleidet, auch mit Hellebarden und Säbeln bewaffnet. Letztere waren mit Silber schlagen. Auf diese Leibwache folgten achtzig kostbar angeschirrete Elephanten, mit kleisilbernen Schlössern auf dem Rücken, und vielen dergleichen Klocken am Halse. Vor n ritten viele Kriegesbediente zu Pferde, und hinter ihnen kamen zwölf Wagen mit enen Decken beleget; hin und wieder waren viele Spielleute untermenget, die auf Pau- und andern Instrumenten von Silber, spieleten.

Seine Aufnahme in dem Pallaste.

Als der Prinz in diesem Aufzuge in des tatarischen Gesandten Wohnung gekommen : so both er ihm nach einigen höflichen Reden seinen Wagen an. Er selbst stieg zu Pferund ritt ihm zur Rechten, der cochinchinische Gesandte aber zur Linken. In dieser nung zog man mit dem vorigen Gefolge und Pracht, bis an den ersten Hof des könign Pallastes, woselbst der ganze Adel in größtem Staate versammelt war. Von hier ngen beyde Bothschafter zu Fuße bis an das Thor des Pallastes, und wurden von eialten Herrn, des Königes Oheim, bewillkommt. Sie küsseten seinen Säbel, den er ängen hatte. Diese Ehrerbiethigkeit erwiederte er nicht nur auf gleiche Weise, sondern gte ihnen auch, indem sie vor ihm auf der Erde lagen, die Hand auf den Kopf, weleine große Ehre in diesem Lande ist *g*). Sodann hub er den tatarischen Bothschafter o auf, trat neben ihn, und führete ihn durch einen sehr langen Saal, zu der am Endesselben befindlichen Thüre. Hier klopfte er dreymal an. Auf das dritte Anpochen, te man inwendig, wer er wäre? und was er in des Königes Gemache thun e? Nicht anders, als ob er unversehens gekommen wäre. Seine Antwort war: rmöge des alten freundschaftlichen Herkommens ist ein Bothschafter des großen Schi-

) Ebendas. *f*) A. d. 618 und vorherg. S. *g*) Wir haben diese Beschreibung ihrer Seltsamkeit n beybringen wollen.

Ferdinand Mendez Pinto.

„narau der Tatarey *h*) angelanget, und will bey dem **Preschau Guimiam**, Herrn un„serer Häupter, Gehör haben“. Sogleich eröffnete man die Thüren. Der Oheim des Kö niges gieng zuerst hinein, und führete den tatarischen Bothschafter bey der Hand. Hier auf folgte unmittelbar der einheimische Bothschafter, und wurde von dem Hauptmanne de Leibwache gleichfalls geführet. Ihr sämmtliches Gefolge mußte drey und drey in einem Gliede hinein treten. Wir kamen also in einen weit schönern Saal, als der vorige gewe sen war, und sahen daselbst vier und sechzig metallene und neunzehn silberne Bilder sämmtlich mit eisernen Ketten am Halse. Auf unsere Erkundigung erfuhren wir, es wä ren die drey und achtzig Götter der **Timoschocos**, welche ihr König im letzten Kriege e obert habe, und den siegreichen Einzug in seine Hauptstadt damit auszieren wolle.

Aus diesem Saale traten wir in ein ungemein weitläuftiges Gemach, worinnen vie schöne Weibespersonen saßen. Einige hatten allerley Frauenzimmerarbeit vor, ande sungen, oder spieleten auf allerley Instrumenten. Etwas weiter, nämlich am Eingang in des Königes Gemach, fanden wir sechs andere Weibespersonen, mit silbernen Kolbe welche das Thürhüteramt verwalteten. Diese öffneten uns die Thüre. Sogleich fiel u der König und einige um ihn stehende alte Herren ins Gesicht. Er saß auf einem Altarähn chen und acht Stufen erhöheten Throne, unter einem auf Säulen ruhenden Himm Sowohl der Thron als die Säulen waren mit Goldbleche überzogen. Neben ihm knie sechs Kinder mit goldenen Zeptern in der Hand. In einer etwas weitern Entfernung ab einige alte Frauen, mit großen Rosenkränzen am Halse, die ihm frische Luft zuwehete Hin und wieder im Gemache, waren noch mehr, obgleich junge Frauenzimmer, die gewissen Instrumenten spieleten, worein andere junge Mägdchen sangen *i*).

Der König von Cochinchina schien ungefähr fünf und dreyßig Jahre alt zu seyn, hatte g ße Augen, einen blonden Bart, eine ernsthafte und strenge Gesichtsbildung, und üb haupt das Ansehen eines großen Monarchen. So weitläuftig als die Vorbereitung z Gehöre gewesen war, so flüchtig lief selbiges ab. Der Bothschafter legte eine sehr ku Rede ab; der König antwortete mit wenigen Worten darauf, und damit ertönete Musik wieder, bis der Bothschafter weggieng. Beym Abschiede sagte der König zu ih er wolle das Schreiben seines Bruders des **Schinarau** lesen, und freundschaftliche A wort ertheilen.

Der König reiset nach Uzanguay.

Dreyzehn Tage hernach, reisete er nach **Uzanguay** ab. Der Bothschafter erwä te dem aufhabenden Befehle gemäß, unser in einem zweyten Gehöre, und bath im Nam des Chans, der König möchte uns Gelegenheit schaffen, daß wir in unser Vaterland sen könnten. Dieses wurde desto williger versprochen, weil er uns nur nach einem Ha schaffen durfte, wo wir portugiesische Schiffe antreffen konnten. Wir reiseten mit n **Uzanguay**. Den ersten Tag speisete der König zu Mittage in einer kleinen Stadt, N mens **Benau**, blieb daselbst bis auf den Abend, und schlief des Nachts in einem nah genen Kloster, Namens **Pomgatur**. Den folgenden Tag, kam er vermittelst eines langsamen Zuges nach **Mecay**, und die neun folgenden Tage in viele andere Städte, bey sich niemand die geringsten Unkosten wegen seiner Bewillkommung machen du Denn er sagte: „dergleichen öffentliche Freudenfeste gäben den Beamten nur Gelegenh „das Volk auszusaugen“. Sein Gefolge bestund aus dreytausend Pferden: er beobac

Hält gute Ordnung.

h) Schinarau und Preschau sind Titel. Jeder morgenländischer Potentat führet einen eigen

Ferd. Mendez Pinto.

aber eine Zucht, welche dem milden Gemüthe des Monarchen gemäß war. Den neunten Tag, kam er nach **Lingator**, welche Stadt an einem breiten und tiefen Flusse liegt, wo viele Schiffe ankommen. Sein Zeitvertreib auf dem Wege bestund in der Jagd, insonderheit in der Beize, wozu die Anstalten hin und wieder unterweges vorgekehret waren. Er hielt sich niemals lange auf, und schlief zuweilen mitten im Walde, unter einem Gezelte. Als er den Fluß **Baguetor** erreichte, einen von den dreyen, welche aus dem See **Famstir** in der Tatarey entspringen, so fuhr er auf dem Wasser bis nach **Na**ibasoy, einer großen Stadt, wo er ohne allen Pracht ausstieg, und den noch übrigen Weg zu Lande fortsetzte *k*).

Einzug in die Hauptstadt.

Sein Einzug in die Hauptstadt war kriegerisch eingerichtet. Man sah dabey alle vom Feinde eroberte Beute. Die vornehmste, oder die er doch wenigstens am höchsten schätzte, waren die Götzenbilder, die wir zu **Fanaugrem** gesehen hatten. Die gefangenen Priester, giengen neben dem Wagen her, und waren mit Ketten daran gefesselt. Nach ihnen folgten vierzig andere Wägen, jeder mit zwey Nashörnern bespannet, mit Gewehr und Fahnen angefüllt. Hierauf kamen zwanzig andere; auf jedem lag ein großer mit eisernen Stangen verwahrter Kasten, worinnen, wie man sagte, der Schatz der Tiloschocos verschlossen war. Sodann folgten zweyhundert erbeutete Elephanten, mit ...en Schlössern und Kriegespanuren, welches gewisse Schwerdter sind, die man ihnen zwischen die Zähne giebt, um damit zu fechten. Den ganzen Zug beschloß eine große Menge Pferde, welche die Köpfe und Gebeine der Getödteten trugen *l*).

Der Verfasser darf abreisen.

Den ganzen Monat über, den wir in dieser Stadt zubrachten, sahen wir viele Lustbarkeiten. Doch weder dieses Wohlleben, noch die vom Hofe angebothenen Dienste, verhinderten uns, mit einem nach der chinesischen Küste segelfertigen Schiffe abzugehen, indem wir daselbst hinlängliche Gelegenheit zu unserer Reise nach Malacka verhofften. Wir giengen den 12ten Jenner des 1546sten Jahres unter Segel, mit unaussprechlicher Freude, ... unser langwieriges Unglück endlich ein Ende hatte. Der **Necoda**, oder Hauptmann ...res Schiffes, hatte Befehl, uns wohl zu halten, und in allen Stücken beförderlich zu ... Er brachte sieben Tage damit zu, bis er aus dem Flusse kam, indem solcher unge... viel Krümmungen machet, übrigens aber mehr als eine Meile breit ist. Wir sahen ...dem Ufer beyder Flüsse eine Menge großer Flecken, auch einige schöne Städte. Das ... muß ungemeinen Reichthum besitzen.

Reichthum des Landes.

Denn die Gebäude waren ungemein prächtig, ...nderlich die Tempel, deren Klockenthürme mit Golde gedeckt waren. So war auch ... Menge von Schiffen und Barken, welche allerley Gattungen von Waaren und Lebensmitteln zuführeten, unzählig. Der **Necoda** verweilete seiner Handelsgeschäffte wegen zwölf Tage in einer großen und schönen Stadt, Namens **Quangoparu**, woselbst ... seinen Perlen vier gegen eines gewann. Man versicherte uns auch, der König zie... ...loß aus den Silberbergwerken in dieser Gegend, jährlich über funfzehnhundert Picos, ...t, nach unserm Gewichte bey vier tausend Zentner. Dem ungeachtet war **Quangoparu** ...ur mit einer schwachen Mauer von Ziegelsteinen, und mit einem sechs Klafter breiten ...ben befestiget, ohne das geringste Geschütz. Fünfhundert beherzte Portugiesen hätten alle diese Schätze ohne sonderliche Mühe nach Lissabon bringen können *m*).

...) A. d. 622 S. *k*) A. d. 626 S. *l*) A. d. 627 S. *m*) A. d. 629 und vorherg. S.

Ferd. Mendez Pinto.

Kommen nach der Insel Sancian.

Endlich kamen wir aus diesem Flusse, und nach einer dreyzehntägigen Fahrt in die Insel **Sancian**, wo die malackischen Schiffe auf ihrem Wege öfters anzulanden pflegen. Allein, die letzten waren bereits vor neun Tagen wieder abgesegelt. Doch setzten wir noch einige Hoffnung auf den Hafen **Lampacau**, welcher nur sieben Meilen davon liegt. Wir fanden auch in der That zwo malaysche Junken daselbst, eine von Lugor, die andere von Patan, und beyde waren willig, uns an Bord zu nehmen. „Allein, wir waren Por-„tugiesen, das ist, Leute, die sich klüger dünken, als die ganze Welt, und mit der größten „Hartnäckigkeit auf ihrem Kopfe bleiben. Als wir einen endlichen Schluß ergreifen, und „vor allen Dingen fester, als jemals, zusammen halten sollten: so wollte einer da, der an-„dere dort hinaus; wir wurden darüber uneinig, ja dergestalt erbittert, daß wir uns bey-„nahe unter einander selbst erwürget hätten. Ich schäme mich viel zu sehr, als daß ich „unsere Zänkerey weitläuftig beschreiben sollte. Nur will ich dieses noch anführen, daß der „**Necoda** von **Uzanguay** dieserwegen einen sehr verächtlichen Abschied von uns nahm, sich „weder mit unsern Briefen, noch mit einer mündlichen Ausrichtung beschweren wollte, son-„dern frey heraus sagte, er wolle sich lieber den Kopf von seinem Könige wegschlagen „lassen, als den Himmel durch den geringsten Umgang mit uns erzürnen. Unsere Un-„nigkeit währete neun Tage, binnen welcher Zeit beyde Junken ihr Wort wieder zurück-„nahmen, und davon segelten, weil sie keinen geringern Abscheu gegen uns geschöpft „hatten, als der **Necoda** n)."

Zänkerey zwischen den Portugiesen.

Wir mußten demnach an einem wüsten Orte zurück bleiben, wo uns endlich das ge-genwärtige Elend, und die bevorstehende unendliche Gefahr, zur Erkenntniß unserer be-gangenen Narrheit brachte. Wir hatten bereits siebenzehn Tage auf dieser Insel, ohne den geringsten menschlichen Beystand zugebracht, glaubten auch nicht anders, als wir würden unser Leben an diesem Orte endigen müssen. Endlich aber schickte der gütige Him-mel einen Seeräuber, Namens **Samiposcheca**, hieher. Dieser hatte in einem Gefechte mit einer chinesischen Flotte, den Kürzern gezogen, und suchte nun einen Schlupfwinkel. Er hatte von seinen vielen Schiffen nur zwey durch die Flucht davon gebracht. Seine meisten Leute waren heftig verwundet; deswegen er auch, um ihre Genesung abzuwarten, zwanzig Tage zu **Lampacau** zubringen mußte. Die Noth zwang uns, Dienste bey ihm zu nehmen. Doch vertheilete er uns; fünfe kamen in eine Junke, und drey in die andere.

Nehmen bey einem Seeräuber Dienste

Sein Vorsatz war, nach dem Hafen **Lailu** zu gehen, welcher sieben Meilen von **Schinschen**, und achtzig von **Lampacau** liegt. Wir traten die Reise mit günstigem Winde an, und hielten uns neun Tage lang an die Küste von **Laman**. Aber in der Ge-gend des Salzflusses, welcher fünf Meilen von **Schabaquay** liegt, wurden wir von sieben Junken angegriffen. Der Feind brachte nach einem hartnäckigen Gefechte un-eine Junke, worauf der Seeräuber die fünf Portugiesen gesetzet hatte, in den Brand, wir selbst aber entwischten endlich durch Hülfe der Nacht und des Windes, wiewohl mit gro-Noth. Dergestalt segelten wir drey ganze Tage in schlechtem Zustande dahin, bis uns ein heftiger Sturm an die Insel **Lequios** verschlug. Der Seeräuber hatte Bekanntschaft mit dem hiesigen Könige und den Einwohnern; er dankte also Gott, daß er ihn an diesen Ort in Sicherheit geführet hatte. Gleichwohl konnte er nicht ans Land kommen; denn sein Steuermann war in dem letzten Gefechte mit darauf gegangen. Nach drey und zwanzig täg-

Fünfe kommen um.

n) A. d. 630 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Kommen nach Tanixuma.

ägiger Mühe und Gefahr, warf uns endlich der Wind in eine unbekannte Bucht. Sogleich kamen zwo Barken mit sechs Mann an unsere Junke, und fragten: was wir in ihrer Insel wollten? **Samipocheca** erkannte sie an der Sprache für Japaner, gab sich für inen chinesischen Handelsmann aus, der sein Glück versuchen wollte, und erfuhr dagegen, ir wären in der Insel **Tanixuma**.

Sie zeigten uns von ferne das große Land **Japon**, darunter sie stunden, versicheren uns einer gütigen Aufnahme von ihrem Herrn; welchem sie den Titel **Nautaquin** eylegten, und riethen uns, bey dem schlechten Zustande unseres Schiffes nach dem Hafen uf der Südseite, an der großen Stadt **Miay-epima** zu gehen. Die Noth war so groß n uns, daß wir sogleich den Anker lichteten, um ihrem Rathe zu folgen. So bald wir aselbst anlangten, erschien eine Menge Barken mit Lebensmitteln; unser Seeräuber nahm er nichts ohne baare Bezahlung. Noch selbigen Tag kam der **Nautaquin**, oder Fürst n dieser Insel, nebst vielen Kaufleuten und Beamten, zu uns an Bord. Sie hatten ele Kisten voll Silberstangen bey sich, und bothen uns einen Tausch an. Doch kamen nicht in die Nähe, bis sie der Ehrlichkeit des Schiffhauptmanns zuvor versichert waren: wurden aber bald vertraulicher, und bey dieser Gelegenheit fiel ihnen der Unterschied der rtugiesischen und chinesischen Gesichter sogleich in die Augen. Der **Nautaquin** fragte r begierig, wer wir wären? **Samiposcheca** gab zur Antwort, wir wären aus einem nde, Namens Malacca, aber seit einigen Jahren aus einem andern Lande, Namens rtugall, dahin gekommen, dessen König, unserm Vorgeben zu Folge, sein Reich am nde der Welt habe. Dieser Bericht setzte den **Nautaquin** in große Verwunderung. wandte sich zu seinen Leuten, und sagte: "Wo ich nicht irre, so sind diese Ausländer iejenigen **Schinschicogis**, davon in unsern Büchern steht, sie würden über das Wasser fliegen, und die Länder bezwingen, in welchen Gott die Schätze der Erde geschafn hat. Es ist ein Glück für uns, wenn sie als Freunde zu uns kommen". Hierauf er den **Necoda** durch eine Frau aus **Lequios**, die ihm dollmetschete, fragen, wo er angetroffen hätte, und unter welchem Vorwande er uns nach Japon bringe? Der coda antwortete, wir wären ehrliche Handelsleute. Er habe uns zu Lampecau, wo r Schiff gescheitert sey, angetroffen, und aus Barmherzigkeit an Bord genommen. ses Zeugniß schien dem **Nautaquin** hinlänglich genug. Er forderte einen Stuhl, sich an dem Ueberlaufe hin, und dachte vorjetzo weiter an nichts, als seine Neube e zu vergnügen. Demnach legte er uns eine Menge Fragen vor, und erwartete un Antwort jedesmal mit ungemeiner Begierde. Endlich befahl er uns, eine Nachricht dieser großen Welt, die wir durchreiset hätten, aufzusetzen, nebst dem Beysatze, diese are wolle er lieber kaufen, als alle Güter auf unserm Schiffe. So bald der folgende anbrach, schickte er uns eine kleine Barke voll Eßwaaren, wogegen ihm der Necoda e Stücke Zeug verehrete, auch a[...] Land zu treten, und seine drey Portugiesen mitzugen versprach.

Die Portugiesen werden wohl aufgenommen.

Wir merkten in der That, daß uns diese Begebenheit bey den Chinesen in größere ung setzte. Denn indem sie ihn[...] zu Ausbesserung ihres Schiffes, und vortheilhafti Verstoß ihrer Waaren, sehr bequem zu seyn bedünkte: so bathen sie uns, wir möchten Nautaquin bey seiner Meynung von uns erhalten, und dagegen aller Erkenntlichkeit

von

*) A. d. 636 S.

Ferd. Mendez Pinto.

von ihrer Seite versichert leben. Wir stiegen also mit dem Necoda, und zwölfen seiner Leute, ans Land, und wurden zu ihrem großen Vergnügen sehr wohl empfangen. Unterdessen, da die vornehmsten Kaufleute vom Lande mit unserm Necoda im Handel begriffen waren: so nahm uns der Nautaquin zu sich ins Haus, und fragte uns weitläuftig nach allem, was wir auf unsern Reisen beobachtet hätten. Unser schon zum voraus gefaßter Entschluß war, ihm auf seine Fragen also zu antworten, wie er es gern hören möchte, ohne uns im übrigen so genau an die Wahrheit zu binden *o*). Als er folglich fragte: ob es wahr wäre, was ihm die Chinesen und Lequios gesagt hätten, daß nämlich Portugall das chinesische Reich an Reichthum und Größe übertreffe? so bejaheten wir es. Als er ferner fragte: ob denn der König von Portugall wirklich den größten Theil des Erbodens erobert habe, wie man vorgebe? so bejaheten wir es gleichfalls, weil es unsern Landesleuten allerdings zur Ehre gereichete. Er sagte ferner, man schreibe unserm Könige so große Schätze zu, daß er zwey tausend Häuser bis an das Dach mit Golde angefüllet habe. Auf diesen seltsamen Einfall antworteten wir, die eigentliche Anzahl der Schatzhäuser wüßten wir nicht; denn Portugall sey dermaßen groß, reich, und voll Einwohner, daß man weder die Schätze noch die Leute zählen könne. Als dieses Gespräch zwo Stunden gedauert hatte, sagte der Nautaquin voll Verwunderung zu seinen Leuten: „In der That soll sich jeder unter den Königen, „die wir kennen, für glücklich achten, wenn er ein Lehensmann dieses großen Monarchen, „des Kaisers von Portugall, seyn kann *p*).“ Hierauf ließ er dem Necoda die Freyheit, wieder an Bord zu gehen, uns aber bath er, einige Zeit auf der Insel zu bleiben. Wir bewilligten es mit Vergünstigung der Chinesen. Man machte demnach eine bequeme Wohnung in eines reichen Kaufmanns Hause für uns zurechte, welcher uns, seinem Fürsten zu Liebe, mit aller ersinnlichen Höflichkeit begegnete *q*).

Fabeln, womit sie die Japoner hintergehen.

Der Necoda brachte alle seine Waaren ans Land, und machte sich die Gunst, darinnen wir stunden, sehr wohl zu Nutze. Er gestund uns selbst, er habe innerhalb we[illegible] Tagen aus seinem noch übrigen Vermögen, welches etwa zweytausend fünfhundert [illegible] an allerley Waaren betrug, bis dreyßig tausend gelöset, und nunmehr allen erlittenen [illegible]lust wiederum ersetzt bekommen. Weil wir unsers Orts nichts zu verhandeln, folglich auch nichts zu thun hatten: so vertrieben wir uns die Zeit, die uns die Neugierigkeit des Nautaquins übrig ließ, mit der Jagd, oder mit der Fischerey. **Diego Zeimoto** [illegible] der einzige unter uns, der eine Kugelbüchse hatte, indem er ein trefflicher Schütze [illegible] folglich sie bey allem unserm ausgestandenen Unglücke sorgfältig beybehielt. Die er[illegible] Tage über gab man nicht sonderlich darauf Achtung, weil er sie wenig brauchte, oder [illegible] allein auf die Jagd gieng. Nebst dem gedachten wir, die Japaner müßten längst N[illegible]richt von diesem Gewehre haben, vermutheten folglich im geringsten nicht, daß es [illegible]

Sie lehren die Japaner schießen.

p) A. d. 657 S.

q) Wir bringen diese Erzählung deswegen etwas umständlich bey, weil sich der Verfasser rühmet, er habe die Thüre zu dem portugiesischen Handel nach Japon geöffnet, obgleich das Land selbst schon 1542 von den Portugiesen entdecket worden

r) A. d. 639. und 640 S.

s) Ebendas.

t) Es ist nicht sonderlich wahrscheinlich, daß die Japaner nicht einmal die Verfertigung des P[illegible] gewußt hätten, da sie doch in China bekannt [illegible] sie aber mit diesem Reiche Verkehr trieben.

u) Die drey Portugiesen lehreten ihn das [illegible] vermachen. Was die Büchse betrifft: so fü[illegible] Verfasser eine artige Erläuterung hinzu: „[illegible] „der Nautaquin, saget er, seine einige [illegible] „daraus machte, so wollten ihm seine Un[illegible] „nen gefällig leben, verfertigten also nach [illegible]

zu ihrer guten Meynung von uns beytragen könne. Aber als **Zeimoto** eines Tages auf einem nahe bey der Stadt befindlichen Moraste, worauf immer die Seevögel fielen, einige Enten schoß: so sahen es einige Einwohner, und redeten mit großer Erstaunung von dieser Weise zu schießen. Das Gerücht kam endlich bis zu des Nautaquins Ohren. Er beritt eben damals einige Pferde. Sogleich jagte er nach dem Sumpfe, und sah den Zeimoto mit seiner Büchse über der Achsel, und zween Chinesen, die das Wildprät trugen, daher treten. Weil er aber nichts an ihm wahrnahm, als etwas einem Prügel sehr ähnliches: so konnte er nicht begreifen, wie er die wunderbaren Dinge, davon die Leute so viel Wesens machten, damit verrichten könne? Ja, er hätte lieber eine Hexerey daraus gemacht, als Zeimoto in seiner Gegenwart einige Vögel durch eben so viel Schüsse aus der Luft herab holete. Endlich erfuhr er, daß die Kunst eigentlich im Pulver bestehe, und gerieth darüber in ganz außerordentliche Bewunderung und Freude, gleichwie aus seinem Vornehmen erhellete. Denn er umarmete den Zeimoto voll Entzückung, nahm ihn hinter sich auf sein Pferd, und ritt dergestalt in die Stadt. Vor ihm her giengen vier Thürhüter, welche Stäbe mit Eisen beschlagen in der Hand trugen, und folgenden Ausruf an die unsägliche Menge des herzulaufenden Volkes thaten: „Jedermann sey hiemit der Befehl kund gethan, den der **Nautaquin**, Fürst dieser Insel, und Herr unserer Häupter, ergehen läßt. Jedermann soll diesen **Schinschicogis**, der vom Ende der Welt hieher gekommen ist, ehren; denn er machet ihn von jetzt an zu seinem Anverwandten, gleichwie die **Jaccarus**, die neben seiner Person sitzen. Wer diesem Befehle nicht gehorchet, der soll durch den Ausspruch des Richters sein Haupt verlieren *r*).“

Ferd. Mendez Pinto.

Außerordentliche Freude deswegen.

Ich blieb nebst dem **Christoph Borralho**, als dem dritten Portugiesen, mit großem Erstaunen über diese sonderbare Begebenheit, weit zurück. Als der Nautaquin in seinen Pallast kam, führte er den Zeimoto bey der Hand in sein Gemach, behielt ihn bey der Tafel, und räumete ihm endlich ein Zimmer neben dem seinigen ein. Wir beyde genossen als Landesleute desselbigen, nicht weniger viele Wohlthaten und Höflichkeiten von dem Fürsten und allen Einwohnern *s*).

Zeimoto verehrete hierauf dem Nautaquin seine Kugelbüchse, um die empfangene Gütigkeit nach Vermögen zu vergelten *t*). Dieses geschah, da er einstens eine große Menge Wald- und Turteltauben auf der Jagd erleget hatte. Bey seiner Heimkunft überreichte er ihm selbige, nebst dem Werkzeuge, das ihm ihr Leben in die Hände geliefert hatte. Der Fürst ließ ihm auf der Stelle tausend Taels dafür auszahlen, bath aber zugleich, er möchte ihn lehren, wie man das Pulver mache, ohne welches die Büchse ein unnützes Stück Eisen sey *u*).

Das

...schiedene andere, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß bey unserer Abreise, das ist, nach sechstehalb Monaten, über sechshundert im Lande waren. Ja was noch mehr, als mich der Unterkönig, **Don Alfonso de Noronha**, im Jahre 1555. mit einem Geschenke an den König von Bongo nach Japon schickte, so versicherten mich die Japonesen, es gäbe ihrer in der Hauptstadt dieses Landes, **Fuscheo**, schon mehr als „dreyßig tausend. Ich erstaunete, daß diese Erfindung schon so gewaltig ausgebreitet seyn sollte: „allein, ich erfuhr von einigen angesehenen und „braven Kaufleuten, es gäbe in der ganzen Insel „Japon mehr als dreyhundert tausend, ja sie hätten wohl schon fünf und zwanzig tausend in das „Land der Lequios zum Verkaufe gebracht. Dergestalt wären aus der Kugelbüchse, welche Zeimoto dem Nataquin von Tanixuma verehrete, „so

Ferd. Mendez Pinto.

Der VI Abschnitt.

Verfolg der Abentheuer des Pinto.

Der König von Bungo will einen Portugiesen haben. Pinto wird hingeschickt. Er geht nach Bungo. Wie er den König antraf. Er machet den König völlig gesund. Unglück des Prinzen beym Schießen. Er kömmt in große Lebensgefahr. Wie die Gerichte mit ihm verfahren. Wem er sein Leben zu danken hat. Er heilet den Prinzen; wird belohnet; reiset von Bungo weg. Die Portugiesen zu Liampo wissen nichts von Japon. Ihre Gierigkeit. Sie leiden Schiffbruch. Pinto kömmt davon. Wie ihnen von den Insulanern begegnet wird. Sie werden nach Cypantor geführet; und von da nach Pungor. Sie werden befraget, und verleumdet. Sie werden zum Tode verdammet: durch Gottes Gnade aber gerettet. Edles Gemüth des Frauenzimmers bey den Lequios. Nachricht von der Insel Lequios. Die Portugiesen sollen Lequios erobern helfen.

Der König von Bungo will einen Portugiesen haben.

Als wir bereits drey und zwanzig Tage auf der Insel **Tanixuma** zugebracht hatten: so kam ein Schiff des Königes von **Bungo** dahin, welches viele Kaufleute, nebst einem ehrwürdigen Greise, an Bord hatte. Letzterer bekam ohne Verzug Gehör bey dem Nautaquin. Wir waren dabey gegenwärtig. Der Alte kniete vor ihm nieder, redete etwas, das wir aber nicht verstehen konnten, und überreichte ihm hernach ein Schreiben, nebst einem goldenen Säbel. Nach gelesenem Schreiben schien der Nautaquin etwas verlegen zu seyn. Er gab dem Alten Abschied, ließ uns hernach zu ihm treten, und sagte durch Hülfe des Dollmetschers: „Meine lieben Freunde, vernehmet den Inhalt dieses Briefes, den der „König von Bungo, mein Herr und Oheim, an mich geschrieben hat. Ich will euch „hernach melden, was ich von euch verlange.„ Der Dollmetscher sagte uns hierauf: der König von **Bungo**, und **Facata**, **Orgendono**, schreibe an Hiascaran **Goxo**, **Nautaquin** von **Tanixuma**, seinen Neffen und Tochtermann, er habe gehöret, es wären vor wenig Tagen drey **Schinschigogins**, sämmtlich brave ehrliche Männer, vom Ende der Welt zu ihm gekommen, und hätten von einer andern Welt erzählet, die weit größer, als die in Japen bekannte, auch von Leuten bewohnet sey, die unglaubliche Dinge thäten. Er bitte ihn also inständig, einen von diesen dreyen Ausländern zu ihm zu schicken, damit er bey seiner langwierigen schmerzhaften Krankheit einige Ergötzlichkeit genieße. Sollten wir keine Lust zu dieser Reise haben: so wollte er uns sicher zurück schicken, so bald es uns an seinem Hofe nicht weiter gefiele.

Pinto wird hingeschicket.

Der Nautaquin sagte sodann zu uns, es sey der König von Bungo nicht nur sein mütterlicher Oheim, sondern auch sein Vater, weil er ihm seine Tochter gegeben habe. Daher wünsche er sehnlichst, es möchte einem unter uns belieben, diese kurze und lustige Reise anzutreten. Doch wolle er es dem **Zeimoto** nicht zumuthen, weil er ihn nicht nur zu seinem Anverwandten aufgenommen habe: sondern auch so lange, bis er das Schießen völlig von ihm begriffen, ungern von sich lasse. Dieses höfliche und freundschaftliche Ersuchen, erwiederte **Borralho** und ich, nach unserm besten Vermögen; überließen ihm auch die Wahl, welchen er von uns am tauglichsten dazu hielte. Hierauf besann er sich etwas, und nennete sodann mich, weil ich der aufgeräumteste sey, folglich zum Umgange

„so viele andere worden, daß heutiges Tages das „geringste Dorf wenigstens hundert, eine Stadt „aber sie zu tausenden hat. Hieraus kann man „die Geschicklichkeit dieses Volkes, und seine Neigung zum Kriege ermessen.“ A. d. 641 642 S.

mit den Japonesen, mich am besten schickte, indem sie gemeiniglich von aufgewecktem Gemüthe sind. Borralho, fuhr er mit gleicher Höflichkeit fort, ist weit stiller, und von Natur zu ernsthaften Geschäfften mehr aufgelegt; er würde folglich dem Kranken die Zeit nicht sonderlich verkürzen.

Ferd. Mendez Pinto.

Er geht nach Bungo.

Er übergab mich also dem Alten, welcher auf Abfertigung wartete, empfahl ihm auf das liebreichste, ohne Unterlaß für meine Gesundheit zu sorgen, und beschenkte mich mit zweyhundert Taels, zu meinen kleinen Ausgaben auf der Reise. Der Alte stieg sodann nebst mir in eine Ruderbarke, die uns diese Nacht vor der ganzen Insel **Tanixuma** vorbeyführete. Des Morgens liefen wir in den Hafen **Jhamango**, und reiseten bis nach **Quanquixuma**, einer sehr ansehnlichen Stadt. Des folgenden Tages kamen wir nach **Tanora**, den dritten nach **Minato**, und am vierten nach **Fiunga**, endlich stiegen wir bey der Festung **Osqui**, sechs Meilen von der Stadt, ans Land. Hier erfuhr ich erst, daß mein Geleitsmann **Fijandono** heiße. Er verweilete etliche Tage an diesem Orte; wir ließen auch unsere Barken da, und reiseten zu Lande nach Hofe. Hier kamen wir zu Mittage an. Weil wir nun um diese Stunde uns nicht melden durften: so führete mich **Fijandono** unterdessen in sein Haus, wo ich von seiner Frau und Kindern freundlich aufgenommen wurde. Gegen Abend brachte er mich vor den König. Ein junger Prinz von neun bis zehn Jahren, empfing uns an dem Thore des Pallastes. Vor ihm her traten einige Thürhüter mit ihren Kolben. Er selbst hielt eine kleine Rede an uns, die man mir auslegte, damit ich sehen sollte, wie begierig man auf mich wartete.

Wie er den König antraf.

Wir fanden den König im Bette. **Figandono** überreichte ihm erstlich ein Schreiben vom **Nautaquin**, redete etwas weniges mit ihm, und winkte mir sodann herbey. Der König sagte mit einem sehr freundlichen Wesen und liebreicher Stimme zu mir: „Deine Ankunft ist mir eben so angenehm, als der Regen des Himmels unsern Reißfeldern nützlich fällt.“ Man verdollmetschete mir diese Worte; und weil ich dergleichen niemals gehöret hatte, noch sogleich mich auf eine Antwort besinnen konnte, so stund ich einige Augenblicke ganz verstummet da. Der König sah hierauf die herumstehenden Herren an, und sagte: „Ich sey ohne Zweifel über den Anblick seines Hofstaats bestürzt, und nicht gewohnet, dergleichen zu sehen, man müsse mir Zeit lassen, mich daran zu gewöhnen.“ Der Nautaquin hatte mir einen trefflichen Dollmetscher mitgegeben, welcher mir es sogleich steckte, was man von mir urtheilete. Damit raffte ich allen meinen Witz zusammen, und brachte einen erstaunlichen Mischmasch von übernatürlichen asiatischen Redensarten zu Markte, worinnen alle Thiere, vom Elephanten bis auf die Ameise, etwas zu thun bekamen. Vielleicht verbesserte und vermehrte sie mein Dollmetscher; wenigstens erstaunten doch alle Hofjunker über diese seltsame Rede, klopften in Gegenwart des Königes in die Hände, und sagten: „weil die Welt stehe, sey keine edlere Beredsamkeit erhöret worden; ich könne wohl schwerlich ein Kaufmann seyn, als dessen Begriffe nicht über die Schranken der Handlung sich erstreckten; vielmehr müsse ich ein **Bonze** seyn, der die Opfer des Volkes vor den Himmel bringe, oder doch wenigstens ein versuchter Hauptmann, der alle Meere durchstrichen habe“. Der König war höchst vergnügt. Er befahl jedermann zu schweigen, weil er mich selbst ausfragen wollte, versicherte auch, es wären ihm alle Schmerzen vergangen. Ueber diese Erklärung fiel die Königinn nebst den Prinzessinnen, die bey des Königs Bette saßen, vor großer Freude auf die Knie, und

Ferd. Mendez Pinto.

dankten dem Himmel mit aufgehabenen Händen, für die dem Königreiche Bungo erzeigte Gnade x).

Der Verfasser machet den König völlig gesund.

Hierauf mußte ich dem Könige näher ins Gesicht treten. Er bath mich zugleich, über diese Stellung nicht verdrießlich zu werden, weil er mich gern sehen, und vieles mit mir sprechen möchte. Er fragte sodann, ob ich nicht etwa zu Hause, oder auf meinen Reisen, ein Mittel gegen seine Krankheit gelernet hätte, insonderheit gegen den Ekel vor allen Speisen, der ihn nun schon zween Monate lang nichts genießen lasse. Hier fiel mir ein, daß man auf der Junke, die mich nach **Tanixuma** gebracht hatte, allerley Unpäßlichkeiten durch das Wasser, worinnen ein gewisses chinesisches Holz abgekochet wurde, glücklich vertrieben, und ich die Kraft dieses Holzes öfters bewundert hatte. Ich schlug ihm also dieses Mittel vor. Er ließ es sogleich bey dem Nautaquin abholen, und gebrauchte es mit erwünschter Wirkung. Innerhalb dreyßig Tagen wurde er aller seiner Beschwerungen los, insonderheit aber der Gicht, die ihm seit zween Jahren den Gebrauch des Armes benommen hatte. Nach diesem wichtigen Dienste, stund ich an diesem Hofe beynahe in eben der Gnade, als Zeimoto bey dem Nautaquin. Nur fiel es mir öfters schwer, die wunderlichen Fragen zu beantworten, die man mir in Menge vorlegte. Mein einziger Trost war dieser, daß man sich mit meinen Antworten begnügte, sie mochten so schlecht seyn, als sie wollten. Die übrige Zeit wendete ich dazu an, daß ich die Landesgewohnheiten kennen lernete, die Gebäude betrachtete, oder die Lustbarkeiten und Feste mit ansah. Der Nautaquin hatte dem Könige einige auf seiner Insel verfertigte Büchsen geschicket. Weil er nun das Schießen von mir lernen wollte: so kam ich in desto größere Gunst. Zwar besaß ich die Geschicklichkeit des Zeimoto nicht, doch schoß ich einige kleine Vögel, und dieses erweckte schon genugsame Bewunderung. Nebst dem rühmete ich insonderheit meine Weise, das Pulver zu verfertigen. Die allervornehmsten Herren am Hofe nahmen Unterricht von mir. Ich machte viel Wesens davon, wie nöthig ihnen mein Beystand falle, theilete auch das Pulver ungemein sparsam, auch unter die allerbegierigsten, aus. Doch, obgleich diese Aufführung an sich selbst klug genug, und zur Befestigung meines Glückes sehr nützlich war: so brachte sie mich dennoch in Unglück.

Seine Geschicklichkeit erhält sein Ansehen.

Unglück des Prinzen beym Schießen.

Einer von des Königes Söhnen, Namens **Arischandono**, von etwa sechzehn bis siebenzehn Jahren, bath mich inständig, ich möchte ihn schießen lehren; ich verschob es aber von einem Tage zum andern, um meine Dienste desto höher an den Mann zu bringen. Als er sich aber bey seinem Vater darüber beschwerete, so verlangte dieser, ich möchte seinem Sohne, den er ungemein liebe, in seiner Bitte willfahren. Ich versprach auch, noch diesen Nachmittag den Anfang mit meiner Unterweisung zu machen. Es mußte aber der junge Prinz seine Mutter auf eine Wallfahrt begleiten, die sie für des Königes Gesundheit unternahm, und konnte folglich erst des andern Tages zu mir kommen. Er hatte zween junge Herren von seinem Alter bey sich, ich aber schlief zum Unglücke auf einer Matte, nicht weit von der Büchse und dem Pulver. Weil er mich nun sehr oft hatte schießen sehen: so wollte er einen Scherz anstellen, lud also die Büchse in aller Eile, schüttete aber, weil er die rechte Ladung nicht wußte, wohl den halben Lauf voll Pulver. Damit zielete er nach einem Pommeranzenbaume. Einer von den jungen Herren zündete den Lunten an. Die Büchse gieng hierauf los, zersprang zugleich an dreyen Orten, und schlug dem Prinzen beynahe den

x) A. d. 649 S. y) A. d. 652 S. z) A. d. 653 S.

Ferd. Mendez Pinto.

n Daumen weg, verwundete ihn auch am Kopfe. Ich erwachte über den Knall, lief isst hinaus, und fand ihn ohnmächtig da liegen. Beyde junge Herren renneten nach m Pallaste, und schrieben unterweges auf allen Gassen, die Kugelbüchse des Ausländers be den Prinzen ums Leben gebracht y).

Er kömmt in große Lebensgefahr.

Ueber diese böse Zeitung entstund ein schrecklicher Auflauf in der Stadt; die meisten nwohner stürmeten mit großem Geschrey in mein Haus hinein, der König selbst ließ sich in er Gattung von Armstuhle von vier Kerlen auf den Schultern dahin tragen; die Königinn n zu Fuße hinter ihm her, stützete sich auf zwo Frauen, und hatte ihre Prinzessinnen bey , die nebst dem ganzen Hoffrauenzimmer, ganz flüchtig und nur im halben Aufputze, liefen. Ich hatte den Prinzen in der ersten Bestürzung auf die Arme genommen, und mein Zimmer getragen; hier suchte ich ihm das Blut zu stillen, und ihn zu erquicken. n fand mich in dieser Beschäfftigung. Indem ich aber stark mit seinem Blute be- zet war, so schlossen die meisten Zuschauer, ich hätte ihn ermordet, und zogen ihre bel, woraus ich mein zugedachtes Schicksal leicht ermessen konnte. Gleichwohl befahl König, die Gewaltthätigkeit so lange zu verschieben, bis er zuvor die Ursache des Un- fes erforschet habe; denn, sagte er, es möchte solches etwa von weitem her angestiftet, ich von den Anverwandten der neulich hingerichteten Bösewichter mit Gelde dazu er- et worden seyn z). Zu meinem Unglücke war mein Dollmetscher aus Furcht davon ufen, und dieser Umstand vermehrete den Verdacht nicht wenig. Doch wurde er nach m Suchen endlich gefunden, und in Ketten und Banden vor den König gebracht.

Wie die Gerichte mit ihm verfahren.

meines Ortes war schon den Gerichten überliefert worden, die mir die Hände banden, mit mir als einem offenbaren Missethäter umgiengen. Der Blutrichter saß da, hatte ermel bis an die Achseln aufgestreifet, und hielt einen Dolch mit des Prinzen Blute ichen, in der Hand. Ich lag vor ihm auf den Knieen; zur Seiten saßen die übrigen chtspersonen, und hinter mir stunden fünf Henker mit bloßen Säbeln, als ob sie mich en ersten Wink in Stücken hauen wollten a).

Diese fürchterliche Zurüstung war vermuthlich nur auf die Untersuchung der Sache ehen. Mein Dollmetscher war unterdessen beym Könige. Man führete ihn sodann falls vor das Gericht. Ich erschrack ungemein, da ich ihn ebenfalls mit gebunde- Händen, voll Angst und Zagen, unter einer starken Wache herbeyführen sah. Man mir einige Fragen vor, die ich auf das klareste beantwortete, und meine Unschuld h darstellete. Was es bey meinen Richtern gewirket haben mochte, das ist mir un- t. Denn der Himmel fügete es, daß der Prinz aus seiner langen Ohnmacht end- ieder zu sich selbst kam, und mich zu sprechen verlangte. Als man ihm aber sagte, rde nach Verdienst mit aller Schärfe angesehen: so gieng ihm dieses so zu Herzen, betheuerte, er werde sich nicht verbinden lassen, wofern ich nicht auf der Stelle los- n würde. Es kam folglich ein königlicher Befehl an das Blutgericht, der dem Eifer igen für diesesmal ein Ende machte. Man nahm mir die Ketten ab, und führete n den Pallast, wo mich der Prinz um Vergebung bath, seine Unvorsichtigkeit erzählte, ich dergestalt vollkommen rechtfertigte.

Wem er sein Leben zu danken hat.

Es hatten ihn einige Bonzen verbunden, als welche in Japon zugleich Aerzte und ärzte sind: es war aber seine Verwundung so gefährlich, daß sie selbst an ihrer Kunst

 zu

Die gemeineste Todesstrafe in Japon ist, die Missethäter in Stücken zu hauen.

Ferd. Mendez Pinto.

zu zweifeln schienen. Weil ich nun bey so vielfältigen Zügen, Wunden in Menge gese[hen] hatte: so fielen mir einige mit glücklichem Erfolge angewendete Mittel bey. Ich schlug demnach vor, um so vielmehr, da der junge Prinz sein Vertrauen auf mich zu setzen schie[n]. Weil nun der alte König seine Genesung mir gleichfalls zuschrieb: so vertraute er mir [sei]nen Prinzen desto williger. Demnach faßte ich meine Herzhaftigkeit zusammen, bath, m[an] möchte die Bonzen fortschicken, und machte sodann erstlich **sieben Hefte** an d[er] **rechten Hand**, weil mir diese Wunde die leichteste zu seyn bedünkte. Ein geschick[ter] Wundarzt hätte es vielleicht mit wenigern ausgerichtet. Am Kopfe, woselbst mir [die] Verwundung mehr Sorge verursachte, ließ ich es bey fünf Heften bewenden. Hern[ach] legte ich geschabte Leinwand in Eyerweis getunket darüber, und verband alles auf das be[ste], wie ich es wohl tausendmal gesehen hatte. Fünf Tage hernach schnitt ich die Hefte [ab], und verband nur die Wunden. Nach zwanzig Tagen war der Prinz vollkommen her[ge]stellet, und behielt bloß eine kleine Schramme am Daumen *b*).

Er heilet den Prinzen.

Wird belohnet.

Nach dieser gefährlichen Unternehmung erzeigte mir der König nebst dem ganzen H[ofe] so viel Ehre und Gutes, daß es kaum glaublich zu seyn scheinen möchte. Die Köni[ginn] und die Prinzessinnen schickten mir eine Menge Seidenzeuge. Die vornehmen Herren schenkten mich mit wer weis wie vielen Säbeln. Der König ließ mir sechshundert [Ducaten] auszahlen. Mit einem Worte, diese Wagniß trug mir über funfzehnhundert Duc[aten] ein *c*).

Als ich aber die Gefahr überlegte, worinnen ich geschwebet hatte, und von m[einen] Gefährten die Nachricht erhielt, der Seeräuber **Samiposcheca** rüstete sich zur A[bfahrt] nach China: so ließ ich den König um meinen Abschied bitten. Er wurde mir auch [mit] größter Gnade ertheilet. Man gab mir eine mit Lebensmitteln in Menge versehene [Junke] mit, welche noch dazu von einem Schiffshauptmanne aus einem guten Hause ge[führet] wurde. Mit diesem reisete ich an einem Sonnabende des Morgens von **Fuscheo** ab[, und] erreichte des folgenden Freytags den Hafen **Tanixuma**.

Reiset von Bungo weg.

Wir blieben noch vierzehn Tage in dieser Stadt, binnen welcher Zeit der See[räuber] seine Anstalten vollends zu Ende brachte. Endlich gieng er nach **Liampo** unter S[egel], woselbst wir glücklich anlangten. Die vornehmsten Einwohner kenneten uns wieder, [und] erzeigten uns, als Freunden des **Antonio de Faria**, alles Gutes. Unterdessen k[am es] ihnen wunderlich vor, daß wir so vertraulich mit den Chinesen umgiengen. Sie f[ragten] uns also: woher wir denn jetzo kämen, und wo wir auf ihr Schiff getreten w[ären]. **Christoph Borralho** erzählete hierauf unsere Abentheuer, ohne alles Verhehlen. [Sie] vernahmen die Nachricht von der Insel **Tanixuma**, von **Japon**, und dem daselbst b[efindli]chen großen Reichthume, mit größtem Erstaunen, und als etwas ganz neues. Aus Freude über diese Entdeckung wurde sogleich eine feyerliche Procession von der K[irche] L. Frau von der Empfängniß, bis an die Kirche des heiligen Jakobs, die am E[nde der] Stadt stund, angestellet *d*). Als man der Gottesfurcht ihr Recht angethan h[atte], dachte man auch an den Ehrgeiz. Jedermann wollte aus unsern Nachrichten [den] Vortheil ziehen. Es schlugen sich allerley Gesellschaften zusammen, und überbot[en]

Die Portugiesen zu Liampo wissen nichts von Japon.

b) A. d. 659 S. *c*) Ebendas. *d*) A. d. 660 S. *e*) A. d. 651 S. *f*) Auf 38 Grad Norderbreite.

g) Als nun unser Hauptmann und w[ir] einander den elenden Zustand sahen, [in den] unsere Sünden gestürzet hatten: so n[...]

Ferd. Mendez Pinto.

Ihre Gierigkeit.

Waaren. Die chinesischen Kaufleute machten sich diese Gierigkeit zu Nutze, und steigerten den Pico Seide bis auf hundert und sechzig Taels. Innerhalb vierzehn Tagen, stunden neune im Hafen befindliche portugiesische Junken segelfertig, obgleich mit so schlechter Ordnung, daß die meisten keine andern Steuerleute, als die Schiffsherren selbst, hatten, welche doch von der Schiffahrt nicht das geringste verstunden *e*).

Leiden Schiffbruch.

In diesem Zustande giengen sie der unbequemen Jahreszeit und des widrigen Windes ungeachtet, dennoch unter Segel. Die Begierde zu gewinnen, verschloß ihnen die Augen vor aller Gefahr. Ich war selbst so unverständig, und ließ mich zu dieser unglücklichen Fahrt bereden. Den ersten Tag fuhren wir gleichsam mit Tappen zwischen dem festen Lande und den Inseln. Aber um Mitternacht überfiel uns ein Sturm, und warf uns auf die Sandbänke bey **Gotom**. Von neun Junken kamen nur zwo davon. Die andere giengen mit ungefähr sechs hundert Mann zu Grunde, darunter man hundert und vierzig von den vornehmsten Handelsleuten zu Liampo rechnete. Der Verlust an Waaren wurde auf drey hundert tausend Ducaten geschätzet *f*).

Ich war zu meinem Glücke in einer von den beyden Junken. Wir setzten unsern Weg fort, bis auf die Höhe von der Insel **Lequios**. Aber hier kam ein Sturm aus Nordost, den der damalige Vollmond desto wütender machte, und trennete unsere beyden Schiffe auf ewig von einander. Nach Mittage lief der Wind in Westnordwest um, und die Wellen stiegen dergestalt, daß alle Hülfe verlohren war. Als unser Hauptmann, Namens **Gaspard Mello**, das Vördertheil zerbrochen, und bey neun Fuß hoch Wasser in der Junke sah, so beschloß er nebst den übrigen Officieren, beyde Masten zu kappen. Ungeachtet man alle mögliche Vorsichtigkeit dabey gebrauchte, so schlug der große Mast im Fallen dennoch fünf Portugiesen zu Boden, welches erbärmliche Schauspiel uns vollends allen Muth benahm. Indem nun der Sturm immer schrecklicher wurde: so mußten wir uns den Wellen überlassen, bis mit Anbruche der Nacht alle übrige Wände an unserm Schiffe vollends aus einander giengen. In diesem elenden Zustande brachten wir die ganze Nacht zu. Gegen Morgen stießen wir an eine Bank, und vom ersten Stoße fiel unsere Junke mit so außerordentlichem Unglücke aus einander, daß zwey und sechzig Personen, theils unter das Wasser geschoßen, theils vom Kiele zerquetschet wurden *h*).

Pinto kömmt davon.

Gleichwohl blieben unser vier und zwanzig nebst einigen Weibespersonen auf dem Sande liegen. Sobald uns die ersten Stralen des Tages, die **Ungeheuer auf der Insel** *i*), nebst dem Berge **Taydican** zeigten: so erkannten wir die große Insel Lequios. Wir waren von dem gewaltsamen Wurfe auf die Sandbank, durch die Muscheln und Kieselsteine beynahe alle mit einander blutrünstig geritzet. In diesem Jammer befahlen wir uns dem Höchsten mit vielen Thränen, und wateten bis an die Brust durch das Wasser. An einigen Orten mußten wir überschwimmen. Dergestalt brachten wir drey Tage zu, ehe wir das feste Land erreichten, und genossen in dieser Zeit weiter nichts, als einige Kräuter, die uns die Wellen zuführeten. Endlich erreichten wir das Ufer. Dieses fand voll Wälder; wir fanden hier einige dem Sauerrampfe ähnliche Kräuter, womit wir

...Zuflucht zu einem Bilde unser lieben Frau, ...ten sie mit Thränen und großem Klaggeschrey, sie möchte uns bey ihrem Sohne Vergebung der Sünden zuwege bringen. A. d. 66 S.

h) Ebendas.

i) Der Verfasser meldet nicht, was es für Ungeheuer seyn sollen? Der Berg Taydican ist bekannt.

Ferd. Mendez Pinto.

wir uns drey Tage ernähreten. Den vierten sah uns ein Eyländer, welcher Vieh hütete. Er rennete sogleich nach einem nahgelegenen Berge, und machte Lärm unter den Einwohnern eines Dorfes, das etwa eine Viertheilmeile von uns entfernet war. Gleich darauf wurden die Trummeln gerühret, die Zinken geblasen, und es zogen zweyhundert Mann gegen uns daher. Ihre Oberhäupter, an der Zahl vierzehn, saßen zu Pferde. Einige machten sich voraus, um uns auszukundschaften. Da sie uns aber unbewehrt, kaum halb bekleidet, und größtentheils den Himmel auf den Knien um Hülfe anrufen sahen, zugleich auch die Leichname zweener für Elend umgekommener Weibespersonen erblickten: so trugen sie Mitleiden mit uns, ritten nach ihrem Gefolge zurück, und befahlen, sie sollten sich halten, und uns nicht im geringsten beleidigen. Gleichwohl kamen sie mit sechs Gerichtsbeamten wieder zu uns, ermahneten uns zwar, unbekümmert zu seyn, indem der Fürst [illegible] **Lequios** die Gerechtigkeit liebete, und allen Unglückseligen Barmherzigkeit erzeigete, banden uns aber drey und drey zusammen, und führeten uns also nach ihrem Wohnplatz. Dieses harte Verfahren setzte uns, alles gütlichen Zusprechens ungeachtet, in große Angst. Drey Weibespersonen, die wir noch bey uns hatten, fielen gar in Ohnmacht. Einige Eyländer nahmen sie auf die Arme, und trugen sie wechselsweise; dem ungeachtet starben unterweges zwo davon, welche man auf dem Felde liegen, folglich den wilden Thieren zum Raube überließ, indem wir solche in großer Menge sahen. Dergestalt wanderten wir bis auf den Abend, da wir einen Flecken von etwa fünfhundert Feuerstätten erreichten, welcher, so viel wir vernahmen, **Cypantor** hieß. Hier sperrete man uns in einen gro[ßen] Tem[pel]

Wie ihnen von den Inmanern begegnet wird.

Werden nach Cypantor geführet.

k) A. d. 667 und vorh. S.

l) A. d. 669 u. f. S. Diese Fragstücke gereichen der Gerechtigkeitsliebe und Gottesfurcht dieser Leute allerdings zum Ruhme. Wir wollen sie aus des Pinto Buche ganz beybringen. „Als „man den Anwesenden Stillschweigen gebothen „hatte: so fielen wir vor den **Broquen** nieder, und „fleheten mit weinenden Augen, bey dem Gott, „welcher Himmel und Erde geschaffen hat, er „möchte mit unserm Elende Barmherzigkeit tragen; wir wären arme Fremdlinge, die das Meer „in diesen arbeitseligen Zustand versetzet hätte, daß „wir keine Hülfe noch Rath in der weiten Welt „wüßten, weil es der Allmächtige um unserer Sünden willen also über uns verhänget hätte. Auf „diese Reden thät der **Broquen** die Anwesenden „scharf anschauen, gab auch etliche Zeichen mit „dem Kopfe von sich, und sprach zu ihnen: Was „dünket euch von diesen Leuten? Fürwahr redet „dieser Mensch also von Gott, als ob er Kenntniß seiner Wahrheit hätte? Auch muß noch eine „große Welt vorhanden seyn, davon wir bisher „nichts erfahren haben. Sintemal nun diese Leute den Ursprung alles Guten erkennen, so ist billig, daß wir also mit ihnen verfahren, wie sie mit „weinenden Augen von uns begehren. Darauf „wandte er sich zu uns, wie wir noch mit aufgehabenen Händen vor ihm da lagen, gleich [als] „hätten wir unsern Herr Gott anbethen wo[llen,] „und sprach: unser Elend und Kümmerniß [gienge] „ihm fast sehr zu Herzen, dennoch müsse er [thun,] „was sein Amt von ihm erfordere. Darum [soll]„ten wir darob nicht kleinmüthig werden, we[nn er] „uns also scharf ausfragen thäte, wie zum D[ienste] „der heilsamen Gerechtigkeit erforderlich [wäre.] „Auch sollte uns dieselbe ohne Zweifel wied[erfah]„ren, indem sein König ein gnädiglich Mit[leiden] „mit den Armen und Verlassenen trüge.

„Zur Stund an mußten herkommen seine S[chrei]„ber, und andere Gerichtsleute. Er trat be[hende] „aufgericht auf seine Füße, und nahm ein „Schwerdt in seine Hand. Also ernstlich fr[agte er] „uns mit lauter vernehmlicher Stimme, [daß es] „ein jeder hören mocht: Ich Pinagula, [[illegible]] „den Willen dessen, von welchem wir die [[illegible]] „unserer Häupter haben, des Königes der L[equios] „und dieses ganzen Landes, zwischen zween [[illegible]]„ren, Broquen der Stadt Pungor, th[ue euch] „kund und zu wissen, durch die Kraft meine[s Am]„te, daß ihr mir aufrichtig mit reinem He[rzen sa]„gen sollet, was ihr für Leute seyd, und au[s wel]„chem Volke, auch wo euer Vaterland lieg[e, und] „wie es heiße?

„Darauf antworteten wir, wir wären [[illegible]]

empel, der ungemein hohe Mauern, sonst aber nicht die geringste Zierde hatte. Hier urden wir von hundert Mann unter großem Geschreye und Rührung der Trummeln, die anze Nacht über bewachet k).

Ferd. Mendez Pinto.

Des andern Morgens brachte man uns Reiß, Fische und allerley Früchte im Ueberusse. Ja die Einwohner beschenkten uns sogar mit einigen Kleidern. Aber auf den bend kam ein Bothe von dem Broquen, das ist, von dem obersten Staatsbeamten, d brachte den Befehl mit, man sollte uns nach Pungor, einer sieben Meilen von diem Orte liegenden Stadt führen. Diese Nachricht verursachte eine große Bewegung unden Einwohnern, eben als ob man etwas verlange, das ihren Gerechtigkeiten zuwider ufe. Man verfertigte verschiedene Aufsätze, und schickte sie dem Broquen durch seinen othen zu. Gleichwohl erschien des folgenden Tages ein Befehlshaber mit zwanzig Mann, o holete uns ohne jemandes Widersetzung ab. Auf den Abend erreichten wir die Stadt ondexilau, wo man uns die Nacht über in ein Gefängniß steckte, und den folgenden g bis nach Pungor brachte.

und von da nach Pungor.

Drey Tage hernach erschienen wir vor dem Broquen. Er saß in einem großen ale, unter einem kostbaren Himmel, hatte sechs Gerichtsbedienten mit ihren Kolben um , imgleichen viele Trabanten, welche lange mit Gold und Silber geätzete Partisanen ten. Er legte uns vielerley Fragen vor, worauf wir mit aller Aufrichtigkeit und gro Demuth antworteten l). Unser Unglück gieng ihm sehr zu Herzen, ob er sich gleich Amts-

sen, auch meistentheils zu Malacka gebohren. un das ist gut, sagte er wieder: aber auf was eise seyd ihr hieher gekommen, und wo waret Willens hinzuschiffen, als ihr Schiffbruch et: Wir sagten, wie es auch die Wahrheit wir wären in dem Hafen Liampo zu Schifgangen mit unsern Waaren, des Willens h Tanixuma zu reisen, da hätte uns bey der ernsel eine schreckliche Fortuna und Ungestüm wilden Meeres überfallen, auch unsere Jun auf die Sandbank bey Taydacan geworfen, von zwey und neunzig Personen, ihrer acht sechzig ertrunken, hätte sich auch von so gro Anzahl niemand gerettet, als wir vier und nzig, die er voll Wunden und Gebrechen vor gen sähe; wir wüßten wohl, daß diese unsere Erung durch ein sonderlich Wunder des Allmächn also geschehen wäre.

Auf diese Reden verzog er eine kleine Weile, darnach wieder an, und fragte: Woher mmet ihr das viele Gut und die Menge Seieuge, die in eurer Junke waren? Fürwahr, st nicht glaublich, daß ihr solch großes Gut anderm Wege an euch gebracht hättet, als Dieberey und Raub, welches denn eine gro Sünde ist gegen Gott. Dagegen antworteten wir, wir wären Kaufleute und keine Räuber, „denn uns unser Gott, den wir anbetheten, in sei„nem Gesetz verbothen hätte, zu tödten und zu rau„ben. Hierauf wandte sich der Broquen zu den „Umstehenden, und sagte: wenn das wahr ist, „was diese Leute vorgeben, so mögen wir ohne „Zweifel wohl bejahen, sie wären wie wir; auch „scheint aus ihren Reden, ihr Gott müsse sehr „gut seyn.

„Gleichwohl nahm er wieder ernstliche Gebär„den an sich, und that, als wäre er voll Zorns, „gleich denn ein Richter thun soll, der sein Amt „mit Redlichkeit verwaltet. Fragte uns damit noch „mancherley, und zum Beschlusse sagte er: „Ich „möchte wohl wissen, warum eure Landesleute, „da sie vor Jahren aus Antrieb ihres uner„sättlichen Geizes Malacka wegnahmen, die un„serigen ohne Gnade erwürgten, davon noch Zeug„niß geben einige Witwen, die ihre Männer in „dieser Gegend überlebten? Wir antworteten, sol„ches wäre geschehen, vielmehr aus Zufälligkeit „des Krieges, als aus einer Begierde zu rauben, „welches wir an keinem Orte thäten. Wie möget „ihr solches vorgeben? versetzte er dagegen: könnet „ihr verneinen, daß derselbe nicht raube, der frem„de Länder einnimmt! Wer Gewalt braucht, töd„tet derselbe nicht? Wer sich zum Tyrannen auf„wirft, giebt der nicht Aergerniß? Ist ein Geiz„hals

Ferd. Mendez Pinto.

Amtshalben sehr strenge anstellete. Er ließ unsere Antwort aufschreiben, fügte ein vortheilhaftes Bedenken bey, und widerlegte die falsche Meynung, welche einige Chinesen von uns unter die Leute gebracht hatten. Gleichwohl blieben wir noch zween Monate eingesperrt. Der König, welcher den Ruhm eines großen Liebhabers der Gerechtigkeit haben wollte, schickte einen vertrauten Mann zu uns ins Gefängniß, der unter dem Scheine eines ausländischen Kaufmannes unsere Lebensart und Absichten mit List ausforschen sollte. Wir antworteten aber so treuherzig, und beklagten unsern erlittenen Verlust so wehmüthig, daß es dem Kundschafter selbst zu Herzen gieng, und wir dreyßig Taels, nebst sechs Säcken voll Reis von ihm verehret bekamen. Vermuthlich geschah es auf königlichen Befehl; denn wir vernahmen von dem Stockmeister, der König wolle uns los lassen.

Werden verläumdet.

Indem wir in dieser süßen Hoffnung lebten: so kam ein chinesischer Seeräuber auf die Insel, welchem der König Unterschleif gab, und dagegen die Beute mit ihm theilete. Dieser zog uns von neuem entsetzliche Gefahr über den Hals. Denn er war ein Todtfeind unserer Nation, weil er in einem Gefechte gegen sie im Hafen zu **Lamau** zwo Junken verlohren hatte. Hingegen stund er so wohl bey Hofe, als auf der ganzen Insel, wegen des unaufhörlichen Nutzens, den jedermann von seinem geraubten Gute zog, in sonderbarem Ansehen; daher glaubte man ihm seine Verleumdungen sehr gern. Sobald er von unserm Unglücke Nachricht bekam, auch erfuhr, man wollte uns als unschuldige Leute los lassen, so sprengte er die schändlichsten Sachen von uns aus. Er sagte, die Portugiesen wären lauter Verräther, welche unter dem Scheine der Handlung alle Länder auskundschafteten, sie hernach überfielen, und alle Einwohner nieder hieben. Indem er nun dieses gegen jedermann vorgab, und mit erstaunlicher Verwägenheit, als die gründliche Wahrheit behauptete, so brachte er den König dahin, daß er unsere Begnadigung aufschub, und unter dem Vorwande neuerlich eingezogener Nachricht, uns ungehörter Dinge zu der Todesstrafe der Verräther verdammte, das ist, **wir sollten sehen, wie man uns viertheile, und die Viertheile auf den Hauptplätzen aufgehangen werden.** Dieses Urtheil wurde ohne vorher unsere Verantwortung zu hören, ausgesprochen, und dem **Broquen** mit dem Befehl

Werden zum Tode verdammet.

„hals kein Räuber? Ist ein Länderbezwinger kein „Tyrann? Sehet, alle diese Eigenschaften leget „man euch bey, und bekräftiget sie von euch, bey „dem Gesetze aller Wahrheit. Darum ist offen„bar, wenn euch Gott dahin giebt, daß euch die „Meereswellen auf seine Erlaubniß verschlingen, „so thut er solches vielmehr zu Folge seiner Ge„rechtigkeit, als daß euch Unrecht geschähe.

„Damit befahl er den Beamten, uns wieder „ins Gefängniß zu führen, sagende, er wolle uns „noch ein ander Gehör erlauben, nachdem es dem „Könige gefallen würde. Darob wir in großer Be„stürzung blieben, und erwogen uns gänzlich un„sers Lebens". A. d. 673 und vorherg. S.

m) A. d. 672. 673 S.

n) Es fiele viel zu verdrüßlich, wenn wir den ganzen Verlauf dieser Unterhandlung beybringen wollten. Doch nur etwas zu erwähnen: so wendete sich die Tochter des Mandarins an ihre Muhme, Namens **Nhay Meicamur**, welche im[...] geneigt war, die Unschuld zu beschützen, u[...] suchte dieselbe inständig, mit der Königinn w[...] Sache zu sprechen. Die Königinn wurde mi[...] so mitleidig, als man sie zu seyn wünschte. [...] begab sich des Morgens nebst ihrer Staat[...] und der jungen Muhme in des Königes Ge[...] las ihm die Bittschrift des Frauenzimmers zu[...] gor nach der Länge vor, und ließ ihm die [...] Beschaffenheit dieser Sache, wobey sein Ge[...] und seine Ehre auf dem Spiele stehe, du[...] Muhme umständlich erläutern. Ja der B[...] ser erfuhr nachgehends, daß diese Erläute[...] unter Vergießung häufiger Thränen dem K[...] ans Herz geleget wurde. „Unter dieser Zeit [...] „te der König seine Mutter an, als ob er [...] „sem Nachsinnen wäre, und als sie aus[...] „hatte, sprach er zu ihr: Wahrlich Frau M[...] „ich muß euch also klar offenbaren, was mir [...]

innerhalb vier Tagen zu vollziehen, eingeschickt m). Wir erfuhren es zu unserer äußen Bestürzung nur allzubald, und bereiteten uns in dieser Angst zum Tode.

Ferd. Mendez Pinto.

Wofern ich jemals gleichsam durch ein Wunderwerk der göttlichen Barmherzigkeit m Tode aus dem Rachen gerissen wurde: so geschah es gewiß dieses mal, da ich es gar cht mehr zu hoffen getrauete. Unsere Weibespersonen waren seit dem Schiffbruche nach d nach vor Elend alle gestorben, bis auf eine, welche mit einem gleichfalls gefangenen Steumanne verheirathet war, und ihre zwey Kinder aus allzuheftiger Liebe mit an Bord gemmen hatte. Diese wurde von einer vornehmen Frau in der Stadt nebst ihren Kindern s Mitleiden in ihr Haus aufgenommen, und bekam dergestalt Gelegenheit, ihrem Manunaufhörlich Gutes zu thun, welches wir denn ebenfalls zu genießen hatten. Man sagihr unser Schicksal, doch bloß in der Absicht, sie zum Voraus zu trösten. Allein, sie vor Entsetzen in Ohnmacht darüber, und konnte in langer Zeit nicht ermuntert werden. obald sie wieder zu sich selbst kam, zerriß sie sich das Gesicht mit den Nägeln, daß es r und über blutete. Ueber diesem unerhörten Herzeleide, liefen alle Weiber in der gan Stadt zusammen, und das Mitleiden wurde allgemein. Nach einiger Ueberlegung chlossen sie, eine Bittschrift in ihrer aller Namen an die Mutter des Königes aufzusetzen; elbiger stelleten sie vor, wir wären ohne den geringsten Beweis, sondern auf das bloße geben unsers abgesagten Feindes, zum Tode verdammt worden. Zugleich erzähleten sie, e es uns ergangen wäre, und warum der Seeräuber einen so unversöhnlichen Haß gen uns hege. Dabey wurde auch die Begebenheit mit der Portugiesinn, ihr kläglicher stand und ihre Kinder keinesweges vergessen. Der Brief wurde von hundert der angensten Frauen unterschrieben, und der Königinn durch die Tochter des Mandarins manilau, Befehlshaber der Insel Banca, welche Lequios gegen Süden liegt, überht. Man wählete selbige deswegen zu dieser Verrichtung, weil ihre Muhme die vornste Staatsfrau der Königinn war. Sie reisete also in Begleitung ihrer beyden Brü, und vieler andern vornehmen Edelleute n), nach Bintor, welche Stadt sechs Meivon Pungor liegt, und damals der königliche Sitz war.

Durch Gottes Gnade gerettet.

Edles Gemüth des Frauenzimmers bey den Lequios.

cht geträumet hat. Denn mich dünkte, ob nde ich vor einem Richter, der war außer aßen zornig, und fuhr dreymal mit der Hand en sein Antlitz, als ob er mir drohen wollte; auf sprach er zu mir: wird das Blut dieser mdlinge bis zu mir spritzen, oder vor meinen ren um Rache schreyen, so habe dir das für ß, daß du und dein ganzes Haus mir dar Rechenschaft geben sollt. Nun so dünkt mich s Gesicht muß von unserm Herren Gott hermen, dem zu Ehren thue ich solches Allmogeben, und schenke ihnen insgesammt ihr Le und Freyheit, auch mögen sie hinziehen, wo sie wollen. Und überdieses ist mein gängli Wille, daß ihnen auf meine Kosten ein Schiff gerüstet, und alle Nothdürftigkeit zugestellet dem. Die Königinn dankte hierauf ihrem ne, die Frauen dankten der Königinn. Alle chtsbeamten lobten seine Mildigkeit, weil „sie das strenge Urtheil bloß aus Gehorsam gutge„heißen hatten. Der Gnadenbrief wurde auf der „Stelle ausgefertiget, und unterschrieben Hira„Pitau-Xinacor-Ambulee. Da gab die Tochter „des Mandarins keine Ruhe, bis sie von ihrer „Muhme Urlaub nahm, und in einer kleinen Zeit „von wegen Schnelligkeit ihres Eilens, kam sie „nach Pungor, und übergab dem Broquen den „Brief. Als er den gelesen hatte, so mußten bald „und behend zu ihm kommen, alle Perentendas, „Schumbins und andere Gerichtsleute, mit de„nen gieng er in unser Gefängniß, wo wir zu die„ser Zeit wohl verwahret lagen. Als wir sie sa„hen herein treten, da schrieen wir alle aus einem „Munde: Herr Gott! sey uns gnädig und barm„herzig; darob der Broquen und die andern die „mit ihm kamen, übel erschracken, auch liefen „manchen die hellen Zähren über die Backen her„ab; denn sie unser Elend erbarmete". A. d. 687 Seite.

Ferd. Mendez Pinto.

Wir bekamen Nachricht von der Hülfe, die uns die Vorsehung bereitete, und flehete den Himmel unablässig an, er möchte diese Reise beglücken, auf welcher unser Leben oder Tod ankam. Der König wurde wirklich durch einen gehabten Traum bewogen, daß er die Bitte seiner Mutter Statt finden ließ. Der Begnadigungsbrief kam an eben dem Tag welcher zu unserer Hinrichtung bestimmt war, nach **Pungor**, und wurde uns von dem **Broquen** in eigener Person überbracht. Der ehrliche Mann hatte das ausgesprochene U theil nie gebilliget, und freuete sich über die glückliche Aenderung beynahe nicht weniger als wir selbst. Er führete uns in seinen Pallast, wohin alle Frauen aus der ganzen Sta zusammen kamen, sich über den guten Ausgang ihrer Bemühung freueten, und für ei genugsame Belohnung hielten, daß wir uns nur bedanken wollten. Ja sie stritten *o*) d über, welche uns die sechs und vierzig Tage über, da wir auf eine Gelegenheit zur Abr se warten mußten, in ihrem Hause bewirthen sollte. Hier wurden wir allezeit reichlich schenket, so daß jeder bey hundert Ducaten am Werthe von der Insel mit wegnahm. D Portugiesinn, welcher wir die größte Dankbarkeit schuldig waren, trug mehr als tause davon, nebst einer Menge anderer Geschenke, auf welche Weise ihrem Manne ler erlittener Verlust reichlich ersetzt wurde. Endlich verschaffte uns der Broquen ein Platz auf einer chinesischen Junke, welche nach **Liampo** fuhr, und mußte der Schi wegen unserer Sicherheit zuvor Bürgschaft leisten *p*).

Nachricht von der Insel Lequios.

Ehe ich die große Insel **Lequios** verlasse, muß ich noch etwas von ihrer Beschaff heit melden *q*). Sie hat bey zweyhundert Meilen im Umkreise: das ist, etwa sechzig die Länge, und zur größten Breite dreyßig. Das Land hat viel Aehnlichkeit mit Japa aber an einigen Orten ist es gebirgichter, doch in der Mitte eben und fruchtbar. Die derenen werden durch einige Flüsse bewässert, welche selbige fruchtbar an Getraide Weizen machen. Man findet auch beydes im Ueberflusse daselbst. Im Gebirge wird Kupfer gegraben. Die Einwohner schmelzen es mit einem gewissen Zusatze von and Materien, und machen es dadurch feiner. Alle Jahre werden einige Schiffsladungen gleichen Kupfer, in die Häfen von **Japan** und **China**, desgleichen in die südlichen Ins als zum Beyspiele, nach **Sesirau**, **Giro**, **Turanr** und **Pollun** gebracht. Eisen, Stahl, und Zinn ist nicht weniger häufig daselbst. Gleichfalls hat die Insel eine Menge von Al Salpeter, Schwefel, Wachs und Honig. Gleichwie auch von Zucker und Ingwer, cher den indianischen weit übertrifft. Man treibt auch großen Handel mit schönen scheln, die in Japan statt der Gläser gebrauchet werden. Die Insel hat ferner viel liches Holz, insonderheit Angelin, Castanien, Buchs-, Eichen- und Cedernbäume, aus die Einwohner ihre Schiffe und Barken machen. An der Westseite liegen fünf nere Inseln, ob sie gleich an sich eine ziemliche Größe haben. Auf selbigen findet Silber, Perlen, Ambra, Weyhrauch, Seide, Eben- und mancherley Farbholz, viel Pech. Zwar fällt die Seide nicht in so großer Menge, als in China, gleichwohl den sich die Einwohner ohne Unterschied in Seide, Leinwand, Baumwolle, auch

o) Der Verfasser saget: „es kam solches alles her, „aus tugendlichen Gemüth und adelichen Sitten „der Weiber, in diesem Lande, daran sie allzumal „keinen Mangel haben“.

p) A. d. 689 u. f. S.

q) Pinto setzet sie auf neun und zwanzig Grad nordlich. Unsere Erdbeschreiber hingegen, zw sechs und zwanzig und sieben und zwanzig, lassen sie den hundert und fünf und vierzigste der Länge schief durchschneiden. Der Ve bringt seine Beschreibung deswegen bey, „es der portugiesischen Nation belieben mög

in Damast, den sie aus Nankin bekommen. Sie können gewaltig essen, und lieben überhaupt das sinnliche Vergnügen; dagegen sind sie schlechte Kriegesleute, und haben überhaupt wenig Gewehr. Als ich im Jahre 1656 zu Malacka war: so kam ein Portugiese, Namens **Pero Gomez d' Almeyda**, dahin, mit einem Schreiben und Geschenken von dem **Nautaquin von Tanixuma**. Sein Begehren war, man möchte ihm mit fünfhundert Mann Portugiesen beystehen, um die Insel **Lequios** zu erobern. Für diesen Beystand both der **Nautaquin** der Krone Portugall einen jährlichen Tribut von fünf tausend Zentner Kupfer, und tausend Zentner Messing. Es wurde aber nichts daraus, weil der Abgesandte nebst dem **Manuel de Susa de Sepulveda**, in einem Schiffbruche ums Leben kam. Gegen Norden von der großen Insel **Lequios**, liegt eine Menge kleine Inseln, welche eben diejenigen seyn müssen, die **Ruy Lopez von Villalobo** *r*) in seiner Vorstellung an **Don Georg von Castro**, damaligen portugiesischen Befehlshaber auf Ternate beschrieben hat. „Aus meiner Erzählung erhellet, daß zwey tausend Mann hinlänglich genug wären, alle diese Inseln zu erobern, woraus man weit größern Vortheil ziehen könnte, als aus Indien, ohne daß es so viel kostete. Es haben mir viele Kaufleute als gewiß erzählet, es betrage der bloße Zoll in **Lequios** anderthalb Millionen Gold, ohne die Muscatenblüthe und die Metallgruben zu rechnen *s*).

Ferd. Mendez Pinto.

Die Portugiesen sollen Lequios erobern helfen.

Der VII Abschnitt.

Fernere Abentheuer des Verfassers.

...to kömmt nach Liampo; reiset nach Malacka; wird nach Martaban verschickt. Neue Reise des Pinto. Schrecklicher Anblick. Der Ne...oda errath die Ursache. Sie finden Beute bey den Todten; setzen einen König ein. Mit was ...r Rechte dieser Herr ihren Beystand fordert. Kriegeszug auf Hinhor. Armuth des Königes. Sie begegnen einigen Schiffbrüchigen. Ihre traurige Begebenheit. Der Verfasser geht nach Martaban. Solches ist belagert. Pinto spricht mit dem Capero. Untergang des martabanischen Hauses. Die Portugiesen wollen die martabanischen Schätze nicht. Verzweifelung des Königes zu Martaban. Trauriger Ausgang. Der König und die Stadt ergeben sich. Betrug des Königes von Brama. Sein Siegesgepränge. Auszug der Gefangenen. Aufzug des Königes von Martaban. Betrübniß seiner Unterthanen. Was der Königinn wiederfährt. Die Portugiesen werden beschimpfet. Er stellet sich dem Sieger dar. Der König von Brama betriegt die ausländischen Völker; plündert Martaban. Entsetzliche Hinrichtung der Königinn. Schicksal des Königes von Martaban. Schelmenstück eines portugiesischen Edelmannes. Abermalige Leibeigenschaft des Pinto.

...s wir nach **Liampo** kamen: so fanden wir die dasigen Portugiesen in großem Grame über ihren erlittenen Verlust. Wir waren die einigen Ueberbleibsel von ihrer ganzen ...e. Aus dieser Ursache erzeigete man uns viele Gutheit. Mir, für meine Person, ...e von mehr als einem Kaufmanne eine Stelle auf einer Junke, oder in einer Schreib..., angebothen. Allein, die Lust trieb mich nach Malacka, wo ich in Betrachtung

Pinto kömmt nach Liampo; reiset nach Malacka.

meiner

...zu erobern, erstlich zur Erhöhung und Ausbreitung des heiligen katholischen Glaubens, und ...n um des großen Nutzens willen, den man ...s ziehen könnte". Sein Wunsch ist unerfüllet geblieben.

r) Dieser ist eben derjenige, welcher im Jahre 1539 zum ersten in die philippinischen Inseln schiffete, nachdem der berühmte Magellan, der sie entdeckte, im Jahre 1521 sein Leben darauf verlohren hatte.

s) A. d. 692 S.

Ferd. Mendez Pinto.

meiner erlangten Erfahrung einen ansehnlichen Dienst zu erlangen verhoffte. Ich gieng also auf dem Schiffe eines Portugiesen, Namens **Tristan de Gaa**, dahin ab. Unsere Reise war glücklich. Wie sehr freuete ich mich nicht, da ich erfuhr, **Don Pedro Faria** sey noch immer Statthalter daselbst. Er trachtete auch in der That, wie er mich vor Endigung seines Amtes gut anbringen könnte, sowohl weil er allezeit auf mein Glück bedacht gewesen war, als weil ihn das Angedenken seines Anverwandten, des tapfern **Don Antonio de Faria**, und die Erzählung unserer Abentheuer von neuem dazu bewegten.

Wird nach Martaban versendet.

Er schlug mir die Reise nach **Martaban** vor, bey welcher damals nicht wenig zu gewinnen war. Die Junke gehörte einem mahummedanischen **Necoda**, Namens **Mahmuth**, welcher Weib und Kinder zu Malacka hatte. Nebst dem Vortheile, den ich von der Handlung hoffen konnte, übertrug man mir auch noch drey wichtige Verrichtungen. Erstlich sollte ich einen Freundschaftstractat mit dem martabanischen Könige **Chambainha** schließen, der uns wegen der Lebensmittel für unsere dasige Festung großen Vortheil schaffen konnte. Zweytens sollte ich den **Lancerot Guerreyra**, welcher damals mit vier Fusten und hundert Mann auf der Küste von **Tanasserim** kreuzete, zurück rufen, weil man ihn jetzo, da man von dem Könige zu **Aschem** bedrohet wurde, zu **Malacka** selbst brauchte. Drittens, sollte ich unsere bengalischen Schiffe von dieser Besorgniß benachrichtigen, damit sie ihre Abreise und Fahrt beschleunigen möchten. Ich nahm diesen dreyfachen Befehl willig über mich, und reiste Mittwochs den 9ten Jenner ab. Der Wind blieb uns günstig bis an **Pulo Pracelar**, wo der Steuermann nicht sogleich durch die Sandbänke kommen konnte, welche den ganzen Canal bis an die Insel **Sumatra** durchschneiden. Wir kamen endlich mit großer Mühe durch, und rückten gegen die sambillanischen Inseln. Hier bestieg ich eine wohl ausgerüstete Barke, und befuhr innerhalb zwölf Tagen die ganze malayische Küste, auf hundert und dreyßig Meilen weit, bis an **Jonsala**. Ich lief in die Flüsse **Barruhas**, **Salangar**, **Panagim**, **Queda**, **Parles**, **Pandan** u. s. w. ohne die geringste Nachricht von den Feinden unserer Nation zu erhalten. Nach dieser Reise kehrete ich zum **Mahmud** zurück, der uns neun Tage lang eben diesen Weg führte. Den drey und zwanzigsten Tag unserer Fahrt, mußte er an der kleinen Insel Pisandur vor Anker legen, um ein Ankertau zu verfertigen. Wir stiegen aus, aber bloß in der Absicht, die Arbeit zu beschleunigen. Als mir nun sein Sohn vorschlug, wir wollten sehen, ob wir einen Hirsch, damit die Insel ganz angefüllt ist, schießen könnten: so nahm ich eine Kugelbüchse, und gieng mit ihm in den Wald hinein. Kaum waren wir hundert Schritte weit gegangen, so sahen wir viele wilde Schweine in der Erde wühlen. Wir schlichen durch das Gebüsche herbey, und schossen zwey davon todt. Aus Freude über dieser Glück, liefen wir ohne weiteres Bedenken darauf zu. Aber wie erschracken wir nicht, als wir an dem Orte zwölf ausgewühlte, und einige halb aufgefressene Leichname fanden.

Neue Reise des Pinto.

Schrecklicher Anblick.

Der gräßliche Gestank ließ uns hier nicht lange verweilen; über dieses urtheilte der junge Mohr sehr klüglich, wir müßten seinem Vater Nachricht davon geben, weil sich vielleicht ein Seeräuber in der Nähe aufhalten, und uns unvermuthet überfallen möchte, gleichwie es schon vielen Kaufleuten aus Unbedachtsamkeit der Schiffer widerfahren wäre. Der alte **Necoda** war ein vorsichtiger Mann. Er ließ sogleich die ganze Insel durchstreifen, schickte auch die Weiber und Kinder mit dem halbgemachten Geräthe wieder zu Schiffe, er selbst nahm vierzig mit Büchsen und Lanzen wo[...]

Der Necoda erräth die Ursache.

Ferd. Mendez Pinto.

waffnete Mann zu sich, und eilete gerades Weges nach dem Orte, wo die todten Körper lagen. Zwar konnte er vor Gestank nicht nahe zu ihnen gehen: doch befahl er seinen Leuten, aus einem Triebe der Menschlichkeit, ein tiefes Loch zu machen, und sie hinein zu legen. Indem man ihnen diese letzte Pflicht erwies: so erblickte man bey einigen Dolche mit goldenen Griffen, bey andern Armbänder von gleichem Metalle. Mahmud errieth sogleich, was es seyn möchte, und hielt für gut, ich sollte dem malackischen Statthalter durch eine eigene Barke auf der Stelle die Nachricht geben, diese Todten wären Achemer, und vermuthlich wäre ihr Heer in dem Kriege, den sie mit **Tanasserim** geführet, geschlagen worden. Zur Ursache dieser Meynung, gab er folgendes an. Diejenigen, sagte er, welche goldene Armbänder an sich haben, sind unstreitig achemische Officier gewesen, weil sie sich allemal in dem völligen Schmucke, den sie im Gefechte an sich haben, begraben lassen. Um allen Zweifel völlig zu heben, so ließ er weiter nachgraben, und entdeckte noch sieben und dreyßig Leichen, an welchen man sechzehn goldene Armbänder, zwölf sehr kostbare Dolche, und einige Ringe fand. Wir hielten dafür, die Achemer hätten nach erlittener Niederlage, ihre Hauptleute auf der Insel begraben. Demnach beschehrete uns das Glück eine Beute, von mehr als tausend Ducaten am Werthe, die Mahmud zu sich nahm, ohne was seine Leute heimlich auf die Seite geschafft haben möchten. Doch mußte er sie theuer genug bezahlen; denn sein Volk wurde von dem häßlichen Gestanke krank, und einige brave Soldaten bissen darüber ins Gras. Ich meines Ortes, fertigte die Barke in möglichster Eilfertigkeit ab, um dem **Don Faria** Nachricht zu ertheilen, was ich für einen Weg genommen hätte, und was der **Necoda** urtheilete.

Finden Beute bey den Todten.

Diese Begebenheit machte uns Muth, desto unverzagter nach **Tanasserim** zu segeln, wo ich den **Lancerot Guerreyra** insonderheit aufsuchen sollte. Als wir vor einer Insel, Namens **Pulo Hinhor**, vorbey fuhren: so kam aus selbiger eine Barke mit sechs Mann, in sehr armseliger Kleidung auf uns zu. Sie grüßten uns durch allerley freundschaftliche Zeichen, und wir antworteten auf gleiche Weise. Hernach fragten sie, ob kein Portugiese am Borde wäre? Der **Necoda** antwortete: mehr als einer. Doch es schien, als ob sie dem Muhammedaner nicht traueten; denn ihr Oberhaupt bath, er möchte ein Paar auf den Ueberlauf kommen lassen. Ich erschien also. Kaum hatten sie meine Kleidung erblickt, so stiegen sie mit Bezeugung großer Freude in die Junke, und überreichten mir einen Brief, mit Bitte, solchen vor allen Dingen zu lesen. Er war von mehr als funfzig Portugiesen, und darunter von **Guerreyra** und dreyen Hauptleuten unter seinem Geschwader unterschrieben. Diese gaben einem jeden Portugiesen, welcher diese gegenwärtige Schrift lesen würde, zu vernehmen, daß der wohlachtbare Prinz, dem sie dieselbe ausgeliefert hätten, König dieser Insel, auch ein neubekehrter Christ sey, daß er alle Portugiesen, die an seine Küste gekommen, für die Treulosigkeit der Achemer gewarnet, auch nachgehends ihnen zu einem ansehnlichen Siege über diese Ungläubige geholfen habe, in welchem sie über tausend Mann, eine Galeere, vier Galiotten und fünf Fusten verlohren hätten. Sie bathen demnach alle portugiesische Hauptleute, **um der Wunden unsers Herrn Jesu Christi, und um des Verdienstes seines heiligen Leidens willen**, es möchten selbige auf alle Weise verhindern, daß ihm nichts widriges geschähe, im Gegentheile aber möchten sie ihm allen Beystand leisten, den seine Dienste und die Gleichförmigkeit des Glaubens erforderten.

Setzen einen König ein.

Mit was für Rechte dieser Herr ihren Beystand fordert.

Ferd. Mendez Pinto.

Ich both dem Könige von Hinhor meine wenige Person zu seinen Diensten an: denn
weiter erstreckte sich mein Vermögen nicht t). Gleichwohl erzählete er mir, es habe ihn
einer von seinen muhammedanischen Unterthanen vom Throne gejagt, und in diesen schlechten
Zustand versetzet; sein ganzes Unglück rühre bloß daher, weil er den christlichen Glauben
angenommen habe, und den Portugiesen gewogen sey. Doch wären einige wenige tapfere
Christen schon genugsam im Stande, ihn wieder in den Besitz seines Ländchens zu setzen,
insonderheit, weil der Tyrann sich in seiner unrechtmäßigen Gewalt so wohl befestiget z
seyn glaube, daß er nicht mehr als dreyßig Mann zu seiner Leibwache halte. Weil ich ihm
nun mit weiter nichts, als mit einem guten Wunsche, beystehen konnte: so bath er, ic
möchte ihn doch wenigstens nur mit mir nehmen, damit sein Leben in Sicherheit komm
er wolle mir dagegen sehr gern als ein Leibeigener dienen u).

Diese Rede bewegte mich im Innersten meines Herzens. Ich warnete ihn,
möchte sich gegen den Necoda nichts von seinem Glauben merken lassen, weil selbig
eben so wohl ein Muselmann sey, als sein Feind; ich erkundigte mich sodann nach allen U
ständen, welche zu dem Anschlage, den mir der Himmel eingab, beförderlich seyn kön
ten, und stellete hernach dem Mahmud den großen Ruhm vor, den ihm die Wiederei
setzung eines unglücklichen Fürsten bringen würde; die Gunst zu geschweigen, in wel
ihn dieses bey dem Statthalter setzen müsse, wenn er einem Freunde der Portugiesen Be
stand leiste. Er räumete alles willig ein, entschuldigte sich aber mit der Schwierigk
des Unternehmens. Diesen Einwurf räumete ich aus dem Wege. Nebst dem erboth s
sein Sohn, welcher unter den Portugiesen zu Malacka aufgewachsen war, er wolle
Macht des Afterköniges mit eigenen Augen untersuchen. Endlich beredeten wir den Ma
mud, daß er mit seiner ganzen Mannschaft, nämlich mit achtzig wohlbewaffneten Leu
die Landung wagte.

Kriegszug auf Hinhor.

Wir traten um zwey Uhr nach Mitternacht auf das Land. Der Sohn des Nec
welcher den abgesetzten König zum Anführer bey sich hatte, erwischte ohne große M
einige Eyländer, die nicht nur die Erzählung ihres vorigen Herrn bekräftigten, son
auch Lust bezeigten, uns beyzustehen. Wir merkten aus ihren Reden, es wohne niem
auf der Insel, als Fischer; auch bestehe die Leibwache des dermaligen Regenten nur
funfzig Mann, welche aber schlechte Kerl, auch meistentheils nur mit Prügeln bewa
wären. Da wir dieses höreten, so schritten wir ohne Weitläuftigkeit zum Haupt
Mit anbrechendem Tage zog des Necoda Sohn mit vierzig Mann voraus. Zwanzig
unter hatten Feuergewehre, die übrigen nur Lanzen und Pfeile. Nach ihm kam
Vater mit dreyßig Soldaten, und trug eine Fahne mit einem Kreuze, die ihm Faria
der Abreise deswegen mitgegeben hatte, damit er den portugiesischen Schiffen bedürf
Falles beweisen könne, er sey ihr Schutzverwandter. In dieser Ordnung k
wir an einen elenden Zaun von Bambus, darinnen einige Hütten stunden, die abe
Namen eines Pallastes oder Schlosses trugen. Die Feinde zeigten sich mit einem g
Geschreye, woraus wir eine heftige Gegenwehr muthmaßeten. Aber so bald sie das m
nommene Feldstückchen sahen, auch den Knall einiger Büchsen höreten, liefen sie davon,
auf den Gipfel eines Hügels. Wir dachten, sie würden sich der vortheilhaften Lage
aufs neue setzen: allein, sie wollten bloß ihr Leben erbitten. Weil wir aber erfuhr

u) A. d. 761 S.

wären die Hauptanhänger des unrechtmäßigen Besitzers: so schossen oder stachen wir sie todt, bis auf drey, die sich für Christen ausgaben. Hernach giengen wir von der Höhe herab in ein Dorf, das aus niedrigen und mit Strohe gedeckten Hütten bestund; da fanden wir vier und sechzig Weiber mit ihren Kindern, welche aus vollem Halse riefen: Christen! Christen! Jesus, Jesus! heilige Maria! Dieses Glaubensbekenntniß bewegte mich, ihr Leben von dem Necoda zu erbitten; doch konnte ich ihre Hütten nicht von der Plünderung befreyen. Man fand aber keine fünf Ducaten werth im ganzen Dorfe: Denn es war ein leibhaftiges Bettelnest; ja es hatten nicht einmal die allerreichsten von einem, wie vom andern Geschlechte, ein Kleid auf dem Leibe. Sie nährten sich bloß von Fischen, die sie mit dem Angel fingen. Gleichwohl steckte ihnen ein unsäglicher Hochmuth im Kopfe. Jedweder legte sich den Königstitel über das an seiner Hütte befindliche Stückchen Land bey, und wir vernahmen, derjenige, den wir wieder auf den Thron setzten, habe nichts vor andern zum Voraus, als daß sein Feld ein wenig größer sey. Wir gaben ihm sein Weib und seine Kinder wieder, die sein Feind zu Leibeigenen gemacht hatte x).

Ferd. Mendez Pinto.

Armuth des Königes.

Nach geendigtem Feldzuge, der dem Necoda weiter nichts, als einige Schüsse Pulver, gekostet hatte, giengen wir zu Schiffe, und segelten nach Tanasserim, wo ich den Guerreyra mit seinem Geschwader anzutreffen verhoffte. Nach einer fünftägigen Fahrt erblickten wir ein kleines Fahrzeug, und hielten es anfänglich für eine Fischerbarke. Weil es nicht auszuweichen begehrte: so holeten wir es bald ein, in der Absicht, einige Nachricht von den gegenwärtigen Umständen dieser Gegend, und von der Entlegenheit der Küsten zu erfahren. Als wir ihm aber nahe genug kamen, dennoch aber auf unser Zurufen kein Mensch antworten wollte: so schickten wir eine Schaluppe dahin, sie mit Gewalt zur Antwort zu nöthigen. Diese sah nun, daß es eine sehr kleine Barke war, die auf dem Wasser trieb. In selbiger fanden wir fünf Portugiesen, zween todte, und drey lebendige, nebst einer Kiste, und dreyen Säcken voll Tangen und Larinen, das ist, hiesiger Landmünze; ferner, einen Pack silberne Schalen und Gießkannen, und zwey dergleichen große Becken. Ich machte ein Verzeichniß von diesen Kostbarkeiten, übergab sie dem Necoda in Verwahrung, und nahm die drey Portugiesen in die Junke. Allein, ungeachtet sie noch so viel Kräfte hatten, an Bord zu steigen, und die Verpflegung anzunehmen, die man sie versorgete: so konnte ich doch zween ganzer Tage kein einziges Wort aus ihnen bringen. Endlich kamen sie durch den Genuß kräftiger Speisen so weit zu rechte, daß sie den Verlauf ihres Unglückes erzählen konnten. Einer davon hieß Christoph ...ria, und wurde nachgehends Statthalter auf St. Thomas; der andere hieß Ludwig ...borda, der dritte, Simon von Brito: lauter brave, und ihres glücklichen Handels ...m berufene Leute. Sie waren in dem Schiffe des Georg Manhez von Goa nach ...atigam unter Segel gegangen, scheiterten aber, durch Nachläßigkeit der Wache, an ...Sandbank bey Rakan. Von denen auf dem Schiffe befindlichen drey und achtzig ...nen sprangen siebenzehn in eine kleine Barke, und fuhren immer an der Küste fort, ...ffnung, den Fluß Cosmin im Königreiche Pegu zu erreichen, und entweder das ...gliche mit Gummi Lac beladene, oder ein ander Kaufmannsschiff, das nach Indien ...gienge, anzutreffen. Es überfiel sie aber ein Westwind, und brachte ihnen in einer einzigen

Begegnen einigen schiffbrüchichen Portugiesen.

Ihre traurige Begebenheit.

x) A. d. 714 S.

Ferd. Mendez Pinto.

einzigen Nacht das Land aus dem Gesichte. Dergestalt schwammen sie ganzer sechzehn Tage, ohne Segel, ohne Ruder, und Kenntniß vom Winde, in der See herum. Zwar hatten sie einige Lebensmittel mitgenommen: es fehlete ihnen aber an Wasser. Indem nun der Durst desto heftiger wurde, weil sie den Hunger stillen konnten: so sturben nach und nach zwölfe, und wurden in die See geworfen. Aber als die letzten sturben, waren die noch lebendigen drey aus Ohnmacht nicht mehr im Stande, ihnen diesen Liebesdienst zu erzeigen.

Der Verfasser geht nach Martaban.

Wir gelangten glücklich nach **Tanasserim**, und fuhren von da nach **Touay**, **Merguim**, **Juncay**, **Pullo**, **Camud**, und **Vagarru**, ohne die hundert Portugiesen, die ich suchen sollte, anzutreffen. Gleichwohl erfuhr ich an dem letzten Orte mit größter Freude, sie hätten funfzehn achemische Fusten geschlagen, glaubte also, **Mahmut** habe ganz richtig gerathen. Es hatte sich ein Gerücht ausgebreitet, als ob der König von Braman die Stadt **Martaban** mit siebenhundert tausend Mann belagerte, **Guerreyra** aber mit seinen vier Fusten, und allen Portugiesen, die er auftreiben konnte, in des **Schambayna** Dienste getreten wäre. Ob mir gleich diese Zeitung noch sehr ungewiß vorkam: so ließ ich doch die Segel nach **Martaban** wenden, in Hoffnung, wenigstens eine gewissere Nachricht in selbiger Gegend aufzutreiben. Nach neun Tagen kamen wir an die Mündung des

Martaban ist belagert.

Flusses, und zwar um zwey Uhr nach Mitternacht. Wir warfen ganz ruhig Anker. Bald darauf vernahmen wir einige Schüsse aus grobem Geschütze, die uns viel Nachdenkens verursachten. Mahmut versammelte den Schiffrath. Der Schluß lautete, man könnte ohne sonderliche Gefahr höher in den Fluß laufen. Wir segelten also mit anbrechendem Tage das Vorgebirge **Munay** vorbey, und erblickten hierauf die Stadt **Martaban**.

Sie war von einem unzähligen Heere eingeschlossen, auch das Ufer zu beyden Seiten mit einer großen Menge Ruderfahrzeugen besetzt. Gleichwohl schifften wir immer fort bis an den Hafen, und liefen mit großer Vorsichtigkeit in denselbigen ein. Der Necoda gab hierauf das gewöhnliche Freundschafts- und Handlungszeichen. Bald darauf kam ein wohlausgerüstetes Schiff zu uns, worauf wir mit großer Freude sechs Portugiesen wahrnahmen. Sie berichteten, des bramanischen Königes Heer bestehe wirklich aus siebenhundert tausend Mann, die er auf siebenzehnhundert Ruderschiffen, darunter hundert G[...] leeren gewesen, hergeführet habe. Anfänglich zwar hätten die Portugiesen ihre Dienste dem Könige von Martaban zugesagt, nachgehends aber wären sie auf des Bramanen Seite getreten, wiewohl die Ursache davon niemand, als ihr Anführer, wisse. Selbiger heiße **Johann Cayero**; ihre ganze Anzahl belaufe sich auf siebenhundert Mann. Unter den vornehmsten Befehlshabern würde ich auch den **Lancerot Guerreyra**, und seine drey Hauptleute, antreffen, und wegen meines von **Don Faria** aufgegebenen Befehls mit aller Höflichkeit [...]

y) A. d. 718 und vorherg. S.

z) Dieses Schreiben, dessen Abschrift der Verfasser, wie es scheint, sorgfältig verwahret hat, verdienet, nebst der Berathschlagung, welche die Portugiesen darüber anstellten, billig einen Platz in einer Anmerkung. „Tapferer und getreuer „Hauptmann der Portugiesen, durch die Gnade „des großen Königes am Ende der Welt, welcher „ein starker und schrecklich brüllender Löwe [...] „und eine Krone der erhabenen Gewalt im [...] „der Sonnen hat. Ich unglückseliger Schambainha, der ich ehemals ein Fürst war, [...] „aber leider nicht mehr bin, da ich in dieser St[adt] „belagert seyn muß, welche in Wahrheit arm [...] „und ohne Trost ist, gebe dir durch die W[orte] „meines Mundes in größter Gewißheit und [...] „rich[...]

elt empfangen werden. Was die Achemer betreffe; so gründe sich die Besorgniß des mala- kischen Statthalters bloß darauf, daß sie unter Anführung des Königes von Pedir, Bi- aya Sora, mit hundert und dreyßig Segeln in die See gegangen wären; es sey aber diese große Macht von dem fornauischen Heere mit Verlust siebenzig Fahrzeuge und sechs- tausend Mann, gänzlich vernichtet worden. Funfzehn Fusten wären dem Guerreyra in die Hände gefallen. Diese Einbuße würden die Achemer wohl in zehn Jahren nicht ver- winden: mit einem Worte, Malacka sey außer Gefahr, und die portugiesischen Völker dem Statthalter unnöthig *y*).

Ferd. Mendez Pinto.

Ich stieg ans Land, um dieses aus des Cayero eigenem Munde zu vernehmen. Er lag in einiger Entfernung von der Stadt verschanzet, und hatte zwar mit ihr keine Ge- meinschaft, aber auch mit ihren Feinden kein Bündniß, das ist, es schien, als ob er sich nicht so wohl in den Handel mischen, als nur sehen wollte, wie er ablaufen würde. Ich überreichte ihm den Befehl des Statthalters, worauf er mir das obige zur Antwort gab. Ich bath ihn, er möchte mir seine Erklärung schriftlich zustellen; und weil ich hier weiter nichts zu verrichten hatte, so wartete ich nur auf des Necoda Abreise, welcher sich die Gelegenheit klüglich zu Nutze machte, und in beyden Lägern einen einträglichen Handel trieb. Indem er nun sechs und vierzig Tage damit zubrachte: so wurde ich ein Augenzeuge des erschrecklichen Trauerspiels.

Pinto spricht mit dem Cayero.

Die Belagerung wurde schon einige Monate lang mit großem Eifer fortgesetzet. Zwar hatten sich die Belagerten bisher tapfer gewehret: weil ihnen aber niemand zu Hülfe kam: so wurden sie durch Schwerdt, Hunger und Krankheiten, endlich so schwach, daß von hundert dreyßig tausend Soldaten, in welchen die größte Macht des Königreichs be- stund, kaum fünftausend mehr übrig waren. Der König ließ bey diesen Umständen den Muth sinken, und that dem Feinde nach und nach drey Vorschläge. Erstlich both er ihm dreyßig tausend Bissen Silber, das ist, eine Million Goldes, auch jährlich sechzig tau- send Ducaten Tribut, wenn er die Belagerung aufheben wollte. Als dieses nicht ange- nommen wurde: so verlangte er nur, nebst seiner Gemahlinn und seinen Kindern, auf zweyen Schiffen in Sicherheit abzuziehen. Doch der König von Brama wollte nicht nur seine Schätze, sondern auch seine Person in seiner Gewalt haben, und verwarf also auch dieses. End- lich verwilligte der unglückliche Schampainha, für seine und seiner Kinder Freyheit, die Krone und den Schatz seines Vorfahren abzutreten, den man auf drey Millionen Goldes schätzete. Als dieses eben so wenig fruchtete: so verlohr er alle Hoffnung, von einem so blutgierigen Feinde etwas zu erhalten. Er setzte folglich seine einige Hoffnung auf die Portu- giesen, wenigstens doch so viel die Rettung seiner eigenen Person betraf. Er schickte einen Kaufmann von ihnen, Namens Paul de Seixas, der seit langer Zeit an seinem Hofe war, an sie ab, und gab ihm ein Schreiben an den Cayero mit *z*), darinnen er ver-

Untergang des martabanischen Hauses

sprach,

z) ...tigkeit zu vernehmen, daß ich heute von die- ...n Tage an, mich als einen Schutzverwandten ... großen Königes von Portugall ansehe und ...kenne, auch denselbigen als obersten Gebiether ...r mich und meine Kinder, die Huldigung lei- ...n, und einen ansehnlichen Tribut, den er mir ...legen wird, bezahlen will. In dieser Eigen- ...ft begehre ich von ihm, daß du gleich nach „Empfange dieses Briefes durch Paul von Seixas, „mit deinen Schiffen geschwind an das Pagoden- „bollwerk kommest, wo ich dich erwarten will. „Sodann werde ich mich, ohne weitere Berath- „schlagung, nebst meinen Schätzen an Gold und „Juwelen, in deine Hände liefern, auch von sel- „bigen dem Könige von Portugall sehr gern die „Hälfte abgeben, doch mit dem Bedinge, daß er

„mir

Ferd. Mendez Pinto.

Die Portugiesen wollen die martabanischen Schätze nicht.

sprach, ein Lehensmann des Königes von Portugall zu werden, solchem auch die Hälfte seiner Schätze einzuliefern. Aber bloß der Neid der vornehmsten im Rathe, verhinderte diesesmal, daß die martabanischen Schätze nicht nach Lissabon kamen. Denn sie bildeten „sich ein, Cayero würde ganz allein den Vortheil davon haben; denn wofern er selbige „gleich nicht für sich behielte: so würde er sie doch dem Könige vou Portugall allein über„bringen, und die Belohnung allein dafür empfangen; der König würde ihm Grafschaf„ten und Marquisate im Ueberflusse hingeben, ja wohl gar zum Unterkönige in Indien e„nennen. " Diese ungetreuen Rathgeber *a*) stelleten vor, es sey gefährlich, den König von Brama zu erzürnen, weil er alle Augenblicke eine Handvoll Portugiesen mit sieben hundert tausend Mann überfallen könnte. "Ja, sie betheuerten so gar, wofern Cayero „sein Vorhaben, dem Könige von Martaban beyzustehen, nicht ändern würde: so wollten „sie dem Ueberwinder Nachricht davon geben, um dergestalt den Kern der Mannschaft, „welchen ihr König in Indien habe, zu retten *b*)."

Verzweiflung des Königes zu Martaban.

Weil nun Cayero auf diese Weise genöthiget wurde, den Seixas mit einer abschlägigen Antwort fortzuschicken: so schrieb er dem Schambainha doch wenigstens einen höflichen Brief, und brachte allerley schlechte Ausflüchte zur Entschuldigung vor. Wir erfuhren nachgehends, der unglückselige Fürst sey vor Jammer ohnmächtig hingesunken, als er aus dem Schreiben ersehen, daß ihm auch diese einzige und letzte Hoffnung fehlschlage. Als er wieder zu sich selbst gekommen, so habe er sich etlichemal ins Gesicht geschlagen, sein unermeßliches Unglück beklaget, und den Portugiesen ihre schändliche Undankbarkeit mit den empfindlichsten Worten vorgeworfen *c*). Gleichwohl ließ er den Seixas mit Großmuth von sich, ermahnete ihn, einen glücklichern Beschützer aufzusuchen, und schenkte ihn reichlich *d*). Auch erlaubte er ihm, ein junges schönes Frauenzimmer von seinem Hofe mitzunehmen, mit welcher Seixas schon zwey Kinder gezeuget hatte, und nachgehends auf Coromandel sich trauen ließ. Seixas kam fünf Tage hernach zu uns ins Lager, und erweckte durch seine Erzählung großes Mitleiden unter uns allen *e*).

Trauriger Ausgang.

Nunmehr sah Schambainha wohl ein, es sey alle menschliche Hülfe verlohren. Er ließ hierauf alle seine Hauptleute zusammen kommen, und in diesem allgemeinen Kriegsrathe beschloß man, alle lebendige Seelen, die nicht im Stande wären, das Gewehr zu führen, hinzurichten, und dieses Blut dem Quiay Nivandel, Gott der Feldschlachten,

„mir erlaube, von dem übrigen, entweder in sei„nem Lande, oder in Indien, zweytausend Por„tugiesen anzuwerben, die ich reichlich besolden „werde, damit ich durch ihre Hülfe das Meinige „wieder erobern möge, welches ich nunmehr dem „Feinde unglücklicher Weise überlassen muß. Was „dich und deine Leute betrifft: so verspreche ich bey „Glauben meiner Wahrheit, werden sie mir zur „Flucht behulflich fallen: so will ich meinen Schatz „willig mit ihnen theilen. Weil es mir die Zeit „nicht erlaubet, einen längern Brief zu schreiben: so „kann dir Paul von Seixas, durch welchen ich sel„bigen abschicke, berichten, was er gesehen, und „was ich mit ihm gesprochen habe. "

Sogleich berief Cayero seinen Rath zusammen, las den Brief ab, und stellete vor, wie sehr es zur Beförderung der Ehre Gottes und des Königes gereichen würde, wenn man dieses vortheilhafte Anerbieten annähme. Hernach belegte er den Paul von Seixas mit einem Eide, und befahl ihm, zu eröffnen, was er von dem Schatze des Schambainha zu sagen wisse. Seixas gab zur Antwort, die eigentliche Größe desselbigen sey ihm zwar nicht bekannt, gleichwohl habe er fünfmal mit seinen Augen ein Gebäude in Gestalt einer Kirche, und von mittelmäßiger Größe gesehen, das bis an das Dach mit Gold-platten und Stangen angefullet gewesen; ... möchten solche etwa zwo Schiffeladungen betragen. Ferner habe er vier und zwanzig große ... schlossene und mit Stricken umwundene Kasten

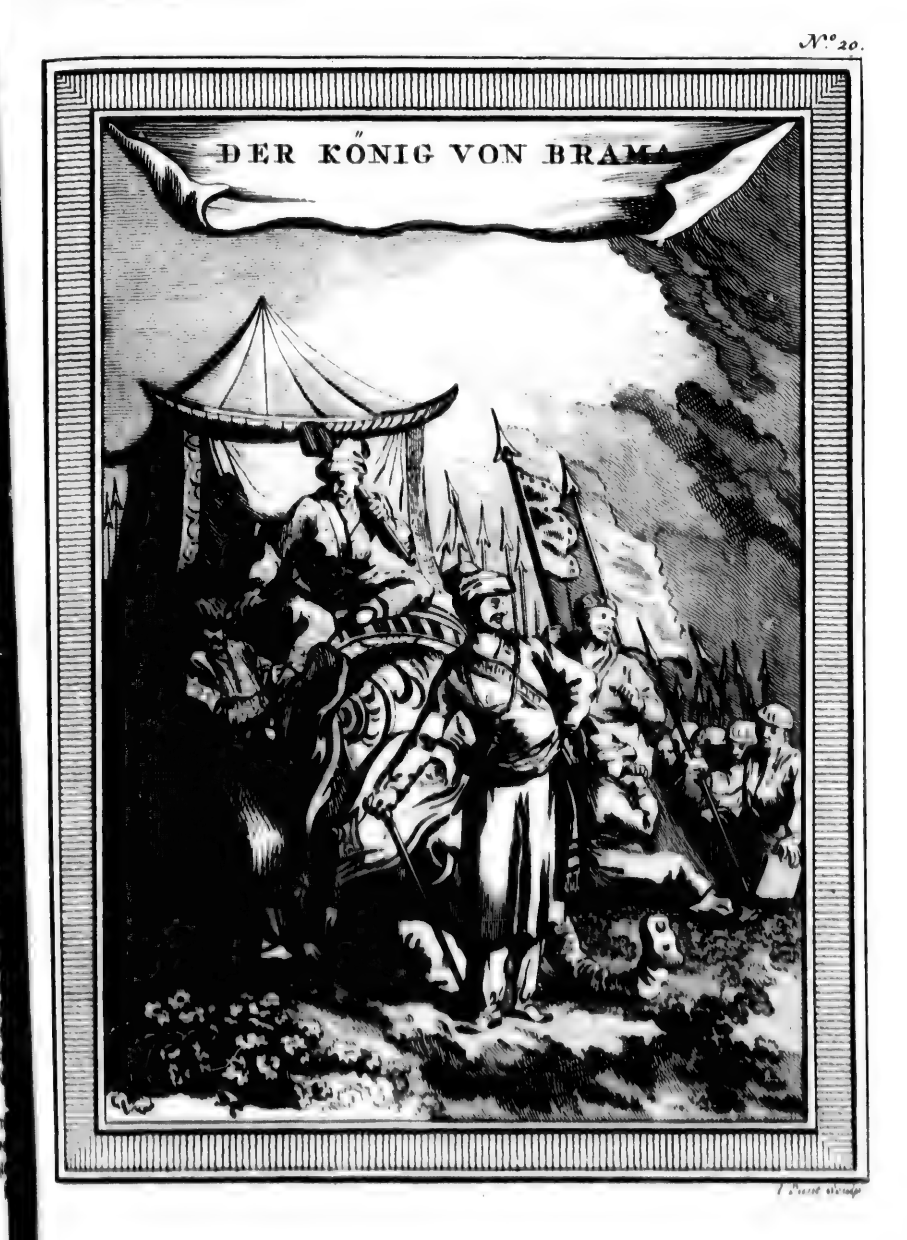
zu werden, solchem auch die Hälf
vornehmsten im Rathe, verhinder
issabon kamen. Denn sie bildet
von haben; denn wofern er selbi
em Könige von Portugall allein übe
n; der König würde ihm Grafsch
hl gar zum Unterkönige in Indien
en vor, es sey gefährlich, den Kö
eine Handvoll Portugiesen mit sich
e betheuerten so gar, wofern Cap
ehen, nicht ändern würde: so woll
dergestalt den Kern der Mannsch
)."

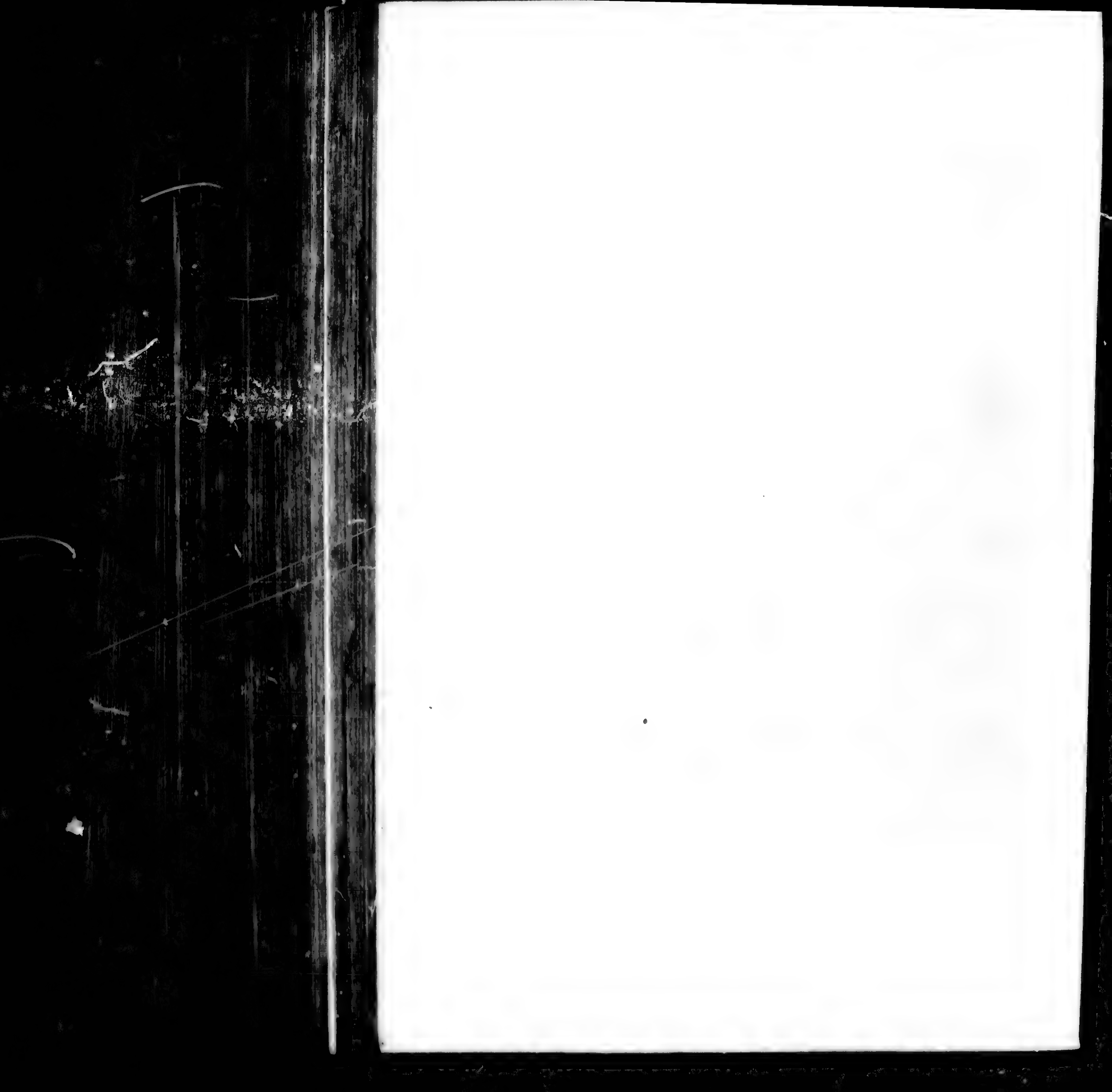
wurde, den Seixas mit einer abs
Schambainha doch wenigstens e
üchte zur Entschuldigung vor.
vor Jammer ohnmächtig hingesun
diese einzige und letzte Hoffnung
e er sich etlichemal ins Gesicht geschla
ugiesen ihre schändliche Undankba
Gleichwohl ließ er den Seixas mit
ichern Beschützer aufzusuchen, und
in junges schönes Frauenzimmer von
n zwey Kinder gezeuget hatte, und
as kam fünf Tage hernach zu uns
Mitleiden unter uns allen e).

es sey alle menschliche Hülfe verlo
mmen, und in diesem allgemeinen
nicht im Stande wären, das Gewe
ay Niwandel, Gott der Feldschlach

den Brief ab, und stellete vor, wie sehr
förderung der Ehre Gottes und des König
würde, wenn man dieses vortheilhafte Anerb
ähnie. Hernach belegte er den Paul von d
einem Eide, und befahl ihm, zu eröffnen
dem Schatze des Schampainha
Seixas gab zur Antwort, die
öße desselbigen sey ihm zwar nicht bekannt
l habe er fünfmal mit seinen Augen ein
Gestalt einer Kirche, und von mittelm
öhe gesehen, das bis an das Dach mit
tten und Stangen angefüllet gewesen
chten solche etwa zwo Schiffsladungen be
ner habe er vier und zwanzig große
ossene und mit Stricken umwundene K

N.o 20.





zu opfern. Hernach wollte man alle königliche Schätze in die See versenken, und die Stadt in Brand stecken. Wäre alles dieses geschehen, so wollten alle streitbare Personen einen Ausfall wagen, und entweder ihr Leben verlieren, oder sich durchschlagen. Aber einer von den drey Feldherren zog ein schimpfliches Leben einem rühmlichen Tode vor, und gieng die folgende Nacht mit viertausend Mann zum Feinde über. Die übrige Mannschaft, welche etwa noch zweytausend betrug, verlohr über dieses Weglaufen dergestalt allen Muth, daß man befürchten mußte, sie möchten dem Feinde die Thore öffnen, oder dem Schambainha ausliefern. Er beschloß also, sich lieber freywillig zu ergeben.

Ferd. Mendez Pinto.

Der König und die Stadt ergeben sich.

Des andern Tages, früh um sechs Uhr, sahen wir eine weiße Fahne auf der Mauer wehen, welches man für ein Zeichen der Ergebung hielt. Es näherte sich folglich ein berittener Mann dem Thore. Man verlangte das gewöhnliche sichere Geleit für ihn. Dieses wurde durch zween bramanische Befehlshaber sogleich überschicket, und sollten sie als Geißel in der Stadt bleiben. Hierauf schickte der Schambainha seinem Feinde durch einen achtzigjährigen Priester ein eigenhändiges Schreiben zu, worinnen er sich, seine Gemahlinn, seine Kinder, sein Königreich, und alle Schätze, in seine Gnade ergab, und nur um die Erlaubniß bath, daß er sein Leben in einem Kloster beschließen dürfte. Der König von Brama antwortete sogleich in einem andern Schreiben, er wolle die alte Feindseligkeit gänzlich in Vergessenheit stellen, auch dem Könige von Martaban solche Länder und Einkünfte lassen, damit er vergnügt seyn werde. Ob nun gleich dieses Versprechen eine bloße Betrügerey war: so wurde es dennoch mit großen Freudensbezeugungen im ganzen Lager kund gemachet f).

Betrug des Königes von Brama.

Sein Siegesgepränge.

Gleich des folgenden Tages sah man die Anstalten zum Siegesgepränge. Der König ließ in seinem Lager sechs und zwanzig ungemeinprächtige Zelte aufschlagen, und jedes mit dreyßig Elephanten umgeben. Das ganze Heer wurde in schöne Ordnung gestellet; und weil die Ausländer gleichfalls Befehl erhielten, sich nach den angewiesenen Orten zu begeben, so mußte Caypero mit seinen Portugiesen dergleichen thun. Er wurde in den Vorzug gestellet, nicht weit von dem Thore, zu welchem Schambainha ausziehen sollte. Man zählte vierzig Nationen, welche immer eine hinter der andern, bis an des Königes Gezelt, in Ordnung standen, um selbiges aber stunden die gebohrnen Bramaner, als die Leibwache g).

..., worinnen nach des Schambainha Verstände die Schätze des letzten Königes von Pegu, ...sagukan, wären; diese Menge Goldes, so ...ert und dreyßig tausend Bissen betrüge, be... sich auf sechzig Millionen Goldes, die Bisse ...hundert Ducaten gerechnet. Ueber dieses habe Schambainha ein bey Eroberung Degum er... ...es geldenes Götzenbild gezeiget, welches von ...nlich vielen Edelgesteinen, dermaßen schimmere, ...es gleichen nirgend in der Welt sey. Alle An... hätten des Seixas Bericht für ein Mährchen gehalten, wenn er nicht einen Eid darauf ab... ...t hätte. Man ließ ihm einen Abtritt aus ...Gezelte nehmen, um einen Entschluß zu fassen; ...waren aber die Meynungen so zertheilet, daß man zu keinem Entschlusse kommen konnte; und ich glaube, unsere Sünden waren Schuld daran. a. d. 723 S.

a) Pinto nennet sie Teufelsräthe.

b) A. d. 723. u. 724 S.

c) Ebendas.

d) Unter andern mit Armbändern, welche Seixas an drey portugiesische Juwelierer für sechs und dreyßig tausend Ducaten verkaufte; diesem gab der Statthalter von Narsinga achtzigtausend dafür. A. d. 726 S.

e) Ebendas.

f) A. d. 729 S.

g) A. d. 731 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Auszug der Gefangenen.

Um Mittag geschah ein Stückschuß, worauf man die Thore öffnete. Den Anfang des Zuges machten dreyhundert gewaffnete Elephanten. Hierauf folgten einige von den bramanischen Rotten, die man schon am vorigen Tage in die Stadt abgeschicket hatte, um die vortheilhaftesten Orte zu besetzen. Sodann erschienen alle vornehme Herren, die man in der Stadt gefunden hatte, und ihrem Herrn getreu verblieben waren *b*). Acht bis zehn Schritte hinter ihnen kam der **Rolim** von **Munay**, eben derjenige Priester, welcher das Ergebungsschreiben des **Schambainha** ins Lager gebracht hatte. Er war das Haupt aller übrigen Geistlichen, und Hoherpriester des ganzen Reiches. Gleich hinter ihm trug man in einer Sänfte die **Nhay-Conatu**, des Königes von Pegu, den die Bramaner gleichfalls von Land und Leuten gejaget hatten, Tochter, und des **Schambainha** Gemahlinn. Sie hatte ihre vier Kinder, zween Prinzen, und eben so viele Prinzeßinnen bey sich, davon das älteste nicht über sieben Jahr alt war. Neben ihrer Sänfte giengen dreyßig oder vierzig Frauen, mit niedergeschlagenem Haupte und weinenden Augen. Hierauf kamen gewisse hier zu Lande befindliche Mönche, welche allezeit barfüßig und mit bloßem Haupte gehen; sie trugen Rosenkränze in der Hand, und zogen in ganz guter Ordnung. Sie sagten ihre Gebethe mit großer Andacht her; einige trösteten auch das Frauenzimmer, und spritzeten ihnen Wasser ins Gesicht, wenn sie ohnmächtig werden wollten. Dieses nun geschah sehr oft, und der klägliche Anblick hätte einen Stein erbarmen mögen. Nach dem Frauenzimmer und den Mönchen, kam eine Wache zu Fuße, sodann aber fünfhundert Bramaner zu Pferde, um den **Schambainha** zu bewachen, welcher auf einem kleinen Elephanten mitten unter ihnen ritt.

Aufzug des Königes von Martaban.

Er hatte ausdrücklich den kleinsten verlanget, zum Anzeigen, daß er der Welt absage, und sein Leben in Armuth zubringen wolle. Man sah nicht den geringsten Pracht an ihm. Er war mit einem ziemlich langen Rocke von schwarzem Sammet bekleidet, um seine Traurigkeit vorzustellen, und hatte den Bart, die Haare, und Augenbraunen abgeschoren. Ja, sein schreckliches Unglück bewog ihn, einen alten Strick um den Hals zu hängen, und dergestalt vor seinem Ueberwinder zu erscheinen. Die Traurigkeit war so vollkommen in seinem Gesichte abgebildet, daß man ihn ohne Thränen nicht ansehen konnte. Er mochte etwa zwey und sechzig Jahre alt seyn, war von großer Leibesgestalt, ernsthaftem Wesen, und liebreichem Anblicke *i*).

h) Wir wollen sie aus dem Pinto hieher setzen, um wenigstens die Namen ihrer Länder beyzubringen. Der Schirka von Malaku; der Bainha Quaindou Herr von Cosmin: der Mongibray Dacosem, der Bainha Braga, der Schomalacur, der Nhay Vagaru, der Xemim Ansoda, der Xemim von Catan, der Xemim Guarem, Sohn des Königes von Jagoma, der Bainha von Laha, der Raja Saredy, Bruder des Königes von Berdio, der Bainha Besoy, der Cutalanbameydo, der Monteo von Negray, der Schirka von Culaam, und viele andere, deren Namen der Verfasser nicht wußte.

i) A. d. 735 S.

k) Ich bringe alles von Worte zu Worte bey, wie es der Verfasser erzählet. Dem Leser ist bereits bekannt, daß er ein Augenzeuge aller Begebenheiten war.

l) Ich will die ausführliche Erzählung des Vorfalles nur in einer Anmerkung beybringen, ja ich hätte sie den Portugiesen zu Ehren gar weggelassen, wofern der Verfasser nicht ihr Landesmann gewesen wäre. Ich setze folglich seine eigenen Worte hey. „So bald er den Capitain sehen „konnte, sank er seinem Elephanten auf den Kopf, „hielt damit stille, und wollte nicht weiter „rücken, sondern sagte mit weinenden Augen zu „den Umstehenden: Meine Brüder und Freunde, „ich schwöre euch, daß es mir bey weitem nicht „so schwer ankömmt, aus meiner eigenen

Ferd. Mendez Pinto. — Betrübniß seiner Unterthanen.

So bald er auf den großen Marktplatz gleich am Stadtthore kam: so erhuben die Weiber, Kinder, und alten Leute, welche da stunden, um ihn noch einmal zu sehen, ein solches Angstgeschrey, als wenn sie die äußerste Quaal litten, oder diesen Augenblick hingerichtet werden sollten. Diese jämmerliche Klage wiederholeten sie sechs- bis siebenmal. Die meisten zerkratzeten sich das Gesicht, oder schlugen sich mit Steinen an den Kopf, daß das Blut hinab rann, nicht anders, als wenn sie alle Empfindlichkeit verlohren hätten. Die Bramaner selbst konnten sich des Weinens nicht enthalten. Auf diesem Platze fiel die Königinn zweymal in Ohnmacht. Schambainha stieg von seinem Elephanten herab, und suchte sie zu ermuntern. Als er nun kein Anzeichen eines Lebens mehr an ihr spürete,

Was der Königinn wiederfähret.

wiewohl sie ihre Kinder fest umarmet hielt: so knieete er neben ihr hin, erhub die Augen gen Himmel, und sprach einige sachte Worte mit vielem Seufzen aus, sank aber darüber selbst neben seiner Gemahlinn auf das Gesicht hin, entweder weil ihm die Kräfte entgiengen, oder vor äußerster Wehmuth. Bey diesem Anblicke erhub die unzählige Menge des anwesenden Volkes ein dermaßen unaussprechlich klägliches Jammergeschrey, daß ich es mit Worten unmöglich vorstellen kann *k*). Schambainha richtete sich nach einem Weilchen wieder auf, bespritzete das Gesicht seiner Gemahlinn selbst mit Wasser, und ermunterte sie nach vieler Bemühung endlich wieder. Hierauf nahm er sie in die Arme, und tröstete sie mit so liebreichen und gottesfürchtigen Reden, als nimmermehr ein Christ vorbringen könnte.

Diese betrübte Beschäfftigung dauerte etwa eine halbe Stunde. Sodann bestieg er seinen Elephanten, und der Zug wurde in voriger Ordnung fortgesetzet. Als er nun aus der Stadt, und zwischen die ausländischen Soldaten kam, welche in zwo Reihen da stunden, und gleichsam eine Gasse machten: so erblickte er sogleich die Portugiesen, und kannte sie an ihren ledernen Colletten, Baretten mit Federn bestecket, und Büchsen auf der Achsel. Insonderheit fiel ihm Cayero in die Augen, welcher in leibfarbenen Atlaß gekleidet war, und eine vergoldete Picke in der Hand hatte, damit er Platz machte. Ueber diesen Anblick verlohr er seine ganze Gemüthsfassung *l*) dergestalt, daß er nicht weiter fortrücken wollte, und der Oberste der Wache genöthiget wurde, die Portugiesen wegzuschaffen.

Die Portugiesen werden beschimpfet.

Hierauf

...Opfer, weil es die Gerechtigkeit des Himmels heute von mir verlangt, zu machen, als diese undankbaren lüderlichen Bösewichter vor Augen zu sehen. Ich will entweder auf der Stelle sterben, oder man solle sie wegschaffen; wo nicht, so gehe ich nicht von diesem Platze. Hierauf wandte er das Gesicht dreymal von uns weg, um seinen äußersten Abscheu vor uns dadurch anzuzeigen. Will man auch die Sache recht beym Lichte besehen, so wird es sich vielleicht finden, daß er sehr nicht Unrecht hatte. Als der Oberster der Wache dieses Stillehalten sah, auch die Ursache davon erfuhr: so konnte er zwar die Ursache, warum der Schambainha uns dergestalt haßte, nicht errathen, dennoch wendete er seinen Elephanten mit großer Hurtigkeit gegen dem „Cayero, und sagte mit sehr verächtlichen Gebärden zu ihm: packe dich auf die Seite! dergleichen „lüderliche Kerl, wie ihr, sind nicht werth, daß „sie die Erde betreten; Gott verzeihe es dem, der „dem Könige weis gemacht hat, man könne euch „zu etwas brauchen. Darum so lasset euch den „Bart abscheeren, damit ihr die Leute nicht weiter „betrüget. Wir wollen an eure Stelle Weibesbilder annehmen, die thun uns für unser Geld „doch etwas. Die bramanische Wache wurde „durch diese Rede zu heftigem Zorne gegen uns beweget, und jagte uns mit vielen Beschimpfungen „vom Platze. Die Wahrheit zu sagen, so schmerzete mich dieser meiner Landesleute wegen mehr, „als jemalen etwas. A. d. 735 u. 736 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Er stellet sich dem Sieger dar.

Hierauf gieng der Zug ununterbrochen bis an das Gezelt des Ueberwinders fort, welcher seinen Gefangenen in königlicher Pracht erwartete. So bald der Schambainha vor ihm kam, fiel er ihm zu Füßen. Man dachte, er würde einige seinem Schicksale gemäße Worte vorbringen, vermuthlich aber band ihm Wehmuth und Beschämung die Zunge. Dagegen nahm der Rolim von Munay das Wort auf, vermahnete den Ueberwinder, Gnade anzuwenden; stellete ihm die Unbeständigkeit aller menschlichen Hoheit vor Augen, und erinnerte ihn zuletzt an das Urtheil, welches die Gerechtigkeit des Himmels über alle Menschen, ohne Ansehung der Person, an ihrem letzten Ende ergehen lasse. Der König von Brama that zwar, als ob ihm diese Rede zu Herzen gienge, versprach auch seinen Gefangenen alles Gute zu erzeigen, aber im Herzen dachte er ganz anders. Schambainha wurde stark bewachet, und seine Gemahlinn nicht weniger genau verwahret m).

Der König von Brama betriegt die ausländischen Völker.

Die hauptsächlichste Ursache, warum so viele Ausländer dem bramanischen Heere zuliefen, war diese, weil ihnen der König freye Plünderung versprochen hatte n), ohne das geringste davon auszunehmen. Nichts desto weniger besetzte selbiger alle Stadtthore mit einer starken Wache, unter dem Vorwande, den Schambainha ungehindert aus der Stadt zu holen, in der That aber, die Schätze desselbigen in Sicherheit zu bringen, und unterdessen wurde bey Lebensstrafe kein Mensch ohne seine ausdrückliche Erlaubniß eingelassen.

Plündert Martaban.

Als das Siegesgepränge vorbey war: so verschob er die Plünderung unter allerhand Vorwande noch andere zween Tage, und ließ unterdessen die größten Reichthümer in der Stadt durch viertausend Mann bey Seite schaffen. Hernach begab er sich in aller Frühe auf eine Anhöhe, Beidao genannt, etwa zween Stückschüsse weit von der Stadt, und erlaubte jedermann, in die Stadt zu gehen.

Untergang der Stadt Martaban.

Ein Stückschuß war das letzte Zeichen, welches die arme Stadt einer unzähligen Menge unsinniger Soldaten Preis gab. Hier wurde das Leben der Einwohner eben so wenig verschonet, als ihr Vermögen. Das Plündern währete viertehalb Tage; sodann wurde Feuer angelegt, und die ganze Stadt bis auf den Grund abgebrannt. Man sagte mir, die Anzahl der Todten habe sich auf sechzig tausend belaufen, der Gefangenen aber auf achtzig tausend.

Entsetzliche Hinrichtung der Königinn.

Einige Tage hernach richtete man auf dem besagten Hügel eine Menge Galgen auf. Zwanzig darunter waren von einerley Höhe, die andern aber etwas niedriger. Sie stunden auf steinernen Pfeilern, rings um solche waren eiserne Gitter geführet, und oben auf vergoldte Wetterfahnen gestecket. Hundert bramanische Reuter hielten die Wache dabey. Der ganze Platz war mit etlichen Reihen blutiger Fahnen umstecket. Jedermann war begierig, diesen unerwarteten Anblick zu sehen, welcher etwas ganz besonders zu bedeuten schien. Ich lief mit fünf andern Portugiesen gleichfalls nach dem Platze. [...] darauf höreten wir ein außerordentliches Geräusch in dem Lager der Bramaner. [...] wir nachsannen, woher selbiges rühren möchte, sahen wir hundert gerüstete Elephanten, eine große Menge Fußvolk, und endlich funfzehnhundert Bramaner zu Pferde aus des Königes Quartiere ausrücken. Nach der Reuterey kamen dreytausend Mann zu [...]

m) A. d. 737 S.

n) Aller Wahrscheinlichkeit zu Folge, war dieses die geheime Ursache, warum die Portugiesen von des Schambainha Seite abtraten.

o) An dieser entsetzlichen Hinrichtung, [...] chen der bramanische König bereits zu [...] genommen hatte, war weder seine bloß[e] [...] samkeit, noch die im Bluturtheile angeführ[te] [...]

Ferd. Mendez Pinto.

...it Büchsen und Lanzen bewaffnet, mitten unter ihnen giengen hundert und vierzig Weibespersonen, vier und vier zusammen gebunden, in Begleitung vieler Mönche aus dasigem ...nde, die sie trösteten. Alle diese unglückseligen Personen waren die Frauen oder Töchter ...r vornehmsten Kriegesbedienten des Schambainha, und größtentheils nicht älter, als ...ebenzehn bis fünf und zwanzig Jahre o), auch so weiß und schön, daß wir uns darüber verwundern mußten: aber dermaßen abkräftig, daß sie fast bey jedem Schritte nieder...nken. Hinter ihnen, traten zwölf Trabanten mit silbernen Kolben vor der martabanischen Königinn Nhay-Canatu her. Ihre Kinder wurden von vier Männern neben ihr ...tragen. Hinter ihr giengen sechzig Mönche, in zwo Reihen, und lasen mit niedergeschlagenem Haupte und weinenden Augen Gebethe aus ihren Büchern. Auf die Mönche ...gten einige hundert bis an den Gürtel entblößte Kinder, mit Kerzen in der Hand, Stri...n um den Hals, und jämmerlichem Klaggeschreye. Man sagte uns, sie dürften nicht ...ben, sondern sie müßten nur den Himmel für die Königinn und ihr Frauenzimmer an...fen. Den Zug beschloß ein anderer Haufen Fußvolk, nebst hundert Elephanten in gleicher Rüstung als die vorigen p).

Sobald diese armseligen Schlachtopfer in den Umkreis des Gerichts kamen, riefen ...s Trabanten zu Pferde das Urtheil aus. Nämlich, „der König verdamme sie zum To..., weil sie Ursache an dem gegenwärtigen Kriege wären, auch ihre Väter und Männer ...e große Anzahl Bramas ums Leben gebracht hätten“. Hierauf griffen die Scharfrich...zu, und man hörte nichts, als ein erbärmliches Wehklagen und Winseln. „Diejeni..., unter den hundert und vierzig Frauen, welche sich noch aufrecht halten konnten, um...mten ihre Gefährtinnen, einige nahmen auch Abschied von der Nhay-Canatu, die ...b todt auf der bloßen Erde saß, und ihr Haupt in den Schooß einer betagten Frau ...te. Sie wurden aber bald von den Scharfrichtern weggerissen, und zu sieben an einem ...algen bey den Füßen aufgehangen, das ist, der Kopf hing herab. Wir konnten sie ...h eine ziemliche Zeit winseln und ächzen hören, bis sie endlich vom herabschießenden ...lute erstickten,, q).

Hierauf rief man der Nhay Canatu, an den Galgen zu treten, woran sie sterben ... Der Rolim von Munay, welchem es befohlen war, ihr absonderlich mit Tro...zuzustehen, ließ es an Zuspruche nicht fehlen, sie hörete ihm auch, so viel es schien, ganz ...en zu, und verlangte ein Glas Wasser. Man brachte es ihr. Sie nahm etwas ...n in den Mund, und bespritzete ihre Kinder, die sie umarmet hielt, damit. Hernach wandte sie sich zu dem Scharfrichter, der ihr selbige wegreißen wollte, und bath ihn ...es Himmels willen, er möchte sie zuerst hinrichten, damit sie den Tod ihrer Kinder ...ansehen dürfte. Diese Bitte wurde vermuthlich bewilliget; denn man gab ihr die Kinder ...r hin. Damit wollte sie unter unzähligen Küssen und Umarmen den letzten Abschied ...hnen nehmen, sank aber auf einmal auf den Schooß ihrer Wärterinn hin, ohne wei...n Glied zu rühren. Sobald die Scharfrichter es wahrnahmen, ergriffen sie die unglückliche

..., die einige Schuld. Pinto giebt zu ver..., er sey einem abscheulichen Laster ergeben ge... „Er wollte, saget unser Verfasser, die „Wirkung seiner Schandbarkeit, und den Haß, „den er beständig gegen die Weibespersonen getragen hatte, zeigen. A. d. 742 S.

...A. d. 745 S.

Ferd. Mendez Pinto.

glückliche Fürstinn, und hingen sie an den für sie bestimmten Galgen. Ein gleiches wi derfuhr den vier Kindern: zwey kamen an jede Seite, und die Mutter in die Mitte r).

Schicksal des Königes von Martaban.

Die folgende Nacht wurde der **Schambainha** nebst ungefähr sechzig der vornehm sten Herren aus dem Königreiche **Martaban**, mit Steinen am Halse in die See gewor fen. Es waren selbige sämmtlich Väter, Männer oder Brüder der hundert und vierzi hingerichteten Frauen s).

Nach dieser unmenschlichen Wüterey, blieb der König von **Brama** nicht läng mehr, als neun Tage, bey dem Schutthaufen der zerstörten Stadt, sondern führte sein He nach Pegu zurück, ob er gleich einige Völker unter dem **Bainha-Schak**, einem seiner vo nehmsten Befehlshaber, im martabanischen Lande zurück ließ. **Cayero** folgete ihm ne seinen siebenhundert Portugiesen. Doch blieben einige zurück, und darunter auch ein Ed mann, Namens **Gonzalo Falcan**, welcher von **Schambainha** zu dem Feinde üb gegangen war, und wegen allerley geleisteten Dienste in sonderlichem Zutrauen bey d **Bramas** stund. **Don Pedro de Faria** hatte mir ein Schreiben an ihn mit gegeb und weil ich ihn bey meiner Ankunft zu Martaban noch daselbst fand, so trug ich kein B denken, ihm mein aufhabendes Geschäffte zu eröffnen. Er war auf des Königes v **Brama** Seite getreten, und die Folgen der Belagerung hatten seine Treulosigkeit auf e Zeitlang verschoben. Aber nach dem Abzuge des Heeres, überfiel ihn vermuthlich die B gierde, von dem Vermögen meines **Necoda** auf einmal reich zu werden, oder er v meynte sich desto fester in die Gunst der **Bramas** zu setzen; genug, er vergaß, daß ich gl ihm ein Portugiese, ja überdieses in Geschäfften, welche das Beste der ganzen Nation

Schelmenstück eines portugiesischen Edelmannes.

trafen, hieher gekommen sey. Demnach verrieth er dem neuen Statthalter zu Martab ich wäre in der Absicht von **Malacka** hieher geschickt worden, um dem Schambai Hülfe anzubiethen. Sogleich ließ mich **Bainha Schak** Zweifels ohne mit seinem W wissen beym Kopfe nehmen, verfügte sich in eigener Person in die Junke, darinnen ich gekommen war, und nahm alle Güter daraus weg. Den Mahmud, imgleichen die h dert vier und sechzig Mann, die er auf dem Schiffe hatte, und vier ungemein reiche, th muhammedanische, theils heidnische Kaufleute, und gebohrne Malacker, warf man in tiefes Loch. Gleich des folgenden Tages, wurden alle ihre Güter als verfallen, sie s aber der Freyheit verlustig erkläret, weil sie an einer Verrätherey gegen die Bramas theil genommen hätten. Von diesen hundert vier und sechzig Personen, kamen inner Monatsfrist hundert und neunzehn vor Hunger, Durst und Gestanke in dem häßlichen che um das Leben. Die noch übrigen fünf und vierzig setzte man in eine elende Scha pe ohne Ruder und Segel, und ließ sie den Strom dahin treiben. Dieser führete sie an seine Mündung, und der Wind warf sie zwanzig Meilen davon an eine wüste In Namens **Pulo Cumuda**. Hier lasen sie einige Früchte auf, die sie im Walde fan Hernach flickten sie aus ihren Kleidern ein Segel zusammen, machten sich aus ein Baumästen ein Paar Ruder, und fuhren dergestalt an der jonsolamischen und darauf

ge

r) A. d. 746 S.

s) Der Verfasser bringt hier noch etwas bey, das die Ursachen dieses Wütens aufklären hilft. Er saget nämlich, unter den Frauen wären drey gewesen, die ihre Aeltern dem Könige von Br zu der Zeit, da er nur ein bloßer Kriegsb ter war, nicht verheirathen wollten, woraus nes Erachtens zu schließen ist, er habe sich nur an Aeltern und Kindern rächen wollen, je

enden Küste hin, bis an den Fluß Parles im Königreiche Queda, wo die meisten gif-igen Geschwüre am Halse bekamen, und daran starben. Endlich kamen nur noch zweene nach Malacka, erzählten dem Statthalter ihre unglückliche Reise, und gedachten dabey meiner als eines ohne allen Zweifel hingerichteten Menschen t).

Ferd. Mendes Pinto.

Abermalige Leibeigenschaft des Pinto.

Ich versah mich in der That nichts anders. Als man meine Gefährten aus dem ande geschafft hatte: so wurde ich nach einem andern weiter entlegenen Gefängnisse ge-racht, wo ich sechs und dreyßig Tage in Ketten und Banden lag. Gonzalo wiederholte ine Anklage unaufhörlich; und weil ich zuweilen theils aus Verdrusse, theils aus Stolze was hitzig antwortete, so sagte man, ich begegne den Gerichten nicht mit geziemender hrerbiethung, und machte ein neues Verbrechen daraus, wofür ich durch des Scharf-ichters Hand den öffentlichen Staupbesem bekam: überdieses tröpfelten mir meine Feinde n gewisses heißes Harz in die Wunden, darüber ich hätte verzweifeln mögen. Gleich-ohl stellete ein Liebhaber der Billigkeit dem Statthalter vor, wenn er mir das Leben näh-, so würde man es bald zu Pegu erfahren, und die Portugiesen unfehlbar beym Köni- darüber Klage führen. Demnach wurde mir nur alles genommen, was ich hatte, mei- Person aber zum Leibeigenen des Königes erkläret. Sobald meine Wunden heil wa-, führete man mich in eben den Fesseln, die ich bisher beständig getragen hatte, nach egu, wo ich auf des Bainha Schak Berichte, dem königlichen Schatzmeister, Namens hosoray eingeliefert wurde, und daselbst sechs andere Portugiesen, die man in einem manorischen Schiffe mit den Waffen in der Hand gefangen genommen hatte, in gleichen mständen fand.

Der VIII Abschnitt.

Reise des Verfassers mit dem Gesandten des Königes von Brama.

r König von Brama erobert noch mehr Län-der. Pinto geht mit einem Bothschafter ab. Fluß Quetor. Stadt Gataldav. Fluß An-geguma. Stadt Gumbim. Ihr Handel. Stadt Catamnas. Pagode Tinagogo und Ho-pital Schipanaam. Beschreibung der Pagode. Abergläubisches Wesen. Sündenwage. Opfe-ung der Haare. Uebrige Zubehör des Tempels. Einsiedlerhöhlen. Ihre Secten. Die Reise eht weiter. Sie nähern sich der Hauptstadt. ellhäuser des Königes. Einzug. Seltenhei-en, welche Pinto sieht. Manicoforam. Ge-chichte dieses Tempels. Ursprung des Gottes Quiay Nivandel. Tempel Urpanesendo. Sie treffen eine Portugiesinn an. Einzug des Both-schafters. Pallast des Calaminhams. Auf-nehmungsceremonien. Schöner Garten. Thron-zimmer. Comödie. Beobachtungen des Ver-fassers zu Timplam. Länder des Calaminhams. Handlung zu Timplam. Macht und Einkünfte des Calaminhams. Rückreise des Bothschaf-ters. Stadt Pavel. Der Bothschafter wird beraubet. Tod des Rolims. Unglücklicher Feldzug. Der Verfasser rettet sich mit der Flucht. Sie nehmen eine Barke weg; kommen um ihr Fahrzeug. Glücklicher Zufall. Pinto geht nach Goa und wird belohnet.

Der König von Brama erobert noch mehr Länder.

Meine Leibeigenschaft dauerte drittehalb Jahre, in welcher Zeit der König von Brama in seinen Eroberungen fortfuhr, und Prom überzog, auch daselbst eben dieselbe ausamkeit als zu Martaban verübte. Er verheerete nämlich die Stadt, und rettete das ganze

die Krone von Brama unrechtmäßiger Weise ich gerissen, wäre folglich einer von denen Län-ezwingern, oder vielmehr Strafruthen des mels gewesen, welche die allerschönsten Län-en Asien schon unzählige mal verwüstet haben. Daher kömmt es, daß unsere Reisenden nichts, als Steinhaufen daselbst finden.

t) A. d. 751 S.

u) A. d. 752 S.

Ferd. Mendez Pinto.

ganze königliche Geschlecht aus *x*). Melitay wehrete sich zwar länger, mußte aber dem reißenden Strome dennoch weichen. Hierauf wollte er den König von Ava überfallen, um ihn deswegen zu bestrafen, weil er den König von Prom, seinen Tochtermann, rächen wollte. Doch da er Nachricht bekam, besagter Monarch stehe in guter Verfassung, hab auch ein Bündniß mit dem Kaiser von Pondaleu getroffen, einem sehr mächtigen Herrn welcher den Titel Siamon führete: so furchte er, diese beyden möchten ihm sein ganzes Glück verderben, wenn sie ihre Macht vereinigten. Aus dieser Ursache beschloß er, einen Bothschafter an den Calaminham zu senden, einen nicht weniger mächtigen König, dessen Reich in der Mitte dieser weitläuftigen Gegenden liegt. Diesen nun wollte er, durch große Geschenke, und Abtretung einiger an desselben Reich gränzenden Länder, zu einem Friedensbruche mit dem Siamon bewegen. Zu dieser Bothschaft wurde der Dioso ernennet, in dessen Gewalt ich nebst noch andern sieben Portugiesen war. Bey seinem Abschiede wiederfuhr ihm ungemeine Gnade. Insonderheit schenkte ihm der König un Personen, welches wir für ein großes Glück achteten. Denn er hatte uns bisher un mein wohl gehalten, und schien uns vorjetzo noch günstiger zu werden, weil er sich vie Vortheile von unsern Diensten versprach. Er reisete in einer Barke ab; sein Gefolge a dreyhundert Mann bestehend, bestieg zwölf andere Fahrzeuge. Die Geschenke, welche dem Calaminham überbringen sollte, betrugen über eine Million Goldes. Wir unse Ortes, wurden recht kostbar gekleidet, und von unserm neuen Herrn auf das beste ver get *y*).

Pinto geht mit einem Bothschafter ab.

Mein Zustand wurde mir durch unsere Reise, und durch alles, was ich auf dem We ge bis nach Timplam der Hauptstadt des Calaminhams sah *z*), sehr erleichtert. W reisten aus Ava weg, im Weinmonate des 1545sten Jahres, und fuhren dem Flusse Q tor, westsüdost, zuweilen auch, wenn er eine Krümme machte, ostlich entgegen. N sieben Tagen, kamen wir an die Oeffnung eines Canales, Namens Guampano, in w chen uns unser Roban oder Lootsmann auf ausdrücklichen Befehl des Königes führe damit wir das Gebieth des Siamons vermeideten. Wir erblickten bald darauf die g ße Stadt Gataldaу, wo der Bothschafter drey Tage verweilete. Von hier schiffeten auf eben diesem Canale fünf Tage lang weiter fort, sahen aber binnen dieser Zeit am U nichts, als schlechte Dörfer. Die Häuser waren mit Strohe gedeckt, und die Einwo sehr arm. Die Felder liefen voll Vieh, welches aber keinen Herrn haben mußte; d wir tödteten zuweilen zwanzig bis dreyßig Stücke, in Gegenwart aller Leute, ohne d sich jemand darüber ärgerte, vielmehr schien es ihnen recht lieb zu seyn; denn sie tru

Fluß Quetor.

Canal Guampano.

Stadt Gataldaу.

x) Der Verfasser wendet einige Capitel auf die Erzählung dieser Kriege, und beschreibt den König von Brama als ein rasendes Ungeheuer. Folgendes Beyspiel mag zur Probe dienen. Nachdem er sich in Gegenwart des überwundenen Königes, welcher ihm währender Krönung die Füße küssen mußte, die Krone von Prom aufgesetzt hatte: „so „trat er auf einen Erker, von welchem er den „Marktplatz übersehen konnte. Hernach ließ er „die Leichname der Kinder, die man bey dem all„gemeinen Niedermetzeln aller Einwohner, gleich„falls erwürget hatte, herbey bringen, solch „kleine Stücke hacken, mit Kleyen, Reiße „Gras vermischen, und die Elephanten damit „tern. Nachgehends nahm er ohne Zweifel „jedermann in Furcht und Schrecken zu setzen, „eine andere unerhörte That vor. Es wurden „lich unter dem Schalle der Trummeln und „strumente über hundert mit Vierthеln von m „lich und weiblichen Leichnamen beladene P „hergeführet. Die Vierthel ließ er ganz klein „cken, und hernach in einem großen ausdrück „dem

uns nicht selten das getödtete freywillig an Bord. Der Canal brachte uns endlich in einen andern großen Fluß, **Angeguma** genannt. Er ist über drey Meilen breit, an einigen Orten über zwanzig Faden tief, hat auch so reißende Ströme, daß sie zuweilen unsere Reise verzögerten. Wir befuhren sein Ufer sieben Tage lang, und erreichten hernach **Gumbim**, eine kleine wohlverwahrte Stadt, die zum Königreiche **Jangoma** gehört. Fünf bis sechs Meilen davon, sind Wälder, welche den **Benschosin** hervorbringen, auch Ebenen, worauf man den Lack sammelt. Dieser Handel locket viel Schiffe herbey, welche sich nach allerley indianischen Gegenden, auch nach **Mekka**, **Alcosser** und **Gedda** befrachten. In eben dieser Stadt giebt es vielen und weit bessern Biesam, als in China. Er wird von hier nach **Martaban** und **Pegu** verführet, wo ihn die Portugiesen abholen, und nach **Narsinga**, **Orixa** und **Masulipatan** bringen. Das Frauenzimmer ist sehr weiß und schön. Sie tragen Röcke von Seide und Baumwolle, goldene und silberne Ringe an den Füßen, und große Halsbänder. Das Erdreich ist erstaunlich fruchtbar an Reiße, Getrayde, Vieh, absonderlich aber an Zucker, Honig und Wachs. **Gumbim** trägt benebst dem umliegenden Lande von etwa zehn Meilen im Umkreise, dem Könige von Jangoma jährlich sechzig tausend **Alcas** Gold, das ist nach unserer Münze sieben hundert und acht tausend Ducaten *a*).

Ferd. Mendez Pinto.

Fluß Angeguma.

Stadt Gumbim.

Ihr Handel mit köstlichem Harze.

Hierauf folgten wir dem Ufer, noch andere sieben Tage lang südlich, und kamen sodann vor eine große Stadt, **Catamnas** genannt, welche dem **Raudiva von Finhau**, dem zweyten Sohne des **Calaminhams** gehöret. Den folgenden Tag sahen wir eine Festung, mit Namen **Campalagor**, welche wie eine Insel mitten in den Fluß gebauet, und mit großen Werkstücken ausgemauert ist, drey Bollwerke, und zween Thürme von sieben Stockwerken hat. Man sagte dem Bothschafter, in diesen Thürmen werde einer von den ... und zwanzig Schätzen des **Calaminhams**, die er hin und wieder im Lande, meistens in Silberstangen angelegt habe, verwahret. Sie beliefen sich dem Berichte zu Folge, zusammen auf sechs tausend **Caudings** oder achtzig tausend Zentner. Die folgenden dreyzehn ...e, sahen wir an beyden Ufern sehr schöne Städte, annuthige Gärten, hohe Wälder, ...tbare Ebenen, und eine Menge Vieh; auf dem Strome aber eine Menge Nachen, ...innen man alle in diesem herrlichen Lande wachsende Früchte, in größtem Ueberflusse zum Verkaufe brachte. Indem der Bothschafter unversehens mit einer Krankheit befallen ...e: so rieth man ihm, stille zu liegen, und für seine Gesundheit zu sorgen. Einige Landeinwohner rühmeten ein gewisses **Tinagogo** genanntes Hospital, das nur etwa zwölf ...en entfernet war, und in welchem, wie sie sagten, alle Fürsten und große Herren aus

Stadt Catamnas.

Reiches Land.

Ver-

...gen angezündetem Feuer verbrennen. Als ... geschehen war: so ließ er die Königinn, ...ochter des Koniges von Ava, herfuhren, vor ... Leuten ganz nackend ausziehen, und zu Tode ...tschen. Auf ihren todten Leichnam ließ er ... Gemahl, den Koirka, welcher lebendig war ...nden, ihm einen Stein an den Hals hängen, und dergestalt sie beyde ins Wasser werfen. ... Beschluß seines Wütens machte er damit, ... alle gefangene Edelleute, an der Zahl ...eyhundert lebendig spiessen, und also nebst „den Pfählen ins Wasser werfen ließ". A. d. 765 und 766 S.

y) A. d. 774 S.

z) Calaminham ist ein Titel, und heißt so viel, als Herr der Welt. Es wurde bey verschiedenen Namen sehr schwer fallen, wenn man sie aus der neuern Erdbeschreibung zeigen sollte.

a) A. d. 776 und vorhergeh. S.

Ferd. Mendez Pinto.

Vertrauen auf die Geschicklichkeit der dasigen Priester, ihre Krankheiten abwarteten. Er entschloß sich also, mit einem kleinen Gefolge dahin abzugehen, und theils seine Neugierigkeit zu vergnügen, theils Arzeney zu gebrauchen.

Pagode Tinagogo und Hospital Schipanocam.

Tinagogo heißt so viel als **Gott der tausend Götter.** Es war nicht sowohl ein Hospital, als eine prächtige, der Gottheit besagten Namens gewidmete Pagode. Allein, die Priester führten zugleich die Aufsicht über ein dabey liegendes Hospital, **Schipanocam** genannt, das aus zwey und vierzig Wohngebäuden bestund, worinnen man arme und reiche Kranken aufnahm, und jedweden nach seinem Stande verpflegte. Der Bothschafter mußte die schöne Ordnung bey dieser Anstalt bewundern, indem nicht der geringste Mangel an irgend einer Sache erschien. Man begegnete ihm mit aller Ehrerbiethung. Er wurde auf das beste mit Tafelzeug, wohlriechenden Sachen, Wäsche, Kleidungen und andern Nothwendigkeiten bedienet, und auf das sorgfältigste verpfleget. Alle Tage zweymal kamen sehr schöne Weibespersonen zu ihm, welche in allerley Instrumente sangen und zuweilen lustige Schauspiele aufführeten. Nach einem acht und zwanzig tägigen Verweilen, mußte er gestehen, das an diesem Orte empfundene Vergnügen, habe zu seiner Gesundheit mehr beygetragen, als alle Arzeneyen.

Beschreibung der Pagode.

Indem er mit der Sorge für seine Gesundheit beschäfftiget war: so besahen wir den Götzentempel, welcher ein höchstkostbares Gebäude ist, und auf einer runden Anhöhe von etwa zwo Meilen im Umkreise, mitten in einer weiten Fläche liegt. Die Anhöhe ist durch Menschen Hände, bis auf die Höhe von funfzehn Klaftern steil abgehauen, und an ihrem obern Rande mit einer zwölf Schuh hohen Mauer von Werkstücken eingefaßt, auch mit Bollwerken, Thürmen und Rundelen befestiget. Inwendig und rings an der Mauer, [illegible] hundert und sechzig sogenannte Herbergen aufgebauet; jede hat dreyhundert niedrige, [illegible] ungemein reinliche Kammern, worein man die Pilgrimme aufnimmt, welche unter Anführung eines Oberhauptes in größerer oder kleinerer Anzahl, nachdem ihr Land weiter [illegible] näher liegt, hieher reisen, und an den Sinnbildern ihrer Fahnen kenntlich sind. [illegible] Platz steht voll Cedern und Cypressen, welche den Wohnungen frische Luft und Sch[atten] geben. Mitten auf dem Hügel stehen vier und zwanzig theils Manns- theils Fr[auen-] klöster, und machen gleichsam einen Kreis, welcher einen schönen Garten einschließt. [illegible] solchen gehen drey meßingene Geländer, mit Bogenöffnungen, auf alle zehn Kl[öster]. In dem Mittelpuncte besagten Gartens, hat der Gott **Tinagogo** seine Stelle unter [einer] mit silbernen Platten ausgetäfelten Kuppel. Wir konnten nicht erkennen, ob das [illegible]

b) A. d. 777 S.

c) A. d. 781 und vorherg. S.

d) Unser Verfasser saget: „Sie thaten so viel „guter Werke, die den Christen eigener wären, „als den Heiden, daß mich bedünket, wenn selbi„ge mit dem Glauben und der Taufe geschehen wä„ren, so hätten sie unserm Herrn Gott wohlge„fallen. Bey ihren Processionen hatten sie Wä„gen vier bis fünf Stockwerke hoch, worauf zum „wenigsten zwey hundert Personen waren, Gö„tzenbilder, Pfaffen, Wärterinnen und Kinder. „An jedem Wagen zogen wohl dreytausend Per„sonen, hatten zu solchem Vornehmen große Seile „mit Seide umwunden, und gewannen [illegible] „Ablaß ihrer Sünden. Nun damit jeder „Theil an diesem Ablasse haben möchte, [illegible] „an dem Wagen zöge, so legte einer nach [dem an-] „dern die Hand darauf, und fuhr dann [illegible] „ans Ende, dergestalt, daß alle Seile [illegible] „zugemachten Fäusten überdeckt waren, [illegible] „nichts anders sehen thät, als [illegible] „A. d. 785 S. Indem diese Wägen [illegible] „ren mit großem Getümmel der Trumm[eln und] „andern Spielwerken, siehe da kamen [illegible] „sen hölzernen Hütten, die ausdrücklich [illegible] „bauet waren, mit großer Eile heraus, [illegible]

Ferd. Mendez Pinto.

von Golde oder nur von übergoldetem Kupfer sey. Es steht aufgerichtet, hebt die Hände gegen den Himmel auf, und hat eine kostbare Krone auf dem Haupte. Rings herum knieen andere, obgleich kleinere Götzenbilder, eben als ob sie das große Bild, mit Verwunderung betrachteten. Weiter unten sind zwölf riesenmäßige Figuren von Metalle, welche die Götter des Jahres vorstellen. Außerhalb der Kuppel stehen hundert und vierzig aus Eisen gegossene Riesen, in einem doppelten Kreise, und bewachen gleichsam diese furchtbare Gottheit *b*).

Abergläubisches Wesen.

Wir sahen unterschiedliche Feste mit an, und mußten die blinde Gottesfurcht dieser Leute bewundern *c*). Nach des Bothschafters Genesung, gieng er in den Tempel, um ein währender Krankheit gethanes Gelübde abzustatten, und wir begleiteten ihn. Es war ...en damals der dritte Tag eines Opferfestes, das am Neumonde des Christmonats began...n wird. Er wartete so lange, bis das Volk sich etwas verlaufen hatte, und sodann ...stiegen wir sämmtlich die Anhöhe. Hier sahen wir in sechs schönen Gassen eine unendli...e Menge Wagen an metallenen Stäbchen hängen, worauf sich die andächtigen Seelen ...r Vergebung ihrer Sünden abwägen ließen. Das Gewicht war nach Beschaffenheit ...er anklebenden Fehler sehr unterschiedlich. Diejenigen, welche gern herrlich lebten, ...r im verwichenen Jahre niemals gefastet hatten, wägen sich gegen Honig, Zucker, ...er und Butter. Die sich den sinnlichen Lüsten ergeben hatten, wägen sich gegen Baum...lle, Federn, Tuch, Räucherwerk und Wein. Wer den Armen wenig mittheilete, ...e Geld in die Schaale; die Faulen legten Holz, Reiß, Kohlen, Thiere und Früchte ...in; die Hochmüthigen, getrocknete Fische, Beseme, Kühmist u. s. w. Dieses All...sen fiel den Priestern heim, und wurde wegen seiner Menge in große Hausen aufgeschlich...

Sündenwage.

Die Armen, welche sonst nichts hatten, opferten ihre eigenen Haare; es saßen wirk...bey hundert Priester mit der Scheere in der Hand da, um sie abzuschneiden. Aus ...n Haaren, welche gleichfalls in großen Haufen da lagen, machten mehr als tausend ...ster, die alle in schöner Ordnung da stunden, allerley Schnüre, Zöpfe, Ringe und ...nbänder, welche die andächtigen Leute kauften, und als kostbare Pfänder von der Gna...s Himmels mit sich nach Hause nahmen. Der Bothschafter erstaunete ganz über al... was er an diesem Orte sah und hörete; er wagte unterschiedliche Fragen, die man ihm ...freymüthig beantwortete. Insonderheit versicherte man ihn, es trügen nur allein die ...e der Armen jährlich über hundert tausend Pardains, das ist, neunzig tausend Du... nach unserm Gelde ein *d*).

Opferung der Haare.

Aus

...acht, ja zehn Männer ganz mit wohlrie...en Salben bestr'chen, in eine seidene Decke ...üllet, und trugen für einen Zierrath golde...einkränze. Gleich thät ihnen das Volk ...n lassen, und darauf erzeigten sie dem Gö...tze, das zu oberst auf dem Wagen stund, gro...hrerbiethung, und fielen platt nieder auf ...Erdboden. So kam nun der Wagen und ...über sie hin, und die Räder zerquetschten ... Da schrie das Volk allzugleich: Meine ... werde vereiniget mit der deinigen! ...Stunde stiegen die Priester vom Wagen ... nahmen diese Heiligen, besser gesagt, die„se heillosen, die sich selbst aufgeopfert hatten, und „wickelten den Kopf, das Eingeweide, auch an„dere Gliedmaßen also zerquetschet in große Mat„ten, zeigten sie hernach dem Volke, und er„mahneten es auf ihre Weise. . . . Nach diesem, „da kamen noch andere Märtyrer des Teufels, die „hieß man Xiphrarana; die zerschnitten sich also „unbarmherzig, mit Scheermessern, daß man „nicht anders glauben konnte, denn sie hätten keine „Empfindung der Schmerzen. Sie schnitten gro„ße Stücke aus ihrem Fleische, steckten solche an „einen Pfeil, und reckten sie in die Höhe, sagten „dazu, dieß Geschenk brächten sie Gott, für die

„Seele

Ferd. Mendez Pinto.

Uebrige Zubehör des Tempels.

Aus dem Bezirke der Wagen, giengen wir nach und nach in die Bezirke der Opfer, der Allmosen, der Tänze, der Schauspiele, der Ringer und der Musik, in welchem letztern sich allerley Instrumente hören ließen. Endlich kamen wir mit großer Mühe durch das Gedränge in den Tempel. Hier brannten unzählig viele Wachskerzen, mit zehn bis zwölf Dachten, in großen silbernen Leuchtern. Aller Orten wurde mit Aloe und Benscho zim geräuchert. Nunmehro konnte ich das Götzenbild recht in der Nähe betrachten. E stund auf einer kostbar gezierten und einem Altare ähnlichen Bühne, rings herum stunden viele in Violet gekleidete Kinder, die es unter dem Klange der Instrumente unaufhörli beräucherten. Seine Höhe betrug etwa zwölf Schuhe. Es hatte ein sehr breites Gesich Haare wie ein Neger, sehr ungestaltete Naslöcher, dicke Lippen, und traurige od verdrüßliche Gebärden. In der Hand hielt es eine doppelte Streitaxt. Unten vor d Bühne stunden große Becken, worein man unaufhörlich allerley Kostbarkeiten an Go Silber, Edelgesteinen, Perlen und seidenen Zeugen zum Opfer legte e).

Einsiedlerhöhlen.

Nachdem der Bothschafter sein Gelübde erfüllet hatte: so ließ er sich zu den Höhl der Einsiedler oder Büßenden führen. Selbige waren unweit des Hügels, worauf d Tempel stund, in einem Walde, und mit Meißel und Hammer in den harten Steinf gehauen, aber mit solcher Kunst, daß sie ihrer Ordnung ungeachtet, mehr ein Werk d Natur, als des menschlichen Fleißes zu seyn schienen. Wir zähleten ihrer hundert u zwey und vierzig. Die Einsiedler, welche die vördersten Höhlen bewohnten, trugen la Röcke, wie die japanischen Bonzen, und beobachteten das Gesetz einer Gottheit, wel

Ihre Secten.

ehemals unter dem Namen **Situmpor Mischay** in menschlichem Stande gelebet, zu selbiger Zeit ihren Jüngern ein sehr strenges Leben auferlegt hatte. Man sagte uns, äßen nichts, als gekochte Kräuter und wildes Obst. Noch waren andere Höhlen, da nen Jünger des **Angemacur**, einer noch strengern Gottheit lebten; denn sie äßen ni als Fliegen, Scorpionen, Ameisen und Spinnen, worüber sie den Saft von gew Kräutern gossen. Sie sind Tag und Nacht in Betrachtungen begriffen, wobey sie die gen gen den Himmel erheben, und die Fäuste ballen, um ihre Verachtung gegen alle liche Güter dadurch anzuzeigen. Andere rufen Tag und Nacht im Gebirge den N ihres Stifters **Godomem** aus, hören auch nicht auf, bis ihnen der Othem mit dem entgeht. Endlich so verschließen die sogenannten **Taxilacous** sich in sehr enge Hö Wenn sie nun meynen, sie hätten genug gebüßet, so machen sie ein Feuer von grünen steln und Dornen, und lassen sich den Rauch ersticken f).

Die Reise geht weiter.

Als wir dieses wunderliche Wesen zur Gnüge beschauet hatten: so reisten wir von **Tinagogo** ab, und traten in unsere Barken. Wir fuhren dem Strome noch Tage entgegen, und befanden uns am zehnten zwischen zwoen großen Städten, welc beyden Ufern liegen. Eine heißt **Manavedoay**, die andere **Singilapau**. Zwisch

Nähern sich der Hauptstadt.

nen, liegt eine Insel, oder vielmehr eine Klippe sechs und dreyßig Klafter hoch, man eine kleine Schanze mit neun Rundelen und fünf Thürmen angeleget hat. Vor

S

„Seele ihres Vaters, ihres Weibes, oder ihrer „Kinder, oder sonst einer andern Person, in deren Ansehung sie dieß schöne Allmosen gaben. „Daselbst nun, wo ein solches Stück Fleisch zur „Erden herab fiel, da lief das Volk in großer Menge zusammen, und wollte es ein jeder hab „so daß oftermals viele zerdrückt wurden; „hielten es für ein gewaltiges Heiligthum. „bald nun einer von vergossenem Blute „der fiel, ohne Nasen, ohne Ohren, un

Ferd. Mendez Pinto.

...chanze wird auf jeder Seite eine eiserne Kette, bis an die Stadt gezogen, und dergestalt ...en Schiffen die Durchfahrt versperret: allein vor unserm Schiffe nahm man die Kette ...t vielem Gepränge weg. Nun waren wir von dem Hauptsitze des **Calaminhams** nicht ...it mehr entfernet; der Bothschafter stieg zu **Singilapau**, als der vornehmsten unter ...den Städten, ans Land, und empfing von dem dasigen Statthalter alle Höflichkeit. Es ...rtete bereits eine Begleitung von tausend Soldaten in zwanzig Barken auf ihn, mit wel...n wir am Abende des folgenden Tages bey den Zollhäusern des Königreiches anlangten, ...ches zwey ungemein feste Schlösser, an beyden Ufern des Stromes, sind. Zwischen ih... ist der Fluß mit fünf messingenen Ketten gesperret. Hier kam ein Officier in einem ... leichten Fahrzeuge zu dem Bothschafter, und bath, er möchte in dem einen Schlosse, ...mpalagro genannt, aussteigen, damit man sehen könnte, ob auch sein mithabendes Schreiben ... den Calaminham in gewöhnlicher Form abgefaßt wäre. Dieser Gewohnheit mußten ... uns nun unterwerfen. Man führete den Bothschafter in einen großen Saal. Drey Her..., welche eine große Menge Edelleute um sich hatten, empfingen ihn mit großer Höf...keit, und erkundigten sich nach der Ursache seiner Ankunft, eben als ob sie kein Wort ...on gewußt hätten. Er antwortete: „Er käme von wegen des Königes von **Brama**, ...rrn von **Tangu**, und wolle dem heiligen **Calaminham** Dinge von größester Wich...keit hinterbringen„. Sodann übergab er sein Schreiben, an welchem jene einige dem ...kommen nicht gemäße Worte änderten. Er zeigte auch seine Geschenke, über deren ...barkeit sie sich gewaltig wunderten, besonders über eine goldene Kette, und über die ...rüstung für einen Elephanten. Sie war mit Edelgesteinen besetzt, und wurde von den ...elirern auf sechs hundert tausend Ducaten geschätzt *b*). Die Herren bewickelten so... jedwedes Stück mit Schnüren von gedreheter Seide, und drückten drey Siegel von ... darauf, als ein Kennzeichen, daß man sie annehmen könnte.

Zollhäuser des Königes.

Einzug.

Eben an diesem Tage erschien ein Abgeordneter des obersten Staatsbeamten, über...te dem Bothschafter allerley Erfrischungen, und bath ihn, neun Tage an diesem Orte ...erweilen. Denn die Beamten des Calaminham getraueten sich mit ihren Zurüstun... nicht, zeitiger fertig zu werden. Unterdessen machte man uns allerley Zeitvertreib, als ...Beyspiele mit Jagen und Fischen, worauf allemal eine herrliche Gasterey folgte, im...en mit Musik und Schauspielen. Der Bothschafter erlaubte mir und meinen Gefähr... einige Seltenheiten zu besehen, davon die Landeseinwohner viel Rühmens machten. ... zeigte uns in der Gegend am Flusse sehr alte Gebäude, kostbare Tempel, ungemein ...e Gärten, starkbefestigte Schlösser und Häuser, von einer ganz besondern Bauart. ...meisten bewunderten wir ein Hospital, **Manicaforam** genannt, welches bloß den ...rimmen zur Herberge dienet. Sein ganzer Bezirk betrug über eine Meile. In sol... sahen wir zwölf gewölbte Gassen, jede mit zwey hundert und vierzig, das ist, auf ... Seite mit hundert und zwanzig Häusern eingefaßt; diese Häuser waren alle voll Pil-grimme,

Seltenheiten, welche Pinto sieht.

Manicaforam.

...e Gliedmaßen, die er sich zuvor weggeschnit...atte, da kamen die Priester, schnitten ihm ...l den Kopf ab, und zeigten selbigen dem ..., welches auf seine Knie nieder fiel, und ...ufgehabenen Händen sein Gebet thät„. A. d. 777 und 778 S.

e) A. d. 793 und vorherg. S.

f) A. d. 795. 796 S.

g) A. d. 796 S.

h) A. d. 800 und vorherg. S.

Ferd. Mendez Pinto.

grimme, indem ihr Ab- und Zureisen das ganze Jahr kein Ende nahm. Sie wurden nicht nur wohl beherberget, sondern auch reichlich gespeiset, und von vier tausend Priestern, die in hundert und zwanzig Klöstern wohneten, sorgfältig bedienet. Manicaforam be- deutet so viel, als Gefängniß der Götter. Der Tempel dieses Hospitals war ungemein gro Er bestund aus einem dreyfachen Kirchschiffe. Den Mittelpunct machte eine runde Ca- pelle, mit drey meßingenen Geländern eingefaßt, und mit zwey Thoren versehen. A jedem hing ein großer Anklopfer, von eben demselben Metalle. Besagte Capelle hie achtzig Götzenbilder, von einem und dem andern Geschlechte in sich, ohne noch eine gro Menge geringere Gottheiten zu rechnen, welche vor den großen auf der Erde lagen. Le tere stunden zwar aufgerichtet, waren aber mit dicken Halseisen an starke Ketten gesch einige trugen Handschellen. Die kleinen auf der Erde gebückt liegenden, waren mit e Gürtel an andere schwächere Ketten geschlossen. Um das Geländer stunden zwey hund vier und vierzig metallene Bilder, in drey Kreisen, trugen Hellebarten, und Keulen, u stelleten die Wache dieser gefangenen Götter vor. Neben der Capelle giengen einige e ne Stäbe queer durch den Tempel, wovon eine Menge Leuchter, jedweder von zehn men hingen. Sowohl die Leuchter, als die Wände und alle Zierrathen des Tempels, ren auf indianische Weise gefirnißt, um das Beyleid über die Gefangenschaft der Gö anzuzeigen i).

Geschichte dieses Tempels.

Weil wir uns über diesen Anblick höchlich verwundern mußten: so bathen wir Priester um Erläuterung. Sie sagten, vor einigen Jahrhunderten habe ein Calam ham, Namens Xixivarom Melitay, dieses Reich mit großem Ruhme beherrschet. Dieser habe sieben und zwanzig gegen ihn verbundene Könige in einem blutigen Treffen legt, und alle ihre Götter weggeführet. „Eben diese waren die vielen Götzen, dar „wir uns wunderten. Seit besagtem großen Kriege blieben die sieben und zwanzig Vö „dem Calaminham zinsbar, und ihre Götter trugen Ketten. Währender Zeit w „vieles Blut vergossen, indem die Ueberwundenen den Schimpf nicht vertragen woll „sondern öfters Aufruhr anstifteten. Noch jetzo trugen sie Leide darum, und erneu „alle Jahre ihr altes Gelübde, weder einige Lustbarkeit anzustellen, noch ein Licht in „Tempeln anzuzünden, bis ihre Götter wiederum befreyet würden. Dieser Zwi „mehr als drey Millionen Menschen. Dem ungeachtet hielten die Calaminha „die überwundenen Götter in Ehren, erlaubten auch ihren alten Anbethern, an diese „zu wallfahrten". Eben diese Priester erklärten uns auch den Ursprung der Vere welche die indianischen Heiden dem Quiay Nivandel, Gotte der Feldschlachten, lei

Ursprung des Gottes Quiay Nivandel.

Der obenerwähnte Calaminham überwand die sieben und zwanzig Könige auf e Felde, Vitau genannt. Nach der Schlacht erschien ihm besagter Gott, auf einem zernen Stuhle sitzend, und befahl, er sollte ihn als den Gott der Feldschlachten, un den größesten unter allen Göttern des Landes verehren. „Daher kömmt es, daß ma „ganz Indien bey dem heiligen Quiay Nivandel, Gotte der Feldschlachten, auf dem „de Vitau schwöret, wenn man etwas, das unglaublich zu seyn scheint, bekräftigen w

Tempel Urpanesendo.

Aus diesem Tempel führete uns die Neugierigkeit in einen andern, Urpanesendo gen welcher von lauter Frauenzimmer, und Töchtern der Fürsten und Großen im Reiche

i) A. d. 802 S.

k) Nach unserm Verfasser, war es vor 7310 Monden geschehen, die machen, saget er, re von der gemeinen Rechnung.

Ferd. Mendez Pinto.

n wird. Man verlobet sie von Jugend an hinein, um den Götzen ihre Ehre aufzuopfern, il sie sonst kein vornehmer Herr heirathen würde. Dieses unreine Opfer geschieht mit taunlichem Aufwande der Anverwandten. Der Götze Urpanesendo ist von Silber. Er ht in einer vergoldeten Capelle auf einem Altare, und hat eine Menge kostbarer Leuchter t zehn Armen um sich. Um den Altar sind viele sehr schöne Frauenbilder mit gebogenen nien und aufgehabenen Händen, als ob sie den Götzen anbetheten. Man sagte uns, es ren die Seelen junger Mägdchen, die im Tempel gestorben wären; es gereichet dieses, ganzen Anverwandtschaft zur Ehre, und wird für etwas seltenes in diesem Lande gehal-. Die jährlichen Einkünfte dieses Götzen sollen bey dreyhundert tausend Ducaten be-gen, ohne die Opfer und kostbaren Zierrathen, die man bey Gelegenheit der Opfer da-bringt, zu rechnen. In eben diesem Bezirke stehen sehr viele Häuser, darein man ei-Menge alter und meistens reicher Frauen einsperret, wenn sie im Dienste des Götzen Leben beschließen wollen. Oefters setzen sie ihn zum Erben aller ihrer Güter ein. Da-ls zählete man ihrer über fünf tausend *m*).

Treffen eine Portugiesinn an.

Hernach zeigten uns unsere Führer einige Caravanen, dergleichen täglich unterschie-e zu dem Tempel des Manicaforam kommen. Ein solcher Haufen Ausländer, be-d aus hundert, bis zwey, ja fünf hundert Personen, welche anfänglich am Ufer des sses ein Lager aufschlugen. Zufälliger Weise fanden wir eine portugiesische Frau dar-r. Hierüber erstauneten wir mehr, als über alle bisher gesehene Seltenheiten. Sie hlete uns mit weinenden Augen: „sie hätte einen unter diesen indianischen Pilgrimmen, n und zwanzig Jahre zur Ehe gehabt, wäre aber dermalen eine Witwe. Aus Furcht, gen dieser Ehe gestraft zu werden, habe sie bisher das Herz nicht gehabt, wieder unter Christen zu kommen, doch wünsche sie vor ihrem Ende noch in einem Lande zu seyn, sie für ihre Sünden Buße thun könnte. Denn sie wäre noch immer eine gute Chri-n, ob sie gleich diese Wallfahrt dem Teufel zu Ehren unternommen hätte". Wir ver-derten uns ziemlich über diesen unerhörten Zufall. Jedweder gab ihr einige Vermah-gen. Sie versprach auch, mit uns nach Timplam, und so weiter nach Pegu zu rei-damit sie nach Sanct Thomas auf Coromandel kommen könnte. Ja sie schwur dazu, wir dachten nicht anders, als sie würde sich in unsere Gesellschaft begeben. Allein, erwarteten sie vergeblich, ja wir konnten sie nicht einmal wieder antreffen *n*).

Einzug des Bothschafters

Als der Bothschafter neun Tage ausgeruhet hatte: so holete ihn einer von den Befehls-rn zu Timplam, welcher den Titel Campanogrem führete, ab. Er hatte eine e von achtzig dergleichen Barken, die man Seros und Laules nennet, bey sich, nebst n zahlreichen und kostbar gekleideten Gefolge.

Wir reiseten ab unter dem Getöne einer unzähligen Menge Instrumente, die sämmt-schlecht zusammenstimmten, als da sind Klocken, Trummeln und Zinken. Dennoch en wir das Geklingele beständig anhören, bis wir die Stadt, die nur eine Meile da-liegt, erreichten. Es geschah solches um Mittage. Als wir bey dem ersten Kay, npalarraja genannt, ausstiegen: so wurden wir von einer unsäglichen Menge Volks von einiger Mannschaft, welche viele Elephanten mit ihren Sitzen und Panuren bey atte, empfangen. Dem Bothschafter wurde ein Elephant mit einem Sitze, und gol-

) A. d. 803. 804 S.

) A. d. 805. 806 S.

n) A. d. 807 S.

Ferd. Mendez Pinto.

goldenem Zeuge angebothen. Funfzig bis sechzig Bramas von seinem Gefolge, nebst de neun Portugiesen, wurden mit Pferden versehen, die übrigen mit Wagen. Vor ihnen he erklungen die silbernen Klocken und Pauken, nebst dem Freudengeschreye des Volkes. In dieser Ordnung zogen wir durch einige ungemein lange Gassen, darunter neun, mit me singenen Geländern, kostbaren Bogenstellungen, vergoldeten Capitälen und großen meta lenen Klocken, die Stunde zu schlagen, gezieret waren o).

Pallast des Calaminhams.

In dem ersten Hofe des Pallastes, empfing man uns mit eben dem Prachte, de ich bey andern morgenländischen Feyerlichkeiten bereits beschrieben habe. Ich will also da jenige, was dem Leser bekannt vorkommen möchte, vorbey gehen, und nur melden, d wir durch den zweyten Hof an die Thüre eines Saales kamen, wo uns ein Oheim des K niges nebst vielen Großen empfing. Monvagarvu, denn so hieß dieser Fürst, ha zwölf Kinder in die kostbaresten Stoffe gekleidet, um sich. Auf der Schulter trugen kleine silberne Keulen, und über die Brust war eine goldene Kette, etliche mal gewund Nach einigen höflichen Reden, nach der morgenländischen Art, stiegen wir auf einer g ßen Treppe in einem ungemein weitläuftigen und mit Edelleuten angefüllten Saal. A solchem giengen wir in einen andern, worinnen vier Altäre und viele Götzenbilder stund hernach führete man uns in einen langen Gang, dessen ganze Zierrath in Kästchen v Ebenholze, mit Elfenbein überzogen, und mit Menschenköpfen angefüllet bestund. Un war der Name desjenigen, dessen Angedenken dadurch erhalten werden sollte, zu le denn es waren die Köpfe der berühmten Männer unter diesem Volke. Zu Ende des G ges, stund ein Altar, mit einem dreyfachen silbernen Geländer umgeben. Oben dar sah man die Gesichter der dreyzehn Calaminhams, die sich am meisten um das Reich v dient gemacht hatten, in Silber vorgestellt p).

Ceremonien der Aufnahme.

Von diesem Gange kamen wir auf eine große mit Geländern und Bogenstellun eingefaßte Brücke. Das prächtigste an selbiger, bedünkten uns die Wapenschilde mi denen Sinnsprüchen zu seyn, welche den leeren Raum an den Bögen ausfülleten, und der Helme große silberne Kugeln hatten. Am Ende der Brücke stund ein weitläufti Gebäude, mit verschlossenen Thoren. Wir pocheten viermal an, aber kein Mensch re sich. Diese Ceremonie nun sollte die Hoheit des Calaminhams ganz besonders veri Endlich zog man gleichsam in schneller Eile und recht dringend, an einer Klocke, un Frau von etwa funfzig Jahren öffnete das Thor. Sie hatte sechs kleine Mägdchen in barer Kleidung bey sich. Ueber die Schultern hingen ihnen kleine mit Sternen be Degengehänge, und an solchen kleine mit goldenen Platten über und über beschlagene belchen. Die alte Frau fragte sodann den Monvagarvu: was er hier zu klingeln h Der Fürst antwortete mit vieler Ehrerbiethung, hier wäre ein Bothschafter des K von Brama, welcher viele wichtige Geschäffte mit dem Calaminham abhandeln wollte. lein, sie that, als ob sie auf seine Antwort gar nicht Achtung gebe, welches uns desto derlicher vorkam, weil sie ja des Königes Oheim wohl kennen sollte. Hingegen sa nes von den sechs jungen Mägdchen, die sie bey sich hatte: „Man wollte sich erk „gen, ob die Stunde gelegen falle, den Fußschemel des Thrones zu küssen, und dem „herrscher des Erdbodens Nachricht von der Ankunft des ausländischen Bothschafter „ertheilen„. Damit schloß man uns die Thüre vor der Nase zu. Nach einer kl Weile, öffnete man sie wieder. Doch waren diesesmal die sechs Mägdchen nur

o) A. d. 809 S. p) A. d. 812 S. q) A. d. 813 S.

Ferd. Mendez Pinto.

vorhanden; statt der alten Frau hatten sie einen Jungen von neun bis bis zehn Jahren bey sich, mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe, und einem goldenen Kolben, in Gestalt eines Zepters auf der Achsel. Er machte sich aus des Königes Oheime, und den Großen des Landes eben so wenig, als die Alte: den Bothschafter hingegen ergriff er bey der Hand, und sagte ihm mit sehr höflichen Worten: der **Calaminham** habe seine Ankunft erfahren, und sey höchst begierig, ihn zu sprechen. **Monvagarvu**, und einige andere Herren, durften mit hinein kommen, aber das übrige Gefolge mußte zurück bleiben. Als der Bothschafter merkte, seine Leute wären nicht bey ihm: so sah er sich etlichemal um, und schien misvergnügt zu seyn. Hierauf befahl **Monvagarvu**, man sollte die Fremden herein lassen, woraus man sah, daß er aller wunderlichen Ceremonien ungeachtet, im Grunde dennoch thun konnte, was er wollte. Wir giengen also nebst den Bramas hinein. Es drangen sich zugleich auch viele andere mit ein, ungeachtet die vielen Thürhüter nach Möglichkeit abwehrten, und drein schlugen *q*).

Schöner Garten.

Man führete uns durch einige Säle, und hernach durch einen Garten, wo Natur und Kunst ihre Reichthümer mit verwundernswürdigem Ueberflusse ausgeschüttet hatten. Die Spaziergänge waren mit silbernen Geländern eingefasset; der liebliche Geruch der Blüthen und Bluhmen schien mit allen morgenländischen Balsamen um den Vorzug zu streiten. Ich bin nicht im Stande, die vortreffliche Einrichtung dieses Lustortes, noch weniger die besondern Schönheiten desselbigen zu beschreiben; denn ich vermeynete an einem bezauberten Orte zu seyn. Am Rande eines Springwassers sahen wir vieles ungemein schönes, und auf das kostbarste gekleidetes Frauenzimmer, welches tanzete, auf allerley Instrumenten spielete, goldene Schnüre flocht, oder andere Beschäfftigungen trieb *r*). Durch diesen Anmuthsort kamen wir viel geschwinder, als es mir lieb war, in ein weitläuftiges Vorgemach, in welchem die vornehmsten Herren des Reiches mit geschränkten Beinen auf kostbaren Teppichen saßen. Sie empfingen den Bothschafter mit vielen Ceremonien, doch ohne von ihrem Platze aufzustehen. Am Ende des Vorgemaches sahen wir eine vergoldete Thüre, vor welcher sechs Thürhüter mit silbernen Kolben stunden. Sie öffneten uns dieselbige; wir giengen hinein, und traten in einen tempelähnlichen Ort.

Thronzimmer.

Dieser war mit einem Worte des **Calaminhams** Gemach. Unsere ersten Blicke fielen sogleich auf ihn. Er saß auf einem prächtigen mit drey goldenen Geländern umringeten Throne. Auf den Stuffen desselbigen saßen zwölf Frauenspersonen von seltener Schönheit, spielten auf allerley Instrumenten, und sangen darein. Auf der obersten Stuffe, das ist, zun Füßen des Monarchen, knieten zwölf junge Mägdchen mit goldenen Zeptern in der Hand. Noch ein anderes Frauenzimmer stund aufgerichtet, und wehete ihm die Luft mit einem Windfächer zu. Unten an den Wänden des Gemaches stunden sechzig alte Greise, mit Bischofsmützen auf dem Kopfe. Hin und wieder im Gemache saß viel schönes Frauenzimmer auf kostbaren Teppichen. Wir schätzten ihre Anzahl wenigstens auf zweyhundert *s*). Ungeachtet ich in Asien bereits erstaunlichen Pracht gesehen hatte: so setzte mich doch der wundernswürdige Bau dieses Gemaches, und die unbeschreibliche Herrlichkeit von allem, was man nur ansah, ganz außer mich. Als nachmals der Bothschafter mit uns davon redete, wie prächtig man ihn empfangen habe: so sagte er, er dürfe sich nicht unterstehen, seinem Könige die Herrlichkeit zu melden, damit der

q) Ebendas. *r*) A. d. 817 S. *s*) Ebendas.

Ferd. Mendez Pinto.

der **Calaminham** umgeben sey, weil es ihn nur kränken würde, wenn er sich von seiner eigenen Größe einen geringern Begriff, als bisher, machen müsse.

Comödie.

Was bey der Begrüßung, der Anrede, und Antwort, vorgieng, das enthielt nichts, davon ich nicht bereits mehrere Beyspiele gesehen hatte. Nur dieses schien mir etwas neues zu seyn, daß nach einer Rede von fünf bis sechs Zeilen, und einer noch kürzern Antwort, bey dem ganzen Gehöre nichts anders vorgieng, als Tänze, Musik, und Comödien. Nach einem kurzen Vorspiele der Instrumente nahm die Lustbarkeit ihren Anfang mit einem Tanze von sechs alten Weibern, mit jungen Knaben, worauf ein anderer Tanz zwischen sechs alten Männern, und eben so vielen kleinen Mägdchen, folgete. Diese seltsame Vergattung war ziemlich lustig anzusehen. Hierauf spielete man unterschiedliche Comödien *u*). Die Zurüstungen waren so prächtig, und die Vorstellung selbst so vollkommen, daß man sich nichts anmuthigers vorstellen kann. Gegen Abend begab sich der **Calaminham** in die innern Gemächer, dahin ihn niemand begleitete, als das Frauenzimmer. **Monvagarvu** begleitete den Bothschafter bis in den letzten Saal zurück, und übergab ihn daselbst dem **Campolagrem** und andern Herren.

Beobachtungen des Verfassers zu Timplam.

Unser Verweilen zu **Timplam** betrug zwey und dreyßig Tage, binnen welcher Frist man uns nicht nur auf das höflichste, sondern auch mit allem Ueberflusse bewirthete. Indem meine Gefährten sich [illegible] belustigen suchten: so hatte ich ein unsägliches Vergnügen, wenn ich die kostbaren Gebäude, und die prächtigen Tempel besichtigte, die ich niemals genug bewundern konnte *x*). Doch übertraf der Tempel des **Quiay Pimpocau**, Gottes der Kranken, alle übrige. Ich habe auch schon erwähnet, daß die Gottesfurcht dieses Volkes sich absonderlich durch Verpflegung der Kranken äußerte. Es sind viele tausend Prie[...]

u) Der Verfasser gab genau auf die erste Comödie Achtung; behielt folglich den Inhalt derselbigen im Gedächtnisse, und erzählet ihn als eine Probe, wie die Indianer ihre Schauspiele einrichten. " Sie wurde gespielet, saget er, von zwölf „Weibesbildern, die gar gewaltig schön waren. „So thät nun auf der Bühne erscheinen ein schreck„liches Meerthier, das trug eine Königstochter „im Rachen, und schluckte sie vor allen Leuten in „seinen Hals hinab. Als dieses die zwölf Weiber „sahen, da liefen ihnen die hellen Zäher zu den „Augen heraus, und eileten ohne Verzug zu einer „Einsiedlerey, die an einem Berge stund, führe„ten auch den Einsiedler mit sich her. Derselbige „thät nach seiner Art schöne Gebether an den „**Quiay Paturen**, den Gott des Meeres, daß „er das Wunderthier an den Strand auswerfen „sollte, damit man die Jungfer herrlich begraben „könnte, wie es denn ihr Stand mit sich brachte. „Da wurde ihm eine Antwort gegeben von dem „Gott des Meeres, nämlich die zwölf Weiber soll„ten ihr Heulen und Wehklagen in ein lieblich Ge„spiel verwandeln, das anmuthig in seinen Ohren „klänge, so wolle er dem Meere befehlen, daß es „den Fisch ans Ufer werfen sollte, und er wollte „ihnen denselbigen todt in die Hände liefern. [...] „Stunde traten auf die Bühne nach Art eines [...] „schenspieles, sechs kleine Kinder mit Flügeln [...] „goldenen Kronen auf ihren Häuptern, nach [...] „Weise wie wir die Engel malen, und ganz [...] „ckend am Leibe. Die knieeten vor sie hin, [...] „reichten ihnen drey Harfen und drey Ge[...] „sagende, der **Quiay Paturen** schicke ihnen [...] „Spielwerk aus den Mondenhimmel, sie sollten „dazu gebrauchen, das Meerwunder damit [...] „schläfern. Bald und behend nahmen die [...] „Weiber das Spielwerk mit großer Reverenz, [...] „gen damit an zu spielen eine solche klägliche [...] „traurige Melodey, auch eine solche Menge [...] „nen zu vergießen, daß etliche Herren von [...] „die im Gemache stunden, auch mit wein[...] „Darüber, wie sie ungefähr eine halbe Vi[...] „stunde also gespielet hatten, kam das Wunder[...] „unter dem Meere hervor, das die Königs[...] „verschlungen hatte, trieb auch allmählig [...] „dem Strande, wo die zwölf schönen Weiber [...] „den, eben als ob es keine Kräfte mehr [...] „und geschah alles so leibhaftig, mit zierlicher [...] „se, daß gar keiner von den gegenwärtigen [...] „einbilden konnte, es sey nur Fabelwerk. [...]

Priester bey besagtem Tempel, welche lange graue Röcke, nebst einer Stole von rothem Dammaste tragen, und letztere um den Leib wickeln. Es gehen zwar alle Priester von ihrem Glaubensbekenntnisse auf gleiche Weise gekleidet: weil man aber die bey dem Tempel **Pimpocau** für die weisesten hält: so tragen sie, zum Unterschiede, statt eines Gürtels, gelbe Schnüre, und führen den Titel **Singiputons**, das ist, **vollkommene**. Der Bothschafter besuchte sie fünf- bis sechsmal, theils um ihre Lehre zu erfahren, theils um die Schönheit und treffliche Einrichtung ihres Klosters zu bewundern. Er brachte ein großes Buch von ihrer Glaubenslehre mit nach Brama; und dem Könige gefiel selbige so wohl, daß er sie in allen Tempeln seines ganzen Landes predigen ließ, wo sie auch noch heutiges Tages im Schwange geht *y*).

Ferd. Mendez Pinto.

Was den **Calaminham** und sein Reich betrifft: so werde ich mich desto kürzer fassen, weil ich die Schranken meiner Einsicht nicht überschreiten will.

Länder des Calaminhams.

Das Königreich **Pegu** hat nicht über hundert und vierzig Meilen im Umkreise, und wird an der obern Seite z) von dem großen Gebirge **Pangacirau** eingeschlossen. In selbigem wohnen die **Bramas**, und ihr Land hat etwa vierzig Meilen in die Breite, auch vierhundert in die Länge. Jenseits besagter Gebirge sind zwey große Reiche entstanden, nämlich des **Siamons** und des **Calaminhams**. Dem letztern giebt man über dreyhundert Meilen in die Länge und in die Breite. Es soll aus sieben und zwanzig Königreichen bestehen, deren Einwohner sämmtlich einerley Sprache reden. Wir sahen viele schöne Städte; das Land ist auch ungemein fruchtbar. Die Hauptstadt, welche dem **Calaminham** zum gewöhnlichen Sitze dienet, heißt **Timplam**. Sie liegt an einem großen Flusse, Namens **Biruy**. Ihre Befestigung besteht in einem sehr breiten Graben, einer

...r natürlich Wesen. Eben dama's nahm eine von ...n zwölfen einen Dolch zur Hand, der an ihrem ...ürtel hing, und thät damit einen großen Schnitt ... des Meerwunders Bauch, und zog die Infan... ...n noch ganz lebendig heraus; dieselbige machte ...l zierliche Sprünge, und tanzte nach dem Klange ...s Spielwerks. Darnach gieng sie hin, und ...ßete des Calaminhams seine Hand, welcher ... mit großer Zucht empfing, und mußte neben ... hinsitzen. Nun merket, daß die Rede gieng, ...e Jungfer sey seine Nichte, und Tochter eines ... seinen Brüdern. Was die andern zwölf ...effen thut: so waren sie lauter Töchter der ...sten und vornehmsten Herren im Lande, auch ...en ihre Väter und Brüder da gegenwärtig. ... 819 und 820 S.

y) A. d. 821 S.

„Von diesem Buche, saget unser Verfasser, ...te ich eine Uebersetzung mit in dieses König... ... Portugall, die entlehnete ein Florentiner ...mir; aber da ich sie wieder von ihm foderte, ...e er, sie sey verlohren. Dennoch, als ich ... der Zeit innen ward, führte er sie mit sich ... Florenz, und verehrete sie dem Herzoge von „Toscana. Derselbige schaffte, daß sie gedruckt „wurde, und hatte den Titel: neuer Glauben „der Heyden am Ende der Welt. A. d. 322 S. Dieses Werk unsers Verfassers ist ohne Zweifel in italienischer Sprache herausgekommen. Man ersieht daraus, daß die Sigiputons ungefähr eben den Glauben hatten, als die Juden, das ist, sie glaubten mit Ausnahme einiger darein gemischten Fabeln, die Schöpfung der Welt vor zwey und achtzig tausend Monden; imgleichen das indische Paradies, die Erbsünde, die Sündfluth, und alle Lehren des alten Testaments. Sie erzähleten, es sey vor Zeiten ein Mann, Namens Thomas Modellior, in einem andern indianischen Lande deswegen hingerichtet worden, weil er geprediget habe, Gott sey Mensch geworden, und für das menschliche Geschlecht gestorben; gleichwohl habe diese Lehre einige Anhänger in des Calaminhams Reiche gefunden, doch nachgehends sey sie verworfen worden, weil sie vorgebe: Gott sey an einem Kreuze gestorben. Ebendas. a. d. 826 und 827 Seite.

z) A. d. 840 S. Der Verfasser setzet sie auf sechzehn Grad südlich.

Ferd. Mendez Pinto.

einer Mauer von großen Werkstücken, einem Schlosse, und hohen Thürmen an jedwedem Thore. Einige Kaufleute sagten mir, die Anzahl der Häuser steige ungefähr auf vierhundert tausend: sie sind aber meistens nur ein oder zwey Stockwerke hoch, sonst aber schön gebauet, zumalen die Wohnungen des Adels und der Kaufleute. Der Pallast eines Großen begreift einen sehr weitläuftigen Bezirk in sich, worinnen man Lust- und Baumgarten, große Teiche, und überhaupt alles, was zum Vergnügen des menschlichen Lebens gereichen kann, antrifft. In der Stadt und dem umliegenden Bezirke, auf eine Meile weit, zählete man zweytausend sechshundert Pagoden, worunter es sehr prächtige und reiche giebt, die übrigen sind eigentlich nur kleine Häuser oder Einsiedlereyen. Ferner giebt es bey achtzig Gattungen Priester, welche keinesweges einerley Lehrsätze haben, insonderheit was die Opfer und Ceremonien betrifft *a*).

Handlung zu Timplam.

Die Handlung zu **Timplam** ist sehr ansehnlich, und wird auf den Jahrmärkten mit aller Freyheit getrieben. Es werden solche ungemein stark von Ausländern besuchet, die Landeswaaren abgeholet, und fremde dagegen eingeführet, weswegen man alles bekommen kann, was man nur will. Man sieht weder Gold noch Silbermünze, sondern es wird alles nach dem Gewichte der **Catis**, **Tacls**, **Mazes**, und **Conderins**, gekaufet oder verkaufet *b*).

Macht und Einkünfte des Calaminhams.

Der Hofstaat ist prächtig, der Adel reich und höflich, machet auch zu Ehren des Monarchen mit allem Vergnügen nicht wenig Aufwand. Es giebt hier viele ausländische Kriegesbedienten, welche große Besoldungen vom **Calaminham** genießen. Er h niemals weniger, als sechzig tausend Pferde, und zehntausend Elephanten um sich. D sieben und zwanzig Königreiche, woraus das Land besteht, sind mit einer erstaunlichen A zahl Völker besetzet, welche in siebenhundert Rotten vertheilet sind. Zu jedweder R gehören, vermöge ihrer Einrichtung, zweytausend zu Fuße, fünfhundert Reuter,

a) Der Verfasser meldet, wenn sie nießen, so machen sie das Kreuz wie wir, und sagen in ihrer Sprache: der Gott der Wahrheit ist drey und eines, woraus man schließen könnte, diese Leute besässen einige Kenntniß vom Christenthume. A. d. 835 S.

b) A. d. 833 S.

c) Ebendas.

d) Der Verfasser erzählet an diesem Orte dermaßen seltsame Sachen, daß man ihn mit Rechte tadeln könnte, wofern er nicht zugleich meldete, er habe es nur von andern gehöret. Unterdessen da meine Absicht bey gegenwärtigem Auszuge dahin geht, dem Leser die Gemüthsart dieses berühmten Reisenden vor Augen zu stellen: so muß ich eines und das andere von seiner Erzählung in einer Anmerkung beybringen, damit man nicht argwohnen möge, ich gehe gar zu vortheilhaft mit ihm um.

Er saget: "Einige Kaufleute gaben vor, sie kämen aus einer Landschaft Friuncaranja genannt. „Jenseits derselbigen gebe es gewisse Völker, „sie **Calogens** und **Funcaos** nenneten; „wären bräunlicht im Gesichte, und vortr „Schützen, hätten ganz runde Füße, wie die „sen, aber Hände wie andere Leute, wiewohl „mit Haaren bewachsen. Von Natur wär „zur Grausamkeit sehr geneigt. Ganz unt „Rückgrade hätten sie ein Gewächse, zwey „groß. Sie wohneten auf sehr hohen und „samen Gebirgen, wo es sehr tiefe Schlünde „aus welchen zuweilen im Winter, bey Na „ein erschreckliches Geheule und Winseln e „Ferner erzählete man uns, nicht weit vo „Leuten, gebe es noch andere Calubos, T „tez und **Bugems** genannt, und noch we „wären die **Oqueus** und **Magors**, wel „Wildpräte lebten, das sie auf der Jagd „Sie äßen selbiges roh, fräßen auch alle „tige Thiere, als Eydechsen, Schlangen, „pern. Sie ritten gemeiniglich auf gewiss „ren, in der Größe eines Pferdes, auf d

chtzig Elephanten. Die kaiserlichen Einkünfte steigen auf zwanzig Millionen Geldes, ohne e jährlichen Geschenke der Fürsten und Großen zu rechnen. Der Ueberfluß herrschet in len Ständen. Der Adel speiset aus silbernem, ja zuweilen aus goldenem Tafelzeuge; ndere Leute aus Porcellan oder Messing. Jedermann trägt im Sommer Atlaß, Damast, und gestreifte Taffende, die aus Persien dahin gebracht werden. Im Winter futtern sie e Kleider mit schönem Rauchwerke. Das Frauenzimmer ist sehr weiß, und von trefflicher emüthsart. Die Einwohner sind überhaupt gut und sittsam, daher auch Zänkereyen und rocesse etwas seltenes sind. Ihre Streitigkeiten werden durch die Aufseher desselbigen Stadtrtheils geschlichtet, oder wofern die Sache von großer Wichtigkeit wäre, so überläßt man dem Ausspruche einiger Mönche, welche sich deswegen versammeln, und gleichsam eine richtskammer vorstellen, von welcher man sich an niemand, als an den **Queitor**, oder erreichsrichter, wenden kann. Mit gleicher Gelindigkeit werden auch die Landschaften Reiches regieret. Die Statthalter werden vom Hofe dahin geschicket; keiner hat dem ern etwas zu befehlen, sondern jedweder thut die Streitigkeiten der Unterthanen endlich *c*).

Ferd. Men. des Pinto.

Rückreise des Bothschafters

Nachdem der Bothschafter die Antwort und Geschenke für seinen Herrn erhalten te: so reisete er den 3ten des Wintermonats 1546, von Hofe ab, und wurde von einigen oßen bis nach **Pridor** begleitet, woselbst sie mit einer herrlichen Gasterey von ihm Abd nahmen. Wir giengen noch eben denselbigen Tag zu Schiffe, und fuhren auf dem hen Strome **Bituy** bis an ein dem **Quiay Jarem**, Gott der Eheleute, gewidmetes ster, welches am Ufer des Flusses, auf einer schönen, mit einer Menge herrlicher Gebe besetzten Ebene, liegt. Von hier fuhren wir noch sieben Tage den Fluß hinab, an die Stadt **Pavel**. Hier verweilete der Bothschafter wegen ihrer ungemeinen ndlung drey Tage, und kaufte allerley Seltenheiten, welche die Caravanen aus sehr entlegenen Landschaften dahin bringen *d*).

Stadt Pavel.

Von

sagte Thiere hätten drey Hörner oder Spitzen der Stirne, dicke kurze Füße, und eine Reihe acheln auf dem Rückgrade, damit sie stächen, n sie böse würden; der übrige Leib gleiche eigroßen Eydechse. Ueber dieses hätten sie statt Mähne noch andere weit längere und dickere acheln, als auf dem Rücken, auch an den enken des Vörderbuges kurze Flügel, gleich Fischflossen, damit sie Sprunge von fünf und zig bis dreyßig Schritte weit machten, als e flögen. Diese Thiere heißen **Banazas**, auf selbigen fielen besagte Volker ihren Feindamit sie unaufhörlich im Kriege lebten, bez in das Land. Einige andere Volker be- n ihnen einen Tribut an Salze, weil sie solunter allen Dingen am höchsten hielten, insie es nicht missen konnten, gleichwohl aber von der See lagen.

Wir redeten mit noch andern Kaufleuten, moens genannt, welche auf einem hohen „Gebirge wohnen, wo es viele Allaungruben, auch „eine Menge Indigo giebt. Wir sahen einen „Haufen ihrer Landesleute, welche mehr als zwey- „tausend mit Tragsätteln belegte Ochsen trieben, „und auf diesen Thieren ihre Waaren führeten. „Diese Leute waren sehr groß, hatten auch Bärte „und Augen, wie die Chinesen. Noch sahen wir „andere mit ziemlich langen Bärten, und Som- „mersprossen im Gesichte. Nasen und Ohren wa- „ren durchbohrt: in den Löchern trugen sie Gold- „drath, in Gestalt eines Angehänges gemachet. „Diese nennete man **Gynophages**, und ihre Hey- „math **Suroboſoy**; sie wohnen im Gebirge **Lan- „hos**, und gränzen an den See **Schiamnay**; ei- „nige waren in Pelze, die andern in vergoldet Le- „der gekleidet. Sie gehen gemeiniglich in bloßem „Haupte, und barfuß. Man sagte uns, sie be- „säßen große Reichthümer, und ihr ganzer Han- „del bestehe in Silber. Ferner sprachen wir einige „Kaufleute, Namens **Tuparoens**, welche bräun- „licht,

Ferd. Mendez Pinto.

Von **Pavel** fuhren wir zween Tage den Fluß hinab, bis nach dem Dorfe **Lunco**[...] Es ist solches wegen seines **Benzoe** berühmt, den man häufig nach Pegu und Siam ver[...] führet. Sodann schiffeten wir noch neun Tage, sahen eine Menge schöner Städte a[...] beyden Ufern liegen, und fuhren sodann in einen andern Strom, **Ventrau** genannt, a[...] welchem wir unsere Reise bis nach **Penanschim**, dem ersten Flecken im Königreiche **Ja**[...] **guma**, fortsetzeten. Von hier gelangten wir auf den Abend zu den **Rauditens**, das i[...] zu zwoen Festungen des Fürsten von **Poncanor**. Fünf Tage hernach liefen wir in de[...] Hafen einer großen Stadt, Namens **Magdaleu**, aus solchem ferner durch die Stra[...] **Madur**, und erreichten nach noch andern fünf Tagen **Musehel**, den ersten Ort im K[...] nigreiche Pegu *e*).

Der Bothschafter wird beraubet.

Hier wartete, am Ende unserer Reise, und in des Königes von Brama eigenem La[...] de, noch ein Unglück auf uns. Ein gewisser Seeräuber, Namens **Schalagonim**, ha[...] ohne Zweifel unsere Rückkunft ausgeforschet; denn er überfiel uns bey der Nacht m[...] dreyßig **Seros**, und tödtete uns hundert und neunzig Mann, darunter zween Portugie[...] waren, und nahm von unsern zwölf Barken fünfe weg. Der Bothschafter selbst emp[...] im Gefechte einen Hieb über den Arm, und zween Pfeilschüsse, woran er lange Zeit tödt[...] danieder lag. Wir wurden beynahe alle miteinander verwundet, verloren auch die G[...] schenke des **Calaminhams**, nebst einer großen Menge anderer kostbaren Waaren. [...] diesem schlechten Zustande kamen wir drey Tage hernach nach **Martaban**, und der Bo[...] schafter gab dem Könige Nachricht von seinem Unglücke. Sogleich ließ derselbige acht[...] **Seros** auslaufen, welche den Seeräuber antrafen, seine ganze Flotte vernichteten, [...] ihn selbst gefangen nahmen. Man hatte hundert Portugiesen mit zu diesem Zuge gen[...] men, welche eine sehr reiche Beute mitbrachten. Es stunden damals bey tausend M[...] von unserer Nation in des Königes von Brama Diensten. Ihr Haupt war Antonio [...] **Ferreira**, gebürtig aus **Braganza**, und genoß jährlich zwölftausend Ducaten [...] soldung.

Un[...]

„licht, große Esser, auch dem sinnlichen Vergnü-
„gen sehr ergeben sind. Diese empfingen uns weit
„besser, als alle die übrigen, und stelleten unsert-
„wegen ein großes Gastgeboth an. Einer von uns,
„Franz Temudez genannt, foderte sie zum Trin-
„ken heraus. Sie achteten sich dieses für schimpf-
„lich, blieben desto länger bey Tische sitzen, und
„thaten ihr bestes, um den Ruhm davon zu tra-
„gen. Allein, der Portugies trank ihnen dergestalt
„auf die Haut, daß er sie alle mit einander, an
„der Zahl zwanzig, unter den Tisch bekam, er aber
„sitzen blieb, ohne daß ihm sonderlich etwas fehle-
„te. Als sie die Räusche ausgeschlafen hatten,
„berief ihr Hauptmann, in dessen Wohnung die
„Gasterey war gehalten worden, alle seine Landes-
„leute, an der Zahl über dreyhundert, zusammen,
„setzete den Portugiesen wider seinen Willen auf
„einen Elephanten, und führete ihn unter dem
„Klange der Instrumente in der ganzen Stadt
„herum, wobey man ihm zu Ehren Lieder absang.
„Hernach legten sie über zweytausend Taels in [...]
„derstangen zusammen, und beschenketen ihn [...]
„mit.

„Ferner sahen wir noch andere sehr weiße [...]
„leute, **Pavilans** genannt, treffliche Sch[...]
„und gute Reuter. Diese sagten uns, ihr [...]
„heiße **Binagorem**, und liege etwa zweyhun[...]
„Meilen von **Pavel**, den Fluß weiter hinauf. [...]
„hätten viel Goldstaub, Lack, Aloes, Zinn, K[...]
„Seide und Wachs, wogegen sie Pfeffer, In[...]
„Salz und Reiß eintauscheten. Als wir [...]
„was sie für einen Glauben hätten, und [...]
„Gottheit sie anbetheten: so antworteten sie [...]
„Götter wären Sonne, Mond und Sterne, w[...]
„alle Früchte der Erde hervorbrächten. Ueb[...]
„sey die menschliche Seele ein bloßer Hauch, [...]
„mit dem Leibe verschwinde, in die Luft flieg[...]
„sich mit den Wolken vermische, endlich w[...]
„zu Wasser, und sterbe gänzlich, gleichwie [...]
„der Leib.“

Unter diesem Verlaufe starb **Aixendono**, Rolim von Munay, und Hoherpriester der dieser Länder, in einem hohen Alter *f*). Man hielt ihm ein prächtiges Leichenbengängniß, worauf die Wahl eines Nachfolgers vorgenommen wurde. Der König war y allen diesen Ceremonien in Person gegenwärtig, indem er keinesweges der Meynung ar, es sey nichts daran gelegen, ob seine Unterthanen Ehrfurcht gegen die Religion gen, oder nicht.

Ferd. Mendez Pinto.

Tod des Rolims.

Weil der **Calaminham** in seinem Antwortsschreiben versprochen hatte, das Bündt durch einen ausdrücklich deswegen abgeschickten Bothschafter in gänzlichen Stand zu ingen: so durfte er nicht hoffen, daß selbiger schon im künftigen Frühlinge einen Zug zu nem Vortheile unternehmen werde. Demnach verschob er die Eroberung von Ava auf e andere Zeit. Doch schickte er unterdessen seinen Bruder **Chamigrem** mit hundert d funfzig tausend Mann vor **Savadi**, die Hauptstadt eines kleinen hundert und dreyßig eilen nordlich von Pegu gelegenen Königreichs. Der Großschatzmeister nahm mich nebst nen noch übrigen sechs Gefährten meiner Leibeigenschaft, mit zu diesem Zuge. Er lief r unglücklich ab; wir wurden etlichemal zurück geschlagen, und der **Chamigrem** durch sen schlechten Erfolg veranlasset, andere Plätze in besagtem Lande anzugreifen. Er ickte den **Diosoray**, dessen Leibeigene wir waren, mit fünftausend Mann gegen ein ädtchen, Namens **Valenty**, welches die Belagerten mit Lebensmitteln versorget hatte. ch wir hatten auch hier nicht einmal das geringste Glück. Wir stießen unterweges auf n weit zahlreichern Haufen **Savadier**, die alle unsere Bramaner niederhieben.

Unglücklicher Feldzug.

Gleichwohl entwischte ich nebst meinen Gefährten aus diesem jämmerlichen Gemetzel. liefen in der Dunkelheit davon, ohne zu wissen, wohin, und schweifeten viertehalb e in einem unwegsamen Gebirge herum. Endlich geriethen wir auf eine sumpfigte ne, wo wir, alles Nachsuchens ungeachtet, keine andere Spur, als der Tiger, Schlan-, und anderer wilden Thiere, fanden. Gleichwohl erblickten wir des Nachts gegen n ein Feuer. Diesem giengen wir nach, und erreichten endlich einen großen See.

Der Verfasser rettet sich mit der Flucht.

 Mit

us dieser Menge von unbekannten Landesleu- die wir zu Pavel sahen, ist leicht zu schließen, üsse noch viele Länder in der Welt geben, wel- och nicht entdecket sind, und davon wir noch Nachricht haben. A. d. 840 und vorherg.

A. d. 841 S.

„Weil man ihn nun für heilig gehalten hatte: urden alle offentliche Lustbarkeiten ohne Ver- eingestellet. Der König selbst hielt sich ein- gen. Man verschloß alle Thüren und Fenster en Häusern. In den Tempeln sah man nand als büßende Personen, welche unaufhör- weineten, und scharfe Bußübungen vornah- , worüber mancher starb " A. d. 844 Seite. to wendet etliche Capitel auf die Beschreibung Leichenbegängnisses, und der darauf erfolgten il. Beydes kostete dem Könige über eine lien nach unserm Gelde. Die Menge der „Priester, welche dem Leichenbegängnisse des Ro- „lims beywohneten, belief sich auf dreyßigtausend. „Sechs junge Edelleute opferten dem Verstorbenen „zu Ehren ihr Leben freywillig auf, indem sie einen „gewissen gelben Trank aus einem goldenen Becher „zu sich nahmen. Kaum hatten sie denselbigen „noch recht im Leibe, so fielen sie schon todt zur „Erde nieder. Bey dieser Gelegenheit legte ein „Oheim des Königes eine öffentliche Predigt mit „solchem Nachdrucke ab, daß dem Könige das Ge- „wissen aufwachte, und er einen öffentlichen Eid „bey der Asche des Aixendono ablegte, er wolle „die Unterthanen niemals, so lange er regieren „werde, mit etwa einer neuen Auflage belästigen, „sondern Recht und Billigkeit auf das genaueste „beobachten. A. d. 852 S. Die Insel Munay war ein Eigenthum der Priester, und gleichsam der Mittelpunct ihres Gottesdiens s. Von ihrer Lage kann ma eben die Beschre ng von Arracan nachsehe .

Ferd. Mendez Pinto.

Mit anbrechendem Tage sahen wir einige elende Hütten, die uns wenig Zutrauen auf ihre Einwohner erweckten. Wir unterstunden uns also nicht, näher zu kommen, sondern versteckten uns den Tag über in das hohe Gras, wo wir von den Blutegeln großes Ungemach ausstunden. Die Nacht machte uns Muth, daß wir unsern Weg bis gegen den Tag weiter fortsetzten; hierauf erreichten wir einen großen Fluß, und giengen fünf Tage lang an seinem Ufer hin. Endlich fanden wir an selbigem einen kleinen Tempel, oder eine Einsiedlerey, wo man uns mit großer Leutseligkeit aufnahm. Hier erfuhren wir, wir befänden uns noch auf dem savadischen Gebiethe. Nach zweytägigem Ausruhen giengen wir dem Flusse weiter nach, weil er den sichersten Wegweiser nach der See abgab. Folgendes Tages erblickten wir das Dorf Pomiseray, dessen Namen uns die Einsiedler gesagt hatten. Wir blieben aber aus Besorge, es möchte uns jemand erblicken, im Wal[de]. Um Mitternacht machten wir uns wieder heraus, und an den Fluß. Diese verdrießliche und beschwerliche Reise dauerte sechs Tage, in welcher Zeit wir keine andere Lebensmittel hatten, als was uns die Einsiedler mitgaben. Endlich erblickten wir in einer sehr regnichten Nacht, auf einen kleinen Stückschuß von uns, Licht. Weil wir nun dachten, wir befänden uns nahe bey irgend einer Stadt: so verursachte uns dieses nicht wenig Bekümmerniß. Als wir aber an besagtem Lichte eine gewisse Bewegung bemerkten: so schlossen wir, es müsse selbiges vielmehr auf einem Schiffe seyn, das auf den Wellen hin und her w[anke]. Wir schlichen also mit großer Behutsamkeit näher dazu, und sahen eine große Barke, mit neun Personen, die aber ausstiegen, und unter einigen Bäumen ihr Essen ohne die geringste Sorge bereiteten. Ungeachtet sie von dem Orte, wo die Barke angebunden wa[r], nicht weit entfernet waren: so dachten wir doch, weil das Feuer, um welches sie saßen, zwar sie, aber nicht uns sichtbar mache: so könnten wir in die Barke steigen und davon fahren, ehe sie es zu hindern vermöchten. So beschlossen, so gethan; wir schlichen leise nach dem Fahrzeuge, welches an einen Baum angebunden war, und tief genug im Schlamme saß, setzten die Schultern dagegen, und machten es flott, worauf wir ohne Zeitverlust hineinstiegen, und aus aller Macht davon ruderten, auch mit Hülfe des schnellen Stroms und günstigen Windes wohl zehn Meilen zurück legten, ehe der Tag anbrach. Gleichwohl waren die wenigen Lebensmittel, die wir in der Barke fanden, zu einer w[eiten] Fahrt nicht hinlänglich, bewohnte Orte aber mußten wir vermeiden. Bey diesem verdrießlichen Umstande sahen wir endlich des Morgens, zu unserm Troste, eine Pagode [am] Ufer. Selbige hieß Hinarel. Es war nicht mehr als eine einzige Mannsperson, [da]gegen aber sieben und dreyßig meistens sehr alte Nonnen darinnen, die uns mit dem Sch[ei]ne einer großen Freundlichkeit empfingen. Es war aber eigentlich die Furcht Ursache [dar]an; denn da wir eines und das andere fragten: so konnten wir keine andere Antwort [her]ausbringen, als sie wären arme Personen, hätten der Welt durch ein förmliches Gel[übde] abgesagt, und thäten nichts anders, als den Quiay Ponvenday um Bewässerung [des] Erdbodens bitten. Gleichwohl presseten wir endlich Reiß, Zucker, Bohnen, Zwie[beln] und geräuchertes Fleisch heraus, woran es ihnen nicht fehlete. Auf den Abend nah[men] wir Abschied, ließen uns den Strom treiben, und fuhren sieben Tage lang sehr viel[e an] beyden Ufern gelegene bewohnte Orte, ohne den geringsten Anstoß, vorbey *h*).

Nehmen eine Barke weg.

Finden Hülfe in einer Pagode.

g) Wir bringen diese Erzählung nur deswegen verdienen, daß man sie bemerke. Wir sel[...] ben, weil die Namen und Lage einiger Orte wohl diesem Stücke unserer gewöhnlichen C[...]

Ferd. Mendez Pinto.

Aber nach so vielfältig überstandener Gefahr entzog uns der Himmel seinen Schutz auf einmal. Als wir am achten Tage durch die Mündung eines Canals fuhren: so berfielen uns drey Barken, schossen eine unglaubliche Menge Pfeile auf uns los, und ödteten zween von meinen Gefährten auf der Stelle. Indem diese Kerle ohne Zweifel äuber waren, bey welchen kein Bitten etwas gegen den Tod oder die Leibeigenschaft hilft: sprangen wir übrigen fünfe ins Wasser. Zwar hatten wir viele Wunden, doch die urcht vor dem Tode gab uns so viel Kräfte, daß wir nicht nur an das Land schwimmen, ndern auch nach einem Walde laufen, und uns darinnen verbergen konnten. Doch, da ir die wenige Hoffnung, uns zu retten, erwogen: so bedaureten wir, daß wir unser Unück nicht lieber im Wasser geendiget hätten. Zween von uns waren tödtlich verwundet: lein, wir konnten ihnen nicht im geringsten beystehen, weil der stärkste unter uns kaum f den Füßen zu stehen vermochte. Wir beweineten unser Unglück lange Zeit, krochen lich wieder an den Fluß, und weil uns nunmehro alles gleich galt: so beschlossen wir, selbst abzuwarten, ob uns das Glück einige Hülfe zuschicken wollte?

Kommen um ihr Fahrzeug.

Glücklicher Zufall.

Unsere Feinde waren weg. Sie hatten uns aber in einer gänzlich unbewohnten Gend angegriffen. Gegen Abend sahen wir ein Fahrzeug mit dem Strome herab treiben. eil wir nun unsern ganzen Trost auf die Gutherzigkeit anderer Leute setzen mußten: so en wir diese mit kläglicher Stimme um Beystand an. Sie kamen auch herbey. Indem nun, um ihr Mitleiden zu erwecken, allerley Gebärden machten: so geschah es, daß er von uns einige Kreuze vor sich schlug, vermuthlich mehr aus Angst, als aus Anht. Sogleich rief eine Frau, die uns genau betrachtete, so laut, daß wir es eigentlich en konnten: Jesus! das sind Christen, die hier stehen! Damit mußten die Matrosen anden, und sie stieg mit ihrem Manne zuerst aus. Sie war eine Peguanerinn, und hrte Christinn, hatte aber einen Heiden zum Manne, welcher sie ungemein liebte. s Schiff gehörte ihm zu, und war mit Baumwolle beladen, die er nach **Cosmin** zum kaufe bringen wollte. Sie verpflegete uns mit einer wahrhaftig christlichen Liebe. f Tage hernach erreichten wir den peguanischen Seehafen **Cosmin**, wurden in ihr us aufgenommen, und unsere Wunden sorgfältig verbunden. Nach Verkaufe einiger chen befanden wir uns im Stande, mit einem portugiesischen Bengalenfahrer abzun.

Pinto geht nach Goa und wird belohnet.

Bey meiner Ankunft im Hafen zu **Sattigam**, woselbst unsere Nation starken Hanrieb, fand ich eine Kaufmannsfuste segelfertig nach **Goa**, und bedienete mich dieser genheit. Unsere Fahrt war glücklich. Ich fand in besagter Stadt meinen alten Beer **Don Pedro de Faria**, welcher seine malackische Statthalterschaft geendiget hatte. ich ihm mein Unglück erzählete: so erwachte sein Wohlwollen gegen mich stärker, als je, und er hielt sich seines Gewissens und seiner Ehre wegen für schuldig, mir einen l meines Vermögens, das ich in seinen Diensten verlohren hatte, wieder zu ersetzen.

A. d. 874 und vorherg. S.

h) A. d. 876 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Der IX Abschnitt.

Fernere Begebenheiten des Pinto.

Warum er sich von neuem waget. Er kömmt nach Bantam. Weiblicher Bothschafter. Pinto geht mit vor Passarvan. Entleibung des Pangaram. Wie solche gerächet wird. Schwierigkeiten wegen des Begräbnisses. Ein Portugiese kehret wieder zum Christenthume. Pinto geht nach China. Ist unglücklich. Heftige Wirkung der Verzweifelung. Pinto rettet sich auf der Flösse. Wie es ihm geht. Die Crocodille verschlingen drey von seinen Gefährten. Pinto wird verkaufet und wieder frey: geht abermals zu Schiffe. Er geht nach Odia. Tod des Königes von Siam. Pinto geht nach Malacka; leistet der Religion einen wichtigen Dienst. Geschichte des Engiro. Pinto verbindet sich mit dem h. Franz Xavier.

Warum er sich von neuem waget.

Weil die Freygebigkeit des **Don Pedro** meine Sachen noch nicht in einen solchen Stand setzete, daß ich ein ruhiges Leben erwählen durfte: so trachtete ich nach Gelegenheit, wie ich eine zweyte Reise nach China unternehmen, und das Glück in einem Lande, das es mir bisher seine Unbeständigkeit gezeiget hatte, zuletzt dennoch antreffen möchte. Ich bestieg demnach zu Goa eine Junke meines Wohlthäters, welche in den Häfen am Sund Pfeffer laden sollte. Wir kamen an eben dem Tage nach **Malacka**, als man den dasigen Statthalter **Ruy-Vaz-Pereyra** begrub; giengen aber bald wieder unter Segel, und warfen siebenzehn Tage hernach auf der Rhede von Bantam, wo die portugiesische Handlung damals ungemein blühete, Anker. Anstatt aber den Pfeffer in Menge daselbst anzutreffen, war seit einigen Monaten beynahe gar nichts mehr vorhanden; wir mußten folglich den Winter über hier bleiben, und eine reichere Erndte abwarten. Dieses Verweilen machte uns zu Augenzeugen von mehr als einer seltenen Begebenheit.

Kömmt nach Bantam.

Weiblicher Bothschafter.

Es kam ein verwitwetes und etwa sechzig Jahre altes Frauenzimmer, Namens **Nhay Pombaya**, nach Hofe. Sie hatte eine Gesandtschaft auf sich, von dem **Pangaram**, Kaiser der Inseln **Java, Angenia, Bali** und **Madura**, und machte dem Könige zu Bantam, **Tagaril**, gleichwie allen übrigen Königen dieses Reichs k), zu wissen, innerhalb sechs Wochen in **Japara** zu erscheinen, weil der Kaiser daselbst große Anstalten zu Eroberung des Königreichs **Passarvan** vorkehrete. So bald die **Nhay Pombaya** ihre Ankunft melden ließ: so holete sie der König auf ihrem Schiffe ab, führte sie mit großer Pracht in seinen Pallast, und räumete ihr seine eigenen Gemächer ein. Sie verweilete nicht lange zu Bantam. Der König ließ in möglichster Eile vierzig Schiffe ausrüsten, und besetzte sie mit sieben tausend Mann.

Pinto geht mit vor Passarvan.

Diesem Zuge wohneten die meisten Portugiesen bey, nicht so wohl aus Begierde großen Ruhm oder reiche Beute dabey zu erwerben, als vortheilhaftere Bedingungen für ihre Handlung zu verdienen. Man belagerte die Stadt mit großem Eifer. Es wer

k) In der oben beygebrachten Beschreibung der Insel Java, gleichwie auch in einigen Reisen, findet man die Nachricht, wie der Pangaram endlich seine Gewalt verlohr. Doch erwähnet Pinto an diesem Orte etwas, das man anderswo nicht findet. " Die Könige dieser Insel, saget er, „pflegten wichtige Geschäffte durch Frauenzimmer „abzuhandeln. Die Einwohner gaben zur Ursache „an, Gott habe dem weiblichen Geschlechte „Sanftmuth, Liebe zum Frieden, ja auch „Ansehen beygeleget, als dem männlichen „die Männer wären ernsthaftig und hitzig „den Fürsten, an die man sie abfende, „tem nicht so angenehm, als eine Weibs „Gleichwohl sagten sie, müsse jedwede „ein König zu wichtigen Dingen gebrauche

Ferd. Mendez Pinto.

sich aber die Belagerten mit solchem Muthe, daß ihrem Feinde sein Unternehmen gereuete. Sie schwächeten durch viele hitzige Ausfälle das Heer des Pangarams nicht wenig; gleichwohl setzte er die Belagerung fort, nicht so wohl aus Hoffnung, die Stadt endlich zu erobern, als aus Verdrusse über seinen Verlust. Doch, ein trauriger Zufall machte seinem Leben und Kriege auf einmal ein unvermuthetes Ende.

Entleibung des Pangarams.

Er hatte nach indianischem Gebrauche beständig einen Edelknaben um sich, welcher die goldene Schachtel mit Betel trug. Als ihm nun einstens im Kriegesrathe von vielem Reden der Mund trocken wurde: so wollte er sich mit dem Betel etwas erlaben. Weil aber der Edelknabe ziemlich weit hinter ihm stund: so mußte er ihm etlichemal rufen, bis er es hörete. Endlich kam selbiger in großer Demuth herbey, und kniete vor ihm hin, nicht nur um dem Kaiser wegen des begangenen Fehlers um Vergebung zu bitten, sondern auch, um seinem Amte ein Genüge zu thun. Der Pangaram gab ihm hierauf einen leichten Schlag mit der Hand auf den Kopf, doch ohne den geringsten Unwillen zu bezeigen; ja er scherzte über seine Langsamkeit, und fragte mit Lachen, seit wenn er denn taub geworden sey? Doch diese Begegnung, die vielmehr eine Gunstbezeugung als eine Bestrafung war, hielt der junge Mensch, welcher etwa dreyzehn Jahr alt seyn mochte, für einen unauslöschlichen Schimpf. Er weinete erstlich eine Weile darüber, und ergriff hernach den Entschluß, sich zu rächen. Damit gieng er ganz nahe zu dem Kaiser, gleichwie er sonst zu thun pflegte, und stieß ihm ein kleines Messer, das er am Gürtel trug, gerade ins Herz. Es geschah dieses mit solcher Behendigkeit, daß wir es unmöglich abwehren, ja nicht einmal den Pangaram, welcher im Augenblicke für todt zu Boden stürzte, vor dem Falle erhalten konnten. Alle angewendete Hülfe vermochte ihm das Leben nicht über zwo Stunden zu fristen.

Wie solche gerächet wird.

Man nahm den Edelknaben beym Kopfe, und brachte ihn auf die Folter: allein, er blieb mit erstaunlichem Trotze dabey, er habe diese That mit reifer Ueberlegung, aus Rachbegierde, wegen des vom Kaiser auf den Kopf empfangenen Streiches, begangen. Denn der Pangaram hätte bedenken sollen, daß er, der Edelknabe, ein Sohn des Pate Pondans, Fürsten von Surbaya, sey. Er wurde lebendig gespießet. Dem ungeachtet pressete ihm dieser erschreckliche Tod nicht den geringsten Seufzer aus. Jedermann hielt diese Strafe, in so fern sie die eigene Person des Thäters betraf, für billig: allein, ganz ein anderes Urtheil fällete man von der Hinrichtung seines Vaters, seiner Brüder, und zwey und sechzig Anverwandten, welche ein gleiches ausstehen mußten. Denn es verursachte dieses strenge Urtheil gewaltige Unruhen *l*).

Sehr lerigkeiten wegen des Begräbnisses.

Das unglückliche Ende eines der mächtigsten Monarchen von Asien, gereichte nicht nur dem Könige von Passarvan, sondern auch den mit zu Felde gegangenen Portugiesen zum Vortheile. Jenen befreyete es von der Belagerung, und diesen gab es Gelegenheit, den Großen des Landes einen nach ihrer Meynung sehr wichtigen Dienst zu leisten. Es kam

...sse zum guten Ausgange der Gesandtschaft nö... Eigenschaften haben. Erstlich dürfe sie kei... Jungfer seyn; denn sie möchte leicht ihr Klei... verlieren, wenn sie dergestalt von einem Orte ... andern zöge, ja indem sie einem jedweden ... gefiele, würde sie vielmehr Streit und Uneinigkeit anrichten, wenn die Einigkeit am allernothwendigsten fiele. Daher müsse sie verheira„thet seyn, oder doch wenigstens in rechtmäßiger „Ehe gelebet, auch die mit ihrem Manne erzeug„ten Kinder an ihrer eigenen Brust gesäuget haben. „Denn eine Mutter, die ihre Kinder, wofern sie „kann, nicht selbst stille, sey vielmehr eine fleisch„liche, wollüstige, und unehrliche, als eine wahre „Mutter, u. s. w. A. d. 878 S.

l) A. d. 896 S.

Ferd. Mendez Pinto.

kam nämlich darauf an, wie man die Leiche des Pangarams zur Erde bestatten sollte, und der Kriegesrath wußte nicht, wie die Sache recht anzugreifen seyn möchte. Sollte man ihn im Lager begraben: so konnten die Feinde nachgehends ihren Muthwillen an seinen Gebeinen auslassen. Gleichwohl konnte man die Leiche unmöglich nach der Hauptstadt des Reiches **Dema** bringen, noch daselbst in die Gruft seiner Vorfahren beysetzen, ohne daß die Fäulniß ihr unterweges Schaden gethan hätte. Nun aber sagte das muhammedanische Gesetz, welchem die javanischen Herren beypflichteten, die Seele eines von der Vermoderung angegriffenen Körpers habe keinen Theil an den Glückseligkeiten des andern Lebens. Indem nun heftig darüber gestritten wurde, wie man diese Schwierigkeit heben sollte: so schlugen wir ihnen vor, sie möchten die Leiche in einen Kasten voll Kalch und Kampfer legen, und in einer mit Erde gefüllten Junke nach Hause führen *m*). Dieser Rath wurde nicht nur gebilliget, sondern er trug uns auch über zehn tausend Ducaten ein, als eine Belohnung, daß wir dem Reiche einen so wichtigen Dienst geleistet hätten.

Die Portugiesen sind glücklich.

Wir unseres Ortes, mischeten uns weiter nicht in die große Uneinigkeit, welche über die Wahl eines neuen **Pangarams** entstund, sondern sobald die Jahreszeit es erlaubte, und der König von Bantam darein willigte, so giengen wir nach China unter Segel, und waren über seine Freygebigkeit höchst vergnügt; denn er erließ uns nicht nur den Zoll, wegen unserer Waaren, sondern schenkte auch jedwedem hundert Ducaten, und den Erben derjenigen vierzehn, welche ihr Leben vor **Passarvan** eingebüßt hatten, dreyhundert. Ueberdieses durften wir einen Portugiesen, Namens **Johann Rodriguez** von Penamacao gebürtig, mit uns weg nehmen. Es war selbiger durch allerley Zufälle auf die Insel gekommen, hatte daselbst den Glauben der Braminen angenommen, auch in selbiger drey und zwanzig Jahre gelebet, nunmehr aber wollte er mit uns abreisen, und sich wieder zum Christenthume bekehren. Er begab sich nachgehends nach Malacka, und zweifelte man um so vielweniger, an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung, weil er sich der außerlegten Strafe, nämlich ein Jahr lang in dem Hospitale der unheilbaren Kranken zu dienen, willig unterwarf. Indem auch sein Tod ganz genau mit dem Ablaufe dieser Zeit eintraf, so schien es, als ob der Himmel mit seiner Buße zufrieden gewesen wäre *n*).

Ein Portugiese wird zum Heiden.

Es traten noch vier indianische Schiffe die Reise nach China mit uns an, und kamen wir unter dieser Begleitung ohne Anstoß in den Hafen zu **Schinscheu**. Obgleich den Portugiesen alle Handelsfreyheit an diesem Orte vergönnet war: so schwebten wir doch ganze viertehalb Monate in beständiger Gefahr. Man hörete von nichts, als Aufruhr und Kriege. Die Seeräuber thaten bey dieser Verwirrung was sie wollten, und holeten die Schiffe mitten aus den Häfen weg. Wir verließen endlich **Schinscheu**, aus Furcht eines Unglückes, und segelten nach **Schabaquay**, liefen ihm aber eben durch diese Reise selbst in die Hände. Wir fanden daselbst hundert und zwanzig Junken vor Anker, die von unsern fünf Schiffen drey wegnahmen. Das unserige entwischte zwar zu jedermanns Verwunderung. Weil aber der Ostwind bereits zu blasen begonnte, mithin alle Hoffnung, in einen andern Hafen einzulaufen, vernichtete: so mußten wir in die hohe See [illegible]tien. Dergestalt schwebten wir zwey und zwanzig Tage herum, ohne zu wissen, wo wir uns eigentlich wenden sollten. Am 23sten erkannten wir zu unserer größten

Pinto geht nach China.

Ist unglücklich.

m) Pinto fällt das Urtheil selbst, wenn er hinzu setzet: „Ob nun gleich die Sache an sich selbst „kein großes Wunder war: so brachte sie uns „doch großen Vortheil“. A. d. H. S.

[illegible]ie Rhed[illegible] von **Camboja**. Wir richteten unser Schiff dahin, in der Absicht, [illegible] Orte vor Anker zu legen. Es überfiel uns aber ein heftiger Sturm aus W[illegible], [illegible] und machte uns einen gefährlichen Läck, am Kiele unter dem Hintercastelle. Hie[illegible] ein anderer Rath, als beyde Masten zu kappen, und alle Güter über Bord zu [illegible]. Vermittelst dieser Erleichterung, und weil sich der Sturm zu vermindern schien, [illegible] [illegible]ir, doch den Hafen noch zu erreichen. Es fiel aber die Nacht darüber ein; und da wir [illegible]ns dergestalt dem Winde, welcher noch ziemlich tobete, ohne Mast und Segel anvertrauen mußten, warf er uns an eine Klippe, wovon gleich auf den ersten Stoß zwey und [illegible]zig in der Dunkelheit zu Grunde giengen *o*).

Glücklicher Schiffbruch. [partly illegible]

Dieses Unglück betäubete uns dermaßen, daß der unvermeidlichen Gefahr ungeachtet, [illegible]in einiger von uns Portugiesen, die geringste Anstalt zu seiner Rettung vorzukehren be[illegible]hrte. Hingegen unsere chinesischen Bootsleute waren entweder geschickter, oder beherz[illegible], als wir; denn sie verfertigten die Nacht über, aus allerley Brettern und Balken eine [illegible]löße, wurden auch gegen Anbruche des Tages damit fertig. Sie war groß und stark [illegible]ug für vierzig Personen; denn so hoch belief sich ihre Anzahl. Der Schiffshauptmann [illegible]artin **Estevez**, sah bey nunmehr hellem Tage wohl, es wäre diese Flöße das einige [illegible]ittel zur Rettung, bath also seine eigenen Bedienten himmelhoch, sie möchten ihm ein [illegible]lätzchen auf selbiger gönnen. Allein, die Kerle waren so grob, daß sie sagten, es gienge [illegible]e Gefahr ihrer eigenen Sicherheit nicht an. Diese Reden hörte ein Portugiese, Namens [illegible]y de **Mura**, und ärgerte sich dergestalt darüber, daß er seiner heftigen Verwundung [illegible]geachtet, aufstund, und uns mit großem Eifer vorstellete, wollten wir unser Leben ret[illegible], so müßten wir die Flösse wegnehmen. Wir schritten also zum Werke, und es wa[illegible] damals unser noch acht und zwanzig. Die Chinesen setzten sich mit ihren Beilen zur [illegible]hre. Wir stießen sie aber innerhalb weniger Minuten, alle mit einander mit unsern [illegible]en nieder. Gleichwohl verlohren wir, bey diesem hitzigen Gefechte, sechzehn Mann. [illegible]lse wurden verwundet, von welchen viere des folgenden Tages starben. Dieses Trauer[illegible] verursachte mir manche betrübte Gedanken über das menschliche Elend. Denn etwa [illegible] Stunden zuvor, hatten wir einander alle umarmet, und wollten Leib und Leben als [illegible] Brüder für einander lassen.

Heftige Wirkung der Verzweiflung.

[illegible]Sobald wir im Besitze der Flösse waren, die uns so vieles Blut gekostet hatte: so [illegible]en wir uns in solcher Ordnung darauf, als **Estevez** zu Verhütung des Umwerfens [illegible]athsam hielt. Es waren unser mit Inbegriffe [illegible]erer Bedienten und einiger Kin[illegible] noch acht und dreyßig. Sobald die Flösse flott wurde, tauchte sie wegen des großen [illegible]ichtes so tief unter, daß wir bis an den Hals im Wasser stunden, und uns immer an [illegible] einem Balken fest halten mußten. Statt des Segels hatten wir ein altes Wam[illegible] aufgehangen. Aber der Compaß fehlete uns. Dergestalt schwebten wir vier ganze [illegible] in größtem Elende herum. Ehe man es sich versah, machte Hunger, Kälte, Angst, [illegible]as übrige unaussprechliche Ungemach, bald mit diesem, bald mit jenem unter uns ein [illegible]. Viele zehreten ein paar Tage von dem Leichname eines Negers, der an ihrer [illegible] starb. Endlich warf uns die See an das Land. Unsere Freude war bey Erblickung desselben

Pinto rettet sich auf der Flösse.

[illegible] A. d. 907 S.

o) Wir erzählen von diesem Schiffbruche nur, was am seltensten zu seyn scheinet.

Ferd. Mendez Pinto.

desselben dermaßen unmäßig, daß von den noch übrigen funfzehn, viere plötzlich todt hin fielen. Es kamen folglich nur noch eilfe ans Land, sieben Portugiesen und vier Indianern, indem unsere Flösse glücklich auf dem Sande sitzen blieb p).

Wie es ihm geht.

Vor allen Dingen dankten wir dem Himmel sehr inbrünstig für die wundervolle Errettung, aus so unerhörter Gefahr. Dabey aber schauerte uns die Haut, wenn wir an die noch bevorstehende gedachten. Das Land war wüste. Wir sahen auch einige Tieger, die wir jedoch durch ein heftiges Geschrey verjagten. Vor den Elephanten, welche in großer Menge herum stiegen, fürchteten wir uns so sehr nicht, wir konnten auch ihrentwegen unsere Muscheln und Austern, die wir zur Stillung des Hungers aufsuchten, in aller Sicherheit essen. Wir sammelten einigen Vorrath davon, und wagten uns hernach in die am Ufer stehenden Wälder. Die reißenden Thiere verscheuchten wir mit Schreyen. Der gestalt legten wir einige Meilen in sehr dickem Gebüsche zurück, wornach wir einen Fl mit süßem Wasser fanden, und damit unsern allerheftigsten Feind bezwangen. Endlich dachten wir schon, unser ganzes Unglück wäre nunmehr zu Ende, als wir eine platte m Zimmerholze beladene Barke herbey fahren sahen. Zwar saßen acht bis neun Schwa darinnen: wir kehreten uns aber wenig an ihre Farbe, weil wir dachten, in einem Lan da man ordentliche Gebäude aufführete, könnte es keine wilde Leute geben. Sie näher sich wirklich dem Ufer, und ließen verschiedene Fragen an uns ergehen, schienen auch mit unserer Antwort vergnügt zu seyn. Gleichwohl sagten sie, sie würden uns nicht einnehm wofern wir nicht zuvor unsere Degen ablegten. Wir mußten sie also in die Barke w fen. Hernach hießen sie uns an ihr Fahrzeug schwimmen, weil sie dem Lande nicht nä kommen könnten. Auch in diesem Stücke wollten wir Gehorsam leisten. Ein Portug

Die Crocodille verschlingen drey von seinen Gefährten.

sprang sogleich nebst zweenen jungen Indianern ins Wasser, und suchte den aus der B zugeworfenen Strick zu haschen: aber kaum hatten sie den Anfang mit Schwimmen macht: so wurden sie von drey Crocodillen mit Haut und Haare verschlungen, und war von ihren Leibern nicht das geringste mehr zu sehen, als einige Lachen Blut, da sich das Wasser hier und dort roth färbete.

Ich stund nebst meinen sieben Gefährten schon bis an die Knie im Schlamme. dieses unvermuthete Unglück machte uns dermaßen bestürzt, daß wir weder zurück vorwärts konnten. Als uns die Schwarzen in diesem Zustande sahen, sprangen sie Land, banden uns mitten um den Leib, und brachten uns in die Barke. Hier begegn sie uns auf das übelste, führeten uns hernach zwölf Meilen davon, in eine Stadt, Na **Scherbom**, wo wir erfuhren, wir wären in dem Lande der **Papuas**. Hier verk

Pinto wird verkauft und wieder frey.

man uns an einen Kaufmann, aus der Insel **Celebes**, der uns etwa einen Mona sich behielt, auch mit Kleidung und Speise ganz gut versorgte, hernach aber, ohne die Ursache zu melden, an den König von **Calapa**, einen Freund der Portugiesen kaufte, welcher uns großmüthiger Weise wieder nach der sundischen Straße schickte

Geht abermals zu Schiffe.

Nun war ich ärmer, als jemals in meinem Leben, folglich genöthiget, neue theuer zu wagen. Wir wurden von des Königes Leuten, dem **Don Hieronimo** **Sarmento**, im Hafen zu Bantam eingeliefert, welcher mit dreyen Kriegesschiffen

p) A. d. 911 S. Man muß sich vorstellen, als das Schiff gescheitert, so hätten die beym Leben gebliebenen sich auf die Klippe gerettet, und die Flösse wäre aus den Trümmern verfertiget worden.

q) A. d. 918 S.

hina absegeln sollte. Selbiger nun both uns zwar Dienste an: doch was konnte ich als Soldat für ein großes Glück machen? Es waren gleich damals zween portugiesische Kaufute im Begriffe, mit ihren Waaren nach Siam abzufahren. Diese gewannen, auf die oße Erzählung meiner ausgestandenen Unglücksfälle, eine solche Zuneigung gegen mich, ß sie mir ihre Junke, alle Reisekosten, nebst einem Darlehen anbothen, um doch zu se-n, ob das Glück niemals etwas anders thun werde, als meine schönsten Anschläge unshörlich zu vernichten. Bey meiner damaligen Armuth, war dieser Vorschlag wohl der ervortheilhafteste, den ich wünschen konnte. Ich reiste demnach mit ihnen ab, und wir eichten innerhalb sechs und zwanzig Tagen **Odia**, die Hauptstadt des Reiches **Sornau**, lches die Europäer mit dem Namen **Siam** belegen. Die Portugiesen waren daselbst wohl eingerichtet, daß ich die von meinem guten Freunde geborgten fünfhundert Ducaten leichter Mühe in die Handlung stecken konnte.

Ferd. Mendez Pinto.

Geht nach Odia.

Aber kaum war ich einen Monat in dieser Stadt gewesen, so erfuhr man, der Köder **Tinocohos**, **Laos** und **Gueos**, welche Völker nordlich über **Capinper** und ssiloco liegen, wären mit einem gewaltigen Heere in das Siamische eingefallen, und gerten bereits **Quitirvam**. Ueber diese Zeitung erschrack der Hof gewaltig. Der Köließ sogleich einen Befehl in seiner Hauptstadt und im ganzen Reiche kund machen, es en alle Unterthanen, nur unvermögliche Greise und Krüppel ausgenommen, das Ger ergreifen, bey Strafe, daß die Ungehorsamen lebendig verbrennet, ihre Güter eingen, und alle ihre Nachkommen für unehrlich erklärt werden sollten. Ja, es wurden einmal die Ausländer davon befreyet, sondern ihnen bloß die Wahl gelassen, ob sie binnen drey Tagen das Land räumen wollten. Unsere Nation, welche ganz besondeVorrechte genoß, wurde insonderheit ermahnet, sich zum Besten des Landes zu rüsten: versprach zugleich, sie noch mehr zu begünstigen, vornehmlich aber, ihr die Erlaubzu ertheilen, daß sie im Lande Kirchen erbauen, und das Evangelium predigen dürfe. man sagte so gar, der König wollte uns zu seiner Leibwache machen, und uns bey allen fallenheiten zu Rathe ziehen *q*).

Krieg, worinnen die Portugiesen verwickelt sind.

Wir waren in allem hundert und dreyßig Personen stark. Hundert und zwanzig en durch diese wichtigen Vortheile wirklich dahin gebracht, daß sie ihre Handlung n Nagel hingen, und dagegen sich in anderer Leute Streitigkeit mischeten. Mein riger Ruhm eines außerordentlichen Abentheurers nöthigte mich, einen der allerhitzig-Theilnehmer vorzustellen. Wir stießen folglich zum Heere, das aus vier hundert tau-Unterthanen, und siebenzig tausend Ausländern bestund *r*).

Dieser Krieg währete, mit abwechselndem Glücke, drey Monate lang. Endlich trat es gänzlich auf unsere Seite. Der König von Siam erlegte nicht nur den Feind in blutigen Schlacht, sondern bezwang auch ein benachbartes *s*) Königreich, welches m den Durchzug verstattet hatte, und kam mit Sieg in seine Hauptstadt zurück. dem aber die Lustbarkeiten, welche dem Landesgebrauche gemäß *t*) vierzehn Tage wäh-verbey waren: so verfiel er in seinem eigenen Pallaste in ein weit größeres Unglück, m der Feind gedrohet hatte. Während seiner Abwesenheit, hatte seine Gemahlinn

Gewaltsamer Tod des Königes von Siam.

 ein

A. d. 918 S.

Das Königreich Guibem. Er nahm zwölf schöne, und auf europäische Weise befestigte Städte darinnen weg.

t) A. d. 923 S.

Ferd. Mendez Pinto.

ein Liebesverständniß mit einem Hofbedienten, Namens **Ukom-Schenira**, gehabt, un befand sich schon im vierten Monate schwanger. Aus Furcht vor der Strafe, und in Hoff nung ihre Schande zu verheelen, griff sie zu dem Entschlusse, ihren Gemahl auf die Sei zu räumen. Sie brachte ihm ein heftiges Gift in einer Schaale voll Milch bey, wor er am fünften Tage nach seinem Siegesgepränge sterben mußte. Vor seinem Tode befa er, man sollte die hundert und zwanzig Portugiesen, welche seine Leibwache vorgestellt ha ten, mit der Summe, die das Königreich **Tybem** für ein halbes Jahr zum Tribut zahlen belohnen; ihre Waaren sollten drey Jahre lang von allen Abgaben befreyet seyn, auch ih Priester die Freyheit haben, einen Gott zu predigen, der zum Heile der Welt Mensch geworden Bey der ersten Bewegung, welche das allgemeine Leidwesen über des Königes Ableben den Gemüthern verursachte, wurde der Punct wegen des Tributs ungemein richtig erfüll und wir hielten unsere Bemühung für wohl angeleget. Allein, durch die bald darauf e standenen blutigen Kriege *x*), wurde der ganze Zustand des Reichs geändert, und wir un res Ortes genöthiget, unsere Sicherheit anderswo zu suchen. Jedweder ergriff also ein Entschluß, den er seinem Zustande für vortheilhaft achtete, und ich für meine Person, gi nebst sechs und zwanzig meiner Gefährten nach Malacka unter Segel *y*).

u) A. d. 924 S.

x) Die Königinn von Siam räumete ihre mit dem Könige erzeugte Kinder auf die Seite, und setzte ihren Liebhaber auf den Thron, wurde aber nebst ihm bey einer Gasterey entleibet. Der Verfasser erzählet zwar alle diese Begebenheiten: er war aber kein Augenzeuge derselben. Er bringt ferner die in Pegu vorgefallenen Veränderungen nebst dem Tode des Königes von Brama bey. Es kam solcher in einem Aufruhre um das Leben. Weil aber diese Geschichte mit seinen eigenen Begebenheiten keine Verbindung haben: so ist es nicht nöthig, einen Auszug davon zu machen, ob sie gleich einen ansehnlichen Theil seines Buches ausfüllen.

y) A. d. 1020 u. f. S.

z) Der Verfasser beschreibt diese Unruhen ausführlich. A. d. 1022 S.

a) Man schätzte den Verlust der Portugiesen auf acht hundert tausend Ducaten, und der Chineser ihren auf zwey Millionen Goldes. A. d. 1033 S.

b) „Als wir über der Arbeit waren, sahen wir „zween Männer zu Pferde, in großer Eile den Berg „herab kommen, welche uns mit dem Schnupftu„che winkten, und dabey riefen, wir sollten sie ab„holen. Darüber wurden wir begierig, zu wissen, „was diese unvermuthete Begebenheit bedeuten „möchte: wir schickten also ohne Verzug eine wohlaus„gerüstete Schaluppe an das Land. Weil aber in „eben dieser Nacht mein Junge nebst dreyen an„dern weggelaufen war: so bath ich den Ge „Mendez, er möchte mich nebst den andern in „Schaluppe treten lassen. Er bewilligte es a „gleich, und ich trat also selb dritte in die S „luppe. Als wir an die Rhede kamen, „dete mich der angesehenste unter ihnen an, „sagte: mein Herr, weil ich wenig Zeit zu ve „len habe, und befürchten muß, meine Ver „möchten mich einholen: so bitte ich dich be „Barmherzigkeit deines Gottes, du möchtest „mit dir wegnehmen, und deswegen außer „Besorgniß stehen. Ich gestehe, daß mich „Rede einigermaßen bestürzt machte, und ich „gleich wußte, was ich thun sollte. Doch ie „beyfiel, ich hätte den Mann, der mit mir r „zweymal in Gesellschaft anderer Kaufleute zu „mango gesehen, so nahm ich ihn endlich „und seinen Gefährten gleichfalls. Aber kaum „ren sie in die Schaluppe getreten: so kamen „zehn Reuter dahergejaget, und riefen: „uns diese **Bösewichter heraus**, oder de „des **Todes**. Indem kamen noch andere „daß ihrer in allem drey und zwanzig waren. „lich zu Pferde. Weil mir nicht zum Be „bey zu Muthe war: so stieß ich einen A „schuß weit vom Lande ab, und fragte die „was sie wollten? Hierauf antwortete ein „ihnen: Wirst du diesen Japoneser we „(ohne seines Gefährten zu erwähnen,) „tausend Köpfe, wie der deinige ist, dafür

Ferd. Mendez Pinto.

Pinto tritt mit einem Kaufmanne in Gesellschaft.

Zu Malacka trat Pinto mit einem reichen portugiesischen Kaufmanne in Gesellschaft, und beyde entschlossen sich, eine Handlungsreise anzutreten. Sie giengen mit einander nach Japan, kamen auch der innerlichen Unruhen ungeachtet, mit großem Gewinne zurück z). Auf der Heimreise liefen sie in den Hafen Hyamongo, in der Bay Canguexuma ein, woselbst ein unerhörter Sturm eine gewaltige Menge chinesischer Junken vor ihren Augen zerschmetterte. Ueber zwanzig portugiesische Fahrzeuge giengen gleichfalls zu Grunde. Zehn bis zwölfe kamen nebst des Pinto seinem zu jedermanns Verwunderung davon. Letzteres wurde zwar an eine Klippe geschleudert, dennoch aber durch den Beystand des Himmels vor dem Scheitern bewahret a).

Pinto leistet der Religion einen wichtigen Dienst.

Unterdessen da man beschäfftiget war, den Schaden auszubessern: so eräugete sich einer von denjenigen Zufällen, dabey man die Hand der Vorsehung unmöglich leugnen kann, und welcher ganz allein schon hinlänglich genug wäre, die Erzählungen eines solchen Reisenden, den der Himmel dazu auserseh en hatte, dem Christenthume einen wichtigen Dienst zu leisten, glaubwürdig zu machen. Wir wollen aber diese Begebenheit, welche Indien einen Apostel, und der Kirche einen Märtyrer gab, in der folgenden Anmerkung von dem Verfasser selbst erzählen lassen b).

...h gab aber keine Antwort auf diese Reden, sondern als ich mit beyden Männern an unser Schiff ..., so ließ ich sie hinein steigen, obgleich mit ...mlicher Mühe. Sie wurden alle beyde, so...hl von dem Hauptmanne, als von den Por...esen, mit allen zu einer langen Reise nöthi... Sachen reichlich versehen.

Nach unserer Abreise aus der Bay Cangue...na, welche den 6ten Jenner des 1647sten Jah... geschah, kamen wir in vierzehn Tagen nach ...inscheu, einem der letzten und berühmtesten ...en von ganz China. Weil aber die Seeräu... den Fluß gleichsam belagert hielten, so gien... wir nach Lamau, und nahmen daselbst Le...mittel ein, welche auch bis nach Malacka ...en. Hier fanden wir den ehrwürdigen Pa... Magister, Franz Xaver, Rectorem uni...alem der Gesellschaft Jesu, in diesen india...n Gegenden, welcher vor kurzer Zeit mit Ruhme eines heiligen Mannes aus den mo...chen Inseln dahin gekommen war. Besag...titel gaben ihm alle Völker, wegen der gro... Wunder, die er vor ihren Augen that. So...nser heilige Mann erfuhr, daß wir die bey...aponeser bey uns hätten: so besuchte er den ... Alvarez und mich, in dem Hause eines ...n Cosinus Rodriguez, welcher daselbst ...rathet war. Er saß erstlich eine gute Wei... uns, und ließ allerley Fragen an uns er..., welche sämmtlich auf seine brennende Be„gierde für die Ehre Gottes gegründet waren. Wir „antworteten darauf und sagten hernach, ohne zu „wissen, daß es ihm schon bekannt wäre, wir hät„ten zween Japaner bey uns, davon einer aus vor„nehmem Stande zu seyn schien, sehr geheim, auch „in Gesetzen und Gebräuchen aller Länder unge„mein bewandert sey, fügten auch hinzu, Seine „Ehrwürden werde an seinem Gespräche Vergnü„gen finden. Hierauf bezeugte er, es werde ihm „lieb seyn, den Mann zu sehen; wir giengen also „geschwind nach unserm Schiffe, und brachten den „braven Japaner zum Pater, welcher kein ander „Haus hatte, als das Hospital. Sobald er ihn „gesprochen hatte, nahm er ihn mit sich, und füh„rete ihn nach Indien, dahin er damals abreisen „wollte. Nach seiner Ankunft in Goa, bekehrete „er ihn zum Christen, und gab ihm den Namen, „Paul de Sancta Fide. Hier lernete er in kur„zer Zeit Lesen und Schreiben, nebst dem ganzen „christlichen Glauben, zu Folge der Absicht dieses „heiligen Paters; er wollte nämlich, sobald der April „kommen würde, nach Japan reisen, und den Un„gläubigen Jesum Christum, den Sohn des leben„digen Gottes, der für die Sünder gekreuziget wur„de, predigen, welche Worte er gemeiniglich im „Munde hatte. Zu diesem Ende wollte er den „Fremden mit sich dahin führen, und als einen „Dollmetscher gebrauchen, gleichwie er nachge„hends nicht nur ihn, sondern auch seinen Gefähr„ten dahin führte, den er gleichfalls bekehrete, und

„ihm

Ferd. Mendez Pinto.

Obgleich der Verfasser beständig viele Gottesfurcht an sich spüren läßt: so scheint dennoch sein Eifer von der Zeit an, als er den Pater Franz Xaver zu Malacka antraf, merklich zuzunehmen. Er bringt die großen Thaten desselben bey, und erhebt ihn über alle weltliche Helden. Indem er auch seine vierte Reise nach Japan in desselben Gesellschaft verrichtete: so erzählet er verschiedene merkwürdige Umstände von ihm, die er theils an dem Hofe zu Bungo, theils auf einigen Seereisen, als ein Augenzeuge mit ansah. Er setzet diese Erzählung nach aller Länge, und bis an dessen Ableben fort. Indem sie aber nicht so wohl zur Geschichte der Reisen, als des Christenthums gehöret: so eröffnen wir dem Leser hiermit nur, worinnen der Inhalt der hundert und zwanzig Seiten, die wir übergehen müssen, bestehe, und wenden uns zu der letzten Reise des Pinto, welche ihn endlich nach Lissabon zurück bringt. Wir wollen hierbey diejenige Erzählungsart von neuem zur Hand nehmen, welche wir für die bequemste hielten, dem Leser bey einer langen Reihe sehr unterschiedener Begebenheiten in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten.

Pinto verbindet sich mit dem heiligen Franz Xaver.

Der X Abschnitt.

Rückkehr des Pinto nach Lissabon.

Letzte Reise des Pinto. Er wird nach Japan geschickt. Ihre Reise. Was sie auf dem Eylande Schampeilo sehen. Insel Sancian. Insel Lampacau. Vernichtung der portugiesischen Stadt Liampo. Sie lassen sich zu Schinscheu nieder. Die Landschaft Schansy geht unter. Solches wird durch Augenzeugen bekräftiget. Pinto kömmt nach Japan; reiset nach Osqui. Wallfischfang. Windmacherey der Portugiesen. Der König hält Tafel. Pinto muß dabey erscheinen. Man spielet Comödie von ihm. Rückkehr des Pinto nach Fucheo. Was ihm für Ehre wiederfährt. Er hat öffentliches Gehör. Der Pater Belquior erscheint bey Hofe. will den König geschwind bekehren; läßt die Hoffnung dazu fahren. Des Pinto Rückreise nach Portugall. Er suchet eine Bedienung zu erhalten; kömmt nach Lissabon.

Letzte Reise des Pinto.

Ich befand mich im Jahre 1554 zu Goa, das ist, zu eben der Zeit, als der Leichnam des indianischen Apostels dahin gebracht, und mit einer seinen Tugenden gemäßen Pracht empfangen wurde. An dem letzten Tage dieses Festes, übergab ein aus Japan zurückgekommener Kaufmann, Namens Antonio Ferreyra, dem Unterkönige im Namen des Königes von Bungo c), ein sehr kostbares Geschenk nebst einem Schreiben, worinnen er sich beklagte, daß der Pater Franz Xaver sein gethanes Versprechen einer baldigen Wiederkunft bisher nicht gehalten habe, mit angehängter Bitte, an die Beamten des Königes von Portugall, sie möchten ihn zu schleuniger Abreise bewegen. Don Alfonso de Noronha, welcher damals mit besagter Würde bekleidet war, theilete den Jesuiten das Schreiben mit. Sogleich erboth sich der Rector ihres Collegii, Pater Belquior, mit

Wird nebst einem Heidenbekehrer nach Japan verschickt.

„ihm den Namen Johann beylegte. Sie waren „beyde nachgehends sehr getreu, was den Gottes„dienst betraf, um dessent willen Paul de San„cta Fide nachgehends aus China verjagt, und „von Räubern todt geschlagen wurde, gleichwie ich „in der Folge erzählen werde, wenn ich auf diese „heiligen Leute zu reden komme„. A. d. 1035 und folg. S.

Es ist etwas erstaunliches, daß Pinto nicht ausführlicher erkläret, was für ein Zufall beyde ... pauer genöthiget habe, sich auf das Schiff zu ... ten. Indem aber Paul de Sancta Fide ... Engiro genannt, in der indianischen Kirchengeschichte wegen seines Eifers, damit er dem ... Franz Xaver in seinen Bemühungen beyst... ingleichen seines Märtyrertodes wegen berühmt ... so hat die Religion diesen apostolischen Mann ... Zweifel unserm Verfasser zu danken. Er ...

Ferd. Mendez Pinto.

ßem Eifer, die Stelle des heiligen Apostels zu vertreten. Mir wurde befohlen, ihn zu begleiten, auch ein Freundschafts- und Handlungsbündniß mit dem Könige von **Bungo** zu schließen, weil er in besagtem Schreiben sich erbothen hatte, dem Könige von Portugall, als seinem ältesten Bruder, zu gehorchen *d*).

Ihre Reise.

Vierzehn Tage hernach, das ist den 16ten April, giengen wir nach Malacka unter Segel, wurden aber durch allerley Hindernisse ein ganzes Jahr daselbst aufgehalten. Endlich giengen wir den 1sten April des 1555sten Jahres wieder zu Schiffe, und erreichten mit großer Mühe und Gefahr den Hafen zu Patan, fuhren hernach an der Küste von **Lugor** und **Siam** hin, in der Absicht, nach **Pulo Cambin**, und so weiter nach den Cantonschen Inseln zu gehen, und den Neumond daselbst abzuwarten. Es überfiel uns aber der Westsüdwestwind, welcher zu gewisser Jahreszeit auf dieser Insel regieret. Dieser nöthigte uns, nach langem Herumschweben, unsere Zuflucht endlich nach der Insel **Pulo Timon** zu nehmen, wo uns die barbarischen Einwohner fünf Tage lang, weder süßes Wasser, noch Lebensmittel zukommen ließen. Gewalt konnten wir unserer Schwäche wegen nicht gebrauchen. Unsere Noth wäre noch größer geworden, wofern der Himmel nicht drey aus Bantam zurück kommende portugiesische Schiffe, nach eben dieser Insel geführet hätte. Wir bathen die Hauptleute derselben um guten Rath. Ihre Meynung gieng dahin, wir llten unsere Caravelle nach Malacka zurück schicken, weil sie zu einer dermaßen langen eise, als die japanische ist, nicht geschickt sey. Wir traten also, der Pater **Belquior** und ich, auf s Schiff eines reichen und freygebigen Kaufmannes, Namens **Franz Toscana**, wel-r uns mit allen Nothwendigkeiten reichlich versorgte. Wir verließen **Pulo Timon** an m Freytage, den 7ten des Brachmonates, segelten nach dem Königreiche **Schiam**-, und strichen durch Hülfe derjenigen Winde, die unsere Matrosen **Galernes** nennen, ner an der Küste hin, bis wir endlich am zwölften Tage an das Eyland **Schampeilo** in Bay von Cochinchina vor Anker legten.

Was sie auf dem Eylande Schampeilo sehen.

Es fehlte uns an Wasser. Hier fanden wir sehr vortreffliches in einem Flusse, wel- von einem hohen Berge herab kam. Aber als wir etwas weiter gegen die Südseite lben giengen: so erblickten wir zwey Dinge, die uns in große Verwunderung setzten. s erste war ein sehr zierliches in einen großen Stein ausgehauenes Kreuz, mit den vier angsbuchstaben des christlichen Titels *e*). Unten stund **Duart Coelho**, 1518. Noch er, und etwa zweyhundert Schritte vom Flusse, sahen wir zwey und sechzig Kerl an men hängen, einige andere aber, lagen halb aufgefressen auf der Erde. Dem Anse- u Folge, mußte diese Hinrichtung erst seit sechs bis sieben Tagen geschehen seyn. An n andern Baume war eine große Fahne aufgesteckt, und auf selbiger folgende Worte nesischer Sprache zu lesen: „Jedes Fahrzeug, oder jedwede Junke, welche an diesem „Orte

auch für den Beystand verbunden, den er eiligen Xaver selbst, auf verschiedene Reisen , ingleichen für die Erzählung vieler von Wundern und Tugenden, welchen er noch zählung seines Todes auf der Insel Sanci- und seine Abführung nach Goa angehänget Der Pater Bouhours und die übrigen Lebensschreiber des Xavers, glaubten nicht, daß Nachrichten aus einer unrichtigen Quelle schöpften, wenn sie dem Pinto verschiedene Erzählungen abborgten, insonderheit was den Streit des indianischen Apostels, mit den japanischen Bonzen betrifft.

c) Dieses war nicht derjenige mehr, den Pinto auf seiner ersten Reise gesehen, und in baufälligem Zustande hinterlassen hatte.

d) A. d. 1149 S.

e) Vermuthlich J. N. R. J.

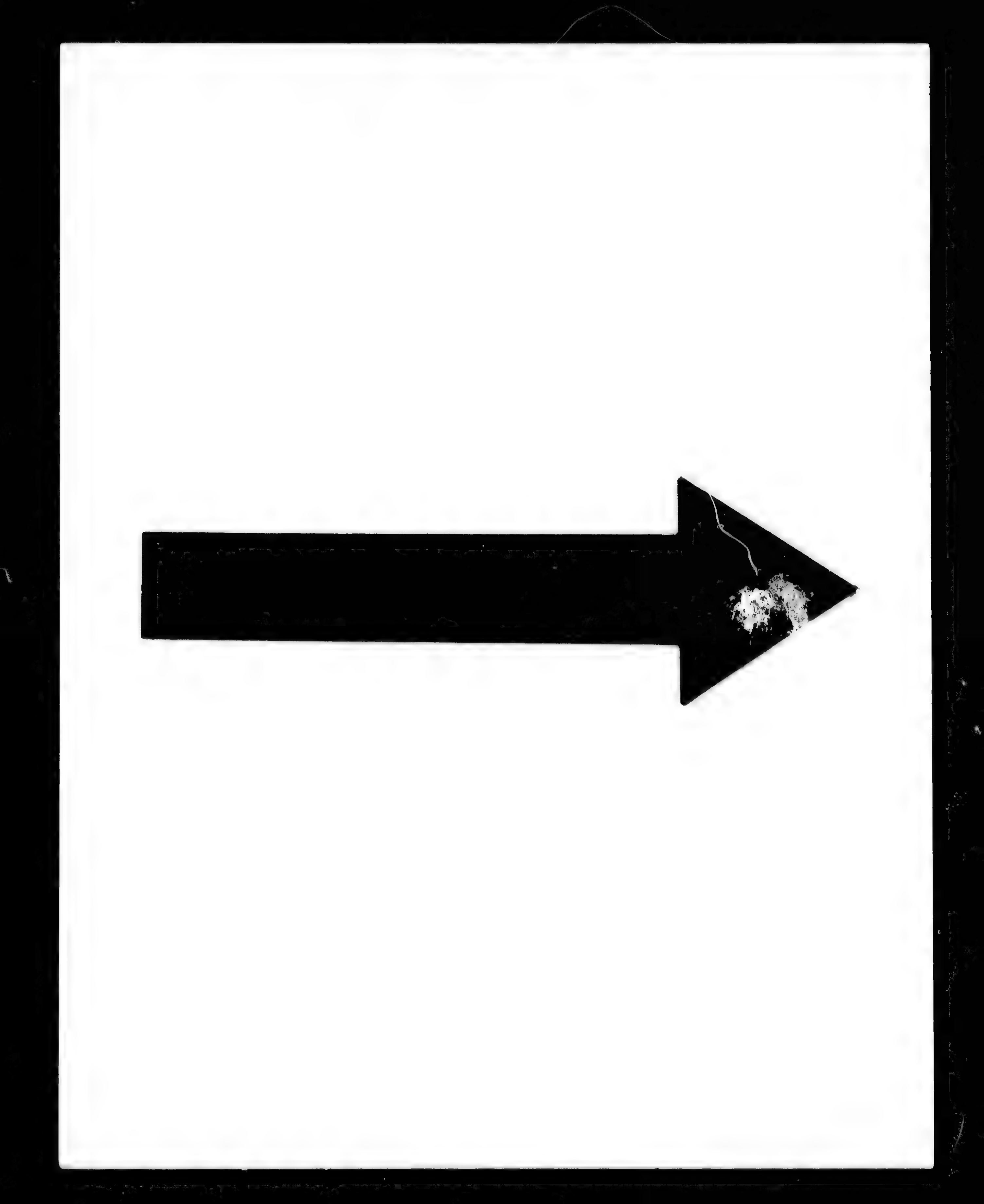
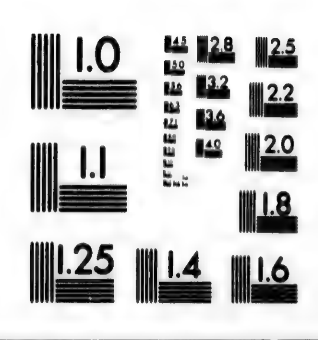




IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"

Ferd. Mendez Pinto.

„Orte anlandet, nehme geschwind Wasser ein, und fahre hernach ihres Weges, sonst soll „es ihr eben also ergehen, wie diesen Bösewichtern, welche der mächtige Grimm des Sohnes der Sonne, hingerafft hat„. Wir muthmaßeten, es möchte eine chinesische Flotte, einen Seeräuber an diesem Orte überfallen, und seine Gehülfen auf solche Art bestraft haben *f*).

Insel Sancian.

Der Wind wurde uns dermaßen günstig, daß wir in fünf Tagen bis nach der Insel **Sancian** kamen, woselbst der ehrwürdige Vater **Franz Xaver** war begraben worden. Ungeachtet wir sehr begierig waren, diesen heiligen Ort ohne Aufschub zu besichtigen: so verschoben wir es doch bis auf den folgenden Tag, damit wir uns mit mehrerer Anständigkeit dahin verfügen möchten. Der Pater **Belquior** stellete uns in eine förmliche Procession. Es fiel aber schwer, den eigentlichen Ort des Grabes zu finden, weil er schon mit vielem Gesträuche bewachsen, und nur noch an einigen herum gesteckten Kreuzen känntlich war. Doch wir reinigten den Platz sogleich mit großem Eifer. Sodann umfingen wir ihn mit einem Geländer, pflanzten um solches einen Zaun, und warfen rings um denselben einen breiten Graben auf, um ihm dergestalt eine dreyfache Einfassung zu geben. Mitten hinein pflanzte der Pater **Belquior** ein großes und schönes Kreuz. Ferner las er eine Messe daselbst, auf einem mit Brocade, silbernen Leuchtern und Lampen gezierten Altare. Endlich hielt er eine sehr erbauliche Rede, von den Tugenden des indianischen Apostels, von seinem Eifer für die Ehre Gottes, und das Heil der Seelen, und von seiner heiligen Begierde in das chinesische Reich zu gehen, in dessen Angesichte er nach dem Willen des Himmels die Früchte seiner Bemühungen eingeerndtet habe.

Insel Lampacau.

Weil wir nach Ablegung dieser Schuldigkeit weiter nichts auf der Insel Sancian zu thun hatten: so lichteten wir gleich des folgenden Tages die Anker, und kamen des Abends nach **Lampacau**, einer sechs Meilen weiter gegen Norden gelegenen Insel, woselbst die Portugiesen nunmehr ihre Handlung mit den Chinesen trieben, nachdem sie ihre Sitze zu **Liampo** und **Schinscheu** *g*) verlohren hatten. Sie bedaureten diesen Verlust noch immer, und hielten ihn mit Rechte für unschätzbar. Ich muß an diesem Orte zu meiner anderswo beygebrachten Beschreibung von der portugiesischen Pflanzstadt zu Liampo noch dieses setzen, daß sie aus dreytausend Mann bestund, worunter bey zwölfhundert gebohrne Portugiesen, die übrigen aber Christen und Leibeigene, aus allerley Ländern gewesen. Es sagten mir viele Kaufleute, welche genaue Wissenschaft davon hatten, der dasige Handel habe sich jährlich über drey Millionen Goldes belaufen, und wäre die beyden letztern Jahre größtentheils in Silberstangen geführet worden, welche die dasigen Handelsleute in Japan für ihre Güter bekamen *h*). Sie hatten zu Liampo einen Statthalter von ihrer Nation, und alle übrige zu einem wohleingerichteten Staate erforderliche Beamten *i*). Für die allerschlechtesten Bedienungen, gab man wohl drey tausend Ducaten. Man zählete gegen dreyhundert an Portugiesinnen, oder doch an Frauen von halber Abkunft von

f) A. d. 1159 S.

g) Den Hafen zu **Macao** bekamen sie erst im Jahre 1557 auf Bitte der **Mandarinen** zu **Canton**. **Macao** war eine wüste Insel, sie richteten aber bald einen schönen und reichen Handelssitz daselbst an. Man sehe den VI und VII Theil.

h) Wir haben schon bemerket, Pinto schreibe sich die Ehre zu, daß er den Portugiesen zu Liampo den Weg nach Japan gewiesen habe.

i) Pinto saget: einen Richter, einige Ve[illegible] her und Schöppen, einen Todten und Waisenvorsteher, Polizeyrichter, einen Stadtschreiber, einige Viertheilsmeister, vier Notarien, und [illegible] Gerichtsschreiber.

Ferd. Mendez Pinto.

heirathete Ehemänner. Ich mußte bey meinem Anwesen, die drey Hospitäler bewundern, in welchen die jährliche Ausgabe auf dreyßig tausend Ducaten stieg. Das Rathhaus hatte sechs tausend Ducaten Einkünfte. Ungeachtet es die Chineser ziemlich verdroß: so wurden doch alle Urkunden mit folgender Unterschrift abgefaßt: „Geschehen in dieser hochedlen „und allezeit getreuen Stadt Liampo, auf Befehl unsers allergnädigsten Landesherrn und „Königes„. Mit einem Worte, es war diese Pflanzstadt die reichste und berühmteste Pflanzstadt, die wir in ganz Indien *k*) hatten.

Vernichtung der portugiesischen Stadt Liampo.

Ich will die Ursachen, warum dieser Ort zu Grunde gieng, kürzlich erzählen, und darf man mir in diesem Stücke desto größern Glauben beymessen, weil ich zu meinem größten Leidwesen dabey gegenwärtig war *l*). Ein angesehener Handelsmann, Namens Lancerot Pereyra, gebürtig aus Pont Lyma, einer Stadt in Portugall, hatte einigen Chinesen eine große Summe Geldes vorgeschossen: sie konnten aber wegen geführter schlechten Wirthschaft zuletzt nicht bezahlen. Aus Verdruß über diese Einbuße, hing Pereyra etwa zwanzig lüderliche und bettelmäßige Portugiesen an sich, und überfiel damit bey der Nacht ein Dorf, Schipaton genannt, welches zwo Meilen von der Stadt liegt. Hier plünderten sie ein Dutzend Bauernhäuser aus, nahmen Weiber und Kinder mit sich davon, und erwürgten dreyzehn Chineser, die ihnen Zeit Lebens nicht das mindeste Leid zugefüget hatten. Sogleich wurde in der ganzen Landschaft Lärm, und alle Einwohner brachten eine gemeinschaftliche Klage an. Der Mandarin untersuchte die Sache in gehöriger Ordnung, und erstattete seinen Bericht nach Hofe. Dieser schickte weit schleuniger, als man das geringste Mittel zu Hintertreibung dieses Befehls anwenden könnte, eine Flotte von dreyhundert Junken, mit ungefähr sechzig tausend Mann besetzt, über unsere unglückselige Pflanzstadt. „Ich sah mit eigenen Augen, daß innerhalb fünf Stunden nicht das geringste, wie es „immer Namen haben möchte, mehr vorhanden war. Es wurde alles entweder verbrannt, „oder geschleift. Als die Einwohner die Flucht nach ihren Fahrzeugen und Junken nah„men, die im Hafen vor Anker lagen: so wurden sie auch daselbst verfolget, und die mei„sten, an der Zahl bey zwey tausend Christen, und darunter achthundert Portugiesen, muß„ten ihr Leben im Feuer lassen. Man schätzte unsern Verlust auf zwo Millionen Geldes. „Doch das größte Unglück war dieses, daß wir alles Zutrauen und alle gute Meynung bey „den Chinesern verlohren„ *m*).

Sie lassen sich zu Schinscheu nieder.

Gleichwohl hofften einige der chinesischen Wuth entronnene Portugiesen, sich wieder zu erholen, und richteten zwey Jahre hernach in dem Hafen zu Schinscheu, welcher nur fünf Meilen von Liampo liegt, eine neue Handelsniederlage an. Die im Lande wohnenden Kaufleute halfen selbst dazu, weil ihnen unsere Handlung vieles eintrug. Die Mandarinen wurden bestochen, und versprachen dafür, durch die Finger zu sehen. Diese Art von Aussöhnung dauerte etwa dritthalb Jahre, das ist so lange, bis Don Simon de Melo, Statthalter von Malacka, den Ayrez Botelho mit dem doppelten Amte eines Be-

k) Goa selbst war damals noch nicht so prächtig, als es gegen Ausgange desselben Jahrhunderts wurde, auch so lange die Herrschaft der Portugiesen in Indien dauerte, beständig verblieb. Im Jahre 1552 hatte sie noch keinen Erzbischof.

l) Vermuthlich auf seiner dritten Reise. Er berichtet zugleich, damals wäre Martin Alfonso von Susa Unterkönig von Indien, und Ruy Vaz Pereyra Statthalter zu Malacka gewesen.

m) A. d. 1163 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Befehlshabers und Todtenvorstehers nach Schinscheu abschickte n). Dieser Mann war von dem schändlichsten Geize dermaßen besessen, daß er weder Recht noch Billigkeit gelten ließ, und unter andern zwölftausend Ducaten unterschlug, die ein unter den Portugiesen verstorbener armenischer Kaufmann, zum Besten seiner Kinder verwahrlich bey ihm niedergelegt hatte. Unter eben diesem Vorwande, ließ er zween Chinesen, welche etwas an besagte Erbschaft schuldig waren, alle ihre in einem portugiesischen Schiffe befindliche Waaren wegnehmen. Diese an Landeskindern ausgeübte Ungerechtigkeit reizte die Mandarinen zur Rache, gegen unsere kaum aufgerichtete Pflanzstadt. Hundert und zwanzig große Junken verbrannten dreyzehn Schiffe, die wir in diesem Hafen liegen hatten, und von fünfhundert Portugiesen kamen nicht mehr als dreyßig davon, die es für ein großes Glück schätzten, daß sie ihr Leben mit dem Verluste ihres Vermögens erkauften.

Pinto hält sich zu Lampacau auf.

Nach diesem gedoppelten Unglücksfalle, ließen sich unsere Kaufleute auf der Insel Lampacau nieder. Wir waren auf den dreyen Schiffen, die uns von Pulo Tima mitnahmen, dahin gekommen, und nach uns langten noch andere fünf portugiesische Schiffe daselbst an, gleichfalls in der Absicht, nach Japan zu segeln. Allein, die Jahreszeit für diese Schiffahrt war bereits verstrichen. Wir mußten also mit unserer Abreise bis an den May des künftigen Jahres warten, das ist, wir mußten zehn Monate lang in diesem Hafen liegen bleiben.

Der Pater Belquior und die bey ihm befindlichen Heidenbekehrer, furchten im geringsten nicht, es möchte ihnen an diesem Orte, wo sie ihren Eifer üben konnten, die Zeit lang werden. Mir aber wurde der Tag zu einer unerträglichen Last, weil ich gar nicht wußte, was ich vornehmen sollte. In diesem Verdrusse hatte ich ungefähr siebentehalb Monate zugebracht, als aus Canton die Nachricht von einem erschrecklichen Unglücke einlief, und mich gleichsam aus dem Schlafe weckte. Den 17ten April des 1556 Jahres, erfuhren wir, es wäre beynahe die ganze Landschaft Schansy zu Grunde gegangen; ja es war dieses Unglück mit so gräßlichen Umständen verknüpft, daß uns über der bloßen Erzählung die Haare zu Berge stunden. Den ersten besagten Monats, um eilf Uhr Abends, fing an besagtem Orte die Erde an erschrecklich zu beben, und diese Erschütterung dauerte zwo ganzer Stunden. Die folgende Nacht geschah von Mitternacht bis um zwey Uhr ein gleiches; und die dritte von eins bis um drey. Indem die Erde bebete, war die Luft nicht weniger in einer gewaltsamen Bewegung; es stürmeten alle Winde durch einander, es ergossen sich Wolkenbrüche, es donnerte und blitzte auf eine fürchterliche Weise. Bey dem dritten Erdbeben, borst die Erde an unzähligen Orten von einander; das Wasser schoß mit unglaublichem Ungestüme aus den eröffneten Klüften heraus, und überschwemmte gleichsam in einem Nun einen Strich Landes von sechzig Meilen. In diesem weitläuftigen Bezirke, kam von der ganzen unzähligen Menge der Einwohner keine Seele davon, als ein einziges siebenjähriges Kind, welches dem Kaiser als ein Glückswunder vorgeführet wurde. Anfänglich stelleten wir der Nachricht von diesem unerhörten Unfalle keinen Glauben zu, ja viele hielten eine solche Begebenheit für unmöglich. Doch da dieselbe durch Briefe aus Canton bestätiget wurde: so entschlossen sich vierzehn Portugiesen, an das

Die Landschaft Schansy geht unter.

n) Das letztere Amt war damals bey den Portugiesen in großer Achtung, weil bey ihren vielfältigen Reisen eine große Menge außerhalb ihres Vaterlandes starb.

o) A. d. 1167 und 1168 S.

p) A. d. 1171 S.

Ferd. Mendez Pinto.

Wird durch Augenzeugen bekräftiget.

land zu fahren, und sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Sie reisten also nach erhalte-
ner Erlaubniß von den Mandarinen, in die Landschaft Schansy, und fanden die unbe-
trüglichen Merkmaale einer seit so weniger Zeit vorgefallenen Verwüstung ohne Mühe.
Weil nun in ihren Bericht kein Zweifel zu setzen war: so wurde selbiger förmlich aufgese-
tzet, und hernach durch unsern Schiffshauptmann, Franz Toscana, dem Könige Don
Juan von Portugall zugeschickt, ja zu allem Ueberflusse dem Hofe durch einen aus den
vierzehn, welcher ein Priester, Namens Diego Reinel, war, übergeben o). Man
erzählete uns nachgehends, es habe die drey Tage des Erdbebens über, zu Pekin Blut ge-
regnet. Diese Erzählung hatte zwar nicht den höchsten Grad der Zuverläßigkeit, sie gieng
aber dennoch bey jedermann im Schwange. Doch dieses war wenigstens gewiß, daß der
Kaiser und die meisten Einwohner nach Nankin flüchteten, und der Monarch um die
Gnade des Himmels zu erbitten, sechs hundert tausend Ducaten unter die Armen austheile-
te, auch einen kostbaren Tempel erbauete, und Hypaticau, das ist, Liebe Gottes, be-
nennete. Diese Nachricht erhielten wir vor unserer Abreise, von fünf Portugiesen, die
man bey dieser Gelegenheit zu Pocassek aus dem Gefängnisse, darinnen sie bereits zwan-
zig Jahre saßen, frey ließ p).

Pinto kömmt nach Japan.

Die Jahreszeit erlaubte uns endlich, unter Segel zu gehen. Es geschah solches den
...ten May des 1556sten Jahres, in einem Schiffe, das Don Franz Mascarenhas q)
führete. Nach einer vierzehn tägigen glücklichen Schiffahrt, sahen wir die ersten japani-
schen Inseln, in Westnordwest von Tanixuma. Weil aber dem Steuermanne die Ge-
fährlichkeit dieses Weges bekannt war: so wendete er das Schiff gegen Südwest, um die
Spitze Minato aufzusuchen. Wir fuhren Tanora vorbey, in der Absicht, uns bis in
den Hafen Fiunga an die Küste zu halten. Weil aber die Winde in diesem Gewässer mei-
stens nordostlich blasen, der Strom aber nördlich gieng: so führeten sie uns wohl sechzig
Meilen über den Hafen hinaus, und mußten wir vierzehn Tage mit dem Winde kämpfen,
bis wir wieder zurück kamen. Endlich liefen wir in der Bay zu Fuscheo, der Hauptstadt
des Königreiches Bungo, ein, und warfen an der Stadtmauer ungehindert Anker.

Reist nach Osqui.

Man vermeldete uns sogleich, der König nebst dem ganzen königlichen Hause, befin-
de sich in der Festung Osqui. Weil Mascarenhas, imgleichen der Pater Belquior,
wußten, daß ich diese Reise schon öfter gethan hatte: so sollte ich mit den Geschenken des
Unterköniges und des Schiffshauptmannes voraus nach Hofe gehen, um die Gesinnung
derselben zu erforschen, und ihnen den Weg zu bahnen. Ich stieg also mit vier Portugie-
sen ans Land, und begab mich nach dem Pallaste des Cassiandono, Admirals vom Kö-
nigreiche, und Statthalters zu Canafama, welcher mich sehr freundschaftlich empfing r),
und auch Pferde und einige Japaner nach Osqui anboth. Ich nahm beydes an, machte
mich des folgenden Tages auf den Weg, und reiste bis an einen Ort, Fingau genannt, der
nur eine Viertheilmeile von der Festung liegt. Daselbst fertigte ich einen Japaner an den
Befehlshaber der Festung Osquindono ab, und ließ ihm melden, ich wäre als ein Ge-
sandter aus Indien hieher gekommen. Er ließ mir durch seinen Sohn zur Antwort sagen,
der König wäre auf der Insel Xequai mit dem Fange eines ungeheuern und in Japan un-

 bekannten

q) Mit dem Zunamen Paglia.

r) Wie es scheint, so kannte er ihn, obgleich Pinto es nicht saget, wie er denn überhaupt we-
der von des Königes Person, noch von seinen ehe-
maligen guten Freunden ein Wort erwähnet.

Ferd. Mendez Pinto.

bekannten Fisches begriffen, würde auch vor Nachts schwerlich zurück kommen. Doch wollte er ihm von meiner Ankunft Nachricht ertheilen, weil die Insel nur zwo Meilen von Osqui liege. Unterdessen wurde ich in eine benachbarte Pagode Amindanxo genannt, geführet und von den Bonzen herrlich bewirthet. Sobald aber der König mein Daseyn erfuhr: so schickte er seinen Kammerherrn und Günstling Oretandono, mit drey Ruderbarken und einem Schreiben ab, worinnen er mich nach der Insel Xequai einlud.

Wallfischfang.

Wir kamen vor Ablauf einer Stunde dahin, eben als der Fürst mit Hülfe ungefähr zweyhundert mit Wurfspießen bewaffneter Leute, einen erstaunlich großen Wallfisch jagte, der unter andern Fischen in den Canal gekommen war. Die große Menge der Fahrzeuge und der Eifer, damit die Japaner diesem Wunderthiere, dessen Gleichen sie noch niemals gesehen hatten *s*), auf den Leib giengen, verursachte mir ein sehr anmuthiges Schauspiel. Der König selbst fand ein ungemeines Vergnügen daran; ja als er den Fisch getödtet, und lange Zeit am Ufer bewundert hatte: so theilete er Belohnungen unter diejenigen aus, die sich am besten gehalten hatten. Alle Fischer wurden von der Steuer befreyet. Einige Edelleute wurden zu höherer Würde erhaben; noch andere bekamen Gnadengelder, und die Edelknaben tausend Taels zum Geschenke *t*). Mich empfing er mit lachendem Munde, nennete mich seinen werthen Freund, und wünschte mir Glück zu meiner Wiederankunft. Er legte mir unterschiedliche Fragen mit ungemeiner Begierde vor, und ich beantwortete sie zu seinem Vergnügen. **Doch um den Ruhm der Portugiesen zu erhalten, setzte ich immer etwas von meiner eigenen Erfindung darzu.** Wir stunden damals in ganz Japan in ungemeinem Ansehen, und es glaubte jedermann, der König von „Portugall wäre der einige Fürst, welcher wegen seiner weitläuftigen Lande, großen Macht „und unermäßlichen Schätze den Titel eines Beherrschers der Welt führen könnte. Eben „wegen dieser Einbildung, machten sie so viel Wesens von unserer Freundschaft *u*).

Wallfische in Japan unbekannt.

Windmachereŋ der Portugiesen.

s) Es ist kaum glaublich, daß die Japaner noch nie zuvor einen Wallfisch gesehen hatten.

t) A. d. 1175 S.

u) Ebendas.

x) Man muß sich vorstellen, daß die Portugiesen keine Gabeln bey sich hatten.

y) Es würde schwer fallen, dieser Erzählung ihre anmuthige Einfalt zu lassen, wenn man sie in den Text einrücken wollte; hingegen schicket sie sich um so viel besser in eine Anmerkung, weil sie zugleich ein Beyspiel von dem aufgeweckten Geiste, und von der Erfindungskraft der Japoneser giebt. Man muß dabey nicht vergessen, daß es ein augenblicklicher Einfall einer funfzehnjährigen Prinzeßinn war.

„Als nun jedermann etwas zu lachen an uns „fand, und wir uns in dieses Gespötte so gut „schickten, als wir immer zu thun wußten, da trat „die junge Fürstinn zum Gemache herein, aber verkleidet, als ein Kaufmann, hatte einen Säbel „an der Seite, ganz mit goldenen Platten überzogen, und war mit aller Kleidung zierlich ange„than, als ob sie ein leiblich Mannsbild [...] „In dieser Gestalt kniete sie hin vor ihrem H[...] „und Vater, und sprach: Mächtiger König [...] „Herr! Ob es wohl an dem ist, daß meine [...] „messenheit billig hart gestraft werden sollte, [...] „der großen Ungleichheit, welche der Allmächt[...] „zwischen deiner Hoheit und meiner Nich[...] „verordnet und eingesetzt hat: dennoch so [...] „mich die Noth, daß ich meine Augen ob der [...] „fahr zuschließe, die mir darum zustoßen m[...] „Sintemal ich denn eines großen Alters bin, [...] „zu viel Kinderlein habe, die mir meine Ehe[...] „der brachten, als thue ich, gleich einem [...] „ter billig geziemt, in meiner schweren Arm[...] „nichts höhers wünschen noch begehren, denn [...] „ich ihnen etwas Gutes und Vermögens hinter[...] „sen möchte. Habe darum meine Zuflucht zu [...] „nen Freunden genommen, daß sie mir zur H[...] „giengen, als sie denn thaten. Nun so hab[...] „das Geld an eine Waare gelegt, deren kein M[...] „in ganz Japan begehret, wollte sie auch [...] „vertauschen, was geringen Werth ich auch [...]

Ferdinand Mendez Pinto.

Der König hält Tafel.

Des Abends kehrete man nach der Festung Osqui zurück, wo der König wegen des erlegten Wallfisches mit eben so viel Freudensbezeugungen und Lobsprüchen empfangen wurde, als ob er ein ganzes Land bezwungen hätte. Er gab seinem Gefolge Abschied, und verfügte sich in die innern Gemächer, wo er mit der Königinn und seinen Töchtern speiste. Er wurde diesesmal von ihr bewirthet, und von lauter Frauenzimmer bedienet. Mir wurde die Wohnung des Großschatzmeisters angewiesen. Als ich es mir an diesem Orte ganz wohl seyn ließ: so kam Befehl, ich sollte nebst den vier bey mir habenden Portugiesen auf dem Schlosse erscheinen. Man führete uns in das Tafelgemach, wo der König speiste. Er sagte, wir sollten, um der Königinn eine Lust zu machen, in ihrer Gegenwart nach unserm Landesgebrauche mit den Händen essen x). Es wurde sogleich neben der seinigen, eine besondere Tafel für uns gedeckt, von schönem Frauenzimmer mit einer Menge köstlicher Speisen besetzt. Wir aßen nach europäischer Weise von allem, was man uns gab. In Japan ist es eine gewaltige Grobheit, wenn man die Speisen mit der Hand berühret, weil man daselbst, gleichwie auch in China, kleine Stöckchen dazu gebraucht. Das Frauenzimmer, das uns bediente, erzeigte seinen Witz, durch allerley Scherzreden, und lustige Einfälle an uns, und machte dadurch dem Könige und der Königinn großes Vergnügen.

Pinto muß dabey erscheinen. Wird geschraubet.

Man spielet Comödie von ihm.

Als die Tafel bald zu Ende war: so bath eine von denen Prinzeßinnen, welche ungemeine Schönheit besaß, und etwa vierzehn bis funfzehn Jahre alt war, ihre Mutter um Erlaubniß, nebst ihren Gespielinnen eine kleine Comödie vorzustellen, die sie vor weniger Zeit ausgesonnen hätte. Man verwilligte es, damit gieng sie aus dem Gemache, um ihre Anstalten vorzukehren; denn sie hatte den ganzen Einfall erst seit unserer Abendmahlzeit gehabt, und wir mußten die Materie zu diesem Scherzspiele hergeben. Aber obgleich unser Hochmuth dabey leiden mußte: so konnten wir uns doch nicht entbrechen, die Anmuthigkeit, damit es vorgestellet wurde, aufrichtig zu loben y).

...gen bekommen möchte. Und da ich bey meinen Bekannten, die ich zu Meaco habe, große Klage wegen dieser Sache führete, da riethen sie mir, Seine Majestät möchten mir darinnen wohl helfen. Darum, allergnädigster Herr, ist dieses meine demüthige fleißige Bitte an Eure königliche Würde, ihr wollet meine grauen Haare und unvermögliches Alter ansehen, dazu meine große Armuth und daß ich viel Kinder habe, welches euch vielleicht bewegen möchte, mir in meinen Gebrechen gnädiglich beyzustehen. Auch wird Ihr Allmosen wohl angelegt, dazu den Schinkogis, die neulich in ihrem Schiffe hieher gekommen sind, fast angenehm seyn: denn ich wohl weis, daß ihnen meine Waare nöthiger fällt, als den andern, darum weil sie ohne Unterlaß Mangel daran haben.

Indem diese Rede währete, da lachten der König und die Königinn aus der Maßen, daß dieser alte Kaufmann, der so viel Kinder und andere Gebresten hatte, ihre Tochter die junge Fürstinn war, dazu mit solcher Schönheit begabet, „daß wohl zu sehen war, es thät ihr an keinem „Dinge fehlen. Dennoch so antwortete der Kö„nig mit großem Ernste, er sollte ihm einiges „Muster von seiner Waare zeigen, wäre uns die„selbe anständig, so wollte er uns bitten, daß wir „sie kauften. Auf diese Worte neigte sich der Kauf„mann zur Erden, gieng damit zum Saale hinaus. „Was uns betrifft: so saßen wir da in großer Be„stürzung, wußten nicht, was wir gedenken sollten, „noch was die Sache für einen Ausgang nehmen „würde. Da fingen die Weiber an, die in dem „Gemache stunden, an der Zahl mehr als sechzig, „und war kein anderes Mannsbild da, als wir „fünfe, und thäten alle mit einander, als ob sie „weineten, stießen einander mit den Ellenbogen, „konnten doch nicht still dabey seyn, und lachten „heimlich unter sich. Zur Stunde trat der Kauf„mann herein, der hinaus gegangen war, brachte „mit sich sechs schöne junge Jungfräulein, kostbar„lich angethan, aber verkleidet, als wenn sie Kauf„leute wären, die trugen die Muster von der Waa„re, die er verkaufen wollte. Sie hatten vergoldete „Säbel

Ferd. Mendez Pinto.

Des folgenden Tages wurde ich wieder auf das Schloß berufen, um dem Könige von dem Daseyn der Heidenbekehrer, und von der Gesinnung des Unterköniges von Indien Nachricht zu geben. Dieses Gehör währete vier Stunden, worauf man die Abrede nahm, ich sollte wieder nach Fuscheo zurück gehen, weil mich der König mit einer öffentlichen Aufnahme beehren, und das Schreiben des Unterköniges mit dem gewöhnlichen Gepränge sich vorlesen lassen wollte, ehe er dem Pater Belquior Gehör ertheilete. Denn seitdem er und die Einwohner seiner Hauptstadt einige Neigung zum Christenthume bezeigt hatten, war ein Theil seiner Unterthanen von ihm abgefallen *z*), und es hatten sich auch noch andere Hindernisse geäußert, die ihn nöthigten, behutsam zu gehen. Gleichwohl, wei[l] er meiner aufhabenden Verrichtung den Namen eines Staatsgeschäfftes beylegen wollte, so ließ er mich gleich nach seiner Ankunft zu Fuscheo, und vorgängiger Nachricht von seinem Vorhaben durch den Befehlshaber der Stadt Quansio Nafama, und die vornehmsten Herren seines Hofes abholen. Ich hatte vierzig Portugiesen ans Land steigen lassen, und diese traten vor mir her. Die Gassen, dadurch ich zog, waren schön aufgeputzt, auch mit einer solchen Menge Volkes angefüllt, daß die Nautarons oder Trabanten, mit ihren mit Eisen beschlagenen Stäben kaum Platz für mich machen konnten. Ich war der Gewohnheit gemäß, zu Fuße. Hinter mir aber, ritten drey Portugiesen, m[it] den Geschenken; sodann folgten zwey schöne spanische Zelter, mit reich gestickten Decken und Turnierharnisch [illegible] legt.

Rückkehr des Pinto nach Fuches.

Was dem Pinto für Ehre wiederfährt.

Hat öffentliches Gehör.

Als ich in de[n] [illegible] Schloßhof trat: so sah ich den König auf einer ausdrücklich deswegen erbauten [B]ühne sitzen. Um ihn stunden alle im Königreiche befindliche Gro[ßen], worunter man mir insonderheit drey ausländische Gesandten zeigte; nämlich des Königs der Lequios, des Königes von Coschem und des Kaisers zu Meaco *b*). Rings herum, nach der ganzen Breite des Hofes, stunden über tausend Büchsenschützen, und vi[er] hundert wohlberittene Reuter, mitten unter einer unzähligen Menge Volkes. Ich näherte mich dem Könige mit allen gewöhnlichen Ceremonien, und überreichte ihm das Schreiben des Unterköniges, welches er stehend annahm. Hernach übergab er es dem Secretario, welcher es vor der ganzen Versammlung mit lauter Stimme ablas. Hierauf m[illegible]

„Säbel und Dolche an der Seite, machten ernst„liche hohe Gebärden, als den Töchtern der vor„nehmen Herren geziemet, die sie denn waren. „Jede trug auf ihrer Schulter einen Pack von „grünem Taffend, und alle mit einander thäten, „als ob sie lauter Söhne irgend eines Kaufman„nes wären, tanzten damit gar einen zierlichen „schönen Tanz, der ihnen auf zwo Harfen und einer „Geige hergespielet wurde. Aber von einer Zeit „zur andern sagten sie mit lieblicher Stimme gar „anmuthig und holdselig einige Reimen her, des „Inhalts: Hoher und mächtiger Herr, bey dem „Reichthume, den du besitzest, gedenke an unsere „Armuth; wir sind verlassen in diesem fremden „Lande, und von den Einwohnern verachtet, weil „wir gleich sind den Waisen, darum uns großer „Spott wiederfähret. Und zum Beschlusse: Herr! „so gedenke an unsere Armuth.

„Als nun alle diese jungen Kaufleute ihren [illegible] „ausgetanzet hatten, und ihr Saitenspiel zu [illegible] „de war, da knieten sie alle vor dem Könige [illegible] „der, und der älteste unter ihnen dankte mit [illegible] „lichen Reden von wegen der Gunst, die er [illegible] „erzeigen thät, daß sie ihre Waare los w[illegible] „Oeffneten damit alle ihre Packe, da fiel ein[illegible] „ße Menge hölzerne Arme heraus, gleich al[s] „etwa dem heiligen Amandus zu opfern p[illegible] „und sprach der alte Kaufmann mit großer [illegible] „lichkeit, sintemal die Natur die Schinesi[illegible] „so großem Elende unterworfen hätte, da[ß] „Hände immer nach Fleisch oder Fischen [illegible] „müßten, oder nach andern Dingen, die si[illegible] „sen hätten: so hätten wir einen sonderlichen [illegible] „theil von dieser Waare; denn der Weile d[illegible] „die einen Hände brauchten, könnte man [illegible] „dern waschen. Dem König und der [illegible]

Ferd. Mendez Pinto.

...ich unter die Gesandten und Fürsten zu ihm treten, da er mich denn allerley von dem Zustande in Europa fragte. Insonderheit wollte er wissen, wie viel Mann der König von Portugall mit dergleichen Rüstung, als ich zum Gepränge mitführete, und mit dergleichen wohlaufgeputzten Pferden, als die meinigen wären, ins Feld stellen könnte? Ich gestehe, daß ich aus Besorge des Erröthens mir nicht getrauete, eine Lüge zu wagen. Aber einer von meinen neben mir stehenden Gefährten, antwortete mit vieler Keckheit: hundert oder hundert und zwanzig tausend. Der König erstaunete darüber, und ich ebenfalls *c*). Eben dieser Portugiese gab auch noch auf andere Fragen dermaßen unerhörte Nachrichten, daß der König voll Verwunderung zu den Fürsten an seinem Hofe sagte: „Er wünschete sich in seinem Leben kein größeres Vergnügen, als einen dermaßen mächtigen Monarchen zu sehen, dessen Schätze und Macht man ihm schon so oft gerühmet habe *d*). Nach geendigtem Gehöre, bedeutete er mich, der Pater **Belquior** und seine Gefährten könnten nunmehr nach Hofe kommen, wenn sie wollten.

Kühnheit eines Portugiesen.

Der Pater Belquior erscheint bey Hofe.

Ich überbrachte ihnen diese angenehme Zeitung in aller Eile, ja ich rieth ihnen, sie möchten die Gelegenheit ergreifen, da alle Portugiesen beysammen wären, und ihre Sonntagskleider anhätten. Sie folgten diesem Rathe. Es bestund demnach ihr Gefolge gleich den meinigen in vierzig kostbar gekleideten Portugiesen, mit ihren Krägen um den Hals, und goldenen Ketten über der Achsel, wozu noch vier kleine Waisenkinder aus dem Schiffe kamen, in langen Röcken und Hüten von weißem Taffend, und seidenen Kreuzen über der Brust *e*). Weil ich Wohlstandes wegen nicht so geschwind wieder nach Hofe kommen durfte: so nahmen sie den **Johann Fernandez**, als ihren Dollmetscher mit. Sie wurden im ersten Schloßhofe von einigen Herren empfangen, und mit vieler Höflichkeit in das königliche Gemach geführet. Der König nahm den Pater **Belquior** bey der Hand, und sagte unter Bezeugung eines großen Vergnügens zu ihm: „glaube mir, fremder Pater, dieser Tag ist der einige, in meinem ganzen Leben, den ich für wahrhaftig glücklich achte, weil ich das Vergnügen habe, dich vor meinen Augen zu sehen. Mich dünkt, ich sehe den Pater Franz vor mir, dem ich eben so viel Gutes gönnete, als mir selbst *f*). Hernach ließ er ihn neben sich sitzen, und die Bewegungsgründe seiner Reise, nebst der Hoffnung,

...el diese Rede fast wohl, und lachten drüber: ...r wir fünfe schämeten uns aus der Maßen ... Als der König dieses sah, da bath er, wir ...ten es seiner Tochter nicht für übel aufnehmen. ...rauf antworteten wir, unser Gott wolle Seine Majestät an unser Statt die Ehre und Gunst ...eit bezahlen, die sie uns erweiset, welche wir bekennen nicht klein ist, solches auch so lange ...leben, durch die Welt ausrufen wollen. Dar...ar der König und die Königinn und die junge Fürstinn, die noch als ein Kaufmann verkleidet da stund, wohl vergnügt, und sagten uns ...n Dank. Ja, die Fürstinn sagte damals zu ... wenn mich euer Gott zu seiner Dienerinn ...ehmen wollte, so wollte ich ihm noch bessere ...nspiele machen, als dieses, und die ihm besser gefallen würden. Doch hoffe ich, er werde ...r nicht vergessen. Auf diese Rede fielen „wir auf unsere Knie vor ihr, küsseten gar zärtlich „den Saum an ihrem Rocke, und sprachen: „wir hätten dieß Zutrauen zu ihr, und wenn sie „den christlichen Glauben annähme, hofften wir, „sie sollte Königinn von Portugall werden. Dar- „ob der König, die Königinn, und sie selbst ge- „waltig lachten“. A. d. 1180 und vorherg. S.

z) A. d. 1172 S.

a) A. d. 1182 S.

b) A. d. 1182 S.

c) A. d. 1185 S.

d) A. d. 1184 S.

e) Ebendas.

f) A. d. 1185 S.

Ferd. Mendez Pinto.

nung, darinnen er lebe, das von dem Pater Franz Xaver g) glücklich angefangene Werk vollends in den Stand zu bringen, nach aller Länge vortragen.

Will den König geschwind bekehren.

Der eifrige Pater ergriff die gegenwärtige Gelegenheit, und hielt sogleich eine Bekehrungspredigt, darauf er sich gefaßt gemacht hatte h). Man hörete sie zwar aufmerksam an, antwortete aber, nach einer nochmaligen Versicherung, daß man seine Ankunft „mit Vergnügen sähe, übrigens darauf: Bey jetziger Beschaffenheit der Staatsgeschäffte „könnte man sich in nichts einlassen; er sollte sich nur unterdessen von der beschwerlichen „Reise erholen, die er zu des Himmels Dienste unternommen hätte. Man trüge zwar „noch immer eben diejenige Meynung, welche man in dem durch Anton Ferreyra an „den Unterkönig übersandten Schreiben, geäußert hätte: allein, man müßte gegen die „üble Gesinnung des Volkes und der Bonzen auf seiner Hut stehen; die entstandene höchst „gefährliche Unruhe wäre kaum gestillet, ja man hätte sich genöthiget gesehen, dreyzehn der „vornehmsten Herren, nebst sechzehn tausend ihrer Anhänger, an einem einzigen Tage „hinrichten zu lassen. Würde es aber dem Himmel dereinst gefallen, diejenige einzige „Gnade zu ertheilen, um welche man ihn anriefe: so wollte man sich gar gern nach dem „Wunsche des Unterköniges bequemen.“ Der Pater Belquior stellete sich über die Versicherung ganz vergnügt. Gleichwohl bath er den König, er möchte erwägen, daß alle Menschen sterblich wären: „da nun ihre letzte Stunde keinesweges in ihrer eigenen „Macht steht; wie würde es sodann der Seele eines so gut gesinneten Fürsten ergehen, „wofern selbiger ohne Erfüllung seines tragenden Verlangens stürbe? Das ist Gott bekannt, antwortete der König lächelnd darauf i).

Lässet diese Hoffnung fahren.

Hieraus war nun mit überflüßiger Deutlichkeit zu sehen, man dürfte von ihm nichts als leere Worte hoffen. Der Pater ließ sich unterdessen nichts merken, sondern lenkte die Unterredung auf angenehmere Dinge; und weil die Neugierigkeit des Königes weit stärker war, als sein Trieb zum Christenthume: so hatte er bis in die späte Nacht genug zu thun, ihm auf alle seine Fragen zu antworten. In diesem Zustande blieben die Sachen ganze zween Monate lang, ohne die geringste Hoffnung einer gewünschten Besserung. Indem nun Mascarenhas unterdessen seine Waaren verkauft hatte: so entschlossen wir uns zur Rückreise nach Goa. Ich verlangte eine Antwort auf mein mitgebrachtes Schreiben. Selbige war bereits fertig, und mit des Königes eigener Hand geschrieben. Er bekannte sich in selbigem mit ausdrücklichen Worten, für einen Lehensmann des Königes von Portugall k), doch ohne weder des Pater Belquiors, noch des Christenthumes, mit dem geringsten Worte zu erwähnen. Es hatte also diese Reise, worauf man so große Hoffnung zu Ausbreitung des Evangelii gesetzet hatte, keinen andern Erfolg, als daß der Handlung eine neue Thüre eröffnet wurde, und der Unterkönig von Indien einiges kostbares Gewehr erhielt, das man mir zu Vergeltung seiner Geschenke zustellete. Unser Schiff lag im Hafen zu Xequay vor Anker. Der Pater Belquior, den sein Eifer anderwohin berief, hatte sich nebst allen seinen Gefährten bereits dahin begeben; ich meines Ortes begab mich den 13ten des Wintermonats 1556 gleichfalls dahin, und des folgenden Tages giengen wir unter Segel.

g) Bey seiner Reise mit dem Pinto.
h) A. d. 118 S.
i) A. d. 1186 S.
k) Der Verfasser hat den Brief eingerücket.

l) A. d. 1191 S.
m) A. d. 1192 S.
n) A. d. 1193 S. Der Verfasser schließt ... folgenden Worten, welche nicht nur von ...

Ferd. Mendez Pinto.

Des Pinto Rückreise nach Portugall.

Bey dieser Jahreszeit waren uns die Nordwinde vortheilhaftig. Wir erreichten am ten des Christmonats den Hafen Lampacau, schifften aber, aus Beysorge, wir möch- n die bequeme Jahreszeit versäumen, den 26sten schon wieder ab, und warfen am 17ten ornung bey Goa Anker. Dem Franz Baratto, welcher unterdessen die indianische nterkönigsstelle erhalten hatte, war die Ausbreitung des Christenthumes weit gleich- ültiger, als das Schreiben und die Geschenke, weil er sich durch selbige bey dem portu- esischen Hofe in große Gnade zu setzen verhoffte. Da ich sie ihm überreichte, sagte er: Ich schätze dieses, was ich jetzo empfange, weit höher, als die Stelle, damit ich beklei- det bin, und hoffe, vermittelst dieses Schreibens und dieser Geschenke, die gefährliche Klippe zu Lissabon zu vermeiden, an welcher die meisten indianischen Statthalter zu Grunde gehen, so bald sie den Fuß auf das Land setzen " *l*).

Suchet eine Bedienung zu erhalten.

Aus Dankbarkeit für einen Dienst, dabey ich einen Theil meines Vermögens zuge- et hatte, that er mir einige Anerbiethungen, die ich aber nicht annahm, weil ich andere sichten hatte. Denn ob ich gleich bey weitem keinen Reichthum besaß, so war ich doch t meinem wenigen Vermögen vergnügt, und wollte mich mit keiner neuen Mühe bela- , da ich sie überhoben seyn konnte. Ich wünschte folglich, in mein Vaterland zu en, und daselbst der Ruhe zu genießen, die mir so unbeschreibliche Arbeit gekostet tte. Gleichwohl machte ich mir das Wohlwollen des Unterköniges in diesem Stücke zu tze, daß ich eine durch Zeugen bekräftigte Urkunde in seiner Gegenwart aufsetzen ließ, oft ich in des Königes und der Nation Diensten in Leibeigenschaft gerathen, auch wie ich meines ganzen Vermögens beraubet worden sey. Denn ich dachte, wenn ich nur Urkunde hätte, so könnte es mir zu Lissabon an Belohnungen nicht fehlen. Ueber die- gab mir Don Franz Baretto ein Schreiben an den König mit, worinnen er meiner nste und Aufführung mit allem Lobe gedachte. Mit einem Worte, ich hielt diese hriften für mein größtes Reichthum, und segelte in größtem Vergnügen über selbige Europa *m*).

Kömmt nach Lissabon.

Ich kam den 22sten des Herbstmonats 1558 glücklich nach Lissabon. Das Königreich oß damals unter der Regierung der Königinn Catharine einer vollkommenen Ruhe. Ich rgab Sr. Majestät das Schreiben des Unterköniges, trug zugleich alles umständlich was ich durch lange Erfahrung zum Besten Ihrer Angelegenheiten nützlich zu seyn nden hatte; wobey ich meine eigenen nicht vergaß. Sie wies mich an den Minister, her mir große Dinge versprach. Er gedachte aber nachgehends nicht weiter daran, ern ließ meine Papiere vier bis fünf Jahre ungelesen liegen, nach Verlaufe welcher ich keinen andern Vortheil davon hatte, als daß ich ohne Unterlaß bey Hofe aufwar- rennen, laufen, bitten und betteln mußte, welche höchstverdrießliche Art einer Leib- schaft mir weit unerträglicher fiel, als alle ausgestandene Mühseligkeiten. Endlich loß ich, dieses Verfahren dem gerechten Richter anheim zu stellen, und mit dem weni- Vermögen, das ich aus Indien mitgebracht, und dafür ich niemanden ein gut Wort n durfte, vergnügt zu seyn *n*).

Das

, sondern auch gottesfürchtigen Gemüthe zeu- „Habe ich für ein und zwanzigjährige nste, binnen welchen ich dreyzehnmal in die „Leibeigenschaft gerathen, und sechzehnmal verkauft „worden bin, zuletzt keinen Dank erhalten: so „schreibe ich es der göttlichen Gerechtigkeit zu, wel- che

Dellon 1670.

Das XVI Capitel.

Dellons Reise nach den französischen Handelsplätzen auf der malabarischen Küste.

Einleitung. Gemüthsbeschaffenheit des Verfassers. Reise nach Mirzeu. Beschreibung der Stadt Raschapur. Er kömmt nach Mirzeu. Wie der Statthalter die Franzosen aufnimmt. Indianische Tänzerinnen. Gastmahl des Statthalters; der Franzosen. Beschaffenheit des Königreiches Visapur. Reise nach Baliepatan. Handelssitz der Franzosen zu Tilsery. Beschaffenheit des Landes. Benachbarte Plätze von Cananor. Insel Tremepatan. Die Franzosen ziehen nach Tilsery. Beschreibung davon. Bau der Franzosen. Reise nach Sirinpatan. Gefährlicher Weg. Der Verfasser bleibt zurück; geht wieder nach Tilsery; wird gefangen genommen. Wie er der Sclaverey entgeht. Er befürchtet vergiftet zu werden. Reise nach Calecut. Macht des Coguiali. Zustand von Calecut. Beschreibung von Tanor. Anstalten zu Sirinpatan. Mangalor. Geschichte des [...]schen Grafen von Sarjedo.

Einleitung.

Die vorhergehende Reisebeschreibung ist als ein Nachtrag anzusehen, welcher zwar eigentlich an eine ganz andere Stelle gehöret hätte, dennoch aber durch diese Versetzung nicht das geringste von seinem Werthe verliert, sondern dem gegenwärtigen Bande vielmehr eine Zierde giebt, welche die Engländer bereits den allerersten Theile ihrer Sammlung hätten beylegen sollen. Nunmehro müssen wir uns wieder, so viel möglich fällt, an diejenige einzige Ordnung binden, die bey ihrem Entwurfe statt findet, ungeachtet sie von ihnen selbst beynahe niemals beobachtet worden ist. Es besteht selbige öfters angeführtermaßen darinnen, daß man das Folgende durch irgend einige beygebrachte Erläuterung, so gut als es angehen will, mit dem Vorhergehenden zusammenhänge, damit der Leser bis an die Quelle der neuen Begebenheiten, die man ihm darleget, zurück gehen könne.

Vorjetzo muß er sich wieder an dasjenige erinnern, was ihm einige Reisenden o) von Errichtung des französischen Handelssitzes zu Surate erzählet haben. Der Bewindhaber der französischen Handelsgesellschaft, Herr **Caron**, richtete zu einerley Zeit verschiedene Waarenlager auf, von welchen aber de la Haye, **Estra** und **Carre**, zu ihrer Zeit weiter noch nichts, als die Namen, beybringen konnten. **Dellon**, welcher 1688 in der

Gemüthsbeschaffenheit des Verfassers

bloßen Absicht, seine Erkenntniß durch einige Reisen zu vermehren, auf einem der Gesellschaft zugehörigen Schiffe aus Frankreich abreisete, ist, so viel ich weis, der einzige, welcher eine Nachricht von diesen Anstalten giebt, ungeachtet sie auf alle Weise verdienen, daß man sie der Vergessenheit entreiße. Sein Buch kam erst im Jahre 1711 heraus [...]

„che niemals irren kann, sondern alles auf das „beste anordnet. Darum statte ich dem himmlischen Könige unendlichen Dank ab, dessen Wille „auf diese Weise erfüllet worden ist, und beklage „mich keinesweges über die Könige der Erde, weil „mich meine Sünden unwürdig machten, ein mehreres von ihnen zu erhalten. Ebendas.

o) Man sehe die letzten Reisebeschreibungen im achten Bande, und die ersten im gegenwärtigen. Tavernier beschreibt zwar, wie die Unterhandlung der französischen Abgeordneten in Persien u. [...] ablief; es gehöret aber diese Begebenheit nicht in unsere Sammlung, und wollen wir nur dieses dabey erinnern, daß er sich irre, wenn er den Boulaye in der Trunkenheit durch persische Soldaten todtschlagen läßt. Denn wie aus der beygebrachten Nachricht des Pater Rhodes zu sehen: so kam selbiger zu Rom und Paris [...]

Dellon 1670.

Man findet in selbigem zwar auch einige Nachricht von Madagascar, und andern Orten, die er auf seiner Reise berühret. Doch unsern Lesern würde sie nichts neues mehr sagen, und da übrigens seine Fahrt mit keinem merkwürdigen Zufalle verknüpfet ist: so wollen wir ihn nur bey denjenigen Begebenheiten, die wir ohne ihn nicht wissen würden, auf dem Schauplatze erscheinen lassen. Man stelle sich also vor, er sey zu Surate, und wolle mit zwey französischen Schiffen, nämlich der Stärke, und der Maria, nach Malabar abgehen.

Reise nach Mirzeu.

Den 6ten Jenner 1670 lief er auf der Maria aus dem dasigen Hafen, und der Wind blieb bis an die Rhede von Raschapur günstig. Hier sollte die Stärke einige Waaren einnehmen, und hernach zu Balliepatan wieder zu dem andern Schiffe stoßen. Folglich hatte der Verfasser damals keine Gelegenheit, sich in besagter Stadt viel umzusehen, nachgehends aber verweilete er länger daselbst, und konnte eines und das andere bemerken.

Beschreibung der Stat Raschapur.

Raschapur liegt an der malabarischen Küste q), ungefähr achtzig französische Meilen von Surate, und zwanzig Meilen nordwärts von Goa. Es gehörete dem berufenen Aufrührer Sevagi, welcher nicht nur dem Könige von Visapur, sondern auch dem großen Mogol lange Zeit alle Hände voll zu thun machte r). In dem Flusse, der es wässert, können keine größere Schiffe, als von fünfhundert Tonnen, einlaufen. An selbigem findet man zuerst ein schlechtes, von lauter Fischern bewohntes Dorf. Vier Meilen von der See liegt das Städtchen, dessen Namen sowohl der Fluß, als der Hafen, trägt. Zur Fluthzeit können die allergrößten Schaluppen ohne Mühe bis dahin kommen, aber bey einfallender Ebbe ist das Wasser im Flusse dermaßen seichte, daß man ohne Gefahr durchwaden kann. Ehemals hatten die Engländer ein ansehnliches Waarenlager zu Raschapur: sie wurden aber weggejaget, weil sie eine Schanze daselbst aufbauen wollten. Nach ihnen ließ sich die französische Handelsgesellschaft an diesem Orte nieder, und ihre Factore erbaueten ein schönes Haus mit einem trefflichen Garten. Nicht weit von selbigem quill heißes Wasser aus der Erde, welches einer unendlichen Menge Kranken, theils durch Trinken, theils durch Baden, zur Gesundheit verhalf. Die rings um die Stadt liegenden Wälder und Gebirge sind mit allerley Gattungen Affen, von sehr unterschiedener Größe und Farbe, angefüllet. Sie laufen ungescheut in die Häuser, weil die Einwohner sie bis zum Anbethen verehren. Die Franzosen schlugen zuweilen einige todt, indem ihnen ihr Zuspruch beschwerlich fiel: sie mußten aber ungemeine Behutsamkeit dabey gebrauchen, denn sonst hätte man sie um einer solchen Unthat willen vielleicht gar aus dem Lande gejaget s). In der Gegend um Raschapur wächst vortrefflicher Pfeffer in großer Menge. Man hat auch viel Salpeter da, und verfertiget sehr feine Cattune. In dieser dreyfachen Waare

...es wieder zum Vorscheine. Indem nun des Tavernier Buch ganzer sechzehn Jahre hernach gedruckt wurde, folglich sein Irrthum nicht zu entschuldigen ist, über dieses auch er gegen beyde Abgesandte einen heftigen Unwillen äußert: so muß man ihn mit Mistrauen lesen. Taverniers III Th. a. d. 95 S.

p) Zu Cöln bey Pierre Marteau, und ist dem Herrn Baron de Breteuil, Introducteur der ausländischen Gesandten, zugeschrieben. Es enthält auch eine Beschreibung des Ketzergerichtes zu Goa, die zwar schon vorher an das Licht getreten war. Dellon reisete nach seiner Heimkunft mit den Prinzen von Conti, als Leibarzt, nach Ungarn. Er schreibt nicht übel, und scheint ein Mann von vieler Ueberlegung zu seyn.

q) Auf 17 Gr. Breite.

r) Man sehe die Reisen des Estra und Carre.

s) A. d. 160 S.

Dellon 1670.

Waare besteht hauptsächlich die Handlung des Landes. Sevagi besaß viele feste Plätze; einige lagen auf unzugänglichen Bergen. Ihre Besatzungen streiften ohne Unterlaß in das Gebiethe der Fürsten, mit denen Sevagi in Uneinigkeit lebte. Seine Unterthanen waren größtentheils Heiden, gleichwie er selbst: gleichwohl durfte in seinem Lande ein jeder glauben, was er wollte, und Dellon fället, gleich allen übrigen Reisenden, das Urtheil von ihm, er gehöre nicht nur unter die schlauesten Fürsten von ganz Asien, sondern auch unter die feinesten Staatsleute seiner Zeit t).

Kömmt nach Mirzeu.

Den 14ten Jenner kam die Maria auf die Höhe von Mirzeu, und warf noch den selbigen Tag an der Mündung des Flusses Anker. Nicht weit von solcher, und etwa acht zehn Meilen südwärts von Goa, liegt die Stadt Mirzeu, eine der besten im ganzen Kö nigreiche Visapur. Hier hatte die französische Gesellschaft ein Waarenlager, und li durch ihre Factore eine große Menge Pfeffer aufkaufen u). In den Fluß können kei andere, als mittelmäßige Barken, einlaufen. Die Stadt ist für ihre Größe volkr genug. Eine Viertelstunde davon, liegt ein ziemlich fester, und mit schwerem Geschü wohl versehener Platz, gleiches Namens, darinnen der König von Visapur beständig e zahlreiche Besatzung unterhält. Die umliegende Gegend ist angenehm und fruchtbar; s sonderlich wächst der Reiß im Ueberflusse. Der Befehlshaber in der Festung war persianischer Herr, Namens Coschabdella, ein Mann, der ungemeine Eigenschaften, u die Gnade des Königes von Visapur, dem er seit einigen Jahren dienete, in hohem Gr besaß.

Wie der Statthalter die Franzosen aufnimmt.

So bald die Franzosen ans Land traten: so machten sie dem Befehlshaber in Festung ihre Ankunft zu wissen. Hierauf besuchte selbiger den Hauptmann und die übri Schiffsofficier ohne Verzug, erzeigte ihnen große Höflichkeiten, und bath sie auf Abend zu Gaste. Ungeachtet es nun damals erst um acht Uhr Vormittages war, wurden sie doch auf seinen Befehl theils zu Pferde, theils in Palankinen, auf das Sch abgeholet. Die Pfeifer, Trommelschläger, Trompeter, nebst der Leibwache des St halters, zogen hinter ihnen her. Bey ihrer Näherung, und währenden Einzuges, l man die Stücke. Hernach führete man sie in einen großen Saal, dessen Boden mit k baren türkischen Teppichen, und Polstern von Goldstücke beleget war. Coschabd ließ es an keiner Herrlichkeit fehlen; er hatte noch mehr vornehme Personen aus dem L gebethen: und kaum konnte der französische Dollmetscher den Anfang von einem Complim te vorbringen, darinnen er die Erkenntlichkeit der Gäste gegen die günstige Aufnahme legen wollte: so kam schon ein Schwarm Tänzerinnen und Spielleute herein getreten.

Indianische Tänzerinnen.

Es giebt in ganz Indien Weibespersonen, die eine Gesellschaft unter sich erricht und keine andere Handthierung treiben, als Tanzen. Sie nehmen auch Mannsperso mit in ihre Gesellschaft, welche auf der Trommel, Flöte und Schallmey spielen. Wa nun mit dieser Uebung gewinnen, das theilen sie zu gleichen Theilen unter sich. Weil d Gesellschaften mit Erlaubniß der Landesherren errichtet sind: so werden sie von den St haltern beschützet, und müssen dafür etwas bezahlen. Jedweder kann sie zu sich rufen, nach verglichener Bezahlung tanzen lassen. Man darf ihnen niemals Gewalt anthun, weniger sie beschimpfen. Ihre Gesänge und Tänze sind zwar anmuthig, aber ziem

t) Man sehe Carre und Estra.

u) In der folgenden Reisebeschr. werden andere Bewegungsgründe angeführet.

x) A. d. 166 und vorherg. S.

Dellon 1670.

gell. Was sie verdienen, das hängen sie meistens an ihren Schmuck. Manche hat wohl für zehn bis zwanzig tausend Thaler Edelgesteine an sich. Die meisten sind schön und wohl gebildet, weil man sie sonst nicht aufnimmt, wenn es ihnen an diesen Eigenschaften fehlet. Sie thun gleichsam ein Gelübde, die Keuschheit nicht zu halten. Was aber jede von ihren Liebhabern bekömmt, das gehöret nicht in den gemeinschaftlichen Beutel x).

Gastmahl des Statthalters.

Anfänglich gefiel den Franzosen dieses Schauspiel sehr wohl, aber da es kein Ende nehmen wollte: so wurde es ihnen verdrießlich. Zwar wurden sie mit Weine und Caffee bedienet, doch diese Bewirthung war viel zu unhinlänglich für die hungerigen Mägen hungriger Leute, welche vermuthet hatten, man würde ihnen vielmehr eine gute Mahlzeit vorsetzen, als einen ganzen Tag ohne Aufhören allerley krumme Sprünge vormachen. Als es endlich Zeit wurde, Lichter anzustecken: so führete man sie in den Hof hinab, wo sie die sehnlich erwartete Mahlzeit zu finden hofften: allein, anstatt der Tafel erschien zu ihrer äußersten Befremdung abermal nichts anders, als die vorigen Tänzerinnen, welche ihr Gehüpfe wieder anfingen, wo sie es gelassen hatten. Doch hielten sie zuweilen stille, damit die Franzosen das Feuerwerk betrachten konnten, das der ganzen Ergötzlichkeit gleichsam zum Zwischenspiele dienete. Es dauerte bis um zehn Uhr Abends, und erweckte bey den meisten die Besorgniß, Coschabdella wolle sie unter unaufhörlichen Lustbarkeiten durch Hunger tödten. Doch endlich nahm der Tanz ein Ende; dagegen führete man sie in einen auf allen Seiten offenen Saal, wo das Essen nach morgenländischer Weise auf den Boden angerichtet war. Hier mußten sie sich mit geschränkten Beinen auf Polster niederlassen. Der Statthalter saß mit dabey, und man trug eine große Menge von allerley Speisen auf, die ihnen wegen großen Hungers sämmtlich ungemein gut schmeckten. Auf dem Tischtuche stunden viele Porcellangefäße voll Limonade, woraus jedweder mit einem hölzernen Löffel, der etwa ein kleines Trinkglas hielt, nach Belieben schöpfen konnte. Wer Wein verlangte, der bekam ihn gleichfalls, hingesetzet aber wurde keiner; es trank auch weder der Statthalter, noch die übrigen Muhammedaner, aus Ehrerbiethigkeit gegen ihr Gesetz, den geringsten Tropfen davon. Als man die Speisen abgenommen hatte: so setzte man allerley Obst und Zuckerwerk in großem Ueberflusse auf. Nach der Mahlzeit gieng das Tanzen abermal an, und währete bis in die späte Nacht. Endlich wurden die Gäste von des Statthalters Leibwache, unter dem Getöne der vorigen Instrumente, zurück begleitet. Des folgenden Tages bathen sie ihn auf das Schiff zu Gaste. Er kam auch, mit einem zahlreichen Gefolge. Man empfing ihn unter Lösung der Stücke, und ersetzte die empfangene Höflichkeit mit Wucher. Gleichwohl fand er die Kunst, die Franzosen noch zu übertreffen. Denn er ließ unter alle diejenigen, die bey ihm gespeiset hatten, eine Menge Geschenke austheilen. Doch da er Abschied nehmen wollte, so überreichte ihm der Schiffshauptmann allerley Kostbarkeiten im Namen der Gesellschaft; es wurden auch die in seinem Gefolge befindlichen Officier eben so wenig vergessen y).

Französische Gasterey.

Beschaffenheit des Königreichs Visapur.

Dellon bemerket, das Königreich Visapur sey nicht sehr weitläuftig, aber ungemein [illegible], und aus dieser Ursache der König einer von den mächtigsten in ganz Indien, ob er gleich dem großen Mogol zinsbar ist. Er für seine Person bekennet sich zwar zum muhammedanischen Glauben, aber seine Unterthanen sind zum Theile noch Heiden z).

 Den

[illegible] A. d. 171 S.

z) Ebendas.

Dellon 1670.

Reise nach Baliepatan.

Den 19ten Jenner segelten die Franzosen von Mirzeu ab, und warfen den 22sten des Morgens, vor dem Flusse Baliepatan Anker, wo das Schiff, die Stärke, schon vor drey Tagen angekommen war. Weil der Pfeffer, den sie nach Frankreich einnehmen sollten, schon lange in Bereitschaft lag: so war es mit dem Laden bald geschehen. Baliepatan ist ein großer Flecken im Königreiche Cananor, an der malabarischen Küste a), und wird von reichen Muhammedanern bewohnet, die ihr Glück dem Handel zu danken haben. Der Ort steht am Ufer des Flusses, eine gute Meile weit von der Mündung. Von hier sieht man in mäßiger Entfernung den Pallast vor sich, darinnen der König von Cananor seinen gewöhnlichen Aufenthalt nimmt, imgleichen viele rings herum befindliche schöne Pagoden. Zwar führet insgemein der ganze Strich Landes zwischen Surate und dem Vorgebirge Comorin, den Namen der malabarischen Küste, gleichwohl beginnet die erwähnte Küste eigentlich nur bey Mont Dely b), und von besagtem Orte an nennen sich die Einwohner Malabaren. Sie beträgt etwa zweyhundert französische Meilen in die Länge, und wird in verschiedene Königreiche abgetheilet, worüber heidnische Fürsten regieren. Obgleich der zu Cananor nicht mächtiger ist, als jedweder unter ihnen: so hat er doch den ersten Rang, und genießt eines besondern Ansehens, das er gewissen aus ihrer Glaubenslehre hergeleiteten Gründen zu danken hat. Er wird Colitry genannt, welches ein bloßer Ehrentitel ist, gleichwie der Name Samorin bey dem Könige von Calecut.

Handelsitz der Franzosen zu Tilsery.

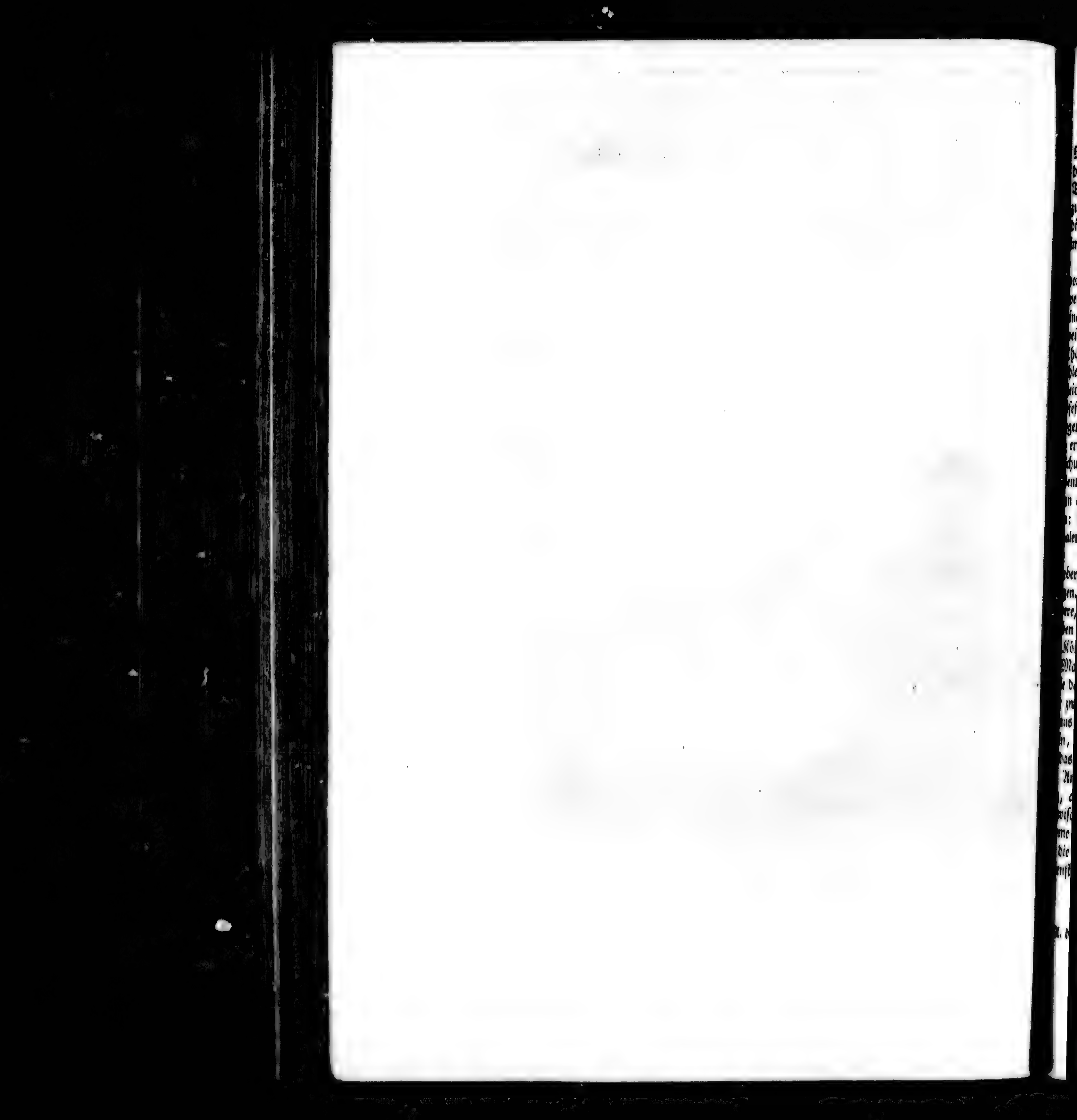
Das Haus, welches der Prinz Onitri, Statthalter des Königreichs, den Franzosen anfänglich zu ihrer Handlung angewiesen hatte, war nicht räumlich genug, daß sie bequem darinnen wohnen konnten. Nebst dem lag es zu weit von der See, und diese Entfernung machte das Hin und Herführen der Güter ungemein beschwerlich. So bald nun beyde französische Schiffe abgesegelt waren, bath Dellon inständig, man möchte ihm einen bequemen Platz anweisen, erhielt es auch. Der Prinz begab sich in eigener Person nebst einigen Franzosen, nach einem ihm zugehörigen Orte, Talischere genannt. Es liegt solcher am Strande, vier Meilen südlich von Baliepatan, und drey Meilen von Cananor. Weil ihnen der Platz gefiel: so kauften sie ihn für die Gesellschaft, und nenneten ihn Tilsery c).

Beschaffenheit des Landes.

Cananor, die Hauptstadt des von ihr genannten Königreiches, hat einen Hafen, der im Sommer noch ziemlich bequem ist, im Winter hingegen die Schiffe nicht genugsam decket. Dieser Ort war einer von den ersten, wo die Portugiesen nach ihrer Ankunft in Indien sich niederließen. Kaum waren sie da, so baueten sie einen Thurm, dazu sie die Steine aus Portugall mitgebracht hatten, und der noch jetzo da steht. Rings herum führeten sie eine starke Mauer, und pflanzten mehr als hundert Stücke darauf. Diese Befestigung setzte das ganze Land in Furcht, weil das Geschütz daselbst noch unbekannt war. Nachgehends erbaueten sie bey dem Thurme eine ziemlich große Stadt, behaupteten sie auch lange Zeit. Endlich aber wurden die Indianer ihrer Gewaltthätigkeiten überdrüßig, und riefen die Holländer zu Hülfe. Diese schleiften zwar die Befestigung von Cananor, um die Besatzungskosten zu ersparen, übrigens aber verbesserten sich die Einwohner nicht sonderlich; denn die Holländer verfahren härter gegen sie, als die Portugiesen jemals thaten; ja, wofern man dem Verfasser glauben darf: so hätten sie ihre ehemaligen Tyrannen gern wieder d).

a) Auf 11 Grad Norderbreite. b) Auf 12 Grad. c) A. d. 300 S.


STADT CANANOR.



Dellon 1170.

Eine halbe Meile von der Schanze Cananor, gegen Mittag, liegt ein großer von Muhammedanern bewohnter Flecken, den ein Herr von eben dieser Religion, wiewohl unter des Königes Bothmäßigkeit, regieret. Er hieß Aly Rascha. Er wurde wegen seiner Tugenden von den Seinigen geliebet, und von den Benachbarten geehret. Er war reich, zugleich auch Landesherr einiger maldivischen Eylande. Es wohneten viele Kaufleute in diesem Flecken, bey welchen man alles, was Indien kostbares und seltenes hervorbringet, im Ueberflusse fand.

Es giebt im cananorischen Lande, gleichwie in ganz Malabaren, keine Landstraßen von einer Stadt zur andern, sondern nur schmale Fußsteige, weil man kein anderes Fuhrwerk gebrauchet, als Elephanten, Pferde und Palankine. Es wächst in diesem Lande eine erstaunliche Menge Rohre, welche die Indianer Bambus nennen. Wenn sie noch weich sind: so suchet man die besten heraus, schneidet sie zu Scheiben, von der Dicke eines Thalers, machet sie mit Essig ein, und ißt sie als einen Salat, den die Morgenländer schlechtweg Aschar nennen. Denn wiewohl sie alle mit Essig eingemachte Gewächse gleichfalls Aschar nennen: so setzen sie doch allemal ihre eigene Benennung dazu, als Pfefferaschar, Ingweraschar, Knoblauch- Kohlaschar, u. s. w. Das von Bambus hingegen trägt den Namen Aschar, ohne allen Beysatz. Läßt man diese Röhre fortwachsen: so erreichen sie die Dicke eines Mannsschenkels, und eine Höhe von zwanzig bis dreyßig Schuhen. Man brauchet sie zu mancherley, absonderlich zum Tragen der Palankine. Wenn sie noch jung sind: so beuget man sie nach Belieben auf allerley Weise. Kann man ihnen die Gestalt eines Bogens beybringen, also daß beyde Enden völlig gleich bleiben: so werden sie für die Palankine großer Herren aufgesuchet, und bis auf zweyhundert Thaler bezahlet e).

Benachbarte Plätze von Cananor.

Eine Meile südlich von Cananor liegt ein Dorf, Namens Cotla, darinnen lauter Weber wohnen. Es werden da sehr feine Cattune gewebet, welche den Namen des Ortes führen. Nach einer andern Meile erreichet man den Flecken Tremepatan, woselbst keine andere, als die muhammedanische Religion, im Schwange geht. Die meisten Einwohner treiben einträgliche Handlung. Nahe bey dem Flecken, auf einem Hügel, steht ein Schloß des Königes von Cananor, wo er einen Theil des Sommers hinzubringen pflegt. An der Mauer von Tremepatan rinnet ein ziemlicher Fluß vorbey, und fällt eine Viertelmeile davon in die See. Man kann zwar mit Barken oder kleinen Schiffen, die nicht über zweyhundert Tonnen halten, in besagten Fluß einlaufen, man muß aber Lootsmänner aus dem Lande mitnehmen, weil an der Mündung, ja auch ziemlich weit in die See hinein, viele mit dem Wasser gleich hohe Klippen vorhanden sind, welche die Annäherung und das Einlaufen sehr gefährlich machen.

Insel Tremepatan.

An dem Ende dieser Klippe liegt eine Insel, welche zwar bloß dem Wilde zur Wohnung, aber auch den kleinen Fahrzeugen zu ungemeinem Vortheile dienet; denn sie können zwischen selbiger und dem festen Lande sicher legen, wenn sie auf der See von einem Sturme überfallen werden. Alles, was sie hier zu befürchten haben, das sind die Seeräuber, die sich auf der Insel verbergen, und ohne daß man ihrer gewahr würde, auf den entlegensten Orten Achtung geben, ob kein Fahrzeug in die Nähe komme f).

Der

d) A. d. 301 S. e) A. d. 303 und vorherg. Seite. f) A. d. 305 S.

Dellon 1670.

Die Franzosen ziehen nach Tilsery.

Der Prinz Onitri war mit zween französischen Factoren zu Lande nach Tilsery abge- reiset, um selbige in Besitz dieses Ortes und dazu gehörigen Bezirkes zu setzen. Dellon folgete des andern Tages zu Wasser, und hatte die zu Balliepatan befindlichen Waaren und das Geräthe seiner Landesleute, in einigen Barken bey sich. Zwar nahm er einig Indianer zur Bedeckung mit. Als er aber zwo Räuber-Pares, unweit der Insel Trem patan erblickte: so hielt er für das beste, mit seinen Fahrzeugen in einen ziemlich groß Bach, der nicht weit vom Flusse in die See fällt, einzulaufen, seine Begleiter größten theils da zu lassen, und seinen Weg zu Lande fortzusetzen. Zum Glücke lag ein französ sches Schiff, die Stadt Marseille genannt, zu Tilsery; es kam von Surate, und woll Pfeffer laden. Dieses rüstete geschwind eine Schaluppe mit zwanzig Mann und Steinstücken aus, jagte die Räuber davon, und setzete die Barken in Freyheit *g*).

Beschreibung davon.

Das Gut Tilsery *h*) bestund aus zween geräumlichen und umzäunten Plätzen. Ein lag nicht weit von der See, auf einer Anhöhe, und war mit einem Graben eingefaßt. stunden etwa vierhundert Cocosbäume, nebst einem von Leimen gebauten, und Palmblättern gedeckten, sonst aber ziemlich bequemen Hause, darinnen. Der zweyte größere Bezirk lag niedriger, auch weiter vom Meere. Er begriff nicht nur eine gr Menge Cocos, sondern auch allerley andere fruchtbare Bäume in sich. Eine halbe Vi thelmeile von dem Hause lag ein muhammedanischer Flecken, nebst einer schlecht gebau Moschee. An der Seeseite stunden zwey große Fischerdörfer. Besagte Wohnplätze, drey, gehörten unter den neuen Handelssitz. Die umliegende Gegend hatte eine Me schöne Landgüter aufzuzeigen, deren Besitzer reiche Standespersonen waren. D

Bau der Franzosen.

Prinz verkaufte den Franzosen Tilsery zwar mit dem völligen Eigenthume, und dem Rech alle beliebige Gebäude daselbst aufzuführen: doch behielt er sich die Landesherrlichkeit bev und reisete darauf nach einem andern in der Nähe liegenden Gute ab. So bald er war, so fingen die Franzosen an, mit solchem Eifer zu bauen, daß in wenig Mon ein sehr großes Wohngebäude nebst einem Lagerhause, das alle ihre Waaren fassen kon fertig da stund. Sie umgaben es mit einem tiefen Graben, und einigen Bollwerk nicht nur um gegen die beständigen Drohungen der Seeräuber, sondern auch gegen eigenen Nachbarn, sicher zu seyn, als welche der Neid bereits in den Harnisch gejaget h Aber ungeachtet dieser Verschanzung mußten sie dennoch den Prinzen Onitri um S ersuchen, welcher auch sogleich einen seiner vornehmsten Kriegesbedienten, nebst hundert funfzig Mann, abschickte. Nunmehr lerneten sie aus der Erfahrung, wie gut es daß sie ihm bey Schließung des Kaufes eine Berechtigung in Händen ließen, die ihn selbst zu ihrem Schutze verband. Er machte sich wirklich eine eigene Angelegenheit der ihrigen, und kam in Person nach ihrer Wohnung. Daselbst erklärete er öffentlich stünden in seinem Schutze, bestrafte einige unruhige Köpfe, welche allerley Drohu ausgestoßen hatten, und machte durch seine Standhaftigkeit aller Unruhe ein Ende *i*).

Seines Ortes war der Samorin misvergnügt über die Holländer, und hoffte Beystand, den ihm Portugall nicht mehr leisten konnte, von Frankreich zu erhalten.

g) Ebendas.

h) Auf 11½ Gr. Norderbreite.

i) A. d. 312 und vorherg. S.

k) Dieser Ort liegt nahe bey Coschin. Es ist eine Schanze, wozu ein sehr weitläuftiger gehöret. In den vorbeylaufenden Fluß Schiffe von drey bis vierhundert Tonnen sch einlaufen, folglich ist besagter Platz seh

Dellon 1671.

schickte folglich Abgeordnete nach **Tilsery**, und ließ sehr vortheilhafte Vorschläge thun. Hierauf reiseten die Oberfactore **Flacour** und **Coche**, nach **Calecut**, und schlossen mit dem Könige einen Vergleich, darinnen er ihnen die Oberherrlichkeit über einen gewissen Ort, Namens **Alicot**, und seinen Bezirk, abtrat k), auch eine Festung daselbst aufzubauen erlaubte. Zu eben dieser Zeit hohleten einige französische Fahrzeuge Pfeffer zu Tilsery ab, ließen Gewehr und Kriegesvorrath in der Schanze zurück, und setzten sie dergestalt in völlige Sicherheit.

Reise nach Sirinpatan.

Der Oberbewindhaber, **Caron**, kam bald darauf dahin, als er im Begriffe war, mit den Schiffen nach **Bantam** abzusegeln, und einen neuen Handelssitz daselbst zu errichten. Dieser befahl dem **Flacour**, welcher von des Samorins Hofe wieder nach Hause gekommen war, er sollte ein neues Waarenlager an einem Orte errichten, den die Portugiesen Sirinpatan nennen, wiewohl er im Lande den Namen **Padenot** trägt. Man schickte ... ohne Verzug zu dieser Reise. Der Winter war bereits angegangen; denn in Indien führet die Regenzeit den Namen des Winters, obgleich die Sonne sodann am nächsten ...t. **Flacour** sah die Beschwerlichkeit dieser Unternehmung sehr wohl ein: aber aus Furcht, den Oberbewindhaber, dessen strenges Verfahren bekannt war, zu erzürnen, schlug er die Gefahr wegen der Ueberschwemmung in den Wind. Man packte demnach die Waaren zusammen. Alles eifrige Vorstellen des **Dellons**, man solle den Ausgang des Wintermonats, folglich das Ende der Regenzeit abwarten, war vergeblich. **Flacour** blieb bey seinem Entschlusse, und Dellon konnte nicht umhin, mit ihm abzureisen. Uebrigens war auch **Sirinpatan** nicht weiter als dreyßig Meilen entfernet.

Gefährlicher Weg.

Sie machten sich den 1sten des Brachmonats 1671, im Hemde, leinen Hosen, und ... schuhen auf den Weg. Dabey trug jeder einen Regenschirm von Palmblättern, und einen Stab, damit er sich auf dem schlüpfrigen Wege des Fallens erwehren könnte. Gleich am ersten Tage sahen sie das ganze Land unter Wasser stehen. Sie wadeten ihren Wegweisern Schritt vor Schritt bis an die Waden, öfters bis an die Knie, ja bis an den Gürtel, im Wasser nach. Dergestalt legten sie mit großer Mühe zwo Meilen zurück, und erreichten des Abends, sehr abgemattet und naß, ein von Muhammedanern bewohntes Dorf, wo die Abendmahlzeit schlecht, und die Nachtruhe nicht besser war. Sie reiseten sehr frühe ..., um sich das heitere Wetter zu Nutze zu machen: doch es dauerte selbiges nicht lange; es fing wieder an zu regnen, und der Weg war noch schlimmer, als gestern. Sie mußten die Schirme ohne Unterlaß über sich halten, daher konnten sie sich mit dem Stabe nicht recht behelfen, sondern purzelten sehr oft ins Wasser. Dieses Fallen ermattete sie ungemein. Gleichwohl war die Plage mit den Blutegeln noch ärger; denn selbige hingen sich an ihre Beine, man mußte sie unaufhörlich abstreifen, und das Blut rann häufig an die Füße herab. Sie wurden darüber so schwach, daß sie nicht weiter als zwo Meilen fortrücken konnten, sondern des Mittags stille liegen mußten. Sie nahmen ihre Herberge bey einem Muhammedaner, und begaben sich nach Tische zu dem Herrn des Dorfes, einem

...ndlung. a. d. 315 S. Aus dem Tagebuche des ...haye ist zu ersehen, daß er mit einer französischen Flotte an die Küste des **Samorins** kam, und einen neuen Vergleich mit ihm schloß, dadurch die Schenkung bekräftiget wurde. Damals nahmen die Franzosen Alicot in Besitz. Man s. den 8ten B.

Dellon 1671.

einem reichen **Naher** l). Denn ob sie gleich Pässe vom Prinz **Onitri** bey sich hatten: fiel ihnen doch unterweges ein Beschützer nöthig. Einige geringe Geschenke brachten alle[s,] was sie wollten, zu Wege.

Der Verfasser bleibt zurück.

Des folgenden Tages kamen sie weit besser fort, weil sie der Weg über hohes La[nd] trug. Aber zum Unglücke verirreten sich ihre Wegweiser. Nach vierstündigem Gehen b[e]fanden sie sich ganz genau wieder an demselbigen Orte, wo sie des Morgens ausgegang[en] waren. Das Aergern half bey diesen Umständen weiter zu nichts; sie mußten immer be[n] Weg von neuem antreten, und ihren Wegweisern des begangenen Irrthums ungeacht[et] zum zweytenmale trauen. Unterdessen regnete es heftiger, als jemals. Der Weg war [in] der That zwar trocken, aber steinig, und wurde alle Augenblicke von sehr tiefen und reiße[n]den Regenbächen durchschnitten, über welche man sich unter beständiger Gefahr des Hinei[n]stürzens und Ersaufens, auf Bäumen und Brettern wagen mußte. Ein Indianer k[am] wirklich ums Leben, ohne daß man ihm helfen, noch den Pack, den er trug, retten konn[te.] Gleichwohl legten sie auf diesem halsbrechenden Wege zwo Meilen zurück, und erreich[ten] bey spätem Abend einen ziemlich großen Flecken, am Ufer eines Flusses, der seinen La[uf] nach **Cogniali** nimmt. Indem die Einwohner sehr bescheiden, und die Lebensmittel [im] Ueberflusse da waren: so ruheten die Franzosen ein paar Tage daselbst aus. Aber wie [er]schracken sie nicht, als man ihnen sagte, die bisherige Beschwerlichkeit des Weges sey [noch] nichts gegen diejenige, die sie bis nach **Sirinparan** auszustehen hätten. **Dellon** ge[steht,] er habe sich über die Beschreibung des Weges recht entsetzet. Er suchte den Flaco[ur,] wo möglich zu bereden, daß er seine Reise bis nach Endigung der Regenzeit verschie[ben] möchte. Weil aber bey selbigem kein Zureden verfing, und er für seine Person im [ge]ringsten nicht verbunden war, auf dieser Reise unveränderlich zu bestehen: so beschloß [er,] nach **Tilsery** umzukehren.

Kehret nach Tilsery zurück.

Nachdem er dem **Flacour** sein Leidwesen über ihre Trennung bezeiget hatte: so [setzte] er sich nur mit zween Kerln in einen Nachen, und wollte auf dem Flusse **Cogniali** bis [in] die See hinabfahren. Anfänglich gieng alles gut. Sein Vorhaben war, in dem Fle[cken] **Bargara**, bey dem Eigenthümer desselbigen, einem reichen Muhammedaner m), mit dem [er] ohnedem zu sprechen hatte, das Nachtlager zu nehmen. Er kam glücklich bis nach **Cota**, [einem] der größten Flecken auf der ganzen Küste, wiewohl er unter dem Namen seines Eigen[thü]mers des **Cogniali**, eines Unterthanen vom **Samorin**, und des beschriehensten See[räu]bers in ganz Malabar, am meisten bekannt war n). Weil die Landesgesetze es [den] Spitzbuben nicht erlauben, ihr Handwerk auf dem Lande zu treiben: so hoffte er in Barg[ara,] welches nicht weit von **Cogniali** liegt, bald in Sicherheit zu seyn. Aber auf ein[mal] kamen einige bewaffnete Kerl in einer Barke auf seinen Nachen losgerudert. Den[n die] Seeräuber hatten ihn vorbeyfahren sehen, und sogleich den Entschluß gefaßt, ihn au[fzu]heben. Weil er die Landesgewohnheit wußte: so eilete er an das Ufer, in Meynung, [da] selbst vollkommen sicher zu seyn. Aber kaum war er ausgestiegen: so fuhren seine Ju[ng]ner mit dem Nachen davon. Dagegen traten seine Widersacher zu ihm, setzten ihm [die] Lanzenspitze an das Herz, und droheten ihm augenblicklich den Garaus zu machen, w[enn] er nicht in ihre Barke steigen wollte. Nunmehr bereuete er die begangene Unvorsichtig[keit.]

Wird gefangen genommen.

l) Oder **Nair**. Diesen Titel führen die Edelleute hier zu Lande.

m) Er hieß **Cutcas Marcal**.

Dellon 1671.

nicht einige Nahers zur Begleitung, oder doch wenigstens Schießgewehr, mitnahm. ...r mußte der Gewalt weichen, und sich an die drey Spitzbuben ergeben, die ihm bis nach ...ogniali sehr übel begegneten. Ja, sie führeten ihn im ganzen Flecken herum, wo alle ...inwohner aus ihren Häusern heraus liefen, um zu sehen, was ein gefangener Franzos ... Gebärden machte? Denn er war der erste an diesem Orte o).

Wie er der Sclaverey entgeht.

Dellon wurde hierauf vor den Dorfsherrn gebracht, der eine ansehnliche Summe ...eldes bey ihm zu finden verhoffte. Weil er aber nicht mehr als ein paar Ducaten bey ... hattte: so legte man ihm nur allerley Fragen von der Franzosen Reise nach **Sirinpa**...n vor, insonderheit, ob **Flacour** viel Geld mit sich genommen habe? und ob er auf ...ner Rückreise **Cogniali** bet...en werde? Hernach wurden Fessel herbeygebracht, als ob ...n sie ihm anlegen wollte. Gleichwohl wurden sie nur neben ihm hingeleget, und der ...uber berathschlagte mit einigen seiner Diebesgesellen, die er ausdrücklich deswegen rufen ..., ob er ihn gefangen ehalten, oder los lassen sollte? Wiewohl nun Dellon der Spra... nicht vollkommen mächtig war: so verstund er doch ungefähr, wovon sie redeten. ... ungewisse Ausgang machte ihn beherzt: er stellete in einer langen Rede vor, man ... ihn unbilliger Weise aufgehoben, und dadurch das zwischen dem Samorin und ...nkreich allererst geschlossene Bündniß verletzet. Damit furchten sie sich vor dieses ...iges, als ihres Landesherrn, Ungnade. Der Oberseeräuber trat zu ihm; man nahm ... Fessel weg, entschuldigte sich, und anstatt, daß er besorget hatte, wer weis wie lange ... Gefangener zu bleiben, so gab man ihm die besten Worte. Ja, man bath ihn so ... er möchte mit einem schlechten Nachtlager vorlieb nehmen. Allein, weil er über alle ...en begierig war, bald von hinnen zu scheiden; auch über dieses befurchte, sie möchten ...etwa wieder anders besinnen: so bath er inständig, man möchte ihn je eher, je lieber, ... Bargara schaffen. Unterdessen da man einen Nachen für ihn zurechte machte, setzte ... Cogniali einige getrocknete Früchte vor, die er zwar annehmen mußte, aber aus ...sorge, sie könnten wohl gar vergiftet seyn, in die Tasche steckte. Denn obgleich das ...giften in Malabar nicht so stark im Schwange geht, als in andern Gegenden des ...genlandes: so hat man doch Beyspiele davon; und Dellon meynet, man könne in ...n Stücke sich niemals zuviel in Acht nehmen p). Man gab ihm sein Geld wieder. ...bald er vernahm, der Nachen stehe in Bereitscha..., so sprang er ohne den geringsten ...erlust hinein, und wurde von vier Bewaffneten bis nach **Bargara** begleitet.

Hier fand er seinen eigenen Nachen, nebst seinem Geräthe. Die beyden Indianer, ...n bey dem Ueberfalle der Seeräuber im Stiche gelassen hatten, sagten zu ihrer Ent...igung, sie hätten es wohl gedacht, die Sache sey nur darauf angesehen, daß man ...u **Cogniali** eine Begleitung mitgeben wolle: sie wären also immer voraus gegangen: ...r ließ aus Freude über die Nachricht, es sey vor ein paar Stunden noch ein Franzos ...ngekommen, alle Entschuldigungen gelten. Besagter Franzose hieß **la Serine**, war ...r bey dem Lagerhause zu **Tilsery**, und kam jetzo von **Calecut** und **T...nor**, wo er ...r für die Gesellschaft aufgekauft hatte, zurück. Sie brachten beyde diese Nacht bey ...**Cuteas Marcal** in lauter Vergnügen hin, und erreichten ihre Wohnung des folgen... Morgens.

 Weil

...Es wird seiner in noch mehreren Reisebe...ungen gedacht.

o) A. d. 33 und vorherg. S.

p) A. d. 333 S.

Dellon 1671.

Reise nach Calecut.

Weil Serine an besa[illegible] Orte q), daher er kam, wieder zurück reisen, u[nd] den erkauften Pfeffer einpac[illegible] ußte: so begleitete ihn Dellon zum Zeitvertreibe. S[ie] nahmen ihren Weg am Seestrande dahin. Nach Zurücklegung einer Meile, erreicht[en] sie Meali, ein doppeltes Dorf, dessen eine Hälfte von Muhammedanern, die andere v[on] Heiden bewohnet wird. Beyde Hälften sind durch einen Fluß von einander getrennt, [in] welchen Fahrzeuge von funfzig Tonnen einlaufen können. Die dasige Gegend gehöret u[n]ter die angenehmsten und fruchtbaresten im ganzen Lande. Am Seestrande steht noch [ein] anderes Dorf, welches von lauter Fischern bewohnt wird. Zwo Meilen von Meali lie[gt] der Flecken Bargara, durch welchen zwar nur ein kleiner Arm des durch Cogniali la[u]fenden Flusses geht, es machet aber die See an diesem Orte eine sehr schöne Bay, wor[in]nen zur Sommerszeit die Paren Schutz suchen. Sobald der Winter einbricht, müssen [so]wohl die Kaufleute, als die Seeräuber, alle ihre Schiffe, die nicht auf der Reise begriff[en] sind, auf das Land ziehen. Hier werden sie so lange mit Palmblättern zugedeckt, bis [die] Regenzeit ein Ende nimmt. Zu Bargara ist die südliche Gränze des Königreiches Ca[na]nor. Obgleich dieser große Flecken dem Cuteas Marcal gehörte, und von Muham[me]danern bewohnt wurde: so steht doch die umliegende Gegend einem reichen und mächti[gen] Naher zu, welchem der Zehnte von aller Beute der Seeräuber, imgleichen der Zoll [für] die in den Flecken aus- und eingehenden Waaren abgegeben werden muß.

In einer sehr kleinen Entfernung von Bargara, setzet man über den Fluß, und [fin]det jenseits den Flecken Cogniali oder Cota, welcher wegen seiner vortheilhaften Lage ei[nen] der festesten Plätze in ganz Malabar vorstellet. Er liegt auf einer Halbinsel, wozu m[an] auch selbst von der Landseite sehr schwer kommen kann, weil die See eine erstaunliche M[en]ge Schlamm mit der Fluth dahin führet. Der am Flecken hinlaufende Fluß, ist tief [und] breit, und es können auf selbigem Schiffe, die nicht über zweyhundert Tonnen führen, [bis] vor die Häuser kommen. Nur wird die Mündung von einer kleinen Insel gedeckt, w[el]che zwar den Seeräubern sehr vielen, den Kaufleuten aber sehr schlechten Vortheil bringt.

Macht des Cogniali.

Dellon hat oben schon den Herrn von Cota als einen beschriehenen Seeräuber geschildert. Die Zahl seiner Galeeren stieg bis auf zwölfe, und jede war mit sechs bis [sie]benhundert Mann besetzt, ohne die kleinen Galiotten, die gleichfalls auf der See stre[iften], imgleichen einige Handelsschiffe, die er in die benachbarten Königreiche verschickte, zu [han]nen. Seine Unterthanen sind nach seinem Beyspiele ebenfalls Seeräuber und Kau[fleute] zugleich, folglich nicht nur reich, sondern auch trotzig und grob. Sein Großoheim, [wel]cher gleichfalls den Namen Cogniali führte, empörte sich einstens gegen den Samo[rin] und brachte es so weit, daß selbiger, um ihm gewachsen zu seyn, die Portugiesen um [Bey]stand ansprechen mußte. Der Unterkönig von Indien ließ hierauf ohne Verzug eine [star]ke Flotte auslaufen, und den Cogniali damit zu Wasser angreifen. Der Samorin [hin]gegen, that zu Lande ein gleiches. Doch der größte Theil der vereinigten Macht, [gieng] durch allerley Unfälle zu Grunde. Hierüber wurden die Seeräuber noch unbändiger, [ver]heeten im calecutischen Gebiethe auf das ärgste, und belegten alle Portugiesen, die sie [fan]gen konnten, mit einem grausamen Tode. Als aber die Regenzeit endlich vorben w[ar,] wagte der Samorin nebst dem Unterkönige einen neuen Angriff. Man belagerte [ihn] abermals zu Wasser und zu Lande, mit solchem Eifer, daß der Ort innerhalb eines

Geschichte seines Großoheims.

q) Der Verfasser erzählet hernach, wie es mit des Flacours Reise, und seiner neuen [Ste]tung ablief.

Dellon 1671.

nates mit Sturme übergieng. Man hieb alle Einwohner nieder, und nahm den Cogniali lebendig gefangen. Er wurde nach Goa gebracht, und zur Strafe für seine an so vielen Christen ausgeübte Grausamkeit, mit auf den Rücken gebundenen Händen, den Gassenjungen Preis gegeben, die ihn mit Steinen zu Tode warfen. Sonst war Cora nach der Indianer Meynung, ein unbezwinglicher Ort gewesen: die Samorinen ließen ihn auch niemals wieder aufbauen, daher sieht man jetzo nichts mehr davon, als den Schutt s).

Zustand von Calecut.

Von hier bis nach Calecut, rechnet man sieben französische Meilen, und findet in diesem Raume nur etwa drey bis vier schlechte Dörfer. Ehemals war dieses Königreich so klein, daß man nach des Verfassers Ausdrucke, die in des Königes Pailaste befindlichen Hähne, an allen Orten der Gränze krähen hörete: aber heutiges Tages ist es das größeste in ganz Malabar. Die Hauptstadt liegt eilf Meilen von Tilsery. Vor Zeiten hatte sie die Handlung beynahe ganz allein an sich. Die Portugiesen wurden bey ihrer ersten Ankunft wohl aufgenommen, der Samorin ertheilete ihnen nicht nur die Freyheit, in seinem Lande zu wohnen, sondern auch alle übrige Vortheile, die zu Befestigung ihrer Anstalten etwas beytragen konnten. Indem sie aber nach Verlaufe weniger Zeit, aus Uebermuthe sehr geringschätzig mit ihm verfuhren: so jagte er sie zum Lande hinaus, und ließ sie nachgehends nimmermehr wieder einnisten. Die Luft zu Calecut ist sehr gesund, auch der Boden fruchtbar, und bringt alle Bedürfnisse des menschlichen Lebens hervor. Weil das Land niedriger liegt, als die See: so ist es einer öftern Ueberschwemmung unterworfen. Ja das Meer schwemmet alle Jahre ein Stückchen von des Samorins Gebiethe weg, oder bedecket es. Man spüret den Schaden nur allzu merklich; denn die alte Festung der Portugiesen lag ehemals ziemlich weit vom Strande: aber heutiges Tages, ist sie zweene gute Meilen in der See, gleichsam vergraben. Man erblicket nichts mehr von ihr, als die Thurmspitzen, es können auch die Barken zwischen ihr und dem festen Lande, ungehindert durchfahren t).

Zu diesem jährlichen Anwachse der See, welcher absonderlich im Winter geschieht, tragen die Nordwestwinde nicht wenig bey, indem sie vom Maye bis zu Ende des Herbstmonates mit großem Ungestüme und unaufhörlich gegen die malabarische Küste blasen. Bey Dellons Aufenthalte zu Calecut versank die engländische Wohnung, ob sie gleich erst vor zwanzig Jahren, und weit genug vom Strande, aufgebauet worden war. Die Stadt selbst ist durch die jährliche Ueberschwemmung öfter als einmal zu Grunde gerichtet, und von den Einwohnern tiefer in das Land hinein gesetzt worden. Ohne Zweifel ist dieses die Hauptursache, warum die Handlung nebst denen, die sie treiben, unvermerkt von diesem Orte wegkam. Gleichwohl ist noch ein sehr großer Markt vorhanden, der aus vielen ziemlich ordentlich gebaueten Gassen besteht, und von reichen Muhammedanern bewohnt wird. An dem Markte stößt ein großes von Mancuas, oder Fischern bewohntes Dorf, und andere Wohnplätze, die ihm auf alle Weise das Ansehen einer großen Stadt beylegen. Vor Alters war sie der gewöhnliche Sitz des Samorins. Endlich wurde er der unaufhörlichen Verwüstungen, welche die See anstiftete, überdrüßig, und setzte einen Statthalter dahin, der den ehemaligen Pallast bewohnet. Dieses Amt ist eines der wichtigsten im ganzen Lande, und machet denjenigen, der es bekleidet, allemal reich. Selbiger führet den Titel Raschador, das ist, Unterkönig. Dellon sah in dem

 Schloß-

r) A. d. 338 und vorherg. S. s) A. d. 340 S. t) A. d. 343 S.

Dellon 1671.

Schloßhofe zu Calecut eine große Klocke und einige Stücke liegen, die man aus der ehemaligen portugiesischen Festung dahin gebracht hatte *u*).

Der Sand am Strande ist an einigen Orten mit kleinen Flitterchen, von sehr feinem Golde vermischt. Weil es keinem Menschen verwehrt ist, dieses Gold aufzusuchen: so nähren sich viele Leute von dieser Arbeit. Die meisten tragen den Sand nach Hause, und bezahlen den **Raschador** etwas für eine gewisse Anzahl Körbe voll. Der Verfasser sah dergleichen Goldstückchen, die funfzehn bis zwanzig Sous galten, obgleich ihr gewöhnlicher Werth nur vier bis zehn beträgt *x*).

Der Verfasser geht den Seeräubern unter die Augen.

Die Europäer bezeugen einander in diesen entfernten Ländern allerley Gefälligkeit. Daher ließen **Dellon** und **la Serine** sich nicht lange bitten, zu **Calecut** ein Zimmer im engländischen Hause zu beziehen. Sie blieben aus Furcht vor den Seeräubern, die auf sie zu lauren schienen, länger da, als ihr Vorsatz gewesen war. Endlich aber nahmen sie ihre Herzhaftigkeit zusammen, und fuhren unter Bedeckung einiger **Nahers**, mit der Kugelbüchse in der Hand, zwischen der Küste und den Seeräubern durch, kamen auch des Abends nach **Tanor**, ohne daß ihnen jemand zu nahe gekommen wäre.

Diese Hauptstadt eines kleinen Königreiches, von gleichem Namen, liegt nur fünf französische Meilen südlich von **Calecut**. Das ganze **tanorsche** Gebieth ist zwar mit des **Samorins** Landen umzingelt, selbigem aber im geringsten nicht unterworfen. Das Meer machet daselbst eine Bay, welche den Schiffen nur im Sommer Sicherheit schaffet. Was man die Stadt nennt, das ist eigentlich ein zusammengesetztes Wesen, von einigen **Moncuas** Dörfern, einem sehr großen von reichen Muhammedanern bewohnten Markte, und einem ansehnlichen Dorfe voll Christen, denen der König die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes erlaubet. Sie haben eine kleine ganz artige Kirche, und vor selbiger ein Kreuz aufgerichtet. Der König sitzt gemeiniglich in einem weiter vom Strande gelegenen Schlosse *y*). Zu **Tanor** hat er seinen Statthalter, unter welchem aber, kraft eines besondern Vorrechtes, die Christen nicht stehen, sondern bey ihrem Priester Recht suchen. Die Jesuiten zu Goa sind schon seit langer Zeit im Besitze dieser Art von Oberherrlichkeit, und lassen selbige durch verständige Heidenbekehrer ausüben, darunter **Dellon** insonderheit den Pater **Matthias Fernandez**, als einen apostolischen Mann lobet, der das Malabarische besser geredet und geschrieben habe, als die eigenen Priester der Landeseinwohner [...]

Ungeachtet der ganze Bezirk des Königreiches **Tanor** kaum zehn Meilen beträgt: [so] steht doch der König unter niemanden. Seitdem sich die Portugiesen in Indien fest setzten, so hat er beständig eine genaue Verbindung mit ihnen unterhalten, wozu sie an ihrem [...] alles mögliche beytrugen. Im Gegentheile war er allemal ein abgesagter Feind der Holländer. **Dellon** gesteht, die Gesellschaft habe sich eben aus dieser Ursache um seine Freundschaft beworben, weil damals ein Krieg zwischen Holland und Frankreich unvermeidlich zu [seyn] schien. Das Ländchen selbst ist gesund und fruchtbar, hat Wildprät und Fische im Ueberflusse, und liefert insonderheit eine große Menge Pfeffer. Die Einwohner leben [von] Reiße, Fischen, und Cocos. Geflügel essen sie nicht, sondern verkaufen es lieber [...]

u) A. d. 345 S.

x) A. d. 346 S.

y) Eine Meile vom Strande.

z) A. d. 350 S.

a) A. d. 355 S.

b) Der Verfasser räth gleichwohl, man [...] sich zu jedweder Jahreszeit mit einem Lootsmann aus dem Lande versehen, sonst könne man [...]

Dellon 1671.

Ausländer. Nachdem unsere Franzosen ihr Geschäffte zu **Tanor** in Richtigkeit gebracht hatten: so reiseten sie zu Lande nach **Calecut** zurück. Nach zurückgelegten zwo Meilen, waren sie wieder auf des Samorins Grund und Boden, und zu **Schali**, einem großen muhammedanischen Dorfe, vor welchem ein Flüßchen vorbey läuft, das jedoch vielmehr den Seeräubern, als den Kaufleuten, zum Einlaufen dienet. Als sie des folgenden Tages nach Calecut kamen: so waren die Engländer eben beschäfftiget, dasjenige, was die See ganz gelassen hatte, aus ihrem zerstörten Hause zu retten *a*).

Anstalten zu Sirinpatan.

Flacour, welcher das Herz gehabt hatte, die Reise nach **Sirinpatan** zu vollenden, kam mit Ausgange des Wintermonates wieder nach **Tilsery** zurück. Er hatte fünf und dreyßig Tage in unaufhörlicher Gefahr nebst seinem ganzen Gefolge zu ertrinken zugebracht, ehe er den verlangten Ort erreichen konnte. Doch der gute Ausgang seiner Bemühung, schlug ihm alle ausgestandene Beschwerlichkeiten aus dem Sinne. Der König und die Großen im Lande hatten ihn wohl empfangen. Die Waaren, welche die Gesellschaft in selbiger Gegend haben konnte, waren sehr feine Cattune, Sandelholz, das im Ueberflusse daselbst wächst, und trefflicher von der Natur selbst zubereiteter Salpeter, den man weiter nicht zubereiten darf. **Flacour** hatte von jedweder Waare Muster mit gebracht. Die Cattune waren um die Hälfte feiner, als man sie für gleichen Preis zu Surate verkauft. Man machte sich demnach große Hoffnung von dem Waarenlager, das er daselbst angelegt hatte.

Reise nach Mangalor.

Wie es aber damit weiter gieng, das weis **Dellon** nicht. Denn es wurde ihm zu Tilsery allgemach die Zeit lang; und weil er ganz andere Dinge sehen wollte, als was in dem Waarenlager vorgeht: so reiste er mit einem französischen Schiffe nach **Mirzeu** ab. Seine Absicht war, die Orte zu besehen, wo das Schiff unterwegens anländen würde, und dann nach Goa zu reisen. Er segelte den 20sten Jenner des 1672sten Jahres ab, und war den 24sten in der Rhede von **Mangalor** vor Anker.

1672.

Diese Stadt gehöret zum Königreiche **Cananor**, und ist die beste vom ganzen Lande. Sie liegt achtzehn Meilen nordlich, von **Balliquatan**, am Ufer eines Flusses, worein mittelmäßige Schiffe zur Regenzeit, und bey starker Fluth einlaufen können *b*). Sie ist ziemlich groß, theils von Muhammedanern, theils von Heiden bewohnt. Zwischen ihr und der See, dahin man eine halbe Meile zugehen hat, steht das portugiesische Waarenhaus, und auf einer Höhe dabey, eine Schanze, die vor Zeiten ihnen gehörte, gleichwie die übrigen, welche man hier zu Lande bey jedem Hafen antrifft. Doch die **Canarinen** wurden ihres übermüthigen Verfahrens endlich überdrüßig, und ließen sich das Unternehmen anderer indianischer Völker zum Beyspiele dienen: das ist, als die Portugiesen zum erstenmale mit den Holländern Krieg führten, so ergriffen sie die Gelegenheit, und jagten sie zum Lande hinaus. Nachgehends da zwischen Portugall und Holland Frieden gemacht war: so versuchten die Unterkönige zu Goa ihr Aeußerstes, die verlohrnen Plätze wieder zu erobern. Ihre Flotten setzten diese Küste lange Zeit in Schrecken, und zwangen endlich den König zur Wiedergabe der Festungen **Mangalor** und **Barcalor**. Allein, die vergangenen Kriege hatten ihre Kräfte dergestalt erschöpfet, daß sie nicht einmal Besa-

tzung

...er Sandbank, deren es an der Mündung des Flusses genug gäbe, sitzen bleiben. Außerhalb der Barre, ist eine gute Rhede, da man des Sommers ohne Gefahr Anker werfen kann, indem zu solcher Zeit das seichte Wasser das Einlaufen in den Fluß verhindert. A. d. 368 S.

Dellon 1672.

tzung hinein legen konnten, sondern nur Häuser aufbaueten, worinnen sie wie zuvor d halben Zoll für alle aus- und eingehende Waaren einnahmen c).

Obgleich die Canarinen Nachbarn der Malabaren sind: so haben sie doch ganz and re Gebräuche, und gleichen hierinnen mehr den heidnischen Unterthanen als des großen M gols, unter welchem sie stehen. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlicht; sie tragen lange Ha re, und kleiden sich wie die suratischen Heiden. Die Luft im Lande ist rein und gesund und der Boden dermaßen fruchtbar, daß aus diesem mäßigen Bezirke nicht nur in die b nachbarten Lande, sondern auch nach Achem, Bantam, Moka, Mascat, Balsora, Mo zambick, Monbaz und viele andere Orte, Reiß verführet wird d).

Des folgenden Tages fuhr das französische Schiff vor Barcalor vorbey, woselb die Portugiesen gleichwie zu Mangalor die Hälfte des Waarenzolles erheben. Den dri ten Tag, warf es in der Rhede von Mirzeu Anker. Eben damals fuhr der Herr de la Haye mit dreyzehn Schiffen von allerley Größe an der Küste vorbey und nach Ceylan

Es wäre vergeblich, dem Dellon nach Goa und an andere Orte zu folgen, von we chen unsere Leser nichts mehr zu wissen verlangen. Doch darf ich eine gewisse Begebenh nicht vorbey lassen, davon man bey andern Reisenden einige Spur findet, und we Dellon bey seinem Aufenthalte zu Daman mit eigenen Augen ansah.

Geschichte des falschen Grafen von Sarjedo.

Ein gewisser Portugiese, dem es nicht an Verwegenheit und Witze, wohl aber a Gelde fehlete, bemerkte, daß er dem Grafen von Sarjedo, einem der vornehmst Herren in Portugall vollkommen ähnlich sah. Sogleich wagte er ein höchst verwegenes U terfangen. Der rechte Graf von Sarjedo lebte damals zu Lissabon, und war der So eines ehemaligen Unterköniges von Indien, den seine sanftmüthige Regierung bey je mann beliebt gemacht hatte. Von solchem lebte noch ein natürlicher Sohn zu Goa, u stund nicht nur bey seinen dasigen Landesleuten in großem Ansehen, sondern besaß a aus seines Vaters Freygebigkeit, ungemeines Vermögen. Dellon bemerket, die natü chen Kinder eines portugiesischen Edelmanns wären eben so gute Edelleute, als die e chen, nur hätten sie keinen Theil an der Erbschaft, ob man ihnen gleich Vermächtn oder Schenkungen zuwenden könnte.

Unser Abentheurer nun glich dem ehelichen Sohne des Unterköniges. Damals glerete Ludwig von Mendoza Furtado in Indien: es war aber seine Zeit verlau und man erwartete zu Goa die Ankunft seines Nachfolgers alle Tage, auch lief das rüchte, der Regent von Portugall, Don Pedro, wollte den jungen Grafen Sarj dessen Vater besagtes Amt zu jedermanns Vergnügen verwaltet hatte, zum Unterköni nennen. Diesen Umstand machte sich der portugiesische Waghals zu Nutze, gieng London, rüstete sich ohne großen Pracht aus, und gieng nur mit zween Kammerdien die nicht wußten, wer er war, auf ein engländisches Compagnieschiff, das zu Madra länden sollte. Er verglich sich mit dem Schiffer, wegen des Fahrgeldes für sich und Leute, zahlete es auch voraus. Gleichfalls nahm er einen Vorrath von allerley Sachen die zur See nöthig fallen, und die Gunst der Bootsleute gewinnen, als da sind Bra wein, spanischer Wein und Taback. Anfänglich hielt er gewaltig an sich, zeigte auch gesetztes Wesen in seinem Thun und Reden, also, daß ihn jedermann für etwas vo mes hielt. Mit der Zeit ließ er sich, obgleich nur stufenweise, und durch verdeckte W

c) A. d. 369 S. d) A. d. 372 S.

Dellon 1672.

igermaßen heraus, er wäre der Graf Sarpejo. Aber sobald er in die Nähe von Ma-
as kam, gab er sich unverholen dafür aus, und um eine Ursache anzugeben, warum er
ichsam verstohlens nach Indien käme, sagte er, es sey dem Regenten nicht bequem ge-
len, eine große Flotte auszurüsten, und ihm mit der seinem Stande und Range gemäßen
rrlichkeit nach Indien zu schicken, darnach habe er ihm befohlen, unerkannt abzureisen,
il die Zeit des Mendoza gänzlich verlaufen sey.

Hierauf erzeigten ihm die Engländer weit größere Ehre, als zuvor, und begegneten
mit aller einem Unterkönige gebührenden Höflichkeit und darzu gehörigen Ceremonien.
freueten sich inniglich, daß sie das Glück gehabt, und ihn nach Indien gebracht hät-
, in gewisser Hoffnung, er werde währender Regierung nicht nur ihrer Gesellschaft
haupt, sondern auch insonderheit denen, die ihm Dienste geleistet hätten, seine Dank-
keit bezeigen. Doch, um ihn noch kräftiger zu verbinden, both man ihm, sobald er aus-
iegen war, so viel Geld an, als er etwa nöthig haben möchte. Eben dieses verlangte
falsche Graf. Er nahm also von jedermann, der ihm etwas geben wollte, nicht nur
den Cassirern der Gesellschaft, sondern auch von allerley andern Personen, die sich wegen
r Ehre überglücklich schätzten, und die Erfüllung seiner großmüthigen Versprechungen,
im Geiste gegenwärtig sahen. Doch es zogen nicht etwa nur die Engländer allein
Beutel, sondern es kamen auch die zu Madras und in dasiger Gegend wohnende Portu-
n haufenweise herbey, stelleten gleichsam seine Hofstaat vor, und beneideten die Eng-
er deswegen, daß sie seiner Gegenwart am ersten gewürdiget worden. Der Graf
te sich dabey als ein leibhafter Unterkönig gegen seine Untergebene anzustellen, und eine
Sprache zu führen, die an den mindesten Argwohn nicht einmal zu gedenken erlaubte.

Die reichsten Portugiesen bothen ihm gleichfalls Geld an, mit dem inständigen Er-
n, er möchte doch geruhen, ihren Beutel ja nicht zu schonen. Kaum wollten sie die
einchen annehmen, die er auszustellen die Gnade trug. Andere verehreten ihm Ju-
n und allerley Geschmeide. Er nahm es zwar, jedoch mit einer so angenehmen und ar-
Art, als ob er bloß den Verdacht einer Verschmähung vermeiden wollte. Hier-
legte er sich eine Leibwache nebst einer Menge Bedienten zu, und machte gar bald ei-
Aufzug, der seinem Stande gemäß war. Nach vierzehntägigem Verweilen zu Ma-
, reiste er mit großer Pracht und einem starken Gefolge weiter, ohne daß es ihm etwas
te, weil unterwegens jedermann sich eine Ehre daraus machte, wenn er ihn bewirthen
te. So oft er an eine französische oder holländische Handlungsniederlage kam: so hü-
r sich ungemein, das geringste, was man ihm anboth, abzuschlagen, damit, wie er sag-
s der Nation nicht verdrießen möchte, wenn er ihr weniger Höflichkeit bezeigte, als
Engländern. Die reichen Kaufleute und Standespersonen, sowohl Muhammedaner,
Heiden, eiferten dem Beyspiele der Europäer auf das beste nach. Jedermann wollte sich
Unterkönig, als einen Mann, welcher mit der Zeit helfen und schaden könnte, zu sei-
Freunde machen. Nebstdem kam ihm die ungemeine Liebe und Hochachtung, gegen
Unterkönig, dessen Namen er sich anmaßete, ganz besonders zu statten. Niemals
ein indianischer Unterkönig so beliebt gewesen, als derselbe. Dergestalt durchzog er die
Küste Coromandel und Malabar, und empfing aller Orten große Darlehen und Ge-
schenke.

Man sehe das Tagebuch des de la Haye, im 8ten Bande.

Dellon 1672.

schenke. Er kaufte auch viele Juwelen und andere Seltenheiten, die er unterwegens an traf, verschob aber die Bezahlung, bis er in Goa angelangt seyn würde.

Endlich kam er in die Nähe dieses Hauptsitzes der portugiesischen Herrschaft, wo das Gerüchte von seiner Ankunft in Indien schon längst durchgedrungen war. Man wartete ihn begierigst: doch er schickte vorjetzo nur einen seiner vornehmsten Bedienten hin, und ließ demjenigen, den er mit dem Titel seines Bruders beehrete, und der ein natürlicher Sohn des alten Grafen von Sarpeso war, seine Empfehlung melden. Der gute Herr befand sich eben unpäßlich, als er des falschen Grafen Schreiben erhielt, konnte folglich in Person nicht abkommen, schickte aber seinen ältesten Sohn, welchen Dellon in Goa kennen lernete, und ungemein rühmet. Diesen nun empfing der Graf zwar ungemein höflich, gleichwohl aber mit demjenigen Stolze, den die Portugiesen gegen ihre natürlichen Anverwandten allemal beybehalten. Weil er auch, sowohl von Staatsgeschafften, als von dem Zustande des Hauses Sarpeso, sehr gute Nachricht hatte: so ließ er nicht das geringste Wort schießen, das die gute Meynung, die man von ihm hatte, im geringsten vermindern konnte. Er brachte seinem Herrn Vetter, gleichwie auch den übrigen portugiesischen Herren, die ihm aufzuwarten kamen, mit guter Art bey, er müßte noch vor seinem Einzuge in Goa ganz nothwendiger Weise nach Surate reisen, und mit den Ministern des großen Mogols, die sich aus gleicher Absicht daselbst einstellen würden, gewisse geheime Geschäffte abhandeln. Dieser listige Vorwand überhob ihn nach Goa zu kommen, wie er denn auf zehn Meilen weit davon blieb. Nichts destoweniger wuchs sein Beutel und seine Hofstaat täglich, weil ihm der Adel aus allen portugiesischen Städten, die am Wege lagen, unaufhörlich entgegen reiste, und ihn von allen Seiten mit Geschenken überhäufte, die er nach seinem Vorgeben aus Höflichkeit nicht abschlagen durfte.

Dergestalt zog er gegen **Daman**, woselbst **Dellon** seit einigen Monaten sich aufhielt; doch ließ er dem dasigen Statthalter zuvor den Tag melden, an welchem er eintreffen würde. Gleichfalls bestellete er sich eine Wohnung außerhalb der Stadt, weil er alle Weitläuftigkeit vermeiden, oder doch bis nach seiner Rückkunft von Surate versparen wollte. Man machte folglich ein Haus, das die Jesuiten eine Viertheilmeile von der Stadt haben, für ihn zu rechte. Hier nun stieg er aus seinem Palankin. Der Statthalter nebst dem gesammten Adel warteten bereits auf ihn, um ihre Ehrerbiethigkeit zu bezeigen, ja es liefen beynahe alle Einwohner zusammen, und begrüßten ihn. Ein Jesuit aus dem Collegio zu Daman, der ehemals mit dem rechten Grafen **Sarpeso** zu **Coimbra** studirt hatte, und die Person sehr wohl zu kennen glaubte, kam nebst dem Pater Rector gleichfalls dahin, um den Gast in ihrem Hause zu empfangen. Besagter Jesuit sah ihn nicht nur, sondern redete auch mit ihm, konnte aber im geringsten nicht argwohnen, daß es der rechte Graf **Sarpeso** nicht seyn sollte. Des folgenden Tages befand sich der Betrüger an einer Unverdaulichkeit etwas unpäßlich, und empfand Schmerzen im Gedärme. Er fragte, ob ein Arzt in der Stadt wäre? Man ließ hierauf den Dellon kommen, welcher seines Orts die Ehre gleichfalls haben sollte, ihn zu bedienen. Der Kranke war auch mit seiner Geschicklichkeit

f) A. d. 474.

g) A. d. 476 und vorherg. S. Der Verfasser meldet noch, das Gerüchte von dieser Begebenheit wäre durch ganz Indien erschollen, und er selbst habe den gesammten Adel, welchen der Betrüger einige Monate lang bey der Nase geführt hatte, durch Daman zurück reisen

ichkeit zufrieden. Doch wollte Dellon wahrgenommen haben, das vornehme Wesen stehe ihm nicht gut. Ja, er verwunderte sich, daß ihm dieser stolze Unterkönig wegen einiger Worte, die nicht ehrerbiethig genug klangen, vor jedermann einen Verweis gab, nicht anders, als ob ein Ausländer verbunden sey, die portugiesische Sprache in der größten Vollkommenheit zu reden *f*). Doch dieser Empfindlichkeit ungeachtet, bezeigte er gegen den französischen Arzt viel Hochachtung und Zutrauen, versprach ihm auch goldene Berge, so daß seine guten Freunde sich bereits darüber freueten, weil er die rechte Gelegenheit, sein Glück zu machen, nunmehr angetroffen hätte. Der Graf wurde in wenig Tagen gesund, und dachte nur an die Fortsetzung seiner Reise; gleichwohl kaufte er in der Stadt eine Menge kostbare Sachen, ohne das geringste zu bezahlen. Er nahm von einigen Portugiesen Geld, gab aber keinem Menschen einen Häller; ja, es empfing nicht einmal Dellon etwas für seine Arzeneyen und Mühe. Endlich zog er mit seinem zahlreichen Gefolge weiter, welches vorjetzo durch den Sohn des damanischen Statthalters verstärkt wurde, als den er auf seines Vaters Ersuchen unter seine Hofjunker aufzunehmen würdigte. Mit diesem prächtigen Aufzuge, kam er nach Surate, und verwechselte vor allen Dingen sein baares Geld gegen Edelgesteine. Hernach reiste er mit einem einigen Kerl davon, unter dem Vorwande, er müsse einige Meilen von hier mit einem Gevollmächtigten des großen Mogols, in geheime Unterredung treten. Seinem Gefolge befahl er unterdessen in der Stadt zu verziehen. Doch seine Reise währte viel länger, als man gedachte; denn er kam nimmermehr wieder. Gleichwohl war er so höflich, und ließ nach Verlauf sieben bis acht Tage seinen Begleitern die Nachricht geben, sie könnten immer nach Hause kehren, weil ihn seine Geschäfften sobald nicht zurück ließen *g*).

Dellon 1672.

Das XVII Capitel.

Reisen nach den Diamantgruben in Golconda, Visapur und Bengalen.

Vorbericht.

Wir haben bereits in der vorhergehenden Reisebeschreibung angemerkt, es wäre weder die Menge des Pfeffers in **Visapur**, noch einige andere gemeine Handelswaare die Ursache gewesen, warum die Franzosen einen Handelssitz zu **Mirzeu** errichteten. Der berühmte **Tavernier**, welcher damals in den Morgenländern herum reisete *h*), hatte den Vorstehern zu Surate von demjenigen, was er bey Besichtigung der Diamantgruben erfuhr, Nachricht gegeben, und die französische Handelsgesellschaft vermuthete, aus einem in der Nähe angelegten Waarenlager besondere Vortheile zu ziehen. Es mag also des **Taverniers** Reise nach besagten Gruben auf die Errichtungsgeschichte besagten Handelssitzes folgen. Unterdessen ist Tavernier, ob er es gleich vermeynet, keinesweges der erste Europäer *i*), welcher die golcondischen Gruben besichtiget hat. Schon im

 Jahre

f) Seine Gemüthsbeschaffenheit, und der Nu... welcher aus seinen Nachrichten kann geschöpft ...en, ist in der Vorrede dieses Bandes ange...t.

i) Er saget frey heraus: „wofern jemand vor „ihm etwas hiervon sollte geschrieben oder erzählet „haben: so konnte er es nirgend anders, als aus „seinem Berichte hergenommen haben. A. d. 291 S.

Metholds 1622.

Jahre 1622 machte sich ein Engländer, dessen Reisebeschreibung **Purchas** seiner Sammlung einverleibet hat, die Nähe von **Masulipatan** zu Nutze, und erkundigte ihre Beschaffenheit. Folglich muß seine Erzählung vor des französischen Reisenden seiner gesetzt werden, um so vielmehr, weil er von dem Orte, den er besichtigte, und von seinem Wege dahin, so dunkel redet, daß man wirklich zweifeln sollte, ob er eben dieselbe Gegend und Sache meyne, als **Tavernier**.

Der I Abschnitt.

Wilhelms von Metholds Reise.

Ursache dieser Reise. Weg, den Methold nimmt. Ihre Lage. Andere Edelgesteine im Lande. Beschreibung der Grube. Eigenschaft des Bodens. Wie hoch die Grube verpachtet wird. Sonderbarer Versuch mit den Bezoarziegen.

Ursache dieser Reise.

Als **Methold** eine gewisse Diamantgrube, in deren Besitze der König von Golkonda sich gesetzt hatte, und welche alle Juwelirer an sich lockte, ungemein rühmen hörte, so überfiel ihn eine heftige Begierde, sie zu besichtigen. Ihre Entdeckung legte man einem bloßen Zufalle bey. Indem ein Hirt sein Vieh vor sich her trieb, stieß er mit dem Fuße an einem seines Erachtens ungewöhnlich blinkenden Stein. Diesen nahm er auf und vertauschte ihn für ein wenig Reiß, an jemanden, der den Werth desselben eben so wenig verstund. Dergestalt gieng der Stein durch viele Hände, ohne seine Besitzer sonderlich zu bereichern, bis er endlich an einen kam, der bessere Augen hatte, auch nach langwierigem Nachforschen, die Grube endlich entdeckte. **Methold** nun war begierig, den Ort, welcher dergleichen kostbare Schätze lieferte, zu sehen, und die Weise, wie man die ganze Arbeit vornehme, zu erfahren. Er reiste folglich in Gesellschaft des **Socore** und **Thomas** dahin, welche gleich ihm bey dem engländischen Handelslager zu **Masulipatan** in Bedienung stunden.

Weg den Methold nimmt.

Sie reisten vier Tage lang, durch eine wüste, unfruchtbare und gebirgigte Gegend. Die Länge ihres Weges schätzten sie auf ungefähr achthundert englische Meilen. Ihre Verwunderung war ungemein, als sie sahen, daß die ganze Gegend um die Grube von Menschen wimmelte, indem nicht nur der König ohne Unterlaß eine Menge Arbeiter dahin schickte, sondern auch die Hoffnung zum Gewinne, eine erstaunliche Anzahl Fremder aus allen umliegenden Ländern herbey lockte. Die drey Engländer bezogen eine ziemlich bequeme Herberge; und um dem eingeführten Gebrauche nachzuleben, warteten sie dem königlichen Statthalter auf, welcher die gebührenden Krongefälle empfangen, und bey dieser großen Menge Leute von allerley Volke, alle Unordnung verhüten muß. Es war derselbiger ein Bramin, und hieß **Rascha Ravio**. Er zeigte ihnen viele ungemein kostbare Diamante. Der beste wog dreyßig Karat, und konnte spitzig geschnitten werden.

Beschreibung der Grube.

Des folgenden Tages besahen sie die Grube. Sie liegt nur zwo Meilen von der Stadt **Golkonda**. Die Zahl der Arbeiter betrug wenigstens dreyßig tausend. Einige gruben Erde aus, andere fülleten sie in die Fässer; noch andere schöpften das Wasser aus, das sich in den Gruben sammelte. Wieder andere trugen die Erde auf einen wohl geebneten Platz, breiteten sie etwa vier bis fünf Zoll dick aus einander, und ließen sie trocknen. Den folgenden Tag zerrieben sie dieselbe mit Steinen, nahmen alle kleine Kiesel, die sie darinnen fanden, heraus, und zerschlugen solche ohne viel Weitläuftigkeit. Zuweilen

den sie inwendig Diamante, gemeiniglich aber keine. Man versicherte den Methold, sie kenneten die guten Plätze an der Farbe der Erde, ja auch an ihrem Geruche. Es war auch nicht anders zu glauben, als sie müßten wirklich wissen, wo etwas zu holen sey, ehe sie die Erdschollen und Kiesel zerschlügen; denn an einigen Orten schürfeten sie die Erde nur ein wenig auf, anderswo hingegen schlugen sie bis auf zehn bis zwölf Lachter tief ein.

Methold 1622.

Die Erde in diesen Gruben ist roth, und mit weißen oder gelben Adern von einer dem Kalche gleichenden Materie durchzogen. Sie ist mit Kieselsteinen vermischt, die man mehrere zusammengehängt heraus nimmt. Anstatt Schachten und Stollen zu treiben, wie in den europäischen Gruben, so gräbt man gerade unterwärts, und machet gleichsam viereckigte Brunnen. Der Verfasser weis nicht, ob die Diamantensucher aus Unwissenheit also verfahren, oder ob die Adern wirklich auf diese Weise streichen: doch schien ihm die Art, wie sie das wilde Wasser aus den Gruben schaffen, besser, als unsere Wasserwerke. Es stehen nämlich viele Kerle, immer einer höher als der andere, und reichen das Wasser aus einer Hand in die andere. Diese Arbeit fördert gewaltig, und die Geschwindigkeit ist hier um so viel nöthiger, weil eine Grube, darinnen man die ganze Nacht im Trockenen gearbeitet hat, des Morgens beynahe ganz mit Wasser angefüllet seyn würde.

Eigenschaft des Bodens.

Die Grube war einem reichen Kaufmanne, Namens Marcanda, aus der Goldschmiedezunft k) verpachtet, welcher jährlich dreyhundert tausend Pagoden dafür bezahlete, und überdieses dem Könige alle Steine, die über zehn Karat wogen, liefern mußte. Dieser Oberpachter hatte den Platz in gewisse viereckigte Bezirke abgetheilet, und an andere Kaufleute verlassen. Der Unterschleif wurde sehr hart bestraft, dennoch aber manch schöner Diamant untergeschlagen. Methold sah dergleichen zweene, jeden beynahe von zwanzig Karat, und viele andere von zehn bis zwölfe. Sie werden auch theuer verkauft, ungeachtet man sie nicht anders, als mit großer Gefahr feil biethen kann.

Wie hoch die Grube verpachtet wird.

Die Grube liegt am Fuße eines großen Berges, nicht weit von einem Flusse, Christna genannt. Die umliegende Gegend ist dermaßen unfruchtbar, daß sie vor Entdeckung derselbigen nichts, als eine Wüsteney, vorstellete. Sie wurde aber mit unglaublicher Geschwindigkeit volkreich, und man zählete damals über hundert tausend Einwohner, theils Arbeiter, theils Kaufleute. Die Lebensmittel waren theuer, weil man sie sehr weit herbey schaffen mußte; die Häuser waren schlecht gebauet, weil man sie auf keine längere Zeit baute, als man daselbst zu bleiben gedachte. Bald darauf mußte auf des Königes Befehl die Grube zugeschüttet werden, und alle Einwohner die Gegend verlassen. Man meynte anfänglich, er wollte etwa den Preis der Diamante steigern: es erfuhr aber Methold von einigen Indianern, welche bessern Bescheid wußten, dieser Befehl sey durch eine Gesandtschaft des großen Mogols veranlasset worden, welcher von dem golkondischen Könige drey Pfunde von seinen schönsten Diamanten verlangete. Sobald beyde Höfe wieder einig waren, fing man die Arbeit von neuem an, und bey des Verfassers Abreise von Masulipatan, war die Grube meistens erschöpfet.

Ihre Lage.

Eben dieses Land giebt auch viele Crystallen, und andere durchsichtige Steine, die nicht alle einerley Härte haben, als da sind Granaten, Amethysten, Topasen und Agathen. Man gräbt auch viel Eisen und Stahl, und verführet es in viele indianische Lande. Der Centner Eisen gilt auf der Stelle etwa zwölf Groschen, und der Stahl neunzehn. Aber

Andere Edelgesteine im Lande.

k) Man sehe unten die Beschreibung von Golkonda.

Metholb 1622.

zu Masulipatan wird beydes noch einmal so theuer bezahlt, weil es mit Ochsen dahin ge- schafft wird, welche acht Tage zu dieser Reise gebrauchen l). Von Gold- oder Kupfer- gruben weis man in diesem Lande nichts. An einem einigen Orte des Gebirges, giebt es Bezoar in großer Menge, der aus dem Leibe gewisser Ziegen genommen wird. Der Verfasser bewundert die ungemeine Anzahl dieser Thiere, ungeachtet man sie ohne Unter- laß zu tödten suchet, bloß um diesen kostbaren Stein in ihrem Eingeweide zu suchen. Ei- nige liefern drey bis viere, theils länglichte, theils runde, sämmtlich aber sehr kleine Stei- ne. Man hat mit diesen Ziegen einen ganz besondern Versuch angestellet. Man führete ihrer viere auf hundert und funfzig englische Meilen weit von ihren Gebirgen, und öffnete sie unverzüglich. Bey diesem fand man Bezoar. Nach zehn Tagen öffnete man die drit- te, und merkte an einigen Spuren, daß sie gleichfalls einen Stein bey sich gehabt hatte. In der vierten, die man nach Verlaufe eines Monates öffnete, fand man weder Bezoar, noch die geringste Spur davon. Hieraus schließt Metholb, es müsse in diesem Gebirge etwa ein Gesträuch oder eine Pflanzenart wachsen, wovon die Ziegen fressen, und den Be- zoar bekommen. Zum Beschlusse meldet er noch, im ganzen Morgenlande würden keine Cattune besser gefärbet, oder vielmehr gemalet, (indem man die feinsten mit dem Pinsel bemalet,) als in diesem Lande; denn die Farbe halte eben so lange, als der Zeug. Man bereitet selbige aus einer Pflanze, welche von den Einwohnern Schay genennet wird, aber sonst nirgend wächst, als hier.

Sonderbarer Versuch mit den Bezoar- ziegen.

l) Weil Metholb diesen Weg nicht beschreibt: so will ich des Taverniers Nachricht davon hieher setzen, indem sie sich nirgend besser hinschicket.

Von Golkonda bis nach Masulipatan, saget er, rechnet man hundert Cossen m), wenn man den geraden Weg geht. Will man aber den Weg über die Diamantgrube nehmen, welche auf Per- sisch Colur, und auf Indianisch Gani heißt: so sind es hundert und zwölf Cossen, und diesen letz- tern Weg ist der Verfasser gereiset.

Von Golkonda hat man vier Meilen nach Te- nara, einem merkwürdigen Orte, woselbst man vier ungemein schöne Häuser, und bey jedem einen gro- ßen Garten findet. Doch ist eines davon, welches an der linken Seite der Heerstraße liegt, ohne Ver- gleichung schöner, als die übrigen. Sie sind sämmtlich zwey Geschoß hoch von den schönsten Werkstücken ge- bauet, mit großen Galerien, schönen Sälen und Zimmern gezieret. Vor der Hauptseite ist [illegible] großer Platz. Jedwede der übrigen drey Se[illegible] hat ein großes Portal, und zu beyden Seiten [illegible] schöne Plate forme, die etwa vier bis fünf [illegible] he über die Erde erhaben, sehr gut gewölbt [illegible] und vornehmen Reisenden zur Herberge die[illegible] Ueber jedem Portale ist ein großer Altan, [illegible] einem kleinen Gemache für das Frauenzim[illegible] Vornehme Personen, die nicht Lust haben, [illegible] nem Gemache zu bleiben, können ihre Zel[illegible] Garten aufschlagen. Doch ist es nur in [illegible] unter besagten vier Häusern einzukehren [illegible] denn das größte und schönste gehöret bloß [illegible] Königinn. Dem ungeachtet hat man die [illegible] laubniß, in ihrer Abwesenheit es zu besehen, [illegible] im Garten, der eine Menge Springwasser [illegible] spazieren zu gehen. Rings um den Platz [illegible] kleine Zimmer für arme Reisende, welche[illegible]

m) Eine Cosse ist eine gemeine französische Meile, und ein Gos beyläufig vier solche Meilen.

Der II Abschnitt.

Reisen des Tavernier nach den Diamantgruben.

Seine Abreise von Ormus. Gefahr. Sonderbare Wirkung des Donners. Er kömmt nach Masulipatan; muß nach Gandicot gehen. Pagoden im Lande. Condevir, eine Festung. Andere Oerter. Affenkampf. Eigenschaft der Elephanten. Liebeswerke der Braminen. Wie man die Pferde füttert. Gandicot belagert. Ausgang der Belagerung. Lage dieses Ortes. Er trifft einen französischen Constabler an; wird vom Nabab wohl aufgenommen. Was in dessen Gezelte vorgegangen. Indianische Läufer. Nababs geschwinde Gerechtigkeit. Tavernier reiset nach Golconda. Kaman Gränzstadt von Golconda. Große Proceßion. Treue eines Indianers. Geschicklichkeit eines Wundarztes. Tavernier besichtiget die Diamantgruben. Beschaffenheit des Bodens und der Art zu arbeiten. Wie man auf der Grube handelt. Kinder handeln mit Diamanten. Glückliche Begebenheit des Verfassers. Wie der Handel geschlossen wird. Rückreise nach Golconda. Redliche Verwaltung der Indianer. Reise nach der Grube Culur oder Gani. Ursprung derselben. Beschaffenheit der Steine. Wie man solche gräbt. Reise nach der bengalischen Grube. Wenn und wie man die Diamanten suchet. Gestalt der Spitzsteine. Tavernier kann seine Perlen nicht verkaufen. Er geht nach Surate.

Seine Abreise von Ormus.

Dieser berufene Reisende war, nach Besichtigung unterschiedlicher Länder, davon die Geschichte der zu Lande angestellten Reisen Nachricht geben muß, endlich auch an [den] persischen Seebusen gekommen, wo er aus Hoffnung eines guten Gewinns, und aus [d]em Triebe seiner Lebensart n), eine große Menge Perlen einkaufte. Hierauf faßte er [den] Entschluß, nach Golconda zu reisen, und die Diamantgrube zu besichtigen, um daselbst [die] kostbaresten Steine, die er finden könnte, zu erhandeln, dagegen aber dem Könige seine [Per]len, darunter die geringste vier und dreyßig Karat wog o), zu verkaufen.

1652.

Er trat den 11ten May des 1652sten Jahres auf ein großes dem Könige von Golconda zugehöriges Schiff, welches alle Jahre nach Persien kömmt, und mit feinen Cattunen [und] Zitzen beladen ist. Die letztern sind Cattune, worauf man die Bluhmen mit einem [Pin]sel malet, aus welcher Ursache sie weit schöner, aber auch weit theurer sind, als die ge[druck]ten Zeuge. Weil die holländische Gesellschaft die Gewohnheit hat, die Schiffe der india-

[...]be Brodt, Reiß, oder gekochtes Gemüse aus[ge]teilet wird. Weil nun die Heiden nichts essen, [was] ein anderer zubereitet hat: so giebt man ih[nen d]as Mehl zum Brodte, nebst etwas Butter, [womi]t sie ihr Brodt, das die Gestalt eines Kuchens [hat, b]eschmieren.

[Vo]n Tenara sind zwölf Cossen nach Jatenagar, von Jatenagar zwölf andere nach Patengy, [von d]a bis nach Pengeul vierzehn: aber von da [n]ach Nagelpar wieder zwölfe; endlich von [Nage]lpar bis nach Kakabaron, und von da nach [Culur], oder Gani, das ist, bis zur Grube, alle[...]sse.

[Vo]n Kakabaron bis Culur, reiset man größtentheils über lauter Felsen, absonderlich sobald man [a]n den letzteren Ort kömmt. Der Verfasser [mußte] an zween bis drey Orten sein Fuhrwerk zer[la]ssen, welches in kurzer Zeit geschehen kann. Allenthalben, wo etwa ein Fleckchen gute Erde zwischen den Felsen liegt, da stehen Caßienbäume, und diese Caßia ist die beste, und zum Abfuhren die dienlichste von ganz Indien. In dem Flecken Culur, läuft ein großer Fluß vorbey, der unweit Masulipatan in den bengalischen Seebusen fällt

Von Culur nach Kabkaly, sind eilf Cossen; von da nach Bezoar sechse, wo man von neuem über den Fluß Culur setzet. Viere von Bezoar nach Vuschir. Zwischen Vuschir und Nilimor auf halbem Wege, setzet man auf einer Floße über einen großen Fluß. Von Nilimor nach Milmol sind sechs Cossen, von Milmol nach Masulipatan sind vier Meilen. Tavernier II Theil, a. d. 97 u. f. S.

n) Er war ein Juwelirer.

o) Taverniers Reisen, II Theil, Pariser Ausgabe, von 1681. A. d. 146 u. f. S.

Tavernier 1652.

indianischen Könige mit Ober- und Untersteuermanne, auch einigen Constablern zu verse-
hen: so befanden sich sechs holländische Matrosen unter dem Schiffsvolke, ferner hundert
armenische und persische Kaufleute, welche der Handlung wegen nach Indien reiseten,
und endlich so hatte man auch hundert und funfzig Pferde am Borde, als ein Geschenk
des persischen Königes an den golkondischen.

Gefahr, aus der er sich hilft.

Nach einer Schiffahrt von wenig Tagen, erhub sich ein höchst ungestümer
Sturmwind. Zum Unglücke hatte man das Schiff ganzer fünf Monate unbenetzt im
Hafen zu **Benderabassi** stehen lassen, das Wasser drang demnach aller Orten hinein,
und was das ärgste, so taugten die Pumpen nichts. In dieser Noth nahm man seine
Zuflucht zu zween Ballen Juchten, die ein Kaufmann nach Indien führen wollte, wo-
selbst man die Ruhebetten damit überzieht, weil sie ungemein kühlen. Vier oder fünf
Schuster, die zum Glücke auf dem Schiffe waren, machten in aller Eile Eimer dar-
aus, davon jeder eine Pipe hielt, und leisteten dadurch bey so dringender Noth einen
ungemeinen Dienst. Vermittelst eines großen Taues, daran man eben so viele Rollen
befestigte, als man Eimer hatte, schöpfte man innerhalb ein paar Stunden alles in
Schiff gedrungene Wasser, durch fünf große Löcher, die man in den Ueberlauf hie-
heraus. An eben diesem Tage ereignete sich ein seltsamer Zufall. Bey dem schreck-
lichen Sturme, schlug der Donner dreymal, und an verschiedenen Orten, in das Schiff.
Der erste Streich spaltete den Fockemast von unten bis oben, fuhr zum Mastbaum
heraus, lief auf dem Ueberlaufe immer am Borde hin, und tödtete drey Personen.
Der zweyte Streich geschah zwo Stunden hernach, und tödtete zwo Personen auf
dem Ueberlaufe. Der dritte folgte gleich darauf, machte dem Koche ein kleines Loch
am Schmeerbauche, und sengte ihm alle Haare vom Leibe weg, ohne ihn weiter im
geringsten zu beschädigen. Aber als man seine Wunde mit Cocosöle salben wollte:
empfand er so unsägliche Schmerzen, daß er schrie, wie ein Rasender *p*).

Sonderbare Wirkung des Donners.

Der Verfasser kommt nach Masulipatan.

Endlich wurde das Wetter günstiger, und man erreichte den [illegible] des Heumo-
nates, den Hafen zu **Masulipatan**. Hier empfingen die Factore der Engländer und
Holländer den **Tavernier** sehr höflich, und bewirtheten ihn etliche mal in einem schö-
nen Garten, den die Holländer eine halbe Meile weit von der Stadt besitzen. Als
sie erfuhren, er wäre gesonnen, nach **Golconda** zu reisen: so gaben sie ihm die Nach-
richt, der König kaufete nichts kostbares, noch seltenes, ohne Beyrath des Mirgim-
la, seines obersten Staatsraths und Feldherrn, welcher damals die zum Königreiche
Visapur gehörige Stadt **Gandicot**, in der Landschaft **Carnatica** *q*) belagerte. Ta-
vernier machte sich also auf den Weg dahin. Er kaufte eine Gattung Fuhrwerk,
die man **Pallekis** nennet, imgleichen drey Pferde und sechs Ochsen, für sich, seine Leu-
te und sein Geräthe. Die Abreise geschah den 21sten des Heumonates.

Muß nach Gandicot gehen.

Nilmol.

Den ersten Tag legte er drey Meilen zurück, und blieb in einem Dorfe Nil-
mol genannt, über Nacht. Den 22sten kam er sechs Meilen weiter, bis an das
Dorf **Vuhir**, vor welchem man auf einer Flösse über den Fluß setzet. Den 23sten er-
reichte er das sechs Meilen davon gelegene schlechte Dorf **Patemer**, und mußte wegen
heftigen Regenwetters drey Tage stille liegen.

p) A. d. 148 S. *q*) Oder Carnate.

Tavernier 1652.

Bezoar.

Den 27sten konnte er nicht weiter, als anderthalb Meilen, nämlich bis nach Bezo-
ar, kommen; indem das starke Wasser alle Wege unbrauchbar gemachet hatte. Hier
lag er wiederum vier Tage still. Er sollte nämlich über einen Fluß setzen: es gieng aber
derselbe dermalen mit so reißendem Ungestüme, daß man keine Barke gegen den Strom er-
halten konnte. Ueber dieses wurde Zeit dazu erfodert, bis man die Pferde des Königes
von Persien übersetzte. Denn man führete sie aus eben der Ursache zu dem **Mirgimola**,
aus welcher ihm **Tavernier** zuvor aufwarten mußte, ehe er nach **Golkonda** reisete.
Bey seinem Aufenthalte zu **Bezoar** besichtigte er einige Pagoden. In dieser Gegend findet
man ihrer weit mehr, als an keinem andern Orte von ganz Indien, weil bloß die Statthal-
ter, und einige ihrer Bedienten, Muhammedaner, alle übrige Einwohner hingegen Heiden
sind. Die Pagode zu Bezoar ist sehr groß, und mit keiner Mauer umschlossen. Sie
ruhet auf zwey und funfzig Säulen von etwa zwanzig Schuhen hoch, die ein Gewölbe von
Werkstücken tragen. Sie sind mit einer Menge halberhabener Bilder gezieret, welche
theils gräßliche Teufelsgestalten, theils allerley Thiere vorstellen. Einige haben vier
Hörner; andere viele Füße und Schwänze. Noch andere schlagen die Zunge heraus,
oder machen sonst wunderliche Stellungen. Zwischen den Säulen stehen die Bildnisse der
Götter, jedwedes auf seinem Gestelle. Die Pagode steht in der Mitte eines großen mehr
langen als breiten Hofes, den eine Mauer einschließt, worauf eben dergleichen Bilder, als
an den Säulen, zu sehen sind. Um die Mauer geht ein Gang, der auf sechs und sechzig
Pfeilern ruhet. In diesen Hof kömmt man durch ein großes Thor, über welchem zween
Altane, einer über den andern, stehen. Der unterste ruhet auf zwölf Pfeilern, der oberste
auf acht. An dem Fuße der Pagodensäulen sieht man alte indianische Schriften, welche
die Priester selbst kaum mehr lesen können.

Pagoden im Lande.

Die Neugierigkeit führete den **Tavernier** noch in eine andere auf einer Anhöhe erbaute
Pagode. Man steigt vermittelst einer steinernen Treppe von 193 Stuffen, jede einen Schuh
hoch, hinauf. Sie ist viereckigt, hat oben eine Kuppel, und ist wie die zu Bezoar, an allen
Wänden mit halb erhabenen Bildern gezieret. In der Mitte sitzt ein Götzenbild mit geschränk-
ten Beinen, dessen Höhe in dieser Stellung vier Schuhe beträgt. Auf dem Kopfe hat es eine
dreyfache Krone, aus welcher oben vier Hörner hervor ragen. Es hat ein Menschenge-
sicht, und wendet es gegen Morgen. Die Pilgrimme, welche diese seltsamen Bilder an-
zusehen herbeykommen, legen bey dem Eintritte in die Pagode die Hände zusammen, und
führen hernach die Stirne damit. Sodann treten sie näher an das Götzenbild, und
rufen dabey etlichemal **Ram, Ram**, das ist, Gott, Gott. Sind sie nun ganz nahe
bey ihm: so ziehen sie dreymal an einer Glocke, die über ihm hängt, beschmieren sich aber
vorher auf gewisse Weise im Gesichte und am Leibe. Einige besalben das Bild mit Oele,
und andern wohlriechenden Sachen. Sie opfern ihm auch Oel, Zucker, und allerley
Waaren, die reichsten legen einige Gold- oder Silbermünze bey. Es sind sechzig Prie-
ster an dieser Pagode, die mit Weib und Kind vom Opfer leben. Gleichwohl müssen sie
zween Tage vor dem Bilde stehen lassen, und dürfen es erst den dritten Tag des Abends
wegnehmen. Wallfahrtet einer dahin, in der Absicht, von irgend einem Gebrechen be-
freyt zu werden: so muß er nach Beschaffenheit seines Vermögens ein goldenes, silbernes
oder kupfernes Bild von dem kranken Gliedmaße mitbringen. Die Halle der Pagode hat
ein plattes auf sechzehn Pfeilern ruhendes Dach; gerade gegen über steht noch eine, aber
nur

Tavernier 1652.

nur auf vier Pfeilern, worunter die Priester kochen. An der Mittagsseite hat man einen großen Platz am Felsen abgeebnet, und mit vielen Bäumen besetzt, dergestalt, daß man im Schatten sitzen kann. Nicht weit davon ist ein sehr schöner Brunnen. Es kommen von weit entferneten Orten Pilgrimme dahin; wer nichts zu leben hat, den ernähren die Priester von dem Almosen, das ihnen die Reichen geben. **Tavernier** sah eine Frau, die schon seit drey Tagen im Tempel war, und dem Götzen ohne Unterlaß vorstellete, ihr Mann sey todt; wie sie es nun anfangen sollte, ihre Kinder zu ernähren und zu erziehen? Er fragte die Priester, ob sich diese Frau einer Antwort getröstete, und warum sie so lange darauf warten müßte? Sie gaben ihm den Bescheid: die Antwort des Gottes sey wohl der Mühe werth, daß man darauf warte, und übrigens stehe selbige in seinem Belieben. Aus diesem Berichte schloß er, die Priester müßten sich mit irgend einer Betriegerey helfen. Er blieb so lange da, bis sie alle zur Mahlzeit giengen, nur einen ausgenommen, welcher die Thüre hütete. Diesen bath er sehr höflich, er möchte ihm doch einen frischen Trunk aus dem nur zween Büchsenschüsse von der Pagode befindlichen Brunnen verschaffen. Als er weg war, machte sich **Tavernier** in den Tempel hinein, und hinter das Bild, wo‑ wohl er es gleichsam mit den Händen aufsuchen mußte, weil die Pagode kein ander Licht hatte, als was zur Thüre hineinfiel. Hier fand er nun ein Loch, wodurch ein Mann in das Bild hinein kriechen konnte, gleichwie die Priester ohne Zweifel thaten, wenn es durch ihren Mund Antwort geben sollte. Ungeachtet seiner Eilfertigkeit kam der Priester doch schon wieder mit dem Wasser zurück, als er noch in der Pagode war. Selbiger schimpfte zwar anfänglich ein wenig, und gab vor, Tavernier habe den Tempel entweihet; wurde aber bald wieder gut, als ihm dieser ein paar Rupien in die Hand drückte r).

Von Bezoar reisete er den 31sten ab, setzte über den Fluß, welcher damals eine halbe Meile breit war, und kam nach zurückgelegten drey Meilen an eine große Pagode, auf einer abgeebneten Anhöhe, worauf man funfzehn bis zwanzig Stufen steigen muß. In selbiger stund das Bild einer Kuh von kohlschwarzem Marmor, nebst allerley andern Götzen. Die gräßlichsten bekommen die meisten Gaben und Opfer. Eine Viertelmeile weiter kömmt man durch ein großes Dorf, Namens **Rahkali**. Nahe dabey steht eine kleine Pagode, mit fünf bis sechs ziemlich wohl gestalten Götzen aus Marmor. Des folgenden Tages stieg er nach einem Zuge von sieben Meilen zu **Condevir** ab. Es ist eine große Stadt, und hat einen doppelten mit Werkstücken ausgefütterten Graben. Man kömmt durch einen Weg hinein, der auf beyden Seiten mit einer starken Mauer umgeben ist. Sie hat von einer Weite zur andern runde Thürme, aber von schlechter Vertheidigung. Die Stadt stößt an der Morgenseite an einen Berg von einer Meile im Umkreise. Der ist oben mit einer guten Mauer umfasset, vor welcher alle funfzig Schritte ein halber Mond liegt. Innerhalb der Stadt liegen drey Schlösser, die man aber verfallen läßt.

Condevir, eine Festung.

Den 2ten reisete **Tavernier** nebst seiner Gesellschaft nur sechs Meilen, und schlief in dem Dorfe **Copenur**. Den 3ten kam er acht Meilen weiter in ein ansehnliches Dorf, **Adanki** genannt. Es hat eine sehr große Pagode. An solcher sieht man verfallene

Copenur.

Adanki.

r) A. d. 151. u. vorherg. S.

s) Ebendas. a. d. 174 S.

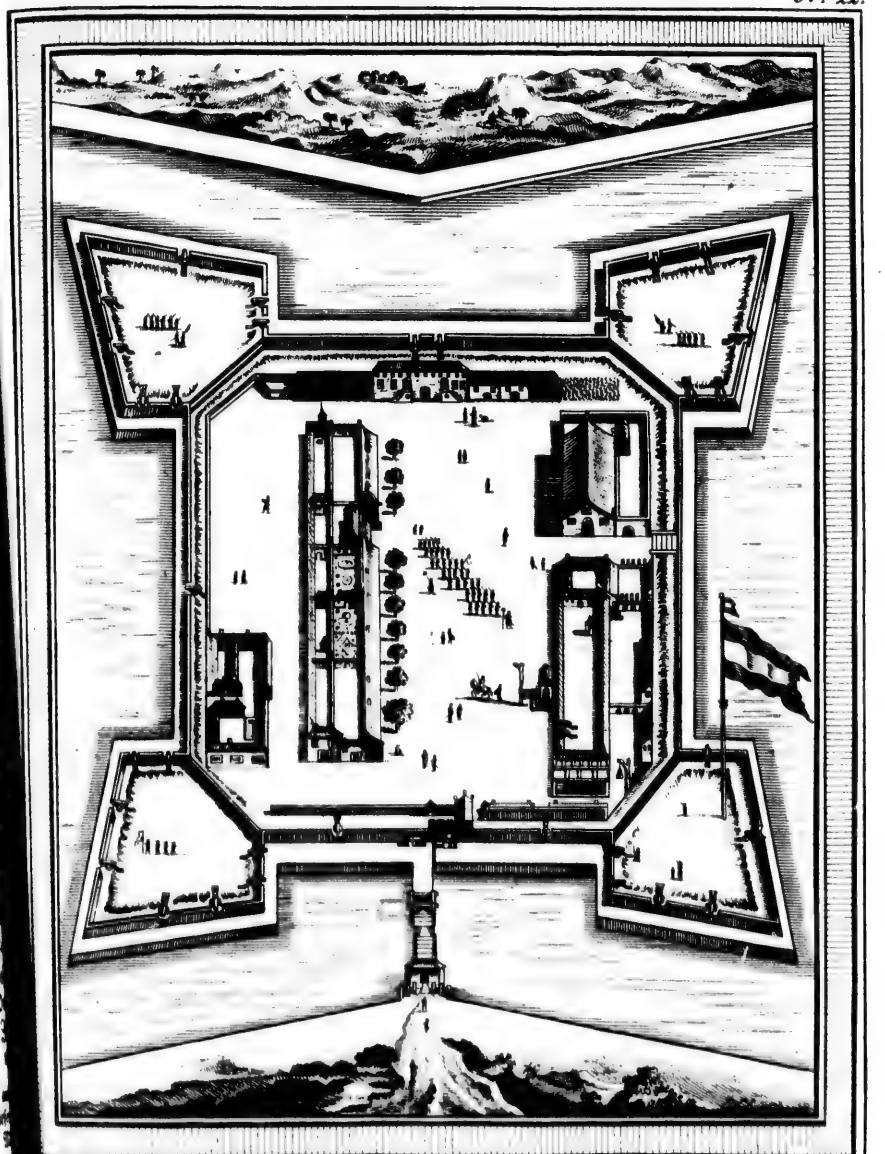
t) Diese beyden Capuziner hatten ihren Namen in Indien berühmt gemacht, der erste deswegen, weil ihn die Portugiesen zu St. Thomas ... den, und dem Ketzergerichte zu Goa überlie... der König von Golkonda aber alle seine ... aufboth und wieder befreyete. Der andere, ...

b anderer

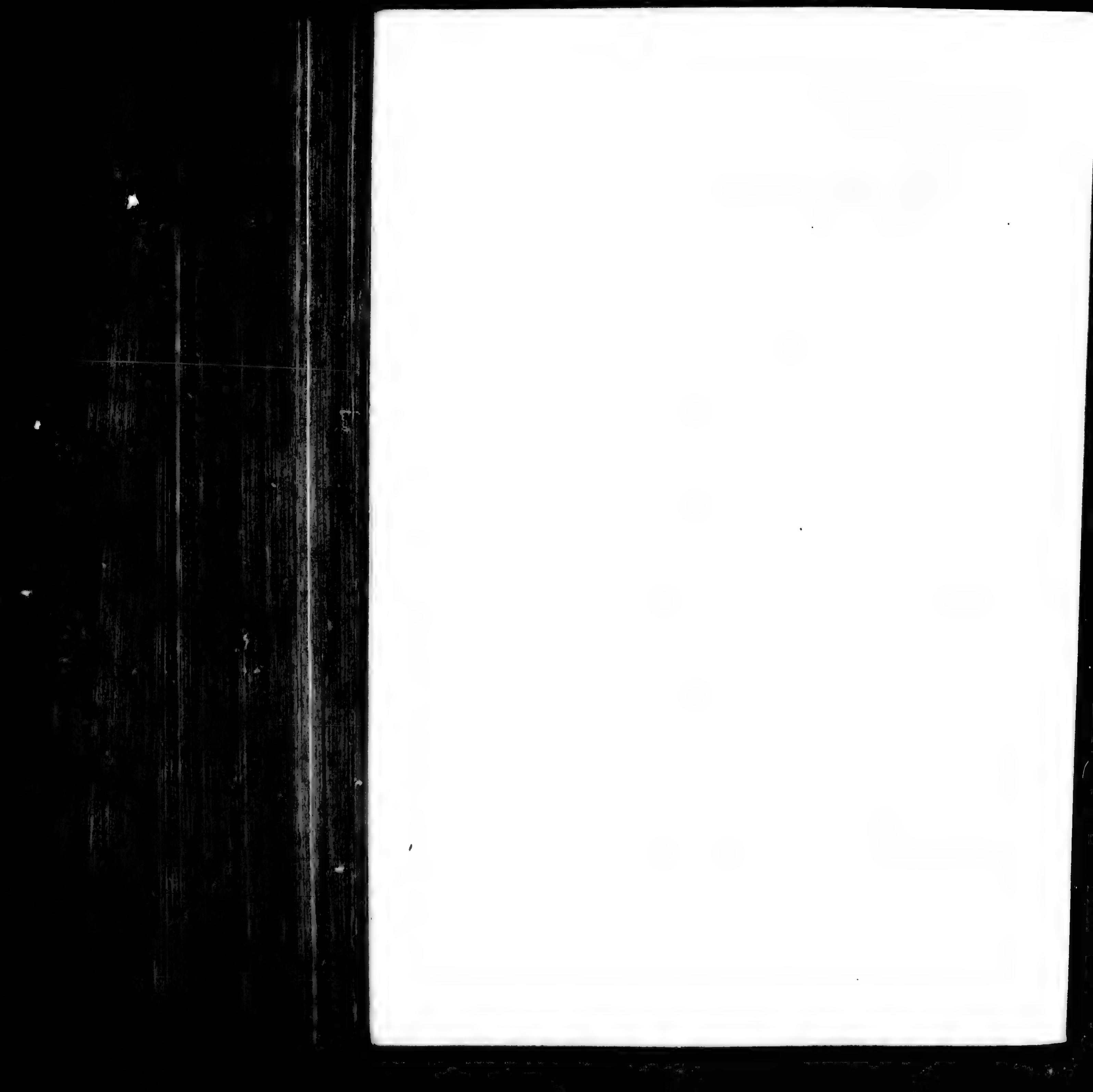
n der Mittagsseite hat man einen
men besetzt, dergestalt, daß man
schöner Brunnen. Es kommen
hts zu leben hat, den ernähren die
n. Tavernier sah eine Frau, die
ötzen ohne Unterlaß vorstellete, ih
Kinder zu ernähren und zu erziehen
getröstete, und warum sie so lang
: die Antwort des Gottes sey wo
gens stehe selbige in seinem Belieben
h mit irgend einer Betriegerey he
it giengen, nur einen ausgenommen
ch, er möchte ihm doch einen frische
gode befindlichen Brunnen verschaffe
pel hinein, und hinter das Bild, w
ußte, weil die Pagode kein ander Lic
r nun ein Loch, wodurch ein Mann
riester ohne Zweifel thaten, wenn
tet seiner Eilfertigkeit kam der Prie
noch in der Pagode war. Selbig
Tavernier habe den Tempel entwei
r Rupien in die Hand drückte r).
er den Fluß, welcher damals eine h
rey Meilen an eine große Pagode,
is zwanzig Stufen steigen muß.
arzem Marmor, nebst allerley and
Gaben und Opfer. Eine Viertheilm
ens Rahkali. Nahe dabey steht
stalten Götzen aus Marmor. Der
Meilen zu Condevir ab. Es ist
stücken ausgefütterten Graben.
Seiten mit einer starken Mauer umge
ürme, aber von schlechter Vertheidig
g von einer Meile im Umkreise. D
welcher alle funfzig Schritte ein h
Schlösser, die man aber verfallen lä
sellschaft nur sechs Meilen, und schl
Meilen weiter in ein ansehnliches D
de. An solcher sieht man verfallene

l ihn die Portugiesen zu St. Thomas
, und dem Ketzergerichte zu Goa überlie
König von Golkonda aber alle seine
both und wieder befreyete. Der andere

N°. 22.



HOLLÆNDISCH FORT VON PALIACATE, DAS FORT GELDERN GENANNT.



Tavernier 1652.

...er, worinnen ehemals Priester wohneten. In der Pagode selbst sind noch einige zerstümmelte Bilder vorhanden, welche das blinde Volk gleichwohl anbethet. Den 4ten zog man ...cht Meilen weit, bis nach dem Dorfe **Nosdrepar**. Eine halbe Meile vor solchem fin...et man einen großen Fluß. Doch war er damals ziemlich seichte, weil die Regenzeit in ...ieser Gegend noch nicht angefangen hatte. Den 5ten übernachtete man nach einem Wege ...on acht Meilen in dem Dorfe **Condecur**. Den 6ten zog man sieben Meilen bis nach ...akije. Den 7ten drey Meilen bis an die Stadt **Nelur**, wo es eine Menge Pagoden ...iebt. Eine Viertelmeile davon setzte man über einen großen Fluß, und zog sodann noch ...chs Meilen bis in das Dorf **Gandaron**. Den 8ten erreichte man nach acht Meilen ...as kleine Dorf **Serepele**. Den 9ten gieng der Weg neun Meilen weit in ein sehr hüb...es Dorf, Namens **Ponter**. Den 10ten reisete man nur zwo Stunden weit, und ...ernachtete zu **Senepgond**, einem andern ansehnlichen Dorfe.

Nosdrepar. Condecur. Dakije. Nelur. Gandaron. Serepele. Ponter. Senepgond.

Den folgenden Tag erreichte man des Abends **Paliacate**, das nur vier Meilen von ...enepgond liegt. Man mußte aber wohl eine Meile weit durch die See waden, wo ...s Wasser den Pferden hier und dort bis an den Sattelknopf reichte. Der rechte Weg ... einige Meilen länger. **Paliacate** ist eine Schanze der Holländer, darinnen sie ihr ...gerhaus für die Küste Coromandel haben. Sie halten etwa zweyhundert Mann Be...ung darinnen, und diese machet nebst einer ziemlichen Anzahl Kaufleute, und einigen ...ndeseingebohrnen, den Ort ziemlich volkreich. Die alte Stadt gleiches Namens wird ...r durch einen großen Marktplatz davon abgesondert. Die Bollwerke sind mit Geschütze ...hl versehen. Unten schlägt die See daran. Doch ist es nicht so wohl ein Hafen, als ...e bloße Anfuhrt. Tavernier verweilete bis den andern Tag zu Abends in der Stadt, ...o mußte allemal mit dem Befehlshaber, Namens **Piter**, speisen. Selbiger führete ... dreymal auf der Mauer herum, als ob er so großes Vertrauen auf ihn setzete. Man ...nnte bequem darauf spazieren gehen. Die Weise, wie die Einwohner von Paliacate ihr ...inkwasser holen, ist merkwürdig. Sie warten bis die See abläuft, graben hernach ...cher in den Strand, und schöpfen vortrefflich süßes Wasser heraus s).

Paliacate.

Den 12ten reisete der Verfasser von Paliacate ab, und hielt den 13ten um zehn Uhr ...ormittage seinen Einzug in **Madraspatan** oder **Madras**, einer englischen Festung, ... auch den Namen des heil. Georgen führet, und damals anfing, bevölkert zu werden. ... stieg im Capuzinerkloster ab, woselbst der Pater **Ephraim von Nevers**, und der ...ter Zeno von **Bauge**, unter dem Schutze des Statthalters in aller Ruhe lebten t). ...il St. **Thomas** nur eine halbe Meile von Madras liegt: so besah **Tavernier** diese ...adt, welche damals den Portugiesen noch gehörete. Aber aller ihrer Höflichkeit unge...tet, kehrete er des Abends wieder zu den Engländern zurück, wo er mehr Zeitvertreib ... Sie hielten ihn bis den 22sten auf, da er in aller Frühe abreisete, und sechs Meilen ...en, in einem großen Dorfe, Namens **Servavaron**, übernachtete.

Madras. S. Thomas.

Den 23sten geschah es in dem großen Flecken **Udecot**, nachdem er sieben Meilen ...h eine sandige Ebene gereiset war, worauf man nichts als Bambuswälder sieht, die

Udecot.

...einem Mitbruder dadurch loszuhelfen suchte, ...er den portugiesischen Statthalter von St. ...mas wegfischete, und einige Zeit in seinem ...er zu Madras gefangen hielt; wobey er dem Ketzergerichte melden ließ, es sollte dem Statthalter eben also ergehen, wie dem Pater Ephraim. Tavernier erzählet die ganze Geschichte im II Th. a. d. 126 und folgend. S.

Tavernier
1652.

Affenkampf.

aber eben so hoch waren, als unsere höchsten Bäume. Einige Wälder sind so dicht, da kein Mensch hinein kann. Dagegen hält sich eine erstaunliche Menge Affen darinnen auf Man erzählte dem Tavernier, die Affen auf einer Seite des Weges wären Todtfeind derer, welche die auf der andern Seite liegenden Wälder bewohnen, und wenn sich eine über seine Gränzen wage, so werde er auf der Stelle zerrissen. Der Befehlshaber vo Paliacate sagte ihm, wie er es angestellet habe, diese Affen ins Handgemenge zu bringen gestund auch, es sey eine große Ergötzlichkeit dabey. In diesem Lande sind die Heer straßen von Meile zu Meile mit einem Schlagbaume verschlossen, an welchem jedwede befraget wird, woher er komme, und wohin er gehe? Dergestalt, daß ein Reisende sein Geld ohne die geringste Furcht öffentlich im Hute tragen könnte. Die Menge de Lebensmittel ist nicht weniger groß, indem man alle Augenblicke Reiß zu verkaufen finde Wer nun einen Affenkampf sehen will, der stellet etwa ein halb Dutzend Körbchen vo Reiß, jedwedes ungefähr funfzig Schritte vom andern, auf den Weg, und leget zu jeden einige Stecken, zwey Fuß lang, und eines Daumes dick. Hernach geht man auf di Seite. Bald darauf steigen die Affen zu beyden Seiten von ihren Bambusbäumen he ab, machen sich aus dem Walde, und nähern sich den Körbchen. Anfänglich blecken si eine halbe Stunde lang die Zähne gegen einander, rücken zuweilen einige Schritte fort und ziehen sich denn wieder zurück, eben als ob sie den Kampf scheueten. Endlich wage es die Weibchen, als welche beherzter sind, als die Männchen, absonderlich wenn s Junge haben, die sie auf den Armen tragen, wie eine Frau ihr Kind. Sie komme also herbey, stecken die Köpfe in die Körbchen, und fressen darauf los. Sogleich falle die Männchen von der Gegenseite über sie her, und beißen sie weg. Jene kommen ihre Weibchen zu Hülfe, damit geht es darunter und darüber; sie ergreifen die hingelegte Stecken, und klopfen einander die Haut tüchtig aus. Der schwächeste Theil muß endli weichen, und mancher trägt einen lahmen Arm, oder einige Löcher im Kopfe, mit in se nen Wald. Die Ueberwinder hingegen lassen sich den Reiß wohl schmecken. Doch lass sie die Weibchen von der Gegenseite mitschmausen, so bald der erste Hunger gestillet ist *u*)

Naraveron.

Den 24sten zog man neun Meilen durch eine der gestrigen ähnlichen Gegend, un erreichte des Abends Naraveron. Den 25sten legte man acht Meilen zurück, und nu mehr fand man nur alle zwo Meilen Schlagbäume und Wachten. Die Nacht blieb ma zu Gazel. Den 26sten betrug die Tagreise neun Meilen. Zu Curva, wohin man de Abends kam, war weder für Menschen noch Thiere etwas anzutreffen. Zwar ist es ein sehr berühmte Pagode: es verbiethet aber die Unfruchtbarkeit des Landes alle Ausübung d Gastfreyheit gegen Fremde. Hier sah Tavernier einige mit halben Piken und Büchse bewaffnete Rotten vorbey ziehen, auf welche ein Oberster von des Mirgimola Heer wa tete, und sein Zelt auf einer benachbarten Anhöhe aufgeschlagen hatte. Der Verfass hielt für seine Schuldigkeit, ihm aufzuwarten. Er begab sich also in sein Lager, und fan ihn in Gesellschaft der vornehmsten aus dem Lande in seinem Gezelte sitzen. Nach abge legter Begrüßung verehrete er ihm zween mit Silber eingelegte Sackpuffer, und zwo Elle feuerfarbenes Tuch. Diese Freygebigkeit trug ihm des Abends so viele Lebensmittel ein, da ihm die schlechte Herberge wenig schadete. Als auch der indianische Oberste erfuhr, er se auf dem Wege nach dem Lager des Feldherrn begriffen: so lud er ihn aus besonderer Gunst au

Gazel.

Er trifft einen Obersten des Mirgimola an.

de

u) Ebendas. a. d. 156 und vorherg. S.

Tavernier 1652.

den folgenden Tag zu einer Elephantenjagd, als dem gewöhnlichen Zeitvertreibe, wozu er die unter ihm stehenden drey bis vier tausend Mann gebrauchte. Doch Tavernier entschuldigte sich mit seiner dringenden Reise. Unterdessen erfuhr er doch bey Gelegenheit einiger Elephanten, die den Jägern entwischet waren, eine Eigenschaft dieser Thiere, die ihm sehr seltsam vorkam, und die er mit eigenen Augen zu sehen gewünscht hätte. Nämlich, wenn sie aus der Falle entwischen: so werden sie vorsichtiger, reißen mit ihrem Rüssel einen großen Ast vom Baume weg, und befühlen zuvor die Erde damit, ehe sie darauf treten, damit sie nicht zum zweytenmale in eine verdeckte Grube fallen x).

Eigenschaft der Elephanten.

Den 27sten reisete Tavernier sechs Meilen weiter, bis nach **Ragiapeta**. Den 28sten führete ihn ein Weg von acht Meilen nach **Ondecur**. Den 29sten brachte er neun Stunden zu, bis er **Utamodia**, einen großen Flecken, erreichte, woselbst er eine der größten Pagoden von ganz Indien sah. Sie war von schönen Werkstücken gebauet, und hatte drey mit wunderlichen Bildern gezierte Thürme. Rings herum steht eine Menge kleiner Zimmer, worinnen die Priester wohnen. Fünfhundert Schritte davon ist ein großer Teich, an dessen Gestade einige kleine Pagoden von acht bis zehn Schuh ins Gevierte stehen, und in jedweder ein scheuslicher Götze, nebst einem Braminen, welcher niemand als seine Glaubensgenossen in dem Teiche baden oder Wasser schöpfen läßt. Denn die Priester sagen, wenn ein solches Unglück vorgienge, so müßten sie alles Wasser ablassen, um ihn wieder zu reinigen. Doch machen sie dergleichen Unterschied nicht, was das Allmosen betrifft; denn sie bewirthen alle Reisende mit großer Leutseligkeit in der Pagode, selbige mögen übrigens glauben, was sie wollen. Man trifft allenthalben auf der Straße Frauen an, welche Feuer in Bereitschaft haben, dabey der Reisende seine Pfeife anstecken kann, ja sie theilen auch Taback mit, wenn es ihm daran fehlet. Andere theilen gekochten Reiß, imgleichen **Quischkeri** mit, welches ein dem Hanfsaamen ähnliches Gesäme ist. Andere reichen ihnen Bohnenwasser, weil man vorgiebt, es schade nichts, man möge so erhitzet seyn, als man wolle. Diese Weiber verbinden sich durch ein Gelübde, auf mehr oder weniger Jahre, nachdem es ihr Vermögen zuläßt, zu dergleichen Liebesdiensten. Andere gehen auf der Weide hinter den Pferden, Ochsen und Kühen, her, weil sie kraft eines Gelübdes nichts anders essen dürfen, als was sie in dem Auswurfe dieser Thiere halb verdauetes finden. Denn indem dieses Land weder Haber noch Gerste trägt: so füttert man das Vieh mit einer Gattung großer und eckigter Erbsen, die man zwischen zweenen Steinen zerknirschet, und hernach im Wasser einweichet, weil sie der Härte wegen schwer zu verdauen sind. Dergleichen Erbsen giebt man den Pferden alle Abend, und läßt sie des Morgens etwa zwey Pfund groben schwarzen Zucker verschlingen, den man mit gleich viel Mehl und ein Pfund Butter knetet, kleine Kugeln daraus machet, und solche dem Thiere in den Hals stecket, hernach aber das Maul sauber abwäscht, weil sie es nicht gern fressen. Des Tages über giebt man ihnen nur einige Feldkräuter, die mit der Wurzel ausgezogen, und mit Wasser von aller daran hängenden Erde und Sande sauber gereiniget werden y).

Ragiapeta. Ondecur. Utamodia. Liebeswerke der Braminen. Wie man die Pferde füttert.

Den 30sten reisete Tavernier acht Meilen bis nach **Goulupaleh**, und den 31sten eben so weit, bis nach **Gogeron**. Von hier hatte er nur noch sechs bis nach **Gandicot**, wo er den 1sten des Herbstmonats glücklich ankam.

Gulupaleh. Gogeron.

x) A. d. 158 S. y) A. d. 162 S.

Tavernier 1652.

Gandicot, Ausgang der Belagerung.

Diese Stadt hatte der Nabab nach einer dreymonatlichen Belagerung vor etwa acht Tagen erobert. Er hätte sie schwerlich so bald einbekommen, wenn nicht einige aus der holländischen Gesellschaft Diensten entlaufene Franzosen ihm behülflich gewesen wären. So hatte er auch einige englische, holländische und italienische Constabler bey sich, die den Ausgang seiner Unternehmung beschleunigten. **Gandicot** ist einer der festesten Plätze in der Landschaft **Carnatica**. Es liegt auf einem hohen Berge, und hat nur einen einzigen sehr beschwerlichen Zugang, welcher an einigen Orten nicht über acht Schuh breit, und in den Felsen gehauen ist. Zur rechten Hand hat er einen entsetzlichen Abgrund; unten fließt ein großer Fluß vorbey. Oben auf dem Berge ist gegen Mittag eine kleine Ebene, eine halbe Meile lang, und eine Viertelmeile breit. Sie wird von einigen Quellen bewässert, auch mit Reiß und Hirse besäet. Weiter oben, das ist, auf dem Gipfel des Berges, steht die Stadt auf einem heraus ragenden Felsen, von welchem man nichts, als gähe Abgründe, und zwey unten vorbeylaufende Flüsse sieht; folglich hat sie nur ein einziges Thor auf der Seite, wo die Ebene liegt. Dieses Thor ist mit einer dreyfachen Mauer von Werkstücken, und einem gleichfalls damit ausgefütterten Graben, befestiget, dergestalt, daß die Belagerten nicht mehr als einen Raum von vier bis fünfhundert Schritten zu vertheidigen hatten. Ihr schweres Geschütz bestund aus zwey eisernen Stücken, einem zwölf- und einem siebenpfündigen. Jenes stund über dem Thore, dieses auf der Spitze eines Bollwerk ähnlichen Werkes. Der Nabab verlohr durch öftere Ausfälle viel Volk, hätte auch die natürlichen Hindernisse nimmermehr überwunden, wenn ihm die Europäer nicht gezeiget hätten, wie er auf diese steilen Felsen Stücke bringen solle. Er hatte ihnen über den gewöhnlichen, noch einen viermonatlichen Sold versprochen. Dieses Versprechen ermunterte sie, daß sie vier Stücke auf den Berg brachten, und das über dem Thore stehende zu schanden schossen, wornach sich die Stadt ergeben mußte a).

Tavernier trifft einen französischen Constabler an.

Tavernier fand das Heer des Nababs unten am Berge gelagert. Einige Engländer sahen ihn ankommen, erkannten ihn für einen Europäer, und bothen ihm eine Nachtherberge an. Aber den andern Tag nahm ihn ein französischer Constabler, Namens Claud Maille, zu sich, welcher einige Stücke, damit der Nabab den Ort besetzen wollte, gießen sollte. Tavernier hatte diesen Künstler zuvor als einen Gärtner in der Holländer Dienste gekannt. Vorjetzo schaffte er ihm allerley Bequemlichkeit, führete ihn auch zu des Nababs Gezelten, die auf der vorerwähnten Ebene aufgeschlagen waren. Der Feldherr nahm es so wohl auf, als der Verfasser die Ursache seiner Ankunft meldete, daß er ihm nicht nur ungemein höflich begegnete, sondern auch auf den folgenden Tag an seine Tafel lud, ja noch diesen Abend, als Tavernier mit allen europäischen Constablern bey dem Maille zu Tische saß, ihm einige Flaschen Schirasser und spanischen Wein schickte, welches in einem Lande, da man wenig andere starke Getränke, als Reiß- und Zuckerbranntwein kennet, ein herrliches Geschenk war.

*) Ein indianischer Titel des **Mirgimola**.

a) A. d. 164 S.

b) Dieser französische Landläufer war aus Bourges gebürtig. Zu Amsterdam nahm er Dienste im ostindischen Hause. Der General zu Batavia nahm ihn seiner Geschicklichkeit wegen in seine eigene, damit er ihm einige Grotten und Spr[illegible] wasser in seinem Garten anlegen sollte. Weil dem **Maille** diese Verrichtung nicht gefiel: so brach[illegible] er es dahin, daß er Bedienter bey einem [illegible] der, Namens Cheteur, wurde, den man [illegible] render Belagerung von Gandicot von Bata[illegible]

Tavernier 1652.

Er wird vom Nabab wohl aufgenommen

Er zeigte seine Perlen vor, und man bewunderte ihre Schönheit. Der Nabab rieth ihm, unverzüglich nach **Golkonda** abzureisen, versprach auch, er wolle seinem Sohne schreiben, daß er ihm bey dem Könige Gehör verschaffe. Hierauf ließ er sich fünf Beutel voll Diamanten bringen, und fragte, ob man in seinem Vaterlande diese Waare gut bezahlete? Es hatten aber die größten nicht über zwey Carat, und über dieses meistentheils schwarzes Wasser. Tavernier antwortete, in Europa achtete man keine Diamanten, wenn sie nicht schwarz und weiß wären. Der Nabab hatte bey dem Anfange dieses Krieges erfahren, man habe in dem Lande, das er erobern wollte, einige Diamantengruben entdecket; damit schickte er zwölf tausend Mann dahin, die aber sonst nichts fanden, als was er in den fünf Beuteln hatte. Endlich merkete er selbst wohl, die gefundenen Steine hätten sehr schwarzes Wasser, und spieleten mehr ins Schwarze, als ins Weiße, folglich hielt er die Mühe für vergeblich, und ließ die Grube wieder zuschütten. Die Stückgießerey des **Maille** lief eben so schlecht für ihn ab. Der Nabab wollte zwanzig Stücke haben, nämlich zehn von acht und vierzig Pfunden, und zehn von vier und zwanzig. Man hatte das Metall dazu von allen Orten zusammen geholet, ohne die Götzenbilder in den Pagoden zu verschonen. **Maille** schmolz auch einige ein, aber sechs große Bilder aus der Pagode zu **Gandicot** konnte er unmöglich schmelzen, obgleich der Nabab in der Meynung, es steckete Zauberey darunter, die Priester heftig bedrohete, sie sollten die Zauberey aufheben. Ja, er konnte nicht einmal aus dem geschmolzenen Metalle ein einziges Stück zuwegebringen; eines hatte Risse, das andere gerieth nur halb. Nach vielen vergeblichen Unkosten mußte man das Werk liegen lassen, und Maille verließ im Verdrusse die golkondischen Dienste b).

Was in des Nababs Gezelte vorgieng.

Als Tavernier nach Golkonda abreisen wollte: so begab er sich in des Nababs Gezelt. Hier hatte er genug zu sehen. Der Feldherr saß mit geschränkten Beinen und bloßen Füßen da, neben ihm aber zween Schreiber. Die Stellung war dem Verfasser nichts neues; denn sie ist im ganzen Morgenlande üblich, wie denn auch die vornehmsten golkondischen Herren die Beine bloß tragen, absonderlich in ihren Gemächern, welche mit kostbaren Tapeten beleget sind. Allein er sah, daß der Nabab eine Menge Briefe zwischen den Fußzähen stecken hatte, gleichwie noch viele andere zwischen den Fingern der linken Hand. Bald nahm er einen zwischen den Zähen, bald zwischen den Fingern weg, und sagte seinen Schreibern die Antwort darauf in die Feder. Er selbst beantwortete einige. Wenn die Schreiber fertig waren: so mußten sie ihm ihre geschriebenen Briefe vorlesen. Hernach drückte er das Siegel mit eigener Hand darauf, gab sie auch den Bothen selbst in die Hand. Der Verfasser meldet, in Indien würden alle Briefe der Könige, Feldherren und Statthalter, durch Fußgänger fortgeschickt, auf welche Weise sie am allergeschwindesten an Ort und Stelle kämen. Alle zwo Meilen trifft man kleine Hütten an, worinnen sich einige Läufer aufhalten müssen. Der ankommende wirft seinen Brief in die Hütte hinein, sogleich nimmt ihn einer auf, und rennet damit weiter. Hiezu kömmt noch, daß in Indien alle Wege mit Bäumen besetzet sind, oder wo es daran fehlet, da sind alle fünfhundert

dem **Nabab** schickte. Als **Cheteur** reisefertig war: so stahl **Maille** seinem Feldscheerer sein Be[steck] und seine Salben, und versteckte sich. Cheteur [blieb] ausdrücklich noch einige Tage da, um ihn aus[zufor]schen, es war aber vergeblich. Als er weg war trat **Maille** als Wundarzt in des **Nababs** Dienste. Nachgehends rühmte er sich, ein trefflicher Constabler und Stückgießer zu seyn: man brauchte ihn für beydes, aber seine größte Kunst war, unverschämt Wind zu machen. A. d. 166 S.

Tavernier 1652.

dert Schritte kleine Steinhaufen aufgerichtet, welche die Einwohner der nächsten Dörfer weiß anstreichen müssen, damit die Läufer bey düstern oder regnichten Nächten ihre Straße kennen *c*).

Nababs geschwinde Gerechtigkeit.

Indem Tavernier im Gezelte war, so meldete man dem Nabab, es stünden vier Missethäter draußen. Der Landesgebrauch erlaubet nicht, sie lange im Gefängnisse zu lassen, sondern das Urtheil folget ohne langen Verzug, so bald die That offenbar ist. **Mirgimola** that als ob er es nicht hörete, sondern fuhr im Schreiben und Vorsagen fort. Aber ehe man es gedachte, befahl er, sie herein zu führen. Nachdem er sie ernstlich befragt, und das Geständniß aus ihrem Munde vernommen hatte: so nahm er seine vorige Beschäfftigung wieder vor. Einige Befehlshaber von dem Heere traten hinzu, und grüßten ihn demüthig: er antwortete aber nur mit einem Hauptwinke. Als dieses Stillschweigen fast eine Stunde gedauert hatte: so richtete er den Kopf gähling in die Höhe, und sprach das Urtheil über die vier Missethäter aus. Einer hatte ein Haus erbrochen, und die Mutter nebst drey Kindern ermordet. Diesem sollten Hände und Füße abgehauen, und er sodann aufs Feld neben der Landstraße hingeworfen werden, bis er den Geist aufgäbe. Der andere hatte auf den Straßen geraubt, dem wurde der Bauch aufgeschnitten. Den übrigen schlug man die Köpfe weg: Tavernier konnte aber nicht recht erfahren, was sie gethan hatten *d*). Währender Hinrichtung, die unweit des Zeltes vorgenommen wurde, trug man das Essen auf, und Tavernier hatte noch einmal die Ehre, an seiner Tafel zu speisen. Nach Tische wiederholete er seine Zusage noch einmal, und gab ihm sechzehn Reuter mit, die ihn bis an einen dreyzehn Meilen von Gandicot entfernten Fluß begleiten sollten, über welchen niemand, ohne des **Mirgimola** eigenhändige Erlaubniß, gelassen wurde, aus Beysorge, seine Völker möchten auseinander laufen, wenn ihnen der Weg offen stünde.

Tavernier reiset nach Golkonda.

Den 16ten reisete Tavernier mit seiner Bedeckung ab, und die meisten europäischen Constabler begleiteten ihn bis nach **Corepali**. Diese Tagereise betrug sieben Meilen. Den 17ten legte er nur sechse zurück, und erreichte das Dorf **Corschen**, jenseits des Flusses. Er wollte dem Anführer seiner Geleitsreuter einige Rupien verehren, selbiger nahm sie aber nicht. Er meldet, die Fahrzeuge, womit man über diesen Fluß setzete, wären große von Weiden geflochtene, und mit Ochsenhäuten überzogene Körbe, auf ihren Boden legte man einige Reisigbüschel, überdeckete solche mit einem Teppiche, und legte hernach das Geräth und die Waaren darauf. Die Wägen bindet man bey der Deichsel und den Rädern an zween dergleichen Körbe, und schaffet sie dergestalt über den Fluß. Die Pferde schwimmen; ein Mann steht im Korbe, und hält sie bey dem Zügel, ein anderer treibt sie mit der Peitsche fort. Die Ochsen, als die hier zu Lande gewöhnlichen Lastthiere, werden ab geladen, und ins Wasser getrieben, wornach sie von selbst überschwimmen. Jeder Korb wird durch vier Kerl regieret. Sie stehen an den vier Ecken, und rudern mit einer Schaufel. Sind ihre Bewegungen nicht wohl abgemessen: so drehet sich der Korb etliche gemal im Kreise herum, und wird von dem Strome eine Ecke fortgerissen, also daß er nachgehends weiter unten, als man haben wollte, ans Ufer kömmt *e*).

Morimal. Santesela.

Den 18ten reisete Tavernier fünf Stunden, und schlief zu **Morimal**; den 19ten legte er neune, bis nach **Santesela**, zurück. Die Tagereise des 20sten betrug aberm[als]

c) A. d. 168 S. *d*) Ebendas. *e*) A. d. 174 S.

Tavernier 1652.

neun Meilen, bis nach **Goremeda**. Den 21sten kam er nach einem sechsstündigen Zuge nach **Kaman**, der ehemaligen Gränzstadt des Königreiches **Golkonda**, ehe der **Nabab** das carnatische Land eroberte.

Kaman Gränzstadt von Golkonda.

Den 22sten zog er sieben Meilen, bis an den Flecken **Emelipata**. Auf dem halben Wege begegnete ihm eine Procession, von einigen tausend Personen, welche ungefähr zwanzig Götzenbilder auf eben so vielen **Pallekis** mit sich führeten. Jedwedes **Pallekis** war mit Goldbrocade, auch mit Sammet, daran goldene und silberne Fransen hingen, bezieret, auch von einigen Männern getragen. An manchem trugen nur viere, an manchem achte bis zwölfe, nachdem das Bild schwer und groß war. An jeder Seite des **Pallekis**, gieng ein Kerl mit einem großen fünf Schuhe breiten Windfächer, von Straußen- und Pfauenfedern, an einem sechs Schuhe langen Stiele, und wehrete der Gottheit die Fliegen. Jedweder suchte den Windfächer zu ergreifen, um an einem so verdienstlichen Werke Antheil zu haben. Andere hielten einen mit goldenen und silbernen Schellen behangenen Sonnenschirm über das Bild, sich selbst aber ließen sie die Sonne stechen. Dieser arme abgöttische Haufen kam von **Brampur** und den benachbarten Orten, und wollte den großen **Ram**, das ist, den berühmtesten unter den Landesgöttern seine Anbethung in einer gewissen Pagode machen, die noch funfzehn Tagereisen von diesem Orte lag, damals aber waren sie bereits einen Monat lang auf dem Wege. **Tavernier** hatte einen Knecht bey sich, welcher aus **Brampur**, auch von eben dem Stamme, als diese eifrigen Anbether, gebürtig war. Dieser bath um Erlaubniß, daß er seine Götter begleiten dürfte. Man mußte es ihm um so viel mehr erlauben, weil er verschiedene Anverwandte unter dem Haufen hatte, folglich die Erlaubniß sich selbst nehmen konnte. Doch war der Mensch so getreu, daß er nach geendigter Wallfahrt seinem Herrn bis nach Surate nachlief. Es nahm ihn auch **Tavernier** seines beständigen Wohlverhaltens wegen, ohne Bedenken wiederum in seine Dienste.

Große Procession.

Treue eines Indianers.

Den 23sten war die Tagereise von acht Meilen bis nach **Dupar**. Die folgende betrug nur vier bis nach **Tripanteh**, wo der Verfasser eine große Pagode besuchte. Sie liegt auf einer Höhe, in welche rings herum Stufen gehauen, und mit Werkstücken bekleidet sind. Der geringste Stein hat zehn Schuhe in die Länge, und drey in die Breite. Nebst vielen andern Götzenbildern, steht auch ein aufgerichtetes Frauenbild in dieser Pagode, welches von vielen Teufeln, die allerley geile Stellungen machen, umringet wird. Sowohl diese **Venus**, als die Teufel, sind aus einem einigen Marmorstücke, welchen nichts als ein geschickterer Künstler fehlet.

Dupar. Tripanteh.

Den 25sten erreichte der Verfasser nach acht Meilen **Mamli**. Acht andere führten ihn des folgenden Tages nach **Manscheli**. Den 27sten legte er nur drey zurück, weil er in Körben über einen großen Fluß setzen mußte, worüber ein halber Tag verlief. Denn es erfordert nicht nur das Uebersetzen viele Zeit, sondern auch das Probieren des Geldes, das die Schiffleute vornehmen. Sie werfen es nämlich in ein großes Feuer; wird nun eine Rupie in selbigem etwas schwarz, so muß man ihnen eine andere geben, und das Tadeln hat kein Ende. Sind sie endlich mit der Bezahlung zufrieden, so rufen sie ihre Mitgesellen herbey, die sich unterdessen in einiger Weite verborgen halten. Diese bringen sodann erst ihre Körbe an den Ort, wo man übersetzen will, und über alle diese Weitläufigkeiten geht viele Zeit weg. Den 28sten reiste **Tavernier** fünf Meilen bis nach **Dabirpinta**. Den 29sten währete der Zug zwölf Stunden, bis an den Flecken **Hobora**; den 30sten

Mamli. Manscheli.

Dabirpinta.

Tavernier 1652.

30sten betrug er acht Meilen bis nach **Peridera**; am Montage, den 1sten des Weinmonats zehn, bis nach **Tenara**, und endlich den 2ten vier Meilen, bis nach **Golkonda**.

Geschicklichkeit eines jungen holländischen Wundarztes.

Tavernier nahm seine Wohnung bey einem jungen Holländer und Wundarzte des Königes, welcher ihn von dem batavischen Abgesandten **Chereur**, sich ausgebethen hatte. Der Mann hieß **Piter van Lan**. Der König hatte seit langer Zeit große Kopfschmerzen empfunden; seine Aerzte riethen, er sollte sich an vier Orten der Zunge zur Ader lassen: allein die dasigen Wundärzte unterstunden sich dieses nicht. Man hoffte, **van Lan** würde es bewerkstelligen können, weil er sich verlauten ließ, das Aderlassen erfordere unter allen Handgriffen der Wundarzeney die geringste Geschicklichkeit, und aus dieser Ursache nahm ihn der König, welcher ihm ungemeine Künste zutrauete, mit einer Besoldung von acht hundert Pagoden in seine Dienste. Wenig Tage nach des Gesandten Abreise, wurde ihm angekündiget, der König wollte ihn auf die Probe setzen: allein er sollte sich wohl in Acht nehmen, daß er nicht mehr Blut lasse, als die von den Aerzten verordneten acht Unzen, weil mit einem solchen Herrn kein ungewisses zu spielen sey. **Van Lan** trauete auf seine Geschicklichkeit, und ließ sich von einigen Verschnittenen nach einem Zimmer im Pallaste führen. Hier empfingen ihn vier alte Weiber, kleideten ihn aus, badeten ihn, und besalbeten ihn hernach mit wohlriechenden Balsamen am ganzen Leibe, absonderlich an den Händen. Hierauf wurde er nach der Landestracht angekleidet und vor den König geführt. Man brachte vier goldene Schaalen und wog sie, warnete ihn sodann nochmals, es stehe der Kopf darauf, wenn er die Vorschrift der Aerzte überschreiten würde. Es ließ aber die Aderläße so künstlich oder so glücklich ab, daß man bey dem Abwägen befand, er hätte nicht mehr als acht Unzen gelassen. Es wurde für ein rechtes Wunder der Wundarzeneykunst angesehen, daß jemand dergleichen leichte Hand haben, und das Blut so genau abzapfen könnte. Der König war so vergnügt darüber, daß er ihm auf der Stelle dreyhundert Pagoden, das ist beyläufig siebenhundert Thaler auszahlen ließ. Hierauf mußte er sowohl der regierenden, als der alten Königinn gleichfalls eine Ader öffnen. Tavernier erzählet dieses nur deswegen, damit unsere Wundärzte sehen möchten, was für ein Glück sie in Indien hoffen könnten; indem er seines Ortes glaubet, die Aderläße der Königinn wäre mehr aus einer Neugierigkeit, den Wundarzt zu sehen, als aus dringender Nothwendigkeit dermaßen eilfertig angestellt worden. Denn, saget er, **van Lan** war ein ungemein wohlgebildeter junger Mensch, und die Königinnen hatten noch niemals einen Ausländer so nahe betrachten können. Er wurde in ein prächtiges Zimmer geführet, wo ihm die vorigen alten Weiber, Arme und Hände nochmals abwuschen, und mit wohlriechenden Sachen sorgfältig berieben. Hernach zogen sie einen Vorhang auf, und die junge Königinn streckte den Arm durch ein Loch heraus. Er machte seine Sachen sehr geschickt; indem nun die alte Königinn nicht weniger wohl mit ihm zufrieden war: so bekam er abermals eine ansehnliche Geldsumme nebst drey Stücken Goldbrocade geschenkt, und setzte sich durch diese dreyfache glückliche Unternehmung in große Gunst bey Hofe *f*).

Tavernier besichtiget die Diamantgruben.

Wie es scheint, so unternahm Tavernier die Besichtigung der **Diamantengrube** unter dem Schutze dieses glücklichen Wundarztes. Man rieth ihm, den Anfang bey der berühmtesten zu machen. Diese heißt **Raolkonda**; sie liegt fünf Tagereisen von Golkon-

da

f) A. d. 174 S.

g) A. d. 267 S. Wir übergehen einige Begebenheiten, welche zu diesem Artikel nicht gehö-ren, und hängen nur diejenigen an einander, wel-

da, und acht bis neune von **Visapur**. Man hatte sie erst vor zwey hundert Jahren entdeckt. Weil die Herren beyder Länder ehemals Unterthanen des indostanischen Monarchen und seine Statthalter daselbst waren, nachgehends aber sich zu Königen darüber aufwarfen: so glaubte man in Europa lange Zeit, die Diamante kämen aus des großen Mogols Reiche *g*).

Tavernier 1652.

Nach seiner Ankunft zu **Raolkonda** *h*), wartete Tavernier dem Statthalter der dasigen Landschaft, unter welchem zugleich die Diamantgrube steht, auf. Selbiger war ein Muhammedaner, empfing ihn sehr höflich, und versprach ihm völlige Handelssicherheit, doch mit angehängter Verwarnung, die herrschaftlichen Gebühren, welche zwey vom Hundert betragen, nicht zu schmälern.

Beschaffenheit des Bodens und der Art zu arbeiten.

Die Gegend um den Ort, wo der Diamant gegraben wird, ist sandig, auch voll Felsen und Gebüsche. Der Felsen hat Adern, welche zuweilen nur eines halben, zuweilen aber eines ganzen Fingers breit sind. Die Gräber nun nehmen ein kurzes am Ende gebogenes Eisen, und kratzen damit den Sand oder die Erde aus diesen Adern heraus. In dieser Erde finden sie die Diamante. Allein, weil die Adern nicht immer gerade, sondern bald höher, bald tiefer fortlaufen: so müssen sie den Felsen sprengen, damit sie ihre Spur nicht verlieren. Ist der Felsen geöffnet, so sammeln sie die Erde, oder den Sand, und schwemmen ihn einige mal, um die Steine heraus zu scheiden. Die Diamante aus dieser Grube sind die schönsten, und haben das helleste Wasser. Es geschieht aber zuweilen, wenn man den Felsen mit einem großen Brecheisen spaltet, um den Sand heraus zu kriegen, daß man durch das heftige Stoßen, den Diamant erschreckt, und er eine Feder bekömmt. Ist solche von ziemlicher Größe: so wird er gespalten, womit sie besser, als wir, umzugehen wissen. Ein dergleichen Stein wird in Europa ein schwacher Stein genennet, spielet aber nichts destoweniger so gut, als ein anderer. Ist der Stein gehörig rein, so schleifen sie ihn nur auf dem Rande, ohne daß sie suchen sollten, ihm eine gewisse Gestalt zu geben, aus Besorge, ihm etwas von seinem Gewichte zu benehmen. Hat er etwa ein kleines Federchen, oder einige Puncte, oder auch ein schwarzes oder rothes Korn, so schleifen sie den Stein voll Rauten, damit man die Fehler nicht sieht. Eine sehr kleine Feder kömmt unter die Ecke von einer Raute. Hat der Stein einen rothen Punct: so wird er gebrannt, welches den Punct schwarz machet, weil die Kaufleute noch lieber einen schwarzen, als einen rothen Punct haben wollen.

Bey dieser Grube hält sich eine große Menge Steinschneider auf, deren Räder bloß von Stahl, und in der Größe eines Tischtellers sind. Sie legen nicht mehr als einen einzigen Stein auf ein Rad, und netzen es beständig mit Wasser, so lange bis sie dem Steine auf die Spure kommen. Hernach nehmen sie Oel, sparen auch das Diamantpulver nicht, ob es gleich allemal theuer bezahlet werden muß. Sie beschweren den Stein weit mehr als wir. Der Verfasser sah hundert und funfzig Pfund Bley auf einen Stein legen. Doch war es auch ein großer, der nach dem Schneiden noch hundert und drey Karat wog, und das große Rad an der Mühle, die auf unsere Art gemacht war, wurde von vier Schwarzen umgetrieben. Die Indianer glauben nicht, daß das Beschweren dem Steine Federn mache *i*).

...e eine Verwandtschaft mit selbigem haben.

h) Den Weg, den er nahm, haben wir oben in einer Anmerkung beygebracht.

i) Der Verfasser meldet noch, sie könnten den Steinen

Tavernier 1652.

Der Handel geschieht bey der Grube, mit eben so großer Ehrlichkeit als Freyheit. Nebst dem zwey vom Hundert, müssen die Kaufleute dem Könige für die Erlaubniß, graben zu lassen, etwas gewisses bezahlen. Sie suchen mit Hülfe der Gräber einen guten Ort aus, lassen sich einen gewissen Bezirk zumessen, und von einer gemäßen Anzahl Arbeiter in selbigem nachgraben. Von dem ersten Augenblicke der Arbeit, bis auf den letzten, bezahlen sie dem Könige für funfzig Arbeiter täglich zwo Pagoden, und für hundert, viere.

Die Gräber selbst sind am übelsten daran; denn ihr Sold beträgt das ganze Jahr über nur drey Pagoden. Daher machen sie sich auch kein Gewissen daraus, einen Stein, den sie im Auge verbergen können, währenden Suchens unterzuschlagen. Weil sie auch, einen Streifen Leinwand um den Leib ausgenommen, übrigens ganz nackend sind: so suchen sie irgend einen Stein unvermerkt zu verschlingen. Der Verfasser erzählet von einem, welcher ein Steinchen eines **Mengelins**, das ist etwa zween Karat schwer, im Augenwinkel verborgen hatte, dennoch aber wurde der Diebstahl offenbar. Wer einen Stein findet, der über sieben oder acht Mengelins wiegt, bekömmt ein Trankgeld, welches jedoch mehr nach der Armseligkeit des Finders, als nach der Wichtigkeit des Dienstes, abgemessen wird.

Wie man auf der Grube handelt.

Ein Kaufmann, der um dieses kostbaren Handels willen nach der Grube reiset, darf nicht aus seiner Herberge weichen, sondern alle Vormittage um zehn oder eilf Uhr bringen ihm die Grubenmeister Muster von Diamanten. Sind die Partien stark: so lassen sie selbige dem Kaufmanne da, damit er Zeit habe, sie recht zu beschauen. Ist dieses geschehen: so muß man den Kauf ohne langes Zaudern abschließen; sonst nehmen die Meister ihre Steine, knüpfen sie in einen Zipfel vom Hemde, oder von der Leibbinde, und gehen ihres Weges, ohne diese Steine jemals wieder zu bringen; oder, wofern es ja geschieht, so sind andere darunter gemischet, welche den Kauf gänzlich ändern. Ist man wegen des Preises einig: so stellet der Käufer eine Anweisung über die Summe aus, damit man sie bey dem **Scheraf**, das ist, bey einem Beamten, welcher die Wechselbriefe ausstellet, und empfängt, abholen kann. Der geringste Verzug über die gesetzte Zeit, verbindet den Käufer, anderthalb vom Hundert Zinsen für den Monat zu bezahlen. Kennet man ihn aber: so nehmen sie lieber Wechselbriefe auf **Agra**, **Golkonda**, **Visapur**, und absonderlich auf Surate, weil sie durch ausländische Schiffe viele Waaren von diesem Orte bringen lassen *k*).

Kinder handeln mit Diamanten.

Es ist angenehm, zu sehen, wenn die Kinder der Grubenmeister und anderer Landeinwohner alle Morgen auf dem Marktplatze erscheinen, und sich unter einem Baume nieder setzen. Die jüngsten mögen etwa zehn Jahre alt seyn, die ältesten aber nicht über funfzehn oder sechzehn. Jeder hat an einer Seite sein Diamantengewicht in einem kleinen Beutel an der Leibbinde hängen, und an der andern einen Geldbeutel, worinnen öfters fünf bis sechs hundert goldene Pagoden sind. Hier warten sie, bis ihnen jemand Diamante, es sey nun aus dieser oder aus einer andern Grube, zu verkaufen bringt. Man giebt den Stein dem ältesten unter ihnen, welcher gleichsam ihren Zunftmeister vorstellet. Dieser besichtiget ihn sorgfältig, giebt ihn hernach seinem Nachbar, welcher ihn gleichfalls beschauet,

Der

Steinen keinen so lebhaften Glanz (Poliment) beybringen, als wir in Europa, und meynet, es komme daher, weil ihr Rad nicht so platt laufe, als die unserigen. Weil es von Stahl ist: so muß man es alle vier und zwanzig Stunden von der Welle nehmen, und mit Smirgel gehörig schmieren. Weil es nun schwer wieder anzustecken ist: so läuft es aus dieser Ursache nicht so platt, als es thun sollte.

Dergestalt geht der Stein in der Runde herum, und kömmt wieder an den ersten, ohne daß das geringste Wort dabey gesprochen würde. Aber sodann fraget er nach dem Preise; kaufet er ihn zu theuer, so muß er ihn selbst behalten. Auf den Abend rechnen die Kinder zusammen, was sie gekauft haben; sie beschauen ihre Steine, und lesen sie aus, nachdem sie an Wasser, Gewichte, und Reinigkeit beschaffen sind. Hernach setzen sie jedweden auf solchen Preis, als man ihn etwa an Ausländer verhandeln kann, und bringen sie ihren Herren, welche beständig eine Menge Partien zusammen zu suchen haben. Der Gewinn wird unter diese jungen Handelsleute ausgetheilet, mit dem einigen Unterschiede, daß der älteste oder Zunftmeister ein Viertheil vom Hundert mehr bekömmt, als ein anderer. Sie verstehen sich dermaßen genau auf den Preis eines Steines, daß, wenn einer ein halbes vom Hundert an einem Steine, den er gekauft hat, verlieren will, sogleich ein anderer ihm sein Geld wiedergiebt.

Tavernier 1652.

Eines Abends kam ein sehr flüchtig gekleideter Indianer zu dem Verfasser, denn er hatte nichts als eine Binde um den Leib, und ein elendes Tuch um den Kopf. Nach einigen höflichen Reden, ließ er den Tavernier durch den Dollmetscher fragen, ob er Lust hätte, Rubinen zu kaufen? und zog damit einige Lappen aus seiner Binde, worinnen etwa zwanzig kleine Stücke eingewickelt waren. Tavernier kaufte einige, und zwar etwas theurer, als sie eigentlich gelten konnten, weil er vermuthete, der Mann würde nicht zu ihm gekommen seyn, wenn er nicht noch etwas besseres bey sich hätte. Dieses war auch wirklich wahr. Der Indianer bath ihn, seine Leute abtreten zu lassen, und nahm, so bald er sonst niemand als den Dollmetscher um ihn sah, das Tuch, damit er die Haare aufgebunden hatte, vom Kopfe. Aus solchem zog er ein Läppchen mit einem Diamante, von neun und vierzigste halb Karat hervor, welcher das schönste Wasser von der Welt hatte, und an drey Viertheilen seiner ganzen Größe vollkommen rein war. Diesen gab er dem Verfasser, und sagte, er könnte ihn mit Muße beschauen, stehe ihm der Stein an, so sollte er morgen um eine gewisse Stunde vor das Dorf hinaus kommen, und ihm das verlangte Geld mit bringen. Tavernier that es, und verkaufte nachgehends den Stein zu Surate, mit einem ansehnlichen Gewinne.

Glückliche Begebenheit des Verfassers.

Einige Tage hernach erfuhr er, ein gewisser Franzose, Namens Boete, den er um sein Geld einzunehmen und zu verwahren, in Golkonda zurück gelassen hatte, liege gefährlich krank. Er mußte folglich an die Rückreise denken. Der Statthalter verwunderte sich darüber, daß er so bald abreisen wollte, und fragte: ob er denn sein Geld schon allein angeleget hätte? Tavernier hatte noch zwanzig tausend Pagoden vorräthig, und bedauerte wirklich, daß er sie wieder mit wegnehmen sollte. Doch weil er glaubte, seine Abreise ließe sich nicht verschieben: so zeigte er dem Statthalter alle seine gekauften Steine, deren Anzahl mit dem Verzeichnisse des Gefälleinnehmers übereinstimmte, und bezahlete die Zwey vom Hunderte dafür. Zugleich gestund er auch, er hätte einen Diamant von neun und vierzigste halb Karat ingeheim erhandelt, und machte die Gebühre für selbigen gleichfalls richtig, obgleich kein Mensch im ganzen Orte das geringste von diesem Kaufe wußte. Der Statt-

Die indianischen Künstler schneiden einen Stein noch, wenn er gleich von Natur hart ist, das gleichsam einen Knoten hat, wie etwa das ..., dahingegen unsere Steinschneider ungern daran kommen, ja zum öftern es gar nicht wagen. Hingegen wird auch den Indianern diese Arbeit theurer bezahlet, als eine andere. A. d. 269 S.

k) A. d. 271 S.

Tavernier 1652.

Statthalter bewunderte seine Redlichkeit, und bekennete offenherzig, es würde kein einziger Kaufmann aus der dasigen Gegend sich das geringste Bedenken darüber gemacht haben. Ja er gewann eine solche Hochachtung gegen den Tavernier, daß er auf der Stelle die reichsten Handelsleute von der Grube zu sich rufen, und ihnen zugleich befehlen ließ, ihre besten Steine mit zu bringen. Innerhalb ein paar Stunden hatte Tavernier seine zwanzig tausend Pagoden sehr vortheilhaft angeleget. Als der Kauf seine Richtigkeit hatte: so sagte dieser großmüthige Statthalter zu den Juwelirern, sie sollten einem so braven Manne ein Zeichen ihrer Dankbarkeit hinterlassen. Sie verehreten ihm auch einen ziemlich kostbaren Diamant, mit aller Willigkeit *l*).

Wie der Handel geschlossen wird.

Die Art, wie die Kaufleute des Handels unter einander einig werden, ist werth, daß man sie bemerke. Es wird kein einiges Wort dabey gesprochen. Der Käufer und der Verkäufer setzen sich vor einander hin, wie zween Schneider. Einer von beyden machet seine Leibbinde los; hierauf ergreift der Verkäufer die rechte Hand des Käufers, decket die Binde darüber, und schließt unter selbiger den Kauf ingeheim, ohne daß andere im Gemach gegenwärtige Personen das geringste davon merken könnten. Das ist, die beyden Handelsleute reden weder mit dem Munde, noch mit den Augen, sondern mit der Hand. Ergreift der Verkäufer die ganze Hand des Käufers: so bedeutet es tausend. So oft er ihm selbige drücket, so viele tausend Pagoden oder Rupien, nachdem es nun von dieser oder jener Münze die Rede ist, verlanget er. Wenn er bloß seine fünf Finger ergreift, so bedeutet es fünfhundert. Ein Finger bedeutet hundert. Die Hälfte vom Finger bis an das Mittelgelenke, will funfzig sagen, und die Spitze vom Finger, bis an das erste Gelenke, zehne. Es geschieht oft, daß eben dieselbige Partie Steine, an eben demselben Orte, und in Gegenwart sehr vieler Personen wohl ein halb Dutzendmal verkaufet wird, ohne daß jemand wüßte, wie theuer? Wegen der Schwere eines Steines, findet sonst nirgends der geringste Betrug statt, als bey einem Winkelkaufe. Denn kaufet man sie öffentlich: so ist ein königlicher Beamter dabey, welcher, ohne daß man ihm etwas dafür geben darf, die Steine abwägen muß; was er nun angiebt, dabey muß es bleiben *m*).

Rückreise des Verfassers nach Golkonda.

Der Statthalter gab dem Tavernier sechs Reuter mit, die ihn, so weit sein Bezirk reichte, begleiten mußten. Es erstrecket sich derselbe bis an die gemeinschaftliche Gränze der Königreiche **Visapur** und **Golkonda**. Dieses ist ein breiter und tiefer Fluß, über welchen man mit desto größerer Beschwerlichkeit setzen muß, weil weder eine Brücke noch Schiffe vorhanden sind, sondern man gebrauchet darzu ein anderes in Indien sehr gemeines Mittel. Es besteht aus einem runden von Weidenzweigen geflochtenen Gefäße, wie etwa unsere Körbe sind, nur hat es zehn bis zwölf Schuhe im Durchschnitte, und ist mit Ochsenleder überzogen. Zwar könnte man Schiffe auf dem Flusse halten, oder eine Brücke darüber bauen: allein, weil es ein Gränzfluß ist, so will es keiner von beyden Königen zugeben. Die Fährleute von jeder Seite, müssen alle Abende, jeder Theil seinem Beamten, der etwa eine Viertelmeile von der Ueberfahrt wohnet, ein genaues Verzeichniß der übergesetzten Personen und Güter einliefern.

l) A. d. 275 S.

m) Ebendas.

n) In den Nachrichten von Achem und Bantam, wird diese Person Sabandar genennet.

o) Er setzet den Weg bey, den er von Golkonda nach Raolkonda gieng, und giebt die Entfernung der Orte durch **Gos** an, davon jedes französische Meilen beträgt.

Tavernier 1652.

Redliche Verwaltung der Indianer.

Als der Verfasser nach Golkonda kam: so erfuhr er zu seinem großen Verdrusse, sein Factor wäre gestorben, und das Zimmer, darinnen er gewesen, doppelt versiegelt worden, erstlich von dem **Cadi**, welcher so viel als ein Stadtrichter bedeutet, und sodann vom **Schabander** n), den der Verfasser mit dem **Prevot des Marchands** in Frankreich vergleicht. Eine Gerichtsperson nebst zweenen Bedienten, welche dem Verstorbenen bis an seinen Tod aufgewartet hatten, verwacheten die Thüre Tag und Nacht. Tavernier wurde befraget, ob das im Zimmer befindliche Geld ihm zugehöre, und wie er solches beweisen wolle? Diesen Beweis gab er durch das Zeugniß der **Scherafe**, welche es auf seinen Befehl ausgezahlet hatten. Hierauf mußte er eine Schrift von sich stellen, darinnen er bekannte, es wäre nicht das geringste entfremdet worden. Die bey dieser Sache aufgelaufenen Kosten und Gerichtsgebühren schienen ihm dermaßen gering zu seyn, daß er die Genügsamkeit der indianischen Gerichte nicht weniger bewundern mußte, als ihr aufrichtiges Verfahren o).

Reise nach der Grube Culur oder Gani.

Bald darauf beschloß er, eine andere Diamantgrube zu besichtigen, welche im Königreiche **Golkonda** und sieben Meilen von der Hauptstadt liegt. Nicht weit davon ist ein großer Flecken, vor welchem eben derjenige Fluß, über den er bey seiner Rückreise von Raolconda setzen mußte, vorbey floß. Anderthalb Meilen weit vom Flecken findet man ein hohes Gebirge, das sich in Gestalt eines halben Mondes herum zieht. In dem Raume zwischen dem Gebirge und dem Flecken, gräbt man die Diamante. Je näher man im Suchen dem Gebirge kömmt, desto größere Steine findet man: geht man aber allzu weit, findet man nichts mehr.

Der Verfasser zählet auf seinem Wege von **Golkonda** nach **Almaspind** viertehalb Gos. Von **Almaspind** nach **Kaper** zwey, von **Kaper** nach **Montecur**, dritthalb. Von **Montecur** nach **Naglepar** zwey. Von **Naglepar** nach **Eligada** anderthalb. Von **Eligada** nach **Sarvaron** eins. Von **Sarvaron** nach **Mellaseron** eins. Von **Mellaseron** nach **Pononcur** anderthalb. Von **Pononcur** nach der Grube darf man nur über den Fluß setzen, so ist man da. Dieser Weg beträgt nach des Verfassers Rechnung fünf und funfzig Meilen.

Ursprung dieser Grube.

Er verwunderte sich ungemein, da er bey seiner Ankunft bey sechzig tausend Personen in unaufhörlicher Arbeit begriffen sah. Man erzählete ihm, die Grube wäre vor etwa hundert Jahren durch einen armen Mann entdeckt worden, welcher ein Fleckchen Landes mit der Schaufel umarbeiten, und etwas Hirse darein säen wollen. Bey dieser Arbeit fand er einen von Natur eckichten Stein von fünf und zwanzig Karat. Diesen brachte er wegen seiner Gestalt und seines Glanzes nach **Golkonda**, wo die Juwelirer über seine Größe erstauneten, weil die größesten, die man zuvor hatte, nicht über zehn oder zwölf Karat wogen. Indem nun das Gerüchte von dieser Entdeckung in kurzer Zeit durch das Land erscholl: so machten einige bemittelte Personen den Anfang zum Aufgraben der Erde, und seitdem hat man beständig sehr große Steine daselbst gefunden. Noch damals gab es Diamanten von zehn bis vierzig Karat im Ueberflusse, ja zuweilen weit größere, indem nach des Verfassers Berichte,

Beschaffenheit der Steine.

...n **Golkonda** nach **Canapur**, ein Gos. Von Canapur nach **Parkel**, dritthalb. Von ...l nach **Cokenol**, eins. Von Cakenol nach ... Candenor, drey. Von hier nach Setapur eins. Von **Setapur** bis an den Gränzfluß zwischen Visapur und Golkonda, zwey. Vom Flusse nach Alpur, dreyviertheil. Von Alpur nach Canol ein Viertheil. Von Canol nach Raolkonda, dritthalb. Zusammen siebenzehn Gos, oder acht und sechzig französische Meilen.

Tavernier 1652.

richte, eben der obenerwähnte indianische Feldherr, Mirgimola, dem großen Mogol Orang Zeb einen Diamant aus dieser Grube verehrete, welcher vor dem Schneiden neun hundert Karat wog *p*). Allein diese großen Steine sind selten rein; sondern ihr Wasser hat allezeit etwas von der Beschaffenheit des Bodens an sich. Ist solcher feucht und morastig: so spielet der Stein ins schwarze. Ist selbiger röthlich: so spielet auch dieser ins rothe, und so ferner, nach Beschaffenheit anderer Plätze, bald ins Grüne, bald ins Gelbe. Ihre Oberfläche ist beständig mit einer gewissen Fettigkeit überzogen, so daß man das Schnupftuch alle Augenblicke zur Hand nehmen, und sie abwischen muß.

Was ihr Wasser betrifft: so bemerket der Verfasser, anstatt daß wir in Europa die rohen Steine bey dem Tagelichte besähen, so brauchten die Indianer die Nacht darzu. Sie machen ein viereckichtes Loch, ungefähr eines Schuhes groß in die Wand, setzen eine Lampe mit einem starken Dachte hinein, und beurtheilen bey ihrem Lichte das Wasser und die Reinigkeit des Steines. Das sogenannte himmelblaue Wasser ist das schlimmste von allen. Man kann es unmöglich erkennen, so lange der Stein noch roh ist. Hat man ihn aber nur einigermaßen auf der Mühle abgeschliffen: so geht es unfehlbar an, wofern man ihn unter einem dickbelaubten Baume besieht; denn der Schatten des grünen Laubes läßt es leicht merken, ob er blau spiele.

Wie man die Steine gräbt.

Man suchet an diesem Orte die Diamante auf eine ganz andere Art, als zu Raolkonda. Hat man sich einen Platz zum Graben ausgesucht: so ebenen die Gräber einen andern beynahe eben so großen Platz sehr fleißig ab, und ziehen einen Damm von etwa zween Schuhen hoch herum. Unten in dem Damme machen sie kleine Oeffnungen, dadurch das Wasser ablaufen kann, verstopfen sie aber wiederum bis zu seiner Zeit. Sodann versammeln sich alle Arbeitsleute, Männer, Weiber und Kinder, um den Gewerksherrn, welcher seine Anverwandte und Freunde bey sich hat, und ein Götzenbild auf den Boden hinsetzet. Vor diesem fällt ein jeder dreymal nieder. Ein Priester thut etliche Gebethe, und bezeichnet hernach einen jeden an der Stirne. Er bestreicht ihn nämlich mit Saffran und Gummi, und klebet sieben oder acht Reißkörnchen darauf. Hernach wäscht sich jeder am ganzen Leibe mit Wasser, das er ausdrücklich deswegen in einem Gefäße mitbringt, setzet sich an seinen Ort, und ißt, was ihm vorgesetzet wird, indem ihnen der Gewerksherr eine gute Mahlzeit zubereiten läßt, ehe sie die Arbeit beginnen.

Nach Tische machet man den Anfang mit selbiger. Die Männer graben; die Weiber und Kinder tragen die Erde auf den ummauerten Platz. Man gräbt zehn, zwölf, auch vierzehn Fuß tief; sobald man aber auf Wasser kömmt, ist weiter nichts zu hoffen. Wenn nun die ausgegrabene Erde alle auf den besagten Platz geschüttet worden: so schöpfet man das Wasser mit Krügen aus den gemachten Gruben, und gießt es auf die Erde, um solche zu schwemmen. Zugleich werden die Löcher zum Ablaufen geöffnet. Dergestalt fährt man mit dem Begießen so lange fort, bis das Wasser allen Schlamm weggeführet, und nur der Sand zurück bleibt. Diesen trocknet man an der Sonne, welches in einem so heißen Lande sehr bald geschieht. Jedweder Gräber hat einen Korb, in Gestalt einer Futterwanne; in diesen füllet er etwas Sand, und schwingt ihn, wie wir den [illegible]ber. Auf diese Art fliegt der Staub davon, die groben Körner schüttet man wieder auf den Platz. Wenn nun aller Sand auf diese Art geschwungen worden: so breitet man ihn mit einem Rechen hübsch eben aus einander. Sodann treten sämmtliche Arbeitsleute

p) A. d. 278 S. *q*) Vielleicht wurde bey dieser Gelegenheit der Befehl gegeben, dessen [illegible]

Tavernier 1652.

den abgeebneten Sand, und stoßen ihn, so weit der Platz geht, mit großen hölzernen und am untern Ende anderthalb Schuhe breiten Stempeln, also, daß sie auf jedweden Fleck zwey- bis dreymal mit aller Macht stoßen. Hierauf kömmt der Sand abermals in die Wanne, wird geschwungen, und wie zuvor abgeebnet, aber nicht mehr gestoßen, sondern er geht jetzo nur durch die Hände. Sie nehmen eine Hand voll nach der andern, drücken sie, und fühlen sogleich, ob ein Stein darinnen sey oder nicht. Vor Zeiten stießen sie die Erde mit Kieselsteinen, statt der hölzernen Stempel: allein dadurch wurden sehr viele Diamante geschreckt, und bekamen Federn.

Seit etlichen dreyßig Jahren hatte man noch eine andere Grube zwischen **Colur** und **Raolconda** entdeckt. Daselbst fand man Steine, die eine grüne schöne durchsichtige Schaale hatten, auch äußerlich weit schöner aussahen, als alle andere Steine: aber sie zersprangen, sobald man sie abschleifen wollte, wenigstens dauerten sie doch auf dem Rade nicht. Der König von Golkonda ließ also die Grube zuwerfen q).

Als **Fremelin** und **Breton** die Aufsicht über das engländische Waarenlager zu Surate führeten: so kaufte ein Jude, Namens **Eduard Ferdinand**, welcher ein freyer Kaufmann war, das ist, unter keiner Handelsgesellschaft stund, in Gemeinschaft mit ihnen, einen vortrefflich schönen Stein aus dieser Grube. Er war rein, und wog zwey und vierzig Karat. Weil der Jude nach Europa reisen wollte: so gaben ihm die Engländer den Stein mit, um ihn zu verkaufen, und Rechnung darüber abzulegen. Zu **Livorno** bothen ihm einige Juden fünf und zwanzig tausend Piaster dafür, allein er verlangte dreyßig. Nachgehends wollte er ihn zu Venedig schneiden lassen, da zersprang er auf dem Rade in neun Stücke, ob er gleich das Abschleifen ohne Schaden aushielt. Der Verfasser selbst kam mit einigen dergleichen Steinen sehr übel an: sie wogen aber zum Glücke nicht mehr, als zwey Karat r).

Reise nach der bengalischen Grube.

Nun war noch die bengalische Grube, als die älteste unter allen, zu besichtigen übrig. Obgleich diese Reise zu einer andern Zeit geschah: so müssen wir sie doch an gegenwärtigem Orte beybringen. Man benennet diese Grube entweder nach dem großen unweit davon liegenden Flecken, **Sumelpur**, oder nach dem sandigten Bache **Guel**, darinnen man die Steine findet. Das um den Bach liegende Land gehöret einem **Rascha**, und ehemaligem Lehensmanne des großen Mogol's, der aber währender Unruhe das Joch abwarf. Tavernier reiste von **Agra** hundert und dreyßig Cossen, bis nach der Stadt **Halabas**, von Halabas nach **Banaru** drey und dreyßig, und von **Banaru** nach **Saseron** viere. Von Agra bis **Saseron** reiste er beständig gegen Morgen; aber von **Saseron** bis an die Grube, wendet man sich gegen Mittag; und reiset zwanzig Cossen, bis an einen großen Flecken, welcher dem besagten **Rascha** gehöret. Hernach sind vier Cossen, bis nach **Rotas**, einem der festesten Plätze in ganz Asien. Er liegt auf einem Berge, und hat sechs große Bollwerke nebst einem dreyfachen Wassergraben. Der Berg hat nur an dreyen Orten Zugänge, und ist auf allen Seiten äußerst steil, auch meistens mit Holze bewachsen. Auf dem Gipfel findet man eine Ebene, einer halben Meile groß, worauf man Getraide und Reiß bauet, indem sie von mehr als zwanzig Quellen bewässert wird. In dieser Festung wohneten sonst die **Raschen**, und hatten etwa achthundert Mann Besatzung bey sich: aber

...nket, und den er ganz anders erkläret, wenigstens doch, wofern er eben diese Grube meynet.

r) A. d. 281 und vorherg. S.

Tavernier 1652.

aber nunmehr gehöret sie dem großen Mogol, welcher ihren Besitz bloß der List eines seiner Obersten zu danken hat. Sie war von alten indianischen Monarchen aus des Tamerlans Geblüte vergeblich belagert worden, ja es starben zween von ihnen während der Belagerung in der Stadt Saseron.

Von Rodas rechnet man dreyßig Cossen nach Sommelpur, wo man anfängt, Diamante zu suchen. Es ist ein großer Flecken mit Häusern von Leimen gebauet, und mit Cocoszweigen gedeckt; der Weg ist bis nach Rodas unsicher. Denn man reiset durch lauter Wälder, darinnen gemeiniglich die Räuber den Ausländern aufpassen, und sie erwürgen, weil sie wohl wissen, daß selbige nicht ohne Geld nach der Grube reisen. Der Rascha wohnet unter bloßen Gezelten, zwo Meilen vom Flecken, auf einem schönen Hügel. Unten an solchem rinnet der Fluß Guel vorbey, welcher aus einem hohen und ungefähr funfzig Cossen weit gegen Mittag davon liegenden Gebirge entspringt, und zuletzt in den Ganges fällt.

Zu welcher Zeit man die Diamante suchet.

An diesem Orte machet man den Anfang mit Suchen, und fährt damit dem Flusse entgegen fort. Wenn die Regenzeit, wie ordentlich geschieht, im Christmonate ein Ende genommen hat: so wartet man noch den ganzen Jenner, bis das Flußwasser verlaufen, indem es sodann hier und dort nicht über zween Fuß tief ist, und allemal Sand genug unbedeckt läßt. Mit Anfange des Hornungs, machen sich wohl acht bis zehn tausend Personen, junge und alte, theils aus Sommelpur, theils aus einem andern zwanzig Cossen höher am Flusse liegenden Flecken, gleichwie auch aus vielen andern Dörfern des platten

Wie man es machet.

Landes an die Arbeit. Die erfahrensten darunter wissen aus der Beschaffenheit des Sandes zu urtheilen, ob man auf dieser Stelle Diamante finden werde, oder nicht? Ein solcher Platz wird sodann mit Pfählen, Flechtwerke und Erde umdämmet, damit man das Wasser heraus bringen, und ihn völlig trocken machen könne. Der Sand wird niemals über zween Schuhe tief ausgegraben, und hernach auf einen am Gestade des Flusses hierzu bereiteten großen Platz geschüttet, den man wie zu Raolkonda mit einem zween Schuh hohen Dam

s) Der Verfasser füget der Beschreibung seiner beyden Reisen eine Regel bey, die er wichtig nennet, und in Europa unbekannt zu seyn glaubet, wie man den wahren Werth eines Diamantes erkennen solle. Doch will er nichts von den Steinen, die unter drey Karat sind gedenken, weil man ihren Preis zur Gnüge wisse. Was aber die von drey bis hundert und darüber betrifft: so muß man den Stein erstlich wägen, und hernach sehen, ob er vollkommen sey, das ist, ob der Stein dick, recht viereckicht sey, alle seine Ecken, schönes weisses und helles Wasser ohne Puncte und Federn habe. Ist der Stein zu Rauten geschliffen, welches man gemeiniglich eine Rose nennet: so muß man Achtung geben, ob er von recht zirkel- oder eyrunder Gestalt und schönem Umfange, nicht aber durch Kunst zusammengesetzet sey? Ein solcher Stein, der ein Karat wiegt, ist funfzig Thaler werth. Nun fraget es sich, was einer kostet, der zwölf Karat wiegt? Erstlich muß man zwölfe mit zwölfe vervielfältigen, so hat man hundert und vier und vierzig. Diese vervielfältiget man ferner mit funfzig, so bekömmt man sieben tausend zwey hundert Thaler. Dieses ist der Preis eines solchen Steines von zwölf Karat.

Doch es ist nicht genug, wenn man den Werth eines vollkommenen Steines weis, man muß auch die unvollkommenen zu schätzen wissen. Dieses geschieht vermittelst der vorigen Regel, indem man den Werth eines Steines von einem Karat zum Grunde setzet. Der Verfasser giebt zum Beyspiele einen Diamant von funfzehn Karat, der kein gutes Wasser, keine schöne Gestalt, auch überdieses eine Menge Puncte und Federn hat. Ein solcher Diamant von einem Karat, würde, nachdem er mehr oder weniger fehlerhaft wäre, zwanzig, dreyßig bis vierzig Thaler gelten. Man muß also funfzehn Karat als sein Gewicht mit funfzehn, sodann die Summe mit dem Werthe von einem Karat vervielfältigen: so hat man den Werth

Tavernier. 1652.

Dämme umfaßt. Man schwemmet hernach den Sand mit Wasser, und verfährt übrigens auf eben dieselbe Weise, als bey der Grube zu Golkonda.

Gestalt der Spitzsteine.

Aus diesem Flusse kommen alle die schönen Diamante, die man Spitzsteine (**Pointes naives**) nennet. Sie sehen den sogenannten Donnersteinen sehr ähnlich. Weil seit einigen Jahren keine mehr nach Europa kamen: so glaubte man, die Grube wäre erschöpfet: es war aber nur das Suchen durch die Kriege verhindert worden s).

Tavernier kann seine Perlen nicht verkaufen.

Nachdem Tavernier die golkondische Grube besichtiget hatte, und bey dem Sohne des **Nababs** die von seinem Vater versprochene Begünstigung nicht fand, indem der junge Herr bloß an seine Ergötzlichkeit gedachte: so nahm er seine Zuflucht zu dem **van Lan**, welcher sich erboth, seinetwegen mit dem Oberleibarzte des Königes zu sprechen. Denn dieses Oberhaupt aller Aerzte und Wundärzte des Königreiches, saß mit im geheimen Rathe, und genoß eines großen Ansehens. Sobald dieser Mann von der Angelegenheit des Verfassers Nachricht bekam: so ließ er ihn zu sich bitten, und verlangte, seine Perlen zu sehen. Er bewunderte sie ungemein, ließ sie hernach wieder in ihre Beutel legen, wie zuvor, und ersuchte den Tavernier, selbige zu versiegeln, unter dem Versprechen, er wollte sie dem Könige zeigen, welcher sie hernach wiederum versiegeln würde, indem er es zu Verhütung aller Betrügerey beständig auf diese Weise zu halten pflegte. Doch die Mühe war vergeblich. Die Perlen gefielen dem Könige; er versiegelte sie sorgfältig, und gab sie wieder zurück. Man fragte den Tavernier sehr begierig nach dem Preise. Er schlug sie gewaltig hoch an. Damit sagte ein Verschnittener, welcher alle Fragen und Antworten aufschrieb, ziemlich trotzig zu ihm: „er dächte vielleicht, am golkondischen Hofe wisse und verstehe man nichts; es würden aber dem Könige alle Tage genug kostbare Sachen angebothen„. Tavernier gab dem unhöflichen Verschnittenen aus eben dem Tone zur Antwort: er möchte sich wohl besser auf den Preis einer jungen Sclavinn, als der Juwelen verstehen„. Damit packte er seine Perlen zusammen, und gieng im Unwillen davon. Des folgenden Tages reiste er sogleich aus Golkonda weg, in Gesellschaft eines französischen Juwelirers,

Steines von funfzehn Karat.

Nach dieser Regel schätzet Tavernier die beyden größten Diamante, davon man zu seiner Zeit wußte, nämlich einen in Asien, der in dem Schatze des großen Mogols vorhanden war, den andern in Europa, den der Großherzog von Toscana besitzt. Der erste wiegt, wie er saget, zwey hundert und siebenzig neun sechzehn theil Karat. Er ist vollkommen, von schönem Wasser, schöner Gestalt, und hat nur ein einiges Federchen an der Kante von der untern Schneide am Umfange. Ohne dieses Federchen müßte man das erste Karat auf hundert und sechzig Livres schätzen: aber um dessen willen, schätzet man es nur auf hundert und funfzig; folglich beträgt sein ganzer Werth eilf tausendmal tausend sieben hundert drey und zwanzig tausend zwey hundert acht und siebenzig Livres, vierzehn Sous, drey Liards, das ist, drey Millionen, neun hundert sieben tausend sieben hundert neun und funfzig Thaler, funfzehn Groschen. Wäge er nicht mehr noch weniger als zwey hundert und drey und siebenzig Karat, so gölte er nur eilf tausendmal tausend sechs hundert sechs und siebenzig tausend ein hundert und funfzig Livres; demnach betragen die neun sechzehn theil, sieben und vierzig tausend ein hundert und acht und zwanzig Livres, vierzehn Sous, drey Liards. Der Diamant zu Toscana wiegt hundert und vierzigste halb Karat. Er ist rein, von schöner Gestalt, und auf allen Seiten zu Rauten geschnitten. Weil aber sein Wasser etwas citronfärbig spielet: so darf man das erste Karat nur auf hundert und fünf und dreyßig Livres schätzen, folglich betrüge sein Werth zwey tausend mal tausend sechs hundert und acht tausend drey hundert fünf und funfzig, das ist, acht hundert neun und sechzig tausend vier hundert ein und funfzig Thaler, sechzehn Groschen.

Die Gräber nennen den Diamant in ihrer Sprache Irt. Die Türken, Persianer und Araber nennen ihn **Almas**. In allen europäischen Sprachen führet er keinen andern Namen, als Diamant. A. d. 291 und vorherg. S.

Tavernier 1652.

welirers, mit Namen du Jardin, der ihn auf seinen Reisen beständig begleitet hatte und mit ihm gemeinschaftliche Handlung trieb. Sie nahmen den Weg nach Surate. Der König erfuhr ihre Abreise erst nach Verlaufe von einem paar Tagen, und schickte ihnen einige Reuter nach, die sie nach Hofe zurück bringen sollten. Es war aber bereits der fünf Tag ihrer Reise, und sie befanden sich auf des großen Mogols Grunde und Boden. Einer von den Reutern meldete ihnen des Königes Willen, und daß selbiger geneigt wäre die Perlen zu kaufen: allein Tavernier befurchte neue Schwierigkeiten, entschuldigte sich also mit seinen Geschäfften, und sagte endlich rund heraus, er könne nicht umkehren t).

Er geht nach Surate.

Der III Abschnitt.

Die Königreiche Butan, Tipra und Asem.

Weg von Patna nach Butan. Wie man über das Gebirge kommt. Des Raja Nupal Gebieth. Beschreibung des Königreichs Butan. Leibwache und Kriegesmacht des Königes. Schießgewehr. Gestalt der Einwohner. Handlung in Butan. Vortrefflicher Bisam. Rhebarb und Semencine. Armenische Kaufleute, zur Abgötterey helfen. Bernstein- und Corallenhandel. Anstalt zu Verhütung der Verfälschung des Bisams.

Diese Länder alle dreye liegen dem Reiche des großen Mogols gegen Morgen und Mitternacht; man wußte aber vor dem Tavernier sehr wenig von ihnen, und es gebührt ihm mit allem Rechte der Ruhm, den er sich zuschreibt, daß er nämlich Nachrichten, die man sonst nirgend findet, davon beygebracht habe. Unterdessen ist er nicht selbst da gewesen; sondern als er sich zu eben der Zeit, da die Kaufgesellschaften ankommen, in Patna, einer sehr berühmten bengalischen Stadt, befand: so gab er sich alle Mühe, aus dem Munde der butanischen Kaufleute so viel Nachricht einzuziehen, als er immer konnte, und eben diese Bemühung, die er nach seinem Sagen darauf verwandte, leget seinen Anmerkungen eine besondere Schätzbarkeit bey u).

Weg von Patna nach Butan.

Das Königreich Butan ist von sehr großem Umfange, ob man gleich seine Gränzen nicht ganz genau zeigen kann. Es reisen alle Jahre von Patna Kaufgesellschaften dahin und machen sich mit Ausgange des Christmonates auf den Weg. Am achten Tage erreichten sie Gorraschpur, an welchem Orte sich das Gebieth des großen Mogols auf dieser Seite endiget. In besagter Stadt versorget man sich mit Vorrathe von Lebensmitteln für einen Theil der Reise. Von Gorraschpur bis an das hohe Gebirge, hat man acht bis neun Tage eine sehr beschwerliche Reise, indem das Land voll Wälder und wilder Elephanten ist. Anstatt also, daß die Kaufleute des Nachts ruhen könnten, so müssen sie vielmehr Wache halten, und einen Schuß nach dem anderen thun, um sich besagte fürchterliche Thiere vom Leibe zu halten. Weil der Elephant im Gehen nicht den geringsten Lärm machet, so kömmt er den Reisegesellschaften unversehens über den Hals, und thut zwar keinem Menschen weiter das geringste Leid, nimmt aber alle Lebensmitel, die er antreffen kann, und macht sich davon, absonderlich die Reiß- und Mehlsäcke, und die Buttertöpfe, womit man sich allemal reichlich versorget x).

t) A. d. 176 und vorherg. S. Wir lassen des Verfassers Reise nach Surate weg, indem bey dem Wege, den er nahm, nichts außerordentliches vorkömmt, seine Anmerkungen aber von der Handlung unter diesen Artikel nicht gehören ... Reise nach Ceylan und Java enthalten lauter ...

Tavernier 1652.

Wie man über das Gebirge kömmt.

Von Patna bis an das Gebirge kann man zwar in einem **Pallekis**, das ist, in einer indianischen Kutsche, reisen; gleichwohl bedienet man sich gemeiniglich der Ochsen, Kameele, und dasigen Pferde. Diese sind zwar von Natur so klein, daß die Füße des Reuters beynahe bis auf die Erde hinab hängen: allein sie sind ungemein dauerhaft, und können bey wenigem Futter ganze zwanzig Meilen in ihrem Passe nacheinander weglaufen. Die besten gelten wohl zweyhundert Thaler. So bald man ins Gebirge kömmt, so werden die Wege so enge, daß man nicht anders, als zu Pferde, fortkommen kann; ja zuweilen noch andere Mittel ergreifen muß. So bald eine Kaufgesellschaft in die Nähe kömmt, so machen sich die Gebirgleute aus ihren Wohnungen herab, wiewohl meistens nur die Weiber und Töchter, und vergleichen sich mit den Reisenden um einen gewissen Preis, wofür sie ihre Person, Waaren und Lebensmittel, neun bis zehn Tagereisen weit über lauter Felsen und unwegsame Orte tragen. Sie haben auf jeder Achsel einen Wulst, woran ein großes Polster über den Rücken herab hängt, welches der Person, die sie aufladen, statt eines Sitzes dienet. Für jeden Mann sind allemal drey Trägerinnen, die einander ablösen. Das Geräthe wird auf Ziegenböcke geladen, davon einer bis auf hundert und funfzig Pfund tragen kann. Wer Pferde über dieses entsetzliche Gebirge bringen will, der muß sie zuweilen, wo gefährliche Orte sind, mit Seilen aufwinden lassen. Man futtert sie nur Morgens und Abends. Die Trägerinnen für die Personen bekommen für zehn Tage nicht mehr, als zwo Rupien. Eben so viel bezahlet man auch für jeden Bock und für jedes Pferd *y*).

Des Raja Nupal Gebiethe.

Fünf bis sechs Meilen von **Gorraschpur** nimmt das Gebiethe des **Raja Nupal** seinen Anfang, und erstrecket sich bis an das Königreich **Butan**. Besagter Fürst ist ein Lehensmann des großen Mogols, und hat seinen Sitz in der Stadt **Nupal**. Sein ganzes Land besteht aus Waldungen und Gebirge. Aus selbigem kömmt man hernach in die vorerwähnte verdrießliche Gegend, und findet endlich wieder Ochsen, Kameele, Pferde, ja so gar **Pallekis**. An dieser Bequemlichkeit fehlet es sodann bis nach **Butan** niemals wieder. Man reiset vielmehr durch ein fettes Land, da man Reiß, Getraide, Gartengewächse, und Wein, im Ueberflusse antrifft. Alle Einwohner, von einem Geschlechte so wohl, als vom andern, sind daselbst im Sommer mit einem groben Zeuge von Baumwolle oder Hanfe bekleidet, im Winter hingegen mit einem groben und dem Filze ähnlichen Tuche. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, woran sie zum Zierrathe Schweinszähne, auch runde oder viereckigte Stückchen von Schildkrötenschalen hängen. Die reichsten mischen Corallen und Bernstein mit darunter, wovon die Weibespersonen auch Halsschnüre tragen. So wohl Männer, als Weiber, tragen Armbänder, wiewohl nur am linken Arme, und vom Handgelenke bis an den Ellenbogen, nur mit diesem Unterschiede, daß die Armbänder der Weiber schmäler sind. Um den Hals binden sie eine saubere Schnur, woran einige Corallen, oder ein Schweinszahn, auf die Brust herab hängen. Ueber die linke Seite hängt eine Binde, welche gleichfalls mit Schweinszähnen, Corallen, oder Bernstein gezieret wird. Zwar sind diese Leute grobe Heiden, sie essen aber dennoch allerley Fleisch, nur nicht von Kühen, weil sie dieses Thier als die Pflegmutter des menschlichen Geschlech-

Beschreibung des Königreichs Butan.

...die seine eigene Person betreffen, und daraus ...n keine Kenntniß der dasigen Orte und Landes...ohnheiten erlangen kann.

u) Tavernier III Theil, a. d. 379 S.

x) A. d. 382 S.

y) A. d. 383 S.

Tavernier 1652.

tes anbethen. Auf Branntewein halten sie ungemein viel, und machen ihn, wie meistens in Indien geschieht, aus Reiß und Zucker. Nach der Mahlzeit, absonderlich bey einer Gasterey, räuchern sie mit Bernsteine, um welcher Ursache willen er im Lande sehr aufgesuchet und theuer bezahlet wird z).

Leibwache und Kriegesmacht des Königes von Butan.

Der König von Butan hat beständig eine Leibwache von sieben bis achttausend Mann um seine Person, welche mit Bogen und Pfeilen, auch Schilden und Mordäxten, ausgerüstet ist. Büchsen und eiserne Stücke haben sie schon seit langer Zeit. Ihr Pulver ist länglich gekörnet, und dasjenige, was der Verfasser bey einigen Kaufleuten sah, trieb ungemein weit. Sie versicherten, man sähe auf ihrem Geschütze Wapen und Schriften, die wenigstens fünfhundert Jahre alt wären. Es darf kein Landeseinwohner ohne ausdrückliche Erlaubniß seiner Obrigkeit aus dem Lande reisen, noch Schießgewehr mitnehmen, wofern seine nächsten Anverwandten nicht Bürge dafür werden, daß er es wieder zurückbringen wolle. Eben wegen dieser Gewohnheit konnte Tavernier keine von ihren Kugelbüchsen zu Kaufe bekommen, wie er gern gethan hätte, indem die auf dem Laufe befindliche Schrift ihr ein Alterthum von hundert und achtzig Jahren beylegte. Der Lauf war sehr dick, an der Mündung wie eine Tulpe gestaltet, und inwendig so glatt, als ein Spiegel. Zwey Drittheile seiner Länge waren mit erhabenen Zügen, auch einigem vergoldeten und versilberten Laubwerke gezieret. Die Kugel wog zwey Loth. Der Kaufmann war durch kein Anerbiethen zum Verkaufe zu bewegen, weil er seinen Bürgen schadlos halten mußte, ja er wollte nicht einmal das geringste von seinem Pulver weggeben a).

Schießgewehr.

Um des Königes Pallast stehen beständig funfzig Elephanten, und zwanzig bis fünf und zwanzig Kameele, die man weiter zu nichts brauchet, als ein halbpfündiges Falconet zu tragen. Auf dem Kreuze des Kameeles sitzt ein Kerl, um das Stück zu regieren, welches desto leichter angeht, weil es statt der Lavette auf einer am Sattel hängenden Gabel ruhet. Kein Landesherr in der Welt wird von seinen Unterthanen dermaßen geehret, als der König von Butan. Sie bethen ihn so zu sagen an. Wenn er zu Gerichte sitzt, oder Gehör ertheilet: so hält jedermann, der vor ihm erscheint, die Hände gefalten an die Stirne, und fällt in einer ziemlichen Entfernung vom Throne zur Erde nieder, ohne daß er sich unter[stünde], das Haupt im geringsten zu erheben. In dieser demüthigen Stellung bringen sie ihr Begehren vor, und gehen hernach rückwärts davon. Ihre Priester schärfen ihnen dieses als eine Glaubenslehre ein, der König sey Gott auf Erden. Diesen Aberglauben treiben sie dermaßen weit, daß sie seinen Stuhlgang sorgfältig sammeln und zu Pulver reiben. Man verkaufet ihn hernach in kleinen Schächtelchen, und die Einwohner wür[zen] ihre Speisen damit. Der Verfasser hatte zween butanischen Kaufleuten Muscus a[b]gekauft; diese zeigten ihm jedweder sein Schächtelchen mit einigen Messerspitzen von be[sag]tem Pulver angefüllet, wovor sie große Ehrerbiethung hegten b).

Ehrerbiethung gegen den König.

Die Butaner sind stark und wohl gewachsen. Das Gesicht ist nebst der Nase etw[as] platt. Die Weibespersonen sind noch größer und stärker, als die Männer, haben a[ber] meistentheils sehr häßliche Kröpfe. Vom Kriege weis man in diesem Lande sehr wen[ig]. Man fürchtet sich nicht einmal vor dem großen Mogol, weil die Natur auf dieser Se[ite], welches die mittägige ist, unübersteigliche Schranken, nämlich hohe Gebirge, und e[...]

Gestalt der Einwohner.

Pa[...]

z) A. d. 382 S.

a) A. d. 386 S.

b) Ebendas.

c) Es ist ein Wurmpulver, davon in dem [...]

Tavernier 1652.

Pässe, vorgezogen hat. Gegen Norden sind lauter Wälder, worinnen der Schnee selten aufthauet. Auf den übrigen beyden Seiten liegen gräßliche Wüsteneyen, darinnen man beynahe kein anderes als bitteres Wasser antrifft. Sind ja einige Gegenden darinnen bewohnet: so gehören sie doch nur kleinen **Raschas**, die weder Gewehr noch Macht besitzen. Der König von Butan läßt Silbermünze nach Rupienwerthe schlagen, aus welcher Ursache man vermuthet, er müsse einige Silbergruben in seinem Lande haben. Doch wußten die Kaufleute, mit welchen Tavernier zu Patna sprach, nicht zu sagen, wo selbige liegen möchten. Ihre Münzstücke sind von sehr besonderer Gestalt, nämlich nicht rund, sondern achteckig, auch die Buchstaben der Aufschrift weder indianisch, noch chinesisch. Was sie von Golde im Lande haben, das bringen ihre Kaufleute aus der Levante mit sich zurück.

Ihr Geld.

Ihr hauptsächlicher Handel besteht in Bisam. Tavernier kaufte bey ihrem zweymonatlichen Verweilen zu Patna, für sechs und zwanzig tausend Rupien von ihnen. In der Blase kostete ihm die Unze 1 Thaler 10 Groschen, ohne Blase aber 2 Thaler 16 Groschen. Die Kaufleute, welche mit dieser Waare handeln, nehmen lieber Bernstein und Corallen dafür, als Gold oder Silber. Wenn sie den Bisam zur warmen Jahreszeit von einem Orte zum andern führen: so leiden sie Verlust, weil er zu trocken wird, und am Gewichte abnimmt. Indem auch diese Waare an der mogolischen Gränzstadt **Gorraschpur**, fünf und zwanzig vom Hundert, Zoll erlegen muß: so nehmen die Kaufgesellschaften, um diese übermäßigen Kosten zu sparen, öfters einen andern Weg, der noch beschwerlicher ist, als der vorige; weil man über Gebirge voll Schnee, und durch gewaltige Wüsteneyen reisen muß. Sie gehen bis auf den sechzigsten Grad gegen Norden, sodann wieder herab, bis nach **Cabul**, welches auf dem vierzigsten liegt, und theilen sich daselbst; einige wenden sich nach **Balk**, die andern in die große Tatarey. Hier vertauschen die butanischen Kaufleute ihre Waare gegen Pferde, Maulesel und Kameele, weil es in diesen Ländern wenig Geld giebt. Sie bringen nebst dem Bisame, auch eine Menge vortreffliche Rhabarbar und **Semencine** c) dahin. Die Tatarn führen sodann diese Waare nach Persien, und verursachen dadurch in Europa die Meynung, man finde die Rhabarbar und Semencine in der Tatarey. „Zwar findet man, wie der Verfasser meldet, wirklich Rhabarber daselbst: sie ist aber weit schlechter, als die butanische, verdirbt auch weit eher: denn die Rhabarber hat diesen Fehler, daß ihr von selbst der Kern ausfaulet.“ Die Tatarn holen dagegen aus Persien geringe Seidenzeuge, die zu **Ardebil, Tauris**, u. s. w. gewebet werden; ferner auch etwas engländisches und holländisches Tuch, das die Armenier zu Constantinopel und Smirna, wohin es aus Europa gebracht wird, aufkaufen. Einige von denen aus Butan nach Cabul reisenden Kaufleuten gehen bis nach **Candebar**, ja bis nach **Ispahan**, und vertauschen ihren Bisam und Rhabarber gegen Schnüre von Corallen, Bernstein, und **Lapis Lazuli**. Andere begeben sich nach **Multan**, **Labor** und **Agra**, von welchen Orten sie Tücher, Indigo, nebst einer Menge Carneol und Chrystall, mitnehmen. Diejenigen endlich, welche über **Gorraschpur** nach Hause reisen, nehmen zu **Patna** und **Daca** Corallen, Bernstein, Armbänder von Schildkrötenschalen, und anderem Seemuschelwerke mit sich; imgleichen nämlich viele runde und viereckigte Schalen und Muschelstückchen, in der Größe unserer Rechen-

Handlung in Butan.

Vortrefflicher Bisam.

Rhabarbar u. Semencine.

[…]l von der Tatarey geredet worden. Die Per[…]er, gleichwie auch viele andere Völker, überzuckern es, wie den Anis. Dieser Gebrauch ist bis nach England und Holland gekommen. A. d. 385 S.

Tavernier 1652.

Armenische Kaufleute helfen zur Abgötterey.

Rechenpfenninge. Der Verfasser sah zu Patna vier Armenier, welche schon einmal in das Königreich Butan gereiset waren, damals aber von Danzig kamen, wo sie eine große Menge Bilder, die allerley Thiere und Ungeheuer vorstelleten, aus Bernstein hatten machen lassen. Diese wollten sie dem Könige von Butan mitbringen, damit er die Zahl seiner Götzen vermehren könnte. Sie erzählten dem Tavernier, sie wären auf einmal reich geworden, wenn ein gewisses Götzenbild, das er ausdrücklich verlangte, hätte gemacht werden können. Es war eine scheußliche Gestalt, die sechs Hörner, vier Ohren, eben so viele Arme, und an jeder Hand sechs Finger haben sollte. Man konnte aber kein Bernsteinstück auftreiben, das groß genug gewesen wäre d).

Bernstein- und Corallenhandel.

Zu Patna selbst wird die Serre Bernstein, das ist, Stücke, die ungearbeitet, ungefähr achtzehn Loth wiegen, mit fünf und dreyßig bis vierzig Rupien bezahlt, wenn sie in der Größe einer Nuß, recht rein und von schöner Farbe sind. Wiegt ein einziges Stück eine Serre: so gilt es zweyhundert funfzig bis dreyhundert Rupien. Rohe Corallen, oder auch Schnüre, werden mit ziemlichem Vortheile verkauft; doch hat man die rohen lieber, weil man daraus machen kann, was man will. Sie werden gemeiniglich von Frauen und Mägdchen verarbeitet, welche auch den Chrystall und Agath körnen. Die Männer verfertigen Armbänder aus Schildkrötenschalen und Seeschnecken, imgleichen die runden und viereckigen Schalenstückchen, welche alle nordlichen Indianer in die Haare und Ohren hängen. Die Kaufleute zu Patna und Daca halten mehr, als zweytausend Personen zu Verfertigung dergleichen Arbeit, und schaffen solche nachgehends in die Königreiche Boutan, Asem, Siam, und andere dem Reiche des großen Mogols gegen Norden und Osten liegende Länder e).

Anstalt zu Verhütung der Verfälschung des Bisams.

Weil der König von Butan befürchtete, die mit dem Bisam vorgehenden Verfälschungen möchten zuletzt den ganzen Handel verderben, absonderlich weil auch aus Tonquin und Cochinchina Bisam geholet wird, woselbst er seltener, und deswegen auch theurer ist: so befahl er, es sollte keine Bisamblase mehr vernähet, sondern offen nach Butan gebracht, daselbst besichtiget, und mit seinem Siegel bezeichnet werden. Doch diese Ver-

d) A. d. 381 S.

e) A. d. 384 S.

f) A. d. 317 u. 318 S.

g) Er giebt einen Abriß davon, meldet aber nicht, wie es heiße. Seine Worte sind folgende. So bald das Thier todt ist, so schneidet man ihm die Blase ab, die es in der Größe eines Eyes unten am Bauche, und näher bey den natürlichen Gliedern, als bey dem Nabel, hat. Hernach nimmt man den Bisam aus der Blase, welcher sodann dem geronnenen Blute ähnlich sieht. Wollen ihn die Jäger verfälschen: so hacken sie die Leber nebst etwas Blute von dem Thiere klein, und ersetzen damit die Stelle des ausgenommenen Bisams. Es wachsen aber nach einigen Jahren aus diesem Mischmasche gewisse kleine Thiere, welche den guten Bisam verzehren, also, daß man bey dem Oeffnen großen Abgang findet. Andere nehmen aus der abgeschnittenen Blase so viel Bisam als es sich thun läßt, ohne daß man es so stark merket, und legen hernach kleine Bleystückchen hinein, um das Gewichte zu vermehren. Wer mit Bisam handelt, und ihn in fremde Länder führen will, der ist mit diesem Betruge noch eher zufrieden, als mit dem ersten, weil das Bley dem Bisam nicht schadet. Aber noch schwerer ist der Betrug zu merken, wenn sie aus der Haut am Bauche des Thieres kleine Beutel machen, und mit zarten Ringen aus eben derselbigen Haut so künstlich zusammen nähen, daß man schwören sollte, es wären leibhaftige Blasen. Diese füllen sie mit gutem Bisam, den sie aus einer rechten Blase nehmen, mischen aber allerley betriegliches Wesen darunter, welches den Kaufleuten schwer zu merken fällt. Doch ist auch wahr, daß man die Blase nicht gleich nach dem Abschneiden zubinden darf, sondern

N.° 23.



Tavernier 1652.

Vorsichtigkeit ungeachtet öffnet man sie dennoch auf eine unmerkliche Weise, und leget kleine Bleystückchen hinein, welche zwar der Güte nichts benehmen, aber das Gewicht vermehren. Der Verfasser kaufte einstens zu Patna sieben tausend sechshundert und drey und siebenzig Blasen, welche 2557½ Unze wogen, dagegen das Gewicht des Bisams, als er herausgenommen wurde, nicht mehr als 452 Unzen betrug *f*). Als er nach Hause reisete: so brachte er die Haut eines Bisamthieres als eine Seltenheit mit nach Paris *g*).

Der IV Abschnitt.

Königreich Tipra.

Wie der Verfasser etwas von diesem Lande erfährt. Seine Lage. Einige Landesgebräuche. Handlung.

Wie der Verfasser etwas von diesem Lande erfährt.

Man stund lange Zeit in der Meynung, das Königreich Pegu gränze an China. Tavernier gesteht, er sey von diesem Irrthume eben so wenig befreyet gewesen, als andere. Nachgehends aber wurde ihm selbiger benommen, und zwar durch einige Kaufleute aus einem den Europäern ziemlich unbekannten Königreiche, Namens Tipra. Er wurde zu Daca, einer großen Stadt in Bengalen, mit ihnen bekannt, woselbst er Corallen, Bernstein, und Armbänder von Schildkrötenschalen, einkaufen wollte. Diese Kaufleute redeten zwar wenig, doch verstunden sie die gemeine indianische Sprache, gaben sich auch, um größern Ansehens willen, für Braminen aus. Hatten sie etwas gekauft: so rechneten sie den Werth mit kleinen Steinen, in der Größe eines Fingernagels, zusammen. Besagte Steine glichen dem Agathe, und waren mit einem Zuge, oder einer Ziffer, bemerket. Auch führete jedweder sein Gewicht und seine Waage bey sich. Letztere hatte ungefähr die Gestalt einer Schnellwaage. Der Waagbalken war von einem eben so harten Holze, als das brasilische zu seyn pflegt. Das Gewicht, womit man die Pfunde bestimmte, hing statt eines Ringes an einer seidenen Schnur. Mit diesem Werkzeuge konnten sie vom Quentchen bis auf zehn französische Pfunde abwägen *h*).

Diese

[...]e eine Zeitlang an der Luft lassen muß, damit [...]r Geruch etwas von seiner Stärke verlöre; denn [...]st würde demjenigen, der daran röche, das Blut [...]gleich zur Nase heraus schießen. Der Geruch [...]uß also in sofern nothwendiger Weise geschwächt [...]erden, wenn er angenehm fallen und dem Ge[...]e nicht schaden solle. Das Thier, dessen Haut [...] nach Paris gebracht habe, roch dermaßen [...]rk, daß man es in keinem Zimmer dulden konnte, [...]dern auf den Boden bringen mußte. Endlich [...] ich ihm die Blase abschneiden. Dem ungeach[...] verlor die Haut den Geruch niemals gänzlich. Man findet diese Thiere nicht eher, als unter [...]n 56 Grade. Unter dem sechzigsten sind sie schon [...] großer Menge vorhanden, weil das Land voll [...]älder steht. Indem aber der Schnee daselbst [...]n bis zwölf Fuß hoch fällt, folglich sie nichts zu fressen finden: so kommen sie im Hornung und März bis auf den 44 und 45 Grad weiter gegen Süden herab, und wollen sich da mit Getraide oder neuem Reiße füttern. Sodann lauren die Bauren auf sie, legen Schlingen, schlagen oder schießen sie todt. Ja man hat mich versichert, sie wären zu solcher Zeit dermaßen matt, daß man sie zuweilen erlaufen könnte. Es muß eine erstaunliche Menge dieser Thiere geben; denn es hat keines mehr als eine einzige Blase, und die allergrößte, welche gemeiniglich einem Hühnereye gleich kömmt, liefert nicht mehr, als ein Loth Bisam. Ja man muß öfters drey bis vier Blasen ausleeren, ehe man eine Unze Bisam zusammen bringt. Ebend. a. d. 316 u. 317 S. Andere Reisende beschreiben dieses Thier als eine Rehegattung.

h) A. d. 388 S.

Tavernier 1652.

Die Kaufleute tranken ungemein gern. Alles, was Tavernier von ihnen erfuhr, das lockte er mit spanischen oder Schirasser Weine heraus. Kaum hatte er sie durch seinen Dollmetscher willkommen geheißen: so war die Flasche schon leer. Hernach sahen sie sich einander an, leckten sich die Lippen, und strichen sich unter einem tiefgeholten Seufzer etlichemal mit der Hand über die Brust *i*).

Seine Lage.

Sie hatten ihren Weg durch das Königreich Arracan genommen, welches Tipra gegen Mittag und Abend liegt, gleichwie ein Theil vom Reiche Pegu gegen Nordwest daran stößt. Nach ihrem Vorgeben hat man etwa vierzehn Tage durch ihr Land zu reisen; es bemerket aber Tavernier, man könne aus dieser Bestimmung die eigentliche Größe desselbigen keinesweges genau ermessen, weil nicht jede Tagereise so groß seyn kann, als die andere, sondern bald länger, bald kürzer ausfällt, nachdem die Bequemlichkeit der Flüsse beschaffen ist. Sie reisen nach der durchgängigen Gewohnheit in Indien mit Ochsen und Pferden, welche ihrer geringen Größe ungeachtet vortrefflich sind. Der König, imgleichen vornehme Herren, gebrauchen die Pallekis, und lassen die Elephanten zum Kriege abrichten. Die Tipraner sind eben also mit Kröpfen geplaget, als die Butaner, und giebt es Frauen im Lande, denen sie bis zwischen die Brüste herab hängen. Einer von denen Kaufleuten, welche der Verfasser zu Daca sprach, hatte zween, jedweden einer Faust groß.

Einige Landesgebräuche.

Handlung.

Das Land zeuget keine Waaren für Ausländer. Es hat weiter nichts, als ein Bergwerk von sehr geringhaltigem Golde, und etwas grobe Seide. Diese beyden Stücke machen alle Einkünfte des Königes aus; denn er bekömmt keine Steuer von seinen Unterthanen, hingegen muß ein jeder, bloß den Adel ausgenommen, jährlich sechs Monate frohnen, es sey nun im Goldbergwerke, oder bey Bearbeitung der Seide. Sowohl seine Seide, als sein Gold, läßt er in China verkaufen, und nimmt Silber dafür, woraus er nachgehends Viergroschenstücke münzet. Doch schlägt er auch Goldmünze; sie ist aber so dünne, daß zwölf Stücke erst einen Thaler gelten.

Der V Abschnitt.

Königreich Asem.

Hier soll das Geschütz und Pulver erfunden seyn. Wie es Mirgimola einnimmt. Seine List. Er plündert die Gräber der Könige von Asem. Beschaffenheit des Königreichs Asem. Zweyerley Weise Salz zu machen. Kemmeruf, königlicher Sitz. Regeln der Vielweiberey. Gestalt der Einwohner.

Hier soll das Geschütz und Pulver erfunden seyn.

Man hat die Kenntniß des Königreichs Asem eben dem berühmten Kriegeshelden Mirgimola zu danken, von welchem der Verfasser in seiner golkondischen Reisebeschreibung einige Thaten anführet. Nachdem er selbigen Krieg glücklich geendiget hatte: so besorgte er, sein Ansehen möchte während Friedens abnehmen. Damit er also das Kriegesheer desto länger unter seinem Befehle behalten möchte: so beschloß er, das Königreich Asem zu erobern, indem er bereits ausgekundschaftet hatte, es sey daselbst wenig Widerstand zu befürchten. Gleichwohl giebt man vor, die Einwohner dieses Landes hätten vor Alters das Schießpulver und grobe Geschütz erfunden; von ihnen sey die Erfindung nach Pegu

i) Ebendas.

k) A. d. 390 S.

Tavernier 1652.

Pegu, und von den Peguanern nach China gekommen: folglich schreibe man sie den Chinesen mit Unrechte zu *k*). Doch eben dieses ehemalige kriegerische Volk hatte während eines fünf- bis sechshundertjährigen Friedens alle seine Kriegeskünste vergessen *l*). Mirgimola brachte aus diesem Zuge eine Menge eiserne Stücke mit nach Hause. Das Pulver im Lande ist vortrefflich. Doch ist es nicht langkörnicht, wie das butanische, sondern rund und klein, wie das unserige: aber es erzeiget, nach des Verfassers Angeben, weit stärkere Wirkung, als kein anderes Pulver.

Wie es Mirgimola einnimmt.

Mirgimola zog mit einem zahlreichen Heere zu Felde, das er fünf Meilen von **Daca** auf einem von denen Strömen, die aus dem See **Schiammay** entspringen, zu Schiffe gehen ließ. Besagter Strom hat, wie alle andere indianische Flüsse, so vielerley Namen, als er Länder durchstreicht, bis er endlich in einen Arm des Ganges fällt. An eben dem Orte, wo beyde Flüsse sich vereinigen, steht auf jeder Seite ein festes Schloß. Beyde Plätze sind mit einer Menge metallener Stücke versehen, welche das Wasser bestreichen. Von hier führete Mirgimola sein Heer dem Strome entgegen, bis unter den 29 Grad, wo die Gränze des Königreichs **Asem** angeht. An diesem Orte stieg er aus, und fiel in dieses fette Land, worinnen es ihm desto leichter fiel, Eroberungen zu machen, weil sich kein Mensch des plötzlichen Einfalles versah. Indem das Heer des **Mirgimola** aus lauter Muhammedanern bestund: so verschonete es keine Pagode, sondern verheerete oder verbrannte alles, was ihm vorkam, bis auf den 35 Grad. Hier erfuhr **Mirgimola**, der König von Asem habe eine größere Macht, als er vermeynet hatte, auf die Beine gebracht, absonderlich sey er mit eisernen Stücken und einem gewissen Kunstfeuer, das unsern Granaten gleicht, und mit einem Stocke, einer halben Pike lang, fortgeschleudert wird, auf das beste versehen. Demnach beschloß er, die gänzliche Vollziehung seines Vorhabens auf eine andere Gelegenheit zu versparen. Doch die Hauptursache seines Abzuges war die Furcht vor der Kälte, welche bereits empfindlich zu werden anfing, imgleichen die bey dem ganzen Heere im Schwange gehende Meynung, wenn man das ganze Land erobern wollte: so müsse man bis auf den 40sten Grad fortrücken. Die Indianer fürchten sich ungemein vor der Kälte, und wagen sich nicht über den 35 Grad, weil sie glauben, sie würden sich um die Gesundheit bringen. Der Verfasser bezeuget, von allen indianischen Bedienten, die er mit nach Persien nahm, habe keiner weiter gehen wollen, als bis nach **Casbin**, und es ihm unmöglich gefallen, nur einen einzigen nach **Tauris** zu bringen. So bald sie das medische Gebirge erblickten, welches beständig voll Schnee liegt, so nahmen sie ihren Abschied *m*).

List des Sieges.
Plündert die Gräber der Könige von Asem.

Weil nun Mirgimola seinen Weg nicht weiter nach Norden fortsetzen konnte: so wendete er sich gegen Südwest, und belagerte die Stadt **Azo**. Er nahm sie innerhalb wenigen Tagen weg, und fand unbeschreiblichen Reichthum darinnen. Man glaubte, er habe gleich anfänglich keine andere Absicht gehabt, als nur diese Stadt zu erobern und auszuplündern. Denn daselbst hatten die Könige von Asem, nebst dem ganzen königlichen Hause, ihr Begräbniß. Obgleich diese Leute Heiden sind: so verbrennen sie doch ihre Todten nicht, sondern begraben sie, und glauben, man komme nach dem Tode in eine andere Welt, wo es demjenigen, der fromm gelebet hat, sehr gut ergehe, dahingegen ein Böser viel Elend ausstehen müsse, absonderlich von Hunger und Durst, daher sey es der

l) Ebendas.

m) A. d. 391 S.

Tavernier 1652.

Klugheit gemäß, daß man dem Verstorbenen etwas mitgäbe, damit er sich allenfalls helfen könne. Mirgimola fand also unermeßliche Schätze zu Azo. Seit vielen hundert Jahren hatte jedweder König von Asem in der Hauptpagode eine Kapelle zu seinem Begräbnisse erbauet, und jedweder schickte bey Lebzeiten eine Menge Gold, Silber, Teppiche, und anderes Geräthe dahin, welches alles mit ihm begraben werden mußte. Wenn nun der Leichnam des Königes in seine Gruft versenket wurde: so legte man auch seine kostbarsten Sachen mit hinein, absonderlich die silbernen und goldenen Götzenbilder, die er anzubethen pflag, und man sonst glaubte, daß es ihm etwa in der andern Welt nöthig fallen möchte. Die Weiber, die er am liebsten gehabt hatte, imgleichen seine vertrautesten Hofbedienten, tranken Gift, und wurden mit ihm begraben. Ja man trieb diesen unmenschlichen Aberglauben so weit, daß man auch einen Elephanten, zwölf Kameele, sechs Pferde, nebst einer Menge Jagdhunde, in eben diese Gruft lebendig versperrete, damit sie das Glück hätten, ihm in der andern Welt zu dienen n).

Reichthum derselben.

Beschaffenheit des Königreichs Asem.

Das Königreich Asem ist eines von den allerfruchtbarsten Ländern in ganz Asien. Es bringt alles, was zum Leben nöthig ist, hervor, ohne daß die Einwohner das geringste von ihren Nachbarn holen dürften. Es hat Silber, Stahl, Eisen und Bley. Es hat auch Seide in großer Menge, wiewohl sie eben so grob fällt, als in Tipra. Es giebt eine gewisse Gattung Seide daselbst, die auf dem Baume gezeuget wird. Das Thier, welche sie spinnet, sieht übrigens einem gewöhnlichen Seidenwurme ganz ähnlich, nur ist es runder, und bleibt das ganze Jahr über auf dem Baume. Die Zeuge von dieser Seide haben zwar einen ungemeinen Glanz, brechen aber gern. Besagte Würmer, imgleichen die Gold- und Silbergruben, hat die Natur der mittägigen Seite dieses Landes geschenket. Man findet auch Gummilack in großer Menge, und von zweyerley Gattung im Lande. Eine wächst auf den Bäumen, ist roth, und wird zum Farben der Cattune und Zeuge gebraucht. Wenn man die Farbe herausgezogen hat: so machet man aus dem übrigen einen Firniß und lackiret Schränke oder anderes dergleichen Geräthe damit. Man verführet ihn stark nach China und Japon, wo er für den besten Firniß von ganz Asien gehalten wird. Gold darf niemand aus dem Lande führen, gleichwohl schlägt man keine Münze daraus, sondern gießt es in Stangen von allerley Größe, und gebrauchet solche zu Auszahlungen innerhalb Landes o).

Ungeachtet das Land alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberflusse darbiethet: so essen doch die Asemer nichts lieber, als Hundefleisch. Dieses ist ihr Leckerbißchen. Alle Monate wird in jedweder Stadt des Königreichs ein Markt gehalten, dahin man von allen Orten sonst nichts als Hunde bringt und verkaufet. An vielen Orten dieses gesegneten Landes giebt es Weinstöcke in größter Menge; es sind auch die Trauben vortrefflich. Gleichwohl trocknen sie dieselbigen nur, und brennen hernach Branntewein daraus. Salz giebt es kein anderes, als was durch Kunst bereitet wird, welches auf zweyerley Weise geschieht. Mit der ersten Weise geht es folgendermaßen zu. Man nimmt das grüne Wesen, das sich oben auf einem stehenden Wasser anzusetzen pflegt, und darnach die Enten so begierig sind. Dieses trocknet und verbrennet man. Die Asche wird gekocht, durchgeseyhet, und statt des Salzes gebraucht. Die zweyte und gewöhnlichste Weise ist, daß man große Feigenblätter nimmt, trocknet und verbrennet. Die Asche ist eine

Zweyerley Weise Salz zu machen.

Gattung

n) A. d. 392 S. o) Ebendas. p) A. d. 393 S.

Gattung Salz, das aber so beißend herb ist, daß man es unmöglich essen könnte, wofern es nicht gemildert würde. Man wirft also die Asche ins Wasser, und rühret sie zehn bis zwölf Stunden lang wohl darinnen herum. Hernach seyhet man dieses Wasser dreymal durch ein leinen Tuch, und läßt es einkochen. Je mehr es einkochet, desto dicker wird der Satz, und zuletzt, wenn alles Wasser verrauchet ist, so findet man unten im Kessel ein weißes und sehr wohlgeschmacktes Salz p). Man machet auch im Königreiche Asem aus der Asche eben dieser Blätter eine Lauge, und bleichet die Seide weiß damit. Hätte das Land mehr Feigenbäume: so würden die Einwohner alle ihre Seide bleichen, weil die weiße Seide weit höher im Preise steht, als andere. Allein, ihre Blätter reichen nicht hin, nur die Hälfte von ihrer Seide zu bleichen.

Tavernier 1652.

Die Könige von Asem haben ihren Sitz zu Kemmeruf, einer sehr großen Stadt. Sie liegt fünf und zwanzig bis dreyßig Tagereisen von einer andern Stadt, welche vorzeiten der Hauptort des ganzen Königreichs war, und eben diesen Namen trug. Der König bekömmt gleich dem zu Tipra keine Steuer von seinen Unterthanen. Aber alle Bergwerke gehören sein; und weil er gelinder verfährt, als andere indianische Könige: so läßt er selbige durch Leibeigene bearbeiten, die er von seinen Nachbarn kaufet, um die Unterthanen dieser allzuharten Arbeit zu überheben. Es führen auch die asemschen Bauren ein sehr vergnügliches Leben. Es giebt wenige, die nicht ein eigen Haus, und einen mit Bäumen umgebenen Springbrunnen dabey hätten. Ja die meisten halten einen Elephanten für ihre Weiber. Die Vielweiberey ist vermöge des alten Herkommens erlaubet. Ein Bauer hat zuweilen vier Weiber. Damit aber aller Streit vermieden werde: so saget er gleich im Anfange zu jedweder, die er heirathet: dir übergebe ich dieses oder jenes im Hauswesen zu besorgen; folglich weis jedwede, was ihr zu thun obliegt q). Mitten im Lande sind so wohl Manns- als Weibespersonen wohl gewachsen, und recht schön von Angesichte; aber an der mittägen Gränze sind sie etwas olivenfarbig; die an der nordlichen hingegen mit Kröpfen beschweret. So sind sie auch nicht so wohl gewachsen, als jene, und ihre Weiber haben eine ziemlich platte Nase. An der mittägigen Seite gehen die Einwohner in Asem nackend, und binden nur ein Tuch mitten um den Leib. Sie tragen Mützen, woran eine große Menge Schweinszähne hängen. In den Ohren haben sie Löcher, dadurch man den Daum stecken könnte, und hängen Zierrathen von Gold oder Silber hinein. Die Männer lassen ihre Haare nur bis an die Schulter wachsen; die Weiber hingegen so lang, als sie wachsen wollen r).

Kemmeruf, königlicher Sitz.

Regeln der Vielweiberey.

Gestalt der Einwohner.

Der Handel mit Armbändern von Schildkrötenschalen, und gewissen Meerschnecken, von der Größe eines Hühnereyes, geht im Königreiche Asem nicht weniger im Schwange, als im Lande Butan. Man säget die Schneckenschalen in kleine Scheiben. Die Großen und Reichen tragen Armbänder von Corallen und Bernstein. Es ist ein unverletzlicher Gebrauch bey allen Einwohnern, wes Standes sie seyn mögen, daß die Leichenbegleiter ihre Arm- und Fußbänder ablösen, und sie zu dem Verstorbenen ins Grab werfen *).

q) A. d. 394 S. r) Ebendas. *) A. d. 394 und vorherg. S.

Das XVIII Capitel.

Beschreibung der Königreiche Golkonda und Pegu.

Der I Abschnitt.

Beschreibung des Königreiches Golkonda.

Beschreibung von Golkonda.

Lage desselben. Hauptstadt Hidraband. Beschaffenheit des Landes. Luft und Witterung. Gestalt und Gottesdienst der Einwohner. Hauptstadt eigentlich Bagnagar. Ursprung und Beschreibung derselben. Wunderschönes Gebäude. Teiche und Gräber der Könige. Ihre Regierung und Macht. Festungen im Lande. Abtheilung der Einwohner in vier und vierzig Zünfte. Seltsamer Aberglaube. Ehestand und Unglück der Witwen. Kinderzucht. Kleidung und Gestalt. Warum sich die Weiber verbrennen. Adel und Soldatenstand. Kleidung und Gewehr der Soldaten.

Wir wollen nunmehr das Hauptwerk, von welchem uns einige andere Materien bey-nahe allzuweit abführeten, wieder vor uns nehmen. Sowohl **Merbold**, als **Tavernier**, machen sich, wie es scheint, ein Vergnügen daraus, wenn sie sich eines langen Aufenthaltes im golkondischen Lande rühmen, und öfter als einmal versichern, sie hätten auf alles, was einem Ausländer in selbigem merkwürdig vorkommen kann, genau Achtung gegeben. Wir werden also ihre beyderseitigen Nachrichten mit einander vergleichen und daraus gegenwärtige Beschreibung verfertigen.

Lage des Königreiches Golkonda.

Der bengalische Seebusen nimmt seinen Anfang bey dem Vorgebirge **Comorin**, un[ter] dem achten Grade Norderbreite. Von diesem Orte bis nach **Schatigam**, welches ma[n] unter dem zwey und zwanzigsten Grad setzet, beträgt die Küste eine Länge von etwa tau[-]send Meilen *s*). Die größte Breite des Busens beträgt neun hundert Meilen, und e[n-]diget er sich auf der andern Seite bey dem Vorgebirge **Sincapur**, das unter dem ers[ten] Grade südlicher Breite liegt. An der Küste des Busens findet man verschiedene Köni[g-]reiche. Die bekanntesten sind die Reiche **Bisnagar**, **Golkonda**, **Bengalen**, **Arra-kan** und **Pegu**. Sie wird von mehr, als einem mäßigen Flusse, durchschnitten: allein d[ie] Nähe des Ganges *t*), eines der größten und berufensten Flüsse in der ganzen Welt, ve[r-]dunkelt ihre Namen.

Bisnagar, das vornehmste, älteste und ansehnlichste unter allen besagten Reich[en], ist mit der Zeit durch die benachbarten Fürsten und einige **Naiken**, oder Statthalter üb[er] gewisse Bezirke zerrissen worden, indem sie sich bey Gelegenheit der innerlichen Kriege, [in] selbigem mit Gewalt fest setzten *u*). In einem solchen abgerissenen Stücke dieses gr[oßen] Königreiches, liegt die berühmte Stadt **S. Thomas** *x*).

Persianer nennen die Hauptstadt Hidraband.

Das darauf gegen südost folgende Golkondische, hat seinen Namen von der Hau[pt-]stadt **Golkonda**, die von den Persianern und **Mogolen Hidraband** genennet w[ird] ...

s) Der Verfasser versteht englische Meilen, davon eine fünf tausend vier hundert vier und funfzig Schuhe hat.

t) Seine Quelle war zu des Verfassers Zeiten noch unbekannt. Heutiges Tages weis man, er entspringe in demjenigen Gebirge, welches Klein-Tibet auf der südostlichen Seite begränzet, [unter] dem sechs und neunzigsten Grade der Länge, [und] fünf und dreyßig Grade fünf und vierzig Min[uten] Norderbreite. Er fällt durch zwo Münd[ungen] in den Seebusen.

Beschreibung von Golkonda.

Man findet das eigentliche Maaß seiner Länge bey keinem einzigen Reisenden; indem auch seit des Taverniers Zeiten unterschiedliche Veränderungen *y*) im Lande vorgefallen sind: so läßt sich aus seinem Wegverzeichnisse um so viel weniger etwas gewisses schließen. Ueberhaupt aber wird die Fruchtbarkeit des Königreiches **Golkonda** sehr gerühmet. Es bringt sowohl Reiß, als Getraide im Ueberflusse hervor, imgleichen alle Gattungen von Vieh und Geflügel, ja mit einem Worte, alles, was man zur Unterhaltung des Lebens bedarf. Es giebt daselbst Teiche in großer Anzahl, und in selbigen vortreffliche Fische, insonderheit eine künstliche Gattung Spierlinge (**Eperlans**), die nur eine einige Gräte mitten im Leibe haben. Tavernier bewundert nicht nur die Menge, sondern auch die Gestalt dieser Teiche, welche mehr ein Werk der Natur, als der Kunst sind. „Die meisten, saget er, liegen auf etwas erhabenen Orten, die man nur auf derjenigen Seite, wo die Ebene daran „stößt, mit einem Damme versehen durfte, um das herabschießende Wasser aufzuhalten. „Diese Dämme sind zuweilen eine halbe französische Meile lang. Nach geendigter Re„genzeit öffnet man von einer Zeit zur andern die Schleusen des Dammes, und läßt so „viel Wasser als nöthig, in die dazu verfertigten Gräben heraus laufen, die es in der gan„zen Gegend vertheilen, und zur Fruchtbarkeit derselben helfen„ *z*).

Beschaffenheit des Landes.

Luft und Witterung.

Die Luft ist sehr gesund. Die Einwohner theilen das Jahr in drey Zeiten. Der März, April und May machen den Sommer; denn sodann verursachet nicht nur die Annäherung der Sonne eine gewaltige Hitze, sondern es wird selbige auch durch den Wind noch unleidlicher gemachet, da man doch meynen sollte, er müßte sie vermindern. Um die Mitte des Mayen, bläst ein Westwind, welcher die Luft weit schwühler machet, als die Sonne selbst. Ein Zimmer mag verschlossen seyn, wie es will, so wird doch das hölzerne Geräthe, als zum Beyspiele, Tische und Stühle dermaßen heiß, daß man es nicht gebrauchen kann, sondern benebst dem Zimmerboden, beständig mit frischem Wasser besprien muß. Doch diese unerträgliche Hitze währet nur sechs bis sieben Tage, auch nur von neun Uhr des Morgens, bis gegen vier Uhr Nachmittage; hernach erhebt sich ein kühles Lüftchen und mildert sie. Wer so verwägen ist, zu solcher Zeit über Land zu reisen, der kann, wie es die Beyspiele bezeugen, in seinem Palankin ersticken *a*). Es würde diese Hitze den ganzen Heumonat, August, Herbst- und Wintermonat fortdauren, wofern nicht der sodann unaufhörlich fallende starke Regen die Luft abkühlete, und den Einwohnern eben diejenigen Vortheile schaffete, als der Nil den Aegyptern. Wenn das Erdreich durch diese Ueberschwemmung zubereitet worden: so säet man Reiß und anderes Gesäme hinein, darf aber hernach vor Wiederkunft eben dieser Jahreszeit keinen Regen mehr hoffen. Den Christmonat, Jenner und Hornung, rechnet man hier zu Lande für den Winter, gleichwohl ist es sodann noch eben so warm, als in den nordlichen Landschaften von Frankreich im Maymonate. Daher grünen die Bäume beständig, es hängen auch beständig reife Früchte daran. Der Reiß wird zweymal eingeerndtet. Ja, es giebt Gegenden, die man dreymal besäet *b*).

Die

) Daher kömmt es, daß diese abgerissenen Theile besondere Namen tragen, als zum Beyspiele, ...nat, **Narsinga**, **Schaadeg**...i u. s. w.

) Auf dreyzehn Grad zehn Minuten Norder...

y) Die zuletzt vorgefallene ist zu Ende gegenwärtigen Artikels beschrieben.

z) Tavernier II Theil, a. d. 85 S.

a) Metbold in Purchas Sammlung, a. d. 3 S.

b) Metbold, siehe oben.

Beschreibung von Golkonda.

Gestalt und Gottesdienst der Einwohner.

Die Einwohner des golkondischen Reiches sind meist alle wohl gewachsen, wohl gebildet, und im Gesichte weißer, als man wegen der heißen Gegend glauben sollte. Nur die Bauren sind etwas bräunlicht *c*). Ihr Gottesdienst besteht aus einer Untermischung des Heidenthums mit Mahomets Lehre. Die Muhammedaner sind von der Persianer Meynung; die Heiden folgen der Braminen Vorgeben *d*).

Hauptstadt heißt eigentlich Bagnagar.

Ob man gleich gewohnt ist, der Hauptstadt des Königreiches den Namen **Golkonda** beyzulegen: so heißt sie doch mit ihrem rechten Namen **Bagnagar**. **Golkonda** ist eigentlich die zwo französische Meilen davon liegende Festung, wo der König seinen gewöhnlichen Sitz hat, und welche wenigstens zwo Meilen im Umkreise beträgt. Die Stadt **Bagnagar** wurde von dem Urgroßvater des zu Tavernier Zeit regierenden Königes angeleget, und zwar auf Bitte einer von seinen Gemahlinnen, Namens **Nagar**, die er ungemein liebte. Vorher stund nur ein königliches Lusthaus, mit vielen schönen Gärten da. Als man den Grund zu der neuen Stadt legte: so nennete er sie nach seiner Gemahlinn, indem **Bagnagar** so viel bedeutet, als der **Nagar** Garten. Es liegt dieser Ort auf siebenzehn Grad weniger zwo Minuten. Die umliegende Gegend ist ganz eben. Aber nicht weit davon sieht man eine Menge Felsen, welche denen im Walde bey **Fontainebleau** gleichen. Auf der Südwestseite rinnet ein starker Fluß vorbey, und fällt nicht weit von **Masulipatan** in den bengalischen Seebusen. Man geht zu **Bagnagar** auf einer steinernen Brücke darüber, welche der neuen Brücke zu Paris an Schönheit schwerlich weicht. Die Stadt ist schön gebauet, und so groß, als **Orleans**. Sie hat nicht wenig große und prächtige Gassen; nur fällt es im Sommer wegen des Staubes und Sandes sehr beschwerlich, darauf zu gehen, indem es gleichwie in allen Städten von Persien und Indien, am Pflaster fehlet *e*).

Ursprung und Beschreibung derselben.

Ehe man an die Brücke kömmt, so findet man eine große und einer Meile lange Vorstadt, Namens **Erengabad**, worinnen lauter Kauf- und Handwerksleute wohnen. In der Stadt hingegen wohnen beynahe lauter vornehme Leute, königliche Hofbediente, Räthe, Beamte und Kriegesleute. Doch dürfen die Kaufleute und Mäckler aus der Vorstadt alle Tage von zehn Uhr Morgens, bis um vier oder fünf Uhr Abends in die Stadt kommen, und mit den ausländischen Kaufleuten handeln. Es giebt einige schöne Moscheen zu **Erengabad**, welche den Reisenden, anstatt der **Caravanseren** dienen. In den umliegenden Orten stehen viele Pagoden. Durch eben diese Vorstadt reiset man aus der Stadt nach der Festung **Golkonda** *f*).

Ist man über die Brücke gegangen: so kömmt man in eine lange Gasse, die nach dem königlichen Pallaste führet, und zur rechten Hand einige vornehme Häuser nebst vier bis fünf Caravanseren, von zwey Geschossen aufzeiget. Am Ende der Gasse findet man einen großen Marktplatz, dessen eine Seite der königliche Pallast machet. An solchem

c) Tavernier, a. d. 90 S.

d) Tavernier, a. d. 86 S.

e) Ebendas.

f) Metbold, a. d. 87 S. Wir wollen um dem Berichte des Tavernier desto größere Wahrscheinlichkeit beyzulegen, noch dieses anzuführen nicht vergessen, nämlich es bezeuge besagter verständige Reisende, der die Stadt ziemlich bald nach ihrer ersten Erbauung gesehen hatte, der neuaufge[...] Pallast übertreffe alle andere Palläste in In[dien] an Pracht. Er begreife, saget er, zwölf [...] Meilen im Umkreise, ist ganz von Steinen [...] führet, ja es ist an selbigem vieles, wozu [...] Eisen gebrauchen, als zum Beyspiele, die [...] stäbe, von gegossenem Golde. Man hält [...] König für den reichsten in ganz Indien, [...]

Beschreibung von Golkonda.

in der Mitte ein Erker, worauf der König dem Volke Gehör giebt. Das Hauptthor des Pallastes geht in einen andern Marktplatz. Durch besagtes Thor tritt man in einen weitläuftigen mit gewölbten Gängen umgebenen Hof, unter welchen die königliche Wache sich aufhält. Aus diesem Hofe kömmt man in einen andern, den Tavernier kaum genug bewundern kann. „Rings um selbigen, saget er, sind schöne Gemächer, mit platten Dächern gebauet, dergleichen auch die Marställe für die Elephanten haben. Auf allen diesen Dächern sind schöne Gärten angeleget, und dermaßen hohe Bäume gepflanzet, daß es zu verwundern ist, wie die Gewölber eine so entsetzliche Last tragen können„.

Wunderschönes Gebäude.

An einem andern Orte der Stadt, sieht man eine Pagode, welche schon vor funfzig Jahren angefangen, aber noch nicht vollendet worden. Sollte sie jemals zu Stande kommen: so würde sie ihres gleichen in Indien nirgend haben. Man muß insonderheit über die Größe der Steine erstaunen. Derjenige, worein die Bildblende für den Götzen gehauen worden, ist ein ganzes Felsenstück von ungeheurer Größe. Es hatten fünf bis sechs hundert Mann ganzer fünf Jahre daran zu arbeiten, bis sie es aus dem Steinbruche brachten, und hernach mußte man es mit vierzehn hundert Ochsen auf den Bauplatz schaffen. Die Vollendung des Werkes wurde nachgehends durch einen Krieg zwischen dem großen Mogol und dem Könige von Golkonda unterbrochen, sonst würde es, nach Taverniers Ausspruche, das wunderbareste Denkmaal in ganz Asien seyn.

Teiche und Gräber der Könige.

Auf der andern Seite der Stadt, an der Landstraße nach Masulipatan, findet man zween große Teiche, jedweden von einer französischen Meile im Umkreise, worauf beständig einige kostbar ausgezierte Barken in Bereitschaft stehen, worinnen der König spazieren fährt. Am Gestade findet man viele prächtige Lusthäuser, welche den vornehmsten Herren des Hofes gehören. Drey Meilen von Bagnagar steht eine schöne Moschee, in welcher die Könige von Golkonda ihre Begräbnisse haben, und alle Nachmittage allen Armen Brodt und Pillau ausgetheilet wird. An Festtagen behängt man die Grabmaale mit kostbaren Teppichen, welches einen prächtigen Anblick verursachet g).

Ihre Regierung und Macht.

Der König von Golkonda ist gleich dem größten Theile der indianischen Könige unumschränkter Herr in seinem Lande. Es ist selbiges in gewisse Bezirke abgetheilet, welche die Statthalter vom Hofe in Pacht nehmen, und stückweise wieder an andere verpachten, welche abermals ihre Unterpachter haben; dergestalt geht es mit Pachten fort, bis auf den geringsten Pöbel. Wer seinen Pacht nicht bezahlen kann, für den ist kein anderer Rath, als aus dem Lande zu laufen, wornach seine Frau und Anverwandte für die Schuld haften müssen. Können die Statthalter und Oberpachter nicht bezahlen: so bekommen sie Prügel. Methold sah einen Statthalter von Masulipatan zu Tode prügeln. Alle Jahre im Heumonate, werden die Aemter von neuem verpachtet, und weil man sie den meistbiethenden zuschlägt, so begehen

...anten und Edelgesteine betrifft. Er stammet von den Persern her, hat auch ihre Glaubenslehre beybehalten, welche von der türkischen so weit abgeht, daß einer, Namens Meene, der aus des Muhammeds Geblüte seyn wollte, zu mir sagte, er wollte noch lieber für einen Christen, als für einen Sunny, das ist, für einen muhammedanischen Ketzer bethen. Der König führet sowohl als seine Vorfahren den Titel Cotub Schach: Cotub heißt so viel, als Achse, er giebt sich also für die Stütze und Grundsäule des muhammedanischen Glaubens aus. Methold, a. d. 5 S.

g) Tavernier, a. d. 87 S.

Beschreibung von Golkonda.

gehen die Beamten während Pachtes alle nur erdenkliche Schinderey und Gewaltthätigkeit *h*).

Festungen im Lande.

Man zählet sechs und sechzig befestigte Plätze im Lande; die meisten liegen auf unzugänglichen Felsen. Metholo sah dreye davon, nämlich **Cundapoli**, **Cundavera** und **Bellumcunda** *i*). Als er einstens dem Statthalter zu **Cundapoli** aufwartete: so bezeigte er ein Verlangen, das Schloß zu besehen. Allein, er bekam die Antwort, ungeachtet er, der Statthalter, über das ganze Land zu befehlen hätte: so dürfte er doch ohne ausdrückliche königliche Erlaubniß, mit welcher es allemal schwer halte, selbst nicht hinein gehen. Dabey erzählete er, die Festung bestehe aus sechzig Schanzen, davon immer eine die andere bestreichen könnte. In der Mitte lägen weitläuftige Felder, die man fleißig mit Reiße besäete, und mit Bäumen besetzte. Methold betrachtete den Platz also nur von ferne. Nach seinem Ermessen, lag er auf einem Felsen, auf den man seiner Gestalt wegen, nur an einem einigen Orte, vermittelst eines schmalen Steiges kommen konnte. Nebstdem ist die Festung mit einer ungemein dicken Mauer und einigen Bollwerken versehen. Die Erbauer haben sich die Beschaffenheit des Ortes sehr wohl zu Nutze gemacht. Es lassen sich keine Sprengkeller anbringen; wohl aber kann die ganze umliegende Gegend bestrichen werden. Es scheint, als ob Natur und Kunst ihre Kräfte vereiniget hätten, um einem unglücklichen Fürsten nach dem Verluste einer Hauptschlacht eine sichere *k*) Zuflucht an diesem Orte zu verschaffen.

Abtheilung der Einwohner in vier und vierzig Zünfte.

Die Einwohner von Golkonda sind in vier und vierzig Stämme abgetheilet, und auf diese Weise weis jeder, was ihm für ein Rang und für andere Vorrechte gebühren. Die erste Zunft ist der Braminen ihre, welche die Priester im Lande und die Lehrer der herrschenden Religion sind. Sie verstehen die Rechenkunst dermaßen gut, daß sie selbst von Muhammedanern zu Rechnungsführern gebraucht werden. Sie schreiben mit einem eisernen Griffel auf Palmitenblätter. Die unter ihnen übliche Sterndeutungs- und Arzeneykünste sind von ihren Vorfahren mündlich auf sie fortgepflanzet worden, und offenbaren sie keinem etwas davon, der zu ihrem Stamme nicht gehöret *l*). Methold erfuhr bey mehr als einer Gelegenheit, daß sie die Zeit der himmlischen Begebenheiten ganz gut berechnen, und die Finsternisse vorher sagen können. Eben durch die beständige Ausübung dieser Wissenschaft haben sie sich ein solches Ansehen in Indien erworben, daß man nicht das geringste unternimmt, ohne sie vorher um Rath zu fragen. Doch was ihnen die größte Ehre brachte,

h) Methold, a. d. 4 S.

i) In der Landessprache heißt **Cunda** so viel, als Berg.

k) Methold, a. d. 4 S.

l) Von den Braminen wird in dem Artikel von der in Indien üblichen Religion ausführlicher geredet werden.

m) Methold, a. d. 5 S.

n) Die schönsten lernen singen, tanzen, und alles, was dem Leibe eine Behendigkeit giebt. Sie machen Stellungen, die man für unmöglich halten sollte. „Ich habe gesehen, saget unser Verfasser, daß ein Mägdchen von acht Jahren, ein „Bein so ungezwungen auf den Kopf legte, als „ich den Arm darauf legen kann, ungeachtet [illegible] „aufgerichtet und auf dem andern Beine [illegible] „Ich habe gesehen, daß sie die Fußsohle auf [illegible] „Wirbel legten. Methold, a. d. 6 S. „Ta[illegible] „nier saget: Es giebt eine solche Menge jederman[illegible] „Frauen in der Hauptstadt, ihren Vorstädten [illegible] „der Festung, daß gemeiniglich über zwanzig [illegible] „send in des **Deroga** Verzeichnisse stehen. [illegible] „bezahlen keine Auflage: nur muß alle Frey[illegible] „eine gewisse Anzahl nebst ihrer Aufseherinn [illegible] „Musik auf dem Marktplatze vor des Königs[illegible] „ker erscheinen. Ist der König zugegen: so ta[illegible] „zen sie vor ihm, wo nicht, so winket ihnen [illegible] „Verschnittener mit der Hand, sie könnten [illegible]

ist dieses, daß aus ihrem Stamme zween Könige, einer zu Calecut, der andere in Cochinchina regiereten *m*). Nach ihnen folget der Stamm der Famgams. Diese Leute sind gleichfalls Priester, und beobachten alle Gebräuche der Braminen, nur essen sie nichts als Butter, Milch und allerley grüne Gewächse, ausgenommen Zwiebeln; denn diese genießen sie deswegen niemals, weil sie gewisse Adern haben, die dem Blute ähnlich scheinen.

Beschreibung von Golkonda.

Die Comitis, woraus der dritte Stamm besteht, sind Kaufleute, deren hauptsächlichster Handel darinnen besteht, daß sie Münze verwechseln, und großen Vorrath von baumwollenen Zeugen anschaffen, die sie hernach im Großen wieder verkaufen. Ihre Geschicklichkeit im Wechseln geht so weit, daß sie auf das bloße Ansehen eines Goldstückes eine Wette eingehen dürfen, seinen Werth bis auf einen Gran zu errathen. Der folgende Stamm Campovero, besteht aus Ackerleuten und Soldaten, und ist der zahlreichste. Diese essen allerley Fleisch, nur von Kühen und Ochsen nicht, im Gegentheile halten sie es für ein äußerst ruchloses Beginnen, dergleichen Thiere zu tödten, welche dem menschlichen Geschlechte unsäglichen Vortheil verschaffen. Daher mag einer so arm seyn, als er will, so wird er nimmermehr eines an einen Ausländer, der es vermuthlich schlachten würde, verkaufen, wenn selbiger gleich noch so viel Geld dafür geben wollte: dahingegen sie untereinander, das Stück für zween oder dritthalb Gulden hingeben. Die folgende Zunft machen die barmherzigen Schwestern aus, und sind solche von zweyerley Gattung. Einige machen sich nur mit Personen aus einer vornehmen Zunft gemein; bey den übrigen gilt kein Ansehen der Person. Dieses schöne Handwerk ist ein Erbstück von ihren Vorfahren, und deswegen treiben sie es gleichsam in allen Ehren. Hat ein Mägdchen aus ihrem Stamme so viel Schönheit, daß es den Mannspersonen vermuthlich behagen kann: so lehret man es weiter nichts, als die Kunst, verliebt zu machen. Der häßlichen giebt man einen Mann aus eben diesem Stamme, in der trostvollen Hoffnung, es werden aus dieser Ehe Töchter entsprießen, welche dasjenige reichlich einbringen, um was ihre Mutter zu kurz kam *n*).

Die Goldschmiede, die Zimmerleute, die Maurer, die Krämer, die Maler, die Sattler, die Barbier, die Palankinträger, mit einem Worte, alle übliche Handthierungen, machen eben so viele Zünfte. Keiner heirathet aus seiner Zunft, noch läßt er sich mit andern Zunftgenossen in genauere Verbindung ein, als so viel der gemeinschaftliche Nutzen und Wechselbeystand erfordert. Der allerletzte Stamm ist der Piriaven ihrer. Diese verachteten Leute werden in keine einige andere Zunft eingenommen. Ja sie dürfen

 nicht

nach Hause gehen. Des Abends, wenn es kühle wird, so sitzen sie vor ihren Häusern, welches zwar nur schlechte Hütten sind; und wenn es finster wird, so setzen sie eine brennende Lampe zum Wahrzeichen in die Thüre. Um eben diese Zeit werden alle Tarischenken geöffnet, welches ein dem Moste ähnliches Getränk ist, das aus einem Baume gezapfet wird. Man bringt es fünf bis sechs Meilen weit auf Pferden herein; jedweder trägt zween Schläuche voll, und rennet in vollem Trabe damit. Dem Könige trägt die Abgabe vom Tari etwas ziemliches ein, und eben dieses ist die Hauptursache, warum er „so viele dergleichen Weibesbilder duldet, indem „sonst der Tari nicht so stark abgienge. Wie weit „übrigens ihre Behendigkeit gehe, das ist aus fol„gendem Beyspiele zu ermessen. Als der jetzo re„gierende König einstens nach Masulipatan reisete: „so stellten neun solche Weiber einen Elephanten „mit erstaunlicher Geschicklichkeit vor. Viere „machten die vier Beine, vier andere den Leib, und „eine den Rüssel. Der König saß auf einem Thro„ne oben darauf, und hielt seinen Einzug in die „Stadt auf diese Weise„. Siehe wie oben a. d. 90 Seite.

Beschreibung von Golkonda.

nicht einmal in einer Stadt wohnen. Der allerschlechteste Handwerksmann aus irgend ei- ner höhern Zunft, müßte sich ohne Verzug waschen, sobald er einen Pirlaven zufälliger Weise angerühret hätte. Ihre Verrichtung ist, das Leder zu bereiten, Holzschuhe zu ma- chen, und die Kaufmannswaaren einzupacken o). Ungeachtet dieses verhaßten Unter- schiedes, haben alle Stämme einerley Gottesdienst, und einerley Tempel, indem der mu- hammedanische Glaube sonst nirgend als bey Hofe sonderlichen Eingang gefunden hat. Be- sagte Tempel oder Pagoden sind gemeiniglich sehr dunkel, und haben kein ander Licht, als was zur Thüre hinein fällt, welche beständig offen steht. Jeder bethet in selbigen dasjeni- ge Bild an, welches ihm gefällt. Auch dienen diese Tempel den Reisenden zur Nachtherber- ge. Methold mußte einstens im Tempel der Kinderpocken über Nacht bleiben, in wel- chem das Hauptgötzenbild eine große magere Frau mit zween Köpfen und vier Armen vor- stellete. Der Stifter dieses Gebäudes erzählete ihm, es habe einstens diese Krankheit sein Haus überfallen: aber sobald er einen Tempel zu bauen gelobet, gleich wieder abgelassen. Die Allerandächtigsten thun, wofern sie zu Stiftungen nicht reich genug sind, ein ande- res Gelübde; und der Verfasser sah mit eigenen Augen, wie strenge sie es erfüllen. Man schneidet der abergläubischen Seele an den Schultern mit einem Messer zwey Löcher in die Haut, und stecket zween eiserne Haken hinein. Die Haken hängen an der Spitze eines Balkens, der vermittelst einer Achse auf zwey eisernen Rädern ruhet, dergestalt, daß sich der Balken frey bewegen kann. An diesem Balken wird der Kerl aufgezogen, und ver- mittelst der Räder eine Viertheilmeile weit herum geführet. In einer Hand hat er einen Dolch, in der andern ein Schwerdt, und machet währenden Fahrens allerley Stellungen damit. Methold sah ihrer vierzehn nach einander an den Balken hängen, und verwun- derte sich nur, daß die Haut von dem Gewichte des Leibes nicht durchrisse. Unterdessen äußert keiner die geringste Empfindlichkeit über die Schmerzen. Man verbindet ihnen nachgehends die Wunde, und läßt sie nach Hause gehen. Die Hochachtung und Bewun- derung der Zuschauer machet, daß sie nach den Schmerzen nichts fragen p).

Seltsamer Aberglaube.

Ehestand und Unglück der Witwen.

Die Aeltern haben das Recht, ihre Kinder zu verheirathen, und suchen allemal aus ih- rer Zunft, ja meistens aus ihrem Geschlechte einen Gatten für sie aus; denn die Gra- der Anverwandtschaft kommen hier in keine Betrachtung. Die Töchter bekommen nic- as geringste Heirathsgut; im Gegentheile muß der Bräutigam den Vater beschenken. D- Jungen verlobet man in einem Alter von fünf, und die Mägdchen von drey Jahren, do- wartet man mit der Vermählung so lange, bis es die Natur erlaubet. Diese Erlaubn- nun erfolget sehr bald. Denn Methold sah zwölfjährige Frauen ins Kindbette komme- Die Ceremonie beym Verheirathen besteht darinnen, daß man das Brautpaar in ein P- lankin setzet, und auf allen Plätzen und Gassen herum trägt. Wenn sie wieder nach Hau- se kommen: so breitet der Bramin ein Tuch aus, und läßt den Bräutigam das ble- Bein darunter stecken, womit er den Fuß seiner Braut berühren muß. Stirbt der Ma- vor der Frau, so darf sie sich niemals wieder vermählen, ja es dürfen es die verlobten Br- te nicht einmal thun; sondern sie müssen ihr Leben in einem betrübten Zustande hinbringe- Denn sie werden in ihres Vaters Hause eingesperret, ohne jemals einen Fuß heraus zu ge- hen; sie dürfen weder Geschmuck tragen, noch einiger Lustbarkeit beywohnen, im G-

geuh-

o) Etwas ähnliches ist in der Beschreibung der Insel Ceylan, im VIII Theile zu lesen.

p) Methold, a. d. 7. 8 S.

q) Methold, a. d. 8. S.

gentheile haben sie die schwereste Arbeit zu verrichten. Mit einem Worte, sie sind einem dermaßen beschwerlichen Zwange unterworfen, daß sie meistens davon laufen, und eine freyere Lebensart ergreifen. Allein, sie müssen ihren Anverwandten aus dem Gesichte bleiben, weil dieselben sich für beschimpfet achten, und ihnen zur Rache ein ungesundes Tränkchen beybringen würden *q*).

Beschreibung von Golkonda.

Die Beschneidung ist nach des Verfassers Redensart im Golkondischen eben so ungebräuchlich, als die Taufe. Wird ein Kind gebohren: so giebt man ihm einen Namen, damit ist alles vorbey. Der Name wird gemeiniglich von ihrer Zunft, oder Leibesbeschaffenheit hergenommen. Die Weiber in diesem Lande gebähren beynahe ohne alle Schmerzen. Die meisten baden sich ein paar Tage nach ihrer Entbindung, ja einige gleich an eben demselben Tage. Die Kinderzucht machet ihn eben so wenig Mühe. Die Kinder kriechen oder laufen bis ins siebente Jahr mutternackend herum, ohne daß man weiter viel nach ihnen sähe; nur werden sie fleißig gewaschen, folglich immer ungemein reinlich gehalten. Reiche Leute wenden zwar mehr Sorgfalt auf ihre Kinder; gleichwohl ziehen sie ihnen, nur die Festtage ausgenommen, nicht die geringste Kleidung an den Leib. Nach zurückgelegter Kindheit tragen die Jungen ein Stück weißen Cattun um den Leib, das bis an die Knie reicht, und hängen eine Art von Mantel über die Schultern, der sie bis an die Mitte des Leibes bedeckt. Die Haare lassen sie zwar wachsen, stecken sie aber unter ihren Turban. Nebst dem tragen sie Ohrengehänge, imgleichen kleine Perlen und silberne Ketten um den Hals *r*). Sie sind von stiller und höflicher Gemüthsart. Alle Handwerksleute in der Stadt, arbeiten für einerley Lohn. Sowohl der Schmied, als der Goldschmied, bekömmt des Tages nicht mehr als dritthalb bis drey Groschen, ungeachtet einer Hufeisen für die Pferde, und der andere goldene oder silberne Ketten machet. Ein Ausländer kömmt sehr gut zu rechte, wenn er Landeskinder zu Bedienten annimmt. Sie bedienen ihn gut, und sind mit etwa zwanzig Groschen des Monats zufrieden, ohne daß er sie speisen dürfte. Ja so gar die Palankinträger verlangen nicht mehr, ungeachtet sie den Statthaltern allerley Frohndienste leisten müssen. Metholb schreibt diese Genügsamkeit ihrer mäßigen Lebensart, und dem Ueberflusse der Lebensmittel zu *s*).

Kinderzucht.

Kleidung und Gestalt.

Sie können ihre Todten entweder begraben, oder verbrennen. Im letztern Falle schüttet man die Asche in den nächsten Fluß. Im erstern wird der Verstorbene mit geschrenkten Beinen, das ist, in der Stellung, wie sie gemeiniglich sitzen, ins Grab gelegt. Will man der im Lande üblichen Sage glauben: so waren die Weiber ehemals dermaßen liederlich, daß sie ihre Männer mit Gifte hinrichteten, nur damit sie desto ungehinderter thun konnten, was sie wollten. Weil es nun in keinem einigen Stande besser zugieng: so mußte man auf scharfe Gesetze denken, und der Witwe auflegen, sich mit ihrem Manne zu verbrennen, aus dem einigen Grunde, weil sie vielleicht um einigen Vortheil davon zu haben, an seinem Tode Schuld haben möchte. Diese Gewohnheit ist in einigen indianischen Landen noch üblich. Aber zu Metholds Zeiten hatte man im golkondischen Reiche dieses harte Gesetz gemildert. Zwar durften sich die Witwen nicht wieder verheirathen, doch stund es bey ihnen, ob sie aus bloßer Liebe, und um mit ihrem Schatze bald wieder verei-

Warum sich die Weiber verbrennen.

 nigt

r) Metholb saget nicht, wie Tavernier, daß sie weiß wären, sondern berichtet, ihre Farbe wäre gar nicht völlig schwarz, doch aber olivengelb, zuweilen heller, zuweilen dunkler. Meistens wären es wohlgemachte starke Leute. Ebendas.

s) Ebendas.

Beschreibung von Golkonda.

nigt zu seyn, sich verbrennen wollten oder nicht *t*). Diese Bewegungsgründe thun öfters eine nur allzustarke Wirkung, absonderlich bey jungen Frauen, welche wohl wissen, daß sie Zeitlebens zum verdrüßlichen Witwenstande verdammet sind. Ja es ist aus Metholds Berichte so viel zu schließen, daß man die Weibespersonen von Jugend auf mit einem günstigen Vorurtheile gegen das alte Herkommen, einzunehmen suche, ja daß die ganze Nation die Fortpflanzung dieses Gebrauches wünsche.

Adel und Soldatenstand.

Man findet bey den Reisenden wenig Nachricht, wie es mit dem golkondischen Adel beschaffen sey. Tavernier erzählet, die vornehmsten Herren zögen wechselsweise alle Monathe auf die Wache, und würden erst am achten Tage wieder abgelöst. Einige haben wohl bis sechs tausend Pferde unter sich. Sie liegen in Gezelten um des Königes Wohnung herum. Wenn sie aufziehen: so begeben sie sich ohne Weitläuftigkeit geraden Weges von ihrem Hause auf den Sammelplatz, aber wenn sie von der Wache kommen: so ziehen sie in sehr guter Ordnung über die Brücke, die lange Straße herab, und stellen sich auf dem großen Platze vor dem königlichen Erker. Der Zug beginnt zu Folge des Ranges von dem Befehlshaber, mit zehn oder zwölf Elephanten; einige haben ihre Schlösser auf dem Rücken, die einem Kutschkasten ähnlich sehen; auf den übrigen sitzt nur der Kerl der sie regieret, nebst einem andern, der eine Fahne hält. Hernach folgen die Kameele paarweise, und an der Zahl öfters dre[illegible] bis vierzig, jedwedes mit seinem Sattel und einem kleinen Feldschlänglein darauf, welches von einem Kerl, der dem Thiere auf dem Kreuze steht, vom Kopfe bis auf die Füße in Leder gekleidet ist, und eine Zündruthe in der Hand hält, vor dem Erker mit vieler Geschicklichkeit bald gegen diese bald gegen jene Seite gewendet wird. Nach den Kameelen kommen die sämmtlichen Palankinen des Standesherren, und seine Bediente gehen neben her. Hierauf erscheinen seine Handpferde; endlich er selbst zu Pferde, in Begleitung eines Dutzend Tänzerinnen, die ihn auf der Brücke erwarten, und bis an den Platz um ihn herum hüpfen. Die Reuterey nebst dem Fußvolke schließen den ganzen Zug. Ein solcher Aufzug läßt dermaßen prächtig, daß der Verfasser, welcher in der langen Straße wohnete, während seines viermonatlichen Aufenthaltes zu Bagnager es niemals versäumete, ihn anzusehen *u*).

Kleidung und Gewehr der Soldaten.

Die Soldaten haben in diesem Lande keine andere Kleidung, als einige Ellen Cattun, damit sie ihre Blöße hinten und vorne bedecken. Auf dem Kopfe tragen sie lange, und mit einem großen Knoten nach Art der Weibespersonen aufgeschlagene Haare nebst einem

drey

t) Eben dieser, a. d. 9 S. Er sah dieses Schauspiel zweymal mit an. „Eine zwanzigjährige Witwe eines Webers schmückete sich auf das „beste nach allem Vermögen, und wurde von ih„rer sämmtlichen Verwandtschaft begleitet. An „dem Rande der Grube, darinnen sie sich verbren„nen wollte, ruhete sie eine Zeitlang aus, und „nahm von ihren Bekannten Abschied, ohne daß „man die geringste Bestürzung an ihr merkte. Da„bey kauete sie Betelblätter, und machte mit dem „Leibe allerley Bewegungen nach dem Tacte der „bey diesem Trauerspiele vorhandenen Musik. Wir „bekamen in der Stadt Nachricht davon, eileten „daher in größter Geschwindigkeit herbey, um es „mit anzusehen. Weil wir so eilfertig thaten: so „glaubten die Zuschauer, der Statthalter schicke „uns ab, um der jungen Frau das Verbrennen zu „untersagen. Daher fuhren sie mit so außerordentlicher Eilfertigkeit in der angefangenen Hand„lung fort, daß sie bey unserer Ankunft die Erde„selbte bereits mit Erde verdeckten, indem jedwede „Person aus der Freundschaft einen Korb voll in „Bereitschaft hält, und zu gleicher Zeit mit allen „übrigen ausschüttet. Wir bemerkten, daß einer „von ihnen an die Grube trat, und der Frau bey „Namen rief. Er wollte uns weiß machen, „sie habe Antwort gegeben, und gesaget, es gehe „ihr recht wohl. Man häufte etwas Erde auf

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

dreyzipfelichten Stückchen Cattun; ein Zipfel geht mitten über den Kopf, die andern beyden werden am Genicke zusammen gebunden. Statt eines Säbels, wie die Pers[er], führen sie einen breiten Degen, damit sie hauen und stechen können, an einem [illegible]. Ihre Büchsenlaufe sind stärker, als die unsrigen; das Eisen ist auch besser und reiner. Die Reuterey führet Bogen und Pfeile, nebst Schild und Streithammer, einer Sturmhaube und einem Panzerhemde. Letzteres reichet hinten von der Sturmhaube bis über die Achsel *u*).

Gemeiniglich erscheint der König auf seinem Erker, und läßt die abziehende Wache gleichsam durch die Musterung gehen. Zuweilen spricht er auch seinen Unterthanen an eben diesem Tage Recht. Wer etwas anzubringen hat, oder sonst zusehen will, der tritt gegen dem Erker über. Zwischen dem Volke und der Mauer des Pallastes wird eine dreyfache Reihe Stäbe, von der Länge einer halben Pike, in die Erde gestecket, und an der Spitze Schnüre daran geknüpfet, die einander über das Kreuz durchschneiden. Ueber diese Scheidewand darf niemand schreiten, wenn er [illegible] gerufen wird. Sie geht so weit, als der Platz lang ist, hat aber gegen dem Erker [illegible] eine Oeffnung zum Durchgange, an welcher zween Kerl stehen, und eine ausge[sp]ann[te] Schnur davor halten. Wird jemand gerufen: so lassen sie nur die Schnur sinken. [Un]ter dem Erker steht ein Staatsecretarius, und nimmt die Bittschriften an. Hat er etwa ein Halbdutzend zusammen: so ecket er sie in einen Sack, den ein bey dem König [illegible] stehender Verschnittener an einer Schnur vom Erker herab läßt, die Bittschreibe[n] sogleich herausnimmt, und dem Monarchen überreichet *y*).

Der II Abschnitt.

Ursprung des Königreichs Golkonda, und die in solchem vorgefallene letzte Regierungsänderung.

Wie das Königreich Golkonda entsteht. Taverniers Irrthum. Letzte Regierungsänderung in Golkonda. Abdul will die Regierung niederlegen. Ein junger Araber kömmt dazu in Vorschlag; wird des Königes Eidam; und zu dessen Nachfolger ernennt. Seine Staatsklugheit.

Wie das Königreich Golkonda entsteht.

[U]m die Mitte des abgewichenen Jahrhunderts saß **Abdul Corub-Schach** *z*) auf dem golkondischen Throne. Tavernier erkundigte sich mit großem Fleiße nach seiner Abkunft. [Un]ter dem indostanischen Könige **Abkar**, Vater des **Schehan guirs** *a*) erstreckte sich das mogo-

Grube, und die ganze Versammlung bezeigte ungemein freudig.

Die andere Frau, die ich ihr Leben im Feuer [a]ufopfern sah, war aus der Zunft Campovaro. [Si]e schmückte sich gleich der vorigen, und sang [be]y der Annäherung zur Glut Baina Narina, [wel]ches der Name eines gewissen Götzen ist; her[na]ch sprang sie selbst in die Grube. Sie wurde [von] ihren Anverwandten weit geschwinder mit [Erd]e verschüttet, als das Feuer sie verbrennen [konn]te.

[E]ines Tages, als der Kutual oder Polizeymeister bey mir war: so kam eine Goldschmiedsfrau, [und] bath um Erlaubniß, sich mit ihrem Manne „zu verbrennen. Seine Antwort war, er wollte sich „darüber bedenken, anbey suchte er ihr die Sache aus„zureden, und versprach, für sie zu sorgen. Allein, „sie wollte von nichts hören, sondern sagte, er könn„te ihr zwar wohl die gebethene Erlaubniß verwei„gern, gleichwohl aber nicht wehren, eine andere „Todesart zu ergreifen. Sie erhing sich auch „wirklich etliche Tage hernach„. Ebendas.

u) Tavernier, a. d. 88 und 89 S.

x) Ebendas.

y) Ebendas.

z) Wir haben bereits gemeldet, Corub-Schach sey ein Titel, den alle golkondische Könige führen.

a) Man sehe oben den Artikel von Indostan.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

mogolische Reich auf der Mittagsseite nicht weiter, als bis nach **Narbeder**. Der durch diese Stadt laufende Fluß, welcher von Süden herab kömmt, und endlich in den Ganges fällt, machte die Gränzscheidung zwischen selbigem und dem Gebiethe des **Rascha** von **Narsinga**, welches bis an das Vorgebirge **Comorin** fortgieng. Dieser **Rascha** hatte so wohl, als seine Vorfahren, sich der mogolischen Herrschaft, seit des berufenen **Tamerlans** *b)* Zeiten, beständig erwehret. Sie waren so mächtig, daß der letzte Rascha, welcher des **Abkars** Macht widerstund, vier große Heere auf den Beinen hielt, welche von vier andern Raschas, seinen Lehnleuten, angeführet wurden. Der angesehenste unter solchen hatte sein Lager in dem Bezirke des nunmehrigen Königreichs **Golkonda**; der zweyte im Lande **Visapur**; der dritte in der Landschaft **Doltabar**, und der vierte in **Brampur**. Als nun der letzte König von **Narsinga** ohne Leibeserben mit Tode abgieng: so setzten sich die vier Feldherren, jedweder in seinem Bezirke, fest. Hernach stießen sie mit vereinigter Macht auf die Mogolen, und erhielten einen vollkommenen Sieg, wornach ein jeder den königlichen Titel in seiner Statthalterschaft ohne weitere Hinderniß annahm. **Schehanguir**, des **Abkars** Sohn, eroberte das Land des neuen Königes von **Brampur**; des **Schehanguirs** Sohn, **Schach Schehan**, die Landschaft **Doltabar**, und dessen Sohn, **Orangzeb**, einen Theil von **Visapur**. Hingegen der golkondische König schaffte sich, vermittelst einer jährlichen Abgabe von zweyhundert tausend **Pagoden**, unter den ersten beyden Regierungen Friede vor den Mogolen *c)*.

[**Abdul**, der von ihm herstammete, hatte nur drey Töchter. Die älteste vermählte er mit dem großen **Scheich** von Mecka *d)*. Die zweyte mit dem **Sultan Mahmud**, des **Orangzebs** ältestem Sohne, um des Krieges abzukommen *e)*, den besagter Prinz bis an die Thore seiner Hauptstadt gespielet hatte. Und die dritte an einen Prinzen aus seinem Hause, Namens **Mirza Abdul Cesing**, welcher mit ihr zwey Kinder ze-gete. *f)*]

Taverniers Irrthum.

Vorstehende Zeilen sind deswegen eingeschlossen worden, weil **Tavernier**, als er [...] schrieb, nicht selbst mehr im Königreiche anwesend war, sondern einer ungewissen Nachricht trauete, die aber, so viel des **Abduls** Kinder und Erbfolge betrifft, ihn zuerst, [...] er den Leser betrog. **Daniel Scheldon**, ein wohl berühmter Engländer, welcher na[...]

b) Man sehe im VII Theile die Geschichte dieses Eroberers, welcher im Morgenlande den Namen **Timurbeg** und **Temurleng** führet.

c) **Tavernier** a. d. 90 u. folgend. S.

d) Die Geschichte von dieser Heirath erfordert eine Anmerkung aus dem **Tavernier**. Als der Scheich in Takirs Kleidung nach Golkonda kam: so blieb er einige Monate vor dem Thore des Pallastes, ohne die Hofbedienten einer Antwort zu würdigen, wenn sie fragten, was er haben wolle? Endlich merkte der Oberleibarzt, welcher gut arabisch redete, daß der Mann trefflichen Verstand besitze, und stellete ihn vor den König. Der König war mit seinem äußerlichen Ansehen und Reden wohl zufrieden, und fragte endlich, warum er hieher bekommen sey? Der Scheich antwortete, in der Absicht, die älteste Prinzessinn zu heirathen. [...] König verwunderte sich über diesen Vortrag, [...] gerieth auf den Zweifel, ob es mit dem Men[...] recht richtig im Kopfe seyn möchte? Der g[...] Hof trieb sein Gespötte damit. Gleichwohl [...] der Scheich durchaus darauf verharrete, ja [...] Königreiche auf den Weigerungsfall großes Ung[...] drohete: so setzte man ihn ins Gefängniß, [...] nen er lange Zeit blieb. Endlich schickte man [...] auf einem Schiffe, das Pilgrimme nach M[...] führete, wieder nach Hause. Allein, er kam [...] Jahre darauf abermals nach Golkonda, und [...] wegen seiner Beständigkeit die Prinzessinn [...] davon. Er wurde hierauf oberster Staat[...] regierete das Land sehr weislich, vertheidi[...] auch mit ungemeinem Muthe gegen den Orang[...]

her in diese Länder reisete, erzählet die Vermählung der drey Prinzessinnen von **Golkonda** weit anders. Er füget die Geschichte von der Reichsfolge mit bey, und meldet allerley besondere Umstände, die er, wie es scheint, selbst mit angesehen. Eben aus der Ursache verdienet er allerdings einen Platz in gegenwärtiger Sammlung, obgleich seine Nachrichten unter einem fremden Namen herauskamen *g*).

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

Letzte Regierungsänderung in Golkonda.

Der König von Golkonda, und Nachfolger des **Abdul Schach**, ist der Sohn eines Arabers von hoher Abkunft, welcher in seinem Vaterlande keines seinem Herkommen gemäßen Glückes genoß, und aus dieser Ursache an dem golkondischen Hofe eine anständige Beförderung suchte. **Abdul** sah seine Geschicklichkeit ein, und erhub ihn stufenweise zu den höchsten Ehrenstellen im Reiche. Ob er also gleich mit seinen Diensten auf das Beste zufrieden war: so gebrauchte er sich doch nach seinem Tode des Rechtes, welches die Könige von Golkonda zu Erben aller Edelleute im Lande machet. Er zog demnach seine ganze Verlassenschaft ein, ohne dem Sohne andere Einkünfte zu lassen, als den Sold von seiner Kriegesstelle, das ist zwölf bis funfzehn Pagoden monatlich.

Abdul will die Regierung niederlegen.

Abdul *h*) hatte nur drey Töchter. Die erste war an des Groß-Mogols **Orangzeb** ältesten Sohn, den **Sultan Mahmud**, vermählet; die andere an einen Araber von großem Ansehen, Namens **Mera Mahmud** *i*). Die dritte war noch ledig, es warb aber ein vornehmer Araber, Namens **Siud Sultan** *k*), um sie. Weil nun der König sein hohes Alter betrachtete, über dieses auch der Unruhen überdrüßig war, die wegen seiner wenigen Lust zu Regierungsgeschäfften ohne Unterlaß am Hofe entstunden: so beschloß er, einen Nachfolger zu ernennen. Den **Sultan Mahmud** wollte er nicht dazu haben, weil er ihm, in der Absicht Golkonda durch diese Heirath an das mogolsche Reich zu bringen, seine Tochter durch einen heftigen Krieg abgedrungen hatte. Gegen den **Mera Mahmud**, seinen zweyten Eydam, trug er eben so wenig Neigung: denn es war ihm so wohl desselbigen, als seiner Gemahlinn Gemüthsbeschaffenheit, äußerst zuwider. Hingegen besaß die dritte Tochter seine Gewogenheit. Dieser wollte er nun einen Mann geben, der Muth und Verstand genug hätte, alle listige Ränke der Hofleute zu vernichten, gleichwohl aber sich nicht zu viel heraus nähme, sondern bedächte, daß er alles der königlichen Gnade zu danken

Auf sein Anstiften bedrohete der König die Portugiesen mit Kriege, wofern sie nicht den Missionarium, Pater Ephraim von Nevers, aus dem Gefängnisse des Ketzergerichtes zu Goa loslassen würden, gleichwie wir bey der vorhergehenden Reisebeschreibung in einer Anmerkung schon erzählet haben.

e) An diesem Kriege war eben der **Mirgimola** Schuld, dessen in der vorigen Reisebeschreibung zum öftern erwähnet worden ist. Erstlich war er sein Feldherr und Oberstaatsrath, gieng aber nachgehends zum Orangzeb über. **Tavernier**, wie oben

f) Ebendas.

g) Man findet sie in des Oringtons Reisebeschreibung, als welchem **Scheldon** sie zugestellet hatte, unter dem Titel: History of a late Revolution in the Kingdom of Golkonda, a. d. 525 und folgenden Seite. Ovington ist in gegenwärtiger Sammlung durch die Beschreibung seiner eigenen Reise, gleichwie Scheldon durch die Nachricht von Arrakan, schon bekannt.

h) Ovington nennet ihn beständig **Cotub Schach**, weil er vermuthlich nicht wußte, daß es ein bloßer Ehrentitel sey, welcher des **Abduls** Würde zukam.

i) Vermuthlich ist dieser Araber eben derjenige Scheich, dessen Geschichte **Tavernier** erzählet. Nur läßt er ihn der Warheit zuwider die älteste Prinzessinn heirathen.

k) **Tavernier** nennet ihn Sched, und machet ihn gleichfalls zu einem Scheich.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

danken habe. Ein solcher Mann schien ihm der Araber zu seyn, welcher um die Prinzessinn warb. Doch da dieser Mensch sah, daß man sein Suchen genehm hielt: so ließ er sich nach Art der jungen Leute die Größe des bevorstehenden Glückes blenden. Anstatt die Minister durch Gefälligkeit auf seine Seite zu bringen, begegnete er ihnen thörichter Weise mit solchem Stolze, daß sie beschlossen, seine Vermählung zu hintertreiben. Die vornehmsten Räthe des Königes waren **Moso kan**, **Mir-Zapher** und **Mussuk**. Sein Eidam **Mera Mahmud** wurde zwar sonst wenig zu Geschäfften gezogen, dennoch vereinigte er sich diesesmal mit den Feinden des neuen Günstlings, weil er den Hochmuth desselbigen nicht vertragen konnte. Die alten Hofleute, die des Königes Gemüth wohl kannten, machten demselbigen weiß, **Siud Sultan** sey ein ehrgeiziger unruhiger Kopf, der alle Tage neue Unruhe stiften würde. Indem nun **Abdul** alles, was ihm Verdruß machen konnte, auf das äußerste floh: so war ihm ein Mensch von dergleichen gefährlicher Beschaffenheit leicht aus dem Sinne zu reden. Dagegen stellten ihm die Räthe vor, es schickte sich niemand besser zu einem Gemahle der Prinzessinn, als ein Mann, der weder auf großes Vermögen, noch andere Unterstützung, trotzen könne, übrigens aber von hoher Abkunft, aufgeräumten Wesen, und mehr zu Lustbarkeiten, als Staatsgeschäfften, geneigt sey. Hiezu schlugen sie den jungen Araber vor, dessen Vater ehemals in so großer Gnade gestanden war. Als sie dem Könige dieses alles recht fest in den Kopf gesetzet hatten: so ließ **Mirzapher** den jungen Menschen holen, und redete an einem Orte, wo der König alles unvermerkt anhören und sehen konnte, von allerley Sachen mit ihm. Unter andern kam er auf seinen Vater, auf dessen ehemals verwaltete hohe Aemter, und geleistete wichtige Dienste; und bedauerte, daß er den Sohn eines so trefflichen Mannes, in einem für seine Herkunft weit zu geringem Stande sehen müsse, und machte ihm Hoffnung zur Beförderung. Endlich, wie er meynte, der König habe ihn nun genugsam betrachtet: so ließ er ihn wieder gehen *l*).

Ein junger Araber kömt dazu in Vorschlag.

Als er weg war: so schien der König mit seiner Person nicht so vergnügt zu seyn, als es **Mir Zapher** wohl gehoffet hatte; denn er bedünkete ihm nicht schön genug für seine Tochter *m*). **Zapher** gestund, sein bisheriges Unglück habe ihn ziemlich verändert; indem aber alles nur von seinem innerlichen Verdrusse herrührete: so dürfte man ihm nur die Mittel verschaffen, daß er seiner Auferziehung gemäß leben könnte, so würde er die ehemalige Anmuth bald wiederum erlangen. **Abdul** beschloß, einen Versuch zu thun; befahl also dem **Zapher**, ihm so viel Geld, als er verlangen würde, zu zahlen, ohne zu sagen, woher es käme. Sogleich erhielten einige Wechsler Befehl, ihm große Summen ins Haus zu bringen, aber bey angedroheter Lebensstrafe, nicht das geringste Wort von der Quelle dieser ungemeinen Freygebigkeit fahren zu lassen. Sie besuchten also den Araber anfänglich unter einem ersonnenen Vorwande, nachgehends wurden sie, bey anwachsender Vertraulichkeit, durch seine beständige Schwermuth, nach ihrem Vorgeben, zu unaussprechlichem Mitleiden, und zu Erbiethung thätiger Dienste bewogen, bothen ihm auch, als einen geringen Anfang, dreytausend Pagoden an, welche ungefähr funfzehnhundert Pfund Sterling betragen. Seines Ortes gestund der junge Mensch zwar seinen Mangel am Gelde, bedankte sich aber für das höfliche Anerbiethen, weil er wohl wußte, daß diese Leute im Stande wären, ihn nach aller Schärfe zur Bezahlung anzuhalten, wornach seine Umstände

l) Scheldon beym Ovington a. d. 533 S.

de weit schlimmer seyn würden, als jetzo. Die Wechsler mußten folglich abziehen, gaben aber, zufolge des erhaltenen Befehls, dem Hofe von allem, was bey der Unterredung vorgefallen war, genaue Nachricht. Der Bescheid lautete, sie sollten ihren Antrag wiederholen. Endlich überredeten sie den **Siud**, zahlten ihm eine große Summe aus, ohne einen Schuldschein, noch eine andere Verschreibung anzunehmen; ja was ihn noch mehr wunderte, so bathen sie, er möchte nur ihren Beutel nicht schonen, sondern frisches Geld verlangen, wenn dieses ein Ende hätte.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

Weil er nun von Natur den Pracht und das Wohlleben liebte: so schaffte er sich ohne Verzug eine schöne Wohnung, Bediente, ein Palankin, Pferde, und überhaupt alles, was reiche und vornehme Leute zu haben pflegen. **Mir Zapher** beobachtete seine Person und Aufführung mit aller Sorgfalt; und als er die verhoffte Veränderung an ihm wahrnahm, so stellete er ihm zum zweytenmale vor den König, dessen Gunst er sogleich gewann, und von ihm zum künftigen Tochtermanne auserkohren wurde.

Eines Tages zu Abend befahl er dem Staatssecretär, ihn nach Hofe zu bringen. **Siud** machte sich eben damals mit guten Freunden lustig, als man ihm meldete, es hielten einige vornehme Herren, nebst vielen Reutern, vor seiner Thüre. Damit ließ er die Herren Brüder nebst den Tänzerinnen geschwind zur Hinterthüre davon schleichen, und empfing dagegen den Secretär, und die mit ihm angekommenen **Omrahs**, war aber so bestürzt, daß man es an seinem Gesichte merkte, indem er glaubte, sein Untergang sey vor der Thüre. Gleichwohl faßte er allen Muth zusammen, und ehe der Secretär noch ein Wort sagen konnte, stellete er ihm vor: freylich habe er bisher das Glück nicht gehabt, dem Könige solche Dienste zu leisten, als sein Vater, welcher dafür in Gnaden angesehen worden, gleichwohl habe er Seine Majestät niemals im geringsten beleidiget. Trage man etwa deswegen einen Verdacht gegen ihn, weil er prächtig lebe, ohne daß ein Mensch begreifen könne, von was: so könne er versichern, das Geld dazu sey keinesweges durch unerlaubte Mittel in seine Hände gekommen; er wolle auch sehr gern offenbaren, wer es ihm gegeben habe. Weil der Secretär Befehl hatte, auf sein Reden und Thun genau Achtung zu geben: so ließ er ihn nach Belieben ausreden, zog hernach einen kostbaren Rock hervor, bekleidete ihn ohne das geringste Wort zu sprechen, unter Beyhülfe der Omrahs damit, und machte sodann, gleich ihnen, eine demüthige Verneigung, und versicherte endlich, sie wären keinesweges aus einer besorglichen Absicht da, vielmehr stehe ihm das größte Glück bevor, das ein Unterthan hoffen könne. Damit wurde er auf ein kostbar aufgeputztes Pferd gesetzt, und ohne daß er noch recht wußte, wie ihm geschah, nach Hofe gebracht, wo ihn der König auf der Stelle mit seiner Prinzessinn vermählete. Es gieng alles in solcher Stille zu, daß **Mera-Mahmud** kein Wort davon erfuhr, bis man die Vermählung öffentlich kund machte. Aus Unmuth verließ er sogleich das Königreich, und nahm seine Zuflucht zu seinem Schwager nach Delly, der ihn freundlich aufnahm, und mit einem ansehnlichen Jahrgehalte vom **Orangzeb** versorgete *n*).

Er wird des Königes Eidam.

Die Gewogenheit des Königes von Golkonda gegen seinen Eidam wuchs zwar von Tage zu Tage: gleichwohl gönnete er ihm nicht den geringsten Antheil an der Regierung, da er schnitt ihm sogar alle Gelegenheit zu Einkünften ab, und befahl nur, alle seine Ausgaben, ihrer Größe ungeachtet, zu bezahlen, ohne daß er jemals nöthig habe, Geld

m) Ebendas.

n) A. d. 540 S.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

zu verlangen. **Siud** hatte einen durchdringenden Verstand; er begriff des Königes Absicht sehr wohl, ließ also mit sich machen, was man wollte, und zeigte äußerlich eben so wenig Ehrgeiz, als Verlangen nach Reichthum, an sich. Diese List gewann ihm das Herz der **Omrahs** und Statthalter, weil sie meynten, ein dermaßen sittsamer König werde dermaleins wenig Nachfrage halten, was sie vornähmen. Des Königes Gnade gewann er nicht weniger dadurch. Der alte Herr konnte dem Himmel nicht genug dafür danken, daß er ihm zum Troste seiner alten Tage einen solchen Tochtermann bescheeret habe. Dergestalt regierete er noch eilf bis zwölf Jahre, in welcher Zeit **Siud** von seiner Gemahlinn zwo Töchter und einen Sohn bekam. Endlich, da der Alte sterben wollte, ließ er alle **Omrahs** zusammen kommen, ernennete den **Sultan Abdala Husan** o) zu seinem Nachfolger, und ließ sie alle miteinander auf den Alcoran schweren, daß sie dieser Verordnung nachleben wollten.

und zu dessen Nachfolger ernannt.

Kaum war er todt, so nahm seine zweyte Tochter, des **Mera Mahmuds** Gemahlinn, mit Hülfe ihres bisher in der Stille gemachten Anhanges, Besitz vom Pallaste, wiewohl im Namen eines Sohnes, den ihr Mann von seiner vorigen Frau gehabt hatte. Doch eben deswegen, weil sie selbst keinen Sohn hatte, fand ihr Unternehmen schlechten Beyfall bey dem Adel: vielmehr hielt selbiger, so wohl aus Neigung, als wegen des abgelegten Eides, bey dem neuen Könige fest. Die Mogolen hatten unter sich selbst genug zu thun, legten also der golkondischen Kronfolge nicht die geringste Hinderniß in den Weg. Der glückliche **Siud** bestieg demnach den Thron unter allgemeinem Frohlocken des ganzen Volkes, und wurde unter dem von seinem Schwiegervater erhaltenen Namen, in aller Ruhe gekrönet p).

Nach dieser Handlung war seine erste Sorge, jedermann, der zu seinem Glücke etwas beygetragen hatte, dafür zu belohnen. Ob er gleich die schlechte Treue des **Mosokan** und **Mirzapher**, in Verwaltung ihrer Aemter, schon seit langer Zeit gemerket hatte: so war er ihnen doch so viel Dank schuldig, daß er sie um seiner eigenen Ehre willen nicht nur am Hofe dulden, sondern noch mit neuer Gnade ansehen mußte; zu geschweigen, daß er sie zu stürzen selbst nicht fest genug saß, und es ihnen möglich gefallen wäre, ihre Gewalt eben so kräftig für einen andern, als für ihn anzuwenden. Bey dieser Beschaffenheit sah er kein besser Mittel, ihre allzu große Macht zu schwächen, als daß er einem jeden unter beyden eben so großen Antheil an seiner Gunst und an der Regierung zuwendete, als dem andern. Sie waren einander todtfeind, folglich von selbst darauf bedacht, einander zu stürzen, und an Ausübung einer allzugroßen Gewalt zu verhindern; demnach war es glaublich, sie würden einander selbst auf einen Weg locken, worauf sie beyde fallen mußten. **Mosokan**, als ein Kriegesmann, wurde zum Feldherrn ernennet; **Mirzapher** hingegen, welcher sich besser auf Staatsgeschäffte verstund, erhielt die wichtige Stelle eines **Duans**, welche so viel sagen will, als Kanzler und Schatzmeister zugleich.

Ein jeder, der es mit dem Könige gehalten hatte, wurde mit gleicher Großmuth belohnet. Hierauf stellete er sich, als wenn er gar nichts mit Geschäfften zu thun haben, sondern bloß seiner Ergötzlichkeit abwarten wollte. Allein, er zog nichts destoweniger genaue Nachricht ein, von allem, was im Lande vorgieng. Zuweilen verschloß er sich, hatte seine Ueberlegungen, und schrieb, ohne daß man wußte, was? Aber nachgehends erfuhr man, daß er in dieser Einsamkeit dem eingerissenen Unwesen, und den Mitteln, wie es abzu-

o) Das ist, er gab dem Siud diesen Namen.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

abzustellen sey, nachgedacht hatte. Er machte sich selbst Regeln, die er künftig beobachten wollte. Während dieser Zeit stritten beyde Minister mit einander, wer ihm die schönsten Weibespersonen, die angenehmsten Tänzerinnen, und die besten Spielleute verschaffen könnte: denn in diesem einigen Stücke, nämlich ihren Herrn gleichsam im Schlafe zu erhalten, waren sie einig. Doch, was er zum voraus gesehen hatte, das traf sehr bald ein. Weil keiner den andern neben sich leiden wollte: so verklagte immer einer den andern. Der **Duan**, welcher die Soldaten auszahlen mußte, gab dem Könige Nachricht, was für schreckliche Klagen wider den Feldherrn einliefen, indem er den Sold unterschlüge. Doch der König that, als ob er es nicht glaubte, oder doch sich wenig darum bekümmerte. Um ihn von der Gewißheit der Anklage zu überzeugen, ließ der **Duan** den Wechsler des Feldherrn beym Kopfe nehmen, welcher alle Rechnungen für das Heer in Händen hatte. Dem **Mosokan** verdroß dieses dergestalt, daß er mit einigen Soldaten des **Duans** Haus stürmete, und ihn zu ermorden suchte: allein dieser hatte beständig eine gute Anzahl Eisenfresser um sich, die er dafür wacker bezahlete; diese beschützten ihren Gutthäter mit solchem Muthe, daß man dem Könige die unternommene Frevelthat berichten konnte, welcher hierauf allen beyden ernstlich befehlen ließ, Friede zu halten. Der Feldherr war vor Grimm ganz außer sich, und wollte durchaus nicht gehorchen. Endlich redeten ihm einige gute Freunde, welche die Sache besser überlegten, so lange zu, daß er abzog. Der Duan beschwerete sich hierauf ohne Verzug bey dem Könige: allein dieser stellete sich ganz gelassen, besänftigte ihn mit guten Worten, und versprach, ihn mit seinem Feinde wieder auszusöhnen. Er ließ auch dem Feldherrn in der That vermelden, er sähe es gern, wenn sie sich vertrügen. Doch dieser ungestüme Kopf ärgerte sich ungemein darüber, und billigte zwar darein, weil er mußte, aber unter vielem Schimpfen und Schmähen über den Duan. Nach einiger Zeit bekam er Befehl, im Pallaste zu erscheinen. Weil ihm nun sein eigen Gewissen den begangenen Trotz überflüssig vorhielt: so war er zweifelhaft, ob er gehorchen sollte, oder nicht. Doch einige vermeynte gute Freunde stelleten ihm vor, weil der König seine erste Gewaltthätigkeit übersehen hätte: so sey es ein Zeichen, daß er mehr Gnade für ihn, als für den **Duan**, trage; und also beschloß er, endlich zu gehorchen. Aber kaum hatte er den Schloßhof betreten: so nahm ihn die Wache gefangen, und brachte ihn in genaue Verwahrung. Hierauf wurde sein Verbrechen in gewöhnlicher Form des Rechts untersuchet. Die hauptsächlichsten waren diese: daß er den königlichen Befehl verachtet; einen der vornehmsten Staatsräthe in seinem eigenen Hause, ja gleichsam vor des Königes Augen, mit gewaffneter Hand überfallen; die königlichen Gefälle unterschlagen, auch dem großen **Mogol** das Geld, zu dessen Erlegung der König sich anheischig gemachet, auszuzahlen verweigert habe. Statt der Todesstrafe, die er wohl verdienet hätte, sprach man ihn alles Vermögens verlustig. Selbiges betrug an baarem Gelde ...hundert tausend Pagoden, das ist ungefähr zweyhundert tausend Pfund Sterlings. Nach diesem Beyspiele seiner Gerechtigkeit musterte der König seine Soldaten, zahlete ihnen die Rückstände, und übertrug ihre Anführung dem **Mosokan**.

Der **Duan** empfand ein inniges Vergnügen über des Feldherrn Unglück. Indem er nun des Königes Gnade ganz allein zu besitzen glaubte: so begieng er so manche himmelschreyende

...) Obgleich **Tavernier** keine gute Nachrichten ..., so blicken doch einige Spuren der Wahrheit aus seiner Erzählung, dadurch des Scheldon seine bestätiget wird.

Beschreibung des Königreichs Golkonda.

schreyende Ungerechtigkeit, und saugte die Unterthanen dermaßen aus, daß er bey allen Ständen des Königreichs äußerst verhaßt wurde. Bey diesen Umständen wurde kund gemacht, der König werde am **Durbar** erscheinen, das ist, er werde von dem Erker, worauf die golkondischen Könige ihre Unterthanen anzuhören pflegen, öffentliches Gehör ertheilen. Alle Großen erschienen auf dem Platze. Der König sah sich nach dem Duan um, und winkte ihm, näher zu kommen, redete auch anfänglich so gnädig mit ihm, daß jedermann glaubte, er werde ihn zu irgend einer neuen Würde erheben. Denn er sprach von der Freundschaft, die er jederzeit vor ihn getragen, und von dem ungemeinen Vertrauen, das er auf ihn gesetzet, auch zufolge desselbigen ihm die Regierung des ganzen Königreiches mit einer beynahe unumschränkten Macht in Händen gelassen, für sich aber fast nichts, als den königlichen Titel, behalten habe. Sodann aber nahm er ein ernstliches Wesen an sich, klagte, daß er in seiner guten Meynung betrogen, und die anvertrauete Gewalt von dem **Duan** zur Beschimpfung des Landesherrn, und zum äußersten Schaden des ganzen Königreiches, gemisbrauchet worden sey. Darauf stellete er ihm seine Schinderey und Untreue mit großem Eifer vor Augen, und beschloß endlich, ob er gleich nach aller Billigkeit weit anders mit ihm verfahren könnte, so schenkte er ihm doch, in Betrachtung der ehemaligen Dienste, nicht nur das Leben, sondern machte ihn über dieß hiemit zum Statthalter einer gewissen Landschaft, mit dem Bedinge, daß er bey Strafe eines und das andere zu verlieren, auf der Stelle dahin abreisen, auch sich in keine andere, als die ihm nunmehr aufgetragenen Geschäffte, jemals mischen solle. Damit schickte er ihn fort, befahl auch zugleich, es sollte niemand sich unterstehen, ihn zu beleidigen, noch zu beschimpfen, sondern ihm alle mit seinem Range verknüpfte Ehre erzeigen.

Hierauf kam **Abdalla Husan** aus seiner Einsamkeit zum Vorscheine, nicht anders als ob er jetzo erst anfange zu regieren. Er gab den Weibern und Tänzerinnen, damit ihn seine Minister versorget hatten, Abschied, legte sich bloß auf die Regierungsgeschäffte, und erschien zum öftern auf dem **Durbar**, dergestalt, daß seine Unterthanen zu der Zeit, als **Scheldon** im Lande war, ein glückliches Leben unter ihm zu führen hofften q).

Der III Abschnitt.

Beschreibung des Königreiches Pegu.

Lage und Gränzen von Pegu. Beschaffenheit des Landes. Rubinen und andere Edelgesteine in Pegu. Lüderliches Leben der Peguaner. Unreinlichkeit der Häuser und Einwohner. Religion. Peguanische Talapoinen. Widersprechende Lehre der Peguaner. Fünf Feste [...] innen der Peguaner Gottesdienst besteht.

Lage und Gränzen von Pegu.

Gegenwärtige Nachricht von einem berühmten Lande, dessen Inneres wir ziemlich schlecht kennen, rühret ebenfalls von dem **Daniel Scheldon** her.

Er giebt selbigen zur Gränze gegen Norden das Land **Brama**, das Gebieth [...] **Siammons** und des **Calaminhams**; gegen Abend, theils das Gebirge Pr[...]), dadurch es von **Arrakan** abgesondert wird, theils den bengalischen Seebusen, dessen Küste [...]

q) A. d. 552 und vorherg. Seite.

r) Auf 16 Gr. Norderbreite.

t) Auf 13 Gr.

s) Mendez Pinto giebt dem Reiche Pegu [...] dert und vierzig Meilen im Umkreise.

u) Diesen Namen giebt ihm Maffei.

Vorgebirge Nigraos r) bis an die Stadt Tavay s) zu diesem Reiche gehöret; gegen Morgen das Land der **Laos**, und gegen Mittag das Königreich Siam. Doch meldet er zugleich, besagte Gränzen wären keinesweges unveränderlich, sondern würden durch Eroberungen oder unglückliche Kriege zum öftern verrücket. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erweiterte sie der damalige König ungemein. Er zwang sogar die Siamer zu Bezahlung eines Tributs. Allein, die Herrlichkeit währete nicht lange, sondern seine Nachfolger wurden wieder in die Schranken ihres altväterlichen Besitzes eingeschlossen t).

Beschreibung des Königreichs Pegu.

Das Land wird durch viele Flüsse bewässert, davon der vornehmste aus dem See **Schiammay** entspringt, und vier bis fünfhundert englische Meilen weit läuft, ehe er ins Meer fällt. Er trägt den Namen **Pegu**, gleich dem Lande, dadurch er fließt. Weil er ihm die Fruchtbarkeit giebt, und es zu gewisser Zeit überschwemmet: so haben ihm einige den Namen des indianischen Nils beygeleget u). Seine Ueberschwemmungen erstrecken sich bis auf dreyßig Meilen weit vom Ufer, und hinterlassen einen fetten Mergel, welcher treffliche Weide und erstaunlichen Ueberfluß an Reiße hervorbringt.

Beschaffenheit des Landes.

Unter die peguanischen Städte darf man weder Martaban rechnen, indem dieser Ort selbst die Hauptstadt eines eigenen kleinen Reiches ist, obgleich selbiges eine Zeitlang erstlich zu Pegu, hernach zu Siam, zwischen welchen Reichen es liegt, gehörete. Noch darf man **Ava**, die Hauptstadt eines eben also benannten Königreiches, dazu zählen, obgleich der bey diesem Orte in die bengalische See fallende Fluß x) den Peguanern zum Hafen dienet, aus welchem sie weit in ihr Land hinein fahren können. Denn er bringt ... nach **Siren**, wo der peguanische König gemeiniglich Hof hält y). Man verrichtet die Reise innerhalb sechzig Tagen, und zwar vermittelst platter Fahrzeuge, auf welchen man aller Gefahr, wegen der vorhandenen vielen Klippen, entgeht. Zu Lande fällt die Reise wegen der dicken Wälder nicht möglich, als welche voll Löwen, Tiger und Elephanten sind. **Siren** ist nur dem Namen nach bekannt, vermuthlich aber eben die Stadt, welche von den Reisenden **Pegu** genennet wird, indem sie der Hauptstadt den Namen des Landes, und des Flusses, zur Ungebühr beylegen z). **Scheldon**, welcher in mehr als einem Orte des Königreiches gewesen war, folglich die Beschaffenheit seines Bodens und der Lebensart wohl wissen konnte, scheint mehr Glauben zu verdienen, als Tavernier, wenn er bezeuget, die Peguaner hätten vor dem letzten Kriege nicht weniger Reichthum besessen, als irgend der mächtigste Fürst im Morgenlande. Tavernier, welcher das Land niemals mit Augen gesehen, noch einiges Zeugniß von seiner Meynung anzuführen weis, behauptet nichts destoweniger mit großer Kühnheit: „es sey eines der ärmsten Länder in der ganzen Welt, welches keine andere Waare liefere, als Rubine, und noch dazu in weit geringerer Menge, als man etwa gedenken möchte, indem das ganze Jahr nicht für hundert tausend Thaler Steine herausgeführet würden a). Unterdessen verleget er seine Meynung von dem Reichthume des peguanischen Landes sogleich selbst wieder, wenn er gesteht, es komme kein Rubin aus dem Lande, den der König nicht gesehen habe, indem er die von großem Werthe für sich behalte b).

x) Auf 21 Grad nordlich.

y) Dieses ist ein allgemeiner Irrthum aller Reisebeschreibungen, den wir bey dem Königreiche Siam angezeiget haben.

z) Scheldon a. d. 585 S.

a) Tavernier a. d. 291 S.

b) Ebendas.

Beschreibung des Königreichs Pegu.

Sheldon erzählet in der gewöhnlichen ungekünstelten Sprache der Aufrichtigkeit. „Was die Reichthümer dieses Landes vermehre, das wären die Edelgesteine, als Rub..., „Topasen, Saphire, Amethysten u. s. w. welche man sämmtlich unter dem allgemeinen „Namen der Rubine begreife, und nur vermittelst der Farbe unterscheide, indem man statt „Saphir, sage: ein blauer Rubin; statt Amethyst, ein violetter; statt Topas, ein gel„ber. Gleichwohl ist derjenige Stein, welchem diese Benennung eigentlich gebühret, durch„sichtig, hellroth, und spielet am Ende, oder nicht weit von der Oberfläche etwas violet, „wie ein Amethyst„ c). Ferner saget Sheldon, die vornehmsten Orte, wo man die Rubinen finde, wären ein Berg bey Cabelan oder Cablan, zwischen Sirian und Pegu, imgleichen das von Pegu bis an das Königreich Camboja fortgehende Gebirge. Nach seinem Berichte, giebt es vier Gattungen Rubine. den schlechtweg also genannten, den Rubacel, den Balais und den Spinell. Der erste wird am höchsten geschätzet. Ihre Gestalt ist gemeiniglich rund oder rundlicht, und man findet wenige mit Ecken. Der Werth eines Rubines steigt nach dem Verhältnisse seines Gewichtes, wie bey den Diamanten. Das Gewicht, darnach sie von den Peguanern geschätzt werden, heißt Ratis. Es hat vierthalb Gran, oder sieben Achttheile eines Karats d).

Rubine und andere Edelgesteine in Pegu.

Lüderliches Leben der Peguaner.

Man muß von dem Sheldon eben so wenig, als von andern Reisenden viele ... Aufklärung der Länderbeschreibung dienliche Nachrichten, von den innern Gegenden des Königreiches erwarten, indem bereits erinnert worden, wie gefährlich es sey, sich ins Land hinein zu wagen. Doch hat er sich sorgfältig bemühet, die Gemüthseigenschaft der Einwohner und ihre Lebensart zu erforschen. Die Peguaner leben lüderlicher, als kein anderes Volk in ganz Indien, das er gesehen hat. Es scheint, als ob die Weibespersonen aller Schamhaftigkeit gute Nacht gesaget hätten. Sie gehen ganz nackend, oder hängen wenn es hoch kömmt, ein Stückchen so dünnen Zeug, und mit so schlechter Vorsichtigkeit um die Mitte des Leibes, daß man gemeiniglich eines ungehinderten Anschauens genießt. Zu ihrer Entschuldigung gaben sie gegen den Sheldon vor, es habe vor Alters eine Königinn im Lande diese Tracht eingeführet, und in der guten Absicht, die Mannspersonen von schändlichen Ausschweifungen zu verwahren, dem weiblichen Geschlechte befohlen, sich auf eine solche Art zu kleiden, damit dadurch die Begierden derselben beständig angeflammt werden möchten e).

Will ein Peguaner sich verheirathen: so muß er seine Frau kaufen, und ihren Eltern das Heirathsgut erlegen. Bekömmt er ihrer satt: so kann er sie wieder nach Hause schicken. Gleichfalls können die Weiber nach Belieben von ihrem Manne gehen, wenn sie ihm nur dasjenige ersetzen, was er für sie gegeben hatte. Es fällt einem Ausländer

c) Sheldon, a. d. 581 S.

d) Ein Rubin, der nur ein Ratis wiegt, gilt zwanzig Pagoden, einer von zwey gilt fünf und achtzig Pagoden; von dreyen, hundert fünf und achtzig; von vieren, vier hundert und funfzig; von fünfen, fünf hundert fünf und zwanzig; von sechsen und einem halben, neun hundert und zwanzig. Ein Rubin, der noch schwerer und ohne Fehler ist, hat keinen gesetzten Preis. Sheldon, a. d. 580 S.

e) Linschot bekräftiget dieses sowohl, als folgende Erzählung, mit dem Anhange, ... leute ließen ihre Stelle in der Brautnacht ... jemand anders versehen, und der König selbst ... ge es nicht anders zu halten. Er saget, ... „im Königreiche haben die Gewohnheit, ... „in ihren natürlichen Gliedern zwischen dem ... „sche und der Haut ein kleines Klöckchen ... „Größe einer Nuß tragen, welches ... „klingt, und sie von dem unnatürlichen ...

der einige Zeit im Lande zubringt, schwer den Reizungen dieses verführischen Lebens zu wi[illegible] verstehen. Die Väter biethen ihm ihre Töchter um die Wette an, und vergle[illegible] mit ihm um ein gewisses, nachdem der Umgang lange währet oder nicht. Reiset er [illegible] so kehret die Tochter wiederum zu ihren Aeltern, und hat deswegen nicht die geringste [illegible]derniß an der Heirath zu besorgen. Kömmt er wieder ins Land, und findet sie verhei[illegible]thet: so kann er sie von dem Manne verlangen; sie wird ihm auch, so lange er da bleibt, ohne Widerrede verabfolget; hernach nimmt sie der Mann wieder zu sich *f*).

[illegible] der Pegu[illegible]

Die Wohnungen der Peguaner sind so unsauber, daß man ihres Gleichen in ganz Asien nicht findet. Sie leben ohne Schwierigkeit mit ihren Schweinen in einerley Gemache. Sie riechen auch meistens so übel, daß man ohne Ekel nicht um sie seyn kann *g*). Ihre Farbe ist braun, doch sind sie meistens wohl gewachsen.

Unreinlichkeit der Häuser und Einwohner.

Sie glauben wie die Manichäer, zwey Wesen. Eins ist der Ursprung von allem Guten, das andere von allem Bösen. Zu Folge besagter Lehre, verehren sie eines ungefähr eben so andächtig, als das andere. Ja sie rufen in einer Krankheit oder bey einem zugestoßenen Unglücke das böse Wesen zuerst an; sie thun ihm Gelübde, erfüllen sie auch auf das genaueste, sobald sie die Wirkung davon zu spüren vermeynen. Dieses abergläubische Vornehmen wird nach der Vorschrift eines Priesters eingerichtet, der nach seinem Vorgeben alles, was besagtem Wesen angenehm falle oder nicht, auf das gründlichste versteht. Den Anfang machet eine große Gasterey, wobey getanzet und Musik gemacht wird. Mit anbrechendem Tage, laufen einige mit Reiß in der einen, und einer Fackel in der andern Hand auf den Gassen herum, und schreyen aus vollem Halse, sie suchten den bösen Geist, und wollten ihm etwas zu essen bringen, damit er ihnen bey Tage kein [illegible] zufüge. Andere werfen einige Eßwaaren hinterrucks über die Schulter, und opfern ihm dieselbigen. Sie fürchten sich dermaßen unaufhörlich und heftig vor ihm, daß sie vor jeder verlarvten Person mit Zittern und Zagen die Flucht ergreifen, in Meynung, es wäre Meister Hämmerling, der aus der Hölle komme, und sie bey den Ohren [illegible] wollte. In der Stadt Tavay pflegen die Einwohner zu Anfange des Jahres eine Menge Eßwaaren in ihre Häuser zu schaffen, und sie drey Monate lang unberührt stehen zu lassen, damit der grimmige Geist ihre Willigkeit, ihn zu füttern daraus abnehmen, und ihnen die übrige Zeit des Jahres vom Leibe bleiben *h*) möge.

Religion.

Obgleich alle Landespriester aus eben diesem Orden sind: so giebt es doch auch gewisse Mönche, die gleich den siamischen, von welchen sie vermuthlich herkommen, Talapoinen genennet werden. Diese stehen zwar bey dem Volke in großem Ansehen: sie können aber gegen

Peguanische Talapoinen.

[illegible]ält, dazu sie sehr geneigt sind. Einige haben [illegible] Gewohnheit, den kleinen Mägdchen die Schaam [illegible] vernähen, und nur eine kleine Oeffnung für [illegible] natürliche Nothdurft zu lassen, so lange bis sie [illegible]mannbar werden. Sodann läßt der Bräutigam [illegible]iner Braut die ihrige auftrennen, und gebrau[illegible]en sie in diesem Falle gewisse Salben, um die [illegible]unde zu heilen. Anfänglich hielt ich dieses für [illegible]n Gedicht: allein es ist mir die Sache nicht [illegible]ur durch die Portugiesen, welche im Lande han„deln, sondern auch durch wirkliche Landeseinge„bohrne versichert worden“. Linschot, amsterdamer Ausgabe von 1638. A. d. 31 S.

f) Sheldon, a. d. 591 S.

g) Die Peguaner gleichen den Chinesern, nur die Farbe ausgenommen; denn sie sind schwärzer, als die Chineser, und weißer, als die Bengaler. Linschot, wie oben.

h) [illegible]dasf. a. d. 592 S.

Beschreibung von Pegu.

gen den eingewurzelten Aberglauben, der ihren Grundsätzen schnurstracks entgegen läuft, gleichwohl nicht das geringste ausrichten. Sie leben bloß von Allmosen. Man treibt die Ehrerbiethung gegen sie so weit, daß man es für ein Glück achtet, das Wasser zu trinken, daraus sie ihre Hände waschen. Sie gehen mit großem Ernste auf der Straße, in langen Röcken, darüber sie einen vier Finger breiten ledernen Gürtel binden, woran der Beutel hängt, darein sie das empfangene Allmosen beylegen. Ihre Wohnungen sind enge Hüttchen, die sie mitten im Walde oben auf die Bäume setzen lassen: doch dieses geschieht bloß aus Furcht vor den Tiegern, davon das ganze Land wimmelt. Alle Neumonde besuchen sie die Städte und predigen, wobey sie das Volk mit einer Klocke oder einem Becken zusammen rufen. Ihre Predigten handeln von irgend einem Gebothe des Naturgesetzes, durch dessen Beobachtung man, wie sie glauben, allerdings eine Belohnung in der andern Welt verdienet, wofern man gleich übrigens in unbegreiflichen Dingen, noch so wunderliche Begriffe hätte. Diese Grundsätze haben wenigstens doch diesen Nutzen, daß sie Ausländern liebreich begegnen, und es ohne Verdruß ansehen, wenn jemand die christliche Lehre annimmt. Sterben sie: so wird ihr Leichenbegängniß auf Unkosten der Einwohner veranstaltet, und der Scheiterhaufen von dem kostbaresten Holze aufgerichtet. Die Asche wird in den Fluß geworfen, aber die Gebeine unter dem Baume, darauf sie bey Lebenszeiten wohneten, begraben *i*).

Widersprechende Lehre der Peguaner.

Nebst den Sätzen der Manichäer, haben die Peguaner noch andere, welche jenen gerade zuwider laufen. Zum Beyspiele, sie glauben eine ewige Folge von Welten ohne Schöpfung, nebst einer gewaltigen Menge Götter, welche alle diese Welten regieren. Die Crocodile halten sie für höchst heilig, schätzen es auch für ein Glück, von ihnen gefressen zu werden *k*). Die Affen haben an ihrer Verehrung nicht weniger Antheil.

Fünf Feste, darinnen der Peguaner Gottesdienst besteht.

Sheldon schreibt den Peguanern weder Tempel noch einen ordentlichen Gottesdienst zu. Demnach muß ein gewisser berühmter Reisender sehr geirret haben, wenn er die Insel **Munay** mit zum Peguanischen rechnet *l*). Nach des **Sheldons** Berichte, haben sie das ganze Jahr nur fünf feyerliche Feste, welche zwar unter dem allgemeinen Namen **Sapens** begriffen werden, übrigens aber jedwedes seine eigene Benennung hat. Das erste heißt **Schiaschie**, wird sechs englische Meilen von der Hauptstadt gefeyert, und der ganze Hof erscheint dabey. Das zweyte, Namens **Catena Schiaimo**, feyert man in der Hauptstadt selbst. Die Einwohner richten Pyramiden von allerley Gestalt auf, und bestecken sie des Nachts mit Fackeln und Lichtern, damit diejenigen, welche den großen Götzen anbethen wollen, dabey sehen können. Das dritte **Seschienu** genannt, geschieht einem andern Götzen zu Ehren, in Gegenwart des Königes, der Königinn und ihrer Kinder, welche sämmtlich in prächtigen Wägen dabey seyn müssen. Das vierte, Namens **Daische**, ist das Wasserfest, und besteht darinnen, daß das ganze Volk, auch der König und der ganze Adel einander auf der Straßen und den öffentlichen Plätzen, zur Lust mit Wa[sser]

i) Ebendas. a. d. 594 S.

k) A. d. 596 S.

l) Diese Insel, welche bey dem Vorgebirge **Nigraen** liegt, und Pinto wegen der Menge ihrer Priester und Tempel für den Hauptsitz des Gottesdienstes ausgiebt, muß damals zum Königreiche **Martaban**, das der bramanische Kö[nig] wegnahm, gehöret haben, weil nach des Pinto [eige]nem Berichte, der **Rolin** oder Hohepriester des unglücklichen **Schambayna** Hofe lebete. Man sehe des Pinto Reisebeschreibung. **Balbi** und **Mandelsloh** gedenken einer Moschee zu P[egu]

Wasser begießen. Wer ausgeht, kömmt selten anders, als über und über naß nach Hause. Das fünfte und letzte, **Denon** genannt, wird auf dem Flusse gehalten. Es ist ein Schiffrennen, dabey der König nebst dem ganzen Hofe erscheint. Der erste Gewinn für den geschwindesten, ist ein goldenes Bild, der zweyte ein silbernes: die andern Renner lachet man aus *m*). — Graaf 1668.

Das XIX Capitel.

Nickolas Graafs Reise auf dem Ganges.

Einleitung.

Vorbericht.

Aus den verschiedenen Tagebüchern, darinnen dieser Holländer seine Reisen beschrieben hat, haben wir bereits das Nützlichste und Angenehmste, nämlich seine Nachricht von Batavia, an einem andern Orte beygebracht *n*). Seine dritte Reise verdienet nicht weniger eine Stelle in gegenwärtiger Sammlung. Aber die übrigen alle mit einander, enthalten weiter nichts, als Namen und Begebenheiten, die man schon unzählige mal gehört hat. Nebstdem ist die Schreibart so trocken, daß man bey dem Lesen eben so wenig Vergnügen, als Nutzen verspüret. Doch giebt die erste gleich im Anfange eine nützliche Nachricht, wie man es auf den holländischen Schiffen zu halten pflege; und diese Erzählung wollen wir statt einer Einleitung hieher setzen *o*).

Wie es die Holländer mit dem Einschiffen und auf dem Schiffe halten.

Vor der Abreise mustert man das ganze Schiffsvolk, und bezahlet jeden zween Monate Sold voraus, obgleich selbiger erst mit dem Tage, da man durch die Baaken *p*) gelaufen, das ist, wenn man eine Meile weit in die See gekommen ist, angeht. Von diesem Tage an, muß die Gesellschaft ihr Versprechen erfüllen, auch den angeworbenen die zweymonatliche Besoldung lassen, es mag die Reise hernach fortgesetzet, oder verschoben werden. Es geschieht oft, daß man wieder in den Hafen zurück kehren, und wegen widrigen Windes, oder Triebeises, das der einbrechende Winter verursachet, oder wegen anderer Zufälle lange Zeit still liegen muß. Sodann danket man, um die Kosten zu ersparen, das Volk zuweilen wieder ab, aber die ausgezahlte zweymonatliche Besoldung kann man nicht wieder fordern.

Zween bis drey Tage nach der Abreise, läßt die Gesellschaft jedem Manne fünf holländische Käse reichen. Alles Schiffsvolk, nur die Reisenden und wer sonst von Diensten befreyet ist, muß auf dem Ueberlaufe erscheinen, und wird in zwey Quartiere abgetheilet,

 welche

m) Shelden, wie oben. A. d. 589 und vorh. S. Balbi und Mandelsloh, die lange vor ihm im Lande waren, geben zwar nicht so viele Nachrichten, als er: sie stimmen aber doch in allem, was sie sagen, mit Shelden überein.

n) In der Beschreibung von Batavia, im 8ten Bande dieser Sammlung.

o) Gedruckt zu Amsterdam, bey Friedrich Bernard, 1719. in 12.

p) Es sind Tonnen, welche auf dem Wasser schwimmen, um die Sandbänke, zwischen welchen man aus dem Texel laufen muß, zu bemerken.

Graaf 1668.

welche zu Graafs Zeiten die Namen Prinzen, und Graf Moriz Quartier führeten. Jed- wedem wird sein Amt und seine Verrichtung angewiesen. Die Namen schreibt man in zwo Reihen unter einander, setzet eines jeden Verrichtung, Quartier und Wachtstunde dazu, und heftet das Verzeichniß an den Bezaanmast. Die Wachtstunde nennet man die Vier- thelswache. Prinzenquartier hat die erste Vierthelswache, Graf Morizenquartier die an- dere. Der Schiffsprofoß rufet auf die Wache. Sie währet vier Stunden. Das Ru- fen geschieht vor dem großen Maste, und wird derjenige scharf gestraft, welcher trunken aufzieht. Die Sanduhren laufen eine halbe Stunde, und stehen allezeit vor jedermanns Gesichte. Ist die erste ausgelaufen: so thut man einen Klockenstreich, ist es die andere, zween Streiche, und so fort, immer einen Streich mehr, bis an die achte, mit welcher die vier Stunden zu Ende sind: hierauf löset das zweyte Quartier ab.

Die Soldaten, welche nach Indien gehen, sind von der Wache am großen Maste befreyet, aber auf der Rückreise müssen sie eben so wohl aufziehen, als die Matrosen, wo- fern sie nicht funfzehn bis zwanzig Reichsthaler dafür bezahlen. Giebt es viele Kranke am Borde: so vertheilet man die Gesunden, und die Wache kömmt desto öfter an einen. Die Nachläßigkeit bey dieser wichtigen Verrichtung, wird durch hundert Streiche mit ei- nem Taue bestraft. Wer das Morgen- oder Abendgebeth versäumet, der wird seines An- theils Brandtewein oder Wein verlustig. Nach dem Gebethe singt man einen Psalm, und die Gesellschaft beschenket zu diesem Ende jeden mit einem holländischen Psalter q).

Es ist bey schwerer Strafe verbothen, des Nachts Taback zu rauchen, weil man im Finstern gar leicht einem Hangbette mit dem Feuer zu nahe kommen kann. Aber bey Ta- windet man zehn oder zwölf Klafter Lunten um einen Stock, der auf dem Ueberlaufe steht, damit jeder seine Pfeife dabey anstecken kann.

Alle Tage wird dreymal gespeiset; erstlich nach dem Morgengebethe, da jeder Ma- trose etwa ein Kelchglas voll Brandtwein bekömmt. Alle Sonnabende bekömmt jeder für Pfund Zwieback, ein gewisses kleines Maaß voll Baumöl, zweymal so viel Essig, und ein halb Pfund Butter. Mehr wird von einem Sonnabende zum andern nicht ausgetheilt, hingegen aber zwischen dieser Zeit für drey Mahlzeiten Fleisch und Speck. Das Fleisch ist meistens eingesalzen, und kein sonderliches Leckerbißchen, schwindet auch im Kochen um ein Drittel. So lange man noch an der holländischen Küste ist: so trinkt man Bier, oder man trinket vielmehr so lange was im Fasse ist. Hernach bekömmt man alle Tage eine Kanne Wasser, woran ein Mann gemeiniglich genug hat. Aber wenn man näher gegen Indien kömmt: oder nach einem weit entlegenen Handelsitze geschicket wird: so bricht man allmählich am Wasser ab; ja es wird selbiges gar oft so knapp, daß ein Matrose lieber hun- dert Gulden, als sein Antheil Wasser missen würde r).

Das holländische Schiffsrecht ist ungemein scharf. Weil das Messerschneiden stark im Schwange geht: so muß derjenige, der sich damit balget, die Hand an den Mast- baum halten, worauf sie ihm mit einem Messer durch das Fleisch an den Fingern, oder wenn er es gar zu grob gemachet hat, durch den Daumen an den Mast gespießet wird, hernach mag er sie selbst wegziehen. Wer einen Officier schlägt, wird dreymal unter dem Schiffe durchgezogen, wenn er es zur See gethan hat: wenn es aber auf dem Lande geschehen, verliert er die Hand. Bey dem Durchziehen kann er leicht das Leben verlieren, im Falle

q) A. d. 4 S. r) A. d. 5 S.

Graaf 1668.

mit dem Kopfe an den Kiel, oder an einiges Eisenwerk stößt. Doch hängt man ihm schwere Steine an die Füße, bindet ihm auch einen Schwamm voll Oel an den Arm, damit er Athem holen kann. Weil man nun weis, wie tief das Schiff im Wasser geht: so läßt man ihn dreymal nach einander etwas tiefer untertauchen, und zieht ihn durch Seile eben so oft auf der andern Seite wieder heraus s).

Alle Spiele, ausgenommen auf dem Brette und bey Tage, sind scharf verbothen, und wird das Karten- und Würfelspielen ohne Gnade bestrafet. Geht die Reise nach Indien: so übet man die Soldaten fleißig in den Waffen. Dreymal im Jahre gehen die holländischen Flotten ab, und um solche Zeit wird auch geworben. Wenn ein Soldat nach Batavia kömmt: so kann er seine erste Capitulation aufheben, und eine neue bekommen, nämlich zehn Jahre in einer andern holländischen Pflanzstadt zu dienen. Es läuft aber damit auf eines hinaus; denn er darf weder Handlung treiben, noch den Ort wählen, da er gern seyn möchte. Man schicket ihn etwa nach den moluckischen Inseln, oder in eine andere eben so ungesunde Festung; und wenn er ohne Erlaubniß da weggeht, so ist die geringste Strafe für ihn, der Verlust seiner Habseligkeit. Man nimmt auf fünf Jahre Dienste bey der Gesellschaft. Wer zur See dienet, hat zwar größere Arbeit, und wird weniger geachtet: er findet aber sonst mehr Vortheil dabey. Selten schwingt man sich empor, es sey denn, daß man irgend eine besondere Geschicklichkeit besitze, als zum Beyspiele, eine gute Hand schreibe, diese oder jene Handlung wohl verstehe, oder sich mächtige Freunde mache. Man darf sich um so viel weniger wundern, daß es so schwer mit der Beförderung zugehe, wenn es wahr ist, was Graaf saget, nämlich daß dreymal mehr Leute, als man nöthig hat, für Soldaten nach Indien gehen wollen, und daß man öfters nur diejenigen auswählet, welche die beste Empfehlung mitbringen. Uebrigens mag man so geschickt seyn, als man will, so wird man doch für nichts anders, als für einen gemeinen Soldaten, mit vier Thaler monatlichen Sold, und der Kost angenommen. Letztere ist eben so schlecht, wenn man in Besatzung liegt, als auf dem Schiffe. Sie besteht anstatt des Commißbrodtes, in dreyßig Pfund rohem Reiße, und in zwölf und einen halben Stüber an Gelde. Die Hälfte des Soldes wird jährlich zweymal ausgezahlet, obgleich nicht an Münze, sondern an Geräthe oder Waaren, die man hoch genug anschlägt. Die andere Hälfte läuft fort, und wird erst nach geendigtem Dienste, das ist, nach der Rückkunft in Holland ausgezahlet t). Die Festungen, darinnen die Gesellschaft Besatzung unterhält, sind mit Ausnahme der auf Coromandel liegenden Plätze, ingleichen der Stadt Batavia und einiger andern Orte, so ungesund, daß oft die besten Leute aus Verdruß über das elende Leben, dabey man nicht einmal die geringste Hoffnung zur Beförderung hat, in Verzweiflung fallen.

Graaf gedenket dieses Elendes nur aus Mitleiden; keinesweges aber aus Erfahrung. Denn die Wundarzeney steht zur See und in allen indianischen Handelsorten, in größter Hochachtung. Wer sie versteht, der wird auf das beste gehalten, und allezeit vorgezogen, ja er kann wohl gar ein großes Glück machen, wofern er anders bey seiner Geschicklichkeit auch eine gute Aufführung blicken läßt. Der Verfasser giebt es öfter als einmal zu verstehen, daß es ihm weder an einem noch an dem andern gefehlet.

s) Ebendas.

t) Graafs erste Reise, a. d. 7 und vorherg. S.

Graaf 1668.

Der I Abschnitt.

Graafs Begebenheiten.

Abreise des Verfassers, Ankunft zu Batavia, und Reise nach Bengalen. Allgemeine Musterung zu Batavia. Den Mogol überfällt die Gottesfurcht. Handelsplatz Ugly. Graaf geht nach Cassambar. Was man ihm aufträgt. Stadt Moxedabat. Beschreibung von Raschi Mohol. Pallast des Schah Susa. Spitze Borregangel. Gingiparsaat. Spitze Patrigatti. Höhlen der Fackirs. Vierte Spitze des Ganges. Gorgat, alter Pallast. Graaf kömmt nach Monghero, wird angehalten, und befraget; in ein Spitzbubenloch gesteckt. Zweytes Verhör. Er bekömmt ein anderes Gefängniß. Drittes Verhör. Graaf kömmt in großes Ansehen. Wie er sich an dem Statthalter rächet. Beschreibung von Mongher. Graafs Weg von Mongher nach Patna. Pallast des Sestakaus. Beschreibung der Stadt Patna. Graaf reiset nach Soepra. Berühmte Moschee zu Monera und ihr Ursprung. Ihre Beschreibung. Waarenlager zu Soepra.

Des Verfassers Abreise. Ankunft zu Batavia, und Reise nach Bengalen.

Graaf gieng im Jahre 1668 zum drittenmal in der Gesellschaft Dienste, auf dem Schiffe der junge Prinz genannt, welches der Kammer von Hoorn zugehörete, und den 14ten des Christmonates aus dem Texel lief. Auf seiner Reise bis nach Batavia begegnete ihm nichts merkwürdiges, als der Tod seines Sohnes, welcher, ungeachtet aller angewandten Sorgfalt am hitzigen Fieber starb, und kein anderes als ein auf der See übliches Begräbniß bekam. Zwar mag es einem Vater schwer ankommen, dasselbe zu sehen; gleichwohl sollte es ihm bey mehrerer Ueberlegung gleichgültig dünken, ob sein Sohn den Würmern oder den Fischen zur Speise diene *u*).

1669.

Allgemeine Musterung zu Batavia.

Als er nach Batavia kam: so sah er eine Handlung, welche der Gesellschaft wegen der guten Ordnung, die sie auf ihren Handelsplätzen unterhält, billig zur Ehre gereichet. Die ganze batavische Bürgerschaft, alle Soldaten und Officier, alle Schiffer, Steuerleute, Schreiber, Krankentröster und Wundärzte aus den Schiffen, die auf der Rhede lagen, mit einem Worte, alle in dieser Pflanzstadt befindliche Europäer, mußten vor dem Befehlshaber und den Räthen von Indien auf der Abdachung des verdeckten Weges durch die Musterung gehen. Graaf meldet nicht, wie hoch die Anzahl sich belaufen. Bald darauf wurde er nebst andern zur Reise nach Bengalen ernennet. Unterweges besichtigte er einige holländische Häfen auf Ceylan, nebst der Festung Paliacat, auf Coromandel. Von da gieng er nach der Insel Gale an der Mündung des Ganges; schiffete, des reißenden Stromes ungeachtet, selbigem glücklich entgegen, und kam den 9ten des Weinmonates vor dem holländischen Handelsplatze Ugly vor Anker *x*).

Den Mogol überfällt die Gottesfurcht.

Indem er daselbst einige Monate lang mit Ausübung seiner Kunst beschäfftiget war: so überfiel den großen Mogol ein besonderer Eifer für die muhammedanische Lehre, also daß er in selbiger ganzen Gegend ernstliche Befehle gegen die Abgötterey ergehen ließ. Die Pagoden wurden zugemauert. Man verminderte die Abgaben der Muhammedaner, und legte im Gegentheile den Heiden neue auf. Zu gleicher Zeit schickte er große Allmosen nach Mekka, und befahl, alle Hurenhäuser abzuschaffen. Es bemerket aber Graaf, weil der Herr selbst ein sehr unordentliches Leben in seinem Pallaste führete: so habe sein Beyspiel größere Kraft gehabt, das Reich der Laster blühend zu erhalten, als seine Befehle, das Reich der Tugend aufzurichten.

u) Dritte Reise, a. d. 40 S.
x) A. d. 43 und vorherg. S.
y) Graaf, a. d. 46 S.
z) Ebendas.

Die Gegend um **Ugly** ist sehr angenehm, ja eine der fruchtbaresten in ganz Asien. Graaf reisete den 9ten des Brachmonates, auf Befehl des Obervorstehers nach dem Waarenlager zu **Cassambar**. Indem er dergestalt dem Strome entgegen schiffete: so sah er unterschiedliche Flecken, als zum Beyspiele, **Nata**, **Trippina**, **Amboa**, **Nedia**, **Lallamatti** und **Sedebat** an seinem Wege liegen. Als er den 14ten nach **Cassambar** kam: so mußte er, kraft eines neuen Befehls noch weiter, und bis nach **Patna** gehen, um wo möglich, dem dasigen Vorsteher **Jacob Sanderus**, der seit langer Zeit ein sieches Leben führete, zur Gesundheit zu verhelfen. Indem auch die Wundarzeney keinesweges die einige Geschicklichkeit war, die er besaß: so trug man ihm auf, alle Schlösser, Städte und ansehnliche Palläste, die er unterweges antreffen würde, in Grundrisse zu bringen. Um ihn ein größeres Ansehen zu verschaffen, und dadurch die Ausführung dieses Unternehmens zu erleichtern, rüstete man eine leichte Barke für ihn aus, setzte ein sehr bequemes Zelt hinein, gab ihm zwölf Ruderknechte mit, imgleichen zween Bedienten, einen Koch, einen Dollmetscher und einen jungen Menschen von achtzehn Jahren, Namens **Cornelis van Vosterhof**, der zu **Patna** bleiben sollte, auf der Reise aber seinen Schreiber vorstellete y).

Graaf 1669.

Handelsplatz Ugly.

Graaf geht nach Cassambar.

Was man ihm aufträgt.

Diese Zurüstungen verzögerten seine Abreise bis auf den 10ten des Herbstmonates. Die ersten Tage seiner Schiffahrt zeigten ihm nichts, als schlechte Dörfer. Hingegen fand er eine bessere Augenweide, als er nach **Moxedabat** kam, welches eine ziemlich große Stadt und durch die Handlung wohl angebauet worden ist. Zwar hat sie keine Mauern, doch aber einen schönen Marktplatz, welcher von Gewölbern, die auf Säulen ruhen, eingefaßt wird. Des Statthalters Haus ist nicht nur prächtig gebauet, sondern auch mit einem ungemein anmuthigen Garten gezieret, der am kleinen Ganges, das ist, an einem Arme des großen liegt. Uebrigens wimmelt **Moxedabat** von Leuten, und die Einwohner treiben starke Handlung mit Seide und allerley Zeugen z).

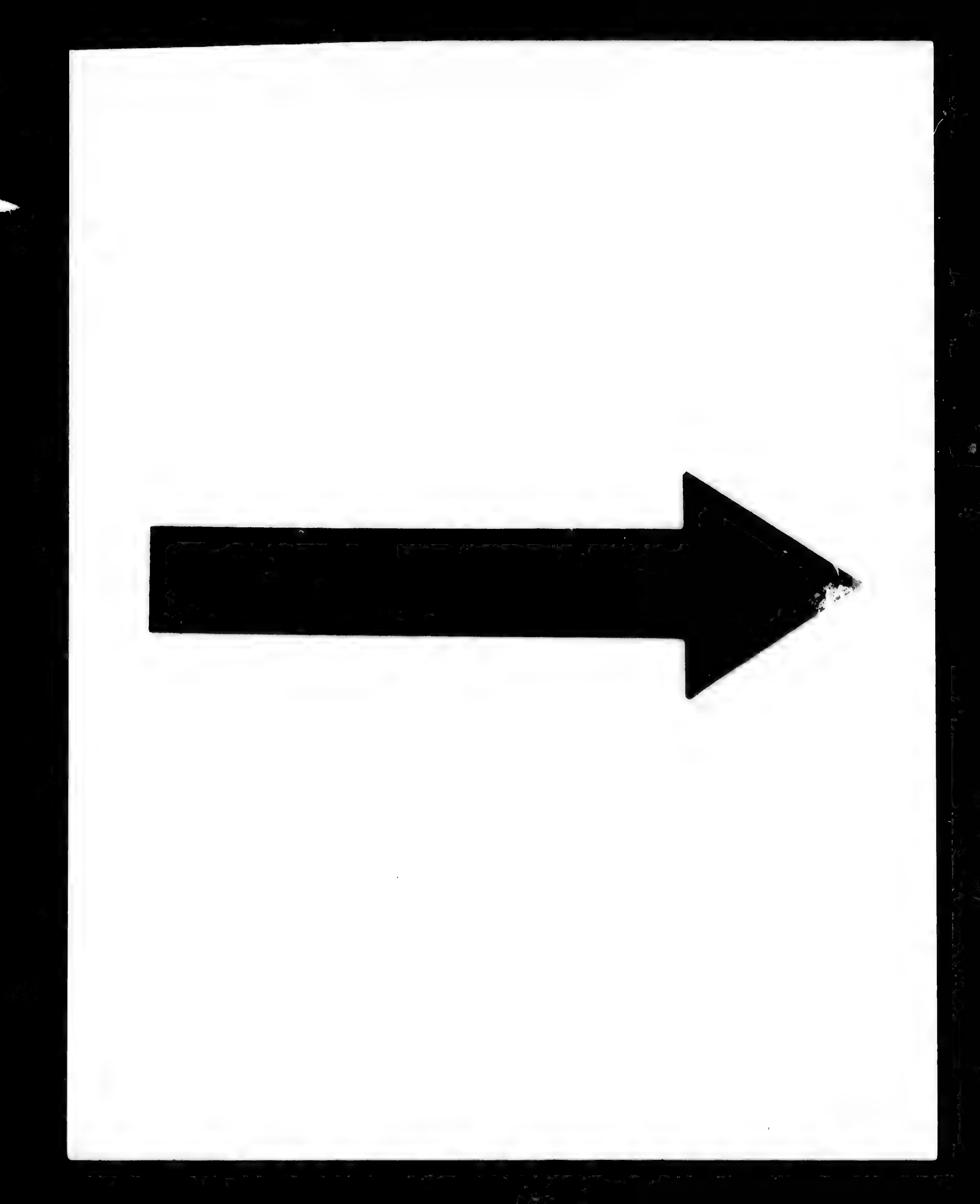
Stadt Moxedabat.

Graaf sah sodann noch einige Flecken und viele Dörfer am Ufer des Ganges, ehe er nach **Raschi Mohol** kam, eine Stadt, die durch ihre Größe nicht weniger ansehnlich wird, als durch die Menge ihrer Waaren. Als er ans Land getreten war: so wurde er nach dem Hofe des **Cappado Moselem** geführet, welcher beständig viele Gewogenheit gegen die Holländer blicken ließ, und auch diesesmal gar gern erlaubte, daß er die Stadt und den Pallast des Prinzen **Schah Susa** abzeichnen durfte.

Raschi Mohol liegt am Ganges, ist auch nur auf dieser Seite befestiget. Der Strom ist hier ungemein breit, und theilet sich in einige Arme, oder eben so viel kleine Flüsse. Die Stadt zeiget viele ansehnliche Gebäude, Moscheen für die Muhammedaner, Pagoden für die Heiden, einen sehr wohl angebaueten Marktplatz, und auf der Seite gegen den Ganges einen schönen Pallast, mit einem weitläuftigen Hauptgebäude für das Frauenzimmer. Am Ende der Stadt, gegen dem Gebirge, sieht man noch die verfallenen Mauern des ehemaligen Schlosses, und der alten Stadt. Zu **Raschi Mohol** wird das bengalische Silber fein gemacht, und zu Rupien vermünzet. Die Holländer haben nur ein Lagerhaus, aber von schlechter Wichtigkeit da. Hinter selbigem liegt der Pallast und Garten des Prinzen **Schah Susa**, eines Bruders vom **Orangzeb**, welcher damals den indostani-

Beschreibung von Raschi Mohol.

z) Der Verfasser saget nicht, an welcher Seite des Stromes, auch ist zu bedauren, daß er bey dieser merkwürdigen Reise, die Entfernung der Orte nicht bemerket.



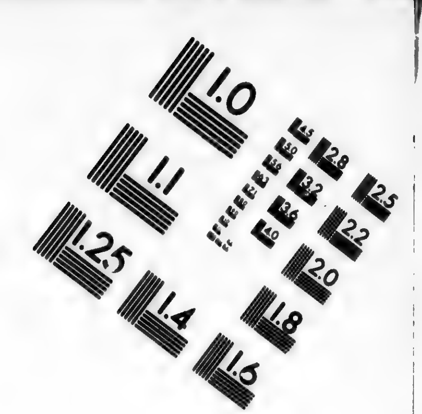
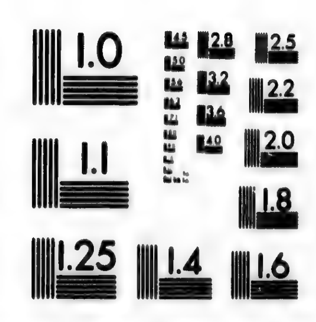


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Graaf 1669.

dostanischen Thron besaß. Es stehen auch noch mehrere Gebäude da, die aber im letzten Kriege meistentheils verwüstet worden. Graaf zeichnete den Pallast ab, so weit als er sich erstreckte, das ist, so wohl die Gebäude, als die Gärten, und wir fügen seinen Abriß hier mit bey b).

Pallast des Schah-Susa.

Der Garten ist überhaupt ein beynahe vollkommenes Viereck. Zwo Seiten liegen am Flusse, und zwo am Felde. Jedwede hat ungefähr fünf hundert Schritte in die Länge. Der ganze Platz wird von einer Mauer, welche mit vielen sehr artig angegebenen Thürmen gezieret ist, umfangen, und durch andere ungemein hohe und dicke Mauren in fünf Abschnitte getheilet. Jedweder Abschnitt hat seine Gebäude, mit vielen gut angelegten Zimmern, Gewölbern und Bogenstellungen; einige sind gemalet und vergoldet, andere mit Schnitzwerke gezieret, sämmtlich aber ruhen sie auf starken theils runden, theils achteckichten Säulen, von Holze, Steinen, oder Kupfer. Jeder Garten hat sein Springwasser, welches durch kreuzweise über einander gehende und künstlich angelegte Röhren läuft. Die Wasserbecken sind von Marmor und Alabaster, oder blauem und weißem Steine, auch meistens mit marmornen oder metallenen Bildnissen von mancherley Thieren gezieret. Mit einem Worte, in diesem Lande ist dieser Garten ein Wunderwerk, man würde ihn aber auch in jedwedem andern für schön halten c).

Spitze Borregangel.

Nachdem Graaf acht Tage mit Besichtigung des Pallastes und der Gärten zugebracht hatte: so stieg er wieder in seine Barke, die ihn an die Spitze **Borregangel** führete, welche ihren Namen daher hat, weil sie die Vorspitze von einem Berge ist, der sich bis in den großen Ganges hinein erstrecket. Er ist ganz mit Bäumen bewachsen. Unten steht ein kleines Dorf mit einer Caravansera für die Reisenden.

Gingiparsaat.

Ueber **Borregangel** fuhr der Verfasser viele Dörfer vorbey. Man zeigte ihm unter andern **Gingiparsaat**, das wegen seiner vielen Grobschmiede und Zimmerleute berufen ist. Man bauet daselbst allerley Fahrzeuge. Nachgehends kamen ihm noch andere Plätze zu Gesichte, als **Rampur**, **Thiena**, **Schagarnatpur**, **Siabatpur**, **Katjoka** und **Goerassi**, wornach er die zweyte Gebirgspitze, Namens **Panthi**, antraf, welche gleich der ersten bis an das Gestade des Ganges sich erstrecket. Auf dem Gipfel dieser Spitze, steht ein mit Mauern umschlossenes Grab eines Muhammedaners, nebst einem Dörfchen und einigen Gärten. Unten, und recht auf dem Gestade des Flusses, steht ein großer Tamarindenbaum, gleichfalls mit einer Mauer umgeben, die von ferne einem Bollwerke gleicht. An der andern Seite des Ganges erblicket man das Dorf **Laigola** nebst einem verfallenen Garten.

Spitze Patrigatti.

Indem Graaf seine Reise immer weiter gegen den Strom fortsetzte: so sah er an beyden Ufern einige Flecken und Dörfer, endlich aber die dritte Spitze des Gebirges, welche den Namen **Patrigatti** führet. Sie ist ein bloßer steiler Felsen, der sich von dem Gipfel des Berges bis in den Fluß hinein erstrecket. Unten hat man mit großer Mühe eine Mo- schee auf ihm gebauet, und mit einer weißen Mauer eingeschlossen. Nicht weit davon ste- he-

b) Weil die Erklärung der Buchstaben allzuviel Platz im Kupferstiche wegnehmen würde: so wollen wir sie an diesem Orte beybringen.

A Gebäude an der hintern Mauer, wo die Wasserkünste sind, nebst dem Sammelkasten, daraus man die Springwasser versorget.

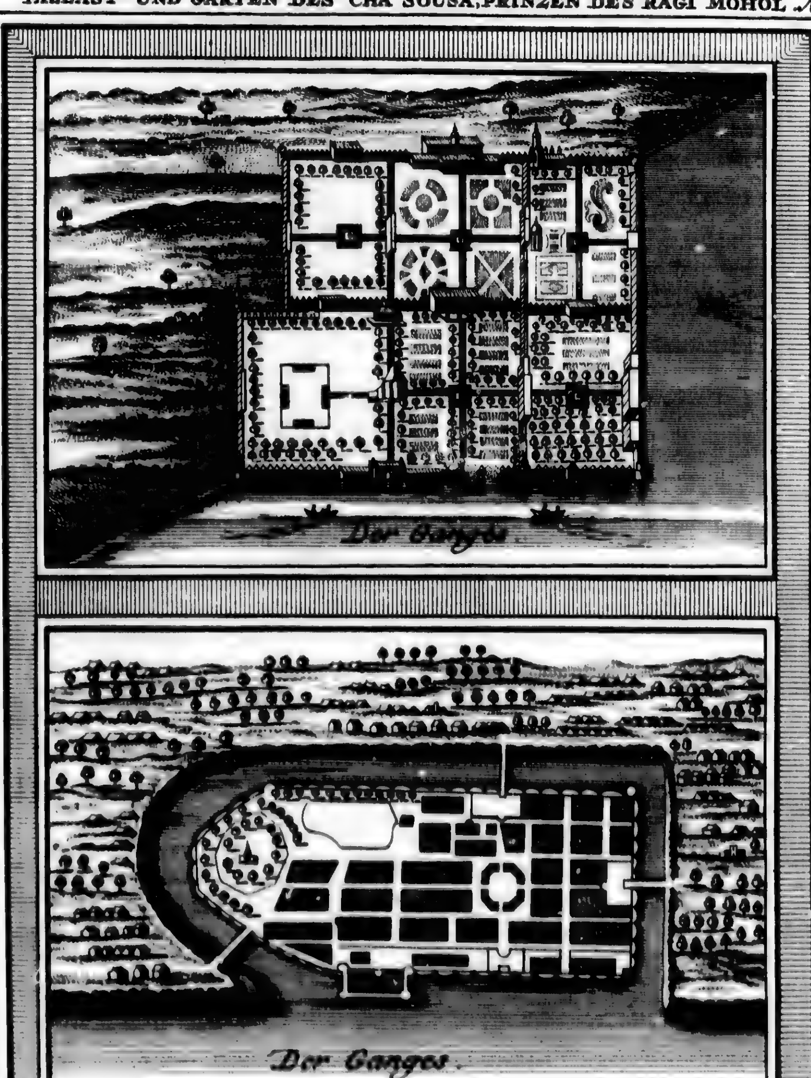
B Achteckichter Thurm, von welchem der Prinz die Elephanten kämpfen sieht.

C Bad mit drey Thürmen, welches von niem- den als dem Prinzen gebrauchet wird.

D Große Säle mit Springwassern, die an d- mittlere Mauer stoßen.

E Saal zum Sallam, das ist, großes Gew- wo er Gehör giebt.

PALLAST UND GARTEN DES CHA SOUSA, PRINZEN DES RAGI MOHOL N.o 24.



GRUNDRISS VON DER STADT MONGHER.

Tom. X. B

hen einige Bäume
aufhalten. Graaf
besichtigen, worau
fand, die er aber nic
unterirrdischer Gän
saß einer ganz allein
unter vielem Gemur
und seinen Leuten in
vielleicht dieses beha
Weiter hinau
oder Schehanguir
Entfernung von selb
nen. Unten an der
eine Moschee: auf d
würdigste bey dieser
ferneter Felsen, in Ge
te, und oben zwey tau
ersteiglich; inwendig
Berge bey Gibralta
auf diesem Felsen, st
Auf dem Gipfel sind e
und dem Felsen, geh
aufschwillet, daß man
Graaf zur Lust bis na
te den alten verfallen
welchem die vierte Sp
Kriege meisten zerstö
Größe an den übrigg
wundern. Gorgat ist
geht daselbst auf einer
te ein achteckigter Thu
dert Schritte in die
Sie scheint auch wirkli
fuhr die Dörfer Katt
und erreichte endlich ei
Diese gefiel ihm
Steine umgeben, hatt

Wohnung des Frauenzi
und das holländische H
Große Plätze mit B
welchen Cabinette angele
Großer Teich, darein
nen Stufen steigt.
Sammelkasten, worau

hen einige Bäume, und zwischen ihnen eine Pagode, darinnen sich aber nur einige Fackirs aufhalten. Graaf konnte sich nicht entbrechen, einige Felsen von unterschiedlicher Größe zu besichtigen, worauf er zu seiner größten Verwunderung allerley Figuren und Buchstaben fand, die er aber nicht lesen konnte. Er bemerkte, daß der Berg mit einer Menge Höhlen oder unterirrdischer Gänge durchgraben war. In einigen wohneten Fackirs. Unter andern saß einer ganz allein in einer Höhle, bethete sehr andächtig, und opferte Bluhmen, die er unter vielem Gemurmel mit Wasser besprengete. Er ließ sich auf keine Weise von Graafen und seinen Leuten in seinem Gebethe stören, noch bewegen, das geringste Wort zu sprechen, und vielleicht dieses beharrliche Stillschweigen zu einem Stücke seines Gottesdienstes machte *d*).

Graaf 1669.

Höhlen der Fackirs.

Weiter hinauf kam der Verfasser zu der vierten Spitze, Namens **Schangira**, oder **Schehanguir**. Er meldet aber nur, sie sehe den vorigen sehr ähnlich, ohne ihrer Entfernung von selbigen, so wenig als irgend einer andern Entlegenheit der Orte zu erwähnen. Unten an der Klippe stehen einige Wohnungen und Gärten, und nahe am Gipfel eine Moschee: auf der andern Seite des Flusses einige elende Hütten. Doch das merkwürdigste bey dieser Spitze, ist ein großer und vom Gestade etwa fünfhundert Schritte weit entferneter Felsen, in Gestalt eines halben Zirkels. Unten hat er sechs hundert Fuß im Durchschnitte, und oben zwey tausend. Auf der Seite gegen den Fluß ist er vollkommen steil, und ganz unersteiglich; inwendig aber ist er eben genug. Der Verfasser vergleicht ihn mit dem Berge bey **Gibraltar**, den er in seiner Jugend gesehen hatte. Sechzig Schritte hoch auf diesem Felsen, steht eine Pagode mit einer Ringmauer, wozu man auf Stufen steigt. Auf dem Gipfel sind einige Herbergen für Pilgrimme. Zwischen der Spitze **Schangira** und dem Felsen, geht der Strom dermaßen ungestüm, absonderlich wenn er vom Regen ausschwillet, daß man ohne Gefahr nicht darüber kommen kann. Von diesem Orte gieng Graaf zur Lust bis nach **Gorgat**. Es ist ein sehr anmuthiger Spazierweg. Er besichtigte den alten verfallenen Pallast des **Schehangirs**, Großvaters von **Orangzeb**, von welchem die vierte Spitze den Namen hat. Obgleich das Gebäude bey dem innerlichen Kriege meistens zerstöret worden: so muß man doch die prächtigen Spuren seiner ehemaligen Größe an den übriggebliebenen Mauern, Bogenstellungen und Säulen, noch jetzo bewundern. Gorgat ist ein großes Dorf, zwo französische Meilen von **Schangira**. Man geht daselbst auf einer Brücke von acht Schwibbogen über den Fluß, und ist auf jeder Seite ein achteckigter Thurm zu ihrer Vertheidigung angelegt. Sie hat wenigstens drey hundert Schritte in die Länge, und wird für ein Werk des großen **Tamerlans** gehalten. Sie scheint auch wirklich sehr alt zu seyn. **Graaf** setzte sich hier wieder in seine Barke, fuhr die Dörfer **Rattai**, **Goll**, **Rillupar**, **Haelpur**, **Manci**, **Hermincora** vorbey, und erreichte endlich eine große Stadt, Namens **Mongher**.

Vierte Spitze des Ganges.

Gorgat, alter Pallast des Schehangirs.

Graaf kömmt nach Mongher.

Diese gefiel ihm ungemein wohl; denn sie war mit einer Ringmauer von weißem Steine umgeben, hatte schöne Schlösser, Moscheen und andere Gebäude, die man schon auf

Wohnung des Frauenzimmers, gegen die Stadt und das holländische Haus.

Große Plätze mit Bäumen besetzet, zwischen welchen Cabinete angelegt sind.

Großer Teich, darein man auf vier steinernen Stufen steigt.

Sammelkasten, woraus das Wasser in Röhren kreuzweise durch den ganzen Garten geführet wird.

K Mittelgarten. Ist um zehn Schuhe höher, als die andern, unten gewölbet, und voll Wasserröhren.

c) Ebendas. a. d. 49 S.

d) Ebendas. a. d. 50 S.

Graaf 1669.

auf dem Flusse erblicken konnte. Er beschloß demnach einen Riß von ihr aufzunehmen. Damit stieg er nebst seinem Schreiber und zween Bedienten ans Land, und gieng um den Graben herum. **Mongher** stellet beynahe einen Bogen vor, und der Ganges die Sehne dazu. **Graaf** zählete also im Gehen die Schritte von einer Spitze des Bogens bis zur andern, und fand zwölf tausend fünf hundert Schritte, die er des Obervorstehers Befehl zu Folge auf ein Papier schrieb, auch die Zahl der Thore und Rundelen, nebst ihrer Weite von einander, und was er sonst angemerket hatte, mit darzu setzte. Ungeachtet er aber alle Vorsichtigkeit gebrauchte: so erblickte ihn doch die Wache an einem Stadtthore auf der Landseite. Diese gieng ihm nach, und nahm ihn gefangen. Seine Barke, die in einiger Entfernung von der Stadt stille hielt, wurde gleichfalls durch einige Soldaten angehalten.

Wird angehalten, und vor den Statthalter geführet.

Man führete ihn vor den Statthalter, dessen Pallast nicht weit von besagtem Thore an einem großen Teiche und unweit der Hauptmoschee stund. Er war mit funfzehn Thürmen gezieret. Der Statthalter, Namens **Misa Mahamet**, war ein Mohr von großer Leibesgestalt und stolzem Wesen. Er saß in prächtiger Kleidung auf einem kostbaren Teppiche unter einem Himmel, und hatte seine Räthe um sich. Neben ihm stunden zwo Schachteln, eine für den Taback, die andere für den Betel. Er warf einen ernstlichen Blick auf die beyden Holländer, und hieß sie vor dem Teppiche niedersitzen. Sodann betrachtete er sie noch eine ziemliche Weile. Endlich fragte er mit Ungestüme, was sie für Landesleute wären, woher sie kämen, und was sie an der Stadtmauer zu suchen hätten?

Er wird befraget.

Ihre Antwort war: sie wären Holländer; würden von ihrer Herrschaft nach **Patna** geschickt, und wären deswegen aus ihrer Barke gestiegen, um Lebensmittel zu kaufen. Aber warum liefet ihr denn um die ganze Stadt herum, und gabet so genau auf alle Basteyen und Thore Achtung, fragte der trotzige Indianer weiter? Was hattet ihr für Absichten dabey, und was schriebet ihr auf? Zugleich befahl er, das Papier herzugeben. Allein, Graaf steckte das rechte Papier unvermerkt in den Busen, und reichte ihm dafür ein anderes hin, daran nichts gelegen war. Gleichwohl wurde er ausgesuchet, und ein Zirkel nebst einem Quadranten bey ihm gefunden. Doch nach langem Beschauen gab man ihm beydes wieder, weil kein Mensch begreifen konnte, was damit anzufangen wäre. Hierauf bath er um Erlaubniß, seine Reise nach Patna fortzusetzen. Allein, er bekam zur Antwort, er müßte heute zu Mongher schlafen, und werde man ihn benebst seiner Barke schon in gute Sicherheit bringen. Als nun die Rathsversammlung mit anbrechendem Abend auseinander gieng: so stieß man sie alle beyde in ein Stankloch, das kein anderes Licht, als von einer Lampe bekam. Hier saßen sie nun in Gesellschaft der Diebe und Mörder, die ihren Lohn nächstens empfangen sollten e).

Wird in ein Spitzbubenloch gesteckt.

Zweytes Verhör.

Den folgenden Mittag wurden sie von einigen Soldaten abermals vor den Statthalter geführet. Er fragte, was Holland für ein Land wäre, wem es gehörete? was für einen Glauben sie hätten, und ob sie nicht an den Propheten Mahomet glaubten? Sie gaben durch den Dollmetscher zur Antwort: Holland wäre reich und mächtig, voll großer Städte und schöner Dörfer, triebe ungemeine Handlung, und verschickte ohne Unterlaß eine große Menge Schiffe in alle Theile der Welt; es würde von den Generalstaaten regieret, und man glaubte daselbst an den Sohn Gottes und Weltheiland Jesum Christum. „Was? fing der Statthalter an, ihr glaubet nicht an den Propheten Mahomet? Ich dachte es wohl!

e) Ebendas. a. d. 53 S.

f) A. d. 56 S. Man sehe die Geschichte des Sevagi

wohl! Ihr seyd demnach ärger, als diese Hunde, und zeigte damit auf seine Leibwache, die aus Landeseingebohrnen Heiden bestund. Nach einigen andern Reden bath Graaf von neuem, er möchte sie immerhin in ihrem Schiffchen weiter fahren lassen, weil sie unverschiebliche Geschäffte zu **Patna** hätten, und der junge Mensch in dem häßlichen Loche krank geworden wäre. Doch er bekam die tröstliche Antwort, wenn sie beyde stürben, so würde man sie in den Ganges werfen, damit sie wieder nach Bengalen kämen, wo sie nach ihrem Vorgeben ausgereiset wären. Sogleich sperrete man sie in ein anderes Gefängniß, dem vorigen gegen über, und nicht weit vom Kirchhofe der Moschee. Es war eine viereckichte Capelle, etwa vier Schritte weit. Die Mauer war drey Fuß dick, und die Thüre zween Schuhe breit. Statt der Fenster waren zwey mit eisernen Stäben verwahrete Löcher durchgebrochen. Das Dach war rund, und hatte die Gestalt einer Klocke. Rings um dieses kleine Gebäude sah man nichts als Gräber. Beyde Holländer wurden Tag und Nacht durch einige mit Bogen, Schild und Schwerdt bewaffnete Soldaten bewachet. Doch durften ihre Bedienten zu ihnen kommen, und alles benöthigte für sie einkaufen. Es kam eine große Menge Leute an die beyden Luftlöcher, um sie zu beschauen. Einige bezeigten ihr Mitleiden. Andere schimpften sie für Hunde, Spione und Verräther, die das Land in Unglück stürzen wollten. Graaf bekam anfänglich Erlaubniß, nach **Raschi Mohol**, **Cassambar**, und **Patna** zu schreiben, aber nachgehends hub man diese Begünstigung wieder auf.

Graaf 1669.

Bekömmt ein anderes Gefängniß.

Nach einigen Tagen mußte er wiederum vor Gerichte erscheinen, doch ohne den Schreiber, indem solcher unpäßlich war, auch seiner Jugend wegen, ohnehin keine Verantwortung bedurfte. Graaf allein mußte gesündiget haben; denn er hatte die Stadt nicht nur sehr genau betrachtet, sondern auch seine Beobachtungen aufgezeichnet, und das hatte man gesehen. Man fragte, wer ihm erlaubt habe, nach **Mongber** zu kommen, die „Stadt auf allen Seiten zu beschauen, und die Mauer zu betrachten? ob er nicht wisse, „daß es eine Gränzstadt sey, die ein Ausländer nicht einmal kühnlich ansehen dürfe? Die„ses wäre der Befehl des großen Mogols, folglich wären wir in seine Ungnade gefallen, „und hätten es wohl verdienet, daß man es uns eben also machte, wie jener **Nabab** vor „kurzem einem andern **Timideor**, den er auf ein Brett binden, und mitten entzwey sägen „lassen. Ihr gebet euch für Holländer aus, fuhr er fort: allein wir haben unser Lebtage „von dergleichen Leuten nicht das geringste gehöret; ihr seyd schelmische Portugiesen und „Spitzbuben, die der Erzrebell **Sevagi** abgeschickt hat, unsere Stadt auszukundschaften, „damit er unvermuthet kommen und sie ausplündern könnte f). Graaf rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld an, aber umsonst! Man drohete ihm bald mit hängen, bald mit an einem Baum binden und todt schießen. Endlich wurde er wieder ins Gefängniß geführet, schärfer als zuvor bewachet, und vom Pöbel ärger, als jemalen, ausgeschimpft. Gleichwohl konnte er nicht glauben, daß man ihm das Leben nehmen werde, ohne genauere Kundschaft von seiner Reise einzuziehen, und des großen Mogols Befehl abzuwarten. Der Schreiber hingegen dachte alle Augenblicke, jetzt, jetzt, werde man ihn zum Galgen abholen, und Graaf hatte genug an ihm zu trösten g).

Drittes Verhör.

Endlich als der Kummer am höchsten gestiegen war: so überbrachten ihnen ihre Bedienten ein Schreiben vom Vorsteher zu **Ugly**, **Jacob Verburg**, woraus sie guten Trost

Eeee 2 schöpfeten.

Sevagi in des Estra Reisebeschreibung.

g) Ebendas. a. d. 57 S.

Graaf 1669.

schöpfeten. Der Inhalt war, man habe auf dem Handelsplatze ihr Unglück erfahren, und ihrentwegen an den Nabab zu Patna geschrieben, werde auch sonst nichts zu ihrer Befreyung dienliches unterlassen. Sie möchten nur nicht verzagen. Den folgenden Tag lief ein Schreiben gleiches Inhalts vom Oberkaufmanne zu Soepra ein. Vier Tage hernach bekam der Statthalter zu **Mongher** selbst einen gemessenen Befehl vom großen Nabab zu Patna, ihm die beyden gefänglich angehaltenen Holländer zuzuschicken. Nun vermeyneten sie schon ihre Freyheit zu haben: allein der Statthalter wußte wohl, wie er sie länger aufhalten sollte; denn er sagte, er habe an den Hof nach Agra geschrieben, müsse folglich die Antwort des Mogols abwarten. Doch unterstund er sich nicht, sie weiter übel zu halten. Ja er gab ihnen Erlaubniß, in der Stadt herum zu gehen, nur mußten sie eine Wache bey sich haben, und des Abends wieder nach dem Gefängnisse kommen. Als nun bey diesen Umständen einer von ihren Bedienten kund machte, Graaf sey ein unvergleichlicher Wundarzt: so kam er durch den Ruf dieser in ganz Indien ungemein hochgeschätzten Kunst gar bald in weit größeres Ansehen, als zuvor in Schimpf. Der Statthalter selbst ließ ihn ohne Verzug rufen, und entschuldigte sich mit einer ihm gewöhnlichen Zierlichkeit: Was, sagte er, du bist ein Wundarzt? Warum thatest du denn dein Maul nicht auf? Damit mußte Graaf seinen Vetter, der schon seit langer Zeit Brustbeschwerung empfand, besuchen, und bekam das Versprechen einer reichlichen Belohnung, wenn er ihm helfen würde. Nunmehr kam die [illegible] sich zu brüsten an Graafen. Er sagte vorläufig, er habe weder sein Werkzeug noch [illegible]rzeneyen bey sich: doch besuchte er den Kranken, und sagte, seine Krankheit rühre v[illegible]nem Brustgeschwüre her, dem nicht zu helfen sey. Der Statthalter und sein Vetter müßten es also mit Geduld ertragen, gleichwie er seine Gefangenschaft. Hingegen half er einem und dem andern Kranken in der Stadt. Seine Rache wurde vollkommen, als zween Tage hernach ein zweyter ernstlicher Befehl vom Nabab ankam, der Statthalter sollte die Gefangenen ohne Verzug fortschicken, oder gewärtig seyn, daß man ihn selbst als einen Aufrührer nach Patna abholete, und gehörig abstrafe. Demnach mußte er gehorchen, so sauer als es ihm ankam.

Graaf kömmt in großes Ansehen.

Wie er sich an dem Statthalter rächet.

Beschreibung von Mongher.

Die wenigen Tage über, die Graaf in der Stadt herum gehen durfte, vermehrete er seine vorigen Beobachtungen, die ihn zum Gefangenen gemacht hatten, mit noch mehreren. Er wiederholet sein erstes Urtheil von der besondern Schönheit dieses Ortes. Auf einer Seite fließt der Ganges an der Stadtmauer vorbey; auf der Landseite ist die Stadt beynahe völlig rund. Die Gräben sind breit und tief, aber so lange der Ganges nicht außerordentlich wächst, ganz trocken. Sie hat vier Thore, davon das vornehmste gegen Morgen sieht. Erstlich muß man über zwo Zugbrücken gehen, hernach kömmt man durch ein gewölbtes Wachthaus, sodann durch einen großen viereckigten und mit einer Mauer umfaßten Platz, aus welchem man durch ein anderes Thor geht. An jeder Seite dieses Thores steht ein steinerner Elephant mit seinem Reuter in voller Rüstung. Die gegen Süden und Westen stehenden Thore sind dem ersten sehr ähnlich; aber das nordliche ist weder so groß, noch so ausgezieret. Nicht weit vom Stadtthore, auf einem Hügel, stehen Bäume, eine Pagode und einige Gräber, von welchen man die Aussicht auf einen großen Teich hat. Mitten in der Stadt, wo viele Gassen zusammen laufen, findet man ein

*) Der Verfasser saget nicht, was ein Kettera sey; doch ist aus andern Umständen zu schließen, es müsse der Versammlungsort für die Kaufleute seyn.

ein sehr schönes achteckigtes **Rettera** *), um welches viele schöne Häuser mit kleinen Thürmen stehen. Alle Straßen der Stadt laufen von einem Thore bis zum andern fort, und durchschneiden einander bey dem **Rettera** kreuzweise. An der Flußseite steht ein schönes Schloß, imgleichen der Pallast der alten Könige, die Frauenzimmerwohnung, und eine Menge anderer prächtiger Gebäude. Außen vor dem Ostthore ist ein großer Marktplatz angeleget, wo man alle Stunden und Augenblicke alle Gattungen von Geflügel, Fleisch, Fischen und Gartenfrüchten, zu Kaufe findet. Hier steht auch die Hauptwache. Weil die Stadt in den Jahren 1657 und 1658. durch die Kriege sehr mitgenommen wurde: so hatte man bey Graafs Anwesenheit noch immer verwüstete Häuser auszubessern. Die Obrigkeit und die vornehmsten Einwohner sind Muhammedaner, die übrigen, Götzendiener. Die Besatzung bestund aus fünfhundert Mann zu Fuße, und tausend Pferden. Ob man zu **Mongber** gleich die Landessprache redet, welche der Verfasser das hochmohrische nennt; so schreibt man doch mit persischen Buchstaben. Die meisten Einwohner nähren sich bloß von der Handlung. Außen vor der Stadt, ja am Stadtgraben selbst, stehen viele Wohnungen und Werkstäte für allerley Künstler und Handwerksleute. Man verfertiget daselbst allerley Arbeit und Kaufmannsgut. Es machen diese Häuser gleichsam eine Vorstadt, die aber nicht beysammen steht.

Graaf 1669.

Man gab Graafen sechs Soldaten ins Schiff, die ihn nach Patna führen sollten. Es liefen aber viere davon, ehe die Reise zu Ende war, aus Beysorge, der **Nabab** möchte sie die Bosheit ihres Statthalters entgelten lassen. Am dritten Tage ihrer Fahrt begegnete den beyden Holländern eine kleine Flotte, welche einigen Kriegesvölkern, die immer neben dem Ganges herzogen, das Geräthe und die Lebensmittel nachführete. Besagte Völker bestunden aus zwölfhundert wohlausgerüsteten Reutern, vierzig Kameelen, sechs Elephanten, einer Menge Ochsen, und einigen Rotten zu Fuße. Dieses kleine Heer gehörete dem heidnischen Fürsten **Mir Amarting**, kam vom Gebirge **Assang**, und sollte bey **Delly** und **Agra** zu des großen Mogols Heere stoßen, damit er den Anführer **Sevagi** bekriegen wollte. Weil nun Graafs Barke nicht viel geschwinder fortrücken konnte, als die Lastschiffe: so hatte er, nach seinem Vorgeben, Gelegenheit, allerley seltene Anmerkungen zu machen; er schrieb sie aber nicht auf. Endlich verlohr er diese Völker aus dem Gesichte, und kam an die Dörfer **Detiapur, Mokava, Monarek, Noada, Baar, Bander Bana, Fathoa,** und andere Oerter, darunter **Baar** und **Bander Bana** die besten sind. Hier sah er viele **Moscheen** und Pagoden. Von **Fatoha** gieng er zu Fuße auf einem höchst angenehmen Wege, neben dem Ganges, bis zu des patanischen Nababs **Sestakans** Pallaste, wo man ihn das Gebäude und die Gärten nach Lust beschauen ließ *h*).

Weg des Graafs von Mongher nach Patna.

Pallast des Sestakans.

Von da gieng er zwischen lauter anmuthigen Gärten bis in die Vorstadt von **Patna**. Die Stadt fällt höchst angenehm in die Augen. Nach seiner Ankunft führete ihn ein Banian, welcher damals die Aufsicht über das holländische Lagerhaus hatte, in selbiges. So bald die Regierung zu Patna Nachricht von seiner Ankunft erhielt, schickte sie einen Secretär und vier Abgeordnete dahin, um beyde Holländer zu bewillkommen, und alles, was ihnen zu Mongher wiederfahren war, umständlich aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Graaf konnte wenig vortheilhaftes von dem dasigen Statthalter melden, wenngleich seine Empfindlichkeit bey Seite setzen wollte.

 Indem

h) Ebendas. a. d. 62 und vorhergeh. S.

Graaf 1669.

Beschreibung der Stadt Patna.

Indem Graaf einige Tage zu Patna ausruhete: so kaufte er sich eine mohrische Kleidung, damit er diese wegen ihrer Handlung berühmte Stadt desto bequemer besichtigen konnte, und sodann strich er sie von einem Orte zum andern durch, schrieb auch seine Beobachtungen fleißig auf, wobey er niemanden, als seinen Dollmetscher, nebst einem Bedienten, mitnahm i).

Die Stadt Patna liegt sehr nahe am Ganges, gleichwie viele andere Städte mehr, weil die Einwohner sehr darauf sehen, daß sie sich mit Bequemlichkeit baden und reinigen können. Sie wird durch ein großes Schloß, das seine Bollwerke und Thürme hat, beschützet. Man findet hier eine Menge schöne Häuser, Gärten, Moscheen, Pagoden, und andere prächtige Gebäude. Um die Ueberschwemmung vom Ganges zu vermeiden, ist sie auf einer Anhöhe gebauet; daher muß man auf zwanzig, dreyßig, ja hier und dort auf vierzig steinernen Stuffen vom Ufer in die Stadt steigen. Auf der Landseite ist sie mit einer großen Menge Reduten und Thürme versorget, wiewohl selbige mehr zur Zierde, als zu sonderlicher Vertheidigung dienen. Von einem Ende der Stadt bis zum andern, ist eine lange, mit lauter Kaufläden besetzte Gasse durchgeführet, wo man alle nur beliebige Waaren und Künstler antrifft. Queer durch diese Gasse laufen viele andere, theils gegen das Feld, theils gegen den Strom. In dem erhabensten Theile der Stadt findet man einen großen Marktplatz, einen sehr prächtigen Pallast, darinnen der Nabab wohnet, und ein groß **Kettera**, wo die Kaufleute von allerley Nationen sich versammeln, und einander die Muster von ihrer Waare zeigen k).

Graaf reiset nach Soepra.

Als Graaf die Stadt nach Herzens Lust besichtiget hatte: so kehrete er nach dem Pallaste des **Gestakans** zurück, um die daselbst befindlichen schönen Gärten und Springwasser noch einmal zu bewundern. Allein, er beschreibt sie nicht, weil sie viel Aehnlichkeit mit denen zu **Raschi Mohol** hatten. Er durfte nicht so lange an diesem Lustorte verweilen, als er gern gewollt hätte, indem **Sanderus** ihn durch ein Schreiben ungesäumt nach **Soepra**, dem letzten holländischen Handelsplatze am Ganges, berief. Er fuhr also den Strom weiter hinauf, und sah von nun an ein sehr volkreiches Land, bis an die berufene Moschee zu **Monera**, davon man ihm so viel Wunders erzählet hatte.

Berühmte Moschee zu Monera, und ihr Ursprung.

Monera selbst ist nur ein schlechtes Dorf, eine halbe Meile vom Ganges, und wird von armen Ackerleuten bewohnet. Ehemals stund die ganze Gegend wüste, und wimmelte von Tigern, Wölfen und wilden Hunden. Es bemerkte aber ein berühmter Fackir, Namens Ib **Monera**, die vortreffliche Fruchtbarkeit des Bodens, verwünschte also die reißenden Thiere, und verjagte sie durch die Kraft seines Gebethes; dagegen bauete er eine kleine Kapelle an dem Orte, und wirkete eine Menge Wunder in selbiger. Weil er nun als ein heiliger Mann reiche Allmosen bekam: so fand sein Aufwärter nach seinem Tode so große Summen bey ihm, daß er zu seinem Angedenken diese prächtige Moschee davon bauen konnte, welche vielen Fackirs zum Aufenthalte dienet l).

Ihre Beschreibung.

Es ist ein viereckigtes mit Bogenstellungen und Säulen umfaßtes Gebäude. Das Dach ist rund, und auf eine sehr künstliche Weise mit kleinen theils blauen, theils gelben Steinen gedecket. An jeder Ecke steht ein Thurm mit einem Dache von gleicher Gestalt und Farbe, wie das große. Um das ganze Gebäude geht eine Mauer, zehn Schuh hoch, und an jeder Seite hundert und vierzig lang. Der Haupteingang ist ein sehr schönes steinernes Thor, welches

i) Ebendas. k) A. d. 63 S. l) A. d. 64 S. m) A. d. 65 S.

Graaf 1669.

welchem ein achtpfündiges aus Eisenstangen geschmiedetes Stück steht. Auf der andern Seite der Moschee befindet sich ein großer mit Bäumen umsetzter Teich, in den man auf sieben bis acht Stufen hinab steigt. Am Rande desselbigen sieht man eine große Menge Gräber. Dabey steht noch eine andere wiewohl kleinere Moschee, und nicht weit davon ein Elephant aus Stein, der einen Adler im Rüssel trägt, und gegen Donner, Blitz und Ungewitter von bewährter Wirkung seyn soll. An diesem Orte ist beständig ein ungemeiner Zulauf von Fackirs, welche den Wallfarthsbrüdern die Haut voll Fabeln schwatzen, oder sie durch allerley listige Griffe um ihr Geld schneuzen. Einige bleiben beständig in der Moschee. Andere laufen mit dem Pilgrimsstabe in der Hand mit Fahnen und Panieren haufenweise im Lande herum. Zuweilen gehen sie nackend, zuweilen wunderlich bekleidet; zuweilen am ganzen Leibe mit Asche bestreuet, damit sie ein bußfertiges Ansehen gewinnen möchten; sie sehen aber vielmehr recht scheuslich aus. Wo sie auf dem Lande, ja auch in Städten, hinkommen, da giebt man ihnen gern freywillig zu essen, damit sie nur nicht selbst zugreifen *m*).

Waarenlager zu Soepra für Opium und Salpeter.

Das übrige von dieser Reisebeschreibung enthält weiter nichts, als des Verfassers Ankunft zu **Soepra**, die Genesung des **Sanderus**, einige Krieges- und Handelsbegebenheiten von geringer Wichtigkeit. Das Waarenlager zu **Soepra** versorget sich bloß mit Opium und Salpeter, welches beydes man hier im Lande in Ueberflusse antrifft. Die Größe des holländischen Kaufhauses ist nach der Wichtigkeit dieser Handlung eingerichtet. Es ist ein längliches Viereck, mit einem Thurme an jeder Ecke. Die lange Seite steht gegen dem Ganges. Es ist ein schöner Garten daben, das Gebäude selbst aber dreyfach abgetheilet. Die mittlere Abtheilung begreift das Vorrathshaus, und sehr schöne Zimmer für die Oberhäupter. Die dritte ist das Arbeitshaus, da man den Salpeter siedet und läutert. Jenseits des Weges haben die Bewindhaber ziemlich weitläuftige Ställe bauen lassen, die in der Landessprache den Namen Holzplätze führen *n*).

1671.

Nachdem Graaf beynahe zwey Jahre in den Handelsplätzen seiner Landesleute zugebracht hatte: so reisete er den 20sten des Wintermonats 1671 auf einem nach Persien bestimmten Schiffe von **Ugly** ab. Es wurde aber selbiges im Vorbeyfahren vor **Ceylan** durch einen Sturm in den holländischen Hafen **Colombo** verschlagen. Damals spielete der Admiral **de la Haye**, dessen Verrichtungen im achten Bande zu lesen sind, mit einer Flotte von zwölf Schiffen, den Meister in diesem Gewässer. Graaf ließ sein Vorhaben, nach Persien zu gehen, fahren; und weil er seine Rückreise nach Holland bis auf das folgende Jahr verschieben mußte: so hatte er unterdessen Gelegenheit, die zu Goa vorgefallene Veränderung, nebst den erstern Begebenheiten des beschriebenen **Don Pedro de Castro** zu erfahren. Allein, weil er seine Nachrichten nur durch das gemeine Geschrey erhielt: so wird man den eigentlichen Verlauf lieber von einem Franzosen, der einen Theil davon mit Augen ansah, vernehmen, zu geschweigen, daß ein Franzos nicht eben die Bewegungsgründe hat, als ein Holländer, die Aufführung der Portugiesen in Indien schlecht abzuschildern. Ich habe folglich dieses Stück *o*) von des **Carre** Reisebeschreibung bis hieher verspahret, um dasjenige, was bey Graafen abgeht, durch einige historische Anmerkungen, die sich an das Ende dieses Bandes schicken, zu ersetzen.

Der

m) A. d. 65 S. *n*) Ebendas. *o*) Reise des **Carre** II Th. a. d. 86 S.

Graaf 1671.

Der II Abschnitt.

Zustand der Portugiesen in Ostindien im Jahre 1670.

Ursache der portugiesischen Schwäche. Uneinigkeit unter den Vornehmen. Vereinigungsbündniß. Standhaftigkeit des Unterköniges. Wie sie ihn fortschaffen.

Ursache der portugiesischen Schwäche.

Die Kriege zwischen Portugall und Spanien erschöpften beyde Reiche vollends von Volke, nachdem sie sich bereits durch die vielen in beyde Indien verschickten Einwohner nur allzusehr von Mannschaft entblößet hatten. Was noch übrig war, das reichte kaum hin, den Feldbau und den innerlichen Handel zu versehen. Es war also weder eine, noch die andere Nation bey weitem nicht im Stande, eben diese nur angeführten Pflanzstädte zu unterstützen, als selbige durch andere Feinde beängstiget wurden, und sich vergeblich nach den Flotten umsahen, die ihnen ehedem jährlich eine Verstärkung an Mannschaft und Kriegesbedürfnissen zuführeten.

Die in Ostindien befindlichen Portugiesen geriethen auf die Gedanken, es müßte zu Hause irgend ein Unglück vorgefallen seyn, das sie nicht zu errathen vermöchten, oder es wären die Flotten, die sie nach Lissabon abgeschickt, unter Weges vielleicht zu Grunde gegangen; man denke daher nicht weiter an sie, und mache keine Rechnung mehr auf eine Handlung, die allmählig abnehme, und die Kosten nicht eintrage, die man alle Jahre auf die Ausrüstung einer gewaltigen Menge Schiffe verwenden müsse, zu geschweigen, daß man nachgehends eine höchst misliche Reise über ungeheure Meere, die man nie vollkommen kennen lerne, damit zu wagen habe. Diese Einbildung schwächte ihre Handlung eben so stark, als die Feindseligkeiten der Engländer und Holländer, welche den portugiesischen Pflanzstädten beynahe alle Tage einen wichtigen Ort wegnahmen, und überall, wo sie den Meister spieleten, fürchterliche Waarenlager anrichteten. Die benachbarten Fürsten halfen ihres Ortes getreulich zu Unterdrückung der portugiesischen Macht, und nahmen die Gelegenheit gar wohl in Acht, einem solchen Volke den Garaus zu machen, das unter einem vorgeschützten nichtigen Rechte eine Menge Oerter weggenommen hatte, die ihm auf keine Weise zugehöreten.

Uneinigkeit unter den Vornehmen.

Endlich kamen die Portugiesen in Indien so weit herab, daß jeder von ihnen selbst nur zusah, wie er ein Brett aus dem Schiffbruche davon bringen, und sich selbst helfen möchte. Es bekümmerte sich also niemand mehr um das gemeinschaftliche Beste der ganzen Nation. Die Herren, welche Festungen und andere wichtige Plätze im Namen der Krone inne hatten, warfen das Joch der Unterthänigkeit von sich. Anfänglich trauete keiner dem andern, sondern besorgte immer, sein Nachbar möchte ihm eine Hinderniß in seinen eigenmächtigen Besitz machen. Endlich aber sahen sie, es werde diese Uneinigkeit ihren Untergang unfehlbar beschleunigen; daher verbanden sie sich unter einander: und bey dieser Gelegenheit streuet der Verfasser die Anmerkung ein, es könne nichts bestehen, ohne wenigstens den Schein der Billigkeit für sich zu haben p).

Vereinigungsbündniß.

Sie wurden demnach unter einander einig, die Ländereyen und Baarschaften der Krone unter sich zu theilen; keiner sollte dem andern einigen Verdruß machen, im Gegentheile

p) Carre a. d. 90 S.

Graaf 1671.

theile sollten sie dem gemeinschaftlichen Feinde, der sie an ihrem Vorhaben stören wolle, mit gesammter Hand Widerstand leisten. Zwölf der Vornehmsten verbanden sich insonderheit gegen den Unterkönig, welcher seine dem Hofe schuldige Treue unwandelbar beobachtete. Er hatte sich gegen diese Unordnung gesetzet, so bald er sie wahrnahm; und er that noch immer sein äußerstes, selbige zu hemmen. Er machte allerley vortheilhafte Zeitungen aus Portugall kund. Er ließ auf eine geschickte Weise aussprengen, der König habe seine Feinde überwunden, er schicke Verstärkung an Mannschaft und Kriegesbedürfnissen an die Pflanzstädte ab, und man habe alle Tage eine mächtige Flotte in Goa zu erwarten. Indem er dergestalt die Gemüther bey guter Hoffnung erhielt: so schickte er zum öftern Caravellen nach Portugall ab, und stellete seine Noth vor. Allein, die Antwort blieb außen. Der Hof war nicht im Stande, seinen Eifer zu unterstützen; gleichwohl wollte er seine Schwäche nicht gestehen, und that also, als wenn er von der ganzen Sache nicht die geringste Nachricht hätte q).

Standhaftigkeit des Unterköniges.

Nichts destoweniger blieb der Unterkönig standhaft, und wollte, nach des Verfassers Worten, lieber mit Ehren unglücklich, als durch Meyneid reich und mächtig werden. Ob ihn gleich die Rebellen mit größerer Macht angreifen konnten, als er ihnen entgegen zu setzen vermochte: so vertheidigte er doch die Rechte der Krone auf alle mögliche Weise, so gut es angehen wollte. Man versuchte, ihn wenigstens dahin zu vermögen, daß er alles gehen ließe, wie es gienge. Doch er blieb in seiner Treue unbeweglich; und je schwerer man ihm die Ausübung derselbigen machen wollte, desto mehr Mühe gab er sich. Endlich fielen die Abtrünnigen auf den Schluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Die unbändigsten unter ihnen wollten ihn ohne Weitläuftigkeit beym Kopfe nehmen und hinrichten. Andere meyneten, man müsse doch wenigstens den Schein der Billigkeit und eines anständigen Verfahrens beybehalten, folglich einige Ursachen auskünsteln, daß man ihn unter dem Vorwande schlechter Regierung ins Gefängniß werfen, und darinnen umkommen lassen könne. Doch die listigsten, welche auch den allgemeinen Beyfall erhielten, riethen, man solle ihn zwar gefangen nehmen, aber auf einem Schiffe nach Portugall schicken, und so viele Klagen über ihn beyfügen, daß sie unterdessen Zeit bekämen, ihr Vorhaben auszuführen, und sich in den angemaßten Krongütern recht fest zu setzen. Alles dieses wurde glücklich und geschickt vollzogen. Sie huben den Unterkönig bey einem Spaziergange auf, und gaben ihn einem nach Lissabon fahrenden Schiffer in Verwahrung. Man saget, es wären einige so verwegen gewesen, daß sie bey seiner Abreise zu ihm gesagt, er könne nun dem Könige die Nachricht von seinem Verluste, und von ihrem Aufruhre, in eigener Person überbringen. Nach dieser unerhörten That hauseten sie in der Stadt wie sie wollten, beraubten die Angehörigen des Unterköniges ihres ganzen Vermögens; und wer den Mund zu ihrem Besten aufthun wollte, dem galt es den Kopf r).

Wie sie ihn fortschaffen.

Der

q) A. d. 92 S.

r) A. d. 93 S.

Graaf 1671.

Der III Abschnitt.

Geschichte des Don Pedro von Castro.

Gemüthsart des Don Pedro de Castro. Er verkaufet zwey Fräulein an einen muhammedanischen Fürsten. Regierungsloser Zustand in Goa. Ankunft eines neuen Unterköniges. Er nimmt den Don Pedro gefangen. Solcher wird nach Lissabon gebracht; mit großen Gnaden angesehen; geht wieder nach Indien. Was er da für ein Leben führet. Kömmt zum zweytenmale ins Gefängniß; wird im Kriege gebrauchet; entflieht; läuft zu den Muhammedanern. Carre kömmt nach Visapur. Zustand dieses Königreiches. Großmuth eines Muhammedaners. Sonderbarer Gebrauch, eine Vorbedeutung zu finden. Carre kömmt nach Rheba; machet Bekanntschaft mit Don Pedro; wird von ihm besuchet; lernet sein Gemüth kennen; giebt ihm einen Rath; geht nach Visapur und wird unterwegens krank; trifft einen guten Freund an. Don Pedro besuchet ihn und nimmt ihn zu sich. Carre wird für todt gehalten. Don Pedro will ihn vergiften. Trauriges Ende des Don Pedro. Französische Abtrünnige kommen zu dem Verfasser. Ihre Geschichte. Verfolg der Geschichte der verkauften Fräulein.

Gemüthsart des Don Petro de Castro.

Keiner machte es ärger, als **Don Pedro von Castro**, welcher bey den Abtrünnigen in besonderm Ansehen stund. Dieser war ein Erzbösewicht; selten unternahm er etwas anders, als Schandthaten, die er auf die listigste Weise von der Welt durchzutreiben wußte. Sein Reichthum war ungemein; er hatte ihn aber theils durch offenbare Ungerechtigkeit, theils durch heimliche unerlaubte Kunstgriffe, zusammen gescharret, indem er allezeit Mittel auszusinnen wußte, wie er seine unbändigen Begierden stillen konnte r). Um seine Gemüthsbeschaffenheit in ihr völliges Licht zu setzen, und den Leser desto besser davon zu überführen: so bringt der Verfasser folgende Begebenheit bey, woraus selbige klar genug erhellet.

Als die Sachen der Portugiesen in Abnahme geriethen, und die Treue der Vornehmen schon gewaltig wankte, hielt sich ein junger Prinz von Visapur eine Zeitlang in dem Städtchen **Bischolain** auf, welches nur zwo Meilen von Goa liegt, und wegen der anmuthigen Spaziergänge und des lustigen Gebüsches, das man in dasiger Gegend findet, einen sehr angenehmen Aufenthalt verschaffet. Hier wollte der Prinz von dem schwärmenden Hofleben eine Zeitlang ausruhen, doch ohne deswegen aller Ergötzlichkeit gar abzusagen. Die Nähe der portugiesischen Hauptstadt schaffte ihm beständigen Besuch der vornehmen Herren, die ihm seine Zeit vertreiben halfen. Dieses Leben gefiel ihm ungemein wohl, und der Umgang mit dem portugiesischen Frauenzimmer noch besser. Denn er hatte sich dermaßen darein verliebet, daß er sich an keinem andern Orte vergnügt zu leben getrauete. Gleichwohl beriefen ihn seine Geschäffte wieder nach Hofe, und bey diesen Umständen hätte er doch wenigstens gern ein Paar Portugiesinnen, die er vor andern gern sah, mitgenommen. Endlich entdeckte er sein Anliegen dem Don Pedro, dessen Gemüthsart und Geschicklichkeit er bereits kannte.

Er verkauft zwey Fräulein an einen muhammedanischen Fürsten.

Don Pedro sah sogleich, dieses Vorhaben des muhammedanischen Prinzen sey für ihn die schönste Gelegenheit, seinem Hasse gegen den Unterkönig ein Genüge zu thun. Es waren damals zwey Fräulein von ungemeiner Schönheit und bekannter Tugend zu Goa; sie stunden mit dem Unterkönige in naher Verwandtschaft, und stammeten von den K[...]

r) A. d. 96 Seite.

Graaf 1671.

geschehen her, welchen Portugall die Eroberung Indiens zu danken hatte. Diese beschloß Don Pedro an den Prinzen zu verkaufen. So verrucht als dieser Vorsatz scheinen möchte, so übertrifft ihn doch die Ausführung in diesem Stücke noch weit. Er stellete sich, als ob er mit dem Hause des Unterköniges, welchem er seit langer Zeit allen ersinnlichen Verdruß machte, ausgesöhnet zu seyn wünschte. Alle Wohlgesinnete freueten sich von Herzen darüber, weil diese Feindschaft allerley Unheil stiftete, ja sogar dem Fortgange der Geschäffte schadete. Tiefeinsehende Leute, die wohl wußten, was Don Pedro für ein Mann war, muthmaßeten sogleich, es müßte hinter diesem unvermutheten Entschlusse sonst etwas verborgen liegen. Sie riethen auch ganz richtig. Don Pedro trieb sein Vorhaben unvermerkt immer weiter, und führete die Unschuld in seine gelegten Fallstricke.

Die Fräulein besaßen ansehnliche Güther, und belustigten sich zuweilen daselbst auf eine ihrer Herkunft gemäße Weise. Weil er nun seines Standes und Reichthums wegen in großer Hochachtung stund: so konnten sie seine Besuche nicht wehren. Ja er gewann mit der Zeit ein so gutes Zutrauen bey ihnen, daß sie eines Tages einen Spaziergang mit ihm wagten. Dem Palankin dazu hatte er schon in Bereitschaft: aber der Prinz wußte auch schon, was zu thun war. Er ließ also die Fräulein unterwegens durch bewaffnete Leute aufheben. Kein Mensch in ganz Goa zweifelte daran, Don Pedro habe hiemit ein neues Meisterstück seiner Bosheit abgeleget. Der Palankin und seine Räuber begegneten auf ihrem Wege vielen Portugiesen, welche einhällig bezeugeten, sie hätten gehöret, daß das Frauenzimmer in selbigem erbärmlich gewehklaget, und den Don Pedro äußerst verflucht hätte. Man wußte auch sonst schon, daß er im Stande war, Vater und Mutter zu verrathen; indem er gleich nach seiner Ankunft in Indien eine seiner nahen Anverwandtinnen an die Ungläubigen verkaufte, ja diejenigen, die darum wußten, was er in Portugall gethan hatte, gaben ihm eine Menge anderer Schandthaten Schuld s).

Regierungsloser Zustand in Goa.

Weil der größte Theil der übrigen Aufrührer keine bessere Grundsätze noch Lebensart hatten, als er: so geriethen sie gar bald in Uneinigkeit, und machten Goa zu einer Schaubühne der blutigsten Trauerspiele. Nimmermehr kann es schrecklicher in einem Kriege mit abgesagten Feinden hergehen, als es diesesmal unter Leuten hergieng, welche, die Landsmannschaft bey Seite gesetzet, aus andern Gründen die größte Ursache von der Welt hatten, in gutem Vernehmen mit einander zu bleiben. Hätte dieser Regierungslose Zustand noch länger gewähret: so wäre zuletzt niemand mehr übrig geblieben, den der König hätte strafen können. Allein, das Schiff, welches den Unterkönig nach Lissabon bringen sollte, lief glücklich in diesem Hafen ein. Sobald der König die Nachricht von dem Aufruhre bekam, ließ er ohne Verzug zwey große Kriegesschiffe ausrüsten, und mit einem neuen Unterkönige nach Indien unter Segel gehen. Es war dieser aus eben dem Geschlechte, als der vorige, von einer strengen und herzhaften Gemüthsart, und bekam von seinem Herrn den Befehl, das seinen Anverwandten zugefügte Unrecht mit Ernste zu ahnden. Es reiseten zugleich sehr viele vornehme Herren mit ihm ab, in dem Vorsatze, die Rechte des Königes in der Person seines Statthalters zu unterstützen, und die mitgekommene auserlesene Mannschaft unter seinem Befehle anzuführen. Seine Vollmacht lautete, er sollte alle Aufrührer beym Kopfe nehmen, und in Ketten und Banden nach Portugall liefern.

Ankunft eines neuen Unterköniges.

s) A. d. 106 und vorherg. S.

Graaf 1671.

Nimmt den Don Pedro gefangen.

Doch der neue Unterkönig mochte mit seiner Reise eilen, so sehr er wollte: so kam er doch zu Bestrafung aller und jeder Aufrührer zu spät. Die meisten hatten einander schon selbst hingerichtet; die übrigen begaben sich in ihre anvertrauten festen Plätze, oder zu den benachbarten Königen. Don Pedro glaubte, weil die andern theils todt, theils entlaufen wären, er selbst aber seit langer Zeit eines besondern Ansehens in Goa genösse: so würde man entweder seine Unthaten gar übersehen, oder doch das Herz nicht haben, ihn dafür zu strafen; folglich blieb er zu Goa, indem es ihm ohnedas sauer ankam, einen Ort zu verlassen, wo er alle seine Reichthümer beysammen hatte. Doch er betrog sich in seiner Hoffnung. Der Unterkönig hatte Leute voraus geschicket, die ihm den damaligen Zustand genau beschreiben mußten. Da er nun auch das sorglose Wesen des Don Pedro erfuhr: so befahl er bey dem ersten Tritte, den er auf das Land that, selbigen gefangen zu nehmen, und schickte ihn mit dem ersten Schiffe in guter Verwahrung nach Portugall. Sogleich wurde das Ansehen des Königes in der Stadt wieder hergestellet, und die Regierung konnte ihre Sorgfalt auf die ausländischen Geschäffte wenden.

Don Pedro wird nach Lissabon gebracht

Diejenigen, welche den Don Pedro bewachen mußten, erzählten, er habe seinen Untergang für unvermeidlich gehalten, und aus dieser Ursache die Zeit auf dem Schiffe in großer Schwermuth zugebracht, wie etwa ein Missethäter, der nach dem Galgen geführet wird. Aber als das Schiff in den lissabonnischen Hafen eingelaufen war: so bekam er ganz andere Gedanken. Der König **Don Juan** war unterdessen gestorben, und die Gestalt des ganzen Hofes verändert. Zwar sind dergleichen Fälle den Staatsverbrechern überhaupt vortheilhaft, aber dem Don Pedro kam der gegenwärtige absonderlich zu statten; denn der neue König, **Don Alfonso**, hatte ihn jederzeit geliebet; sie waren beyde ungefähr von einem Alter, und in der Jugend Spielgesellen gewesen. Statt der Strafe wurde er mit größter Gnade empfangen. Er hätte in größtem Ansehen am portugiesischen Hofe leben können; denn er galt alles, und das Angedenken seiner ausgestandenen Züchtigung hinderte ihn keinesweges, die neue Gnade mit dem gewöhnlichen Uebermuthe niederträchtiger Seelen zu misbrauchen: allein, er beschloß, sich zu rächen, und dieser Vorsatz trieb ihn nach Goa. Denn weil er dem alten Unterkönige, der eine der vornehmsten Stellen am Hofe bekleidete, nicht zu schaden vermochte: so wollte er doch sein Müthchen an seinem Nachfolger und sämmtlichen Geschlechte kühlen.

Mit großer Gnade angesehen.

Geht wieder nach Indien.

Der König erlaubte ihm nicht nur, wiederum nach Indien zu gehen, sondern räumete ihm auch ansehnliche Güter in der Nachbarschaft von Goa ein, nebst dem Besitze eines zu dieser Stadt gehörigen Schlosses. Er war so wohl zu Lissabon, als zu Goa, in den Bann gethan worden, weil er die beyden Fräulein an einen Muhammedaner verkauft hatte. Doch er bath vor seiner Abreise den römischen Hof um die Lossprechung, erhielt sie auch, und gieng damit auf einem Kaufmannsschiffe immer nach Indien. Es war schon in Portugall jedermann fremde vorgekommen, daß der Hof diesem Manne so viele Gunst erzeigte; noch mehr aber wunderten sich die Portugiesen im Morgenlande darüber, absonderlich der Unterkönig, der an seinem frechen und trotzigen Wesen wohl merkte, er werde bald neuen Verdruß mit ihm haben.

Was er da für ein Leben führet.

Don Pedro hatte zu Goa eine Gemahlinn und eine Tochter, welche beyderseits alle Liebe eines tugendhaften Gemahls und Vaters verdieneten: allein, er ließ weder die ein-

*) A. d. 123 S.

Graaf 1671.

noch die andere vor sich, sondern wälzete sich dagegen in allen Wollüsten herum. Sein Haus wurde ein rechtes Serail, das er für sein Geld mit schönen Sclavinnen aus allerley Ländern anfüllete. Seine guten Freunde und Vertrauten waren die lüderlichsten Gesellen, die man finden konnte. Doch vergaß er bey diesem schändlichen Leben seiner Rache im geringsten nicht. Allein, der Unterkönig, der ihn wohl kannte, erklärte sich für seinen Feind, ehe selbiger noch etwas gegen ihn vornehmen konnte. Zwar stund **Don Pedro** bey Hofe in Gnaden: allein, das unerschrockene Gemüth des Unterköniges fragte darnach wenig. Der König **Don Juan** hatte ihm ganz andere Verhaltungsbefehle gegeben, und überdieses wußte er wohl, daß **Alfonso** seine Gnade öfters auf die allerunwürdigsten Leute warf, aber nachgehends nicht weiter daran gedachte, oder doch wenig Mühe anwendete, sie zu beschützen u). In gegenwärtigem Falle durfte er desto kühner etwas wagen, weil er alle ehrliche Leute auf seiner Seite hatte, als welche den **Don Pedro** für einen Schandfleck ihrer Nation ansahen. Bey der ersten Gelegenheit, da selbiger die Ehrerbiethigkeit gegen ihn vergaß, ließ er ihn greifen, und ohne sich an seine Klagen zu kehren, in ein enges Gefängniß setzen x).

Kömmt zum zweytenmal ins Gefängniß.

Um eben diese Zeit mußten die Portugiesen einen Krieg zur See führen. **Don Pedro** war nunmehr etwas mürbe geworden, bath also inständig, man möchte ihm erlauben, auf der Flotte zu dienen. Dieses wurde bewilliget. Dem Unterkönige war seine Herzhaftigkeit bekannt; er glaubte, bey dieser Gelegenheit könnte selbiger entweder nützliche Dienste leisten, oder vielleicht außer Stand kommen, neue Unruhen zu beginnen. Jedermann lobete die Großmuth und Klugheit dieses Verfahrens. **Don Pedro** wohnete drey sehr blutigen Treffen bey, erzeigte erstaunlichen Muth, und kam ohne die geringste Verwundung davon. Als aber der Unterkönig erfuhr, daß er sich dieses Vortheiles schon wiederum überhob: so ließ er ihn beym Aussteigen abermal ins Gefängniß führen y).

Wird im Kriege gebraucht.

Doch, er bestach entweder die Wache, oder es suchte der Unterkönig selbst, ihn mit guter Art los zu werden; genug, er entwischete bald darauf aus dem Gefängnisse, und aus der Stadt, und floh nach einem Flecken am Strande, darinnen theils Muhammedaner, theils Heiden wohnen. Hierauf erlaubte man ihm, seine vom Könige erhaltene Bedienung und Güter zu verkaufen, woraus genugsam erhellet, daß es mit seiner Flucht durch Künste zugegangen war. Man gedachte nachgehends ein paar Jahre nicht weiter an ihn; indem er sich niemals nach Goa getrauete, sondern nur in der Gegend herum schwärmete. Es ist ungewiß, ob er unterdessen mit irgend einem Anschlage gegen den Unterkönig schwanger gieng, selbigen aber, wegen guter Anstalten der Regierung, nicht ausführen konnte: das gewisseste ist, daß er aus Unmuth an den Hof eines muhammedanischen Fürsten zu entweichen beschloß. Hierzu wählete er **Visapur**; und damit er in einem seinem Stande und Vorhaben geziemenden Aufzuge daselbst erscheinen möchte: so rüstete er sich auf das prächtigste aus, und machte sich mit Ausgange des Jahres 1672 auf den Weg. Ob er gleich in allem, was er that, auf das äußerste fiel: so zeigete er es doch bey dieser Gelegenheit am stärkesten. Wer ihn ziehen sah, der mußte gedenken, er sehe etwa einen außerordentlichen Bothschafter des Königes von Portugall, der ausdrücklichen Befehl habe, sich durch unerhörten Pracht bey den Indianern Bewunderung und Ehrerbiethung zu verschaffen, als worauf, wie der Verfasser anmerket, der Gehorsam von selbst folget z).

Entflieht.

Läuft zu den Muhammedanern.

x) Ebendas. y) A. d. 125 S. z) A. d. 127 S.

Graaf 1671.

Sein Abzug machte großes Aufsehen bey den Portugiesen. Einige nahmen es dem Unterkönige ungescheut übel. Denn weil man vermuthete, er habe zu seiner Flucht durch die Finger gesehen, so meynten die klügsten, er hätte einen so gefährlichen Mann, den er einmal fest hielte, niemals sollen entwischen lassen *a*).

Carre kömmt zu gleicher Zeit nach Visapur, als Don Pedro.

Um diese Zeit wurde Carre nach Visapur abgeschickt. Als er nach Rhebac, einer ansehnlichen Stadt in besagtem Lande, kam: so erfuhr er, **Don Pedro** liege daselbst stille, und lasse seine Leute ausruhen. Doch ehe er beschreibt, was zwischen ihnen vorfiel, liefert er eine kurze Nachricht von dem Reiche Visapur, so wie sie ihm der Statthalter von diesem Orte, ein besonderer Freund der Franzosen, mittheilete *b*).

Zustand dieses Königreiches.

Der alte König war seit kurzem gestorben. Die Königinn hatte ihm Gift beygebracht, und ihrem Liebhaber auf den Thron geholfen. Zwar wurde die schändliche Giftmischerey aller Vertuschung ungeachtet dennoch ruchtbar: allein, der neue König wußte die Gemüther zu besänftigen, und alle Unruhe im Lande zu verhüten, indem er alle Tugenden, die ein großer Monarch an sich haben soll, in seiner Person zeigete. Er wußte Gelindigkeit und Ernst zu gebrauchen, und machte sich mit einem Worte so beliebt, daß man die Schandthat seiner Gemahlinn und seine eigene geringe Herkunft darüber vergaß. Denn obgleich solche keinesweges verächtlich war: so war sie doch vom königlichen Stande weit entfernet. Zu seinen schönen Eigenschaften kam noch ein besonderes Glück. Einer von den vornehmsten Herren, Namens **Caveskan**, dem die Krone von rechtswegen gebührete, gieng andern mit seinem Beyspiele vor, und huldigte ihm am allerersten. Es war dieses selbst ein Mann von ungemeinem Verstande, und eben so geschickt, König als oberster Staatsrath zu seyn. Er regierete auch unter dem Könige, oder es regierete vielmehr der König ganz nach seinem Rathe: beyde hatten keine andere Absicht, als ihr Wohlergehen auf das Glück der Unterthanen zu gründen *c*).

Großmuth eines Muhamedaners.

Bald darauf wurde der König todtkrank. Als er nun sein bevorstehendes Ende vermerkte: so ernannte er den **Caveskan** zum Nachfolger. Doch dieser großmüthige Staatsbediente gab mit eben der Gelassenheit, als wenn er sich darauf gefaßt gemacht hätte, zur Antwort: „Er hätte nie eine Ungerechtigkeit begangen, wollte auch vorjetzo nicht die erste „begehen. Der König habe selbst einen Sohn, welcher hoffentlich dem Vater nachschla„gen, und seine Unterthanen glücklich machen werde. Diesem gehöre die Krone, und „der König dürfe keine andere Anstalt machen, als demselbigen einen Vormund zu ernennen.„

Der junge Prinz war erst sechs Jahre alt, und von einer rechtmäßigen Gemahlinn. Niemand konnte ihm das absprechen, was ihm die Bescheidenheit und Großmuth des rechtmäßigen Kronerben zuerkannten. Der König gab dem **Caveskan** zur Antwort, er überlasse ihm seinen Sohn nebst dem ganzen Königreiche. Hierauf starb er. Bey diesem ungemeinen Zufalle entstunden allerley Parteyen im Königreiche. Einige Herren drangen darauf, **Caveskan** müsse die Krone annehmen: zwar wäre es ihm rühmlich, daß er sie ausgeschlagen habe, aber eben deswegen wäre er desto würdiger, sie zu tragen, und sie desto begieriger, ihm zu gehorchen. Andere hielten es mit einem Prinzen aus eben demselbigen Geblüte, das ist, welcher nach ihm der nächste zur Krone war. Diese Uneinigkeit verursachte große Unruhe. Die Statthalter der Landschaften und Städte saugten ihre Untergebenen auf das äußerste aus, unter dem Vorwande, eine von den dreyen Parteyen zu er-

greifen

a) A. d. 128 S. *b*) Ebendas. *c*) A. d. 132 S.

greifen. Ja, der Statthalter zu Rhebac selbst, hatte eine große Summe Geldes von der Bürgerschaft gefordert, und als sie dieselbige nicht bezahlen wollte, alle Lagerhäuser und Kaufmannsgewölber versiegelt, auch bey Lebensstrafe verbothen, sie ohne seine Erlaubniß zu öffnen d).

Graaf 1671.

Sonderbarer Gebrauch eine Vorbedeutung zu finden.

Unterdessen da die Anhänger des jungen Prinzen am stärksten anwuchsen: so blieb Caveskan bey seinem Vorsatze, und ließ ihn mit gewöhnlichem Gepränge krönen. Diese Handlung trug vieles zu Vereinigung der Gemüther bey, und wurde er selbst zum Landesregenten und Vormunde des jungen Prinzen erkläret. Bey solchen Gelegenheiten machet man allerley Begebenheiten zu Vorbedeutungen der künftigen Regierungsbeschaffenheit, absonderlich aber werden, nach des Verfassers Berichte, in einem großen Saale, Gold, Silber, Seidenzeuge, Gewehr, Reiß, und an einem andern Orte Asche, jedwedes in einem besondern Haufen hingeleget. Die Stelle eines jeden Haufen beruhet bey der Priester Belieben; denn es untersteht sich sonst niemand, dieselben zu berühren. Hernach verbindet man dem neuen Könige die Augen mit einem kostbaren Turban, welcher nachgehends mit großer Ehrerbiethung verwahret wird, und läßt ihn in den Saal gehen. Aus dem Orte, dahin der Zufall ihn führet, wird eine Vorbedeutung gemacht. Stößt er an die Gold- und Silberhaufen: so urtheilet man, er werde dem Geize ergeben seyn, und dem Volke große Abgaben auflegen. Die Seidenzeuge bedeuten eine prächtige Hofhaltung und blühende Handlung. Das Gewehr weißaget glückliche Kriege und Tapferkeit; der Reiß prophezeyet wohlfeile Zeit. Aber die Asche ist ein schlimmes Anzeigen. Denn sie ist nicht nur an sich selbst unfruchtbar, und ein Ueberbleibsel des Brandes, sondern auch eine Vorbedeutung von Hunger und Elende, Verlust und Unglücke.

Der junge König kam an das Gewehr und den Reißhaufen, welche beyde Stücke die glücklichste Anzeigung unter allen fünfen geben e).

Also war der Zustand des Königreiches Visapur beschaffen, als Carre hinein kam. Er wartete dem Statthalter zu Rhebac auf, welcher ihm alles dieses von freyen Stücken erzählete. Nachgehends beschwerete sich unser Reisender im Namen der indianischen Gesellschaft darüber, daß man ihr Lagerhaus in besagter Stadt gleich den übrigen gesperret hätte, und erhielt auf der Stelle eine Ausnahme für die nach Frankreich gehörigen Waaren.

Carre kömmt nach Rhebac;

Allein die Folge seiner Erzählung hat keine Anmuth, als in des Verfassers eigenem Munde.

Machet Bekanntschaft mit Don Pedro.

In dieser Stadt, saget er, sah ich Don Pedro von Castro zum erstenmale. Es war mir aber von ihm sonst nichts als seine Person unbekannt. Seine Begebenheiten hatte mir das Gerücht offenbaret; und weil selbiges das Böse selten verringert, so hatte ich einen sehr schlechten Begriff von ihm. Man gedachte seiner in allen Gesellschaften, und sein Name war in ganz Indien bekannt. Ehrliche Leute sprachen mit Abscheue von ihm. Die Indianer folgerten aus seinem Beyspiele, was man einem Portugiesen zutrauen dürfte, und schrieben der ganzen Nation eben dergleichen Ruchlosigkeit und gewaltthätige Neigungen zu. Tiefeinsehende zogen einen Schluß von Portugalls Schwäche, und verschlimmerter Regierung daraus.

War

d) A. d. 136 S. e) A. d. 143 S.

Graaf 1671.

Wird von ihm besucht.

War Don Pedro mir bekannt: so war ich ihm ebenfalls nicht gänzlich fremde. Denn weil ich unterschiedliche mal in die Gegend um Goa gekommen war: so hatte er meinen Namen nennen hören. Daher führete ihn die Neugierigkeit, wofern man nicht irgend einen andern Bewegungsgrund annehmen will, am ersten zu mir. Sein Besuch währete ungemein lange. Vielleicht suchte er nur Gelegenheit, von sich selbst, und von seinen rachgierigen Anschlägen wider den Unterkönig zu reden. Er erzählete mir viele Sachen, die ich bereits wußte; er drehete sie aber zu seinem Vortheile herum, und schob alles Unrecht auf seine Feinde. Nach seinem Vorgeben war der erste Ursprung seiner Widerwärtigkeiten keinesweges so nahe zu suchen, sondern er hatte Zeit lebens Beneider gehabt, die ihm ein Unglück und einen Verdruß nach dem andern anzurichten suchten. Ich bemerkete in seiner Erzählung, daß er nicht sowohl bedauert, als gelobet seyn wollte. Gestund er gleich zuweilen, daß seine Feinde die Oberhand bekommen: so erhob er sich dennoch wiederum so weit über sie, daß ihm diese gute Meynung von sich selbst, wegen alles ausgestandenen Verdrusses reichlich schadlos zu halten schien.

Lernet sein Gemüth kennen.

Ich sah seine Gemüthsbeschaffenheit sehr wohl ein, und konnte es dem Gerüchte nicht verdenken, wenn es ihn mit gehässigen Farben abschilderte. Gleichwohl mußte er endlich gestehen, seine Feinde hätten nicht allemal Unrecht gehabt. Ich sagte ihm rund heraus, ich hielte den verzweifelten Entschluß, den er gefaßt hätte, für eine Wirkung des zornigen Himmels, der seine Ausschweifungen nicht länger mit Langmuth tragen, sondern die Hand gänzlich von ihm abziehen wollte. Ich fragte, was er denn an einem muhammedanischen Hofe machen wollte, wo das erste, was er ohne Zweifel thun würde, dieses wäre, daß er den christlichen Glauben verleugnete, und dadurch sowohl Gottes Gnade, als der ganzen ehrliebenden Welt Zuneigung verscherzete. Ob er denn vermeynete, nach seiner Glaubensverleugnung an einem ungläubigen Hofe andere Leute zu finden, als Portugiesen? Das ist, ob er die Muhammedaner für tugendhafter und ehrlicher ansehe, als die Christen, oder ob er etwa glaubte, sie würden sich so viel aus einer Glaubensveränderung machen, die ihn in das größte Unglück stürzete? Die meisten machten von ihrem Glauben eben so wenig Wesens, als er von dem seinigen? Denn dieses war mir aus langer Erfahrung an den morgenländischen Höfen wohl bewußt, als woselbst sie von dem Hauptsitze ihrer Glaubenslehre weit entfernet sind, folglich von selbiger sonst nichts annehmen, als was ihren Lüsten angenehm fällt, im übrigen aber von Gottesleugnern wenig unterschieden sind. Ich konnte nicht begreifen, fuhr ich fort, was eine solche Aufführung zu seiner Rache an dem Unterkönige beytragen sollte, da sie vielmehr jedermann überzeugen müßte, daß selbiger Ursache genug gehabt, ihm übel zu begegnen. Der Unterkönig selbst hätte in seinem größten Zorne kein besseres Mittel wünschen können, eines gefährlichen Feindes auf immer los zu werden, als eben dieses. Wie werde selbiger nicht frohlocken, wenn er nach Portugall berichten könnte, eben der Don Pedro, welcher nach seiner zu Rom erhaltenen Lossprechung, mit außerordentlicher Gnade nach Indien geschickt worden, habe des Königes Dienste verlassen; ein Ritter vom Christorden habe sich am visapurschen Hofe beschneiden lassen! Was für ein Schimpf für sein ganzes Geschlecht. Was für Herzeleid für seine Gemahlinn und Tochter, die er in einem ihrer Herkunft sehr ungemäßen Zustande, und in allem dem Kummer, den gottesfürchtige und tugendhafte Personen zu empfinden im Stande sind, zu Goa hinterlassen habe?

Graaf 1671.

Ich stellete ihm noch mehrere Bewegungsgründe vor Augen; und weil mir diese der ganzen Christenheit höchstschimpfliche Begebenheit tief zu Gemüthe drang, auch eben der Eifer, welcher meinen Reden das rechte Gewichte gab, ihn zur Aufmerksamkeit zwang: so verspürete ich gleichsam eine himmlische Eingebung bey mir, also, daß ich die Augen erheben, und ein eifriges Herzensgebeth für das Heil seiner Seele an den Himmel abschicken mußte.

Aber! aber! als ich meynte, nun kehrete er in sich ein, und die Worte, die ich ihm ans Herz legte, schlügen schon Wurzel, indem ich eine Veränderung an seinen Augen bemerkte, siehe! da waren ihm unterdessen seine Rachanschläge im Kopfe herum gegangen, und hatte er auf meine Reden nicht einmal Achtung gegeben! Statt der Antwort schilderte er mir das Unrecht ab, das man ihm angethan hatte. Es wäre ihm alle Hoffnung sowohl in Goa, als in Portugall abgeschnitten? Seine Tapferkeit, oder vielmehr seine Verzweiflung, da er in dreyen blutigen Treffen seines Lebens so wenig als der gemeineste Soldat geschonet, habe seinen Feind nur desto heftiger gegen ihn aufgebracht; bis dahin wäre ihm der Unterkönig aus fremden Ursachen, aus vorgeschütztem Eifer und Treue gegen die Regierung gehässig gewesen, aber von selbiger Zeit an, hatte er ihn aus persönlichen Bewegungsgründen gehasset; denn er gönnete ihm die bezeigte Heldenmüthigkeit, und den dadurch erworbenen Ruhm nicht. Er für seine Person, wäre bereit gewesen, in gutem Verständnisse mit ihm zu leben; nichts destoweniger hätte man ihn als einen Lumpenhund ins Gefängniß geschleppet.

In dem lissabonschen Hofe sehe er nicht die geringste Hülfe. Er kenne dessen Schwäche wohl; zwar hätte er einmal daselbst einigen Zutritt gefunden: aber für das Künftige sehe er nichts, als unüberwindliche Schwierigkeiten. Er wäre des Abweisens und Trotzes überdrüßig. Nebstdem würde man ihn zu Goa so lange im Gefängnisse schmachten lassen, bis Antwort von Lissabon ankomme. Er sehe schon seit langer Zeit, wie nothwendig es wäre, sich zu Ausübung seiner sämmtlichen Geschicklichkeiten ein freyes Feld zu schaffen. In einem solchen Königreiche, wie **Visapur**, das alle Augenblicke, bald in innerliche, bald in ausländische Kriege verwickelt sey, habe man Leute von gutem Entschlusse und tapferer Faust immer nöthig. Ein Mann, wie er, könnte sein Glück überall machen, er möchte hinkommen wo er wollte. Ein Christ von des Unterköniges Gemüthsart, wäre von einem Muhammedaner nur darinnen unterschieden, daß der letztere mehr Ehrlichkeit und freundschaftliches Wesen an sich habe. Nebstdem hätte er längst bemerket, daß in Sachen, die den eigenen Vortheil beträfen, kein einiger Mensch, er sey übrigens ein Türk oder ein Christ, nach den Grundsätzen seiner Religion verfahre, sondern sich bloß nach dem Eigennutze richte. Was seine Frau und Tochter beträffe, so wollte er schon für sie sorgen, und könnte ihm das Vermögen dazu niemals fehlen.

Vermuthlich fielen ihm einige Ueberlegungen bey, als er so zuversichtlich sprach; denn er fiel sogleich auf andere Sachen. Doch kam er nachgehends wieder auf das vorige, eben als ob er besorgte, er möchte sich zu weit heraus gelassen haben, und versicherte, sein Vorsatz wäre im geringsten nicht, dem Christenthume abzusagen; im Gegentheile wollte er ein Christ seyn und bleiben, so gut als man es mitten unter Ungläubigen immer seyn könnte; ärgere seine Aufführung die Christen, so hätten es diejenigen zu verantworten; die ihn nöthigten, bey Muhammedanern eine Zuflucht gegen die Grausamkeit derjenigen, die sich Christen nenneten, zu suchen.

Graaf 1671.

Rath, welchen Carre dem Don Pedro giebt.

Ob es gleich nun schien, als ob sein Entschluß einmal gefaßt wäre, und ich von meinen Vorstellungen wenig Frucht hoffen konnte: so gab er mir doch von neuem Gelegenheit zu Eröffnung eines Vorschlages, den er durch sein Reden zu meinem Leidwesen unterbrochen hatte. Zur Rückreise nach Goa wollte ich ihm mit gutem Vorbedachte nicht rathen, ob ich gleich gehöret hatte, der Unterkönig hätte seinen Sinn geändert, und wäre nicht willens, ihm weiter Leides anzuthun: denn ich besorgte, er möchte nur verdrüßlich werden, und durch eine abschlägige Antwort mir den Mund auf immer stopfen: sondern ich sagte nur, er könnte ja Goa verlassen, ohne deswegen nach Visapur zu gehen, wo man den größten Abscheu gegen die christliche Religion trüge. Er könnte sich mit größerer Ehre für seine Person, und besserer Sicherheit für seine Leute an einem andern Orte aufhalten; er habe eine große Anzahl christliche Leibeigene bey sich. Diese stürzete er in große Gefahr durch Furcht oder Hoffnung von ihrem Glauben verführet zu werden; es gebe Städte genug im Morgenlande, wo man die christliche Religion mit eben so großer Freyheit ausüben könnte, als zu Lissabon. Zum Beyspiele, in Ispahan und Surate, woselbst er nicht nur alle übrige Bequemlichkeit finden, sondern auch das bey sich habende viele Geld nützlich anlegen, mithin allezeit seinem Stande gemäß leben könnte; dahingegen er an dem Orte, dahin er reisen wollte, erstaunlichen Aufwand und große Geschenke an eine sehr ungewisse Begegnung wagen müßte.

Der Rath war nicht übel ausgesonnen, und wohl der Mühe werth, ihn reiflich zu erwägen. Doch er kehrete sich an nichts, sondern blieb bey dem Vorsatze, nach Visapur zu gehen, mit dem Anhange, wenn ich wollte, so könnte ich mitkommen, er habe genugsame Anstalten zur Sicherheit seiner Reise vorgekehret, wäre auch vermittelst eines weitläuftigen Geleitbriefes von Erlegung aller Zölle und Aufschläge für sich und sein Gefolge befreyet. Ich möchte demnach die gute Gelegenheit ergreifen, er habe mich bey unserer Unterredung recht lieb gewonnen, wollte mir alle mögliche Dienste erweisen, und danke mir für meinen wohlgemeynten Rath, ob er ihm gleich nicht folgen könnte.

Ich dankte ihm für sein Anerbiethen, mit dem Beysatze, ich würde die Ehre seiner Gesellschaft gern annehmen, wofern er willens wäre, gleich den morgenden Tag aufzubrechen. Allein, meine Reise wäre eilfertig, hingegen könnte ich leicht erachten, daß er mit einem so zahlreichen Gefolge seinen Weg nicht eben so geschwind fortsetzen könnte, als ich. Er führete wirklich so viel Waaren und kostbares Geräthe mit sich, daß man ganze Gewölber damit anzufüllen vermocht hätte. Ja er hatte überdieses viele mit kostbarem Weine, Käse, geräuchertem Fleische, eingemachten Sachen, Zuckerwerke, und andern Leckerbißchen, davon die Portugiesen in Indien große Liebhaber sind, beladene Maulthiere bey sich. Doch versprach ich, ihm in Visapur aufzuwarten. Der Statthalter zu Rhebak, von welchem ich hierauf Abschied nahm, ließ mir einen Paß ausfertigen, gab mir auch zween von seinen Leuten als Wegweiser mit. Ich reisete gleich den folgenden Tag ab, nachdem ich zuvor den Don Pedro besucht hatte.

1673.

Carre geht nach Visapur. Wird unterweges krank.

Beym Antritte der Reise befand ich mich vollkommen gesund, blieb es auch die ersten Tage: aber auf einmal überfiel mich ein heftiges Fieber, das zween Tage in einem Stücke anhielt. Den dritten verließ es mich in solcher Schwachheit, daß ich auf keinem Fuße stehen konnte. Meine Herberge war schlecht; denn von Rhebak bis Visapur findet man

lauter

f) A. d. 174 S. g) Der Verfasser gedenket dieses Persianers nirgend in seiner Reisebeschreibung,

doch

Graaf 1673.

lauter elende Hütten und ungeschliffene Einwohner. Sie erzeigten mir um so weniger sonderliche Höflichkeit, weil ich ihres Glaubens nicht war. Doch durften sie mir nichts Leides zufügen, weil ich meinen Paß aufzeigte, den Statthalter zu Rhebak für meinen sonderbaren Gönner ausgab, und mit seiner Ungnade drohete. Aber die beyden Wegweiser, die er mir mitgegeben hatte, wurden es bald überdrüßig, bey einem Kranken zu seyn; und verließen mich in einem Lande, dessen Sprache ich sehr schlecht verstund.

Trifft einen guten Freund an.

Gleichwohl kam ich endlich nach **Visapur**. Doch kaum hatte ich die Stadt betreten: so überfiel mich das Fieber von neuem. Ich nahm meine Wohnung bey einem Persianer, und sehr braven Manne, der mir sogleich sagte, der Befehlshaber in der Stadt wäre sein Landesmann. Weil es nun schien, als ob mein letztes Stündchen nicht weit mehr entfernet sey, indem ich alle Augenblicke schwächer wurde: so schickte ich einen Bedienten an den Befehlshaber, und ließ ihm melden, es wäre vor einigen Tagen ein Franzose in seiner Nation Geschäfften in die Stadt gekommen, aber gefährlich krank geworden; er wünschete also dem Befehlshaber einige Briefschaften von großer Wichtigkeit in seine eigenen Hände zu übergeben. Er kam sogleich. Ich kann meine Freude und Verwunderung nicht genugsam beschreiben, als er mich gleich im Anfange unseres Gespräches erkannte, und in seiner Sprache, die ich vollkommen verstund, ausrief: Wie glücklich bin ich nicht, meinen besten Freund hier anzutreffen! Was? du bist es? Herr Bruder! Ich meines Ortes kannte ihn nicht, obgleich mir sein Gesicht bekannt vorkam, bis er mir seinen Namen sagte *f*). Denn die Krankheit hatte mein Gehirn ganz in Unordnung gebracht.

Er hieß **Coja Abdela**. Er war ein angesehener Mann, und großer Liebhaber der Franzosen. Er war lange Zeit Befehlshaber zu **Mirzeu** *g*) gewesen, und hatte ich ihn auf der malabarischen Küste sehr genau gekannt. Wir hatten eine vertrauliche Freundschaft mit einander aufgerichtet; denn er besaß so viel Anmuth im Umgange und ein so aufrichtiges Gemüth, daß ich gewünschet hätte, Zeit Lebens um ihn zu seyn. Ich dankete dem Himmel, daß ich ihn wieder antraf, und bekam neuen Muth, nachdem ich hoffen durfte, er werde, kraft seiner Freundschaft, es mir an keinerley nöthigem Beystande fehlen lassen, dazu er sich auch auf das freundschaftlichste erboth. Indem nun die Hitze des Fiebers immer zunahm: so bath ich, er möchte mir eine bequemere Wohnung verschaffen, da ich mehrere Ruhe haben könnte. Seine Antwort war: es stünde mir sein eigen Haus zu Diensten; sollte es in selbigem nicht ruhig genug für mich seyn, so wollte er mich in ein daran stoßendes bringen. Damit gieng er weg, um die nöthige Anstalt zu machen. Ich schickte einen Bedienten mit, welcher mir die Wohnung beschrieb, die man mir einräumen wollte. Sie bestund aus drey sehr bequemen Zimmern, worinnen man aber vor dem Gelerme eben so wenig sicher war, als in meiner jetzigen Wohnung.

Don Pedro besucht ihn, und nimmt ihn zu sich.

Unterdessen empfing ich einen Besuch vom **Don Pedro**, welcher bey dem ersten Tritte in die Stadt nach mir gefragt hatte. Er drang darauf, ich sollte in sein Haus ziehen. Dieses lag in der angenehmsten Gegend der Stadt, und war frey von allem, was einem Kranken zuwider seyn kann. Er trug sein Anerbiethen mit solcher Höflichkeit vor, daß ich es in meinem schlechten Zustande nicht abschlagen konnte. Abdela hatte mir zu seiner großen Betrübniß bereits gestanden, es wären keine andere Aerzte in der Stadt, als indianische Priester, deren grobe Unwissenheit mir schon bekannt war. Er willigte auf mein Bitten

g) ...ch ist aus des Dellons Nachrichten zu ersehen, daß er noch im Jahre 1670 Befehlshaber zu Mirzeu war, und den Franzosen große Freundschaft erzeigte.

Graaf 1673.

ten darein, daß ich bey Don Pedro wo[illegible] [illegible]llte, welcher einen portugiesischen Wundarzt in seinen Diensten hatte.

Doch die Arzeneyen desselben beförderten meine Genesung keinesweges. Im Gegentheile bekam ich das Fieber nunmehr alle Tage. Es dauerte fünf und dreyßig Tage nach einander, mit so großer Heftigkeit, daß ich weder Tag noch Nacht ruhen konnte. Weil ich nun meinen Tod für unausbleiblich hielt: so fragte ich, ob kein Priester, oder doch wenigstens kein Christ in der Stadt wäre, in dessen Armen ich ruhig abscheiden könnte? Man fand ohne große Mühe Christen: es waren aber Abtrünnige, welche das Evangelium gegen den Alcoran vertauschet hatten, und das lüderlichste Leben von der Welt führeten.

Carre wird für todt gehalten.

Unterdessen wurde ich immer schwächer, und fiel endlich in eine tiefe Ohnmacht. Man hielt mich für todt. Als der Wundarzt weder Athemholen noch Pulsschlag an mir spürete, so that er den Ausspruch, ich hätte den Geist aufgegeben. Sollte man wohl glauben, daß es dem Don Pedro bey dieser Gelegenheit einfiel, er wäre ein Christ? Er ließ brennende Wachskerzen ins Gemach stellen, verrichtete für seine Person das Amt eines Priesters, und sagte nebst seinen und meinen Bedienten, die von der Kirche für die Todten verordneten Gebethe her. Ich meines Ortes will gern glauben, er habe es aus Andacht und guter Freundschaft gegen mich gethan. Gleichwie aber lästerhafte Zungen die besten Handlungen übel auslegen: so gaben sie auch diesesmal vor, seine einzige Absicht wäre nur gewesen, zu zeigen, er wäre noch kein Muhammedaner.

Des folgenden Tages fing er seine Gebethe von neuem an, und machte Anstalt zu meinem Begräbnisse. Zum Glücke wurden seine Befehle nicht sogleich befolget; und diese Nachläßigkeit rettete mir das Leben. Die Bedienten verschoben es bis auf den folgenden Tag, welches der dritte war, den ich in der Ohnmacht zubrachte. Dieselbe Nacht wollte ein Portugiese aus einem Triebe der Religion bey mir wachen. Indem er nun vor mir kniete und seine Gebethe hersagte: so gieng auf einmal eine plötzliche Veränderung in meiner Natur vor, so daß ich mich wieder ermunterte und besann. Doch hatte ich das Vermögen noch nicht, etwas zu reden, sondern ich sah mich nur überall im Gemache um, darinnen eine große Menge Wachskerzen brannte. Der Portugiese hätte vor Entsetzen mögen des Todes seyn. Er rennete über Hals und Kopf davon, und erzählete dem ganzen Hause, der todte Franzose beginne zu spüken. Doch kein Mensch wollte es glauben, sondern schrieb alles einer furchtsamen Einbildung zu. Eben so wenig dachte man daran, mir zu Hülfe zu kommen, weil es wider alle Wahrscheinlichkeit liefe, daß ein vor zweenen Tagen Verstorbener wiederum aufleben sollte. Unterdessen kam mir das Gedächtniß allgemach wieder; ich errieth aus denen Anstalten, die ich um mich sah, was man von mir gedächte, und wollte um Hülfe rufen: ich konnte aber weder schreyen noch pochen. Ich gerieth also, aus Mangel einigen Beystandes, in Gefahr wirklich zu sterben. Dergestalt mußte ich bis an den Morgen also da liegen. Sodann aber kam Cosa Abdela zu Don Pedro, und erfuhr mein vermeyntes Spüken. Er rieth sogleich, wie die Sache beschaffen seyn möchte, kam folglich ohne Verzug in mein Zimmer. Ich hatte zwar die Augen offen, konnte mich auch einigermaßen rühren, verstund aber nicht, was er sagte. Doch er brachte mich durch Einflößung kräftiger Wasser bald völlig zu rechte, und sodann wurde ich durch andere dienliche Mittel dem Tode völlig entrissen h).

Während

h) A. d. 183 und vorherg. S. i) A. d. 185 S.

Graaf 1673.

Währender Genesung dachte Don Pedro nicht sonderlich mehr an mich; denn er hatte mit seinen Ergetzlichkeiten allzuviel zu schaffen. Nebstdem hatte ich in meinem gefährlichen Zustande ihm einige Kostbarkeiten anvertrauet, die ihm nach meinem Tode heimgefallen wären: aber nun war diese Hoffnung vergeblich; und weil die Uebergebung in Gegenwart vieler Personen, absonderlich aber des persischen Befehlshabers geschehen war: so sah er wohl, er müßte sich zum Herausgeben bequemen. Aus Verdrusse, daß ihm eine so gewiß vermeynte Beute wieder entgehen sollte, fiel er auf ein Mittel, daß ihm dieselbe unfehlbar schaffen mußte, nämlich mir Gift beyzubringen i).

Don Pedro will ihn vergiften.

Ich war noch immer so abkräftig, daß mir bey der geringsten Bewegung alle Sinne vergiengen. Dem ungeachtet kam er einstens mit einem Dutzend Gesellschaftsfräulein und einem Schwarme Spielleute herein getreten, und sagte, weil ich mich dem Vernehmen nach stündlich besserte, so wollte er seines Ortes durch eine Belustigung etwas darzu beytragen. Ich stellete vor, das Tanzen und Getöne fälle mir höchst beschwerlich. Aber umsonst. Er ließ sogleich kostbare Teppiche aufbreiten, setzte sich nebst seinem ganzen Gefolge nach indianischer Weise darauf hin, und machte den Anfang der Lustbarkeit mit einem Concerte, worein nachgehends die Weibespersonen sangen. Als solches vorbey war: so befahl er zu tanzen. Ich rief ihm etliche mal, und wollte bitten, mich mit dieser Quaal zu verschonen: er that aber, als ob er es nicht hörete. Beynahe hätte mich das Gelärme und die bange Luft im Gemache ums Leben gebracht. Ich merkte wirklich, daß mir eine Ohnmacht zugieng, und verlangte einige Labung. Sogleich reichte mir ein Leibeigener, welcher wohl wußte, was er thun sollte, in einem Becher etwas zu trinken, warf aber zuvor ein Pülverchen hinein, dessen kein Mensch zum zweytenmale bedarf. Ja er that es nicht einmal heimlich, und ich war der einzige von der ganzen Gesellschaft, der es nicht wahrnahm. Zum Glücke merkte einer von meinen Bedienten, worauf es angesehen wäre; er drang ohne Verzug herbey, that als ob er sich das Recht seinen Herrn zu bedienen nicht wollte nehmen lassen, und riß dem Leibeigenen den Becher aus der Hand, stolperte aber mit Vorsatze, daß das köstliche Getränk bis auf den letzten Tropfen ausfließen mußte. Don Pedro ärgerte sich erstaunlich darüber, und prügelte im Grimme seinen Leibeigenen sowohl, als meinen Bedienten. Hernach lief er im Unmuthe zum Gemache hinaus, und mir wurde die ganze Geschichte erkläret k).

Hierauf stund ich besser auf meiner Hut, und zwar ohne ein Geheimniß daraus zu machen. So oft er ins Zimmer trat, so waren einige von meinen Bedienten so unzertrennlich, als sein Schatten um ihn, und gaben ihm absonderlich auf die Hände Achtung. Als ich völlig wieder gesund war: so verlangte ich die anvertraueten Sachen von ihm. Er wußte aber eine Menge Schwierigkeiten zu erwecken, die ich kaum überwinden konnte. Endlich zwang ich ihn dennoch zur Wiedergabe, aber zwanzig bis dreyßig Pistolen, die er bey meinem vermeynten Tode aus meinen Kleidern genommen hatte, blieben im Stiche, imgleichen eine Uhr, weil er sagte, er habe sie der schönsten unter den Gesellschaftsfräulein, die er mir über den Hals führete, verehret. Ich war von Herzen froh, daß ich mit diesem Verluste davon kam; und als ich von Visapur abreisen wollte: so nahm ich Abschied von ihm, rückte ihm sein schändliches Unternehmen vor, und sagte rund heraus, ich würde der ganzen Welt offenbaren, derjenige Don Pedro, von welchem man so großes Geschrey machte, wäre ein Abtrünniger, ein Giftmischer, ein Mann, dessen Weglaufen der christlichen Kir-

Ihr Abschied.

k) A. d. 189 S.

Graaf 1673.

che billig eben so lieb seyn sollte, als den Muhammedanern leid, daß sie ihn unter sich bekamen. Also klungen unsere Abschiedsworte. Daß er den muhammedanischen Glauben nicht schon wirklich angenommen hatte, das rührete nicht so wohl aus einem Ueberreste der Ehrliebe her, welche auch bey den schandlosesten Seelen nicht gänzlich verlöschet, als vielmehr aus einem Triebe der Unbändigkeit, und damit er sich an gar keine Religionsvorschriften kehren dürfte *l*).

Trauriges Ende des D. Pedro.

Der Verfasser meldet noch, Don Pedro sey zuletzt von einem visapurschen Herrn, dessen Gemahlinn er zuvor verführet gehabt, auf der Stelle niedergestoßen worden, als er eben im Begriffe gewesen war, die Tochter desselbigen zu nothzüchtigen. Er fährt darauf fort, und saget, man finde im Morgenlande Abtrünnige aus allerley christlichen Ländern, ohne Frankreich auszuschließen. Es besuchten ihn einstens zween dergleichen französische Wetterhähne, und stelleten sich ungemein ehrerbiethig, aber nur in der Absicht, eine Gelegenheit abzulauren, wie sie ihn bestehlen möchten. Ich will das hauptsächlichste von dieser Begebenheit den Verfasser selbst erzählen lassen.

Französische Abtrünnige, die zu dem Verfasser kommen.

Ihre Geschichte.

„Zween solche Galgenvögel kamen während meiner Krankheit zu mir, und besuchten „mich nach meiner Besserung abermals. Ich war nicht zu Hause, und stund bey mir „selbst an, als ich ihren Zuspruch erfuhr, ob ich sie vor mir lassen wollte, oder nicht? End„lich beschloß ich es dennoch zu thun, in der Hoffnung, vielleicht werde mein Zureden etwas „bey ihnen verfangen; und wofern gleich alle meine Reisen sonst keinen andern Vortheil „schafften, als der Kirche einen Christen wieder zu geben: so wären sie wohl angeleg[t]. „Sie hatten sich melden lassen als Franzosen, die vorjetzo zu Visapur wären, und mir als „ihrem Landesmanne, der in des Königes Verrichtungen hierher gekommen sey, aufwar„ten wollten. Zugleich ließen sie auch sagen, ob sie gleich den Turban und die Weste trü„gen: so hätten sie deswegen doch die Religion nicht verändert, sondern sie giengen nur „wie Türken gekleidet, weil sie viel mit ihnen umgehen müßten, und auf diese Weise in der „Handelschaft, die sie zu Visapur trieben, besser zurechte kämen.

„Ich wußte es zwar besser, stellete mich aber, als ob ich ihr Vorgeben glaubte, um „meine Person desto besser zu spielen. Sie kamen demnach zum drittenmale angestochen, „und thaten so vertraulich, als wenn wir die besten Freunde zusammen wären. Ich „dankte ihnen für ihre Höflichkeit. Indem nun ihre erste Absicht gewesen war, mich zu „bestehlen, damals aber es nicht angehen wollte: so dachten sie, es würde nun desto leich„ter möglich seyn, weil ich ihrer Einbildung zu Folge im Begriffe sey, nach St. Thomas „zu reisen: denn diese Stadt wurde eben damals belagert, und die ganze Gegend durch „streifende Partheyen von beyden Seiten unsicher gemacht. Sie gaben vor, sie kämen „erst von besagtem Orte, wären auf der königlichen Flotte des Herrn de la Haie *m*) aus „Frankreich abgereiset; hätten sich aber von ihm trennen müssen, und hernach einige brave „mohrische Officiers angetroffen, von welchen sie eine gütige Aufnahme, und noch jetzt „großen Vorschub zu ihrem Glücke rühmen müßten.

„Mir ist sehr lieb, zu vernehmen, sagte ich, daß der Herren ihr Glück wächst; doch „dünket mich, ihr gutes Ansehen sey desto schlechter geworden, denn diese Kleidung steht „ihnen eben so, als wenn sie nur geborget wäre. So geht es, wenn man sich verklei„det! Sie sehen weder Franzosen noch Mohren gleich. Meines Erachtens wäre e[s]

„nicht

l) Ebendas. a. d. 191 S.

Graaf 1673.

„nicht übel gethan gewesen, wenn sie die Leibröcke und Hüte beybehalten hätten; denn ich „will doch nimmermehr hoffen, daß sie mit der Kleidung auch die Religion abgeleget „haben? Ungeachtet ihres unverschämten Wesens sah man dennoch, daß sie ganz ver„wirret wurden. Unterdessen antwortete doch der keckeste von beyden, der vornehme Herr, „bey dem sie wären, habe verlanget, sie möchten sich eben also kleiden, wie andere Leute „im Hause, weil ihm der Unterschied in Kleidungen misfalle. Aber, sagte ich, misfällt „ihm denn der Unterschied zwischen ihrer und seiner Religion nicht? Freylich, sagten sie, „that er sein bestes, uns zum türkischen Glauben zu bereden: allein wir haben darein nicht „gewilliget, sondern lieber mancherley harte Begegnung über uns ergehen lassen, als un„sern heiligen Glauben, darinnen wir leben und sterben wollen, verleugnet. Ich sehe „also ein paar leibhaftige Märtyrer vor mir stehen, versetzte ich. Ich werde nicht unter„lassen zu rühmen, daß ich ein paar junge Franzosen angetroffen habe, welche die Reinig„keit des Glaubens unter einem Turbane auf das sorgfältigste beybehielten, und nur des„wegen ihre Kleidung veränderten, damit sie die Mohren desto leichter bekehren möchten; „ja, aus großem Eifer für das Heil der Muhammedaner, wohl gar in die Beschneidung ge„williget hätten. Ich bewundere ihren Eifer, meine Herren! und wie künstlich sie das „Böse zu Erreichung einer guten Absicht anzuwenden wissen!

„Die beyden heillosen Kerl wußten nicht, was sie sagen noch thun sollten. Weil „ich ihren Anschlag, mich auf dem Wege nach St. Thomas auszuplündern, schon wußte: „so machte ich diesen Streich auf eine listige Weise zu nichte. Ich fragte, wie lange sie „von besagter Stadt bis nach Visapur auf dem Wege gewesen wären? Sie antworteten, „fünf und vierzig Tage. Sie müssen sich also unter Weges aufgehalten haben, versetzte „ich? Im geringsten nicht, war ihre Gegenrede; zugleich versprachen sie, zur Zeit mei„ner Abreise mir gute Nachricht von dem Wege, den ich nehmen müßte, zu ertheilen, ja „auch einige gute Freunde als Wegweiser und Beschützer mitzugeben. O! wir verstehen „einander nicht, sagte ich darauf. Ich habe heute vor fünf und dreyßig Tagen einen rei„tenden Bothen mit denen Briefen, die man mir mitgegeben hatte, nach S. Thomas ab„gefertiget, und möchte folglich gern wissen, wie bald ich eine Antwort haben könnte. „Ja es ist mir einigermaßen bange davor, weil die Landstraße von Soldaten wimmelt, „und es schwer durchzukommen ist. So bald ich Nachricht deswegen erhalte, so muß ich „nach unserer Hauptniederlage zu Surate zurückkehren, und werde ich hier nicht lange mehr „verziehen, weil es sich täglich mit mir bessert.

„Meine beyden Galgenvögel stunden bey dieser Erklärung da, als ob sie jemand vor „den Kopf schlüge. Endlich sagten sie mit großer Bestürzung: was, mein Herr! sie „wollen nicht nach S. Thomas reisen? Vorjetzo nicht, war meine Antwort. Ich „müßte nicht klug seyn, wenn ich mich für die lange Weile in Leib und Lebensgefahr setzen „wollte, und würden sie mir selbst nicht dazu rathen. Dem ungeachtet schlugen sie mir „allerley Wege vor, die ich ohne Befürchtung des geringsten Anstoßes nehmen könnte. „Indem ihnen, wie sie sagten, dieselbigen ganz gut bekannt wären. Das waren nun „eben diejenigen Wege, worauf ich mich nicht wagen wollte. Ich dankte folglich für „ihren wohlgemeynten Rath, und damit giengen sie voll Misvergnügen, daß ihr Schel„menstück nicht angehen wollte, davon " n).

Carre

m) Man sehe dessen Tagebuch im achten Bande dieser Samml.

n) A. d. 209 u. vorh. S.

Graaf 1673.

Carre erzählet noch ferner, sie wären ein andermal wiedergekommen, und hätten noch ein Paar Kerl von ihrem Gelichter mitgebracht, auch ihren schändlichen Abfall gestanden. Er will sie nicht nennen, um ihre ehrlichen Anverwandten nicht zu beschimpfen. Doch er mochte sich vor ihnen hüten, wie er wollte: so schwatzte ihm doch einer von den vieren etwas Geld ab, unter dem Vorwande, er wolle sich französisch kleiden, und hernach heimlich in ein christliches Land entfliehen. Aber so bald er das Geld weg hatte, so blieb er aus.

Doch es würde die Hauptgeschichte mangelhaft bleiben, wofern ich nicht seine Erzählung beybrächte, wie es mit den beyden von **Don Pedro** an den Prinzen von **Visapur** verkauften portugiesischen Fräulein, des Unterköniges Muhmen, ablief. Er hörete ihre Schönheit und Tugend dergestalt rühmen, daß er nach seiner Genesung Bekanntschaft mit einem Hausbedienten des Prinzen machte, bloß in der Absicht, zu erfahren, wie es ihnen gienge.

Verfolg der Geschichte der verkauften Fräulein.

Eines Tages, saget er, o) als wir von der Religion sprachen, und ich ihm die große Menge der tugendhaften Personen vorstellete, welche lieber sterben, als der Versuchung von Ehre und Wollust weichen wollten, und um dieser Ursache willen von den Christen verehret werden: so sagte ich zuletzt: ich bin sehr begierig zu wissen, wie es den beyden portugiesischen Fräulein ergangen seyn mag, in die sich ihr Prinz verliebte, und sie entführete. Ach! gab er zur Antwort, sie meynen die Fräulein, die Don Pedro an ihn verkaufte? Wie so? verkaufte? versetzte ich, und that, als ob mir die Sache sehr fremde vorkäme; sie sind ihm also von einem Don Pedro in die Hände gespielet worden? und zwar von eben demjenigen, welcher hier in Visapur lebet? Freylich wohl, gab er dagegen, von eben diesem; und bin ich desto besser im Stande, von der Sache zu reden, weil ich selbst dabey zu thun hatte. Denn ich machte unterweges alle Anstalten, und sorgte dafür, daß die Fräulein alle verlangte Bequemlichkeit auf ihrer Reise fanden. Hierauf erzählte er mir eine weitläuftige Geschichte, davon ich den Anfang bis auf die vorgenommene Entführung oben schon beygebracht habe, folglich nur den weitern Verlauf erzählen darf.

So oft wir mit beyden Fräulein durch bewohnte Orte zogen, thaten sie nichts als Heulen und Winseln in ihrem Palankin. Als sie endlich im Serail des Prinzen anlangeten, kamen sie mir ganz fremd vor: denn der Harm und das unaufhörliche Weinen hatte sie dermaßen verändert, daß sie kein Mensch mehr kannte. Dem Prinzen gieng dieses ungemein nahe; weil er sie wirklich sehr liebte. Er dachte, sie wären ihm nicht nur wegen seiner Religion feind, sondern sie könnten auch seine Person nicht leiden. Gleichwohl rührete bey der einen die Traurigkeit aus einem ganz andern Grunde her. Denn es steckte ihr ein gewisser junger Portugiese zu Goa im Kopfe, der seines Ortes nicht wenigen in sie verliebet war, und mit Heirathsanschlägen umgieng. Gegen diese Verliebung halfen alle Bemühungen des Prinzen nicht das geringste. Sie that nichts als weinen, wenn er mit ihr sprechen wollte; und weil er diese Thränen ihrer Tugend beymaß: so wurde er ganz verzagt, und hatte kaum das Herz, ihr vor die Augen zu kommen. Er schickte unsere Priester über sie, um sie zum Abfalle zu bewegen, in Meynung, sie werde sich nach-

gehends

o) A. d. 373 S. Man möchte die ganze Geschichte für einen Roman halten, wofern der Verfasser nicht als ein Augenzeuge davon spräche. Wir tragen also seine eigene Erzählung, wiewohl mit einiger Veränderung in den Worten vor.

Graaf 167[illegible]

gehends desto leichter zu den Ergötzlichkeiten, welche der Alcoran erlaubet, bereden lassen, und bey einer wollüstigen Religion die Wollust lieb gewinnen. Doch, sie blieb unbeweglich, weil sie vermuthlich gedachte, die Annehmung unsers Gesetzes könne mit ihrer Liebe gegen einen Christen nicht bestehen.

Endlich brachte es der Prinz dennoch so weit, daß sie etlichemal einen Spaziergang in einem kostbaren Palankir mit ihm machte; aber es zeigte sich nachgehends, woher diese Gefälligkeit rührete. Sie hoffte ohne Zweifel, ihr Liebhaber werde zu Goa nicht müßig sitzen, sondern sich etwa sehen lassen. Der verwegene junge Mensch, welcher **Don Alvarez Corrado** hieß, kam, wie man nachgehends erfuhr, wirklich hieher, so bald er Nachricht von ihrer Entführung bekam, das ist, er war beynahe eben so bald zu Visapur, als sie, gab sich für einen Kaufmann aus, bekümmerte sich auch, dem Ansehen zu Folge, weiter um nichts, als um seine Handlung. Gleichwohl nahm er seine Wohnung nicht weit von des Prinzen Pallast, und gieng den ganzen Tag bey selbigem herum, betrachtete alle Zugänge, und beschloß, wo möglich, sich hinein zu spielen. Er sah seine Liebste allemal, so oft sie mit dem Prinzen ausspazierete; sie muß ihn ohne Zweifel auch erkannt haben; denn daher kam es vermuthlich, daß sie so gern in des Prinzen Gesellschaft frische Luft schöpfte, ungeachtet sie ihm deswegen im geringsten nicht günstiger wurde, auch einmal wie das andere schwermüthig blieb. Endlich muß der junge Mensch durch irgend ein Zettelchen, oder einen Wink, aufgemuntert worden seyn, etwas zu wagen; denn er machte sich an einen Landesmann von ihm, der aber die Lehre des Propheten angenommen hatte, und in des Prinzen Diensten stund. Diesen brachte er mit vielem Gelde vermeyntlich auf seine Seite, offenbarete ihm sodann seine Liebesangelegenheit, und versprach ihm für seinen Beystand goldene Berge. Sie redeten es beyde mit einander ab, wie der Liebhaber in das Serail kommen könnte. Er verkleidete sich in eine Obstkrämerinn, als welche zu aller Zeit ohne Verdacht aus- und eingehen. Die Sache wurde in der That so listig angestellet, daß sie vermuthlich gut abgelaufen, und ihm seine Entführung eben so wohl gelungen wäre, als uns die unsrige. Allein, sein Vertrauter verrieth dem Prinzen das ganze Geheimniß, so bald er es herausgelocket hatte. Die Rache folgte auf dem Fuße nach. Mir waren die noch selbigen Tages deswegen ausgestelleten Befehle zwar keinesweges unbekannt; doch die Wahrheit zu sagen, so beneidete ich den Vertrauten deswegen im geringsten nicht, daß man ihm die Vollziehung derselbigen übertrug.

Der Prinz, welcher seitdem immer verliebter geworden war, begriff nun auf einmal, woher die Widerspenstigkeit der Portugiesinn rührte. Vorjetzo wußte er die ganze Ursache ihres Weinens und ihrer Schwermuth. Man sagte ihm, er müsse bey den Spazierfahrten mit der Fräulein, ihren Liebhaber nothwendiger Weise erblicket haben; es fiel ihm auch ein, daß er ihn wirklich nahe bey dem Palankin gesehen, und zugleich eine Gesichtsveränderung an der Fräulein wahrgenommen habe. Im ersten Grimme wollte er den Portugiesen mit eigener Hand ermorden; man stellete ihm aber vor, es schickte sich nicht für ihn, weil die Sache allzuleicht sey; denn der Portugiese sollte ganz allein, auch in Weibertracht, folglich ohne Gewehr erscheinen: demnach überließ man es demjenigen, der das Geheimniß offenbaret hatte. Diesem gab man zween Leibeigene zu Gehülfen, und versteckte sie in einem finstern Winkel, wo Alvarez vorbey mußte. So bald er kam, steckten ihm die Dolche

Graaf 1673.

Dolche mit solcher Geschwindigkeit im Herzen, daß er, ohne nur einmal zu seufzen, im Augenblicke todt zur Erde sank.

Ich war eben damals bey dem Prinzen, als man ihm meldete, sein Befehl sey vollzogen. Sogleich rennete er voll Grimm in der Portugiesinn Zimmer hinein, und rief: wissen sie wohl, daß ihr Liebhaber, gegen den sie mich hindansetzten, in die andere Welt abgereiset ist? Eben jetzo bekam er den Lohn für seine Bemühung. Was, Don Alvarez! Don Alvarez ist todt? hub sie mit größter Bestürzung an: todt, wie es sich gehöret, und zwar auf meinen Befehl.

Ich meines Ortes konnte nicht begreifen, was für ein Vergnügen der Prinz daran fand, ihr diese unangenehme Bothschaft in eigener Person zu bringen; noch viel weniger konnte ich ermessen, warum er sich freywillig für den Anstifter des Mordes ausgab, da er doch die Sache leugnen konnte. Die Portugiesinn sank auf Vernehmung dieser Nachricht ohnmächtig zu Boden, und bekam so üble Zufälle, daß sie, aller gebrauchten Hülfsmittel ungeachtet, nach wenigen Stunden den Geist aufgab.

Ihre Gefährtinn, an welcher man übrigens keine Verliebung spüren kann, härmet sich über ihre Gefangenschaft zu Tode, und ängstiget sich so außerordentlich über des Prinzen Vortrag, daß sie es unmöglich lange ausstehen wird p).

Das XX Capitel.

Luillier. 1722.

Reise des Luilliers nach dem bengalischen Seebusen.

Der I Abschnitt.

Reise des Verfassers.

Einleitung. Abreise des Verfassers. Seine Anmerkungen über die Schiffskrankheiten. Beschreibung von Pondichery. Der Verfasser kömmt nach Bengalen. Seine Ankunft zu Balasord. Engländischer Handelsplatz Golgothe. Dänischer Handelssitz. Lächerlicher Irrthum zwischen Brautleuten. Französische Lage oder Handelssitz Schandernagor. Stadt Schinschurath. Landschaft Ugly. Handlung der indianischen Gesellschaft. Rückreise des Verfassers nach Pondichery. Insel Sagor. Insel Gal. Betrachtungen des Luilliers. Kriegesrüstungen zu Pondichery.

Einleitung.

Ein französischer Leser, welcher bisher eine Gegend des bengalischen Seebusens nach dem andern besichtiget, und die Namen der europäischen Handlungssitze auf Coromandel und am Ausflusse des Ganges, unzähligemal gelesen hat, wird bey sich selbst mit Verwunderung fragen, wie es doch komme, daß er die französischen Handelsplätze übersehen habe, oder warum ihrer weder in ausländischen, noch in unsern eigenen Reisebeschreibungen gedacht werde? Zur Antwort darauf dienet, wenn die Ausländer unserer Angelegenheiten ja zuweilen gedenken: so geschieht es wohl nicht, um den guten

p) Carre wie oben a. d. 402 u. vorherg. S.

q) Sie kam 1726 zu Rotterdam bey Hofhout in 12. heraus, unter dem Titel: Nouveau Voyage aux grandes Indes, avec une Instruction pour

Luillier 1722.

guten Erfolg derselbigen, noch ihre Herrlichkeit zu rühmen; unsere eigenen Reisenden aber sind so erstaunlich nachlässig gewesen, daß kein einziger bis hieher die geringste Nachricht von unsern morgenländischen Pflanzstädten heraus gegeben hat. **Luillier** ist der einzige, der von **Pondichery** und **Schandernagor** etwas umständliches meldet. Eben deswegen bekömmt er auch in gegenwärtiger Sammlung eine Stelle, die er auf einige andere Weise nicht verdienet, ja er bekömmt sie dem ungeachtet nur aus der Ursache, weil uns sein Bericht Gelegenheit giebt, eine ausführlichere und nützlichere Nachricht, als die seinige ist, beyzufügen. Er erzählet uns, seine Reise q) habe keinen andern Bewegungsgrund gehabt, als seine Höflichkeit gegen Frauenzimmer. Man trug ihm auf, zwo Jungfern, die an zween Beamte im französischen Handlungshause verlobet waren, an den Ganges zu begleiten, und er nahm dieses Geschäfft als eine besondere Ehre über sich.

Abreise des Verfassers.

Luillier gieng den 4ten März 1722 in dem Hafen Orient auf einem der ostindischen Gesellschaft zugehörigen Schiffe zur See. Eine glückliche Fahrt, die er dem Schutze der Liebe zuschreibt, machte, daß er auf der See lauter Vergnügen, und überall, wo er ans Land trat, einen angenehmen Zeitvertreib fand, bis er endlich den 12ten des Heumonats auf der Rhede vor Pondichery Anker warf. Gleichwohl erkrankten von dem 24sten des Brachmonats bis zu Endigung der Reise, vierzig Mann am Borde, und achtzehn sturben. Das ist, dieses geschah, nachdem sie die Höhe von Ceylan vorbey waren, in welcher Insel r) „die Holländer, wie er saget, vorjetzo kein einziges ausländisches Schiff einlaufen lassen, „aus Besorge, man möchte die dasige Handlung einsehen, und Lust bekommen, sie mit „ihnen zu theilen.“

Seine Anmerkungen über die Krankheiten auf dem Schiffe.

Er bringt einige Beobachtungen wegen dieser Krankheiten bey, in der Absicht, diejenigen, welche gleich ihm den Weg über die comorrische Insel **Anjuan** nehmen, zu warnen. „Als wir auf der Rhede angelanget waren, schrieben einige die Krankheiten „auf unserm Schiffe irgend einem angesteckten Orte zu, da wir gewesen seyn müßten; „andere, unserm Aufenthalte auf der Insel **Anjuan**. Ich meines Ortes halte die letztere Ursache für wahr, wiewohl es möglich ist, daß sie beyde zusammen kamen: denn man „wird auf offenbarer See zuweilen auf einmal so matt, daß man hinsinken möchte, erlanget aber seine Kräfte allmählig wieder, so bald man in eine andere Gegend kömmt. „Die gefährlichste Abwechslung in diesem Stücke spüret man in der südlichen Hälfte des „heißen Erdstriches, zwischen dem sechsten und zwölften Grade, unter dem Wendekreise des „Steinbocks, und wenn man gerade unter die Sonne kömmt. Warum ich aber die auf „unserm Schiffe eingerissenen Krankheiten, dem Verweilen auf der Insel **Anjuan** bey„messe, davon ist dieses die Ursache, weil alle mit dem Scharbocke behaftete, die auf der „Insel ausstiegen, sich wohl befanden; dahingegen alle gesunde, die auf der Insel schlie„ßen, bis auf drey einzige Personen krank wurden. Zum Theile sturben sie, die übrigen „genasen mit großer Mühe. Man lag von zehn Uhr Vormittage, bis um fünf Uhr „Abends, am Fuße eines hohen Berges. Weil nun der Berg die Sonnenstralen zurück „warf: so hätte man vor Hitze ersticken mögen. Des Nachts kam eine kalte Luft aus der „See, und verursachte einen Thau, welcher nebst den Dünsten, die aus der Erde auf„stiegen,

Hh hh 2

pour le Commerce des Indes Orientales, & un Traité de Maladies particulieres aux Pais Orientaux & de leurs remedes. Die Reise selbst hat nur 128 Seiten.

r) Luilliers Reise a. d. 25 S.

Luillier 1722.

„stiegen, eine dicke, und der Gesundheit schädliche Luft verursachten. Man möchte den „Einwurf machen, diese schädliche Luft hätte vielmehr den Kranken, als den Gesunden, „schaden sollen, weil selbige wegen ihres abgemergelten Leibes sie vielweniger vertragen „konnten, als gesunde Personen. Allein, nebst dem, daß der Scharbock eine Krankheit „ist, welche sich am Lande von selbst verlieret: so nehmen die Gesunden ihre Gesundheit „gemeiniglich schlecht in Acht, und weil sie das Vergnügen eines Spazierganges seit lan- „ger Zeit nicht genossen haben: so gehen sie mit größter Lust in der feuchten Nachtluft her- „um, schlafen auch in selbiger ein, wenn ihnen die dicken Dünste den Kopf schwer machen, „und werden auf diese Weise krank. Die Kranken im Gegentheile nehmen sich in Acht, „und erlangen also die Gesundheit, wenn andere dieselbige verlieren r)."

Beschreibung von Pondichery.

Luillier hatte die zehn Tage über, die das Schiff auf der Rhede von **Pondichery** lag, nicht Zeit genug, diese berufene französische Pflanzstadt so völlig kennen zu lernen, als es bey seiner Rückreise geschah.

Dennoch theilet er seine zum Anfange gemachten Beobachtungen mit. Er setzet die Stadt unter den 12ten Grad Norderbreite. Die Luft ist daselbst ungemein warm, aber gesund. Der Boden ist sandig, und trägt nichts als Reiß, und einige wenige Gemüse- kräuter. Doch findet man eine Gattung großer Rettige, Sauerampfer, Spinat, kleine Citrullen, **Giromons** genannt, Cichorien, weißen Kohl, und Gurken. Es haben aber alle diese Gewächse nicht eben den Geschmack, als die unserigen. Citronen findet man im Ueberflusse, auch giebt es Pommeranzen, Bananas, Gouaven, Granaten, Pa- taten, Wassermelonen, imgleichen noch eine andere Melonen Art, welche der unsrigen einigermaßen gleicht; ferner **Mangas**, Pumpelnüsse, **Ananas**, **Jacs** und **Papees**. Alle Gattungen Geflügel und Wildprät, zwar wenig Ochsen und Kühe, aber viele Büffel, die man so wohl zum Tragen, als zum Fahren gebraucht; Ziegen mit großen herabhängen- den Ohren, die von unserer Ziegenart weit abgehen. Cocosbäume giebt es in großer Menge, und schaffen sie den Einwohnern die gewöhnlichen vielen Vortheile, um welcher willen man sie für eine der nützlichsten Gaben der Natur ansieht.

Weil Pondichery nunmehr der Hauptsitz der Gesellschaft in ganz Indien geworden war: so suchte man ihm auf alle Weise ein prächtiges Ansehen zu geben. Der Verfasser schätzet den Umkreis der Stadt auf vier französische Meilen, und beschreibt sie ziemlich volkreich, ab- sonderlich von Heiden, indem sie nach seinem Berichte die französische Regierung besser vertragen können, als die Mohren. Jeder Stand wohnet in einem eigenen Viertheil bey- sammen. Damals bauete man eine neue Festung, um welche einige französische Officier Häuser anlegten. Weil es aber wenig Bauholz im Lande giebt, und über dieses zuweilen stürmische Winde blasen: so sind sie nur ein Stockwerk hoch. Ohne diese neue Schanze waren noch neun kleine vorhanden, welche ehemals die ganze Vertheidigung der Mauer ausmachten. Die Besatzung bestund aus dreyhundert Franzosen zu Fuße, und etwa dreyhundert Topasen, welcher Name den Landeseingebohrnen, die man nach französischer Weise erzieht und kleidet, beygeleget wird s). Es gab zu Pondichery drey Klöster: eines für die Jesuiten, das zweyte für die Carmeliter, und das dritte für die Capuciner, welche sich die Pfarrer der ganzen Stadt und der malabrischen Gemeine nenneten. Dam[...]

vie[...]

r) A. d. 28 u. vorherg. S. s) A. d. 34 u. vorh. S.

u) Eben dieser hatte im letztern Kriege Pondi- chery gegen die Holländer vertheidiget; und ob- gleich der Ort verloren gieng: so brachte ihm d[...]

Luillier 1722.

diese Pflanzstadt desto mehr Ansehen gewänne, so hatte der König vor einigen Jahren eine Regierung errichtet. Die Gesellschaft hielt einen Statthalter, welches zu selbiger Zeit der Herr Ritter **Martin** u) war, imgleichen einen Befehlshaber über das Kriegesvolk, und einen Major u).

Wir bringen diese kurze Beschreibung nur deswegen bey, damit man den damaligen Zustand von Pondichery gegen die folgende Nachricht halten, und sehen möge, wie sehr derselbige sich innerhalb wenigen Jahren verbessert habe. Uebrigens giebt der Verfasser keinen sehr vortheilhaften Begriff von der Annehmlichkeit, die zu seiner Zeit in den französischen Gesellschaften anzutreffen war, wenn er saget, die Schönheit, Reinlichkeit, und das angenehme Wesen, sey etwas sehr seltenes in selbigem gewesen. Jedermann habe die Anmuth der beyden Jungfern auf dem Schiffe bewundert, „ja bey den meisten Officieren in „der Stadt habe die Liebe mehr Gewalt gehabt, als die Vernunft, ob sie gleich wußten, „daß dieses Frauenzimmer nur deswegen nach Bengalen reisete, um ihre Heirath zu vollzie„hen. Wären sie länger da geblieben: so wäre vielleicht das Gerücht von den Verlie„bungen, die sie verursachten, bis nach Europa erschollen.„

Der Verfasser kömmt nach Bengalen.

Das Schiff gieng den 22sten des Heumonats wieder unter Segel, und hatte bis an die Rhede bey **Ballaford**, die man den 29sten erreichte, beständig guten Wind. Diese Rhede ist unbedecket und weit vom Lande entfernet. So bald man vor Anker lag, lösete man drey Stücke, und hissete das Topsegel, um nach eingeführter Gewohnheit einen Lootsmann vom Lande zu verlangen. Es konnte aber wegen Heftigkeit des widrigen Windes in fünf Tagen keiner aus dem Flusse kommen. Weil nun das Gerücht vom Kriege sich in Indien allmählig ausbreitete: so war dem Schiffshauptmanne bey dieser Verzögerung nicht wohl zu Muthe, indem er befurchte, es möchten ihn holländische oder engländische Schiffe hier antreffen. Endlich den 4ten August kamen die Lootsmänner an Bord, und einige Stunden hernach der Factor, den die Gesellschaft zu **Ballaford** hält. Aber der Wind blieb noch immer widrig, bis auf den 7ten. An der Mündung des Ganges liegen drey Sandbänke, zwischen welche man sich mit großer Vorsichtigkeit wagen muß. So bald man zu **Ballaford** die Ankunft eines Schiffes erfährt: so giebt der Factor dem Bewindhaber des Waarenlagers zu **Ugly** durch einen **Patemard**, das ist, durch einen eigenen Bothen, Nachricht davon, und der Bewindhaber schicket ohne Verzug einige Officier mit einigen **Basaras** ab, das ist, mit gewissen Fahrzeugen von ziemlicher Größe und gutem Ansehen, die in der Mitte ein kleines Zimmer haben y).

Seine Ankunft zu Ballaford.

Ballaford ist berühmt wegen seiner Handlung mit schönen weißen Cattunen, die man **Sanas** nennet, imgleichen wegen der Zeuge, von denen man in Frankreich glaubet, sie würden aus Baumrinde gemacht, wiewohl sie aus einer wilden Seide, die man im Walde findet, zubereitet werden z). Der Verfasser meldet nicht, wie weit dieser Ort von der Mündung des Ganges liege. Als die **Basaras** des Bewindhabers das Frauenzimmer abholeten: so fuhr man des folgenden Tages vor dem Handelssitze der alten englischen Gesellschaft vorbey. Er heißt **Golgothe**, und damals wurden sehr schöne Vorrathshäuser daselbst erbauet. Er liegt acht Meilen von dem französischen Handelsplatze. Weil sich

Engländischer Handelsplatz Golgothe.

sein Wohlverhalten die Stelle eines Statthalters vom Orden des Berges Carmel zu wege.

x) A. d. 36 S.

y) A. d. 38 S.

z) A. d. 39 Seite.

Luillier 1722.

sich viele Privatpersonen zu Golgothe angebauet haben: so sollte man den Ort von ferne für eine Stadt ansehen *a*).

Dänischer Handelssitz.

Man fuhr sodann vor dem dänischen Handelssitze vorbey. Hier wurde das französische Schiff mit dreyzehn Stückschüssen begrüßet. Eben diese Ehre empfing es auch im Vorbeyfahren bis an die französische Loge *b*) von jedem europäischen Schiffe. Das dänische Lagerhaus steht nur eine Meile von dem französischen. Am Ufer stunden Palankins für das Frauenzimmer in Bereitschaft, und bey ihrem Aussteigen wurde aus allem groben und kleinen Gewehre gefeuret. Ob nun gleich ihr Hochzeitfest nicht in diese Sammlung gehöret: so dürfen wir doch wohl eines Zufalles gedenken, welcher den Zuschauern ohne Zweifel sehr lächerlich vorkam. Es ist leicht zu erachten, daß die beyden Handlungsbedienten nicht die letzten waren, ihre Bräute zu empfangen. Beyde Theile hatten einander niemals gesehen; also geschah es, wiewohl Luillier nicht meldet, woher der Irrthum entspringen mochte, daß beyde Liebhaber zur schlechten Vorbedeutung einer glücklichen Vereinigung ihre Bräute verwechselten, und jedweder seine verliebten Reden bey der unrechten anbrachte *c*). Die erste Bewillkommung war folglich auf eine falsche Einbildung gebauet, welche nothwendiger Weise beyden Theilen verdrießlich fallen mußte, wofern sie aus einem Triebe der innerlichen Zuneigung hergekommen war. Als man sich aber nachgehends besser erkundigte: so schritt man zwar zu andern Liebkosungen, dazu man besser befugt war, an denen aber vielleicht die Liebe, folglich auch die Aufrichtigkeit, vermuthlich weniger Theil hatte, als an den ersten.

Lächerlicher Irrthum zwischen Brautleuten.

Französische Loge oder Handelsitz Schandernagor.

Die französische Loge trägt den Namen **Schandernagor**. Es ist ein sehr schönes Haus am Ufer eines Armes von Ganges. Es gehören noch zwo andere Logen darunter, nämlich die zu **Ballaford** und die zu **Cassambazar** *d*), von welcher alle Seidenwaare kömmt, damit ein sehr starker Handel nach der Levante getrieben wird. Die Landschaft führet den Namen **Ugly**, und gehöret zu dem Königreiche **Bengalen**.

Stadt Schinschurat.

Schandernagor liegt nur eine Meile von **Schinschurat**, einer großen Stadt, wo die Holländer und die neue englische Handelsgesellschaft ihre Niederlage haben. Die holländische übertrifft die andere an Schönheit der Gebäude sehr weit. Die Portugiesen haben zwo Kirchen daselbst; eine gehöret den Jesuiten, die andere den Augustinern *e*). Die Stadt **Schinschurat** wird von einem Schlosse beschützet, worinnen der Befehlshaber wohnet. Der Hafen ist so geräumig, daß dreyhundert Schiffe darinnen vor Anker liegen können. An selbigem haben die **Banianen**, als die vornehmsten Kaufleute im Lande, ihre Häuser und Waarenlager.

Bey

a) A. d. 40 S.

b) Unsere Kaufleute nennen dasjenige eine Loge, was andere Nationen **Comptoir** nennen.

c) A. d. 42 S.

d) Graaf nennet diesen Ort Cassambar.

e) Die letztern leben, wie der Verfasser meldet, eben nicht in der schönsten Zucht. Doch dieses wundert mich nicht; denn wenn ein Schiff aus Europa nach Goa, der portugiesischen Hauptstadt in Indien kömmt, so wird jeder Matrose, der sich angiebt, als ein Mönch angenommen, er mag übrigens so unwissend seyn, als er will. Man bekümmert sich auch wenig darum, wie sein Verstand beschaffen seyn möge. Daher wundert es mich im geringsten nicht, wenn so viele Unordnungen in dem Wandel dieser Leute vorgehen. Luillier a. d. 48 Seite.

f) Sie liegt also nur um 25 Grade der Breite näher an der Linie, als wir. Daher, saget Luillier, wofern uns das Vorgebirge der guten Hoffnung, oder vielmehr dieselbige ganze große Erdzunge nicht hinderte, geradesweges in die indianische [illegible]

Luillier 1722.

Bey der französischen Loge steht ein sehr schönes Jesuitercollegium, worinnen aber damals nur zween Priester waren, davon einer das Amt eines Pfarrers versah. Der Verfasser rühmet ihren Wandel und Eifer ungemein. In der Loge selbst steht eine Kapelle, darinnen täglich dreymal Messe gelesen wird. Rings herum stehen viele Häuser, welche theils von Franzosen, theils von Portugiesen gebauet worden. Das dänische Lagerhaus, welches nur eine Viertheilmeile davon liegt, ist nicht weniger hübsch angeleget. Man bauet in Bengalen eben so wenig hoch, als zu Pondichery. Die Häuser sind von Ziegeln, weil es keine Steine im Lande giebt. Der Kalch kömmt von Ballaford, und wird von Austerschalen gebrannt. Diese Austern wiegen öfters vier Pfund, und müssen mit einem Hammer aufgeschlagen werden.

Landschaft Ugly.

Die Landschaft **Ugly** liegt unter dem 23 Grade, folglich unter dem Wendekreise des Krebses *f*). Die Luft ist dick, und nicht so gesund, als zu Pondichery. Gleichwohl ist der Boden besser. Er trägt allerley Gemüse, Reiß und Weizen im Ueberflusse, imgleichen Honig, Wachs, und alle Gattungen indianische Früchte. Es ist auch Bengalen gleichsam die Vorrathskammer derselbigen. Man sammelt viele Baumwolle von einer Pflanze, die am Laube dem Ahorne gleicht, und etwa drey Schuh hoch wächst. Der Knopf, darinnen die Wolle stecket, blühet fast eben also wie unsere großen Disteln *g*).

Handlung der indianischen Gesellschaft.

Man versieht die Gesellschaft aus ihrem Lagerhause zu **Ugly** mit allerley Gattungen **Mallesmollen**, mit **Cassen**, die wir doppelte **Musseline** nennen, mit **Doreas**, oder gestreiften **Musselinen**, mit **Tanschebs** oder dichten: ferner mit schönen baumwollenen Zeugen, wiewohl sie nicht so fein sind, als die **Sanas von Ballaford**; imgleichen mit Schnupftüchern von Seide, Baumwolle, **Mallesmolles**, und andern baumwollenen Zeugen. Die etwa hundert Meilen von der Loge gelegene große Stadt **Daca** liefert die beste und schönste indianische Stickerey, so wohl mit Gold, als mit Silber und Seide. Daher kommen die **Stinkerken**, und die schönen gestickten Musseline, die man nach Frankreich bringt. Aus **Patna** bekömmt die Gesellschaft Salpeter, und alle Morgenländer ihr Opium *h*). Die **Schamavars**, **Armoisins** und **Cottonis**, oder halb baumwollene halb seidene Zeuge, kommen von **Cassambazar**. Ueberhaupt bringt man, wie der Verfasser saget, die schönsten indianischen Musseline aus Bengalen, die besten baumwollenen Zeuge von Pondichery, und die schönsten mit Gold und Silber geblühmten Seidenzeuge von Surate *i*).

Rückreise des Verfassers nach Pondichery.

Nachdem **Luillier** fünf Monate zu **Chandernagor** gewesen war, und von seinem Schiffshauptmanne erfuhr, das Schiff sey segelfertig: so fuhr er in Begleitung fünf Officier

zu schiffen: so wäre Bengalen nur etwa fünfhundert französische Meilen nach der Breite, und tausend nach der Länge, von uns entfernet; dahingegen man jetzo fünftausend fünfhundert Meilen weit reisen muß, nämlich 71 Grade in der nordlichen Hälfte, und 74 in der südlichen, welche zusammen 45 Gr. betragen, das ist, in die Breite zweytausend siebenhundert französische Meilen, und zweytausend acht hundert in die Länge, ohne zu rechnen, daß man wegen widrigen Windes zum öftern laviren muß. A. d. 50 S.

g) A. d. 51 S. Man sehe unten die Beschreibung von Bengalen.

h) A. d. 58 S. Das Opium, saget der Verfasser, ist ein dem Mohne sehr ähnliches Gewächse. Dasjenige, was man zu uns bringt, wird foldendermaßen bereitet. Man schneidet den Stengel ab, aus selbigem tropfet eine weiße Milch, die man an der Sonne trocknen läßt, hernach sammelt und verkaufet. Ebendas.

i) A. d. 195 S.

Luillier 1723.

cier in einem Baseras nach Ballaford, und bestieg hernach eine von den drey kleinen Barken, welche die Gesellschaft daselbst liegen hat, um ihren Schiffen das Aus- und Einfahren vom Ganges zu erleichtern. Auf diesem Wege begegneten ihm mehr, als fünf hundert Buries, das ist, große schlecht gebauete indianische Schiffe. Sie hatten Fackirs und andere Heiden am Borde, welche von Sagor einer gewissen Insel mit einer berühmten Pagode, dahin stark gewallfahrtet wird, zurück kamen. Des folgenden Tages fuhr er die Insel Gale vorbey, worauf lauter Tieger und andere reißende Thiere sich aufhalten. Weil sein Schiff nicht weit von dieser Insel lag: so erreichte er es den 15ten Jenner Vormittage. Den 17ten lichtete man die Anker, und lief den 18ten mit so günstigem Winde durch die Sandbänke, daß man den 19ten zu frühe aus dem Ganges kam *k*).

Insel Sagor.

Insel Gale.

Beobachtungen des Luilliers.

Auf der Reise nach Pondichery ereigneten sich keine andere, als die bey einer Schifffahrt gewöhnlichen Begebenheiten. Das Schiffsvolk fing einen großen Hay, und der Hauptmann eine Schildkröte, wobey der Verfasser anmerket, die Seeschildkröten wären von denen zu Lande weit unterschieden. Jene haben, wie er saget, eine hellere Schaale, einen Adlerschnabel, auch kein so gutes Fleisch, als diese *l*). Was die Hayen betrifft: so erzählet er an einem andern Orte, als der Schlösser auf dem Schiffe gestorben, so hätte man ihn nach Gewohnheit in ein Stück Segeltuch gewickelt, und in die See geworfen, den folgenden Tag aber einen Hay gefangen, welcher die Leiche nebst dem Segeltuche bey sich im Leibe gehabt *m*).

Kriegesrüstungen zu Pondichery.

Als sie den 30sten Jenner auf die Rhede von Pondichery kamen: so erfuhr Luillier, wie gefährlich es wäre, des Nachts dem Ufer nahe zu kommen. Weil die Brandung an der ganzen Küste Coromandel sehr heftig ist: so mußten sie das Landen bis auf den andern Morgen verschieben *n*). Hier fand er den Ritter Martin in Kriegessorgen. Denn obwohl noch keine Kriegeserklärung geschehen war: so schienen doch die großen Zurüstungen in Europa auf nichts anders zu zielen. Nebstdem hatte man erfahren, daß die Holländer zu Batavia sich rüsteten. Weil man nun in großer Ungewißheit lebte: so ließ der Statthalter mit aller Macht an den Festungswerken arbeiten, auch einen bedeckten Weg anlegen, daran es ihm bey der vorigen Belagerung gefehlet hatte. Er machte auch sonst alle Anstalten, die ihm seine Erfahrung angab *o*). Doch weil uns der Reisende, von welchem wir einen Auszug geliefert haben, sehr unzulängliche Nachrichten liefert: so wollen wir anjetzo die Gelegenheit ergreifen, von der französischen Einrichtung zu Pondichery richtigere Begriffe aus einer bessern Quelle zu schöpfen *p*).

Der

k) A. d. 92 S.
l) A. d. 93 S.
m) A. d. 11 S.
n) A. d. 95 S.
o) A. d. 98 S.

p) Wir tragen kein Bedenken, sie aus dem dritten Theile der ostindischen Geschichte des Abts Guyon zu entlehnen. Denn besagter Theil wurde aus den Nachrichten verfertiget, welche die ostindische Gesellschaft dazu hergab, es wurde auch desto mehr Fleiß auf selbigen gewendet, weil die beyden ersten Theile nur eine Einleitung zu seyn scheinen, die man um besserer Verständlichkeit willen voraus geschicket hat. Wir könnten also unmöglich einen zuverläßigern Wegweiser aussuchen, als diesen Verfasser. Ja es ist auch die Schreibart noch ziemlich gut, und bedarf wenig Aenderung. Die Histoire des Indes Orientales anciennes & modernes kam 1724 zu Paris bey de Saint und Saillant heraus in drey Duodezbänden.

q) Man sehe des de la Haie Tagebuch im VIIIten Bande dieser Sammlung, ingleichen des Rennefort, Carre, Estra und Dellons Nachrichten, welche

Der II Abschnitt.

Ursprung des französischen Handelssitzes zu Pondichery.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Die Gesellschaft erhält Ländereyen. Man befestiget Pondichery. Solches geht an die Holländer über. Die Franzosen bekommen es wieder. Beschreibung von Pondichery. Sonderbarer Regen. Arbeitsamkeit der Braminen. Rhede bey Pondichery. Staat des Statthalters. Macht der Stadt. Dumas läßt Geld münzen. Was die Gesellschaft dabey gewinnt. Gestalt der Pagodenmünze. Zechinen. Uebrige Münze zu Pondichery. Ponis und Coris. Anwachs der französischen Güter. Beschreibung von Karical. Schanze Karcanchey. Gebieth von Karical.

Wir wollen mit dem Schriftsteller, welchem ich Willens bin zu folgen, bis an das Jahr 1674 zurück gehen, in welchem uns eine bereits beygebrachte Reisebeschreibung q) die schleunige Eroberung der Stadt **S. Thomas** von dem Admirale **de la Haie**, und die Wiedereinnahme derselbigen nach einer langen Belagerung von den Holländern zeiget. Bey diesen Umständen gieng der Ritter **Martin** nach **Pondichery** r), wo die Gesellschaft bereits einen Handelssitz angeleget hatte, um die dasigen Franzosen unter dem Schutze des Königes von **Visapur** zu regieren. Der Befehlshaber zu Surate, **Baron**, welcher den Admiral **de la Haie** bey seiner Unternehmung auf **Ceylan** s), und während beyder Belagerungen von **S. Thomas** begleitet hatte, nahm nebst einigen der Gefangenschaft entronnenen Soldaten gar bald eben diesen Weg, um eine genaue Kenntniß des Ortes und seiner Vortheile zu erlangen. Er ließ sechzig Mann daselbst zurück, gieng aber für seine Person nach Surate zurück, und schrieb der Gesellschaft nach Frankreich, es wäre **Pondichery** in Ermangelung der Stadt **S. Thomas** allen übrigen Orten an der Küste weit vorzuziehen, und wofern man das Eigenthum dieses Platzes erlangen könnte, so wäre es leicht, einen unbezwinglichen Sitz daselbst anzulegen.

Dem **Martin** fiel es äußerst schwer, sich mit so wenigen Kräften zu behaupten. Doch um das Geld der Gesellschaft, das ihm anvertrauet war, nicht ganz müßig liegen zu lassen, lieh er etwas davon dem visapurschen Statthalter dieser Landschaft **Schirkam-Ludy** gegen anderthalb von Hundert monatlich, und bestritt von diesen Einkünften seine Ausgabe. Weil er auch die Bequemlichkeit des Ortes genugsam einsah: so schrieb er ohne Unterlaß an die Gesellschaft, es wäre kein Ort auf der ganzen Küste, wo sie die **Guineen** und **Salempuris** u) besser und wohlfeiler bekommen könnte.

Als

welche die Folge von der französischen Handelserrichtung in Indien beschreiben.

r) Der Abt **Guyon** irret sich, wenn er den de la Haie zum Vorsteher der Gesellschaft machet. Er war ein Kriegesmann, und blieb als königlicher Lieutenant vor **Thionville** todt. Eben so wenig gieng er nach Uebergabe der Stadt S. Thomas nach Pondichery zurück, sondern er wurde, kraft der Ergebungspuncte, von den Holländern auf einem ihrer Schiffe nach Frankreich zurück geschickt.

s) Vor Ankunft der Franzosen hieß der Ort **Budutschery**, und war sehr schlecht. Der Vorsteher **Marcara** errichtete im Jahre 1670 ein Waarenlager daselbst, nachdem er durch einen Vergleich mit dem golkondischen Könige im Jahre 1669 eines zu **Masulipatan** errichtet hatte.

t) Man sehe des de la Haie Tagebuch, wie oben.

u) Sind Gattungen Zeuge. Hist. des Indes. A. d. 215 Seite.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Als zu Anfange des Jahres 1676 **Schirkam-Ludy**, ein aufrichtiger Freund der Franzosen, zum Voraus sah, er werde einen Streit mit dem Befehlshaber x) zu Gingy, der Hauptstadt dieser Landschaft bekommen, zugleich aber besorgte, die französische Gesellschaft möchte bey diesem Kriege leiden: so schickte er dem Martin dreyhundert Soldaten, die er nach Belieben gebrauchen könnte. Ja weil die Wohnung der Franzosen zwar weitläuftig, aber ohne die geringste Vertheidigung war: so rieth besagter Feldherr, sie zu verschanzen. Diese ersten Festungswerke kosteten nicht mehr, als siebenhundert Thaler.

Im Jenner des 1677sten Jahres, berichtete Martin der Gesellschaft, er habe die **Aldea Pasquinambat**, welche nur eine Viertheilmeile von Pondichery liegt, gepachtet, sie werde von Tage zu Tage volkreicher und besser angebauet. Seit drey Monaten habe er ein neues Dorf daselbst angeleget; es stünden bereits vierzig Häuser da, man bauete noch mehrere; und wenn noch sechs Wochen vorbey liefen, so werde man alle Monate hundert und funfzig Stücke **Guineas** daselbst fertig machen können, künftig aber noch mehr, wenn der Ort volkreicher werde. Um auch Arbeitsleute dahin zu bringen: so hätte er sie auf ein Jahr von allen Abgaben befreyet.

Im folgenden Weinmonate gieng in der Landschaft **Gingy** eine große Veränderung vor. **Schirkam Ludy** hoffte durch Eroberung der Hauptstadt dem ganzen Kriege ein Ende zu machen: aber ein anderer Feind, dessen er sich nicht versah, machte seinen Absichten, welche der Gesellschaft sehr vortheilhaft waren, selbst ein Ende. Der berühmte Rebell **Sevagi**, dessen Namen die vorigen Berichte öfter als einmal erwähnen, hatte den König von Golkonda zu Erlegung einer großen Summe Geldes gezwungen, hernach aber ein Bündniß mit ihm gemacht, das auf Eroberung des zu **Visapur** gehörigen Stückes von **Carnat** abzielete, und zog jetzo gegen **Gingy**. Weil nun der Befehlshaber diesem neuen Angriffe seines Ermessens nicht gewachsen war: so übergab er ihm die Stadt nebst ihrem Bezirke, und bedung sich dagegen eine andere Stelle im Königreiche **Golkonda**. Diese schleunige Eroberung reizete den **Sevagi**, sein Heer vor die berühmte Festung **Velurs**, den ehemaligen Sitz der carnatischen Könige zu führen. Weil er aber wegen Tapferkeit des dasigen Befehlshabers besorgte, die Belagerung möchte sich in die Länge ziehen: so sperrete er den Ort nur ein, und zog mit seinem übrigen Volke, das aus fünf und zwanzig bis dreyßig tausend zu Fuße, und zehn bis zwölf tausend zu Pferde bestund, gegen den **Schirkam**, welcher damals nicht mehr, als etwa drey tausend zu Pferde, und einige tausend zu Fuße bey sich hatte. Dieser Freund der Franzosen mußte folglich in Unordnung zurück weichen. Er verschloß sich in einem Platze, Namens **Bonegupamant**, und wa-

x) Dieser war ein Bruder des **Caveskam**, davon in der Geschichte des **Don Pedro** von **Castro** geredet wird.

y) Der Abt **Guyon** bringt das **Caul** bey, welches die gänzliche Freyheit, allerley beliebigen Handel zu treiben, und in der ganzen Landschaft **Gingy** Waarenhäuser aufzubauen, enthält. „**Sevagi** bewilligete der Gesellschaft die Freyheit „von allen Abgaben, mit Ausnahme anderthalb „vom Hundert für alle aus- und eingehende Waa„ren. Bey ihrem Verkaufe sollen die Kaufleute „fünf Jahre lang eben so viel erlegen, nach Verlaufe dieser Zeit aber überhaupt nicht mehr als dritt„halb vom Hundert, dagegen sie von allen andern „Auflagen, als **Paliagars**, **Taliars**, Pescus „und überhaupt von allen und jeden Belastungen frey seyn sollen. Keine andere Nation, zum „Beyspiele, weder Dänen, Engländer, Portu„giesen, noch andere, dürfen ohne Vergünstigung „der Gesellschaft zu **Pondichery** handeln oder „Waaren ans Land bringen. Alle Handwerksleute

de sogleich darinnen belagert. Nach einem etlichtägigem Widerstande, mußte er alle Plätze, die er im Namen des Königes von Visapur innen hatte, dem Ueberwinder einräumen, und zwanzig tausend Pagoden bezahlen. Seine Söhne blieben bis zu Auszahlung des Geldes als Geisel in des Feindes Hand: er selbst aber setzte sich in einen Wald, einige Tagereisen von Pondichery, und machte seinem Herrn durch abgeschickte Bothen den Zustand dieser Landschaft zu wissen.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Martin merkte wohl, was ihm zu Pondichery bevorstünde, suchte folglich alle Beschützungsmittel hervor. Obgleich Sevagi sich gegen die Franzosen sonst immer freundlich erzeigt hatte: so hielt er doch für rathsam, die vorhandenen Güter der Gesellschaft mit einem portugiesischen Schiffe, das eben auf der Rhede lag, nach Madras zu schicken. Indem er auch weder von dem Schirkam einige Hülfe erwarten, noch mit seiner Handvoll Franzosen große Dinge thun konnte: so schickte er dem heranziehenden Ueberwinder einen in der Gesellschaft Diensten stehenden Bramanen entgegen, und ließ seinen Glückwunsch über dessen Ankunft und erhaltene Vortheile ablegen. Diese List that alle erwünschte Wirkung. Sevagi beschwerete sich zwar darüber, daß es die französische Nation mit dem Schirkam gegen den Befehlshaber zu Gingy gehalten hätte. Doch der Abgeordnete machte seine Dinge vortrefflich, und wirkete ein Caul, das ist, einen förmlichen Freyheitsbrief aus, worinnen Sevagi den Franzosen zustund, in Pondichery zu bleiben, mit der einigen Bedingung, sie sollten sich in den gegenwärtigen Krieg nicht mischen *y*).

Die Gesellschaft erhält Ländereyen.

Diese Begünstigung kostete den Franzosen nicht mehr, als fünfhundert Pagoden. Als in eben diesem Jahre Martin das vorgeschossene Geld vom Schirkam Ludy nicht wieder bekommen konnte: so trat ihm solcher die Einkünfte der Ländereyen um Pondichery so lange ab, bis er sich davon bezahlt gemacht hätte. Es wurde auch nachgehends der französische Handelssitz mitten im größten Kriege unangetastet gelassen, ob er gleich nicht mehr als hundert und dreyßig Mann zu seiner Vertheidigung hatte. Als im Jahre 1686 die Unruhe im Lande aufhörete: so ließ Martin zwey große Vorrathshäuser, und andere Gebäude von Ziegelsteinen erbauen *z*). Zween Monate hernach dachte man an eine dauerhaftigere Befestigung, und führete auf der Westseite *a*) eine starke Mauer auf, welche nachgehends um die übrigen Seiten fortgebauet worden. Im Jahre 1689 erhielt der Befehlshaber von den Beamten des Sommaschi Rascha, des Sohnes und Nachfolgers vom Sevagi, die Erlaubniß, vier Thürme zu Vertheidigung der Streichwehren aufzuführen. Um eben diese Zeit erfuhr er die Gefangenschaft und Hinrichtung des Sommaschi. Es fiel derselbe durch Verrätherey eines seiner vornehmsten Bedienten in einen Hinterhalt, den ihm die

Man befestiget Pondichery.

„te und Bediente der Gesellschaft, bleiben frey zu „Pondichery, und sind nicht gehalten, dem Divan einige Abgabe wie andere Einwohner zu bezahlen. Die Gesellschaft kann so viele Lascars „und Diener annehmen, als sie es nöthig findet. „Wenn die Leute der Gesellschaft mit den Leuten des „Divans Streit haben, oder Strafe verdienen: „so soll die Gesellschaft Recht sprechen, ohne daß „sich der Divan darein mische u. s. w. Dieser „Caul soll beständig gelten. Geschehen den 15ten „des Heumonates im Jahre 1680.„ A. d. 228 und vorherg. S.

z) Die Loge war damals nur mit Strohe gedeckt.

a) Den Befehl darzu gab Herr Ceberet, einer von den französischen Bothschaftern am siamischen Hofe, von welchem er vor dem Loubere abgereiset war, um die französischen Handelsplätze zu besichtigen. Man sehe oben die zweyte Reise nach Siam.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Völker des großen Mogols legten. Der Ueberwinder ließ ihm die Augen ausstechen, und den Kopf wegschlagen.

Diese Begebenheit stiftete große Unruhe im Lande, welche nicht wenig zunahm, als man in Indien die Nachricht von einem Kriege zwischen Frankreich und Holland bekam. Obgleich die Holländer eine schlechte Kriegesmacht auf dieser Küste hatten: so suchten sie doch alle andere erdenkliche Mittel hervor, die französische Gesellschaft um diesen Handelsplatz zu bringen, welcher ihrem Verkehre schädlich fiel. Weil sie nun nicht hoffen durften, mit Gewalt viel auszurichten: so wandten sie sich an den Oberstatthalter im ganzen Lande, Avy Rascha, und bothen eine ansehnliche Summe zu Bezahlung der Kriegesvölker des Rama Rascha, Bruders und Nachfolgers vom Sommaschi, nebst ansehnlichen Geschenken für ihn selbst, wofern er ihnen Pondichery einräumen wollte. Es wurde aber nichts aus diesem Vorschlage; vielmehr dienete er den Franzosen nur zu einer Warnung, wohl auf ihrer Hut zu stehen. Sie besetzten folglich jedweden Thurm mit sechs Stücken, verbollwerketen alle Zugänge zu ihrer Loge, und bewachten sie mit einheimischen Soldaten *b*).

Pondichery geht an die Holländer über.

Das ganze folgende Jahr wurden sie unabläßig von den Engländern und Holländern bedrohet. Martin beschloß also im Jahre 1691, alle unnütze Mäuler zu den Portugiesen nach S. Thomas zu schaffen, woselbst sie auch sehr freundlich aufgenommen wurden. Darauf schaffte er Mund- und Kriegesvorrath zur Hand, nahm mehr Soldaten aus dem Lande in Dienste, warf eine Redute auf, und zwar an eben dem Orte, wo die Capuziner den Anfang zu einem Kirchenbaue gemacht hatten. Er befestigte auch noch andere Orte, wo die Feinde etwa festen Fuß setzen konnten. Diese Bemühungen wurden bis 1693 fortgesetzet. Sodann erst erschienen die Holländer mit einer solchen Macht vor der Stadt, damit sie den wichtigsten Ort in ganz Indien hätten angreifen können. Ihre Flotte bestund aus neunzehn Schiffen, vielen Booten und halben Booten, doppelten Schaluppen, und allerley in dasiger Gegend üblichen Fahrzeugen. Sie setzten mehr als funfzehn hundert ordentliche Soldaten ans Land, eine große Menge Matrosen, bey zwey tausend Bughis, Macassaren und Singalesen, funfzehn bis zwanzig metallene Stücke von achtzehn Pfund, vier und zwanzig Feldstücke, sechs Mörser, und weit mehr Kriegesbedürfnisse, als ihre Unternehmung erforderte, ohne noch zu gedenken, daß sie den Landesherrn auf ihre Seite gebracht, und ihm die Stadt nebst dem ganzen Bezirke abgekauft hatten. Dieser Kauf hatte ihnen über funfzig tausend Pagoden gekostet. Die Franzosen wurden hitzig angegriffen. Sie wehreten sich einige Tage: allein, weil sie der großen Gewalt nicht länger widerstehen konnten: so schlugen sie den 6ten des Herbstmonates Chamade; und hierauf verglich man sich wegen der Uebergabe *c*).

Die Franzosen bekommen es wieder.

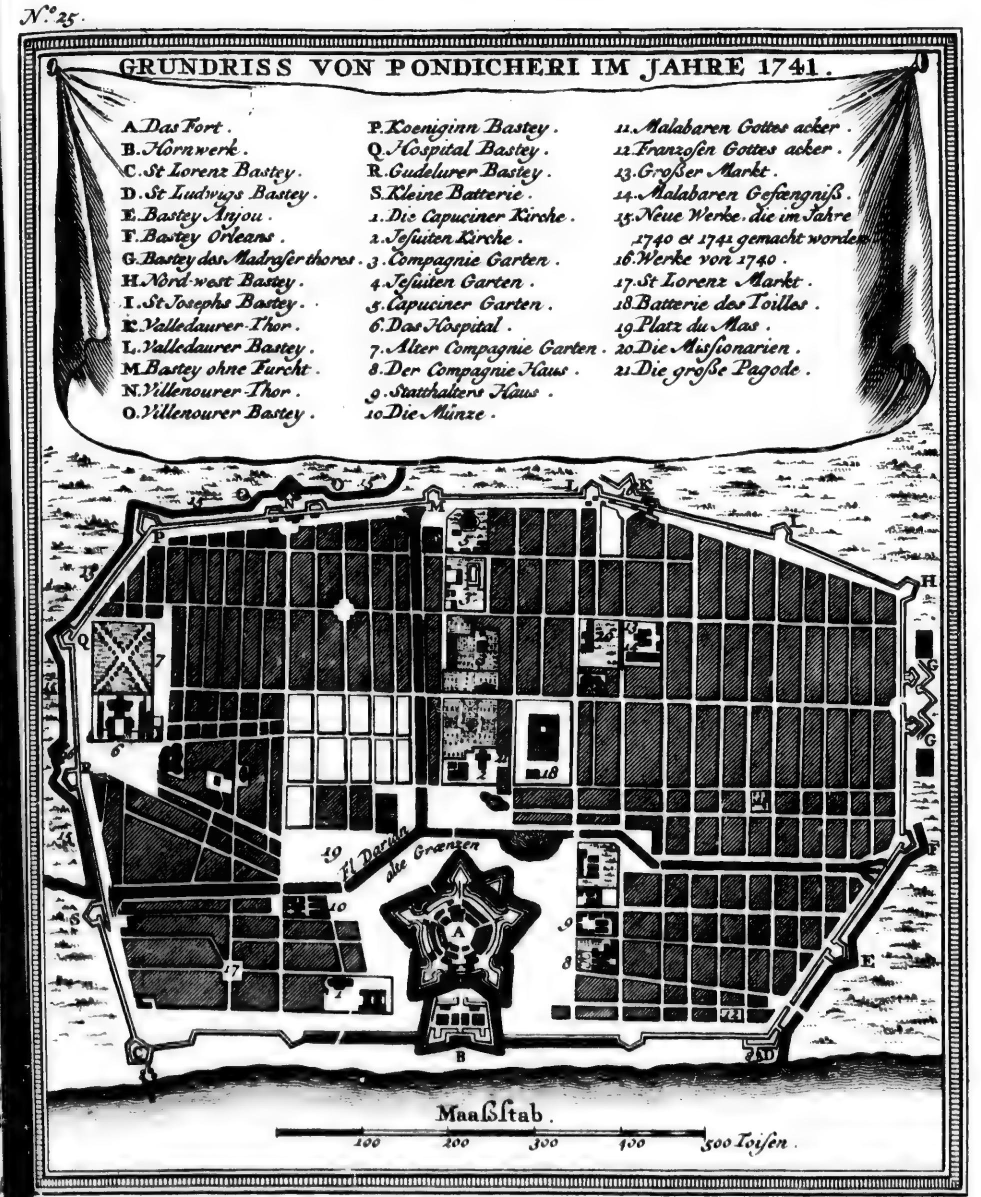
Auf diese Weise bekam die Festung Pondichery andere Herren, und blieb beynahe sechs Jahre in der Holländer Gewalt; indem sie erst zu Anfange besagten Jahres, vermöge des Ryßwickischen Friedens, der Gesellschaft wieder eingeräumet wurde. Die Festungswerke waren unterdessen ansehnlich vermehret worden. Die Holländer hatten die Mauer völlig ausgebauet, und mit sieben Bollwerken gedeckt. Aus dieser Ursache

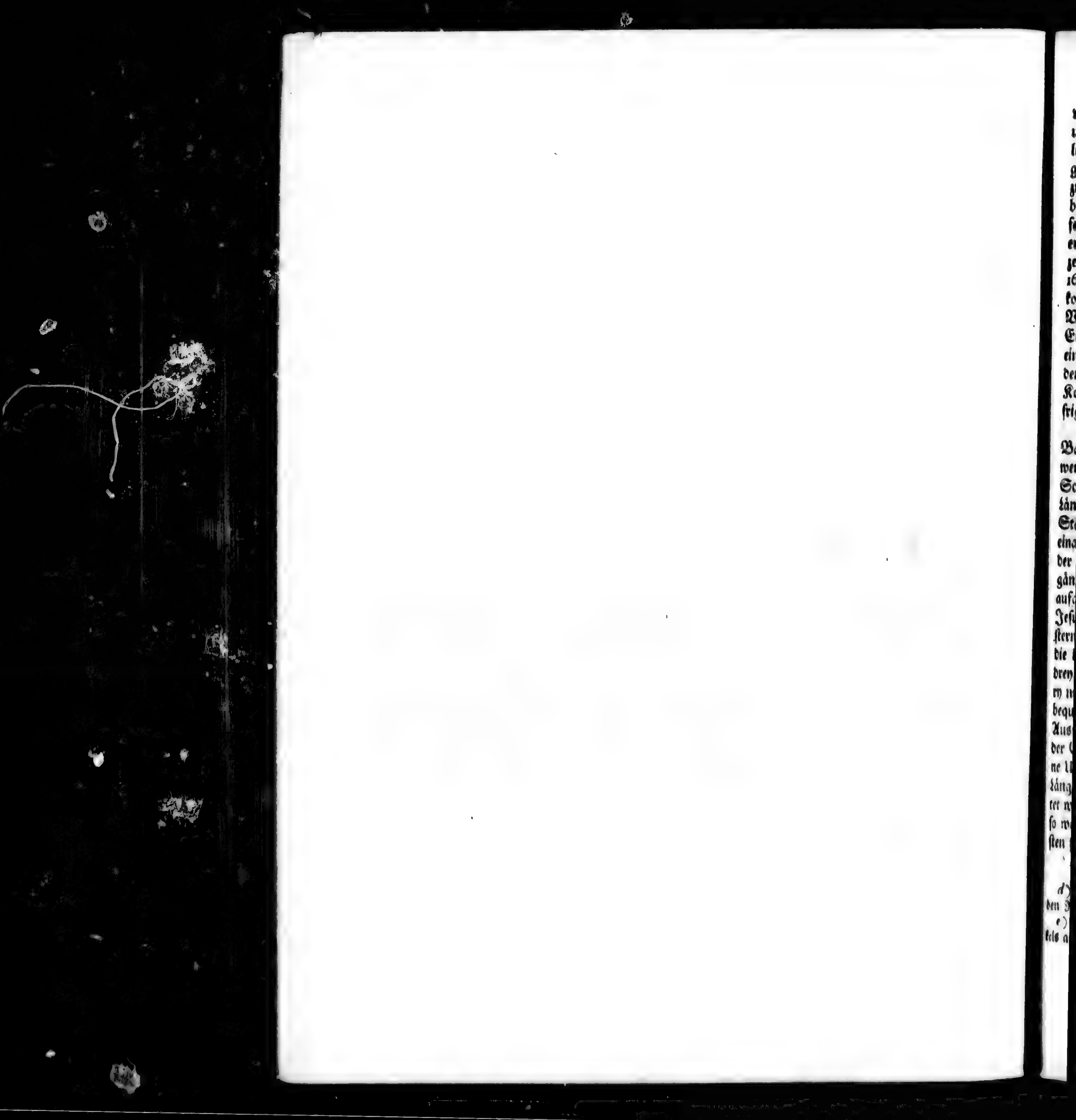
verlangte

b) Wofern die Zahl der Franzosen seit den letzten Jahren nicht stärker angewachsen ist, wovon zwar der Verfasser kein Wort meldet, so waren ihrer nicht mehr, als vier und dreyßig.

c) Der Herr Abt Guyon bringt die Artikel a. d. 234 und folg. S. bey.

N°. 25.


GRUNDRISS VON PONDICHERI IM JAHRE 1741.
A. Das Fort.
B. Hornwerk.
C. St Lorenz Bastey.
D. St Ludwigs Bastey.
E. Bastey Anjou.
F. Bastey Orleans.
G. Bastey des Madraser thores.
H. Nord-west Bastey.
I. St Josephs Bastey.
K. Valledaurer-Thor.
L. Valledaurer Bastey.
M. Bastey ohne Furcht.
N. Villenourer-Thor.
O. Villenourer Bastey.
P. Koeniginn Bastey.
Q. Hospital Bastey.
R. Gudelurer Bastey.
S. Kleine Batterie.
1. Die Capuciner Kirche.
2. Jesuiten Kirche.
3. Compagnie Garten.
4. Jesuiten Garten.
5. Capuciner Garten.
6. Das Hospital.
7. Alter Compagnie Garten.
8. Der Compagnie Haus.
9. Statthalters Haus.
10. Die Münze.
11. Malabaren Gottes acker.
12. Franzosen Gottes acker.
13. Großer Markt.
14. Malabaren Gefængniß.
15. Neue Werke, die im Jahre 1740 et 1741 gemacht worden.
16. Werke von 1740.
17. St Lorenz Markt.
18. Batterie des Toilles.
19. Platz du Mas.
20. Die Missionarien.
21. Die große Pagode.
Fl. Darua
alte Grænzen
Maaßstab.
100
200
300
400
500 Toisen.
J. Punt Sc.



verlangten sie die Ersetzung der Unkosten, welche auf sechzehn tausend Pagoden verglichen, und bezahlet wurden. Sogleich erhielt Martin, der für sein Wohlverhalten allerley Belohnungen empfangen hatte, Befehl, alles anzuwenden, um den Ort gegen fernere Angriffe in Sicherheit zu setzen. Man versorgte ihn mit einer Menge Kriegesbedürfnisse, und zweyhundert französischen Soldaten, wozu er noch aus Bengalen dreyhundert Topassen mitbrachte. Man gab ihm Officier, die Völker anzuführen, und zween Ingenieurs die Befestigung in vollkommenen Stand zu setzen. Zu Ende des Jahres 1699, berichtete er schon, er hätte in der Stadt hundert neue Häuser gebauet, um Einwohner herbey zu locken, und zehn Jahre hernach, zählete man bereits funfzig bis sechzig tausend Einwohner. Seit 1685 bis 1710, hatte sie der indianischen Gesellschaft mehr als achthundert tausend Livres gekostet *d*). Als nachgehends die Handlung sehr in Abnahme gerieth: so gerieth auch der Vorsatz ins Stecken, Pondichery zu vergrößern und zu befestigen. Doch weil die Zahl der Einwohner und Häuser täglich anwuchs: so beschloß die Gesellschaft, die ganze Stadt mit einer Mauer einzufassen. Sie selbst trug einen Theil der Unkosten, die Einwohner aber den andern. Die Arbeit wurde durch eine Auflage von zween Sous monatlich für jeden Kopf merklich befördert. Den Anfang dazu machte man im Jahre 1723 *e*), und fuhr eifrig damit fort.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Weil die Statthalter sorgfältig darauf sahen, jedem, welcher es verlangte, einen Bauplatz anzuweisen: so wurde die Stadt mit der Zeit eben so ordentlich angebauet, als wenn man sie auf einmal angeleget hätte. Es schien, als ob man die Gassen nach der Schnur gezogen hätte. Die vornehmste, welche von Süden gegen Norden geht, hat eine Länge von tausend Toisen, das ist, eine halbe Pariser Meile, und diejenige, welche die Stadt nach der Breite durchschneidet, hat sechs hundert Toisen. Alle Häuser stoßen aneinander. Das ansehnlichste ist des Statthalters seines. Auf der andern, das ist, auf der Abendseite, hat der Garten der Gesellschaft seine Stelle. Er ist mit sehr schönen Baumgängen gezieret, wo jedermann frische Luft schöpfen kann. Dabey steht ein großes wohlaufgeputztes Haus, worein der Statthalter ausländische Prinzen und Gesandten leget. Die Jesuiten haben ein schönes Collegium in der Stadt; funfzehn bis zwanzig von ihren Priestern geben der Jugend Unterricht im Lesen und Schreiben, auch in der Mathematik, aber die lateinische Sprache lehren sie nicht. Im Missionshause sind nicht mehr, als zween bis drey Priester, und im Capuzinerkloster sieben bis achte. Obgleich die Häuser zu Pondichery nur ein einiges Geschoß haben: so sind doch die Wohnungen vermöglicher Leute groß und bequem. Die Heiden haben zwo Pagoden in der Stadt, die man ihnen nebst der freyen Ausübung ihres Gottesdienstes für die Braminen lassen muß, weil die Landeskönige bey der Einräumung darauf drangen. Die Braminen *f*) sind zwar arm: sie arbeiten aber ohne Unterlaß, und verschaffen der Stadt nebst dem ganzen Lande alle Reichthümer. Die Länge ihrer Häuser beträgt gemeiniglich nur acht Klafter, die Breite sechse; dem ungeachtet wohnen wohl funfzehn bis zwanzig Personen in einem. Es haben diese Wohnungen so wenig Licht, daß man kaum begreift, wie sie zu ihrer Arbeit sehen können. Die meisten sind Weber, Zeugmaler, oder Goldschmiede. Sie schlafen fast ganz nackend auf

Beschreibung von Pondichery.

d) A. d. 247 S. Der ganze Verlauf ist aus den Registern der Gesellschaft genommen.

e) Man sehe die zu Ende gegenwärtigen Artikels angehängten Betrachtungen. Alle unsere Handelsgesellschaften wurden im Jahre 1719 in eine zusammen gezogen.

f) Im Lande saget man Braina.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

einer bloßen Matte im Hofe oder auf dem Dache, gleichwie die Einwohner überhaupt zu thun pflegen. Denn weil Pondichery unter dem zwölften Grade Norderbreite, folglich im heißen Erdstriche liegt, so ist es daselbst nicht allein sehr heiß, sondern es regnet auch im ganzen Jahre nur sieben bis acht Tage, nämlich mit Ausgange des Weinmonates.

Sonderbarer Regen.

Dieser Regen, welcher allemal ordentlich erfolget, ist vielleicht eine der sonderbaresten Naturbegebenheiten.

Arbeitsamkeit der Bramaner.

Die besten heidnischen Arbeitsleute, verdienen des Tages nicht mehr als zween Sous. Gleichwohl können sie mit Weib und Kind davon leben. Denn sie essen nichts als Reiß in Wasser gekochet; der Reiß aber ist sehr wohlfeil. Sie essen kein ander Brodt, als ungesäuerte Kuchen, die sie in der Asche backen, obgleich es zu Pondichery eben so gutes Brodt giebt, als in Europa. Ungeachtet es so wenig im Lande regnet, der Reiß aber unter dem Wasser aufwachsen muß: so erndtet man doch selbigen in erstaunlicher Menge; und dieser Ueberfluß wird bloß durch die emsige Arbeit und Geschicklichkeit der Heiden zuwege gebracht. Sie graben auf ihrem Felde von einer Weite zur andern Brunnenlöcher von zehn bis zwölf Schuhe tief, worein das Regenwasser abläuft; sie setzen auch einen Zugbalken, wie unsere Schöpfbrunnen haben, darüber. An einem Ende ist selbiger beschweret, am andern hängt der Eimer. Hernach tritt ein Kerl mitten auf den Balken, und giebt ihm mit den Füßen den Schwung, daß er wechselsweise auf und nieder geht; dabey singt er in malabarischer, als der Landessprache: Nun das war einer; das war der zweente u. s. w. nämlich ausgeschöpfte Eimer. Ist diese Grube ausgeschöpfet: so geht er an eine andere. Ueberhaupt wissen die Leute hier zu Lande das Wasser ungemein gut auszutheilen, und damit zu wirthschaften. Zuweilen sammeln sie in Teichen, Lachen und Gräben einigen Wasservorrath, wenn die Flüsse austreten, welches auch mit dem bey Pondichery fließenden **Colram** geschieht. Die Muhammedaner, oder insgemein alsogenannten Mohren, sind eben so faul, als die Heiden arbeitsam g).

Rhede bey Pondichery.

Die Stadt Pondichery liegt vierzig bis funfzig Klafter von der See, welche an dieser Küste zur Fluthzeit nie über zween Fuß steigt. Es ist eine bloße Rhede, wo die Schiffe nicht bis ans Land kommen können. Man muß die Waaren beym Aus- und Einladen, durch kleine Fahrzeuge bis auf eine Meile weit auf der See hin und her bringen, welches bey dieser Stadt, die übrigens alle ersinnliche Bequemlichkeiten genießt, keine geringe Beschwerlichkeit ist. Die Lebensmittel sind äußerst wohlfeil. Man hat Fleisch, Wildpret, und Fische im Ueberflusse. Fehlet es gleich an unsern europäischen Sommerfrüchten, so bringt das Land doch andere weit bessere, die wir nicht haben, hervor h).

Staat des Statthalters.

Der Generalstatthalter der Gesellschaft hat zwölf reutende Trabanten, in Scharlachröcken, mit schwarzen Aufschlägen und einer goldenen Tresse gekleidet. Des Hauptmanns Rock ist auf allen Näthen besetzt. Die Trabanten zu Fuße, die man Pions nennet, bestehen aus dreyhundert Mann, und haben allerley Verrichtungen, je nachdem man sie brauchet. Soll aber ein ausländischer Fürst, König oder Gesandter empfangen werden: so hat der Statthalter den ganzen Hofstaat um sich. Bey feyerlichem Gepränge, da die Beamten der Gesellschaft den gewöhnlichen Pracht der Morgenländer nachahmen müssen, läßt er sich durch sechs Kerle in einem Palankin tragen, dessen Himmel und

Polst[...]

g) A. d. 252 und vorherg. S.
h) Ebendas. i) A. d. 253 S.

k) Der Verfasser bringt das Patent oder [...] genannte Firman bey. Es ist vom 15ten [...] rung[...]

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Polster gestickt, auch mit goldenen Troddeln behangen sind. Mit einem Worte, er erscheint in einer seinem Range gemäßen Herrlichkeit *i*).

Macht der Stadt.

Zu Folge des letztern Verzeichnisses hat Pondichery hundert und zwanzig tausend Einwohner, sowohl Christen, als Mohren und Heiden: ferner, viele geräumliche Packhäuser, sechs Thore, ein Schloß, eilf Schanzen oder Bollwerke, und vier hundert und fünf Stücke, nebst Mörsern und anderm groben Geschütze. Der Ruhm, in welchem die Franzosen durch die kluge Anstalten ihrer Statthalter stehen, darunter unser Verfasser absonderlich des Herrn **Dumas**, welcher dieses Amt im Jahre 1735 erhielt, gedenket, hat ihnen bey den indianischen Prinzen allerley Vorrechte, Ehrenbezeugungen und Vorzüge zu wege gebracht, welche der Nation angenehm fallen. Die vornehmste Begünstigung ist diese, daß sie Münze mit des mogolischen Kaisers Gepräge schlagen dürfen, welches den Holländern, ihres Gegenanerbiethens ungeachtet, noch niemals erlaubt worden. Die Engländer genossen dieses Recht einige Jahre, ließen es aber wegen allerley vorgegangener Veränderungen wieder fahren. Herr **Dumas** wirkete im Jahre 1736 diese Gnade aus, indem der mogolische Kaiser **Mahomet Schach** deswegen ein Patent an den Nabab oder Unterkönig der Landschaft **Arcatte** *k*), Namens **Aly Daust Kam**, ergehen ließ. Zugleich kam auch ein Elephant in völliger Rüstung mit, welches bey den Morgenländern ein Geschenk ist, das man nur Königen und mächtigen Fürsten machet. Weil Herr Dumas wohl wußte, was die Gesellschaft für Vortheile davon haben könnte: so ließ er von 1735 bis 1741, da er nach Frankreich zurück gieng, alle Jahre für sechs bis sieben Millionen Rupien prägen. Ein solches Münzstück hat des Mogols Gepräge, ist etwas breiter, als ein französisches Viergroschenstücke, aber dreymal so dick, und gilt acht und vierzig Sous, oder zwanzig Groschen.

Herr Dumas läßt Geld münzen.

Damit man ermessen möge, was dieses Vorrecht der Gesellschaft eintrage: so ist zu wissen, daß der Statthalter seine Rupien nach eben dem Schrote und Korne ausmünzete, als der Mogol, das ist, eben so viel Kupfer zusetzete, auch eben den Schlagschatz von sieben aufs Hundert darauf setzte. Demnach ist leicht zu berechnen, daß die Gesellschaft an den fünf bis sechs Millionen, welche mehr als zwölf Millionen Livres betrugen, jährlich vierhundert tausend Livres gewann. Dieser Gewinn wächst täglich, weil die Rupien zu Pondichery erstaunlich stark im Schwange gehen, und lieber genommen werden, als eine andere indianische Münze. Sie werden nicht nur aus den Silberstangen gemünzet, welche die Gesellschaft nach Indien schicket, sondern es bringen auch alle Nationen ihr Metall zum Ausmünzen dahin, woran die Münze nach Beschaffenheit des Zusatzes gewinnt. Künftig werden im Handel keine andere Sorten als Pagoden und Zechinen *l*), gegen das zu Pondichery gemünzte Geld aufkommen. Die Pagode ist die alte indianische Münze, wird von Golde in Gestalt eines kleinen Westenknopfes gemacht, und gilt acht Livres zehn Sous. Auf der untern platten Seite steht ein Götzenbild, der obere runde Theil ist mit kleinen Körnigen ausgezieret, wie einige Ermelknöpfe. Der Zechin ist eine ordentliche Münze von feinem Golde und gilt zehn Livres nach französischer Währung. (zwey Thaler, sechzehn Groschen). Er ist etwas breiter, als ein französisch vier Groschenstücke, aber nicht so dick, daher auch allemal etwas gebogen. Viele sind durchlöchert, weil sie von den Indianerinnen um den Hals gehänget werden, wie etwa ein Schaustück.

Was die Gesellschaft dabey gewinnt.

Gestalt der Pagodenmünze.

Zechinen.

…ngsjahre des Mahomet Schach, das ist, vom …en August des 1736sten Jahres.

l) Guyon schreibt Schins, welches der Gewohnheit zuwider.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery

stück. Diese Münze geht ungemein stark im Lande, und wird nur zu Venedig gepräget. Die Venetianer bringen sie mit nach Bassora, in den persischen Seebusen, nach Mocka, in die Straße Babel mandel und nach Gedda, welches der Hafen von Mekka ist, an welchen Orten sie einen gewaltig starken Handel treiben. Denn die Indianer bringen weit mehr Waaren dahin, als die Franzosen, Engländer, Holländer und Portugiesen mit einander von ihnen abholen. Selbige verkaufen sie an die Persianer, Aegypter, Türken, Russen, Pohlen, Schweden, Deutsche und Genueser, als welche nach einem unter besagten dreyen Häfen kommen, und hernach die Waaren über die mittelländische See nach Hause führen.

Uebrige Münze zu Pondichery.

Wir müssen an diesem Orte noch beyfügen, was für andere Münzsorten zu Pondichery im Schwange gehen. Nach den Pagoden läßt unser Verfasser die silbernen Rupien in der Ordnung folgen. Sie sind ziemlich plump, nicht gar so groß, als ein französisch vier und zwanzig Sousstücke, aber noch einmal so dick. Ihr Gepräge ist auf der ganzen Küste Coromandel einerley. Auf einer Seite steht: im - - Jahre der glorwürdigen Regierung Mahomets; auf der andern: diese Rupie wurde zu - - gepräget. Auf denen zu Pondichery und Madras geprägten, wird Arcatte zur Münzstätte angegeben, weil die Münzberechtigung von dem Nabab besagter Landschaft herrühret. Doch kennet man das Pondicherygeld an einem unten auf der andern Seite befindlichen halben Monde, das Madrasser aber, an einem Sterne.

Der Fanon ist eine kleine Silbermünze, davon achthalbe eine Rupie machen, vier und zwanzig aber eine Pagode. Folglich gilt ein Fanon etwas weniger, als sechs Sous.

Ein Casch ist eine Kupfermünze, davon vier und sechzig ein Fanon machen. Er gilt also etwas mehr, als ein französischer Heller.

Obgleich diese Sorten durch ganz Indien gäng und gäbe sind: so haben sie doch nicht überall einerley Werth, indem einige immer etwas besserhaltiger sind, als andere.

Ponis und Coris.

In Bengalen rechnet man auch nach Ponis, welche aber keine Münze, sondern nur eine gewisse Währung sind, gleichwie in Frankreich die Pistolen. Eine Silberrupie von Arcatte beträgt sechs und dreyßig bis sieben und dreyßig Ponis, folglich einer etwa fünf französische Liards. Weiter unten hat man die kleinen Muscheln, davon in der Beschreibung von Africa und den maldivischen Eylanden weitläuftig geredet worden. Sie heißen Coris, und vier und zwanzig machen ein Ponis.

Anwachs der französischen Güter.

Der französische Handelssitz zu Pondichery, hat bey mancherley Gelegenheit einen Zuwachs gewonnen, und zwar auf eine für die Beamten der Gesellschaft und die ganze Nation rühmliche Weise, welche folglich nicht weniger, als die Orte selbst, angeführet zu werden verdienet.

Im Jahre 1738 verließ der König Cidoschy zu Tanschaur bey seinem Absterben die Krone dem Sohne seines Bruders, Sabargy Maha Raju, einem jungen Herrn von sechs und zwanzig bis sieben und zwanzig Jahren. Es brachte aber ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königes, welcher bey seines Vaters Lebenszeit großen Antheil an der Regierung gehabt hatte, einen starken Anhang zusammen, damit er sich des Pallastes und

m) Großer Fluß auf Coromandel, welcher das Tanschaurische von des großen Mogols Gebiethe scheidet.

n) Die Pagode ist mit hohen dicken Mauern umgeben, gehöret den Mohren, und es liegt mohrische Besatzung nebst einem Befehlshaber darinnen

und der Stadt m) **Tanschaur** bemächtigte. **Sahagy** rettete sich mit einigen Personen zu Pferde, setzte über den **Coldram**, und floh in die große befestigte Pagode **Schalambron** n), welche zwanzig Meilen nordlich von **Tanschaur** und acht Meilen südlich von **Pondichery** liegt. Hier brachte er zwar einiges Volk zusammen: weil es ihm aber an Gewehr und Kriegesvorrathe fehlete: so rieth ihm der mohrische Befehlshaber des Ortes, er sollte die Franzosen um Beystand ersuchen, weil sie herzhaft und großmüthig wären. Dergleichen Leuten fielen dem Prinzen zu Behauptung des Thrones nöthig; er schickte folglich einige vertraute Personen an den Generalstatthalter des französischen Indiens, bath um Beystand, und versprach dagegen die Stadt **Karical**, die Schanze **Karcanschery**, und einige benachbarte Dörfer, nebst dem ganzen dazu gehörigen Bezirke abzutreten.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Die Gesellschaft hatte nebst ihrem indianischen Statthalter längst eingesehen, wie vortheilhaft es wäre, wenn sie in des Königes von **Tanschaur** Lande festen Fuß fassen könnte. Nur hatten die Holländer zu **Negapatan** o) ihre Anschläge allemal zu Wasser gemachet. Ja sie hatten es so weit gebracht, daß der **tanschaursche** König die Franzosen aus **Cancrypatuam** wegjagte, welcher Ort in seinem Lande und an der Küste Coromandel lag, und wo die alte Gesellschaft im Jahre 1688 einen Handelssitz angelegt hatte. Demnach ergriff der Statthalter von Pondichery die Gelegenheit, und schloß mit des **Sahagy** Abgeordneten einen Vergleich, darinnen er versprach, zwey hundert tausend Livres theils an Gelde, theils an Kriegesbedürfnissen zu liefern, auch sonst nach Vermögen Beystand zu leisten. Dagegen trat ihm der Prinz die besagten Orte durch eine förmliche Schrift ab p). Sogleich wurden zwey große der Gesellschaft gehörige Schiffe, nämlich der **Bourbon** von sechzig Stücken, und der **Saint Geran** von sechs und vierzig, ausgerüstet, auch mit Volke, Geschütze und anderm Kriegesvorrathe versehen, nicht nur um dem Könige beyzustehen, sondern auch **Karical** in Besitz zu nehmen. Ehe aber diese Zurüstung zu Stande kam: so hatte **Sahagy Maha Rajus** die vornehmsten Anhänger seines Feindes dahin gebracht, daß sie denselben im Pallaste beym Kopfe nahmen, dagegen aber den **Sahagy** in **Tanschaur** einließen, woselbst ihn jedermann ohne Widerstand als König erkannte. Des **Cidoschy** Sohn, der ihm in die Hände fiel, wurde geviertheilet, und die Stücke an den Stadtthoren aufgehangen.

Alles dieses geschah so schleunig, daß die Franzosen unter Segel giengen, ohne ein Wort davon zu wissen. Mit Anfange des Augustmonates, warfen sie bey **Karical** Anker. Sobald die Holländer zu **Negapatan** die Schiffe sahen, und von dem geschlossenen Vergleiche Nachricht bekamen: so schickten sie Abgeordnete mit Geschenken nach **Tanschaur**, um den König und seine Räthe zu Aufhebung des Vergleiches zu vermögen. Sie ließen es zugleich an Drohungen nicht fehlen. Indem nun **Sahagy** die französische Hülfe nicht weiter nöthig hatte: so verschob er nicht nur unter mancherley nichtigen Ausflüchten die Uebergabe von **Karical** und der Schanze an die Schiffshauptleute zu thun, sondern er befahl vermuthlich auch ingeheim, man sollte sie gar nicht ans Land lassen. Einer von seinen Kriegesobersten, welcher mit einigen tausend Mann in dieser Gegend stund, rückte an den Strand,

o) Holländische Schanze, und große indianische Stadt, vier Meilen südlich von Karical.

p) Die Schrift ist vom Heumonate des 1738sten Jahres.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Strand, und ließ den französischen Befehlshabern melden, wer ans Land trete, den werde er angreifen. Beyde Schiffe lagen also zween Monate vor Karical, und bekamen endlich vom Statthalter Befehl, nach Hause zu kommen. Zwar hätten sie der Indianer Gegenwehr ungeachtet, die Sache mit Gewalt ausführen können. Weil sie aber einen Handelssitz anlegen wollten: so litt es die Klugheit nicht, sich durch Gewaltthätigkeiten verhaßt zu machen q).

Unterdessen hob der König seinen Vergleich nicht gänzlich auf, sondern verschob nur dessen Erfüllung, bis zu Ausgange seines Krieges mit dem Sander Saheb, Nabab von Trichenapaly. Dieser war ein besonderer Freund des Statthalters, und voll Hochachtung gegen die ganze Nation. Als er nun erfuhr, was der König von Tanschaur versprochen hatte, und jetzo nicht halten wollte: so both er dem Statthalter durch ein Schreiben an, er wollte Karical erobern, und ihm einräumen. Man ließ es sich gefallen. Der mogolische Nabab, ein Mann von großem Muthe und Ehrlichkeit, brachte sein Versprechen sogleich zur Erfüllung. Er schickte einen seiner Obersten, einen Spanier, Franz Pereira r), welcher den Franzosen seit langer Zeit günstig war, mit vier tausend Pferden ab. Dieser zerstreuete die tanschaurschen Völker, eroberte Karical und Karcanschery, und brachte dem Statthalter die Nachricht davon in eigener Person nach Pondichery. Sogleich wurde ein kleines Fahrzeug von hundert und funfzig Tonnen, das eben auf der Rhede lag, ausgerüstet. In vier und zwanzig Stunden waren die Franzosen zu Karical; und Pereira s) übergab ihnen, nach des Nababs Befehle die Stadt, nebst der Schanze Karkanschery. Vier Tage hernach schickte man alles zur Vertheidigung erforderliche auf einem großen Schiffe dahin.

Der König von Tanschaur betrübte sich wenig darüber. Denn er verschob die Erfüllung seines Versprechens bloß den Holländern zu gefallen, von denen er große Summen gezogen hatte. Weil er nun furchte, die Franzosen möchten das abgeredete nicht mehr leisten wollen: so schrieb er geschwind an den Statthalter zu Pondichery, klagte, daß er die von ihm abgetretenen Orte durch Hülfe seiner abgesagten Feinde der Mohren in Besitz genommen hätte, ungeachtet sie ihm nach geendigtem Kriege ohnedieß eingeräumet worden wären. Zugleich legte er eine Bestätigung des Schalambroner Vergleiches mit bey, nebst einem Befehle an die Einwohner in Karical und dem ganzen Bezirke, künftig die Franzosen für ihre Herren zu erkennen t).

Aber kaum hatte er diese Urkunde ausgefertiget: so legten ihn seine beyden Oheime, die ihm auf den Thron geholfen hatten, ins Gefängniß, weil sie entweder mit seiner Dankbarkeit oder mit seiner Regierung nicht zufrieden waren, und machten dagegen einen Vetter von ihm, Namens Pradapsinga, zum Könige, welcher den armen Fürsten in einem Bade von lauer Milch ersaufen ließ.

Der neue König machte mit den Mohren Friede, und schickte fast zu gleicher Zeit die Bestätigung des mit seinem Vorfahren getroffenen Vergleiches nach Pondichery. Ja er räumete den Franzosen noch einen größern Bezirk ein, gleichwie sie ihres Ortes mehr Geld erlegten u). Seitdem sind sie in ruhigem Besitze von Karical geblieben, und haben sich daselbst

q) Der Verfasser bemerket, daß die Franzosen ihre indianische Plätze auf eine ganz andere Art bekommen haben, als alle andere europäische Völker. Denn die letztern gebrauchten Gewalt, Verjagung, Blutvergießen. Jenen hingegen wurde alles gutwillig eingeräumet. A. d. 212 S.

daselbst nach Möglichkeit befestiget. Zu Anfange des Jahres 1741 besuchte sie **Pradapsinga** nebst seiner ganzen Hofstaat an besagtem Orte, und bestätigte alle ertheilete Freyheiten von neuem.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Beschreibung von Karical.

Karical liegt auf der Küste **Coromandel** vier Meilen nordlich von **Negapatan**, zwo Meilen südlich von **Tranquebar**, einem dänischen Handelssitze, und fünf und zwanzig Meilen südlich von **Pondichery**. Die Stadt ist sehr alt, und scheint ehedessen sehr ansehnlich gewesen zu seyn. Es stehen noch sechs hundert und dreyßig Häuser von Bruch- oder Ziegelsteinen da, ohne einer großen Menge Hütten von Leimen mit Strohe gedeckt zu erwähnen. Sie hat fünf Moscheen, fünf große Pagoden, neun kleine, und über fünf tausend Einwohner. Sie liegt an einem Arme des **Coldram**, in welchem **Schampanen** von zwey bis dreyhundert Tonnen, gleichwie auch die Schaluppen der Schiffe von funfzig Stücken, ohne Mühe einlaufen.

Schanze Karcanschery.

Die Schanze **Karcanschery** scheint gleichfalls sehr alt zu seyn. Sie wird von acht dicken nach Landesart gebaueten Thürmen vertheidiget, liegt nur einen Stückschuß weit von **Karical**, und eine halbe Viertheilmeile vom Seestrande. Die Franzosen haben sie zum Theile gesprenget, und sich am Ufer und bey dem Einflusse eines Armes vom Flusse, der durch die Stadt läuft, niedergelassen.

Tirumal Rayen Patnam, ist ein sehr ansehnlicher Flecken, gehöret unter **Karical**, und liegt südwärts nur eine Meile davon, aber nur zwölf hundert Toisen von der See. Er besteht aus fünf hundert Häusern von Ziegeln, vier Moscheen, vier großen Pagoden, acht und zwanzig kleinen und fünf und zwanzig Ruhehäusern, die Reisenden zu beherbergen. Als man Besitz von dem Orte nahm: so zählete man zwey tausend fünfhundert Personen darinnen.

Gebieth von Karical.

Uebrigens gehören zu **Karical** noch neun Flecken oder Dörfer, nebst einem Bezirke von fünf bis sechs Meilen im Umkreise. Der Boden ist trefflich fruchtbar an Reiße, Baumwolle, Indig und anderm Gesäme. Man machet daselbst eine Menge baumwollene und gemahlte Zeuge. Die Einkünfte des Bezirkes von Karical, nebst den Pachtungen des Tabacks, Betels und den Zöllen, betragen jährlich zehn tausend goldene Pagoden, das ist ungefähr hundert tausend französische Livres x).

Noch haben andere Begebenheiten nebst der Klugheit und dem Glücke zu Vergrößerung der französischen Colonie das ihrige beygetragen. Diejenige, welche zu den Zeiten des Ritters **Dumas** vorfiel, verdienet um so viel eher eine Stelle an diesem Orte, weil sie einiges Licht von der innern Beschaffenheit dieser Gegend giebt. Allein, ich muß bis auf das Jahr 1736 zurück kehren, das ist, bis auf das Ende des schrecklichen Krieges, damit der persische König **Tama-Kuli Kan**, oder **Schach Nadir Indostan** überzog.

r) Wie es ihm endlich ergangen, ist in einer Anmerkung unter dem folgenden Artikel zu lesen.

s) Die Besitznehmungsurkunde ist vom 14ten Hornung des 1739sten Jahres.

t) Vom 20sten April des 1739sten Jahres.

u) A. d. 271 S.

x) A. d. 274 und vorherg. S.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Der III Abschnitt.

Kriege der Franzosen wegen ihrer Niederlassung in Indien.

Ursprung eines Krieges in der indianischen Halbinsel. Der Nabab von Arcatte will zwey Königreiche für seine Kinder errichten. Die heidnischen Fürsten suchen Hülfe bey den Maratten. Heer des marattischen Königes. Wie es durch die engen Pässe kömmt. Der Nabab von Arcatte wird überfallen; bleibt im Treffen. Sein Feldherr ebenfalls. Plünderung des Lagers. Das Volk flüchtet nach Pondichery. Zustand der Franzosen. Sie nehmen des Nababs Witwe und Familie auf. Arcatte wird erobert und abgebrannt. Harter Friede. Anstalten zur Vertheidigung von Pondichery. Begehren der Maratter an die Franzosen. Neues Ansuchen der Maratter. Zweyte Antwort des Statthalters. Pondichery vermuthet eine Belagerung. Trichenapaly wird weggenommen. Sie plündern die europäischen Plätze; fordern die Franzosen auf. Sonderbarer Zufall. Rückzug der Maratter. Ehre, die dem französischen Statthalter wiederfährt. Er wird mit Gütern beschenkt. Der Nabab Sander besuchet ihn. Letztes Zeugniß von der Erkenntlichkeit des Sabder. Dumas wird zum Nabab gemacht. Er bringt diese Würde auf seine Nachfolger. Von der französischen Handlung in Indien.

Ursprung eines Krieges in der indianischen Halbinsel.

Als dem **Mogol** das Unglück begegnete, daß er in seiner eigenen Hauptstadt gefangen wurde, und seine unermeßlichen Schätze in des Ueberwinders Hände fielen: so schien diese Gelegenheit einigen **Nababs** oder Unterkönigen in der indianischen Halbinsel sehr bequem, sich ununterwürfig zu machen, weil gar nicht zuvermuthen war, der persische König, welcher ohnedieß schon weit genug von seinem eigenen Lande entfernet und für seine Mühe genugsam belohnet war, würde sich viel darum bekümmern, was in einer Gegend vergehe, die er im geringsten nicht kannte, dergleichen das Vorgebirge **Comorin** ist. Der **Nabab von Arcatte, Daust-Aly-Kam**, eben derjenige, welcher den Franzosen erlaubte, Münze zu schlagen, hoffte, zwey Königreiche zu errichten, eines für seinen ältesten Sohn **Sabder Aly Kam**, das andere für seinen Tochtermann **Sander Sabeb**, zween junge Leute, welche zwar Ehrgeiz genug, sonst aber keine andere Eigenschaft zu Ausführung eines so wichtigen Vorhabens besaßen. Arcatte ist eine große Stadt, dreyßig Meilen y) von Pondichery gegen Südwest, aber so unfläthig als eine in der Welt seyn kann.

Der Nabab von Arcatte will zwey Königreiche für seine Kinder errichten.

Unter des berühmten **Orangzebs** Regierung hatten die Mogolen ihre Eroberungen bis in dieses Theil von Indien fortgesetzet, doch aber die Königreiche **Trichenapaly**, **Tanschaur**, **Madura**, **Maissur**, und **Marava** übrig gelassen, die von heidnischen Königen regieret wurden. Zwar waren sie dem Mogol zinsbar: sie bezeigten sich aber bey ihrer Unterwürfigkeit sehr trotzig und langsam zu gehorchen, bezahleten auch ihren Tribut öfters nicht eher, als bis sie der Kaiser mit einem Heere dazu zwang. Die meisten waren dem Hofe zu **Dely** gewaltige große Rückstände schuldig, die **Mahomet Schach** bey seiner Fahrläßigkeit immer aufschwellen ließ, indem er mehr an seine Lustbarkeiten im **Serail** als an die Regierung gedachte, und die letztere seinen Ministern überließ, die eben so wollüstig waren, als er selbst. Diese Gelegenheit ergriff **Daust Aly Kam**, und überzog die an seinen Bezirk stoßenden Fürsten. Er brachte fünf und zwanzig bis dreyßig tausend Reuter zusammen, nebst einer verhältnißmäßigen Menge Fußgänger, und vertrauete dieses Heer dem **Sabder** und **Sander Sabeb**. Ihre erste That war die Einnahme von **Trichenapaly**, einer großen volkreichen Stadt, fünf und dreyßig Meilen gegen Südwest von **Pondichery**. Diese Hauptstadt wurde den 6ten März des 1736sten Jahres von den Mohren

y) An einem andern Orte setzet sie der Verfasser nur funfzehn Meilen von Pondichery. A. d. 277 S.

Mohren berennet, und den 26sten des folgenden Monats mit Sturme erobert. **Sabder** überließ die Regierung derselbigen sogleich seinem Schwager **Sander Saheb**, welcher darauf den Titel **Nabab** annahm.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

Nach Bezwingung dieses ganzen Landes zogen sie in das tanschaursche Gebiethe, und belagerten die Hauptstadt. In diese hatte sich der König **Sahagy** mit so vielem Volke, als er aufbringen konnte, geworfen. Der Ort ist so fest, daß der Feind nach einem sechsmonatlichen Angriffe die Belagerung in eine bloße Einschließung verwandeln mußte. **Sander Saheb** setzte selbige in Person fort, schickte aber unterdessen seinen Bruder **Bara Saheb** mit funfzehn tausend Reutern weiter gegen Süden, da er denn die Landschaften **Madura**, **Marava**, und die Gegend um das Vorgebirge **Comorin** wegnahm. Nachgehends rückte er an der malabarischen Küste herauf, und breitete seine Eroberungen bis an die Landschaft **Travancor** aus. Schon da dieses vorgieng, setzte **Sander Saheb** die Franzosen in Besitz von **Karical** z).

Die heidnischen Fürsten suchen Hülfe bey den Marattern.

Alle heidnische Fürsten suchten bey diesem plötzlichen Einfalle bey dem marattischen Könige Hülfe. Sie stelleten ihm vor, es sey nicht nur auf ihr Land, sondern auch auf ihre Religion angesehen; und weil die meisten Räthe des Königes Braminen waren, so hielten dieselbigen diesen Bewegungsgrund für äußerst dringend, das Schwerdt zu ziehen. Der König hieß **Maha Rascha**. Sein Land ist sehr weitläuftig. Wenn es ihm einfiel, so brachte er wohl hundert und funfzig tausend Mann zu Pferde, auch eben so viel zu Fuße, auf die Beine, fiel damit in das mogolsche Gebiethe, und trieb ungeheure Brandschatzungen ein. Seine Unterthanen, die Maratter, sind unsern Landbeschreibern ziemlich unbekannt. Ihre Hauptbeschäfftigung ist der Krieg. Sie wohnen auf der Südostseite der hinter Goa befindlichen Gebirge, gegen die malabarische Küste. Die Hauptstadt ihres Landes ist sehr groß, und heißt **Satera** a).

Heer des marattischen Königes.

Nicht nur das Bitten des Königes von **Tanschaur**, und der übrigen Religionsverwandten, sondern auch die Hoffnung, ein Land auszuplündern, da seit langer Zeit alle Völker in der Welt ihr Gold und Silber gegen Waare vertauschten, brachte den marattischen König endlich zu dem Entschlusse, daß er sechzig tausend zu Pferde, und hundert und funfzig tausend zu Fuße, unter Anführung seines ältesten Sohnes, **Ragogi Bussola Sena Saheb Sula**, im Wintermonate 1739 zu Felde schickte. So bald **Daust Aly Kam** ihre Ankunft vernahm, rief er seinen Sohn und Eidam, welche den König von **Tanschaur** noch immer in seiner Hauptstadt eingeschlossen hielten, zurück. Denn vorjetzo mußte er auf die Sicherheit seines eigenen Landes gedenken. Gleichwohl wollten beyde Generale ihre Eroberungen nicht auf einmal mit dem Rücken ansehen, sondern ließen den Feind näher herbeyrücken, welcher alles, was ihm vorkam, verheerete. **Daust** zog seine übrigen Völker zusammen, und besetzte damit die engen Pässe im Gebirge **Canamay**, fünf und zwanzig Meilen westlich von **Arcatte**. Es fällt sehr schwer durch selbige zu kommen, und können sie mit wenigem Volke gegen ein zahlreiches Heer vertheidiget werden.

Wie es durch die engen Pässe kömmt.

An diese Pässe kamen die Maratter im Maymonate 1740. Weil sie nun die Unmöglichkeit wohl sahen, den **Nabab** von **Arcatte** in seinem Vortheile zu bezwingen: so schlugen sie ihr Lager bey dem Eingange der engen Pässe auf, und suchten die Treue eines gewissen

Kkkk 3

z) A. d. 279 S. a) A. d. 280 S.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

gewissen heidnischen Fürsten, welchem Daust einen andern Paß mit einigen tausend Mann zu vertheidigen anvertrauet hatte, wankend zu machen. Dieser Prinz ließ sich das Gold und die Versprechungen der Maratter sehr bald verblenden. Die Braminen huben seine Gewissenszweifel, indem sie ihm zu Gemüthe führeten, dieser Krieg könne dem muhammedanischen Glauben hier zu Lande ein Ende machen; dagegen aber ihrem altväterlichen Gottesdienst wieder aufhelfen. Demnach versprach er, den Feind herein zu lassen. Die Maratter thaten hierauf beständige Anfälle auf den Nabab, wiewohl ohne sonderlichen Ernst, sondern nur, damit er es nicht merkte, wie sie ihr Volk gegen die andere Seite schickten, und den besagten Paß am 19ten May wegnahmen. Aus selbigem kamen sie ihm ohne die geringste Hinderniß in den Rücken, und rückten bis auf zween Stückschüsse weit an ihn, ehe er das geringste von seinem Unglücke merkte. Als man ihm meldete, es ließe sich viele Reuterey auf der Seite von Arcatte sehen: so dachte er, es wären seines Tochtermannes Völker, die zu seiner Verstärkung anrückten. Aber gleich darauf gieng das Feuern an, und er sah endlich, daß er verrathen war.

Der Nabab von Arcatte wird überfallen.

Sein zweyter Sohn, Aly Kam, ingleichen die übrigen Kriegesobersten, stiegen ohne Verzug auf ihre Elephanten, und wehreten sich mit großem Muthe und nicht geringerer Geschicklichkeit. Allein, die Menge der Feinde ängstigte sie dergestalt, theils mit Schleudern, theils mit Schießgewehre, daß ihre Leute entweder auf dem Platze bleiben, oder die Flucht ergreifen mußten. Der Nabab selber, nebst seinem Sohne, fiel nach vielen empfangenen Wunden endlich todt vom Elephanten herab. Hierauf ließ das ganze Heer den Muth sinken, und jedermann ergriff die Flucht. Die meisten Hauptleute wurden entweder vom Feinde getödtet, oder von den Elephanten zertreten, welche bis an die halben Beine in den Koth sanken; denn es war die vergangene Nacht ein starker Regen gefallen, und dadurch der Boden ganz grundlos geworden. Viele Kriegesleute, die bey dieser Schlacht gegenwärtig gewesen, konnten den gräßlichen Anblick nicht sattsam beschreiben: das ganze Feld lag voll todter Kameele, Pferde und Elephanten; andere tobeten aus Schmerzen wegen ihrer Wunden durcheinander herum, renneten alles zu Boden, was ihnen vorkam, oder wälzeten sich im Sumpfe herum, darein sie versunken waren, und drückten die Soldaten vollends todt, die sich nicht heraus helfen konnten *b*).

Bleibet im Treffen.

Cityzor Kam, Feldherr des mogolischen Heeres, welcher der Gesellschaft große Gefälligkeiten erzeiget hatte, bekam fünf Büchsenschüsse und einen Schleuderwurf, der ihm das Auge zerquetschte, und ihn selbst vom Elephanten warf. Man muß hierbey bemerken, daß ein Gruß aus der Maratter Schleudern eben so nachdrücklich lautet, als aus kleinem Gewehre. Die Bedienten des Cityzor schleppten ihn noch vor Endigung der Schlacht in das nächste Gebüsche, und brachten ihn hernach in Sicherheit. Nach einem zehn bis zwölftägigen Zuge kamen sie endlich nach Alamparveh, welches auch Jorobandel heißt, und sieben bis acht Meilen von Pondichery liegt. Die ärgsten Verwundungen ihres Herrn waren ein Büchsenschuß, der ihm die halbe Zunge weggenommen, und den Kinnbacken zerschmettert hatte, noch ein anderer in der Brust, drey auf dem Rücken und ein Auge aus dem Kopfe. Man schickte ihm den Stabsfeldscheerer der Gesellschaft, der ihn zwar noch fünf und zwanzig Tage fristete, aber nicht gänzlich retten konnte.

Sein Feldherr ebenfalls.

Da

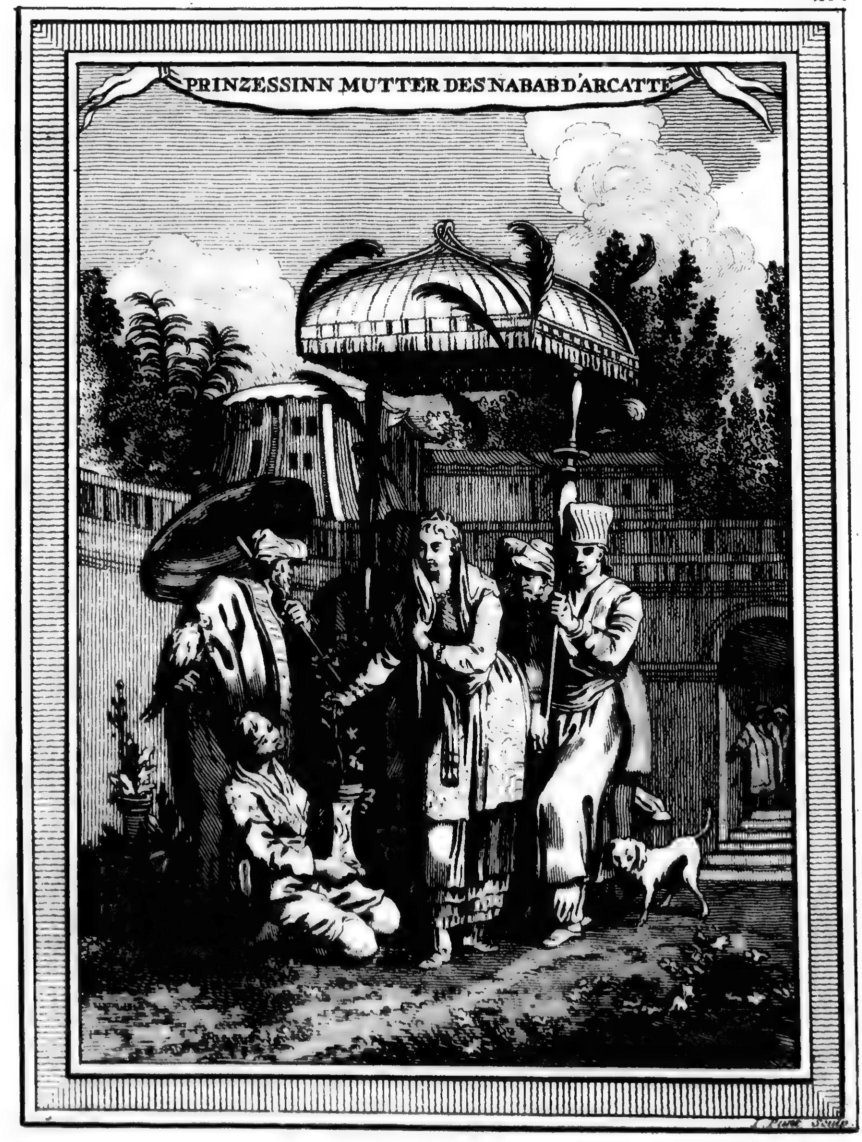
b) A. d. 285 S. *c*) A. d. 286 S.

en Paß mit einigen tausend
n. Dieser Prinz ließ sich das
den. Die Braminen huben
dieser Krieg könne dem mu-
gegen aber ihrem altväterlichen
n Feind herein zu lassen. Die
ab, wiewohl ohne sonderlichen
r Volk gegen die andere Seite
en. Aus selbigem kamen sie
ckten bis auf zween Stückschüsse
te. Als man ihm meldete, es
: so dachte er, es wären seines
en. Aber gleich darauf gieng
ar.
übrigen Kriegesobersten, stiegen
t großem Muthe und nicht gerin-
ngstigte sie dergestalt, theils mit
ntweder auf dem Platze bleiben,
nebst seinem Sohne, fiel nach vie-
herab. Hierauf ließ das ganze
ht. Die meisten Hauptleute wur-
hanten zertreten, welche bis an die
ergangene Nacht ein starker Regen
den. Viele Kriegesleute, die bey
lichen Anblick nicht sattsam beschrei-
de und Elephanten; andere tobeten
um, renneten alles zu Boden, was
, darein sie versunken waren, und
aus helfen konnten *b*).
res, welcher der Gesellschaft große
hüsse und einen Schleuderwurf, der
nten warf. Man muß hierbey be-
eben so nachdrücklich lautet, als aus
hleppten ihn noch vor Endigung der
ernach in Sicherheit. Nach einem
lamparveh, welches auch Jore-
ichery liegt. Die ärgsten Verwun-
n die halbe Zunge weggenommen, und
in der Brust, drey auf dem Rücken
den Stabsfeldscheerer der Gesellschaft
ber nicht gänzlich retten konnte.

Di

. 286 S.

N.o 26.



eine [illegible]
man[illegible]
ganz[illegible]
kaise[illegible]
Dar[illegible]
man [illegible]
wurd[illegible]

Schr[illegible]
liche [illegible]
um [illegible]
besseres [illegible]
Vorsi[illegible]
Nacht[illegible]
lagen [illegible]
benach[illegible]
gen be[illegible]
nach de[illegible]
Frauen[illegible]
man m[illegible]
ten an [illegible]
[illegible]
es war [illegible]
ern, de[illegible]
genomm[illegible]
wenn si[illegible]
geführet[illegible]
dem kon[illegible]
nöthigen[illegible]
Geschlec[illegible]
alten w[illegible]
alter ve[illegible]
n nicht[illegible]
leich m[illegible]
it, un[illegible]
an ein [illegible]
ke. [illegible]
hmen. [illegible]
bten di[illegible]
[illegible]
ie ganz[illegible]

d) [illegible]

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

Diese schreckliche Schlacht gieng den 20sten May 1740 vor. Die Maratter bekamen eine Menge Gefangene, und darunter den Groß-Divan **Taquasaheb**, einen Tochtermann des **Daust**, imgleichen den **Nabab Eres Kam Mirzutoir**, Obersten über die ganze Reuterey. Ferner bekamen sie die Kriegescasse, die Fahne Muhammeds, und das kaiserliche Panier; imgleichen vierzig Elephanten, nebst einer Menge Pferde. Des **Daust Aly Kam** Leiche wurde unter den Todten gefunden, aber seinen Sohn konnte man nicht erkennen, weil er ohne Zweifel, wie viele andere, von den Elephanten zertreten wurde *c*).

Plünderung des Lagers.

Das Volk flüchtet nach Pondichery.

Das Gerüchte von diesem Verlaufe erfüllete die ganze Halbinsel mit unbeschreiblichem Schrecken. Zu Pondichery glaubte man die Nachricht davon gar nicht, bis eine erstaunliche Menge Flüchtige, Mohren und Heiden durch einander, ankamen, und mit Thränen um Schutz bathen, weil sie an keinem Orte auf der ganzen Küste größere Leutseligkeit und bessere Hülfe zu finden sich getraueten. Ihre Menge wurde gar bald so groß, daß man aus Vorsichtigkeit die Thore verschließen mußte. Der Statthalter wich weder Tag noch Nacht aus der Stadt, sondern machte unaufhörlich alle nöthige Anstalten. Alle Gassen lagen voll Getraide und Geräthe. Alle indianische Kaufleute in der Stadt, und in den benachbarten Orten, suchten ihr zu **Arcatte** und anderswo im Lande befindliches Vermögen bey den Franzosen in Sicherheit zu bringen. Den 25sten May, welches der fünfte nach der Schlacht gewesen, kam die Witwe des **Nabab Daust Aly Kams**, nebst allen Frauen seiner Anverwandten und ihren Kindern, vor das Valdaur Thor, und bathen, man möchte sie in die Stadt aufnehmen. Zugleich brachten sie auch alle ihre Kostbarkeiten an Golde, Silber, Geschmeide, und kostbarem Geräthe, mit sich *d*).

Zustand der Franzosen.

Bey dieser Beschaffenheit der Umstände hatten die Franzosen viel zu bedenken. Denn es war zu befürchten, die Maratter möchten etwa Pondichery angreifen, wenn sie erführen, des Nababs Anverwandte hätten nebst ihrem ganzen Vermögen ihre Zuflucht dahin genommen. Auf der andern Seite hätten sie sich in ganz Indien verächtlich gemachet, wenn sie vor diesem unglücklichen Geschlechte, das seit langer Zeit die Regierung im Lande geführet, und ihnen jederzeit viel Gutes bewiesen hatte, die Thore verschlössen. Nebst dem konnte der geringste Zufall den ganzen Zustand gar bald ändern, und die Maratter nöthigen, den Rückweg zu ergreifen; sodann wäre **Sabder Aly Kam**, und sein ganzes Geschlecht, unversöhnliche Feinde derjenigen, die es nur bey seinem Wohlstande mit ihm halten wollten, geworden, und er hätte sich auf alle Weise zu rächen gesucht. Der Statthalter versammelte bey dieser Beschaffenheit den Rath, verhehlete zwar die Bedenklichkeiten nicht, die man bey Ausübung der Großmuth diesesmal haben könnte, stellete aber zugleich mit großem Nachdrucke vor, weder die Leutseligkeit, noch die Ehre, noch die Dankbarkeit, und alle andere der französischen Nation eigene erhabene Gesinnungen, litten es, daß man ein so vornehmes Geschlecht, und so viele im Unglücke steckende Personen, hülflos ließe. Zugleich schlug er vor, man sollte sie herein lassen, und in Frankreichs Schutz aufnehmen. Der ganze Rath stimmete mit ein, und alle zu Pondicherey befindliche Franzosen lobten diese Entschließung *e*).

Sie nehmen des Nababs Witwe und Familie auf.

Man holete demnach die Witwe des Nababs mit großem Prachte in die Stadt. Die ganze Besatzung stund auf dem Walle im Gewehre. Der Statthalter selbst begab sich

d) A. d. 288 S. *e*) Ebendas.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

sich in einem prächtigen Palankin, nebst seiner ganzen Leibwache zu Pferde und zu Fuße, nach dem Valdaur Thore, vor welchem die Prinzessinn erwartete, wie es mit ihr ablaufen würde. Sie saß nebst ihren Töchtern, Enkeln und Anverwandten, in zwey und zwanzig Palankinen, und hatte funfzehnhundert Reuter bey sich, imgleichen achtzig Elephanten, dreyhundert Kameele, mehr als zweyhundert mit Ochsen bespannete Wagen, worinnen ihr Gefolge saß, und zweytausend beladene Lastthiere. Nach einem vorläufigen Compliment, daß sich die Nation glücklich schätzete, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, lösete man die Stücke vom Schlosse. Hernach wurde sie mit gleicher Ehrenbezeugung nach der für sie und ihr Gefolge zubereiteten Wohnung geführet. Mit einem Worte, die Franzosen ließen ihre Höflichkeit mit vollem Lichte scheinen, und alle mogolische Officier waren höchst vergnügt damit *f*). Ja der Verfasser saget, die französische Nation habe niemals so viel Ehre von einer Begebenheit gehabt, als von dieser. Denn die Witwe des Nababs hätte von rechtswegen an einem engländischen, dänischen oder holländischen Orte, als etwa zu **Portonovo**, **Tranquebar**, und **Negapatan**, weit größere Sicherheit suchen können, weil selbige nicht nur fester, sondern auch näher waren, als der unsrige: aber da sie von selbsten und ohne vorgängige Abrede sich in französischen Schutz begab: so machte sie dadurch der ganzen Welt kund, sie habe mehr Vertrauen und Hochachtung gegen die Franzosen, als gegen keine andere europäische Nation.

Arcatte wird erobert und verbrannt.

Unterdessen kam der älteste Sohn des unglückseligen **Daust**, **Sabder Aly Kam**, zween Tage nach der Schlacht mit etwa achthundert Pferden in die Nähe von **Arcatte**. Aber auf die erste Nachricht von dem schlechten Zustande der Sachen rissen seine Leute alle aus, und er mußte nur mit vier Personen nach der Festung **Veluro** flüchten. Sein Schwager, **Sander Saheb**, war mit vierhundert Reutern aus **Trichenapaly** aufgebrochen, erfuhr aber das Unglück unterweges, und fand das ganze Land in Gewehr gegen die Mohren. Viele kleine Fürsten, welche den Titel **Paliagaras** führen, traten auf der Maratter Seite, ja sie suchten ihn selbst aufzuheben, und in derselben Hände zu liefern. Er wußte folglich keinen andern Rath, als umzukehren, und sich in die Festung **Trichenapaly** zu werfen. Der marattische General hingegen rückte vor **Arcatte**, welches sich ohne Widerstand ergab, dennoch aber geplündert, und zum Theile abgebrannt wurde. Man schickte Parteyen aus, das ganze Land zu brandschatzen, welches bey dieser Gelegenheit die Raubbegierde und Grausamkeit der Ueberwinder auf eine klägliche Weise empfand. Bey diesen Barbaren gehöret nach altem Gebrauche die Hälfte der Beute den Kriegeshäuptern. Sie begiengen alle ersinnliche Grausamkeit, nicht nur etwa gegen die Muhammedaner, sondern auch gegen die Heiden selbst, die sie doch um Hülfe ersuchet hatten, und für eine Stütze des Gottesdienstes ansahen. Sie hatten eiserne Seissel bey sich, darauf sie die Leute, bey welchen sie Reichthum vermutheten, mit eisernen Ketten nackend anbanden, und mit darunter angezündetem Feuer so lange quäleten, bis sie ihr Gut herausgaben. Es ist kaum glaublich, wie viele Leute sie dergestalt zu Tode marterten, oder umbrachten, wenn sie nichts hatten. Sie zerstöreten fast alle Orte, dahin sie kamen, bis auf den Grund. Da nun in dieser Gegend beynahe alle Heiden Weber sind, und in diesem Handwerke etwas zum Voraus haben: so wurde der Handel mit baumwollenen Zeugen erstaunlich geschwächet.

Indem

f) A. d. 290 Seite.

Luillier 1723.

Harter Friede.

Indem sie nun die Landschaft **Arcatte**, und alle benachbarte Plätze, dergestalt verheereten: so ließ ihnen **Sabder Aly Ram** aus seiner Festung **Veluro** Vergleichsvorschläge thun. Endlich wurde der Friede zwar richtig, aber unter so ungemein harten Bedingungen: nämlich, **Sabder** sollte an seines Vaters Stelle zwar **Nabab** bleiben *g*), hingegen aber den Ueberwindern hundert **Lac**, das ist, fünf Million Rupien bezahlen, die Landschaften **Trichenapaly** und **Tanschaur** wieder heraus geben, seine Völker mit den Marattern vereinigen, um den **Sander Saheb** heraus zu jagen, welcher die Stadt, Festung, und ganze Landschaft **Trichenapaly** noch innen hatte. Mit einem Worte, er sollte die Fürsten auf der Küste Coromandel selbst wieder in Besitz ihrer vor dem Kriege inne gehabten Länder setzen. Obgleich der marattische Feldherr hiermit alles hatte, was er immer verlangen konnte: so bewog ihn doch eigentlich eine ganz andere Ursache zu Schließung dieses Vergleiches. Der König von Golkonda begonnte sich wegen der im **Carnatischen** vorgefallenen Verheerung zu regen, und beschloß, dem Spiele ein Ende zu machen. Der **Suba** von Golkonda, **Nasersinga**, ein Sohn des mogolschen Oberfeldherrn, **Nisam El Muk**, war bereits mit einem Heere von sechzig tausend Pferden, und hundert und funfzig tausend Mann zu Fuße, im Anzuge begriffen: er konnte aber nicht über den **Rischera** Strom kommen, welcher nur zwölf Tagereisen von **Arcatte** liegt; weil selbiger damals allzusehr aufgeschwollen war. Weil nun der marattische Feldherr Nachricht hiervon bekam, auch zugleich erfuhr, selbiger sey Willens, seinen Zug fortzusetzen, so bald das Wasser verlaufen wäre: so befürchtete er, es möchte die Ankunft eines so mächtigen Feindes ihm keine sonderliche Vortheile bringen, und war also um desto leichter zu einem Schlusse mit dem **Sabder** zu vermögen *h*).

Anstalten zur Vertheidigung von Pondichery.

Die Anstalten der Franzosen gaben dieser Entschließung das Hauptgewicht. Ehe der Einfall noch geschah, gab ein vornehmer Mohr, und besonderer Freund des Statthalters, ihm Nachricht davon. Woher selbiger bey so großer Entfernung seine Wissenschaft genommen habe, das ist mir unbewußt. Allein, so bald die Maratter anrückten, machte der französische Statthalter alle mögliche Anstalten zur Gegenwehre. Weil die Stadt an der Seeseite noch offen stund: so ließ er den Raum zwischen den Häusern und dem Strande, welcher etwa vierzig bis funfzig Ruthen betrug, mit einer starken Mauer verschließen, ferner auch die alten Festungswerke ausbessern, und neue anlegen. An Mund- und Kriegesvorrathe war kein Mangel. Endlich, als die Maratter wirklich ins Land einrückten, ließ er nicht nur die Besatzung, sondern auch alle zum Fechten tüchtige Einwohner das Gewehr ergreifen. Es wurde jedem sein Platz und seine Verrichtung angewiesen, und eben diese Zurüstung zog eine Menge Leute aus der Nachbarschaft herbey, indem sie ihn nach der Schlacht bey **Canamay** für ihren Beschützer ansahen.

Begehren der Maratter an die Franzosen.

Der Ausgang rechtfertigte seine Anstalten. Denn als die Maratter Arcatte erobert hatten: so droheten sie, Pondichery mit völliger Macht anzugreifen, wofern die Franzosen ihr Zornfeuer nicht mit einer guten Summe Geld löschen würden. Dieser bedrohliche Entschluß wurde den Franzosen durch ein Schreiben vom 20sten Jenner 1741, welches trotzig und listig zugleich klang, kund gethan. Denn es hieß darinnen, weil der marattische

g) Der Vergleich wurde zu Ausgange des Augusts 1740 zu Arcatte unterschrieben.

h) A. d. 295 S.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

tische Feldherr auf sein etlichmaliges Schreiben an den Statthalter noch keine Antwort bekommen: so müsse er ihn für undankbar und für seinen Feind halten; und um dieser Ursache willen ihm sein Heer über den Hals schicken. Die Franzosen sollten sich billig erinnern, daß er ihnen ehemals die Stadt Pondichery eingeräumet, und den Ort, wo sie nun wären, vergönnet hätte. Demnach hoffte er, der Statthalter werde sich seiner Schuldigkeit erinnern, und Abgeordnete wegen Erlegung einer Brandschatzung an ihn schicken, in deren Erwartung er mit den Feindseligkeiten noch einige Tage zurückhalten wollte. Zufolge der durchgängigen Gewohnheit der Maratter und meisten Heiden, allezeit undeutliche Redensarten in ihren Briefen zu gebrauchen, damit man sie nicht dabey fest halten könne *i*), hing er zum Beschlusse noch an, Ueberbringer dieses habe Befehl, mündlich ein mehres zu melden. Der Kerl war aus dem Lande gebürtig, und ein Erzspitzbube, wie der Statthalter aus aufgefangenen Briefen, die er an seinen Vater geschrieben hatte, bereits wußte. Sein mündliches Anbringen bestund in der Forderung, man sollte sogleich fünfhundert tausend Rupien, und über dieses einen jährlichen Schoß bezahlen, den die Franzosen, nach des Feldherrn höchst unwahrscheinlichem Vorgeben, schon seit funfzig Jahren rückständig wären *k*).

Der Statthalter beantwortete das Schreiben zwar ganz höflich, übergieng aber die vermeynten Gerechtsame der Maratter an Pondichery, sowohl als die fünfhundert tausend Rupien, den Schoß, und die deswegen aufgeschwollenen Zinsen, welches zusammen mehr als funfzehn Millionen Livres betragen hätte, mit Stillschweigen. Denn er hielt es der Gewohnheit der Indianer für gemäßer, dieser lächerlichen Forderung gar nicht zu erwähnen. Nach wenigen Tagen wiederholete der indianische General seine Anforderung in einem zweyten Schreiben, welches nebst der Antwort des französischen Generals billig eine Stelle in unserer Erzählung verdienet.

Neues Ansuchen der Maratter.

Dem Statthalter von Pondichery entbiethet sein Freund **Ragoschi Bussola**, Senasaheb **Suba, Ram Ram!** *l*).

Ich

i) A. d. 299 S.

k) Wir wollen das Schreiben hierher setzen, weil es den Grundsätzen der Gesellschaft, und der edlen Standhaftigkeit ihrer Beamten zur Ehre gereichet.

Der General Statthalter zu Pondichery entbeut dem Generale des marattischen Heeres, seinen Gruß und seine Dienste.

„Ich habe das Schreiben empfangen, womit „Sie mich beehret, und habe mir den Inhalt erklären lassen. Sie sagen, Sie hätten schon etlichemal an mich geschrieben, aber niemals Antwort „empfangen. Ich weis meine Schuldigkeit gegen „eine dergleichen hohe Person viel zu gut, als daß „ich diesen Fehler begangen hätte. Mir ist niemals ein Schreiben von Euer Gnaden zugekommen, als das heutige, worauf ich jetzo antwor„te. Wofern demnach dieselbigen öfter an mich ge„schrieben haben: so sind die Briefe von denen, die „solche überbringen sollten, zurück behalten wor„den, um mir dadurch die Antwort unmöglich zu „machen, und Sie gegen mich und meine Landes„leute zu reizen.

„Eure Gnaden erwähnen; Sie seyn gesonnen „Dero Völker gegen uns zu schicken. Aber was „haben ihnen die Franzosen Leides gethan? oder „bey welcher Gelegenheit haben sie Dero Unwillen „verdienet? Wir haben im Gegentheile die Dank„barkeit, die wir Dero fürstlichen Vorfahren schul„dig sind, niemals aus den Augen gesetzet, und „ungeachtet Dero weiten Entlegenheit von uns, „das ehemalige Versprechen keinen Augenblick un„erfüllet gelassen, sondern Dero Landesleute, welche „allhier Tempel haben, bey ihrem Gottesdienste „geschützet, indem sie denselbigen ganz frey und „unge-

Ich bin bey guter Gesundheit, berichtet mir doch den Zustand der eurigen.

Bis hieher hatte ich noch keine Nachricht von euch erhalten, aber **Gapal Cassi** und **Atmarampantulu** sind eben angekommen, die haben mir einige gegeben, und ich habe sie von ihnen erfahren.

Jetzo sind es vierzig Jahre, seitdem unser großer König euch erlaubet hat, in Pondichery zu wohnen. Gleichwohl, ungeachtet unser Heer euch nahe genug gekommen ist, haben wir doch keinen einzigen Brief von euch bekommen.

Unser großer König dachte, ihr wäret seiner Freundschaft würdig; die Franzosen wären Leute, die ihr Wort hielten, und sich allezeit gebührend gegen ihn aufführen würden: in dieser Meynung hat er euch einen ansehnlichen Platz eingeräumet. Ihr versprachet einen jährlichen Tribut, habet ihn aber niemals bezahlet. Endlich ist nach so langer Zeit das marattische Heer in diese Gegend eingerücket. Die Mohren waren voll Hochmuths. Wir haben sie gedemüthiget. Wir haben sie um Geld gezogen. Alles dieses wisset ihr selbst.

Wir haben Befehl von unserm Könige **Maha Raha**, die Festungen **Trichenapaly** und **Schinschi** wegzunehmen, und Besatzung hinein zu legen. Auch haben wir Befehl, die rückständigen Schutzgelder einzutreiben, die wir von denen an der Küste liegenden Städten der Europäer seit vierzig Jahren zu fordern haben. Ich meines Ortes muß diesem Befehle nachleben. Betrachten wir eure Aufführung, und die Art, wie euch der König nach seiner Gnade einen Sitz in seinem Lande vergönnete: so kann ich nicht umhin, zu melden, ihr habet euch selbst Schaden gethan, daß ihr das Schutzgeld nicht bezahlet. Wir verfuhren glimpflich mit euch: ihr aber waret uns entgegen. Ihr habet den Mogolen Unterschleif in eurer Stadt gegeben. Ist das recht? Was noch mehr, **Sander Ram** hat die **Casenas** von **Trichenapaly** und **Tanschaur** in eure Verwahrung gegeben, imgleichen Geschmeide, Elephanten, Pferde und andere Sachen, die er aus besagten Königreichen wegnahm, nebst seinem ganzen Geschlechte. Ist das auch recht? Sollen wir nun gute Freunde bleiben: so gebet diese **Casenas**, dieses Geschmeide, diese Ele-

„ungehindert ausüben. Eurer Gnaden soll ich auch „melden, daß wir jedermann Recht wiederfahren „lassen; daß zu Pondichery kein Mensch die ge„ringste Gewaltthätigkeit zu befürchten hat, und „daß unser König, dessen Macht und Gerechtig„keitsliebe die ganze Welt kennet, uns scharf be„strafen würde, wenn wir das geringste begiengen, „was wider seinen Ruhm und Befehl liefe.

„Was kann demnach Eure Gnaden für Ursache „haben, uns zu bekriegen, oder was kann Sie „für Vortheil davon hoffen? In unserm Vater„lande Frankreich giebt es weder Gold noch Sil„berbergwerke. Das Gold und Silber, damit wir „unsere hier zu Lande erkauften Waaren bezahlen, „bekommen wir aus andern Landen. Das unsrige „bringt nichts hervor, als Eisen und Soldaten, „damit wir uns gegen diejenigen wehren, welche „uns unbilliger Weise angreifen.

„Wir wollen von Herzen gern in guter Freund„schaft mit Ihnen leben, sind auch bereit, Ihnen „alle mögliche Gefälligkeit zu erzeigen. Demnach „müssen Sie unsere Stadt nicht anders betrachten, „als ob sie Ihnen zugehörete. Will Euer Gnaden „mir einen Geleitsbrief übersenden: so will ich eine „vertraute Person abschicken, um Ihnen in mei„nem Namen aufzuwarten. Nur bitte ich, mich „mit dem Apaschi Vittel, des Vittel Naganadu „Sohne, zu verschonen; denn er suchet uns nur „zu betriegen, und Euer Gnaden hinter das Licht „zu führen.

„Der Allmächtige wolle dieselbigen bey bestän„digem Wohlseyn erhalten, und Ihnen Sieg über „ihre Feinde verleihen.

l) Ist der zweymal wiederholte Name des Gottes Rama. Diese drey Briefe sind aus dem Archivo der Gesellschaft genommen.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

Elephanten, diese Pferde, nebst den Frauen und dem Sohne des **Sander Rams** heraus. Ich will einige Reuter abschicken, denen könnet ihr alles einliefern. Werdet ihr lange Federlesens machen: so werden wir uns in eigener Person zu euch erheben, und euch mit Gewalt dazu anhalten, gleichwie auch zu dem Schutzgelde, das ihr seit vierzig Jahren schuldig seyd.

Ihr wisset auch, was der Stadt **Bissin** in diesem Lande wiederfahren ist. Mein Heer ist sehr zahlreich. Es gehöret Geld dazu, es zu unterhalten. Werdet ihr dasjenige nicht in Gutem bewilligen, was ich von euch verlange: so werde ich den Sold für das ganze Heer von euch zu erheben wissen. Unsere Schiffe werden in wenigen Tagen ebenfalls hier seyn. Unsere Sache muß also auf das baldigste geendiget werden.

Ich hoffe, ihr werdet meinem Schreiben nachleben, und mir die Frau nebst dem Sohne des **Sander Rams**, imgleichen seine Elephanten, Pferde, Juwelen, und Casenas überschicken.

Den 15ten des Monats **Ranscham**. Weiter habe ich euch nichts zu berichten.

Anstatt über diese Drohungen zu erschrecken, antwortete der französische Statthalter folgender Gestalt.

Zweyte Antwort des Statthalters.

Dem **Ragoschi Bussola**, u. s. w.

Seit dem letztern, das ich an Sie zu schreiben die Ehre gehabt hatte, habe ich noch ein anderes von Ihnen erhalten. Dero **Alcaras** sagten mir, sie hätten zwey und zwanzig Tage auf ihrem Wege hieher zugebracht, und wären vorher zu **Tanralur** gewesen, ehe sie hieher kamen. Als Euere Gnaden in der Nähe von **Arcatte** waren, schickte ich zween Franzosen ab, um Sie meinetwegen zu grüßen: die Leute wurden aber unterweges angehalten und ausgeplündert. Sie konnten also ihre Reise nicht weiter fortsetzen. Hernach erscholl ein Gerücht, sie wären wieder nach Hause gezogen.

Sie sagen, wir wären ihrem Könige seit vierzig Jahren das Schutzgeld rückständig. Die französische Nation hat niemals einiges Schutzgeld bezahlet. Wenn ich dergleichen verwilligte: so kostete es mir den Kopf, so bald es mein König erführe. Wenn die hiesigen Landesfürsten den Franzosen zu Erbauung einer Festung und Stadt ein Stückchen sandigen Boden am Strande überließen: so verlangten sie weiter nichts, als man sollte die Pagoden und den heidnischen Gottesdienst im Stande lassen, wie er war. Diese Bedingung haben wir jederzeit gehalten, obgleich niemals ein Heer in diese Gegend gekommen.

Eure Gnaden wissen sonder Zweifel ohnedieß wohl, was wir in diesem Lande machen. Unsere Schiffe bringen, nach einer Fahrt von acht bis neun Monaten, alle Jahre eine Menge Geld ins Land, und kaufen baumwollene Zeuge dafür, die wir zu Hause brauchen. Sie bleiben einige Monate hier; und wenn sie ihre Ladung haben: so treten sie die Rückreise an. Alles Gold und Silber, was im Lande herum geht, kömmt von den Franzosen her. Es wird keines in Indien gegraben. Wären wir nicht, so hätten Sie in der ganzen Gegend weder Häller noch Pfennige angetroffen; im Gegentheile haben wir durch unsere Handlung das Geld hieher gebracht. Aus was für einem Grunde verlanget nun Eure Gnaden Geld von uns, oder wo sollen wir es hernehmen? Unsere Schiffe bringen nicht mehr mit, als ihre Ladung erfordert. Sind sie weg, so müssen wir öfters selbst borgen, damit wir unsere Ausgaben bestreiten können.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

Euere Gnaden melden, Dero König habe uns einen ansehnlichen Platz eingeräumet. Sie sollten aber wohl wissen, daß Pondichery weiter nichts, als ein Fleck Sand war, der nicht das geringste eintrug, als wir uns daselbst niederließen. Ist er nun aus einem elenden Dorfe zu einer Stadt geworden: so ist er es durch unsern Fleiß und durch unsere Mühe geworden, und weil wir erstaunliches Geld auf seine Befestigung gewendet haben, bloß in der Absicht, uns gegen unbilligen Ueberfall zu vertheidigen.

Sie geben vor, sie hätten Befehl, die Festungen **Schinchi** und **Trichenapaly** wegzunehmen; das können Sie immerhin thun, wenn nur diese Nachbarschaft Ihnen keine Gelegenheit dazu giebt, daß Sie unser Feind werden. So lange die Mogolen Meister in dieser Gegend waren: so haben die Franzosen beständig alle Freundschaft und Hochachtung auch überhaupt lauter guten Willen von ihnen genossen. Eben dieses guten Verständnisses wegen haben wir die Witwe des Nababs **Aly Daust Kam** aufgenommen, als sie nach der Schlacht, worinnen das Glück Dero Tapferkeit begünstiget hat, in großer Angst hieher floh. Sollten wir etwa die Thore zuschließen, und sie unter freyem Himmel liegen lassen? Dergleichen elende Gesinnungen kommen in keiner ehrliebenden Leute Gemüth. Es ist auch die Gemahlinn des **Sander Sahebs**, Tochter des **Aly Daust Kam**, und Schwester des **Sabder Aly Kam**, mit ihrer Mutter und mit ihrem Bruder hieher gekommen, und die andern haben den Rückweg nach **Arcatte** genommen. Sie selbst wollte nach **Trichenapaly** reisen. Nachdem sie aber erfuhr, Sie lägen mit ihrem Heere davor: so ist sie hier geblieben.

Eure Gnaden schreiben mir, ich soll diese Frau, ihren Sohn, und ihr hieher geflüchtetes Vermögen an die Reuter ausliefern, die Sie abschicken wollten: aber da Sie selbst wohl wissen, was Tapferkeit und Großmuth sey, was würden Sie von mir gedenken, wenn ich einen solchen elenden Streich begienge? Die Gemahlinn des **Sander Sahebs** genießt zu Pondichery den Schutz meines Königes, und lieber werden alle in Indien anwesende Franzosen ihr Leben lassen, als dieselbige ausliefern. Sie melden, es habe selbige die Schätze von **Tanschaur** und **Trichenapaly** bey sich: allein, ich glaube es nicht; es ist auch im geringsten nicht glaublich, weil ich ihr Geld vorstrecken mußte, damit sie ihre Tafel und Bediente versorgen konnte.

Endlich so drohen Sie mir, wenn ich nicht thun wollte, was Sie verlangen: so wollten Sie Völker gegen uns schicken, ja in Person kommen. Ich mache schon Anstalt, Euer Gnaden nach Möglichkeit zu empfangen, und zu zeigen, daß ich die tapferste Nation von der Welt, und die sich gegen unbilligen Angriff am muthigsten vertheidiget, anzuführen die Ehre habe.

Uebrigens vertraue ich auf den Allmächtigen, vor welchem die zahlreichsten Heere wie Spreu vor dem Winde sind. Ich hoffe, er werde unserer gerechten Sache beystehen. Ich hatte zwar schon etwas davon gehöret, was zu **Bassin** vorgieng: es lagen aber keine Franzosen zur Besatzung darinnen.

Bin ich im Stande, mit irgend etwas zu dienen: so haben sie zu befehlen.

Pondichery vermuthet eine Belagerung.

Was dieses Schreiben dem marattischen Feldherrn, wegen der zu seinem Empfange gemachten Anstalten berichtete, das war im geringsten kein bloßes Drohen. Die Stadt war mit Mund- und Kriegesvorrathe ganz gut versehen, und man zählete gegen fünfhundert Stücke darinnen. Der Statthalter hatte alles Volk von denen auf der Rhede liegenden

Niederlaßung der Franzoſen zu Pondichery

Schiffen ans Land genommen, auch alle in der Geſellſchaft Dienſten ſtehende und ſonſt in der Stadt wohnende Franzoſen bewaffnet, und eine beſondere Rotte daraus gemacht, die man alle Tage im Stückſchießen und Feuergeben übte. Ueberdieſes hatte er unter den Indianern diejenigen ausgeſucht, welche zum Fechten tüchtig waren. Die ganze Mannſchaft betrug etwa zwölfhundert Europäer, und gegen fünftauſend malabariſche oder muhammedaniſche Pionen *m*). Ob man ſich gleich im Falle der Noth auf dieſes indianiſche Volk nicht ſonderlich verlaſſen darf: ſo gereichete es doch der Beſatzung zu großer Erleichterung, daß ſelbiges die Wache auf den Bollwerken und Streichwehren verſah.

Trichenapaly wird weggenommen.

Dergeſtalt blieb man im Gewehre bis in dem Aprilmonate des 1741ſte Jahres. Der marattiſche Feldherr plünderte und verheerete unterdeſſen die ganze umliegende Gegend, ob er gleich mehr beſchäfftiget war, Beute zu machen, als Feſtungen einzunehmen, in der Abſicht ſie zu behalten. **Trichenapaly** wehrete ſich am beſten. Denn unter Indianern iſt es ein ſehr feſter Ort, hat eine ſtarke Mauer mit vielen Thürmen, eine Fauſſebraye oder einen Vorwall, und einen breiten Graben voll Waſſer. Die Maratter eröffneten nach vorgängiger Berennung die Laufgräben den 15ten des Chriſtmonates und griffen an vier Orten mit großem Ernſte an, indem ſie die Mauern vermittelſt ſehr wohl angelegter und bedeckter Gänge durchgruben. Endlich kamen ſie dem **Sander Saheb** ziemlich nah auf den Leib. Sein Bruder **Bara Saheb**, welcher das Maduriſche innen hatte, verſuchte, ſich mit etwa ſieben tauſend Pferden in den Platz zu werfen, und dieſe Verſtärkung hätte die Barbaren nöthigen können, die Belagerung aufzuheben. Allein, ſie ſchickten ihm auf erhaltene Nachricht von ſeinem Anzuge zwanzig tauſend Reuter und zehn tauſend Fußknechte entgegen, und ſchlugen ſein kleines Heer aufs Haupt. Er ſelbſt blieb nach unvergleichlicher Gegenwehr auf dem Platze. Man brachte ſeinen entſeelten Körper vor den marattiſchen Feldherrn, welcher den Tod eines ſo wohlgemachten und dabey wegen ſeiner Tapferkeit berühmten Mannes ungemein bedauerte; er ließ die Leiche mit koſtbaren Zeugen bedecken, und ſchickte ſie dem **Sander Saheb** zur Beerdigung in die Stadt. Dieſes Unglück nahm den Belagerten den Muth. Es fehlete ihnen ſchon längſt an Gelde, Mund- und Kriegesvorrathe. Weil es nun auf das äußerſte gekommen war: ſo ergab ſich **Sander Saheb**. Der Ueberwinder war mit ſeiner Unterwerfung zufrieden, und ſchenkte ihm nicht nur das Leben, ſondern auch die Freyheit. Die Stadt aber nahm er den letzten April des 1741ſten Jahres in Beſitz, und gab ſie ſeinem Heere Preis *n*).

Plündern die europäiſchen Plätze.

Währender Belagerung ſchickte er ungefähr ſechzehn tauſend Mann an die Küſte, welche **Porto novo**, das nur ſieben Meilen von Pondichery liegt, überfielen, auch als einen offenen Ort, ohne Mühe einnahmen. Hier plünderten ſie die Packhäuſer der Engländer, Franzoſen und Holländer aus. Doch weil man das meiſte, was der franzöſiſchen Handelsgeſellſchaft zugehörete, nach Pondichery geflüchtet hatte: ſo verlohr ſie nicht mehr, als für etwa vier tauſend Pagoden an blauen Cattunen, woran die Weber und Färber noch arbeiteten. Von **Portonovo** zogen die Maratter nach dem vier Meilen von Pondichery gelegenen engländiſchen Handelsſitze, und plünderten ihn rein aus, ungeachtet man aus der Schanze **Saint David** heftig auf ſie feuerte. Hernach lagerten ſie ſich zu Arſchiwa[illegible] anderthalb Meilen von Pondichery, unterſtunden ſich aber nicht, die Stadt anzutaſten, ſondern plünderten nur die holländiſchen Packhäuſer zu **Congymer** und **Sadras** *o*).

Endlich

m) Dieſen Namen trägt das indianiſche Fußvolk.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Fordern die Franzose auf.

Endlich schrieben ihre Häupter an den französischen Statthalter. Ja sie schickten einen vornehmen Kriegesbeamten an ihn ab, ließen die Anforderung ihres Feldherrn wiederholen, und dabey melden, daß sie auf den Verweigerungsfall, einstweilen alle Zufuhre abschneiden würden, bis ihr Heer nach Eroberung von Trichenapaly, welches sich nicht über vierzehn Tage halten könnte, die Stadt förmlich angreifen würde. Der Statthalter empfing den Abgeordneten sehr höflich. Er zeigte ihm alle Anstalten in der Stadt, imgleichen das grobe Geschütz, nebst dem Schlosse, welches man vermittelst der angelegten Sprengkeller, alle Augenblicke in die Luft schicken konnte, und endlich den großen Vorrath an Lebensmitteln; versicherte zugleich, er werde sich bis auf den letzten Mann wehren, und nimmermehr in etwas willigen, was ihm einzugehen nicht erlaubet sey: zuletzt hing er noch an, die Waaren nebst dem besten Vermögen seiner Landesleute wären bereits auf die im Hafen liegenden Schiffe in Sicherheit gebracht: sollte es ja wider sein Verhoffen unglücklich ablaufen, so wäre es ihm etwas leichtes, mit seinen Franzosen gleichfalls zu Schiffe zu gehen, und nach Hause zu segeln. Die Maratter könnten also leicht ermessen, daß bey ihnen wenig zu holen, wohl aber viel zu verlieren sey. Der Abgeordnete wunderte sich trefflich über die ungemeine Anstalt; indem er noch nie eine so wohl befestigte Stadt gesehen hatte, und schied mit großem Vergnügen über die genossene Höflichkeit von dannen.

Sonderbarer Zufall.

Doch es trug eine sehr schlechte Sache mehr zu Endigung des ganzen Verdrusses bey, als alle Festungswerke. Weil die indianische Gewohnheit es also erfordert, daß man eine vornehme Person beschenken muß: so verehrete der Statthalter dem marattischen Abgeordneten zehn Flaschen mit allerley gebrannten Wassern von Nancy. Selbiger ließ sie seinen Feldherrn versuchen, dem sie trefflich gut schmeckten. Vom Feldherrn kam das Rossolitrinken an seine Gebietherinn, die sich ganz darein verliebte, und ihrem Liebhaber unaufhörlich anlag, ihr mehr zu schaffen, es möchte kosten, was es wollte. Ragoschi Bussola hatte sie innig lieb, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte, ihre Lust zu vergnügen, weil er eine abschlägige Antwort vom Statthalter befurchte, und ihm überdieses nicht gern verbindlich werden wollte. Folglich bewarb er sich nur durch die dritte Hand darum, und ließ erstaunlich viel, ja hundert Rupien für eine einzige Flasche biethen. Zum Glücke erfuhr der Statthalter, woher dieses unerhörte Geboth rührete, that aber, als ob er nicht das geringste davon wüßte, sondern sagte nur ziemlich trocken, er verkaufte kein Getränk, das er für seine eigene Person angeschaffet hätte. Endlich als Ragoschi Bussola das unaufhörliche Gepinsel seiner Liebsten nicht länger ausstehen konnte: so ließ er sich etwas davon ausbitten, und versprach eine so ungemeine Gefälligkeit nach Würden zu verschulden. Zu Pondichery bedauerte man dem Vorgeben nach, daß man des marattischen Prinzen Belieben nicht eher gewußt hätte, und schickte ihm damit dreyßig Flaschen vom allerbesten, nebst dem Beysatze, der Statthalter erfreuete sich von Herzen, daß er dem Feldherrn mit etwas dienen könnte. Das Geschenk wurde mit höchstem Vergnügen angenommen. Es erfolgte nicht nur eine weitläuftige Danksagung, sondern auch ein Geleitsbrief für zween Officier, welche der Statthalter zu Schließung eines Vergleiches bevollmächtigen könnte. Vorher aber war schon alle Feindseligkeit gegen die Stadt und die Franzosen eingestellet worden, weil der Feldherr nicht sah, wie er sonst seine Gebietherinn vergnügen, und ihr das angenehme Getränk verschaffen könnte.

Hierauf

n) A. d. 313 und vorherg. S.

o) A. d. 320 S.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Hierauf wurden zween verständige und den Franzosen vollkommene Braminen mit genugsamer Vollmacht und nöthigen Verhaltungsbefehlen, in das marattische Lager abgeschicket. Diese wußten ihre Sache so gut zu machen, daß Ragoschi Bussola mit Anfange des Maymonates seinen Abzug zu nehmen versprach, ja anstatt den Franzosen weiter etwas abzufordern, dem Statthalter einen Serpau *p*) zuschickte, welcher an den indianischen Höfen das sicherste Merkmaal aufrichtiger Freundschaft ist.

Rückzug der Maratter.

Dieses kluge und großmüthige Verfahren zog dem Statthalter von Pondichery große Danksagungen und Ehrenbezeugungen zu, ja so gar von dem mogolschen Hofe. Er bekam ein Schreiben nebst einem Serpau von dem Oberstaatsrathe dieses großen Reiches, mit angehängter Versicherung alles beharrlichen Wohlwollens gegen die ganze Nation. Seine dagegen abgelassene Antwort ist der guten Meynung, die man von seiner Gemüthsbeschaffenheit geschöpft hatte, vollkommen gemäß.

Ehre, die dem französischen Statthalter wiederfährt.

Der Statthalter zu Pondichery entbiethet dem Hochmögenden Herrn Assef Ja Nizam El Muk Bahader Nabab, Oberstaatsrathe des Kaisers Mahomet Schach, seinen Gruß.

Ich habe das Schreiben nebst dem Serpau, damit Euer Gnaden mich begnadiget haben, wohl erhalten. Dieser Tag war ein Fest- und Freudentag für ganz Pondichery.

Indem der Kaiser Mahomet Schach nach dem Beyspiele seiner Vorfahren die französische Nation jederzeit seines besondern Schutzes gewürdiget, auch der Nabab von Arcatte uns unaufhörliche Merkmaale seines Wohlwollens und seiner Freundschaft gegeben hat:

p) Der Serpau besteht in einem sehr weiten Rocke, von Gold- oder Silberstoffe, und ist kostbarer oder schlechter, nachdem die Person, die ihn bekömmt, vornehmer oder geringer ist.

Unser Verfasser bringt auch ein Schreiben der Regierung zu Pondichery an die französische Gesellschaft bey, worinnen man nebst einem Lobspruche des Herrn Dumas auch einige sonderbare Umstände von dem Abzuge der Maratter liest. Es heißt: „Unsere Nachbarn, die Engländer, waren in „großer Sorge wegen Madras und Cudulur, „sie ließen eine große Anzahl Häuser, die allzunahe an „der Stadt Madras stunden, niederreißen, um „die Gegend frey bestreichen zu können. Auch „schickten sie nach erhaltener Nachricht von der Uebergabe Trichenapaly für ungefähr vier tausend „fünf hundert Pagoden Geschenke an die marattischen Befehlshaber, die man nach etlichtägigem „Verzuge kaum endlich annahm. Herr Dumas „hat die Sache weit klüger angegriffen. Zwar „haben wir einige Bäume und malabarische Hütten aus dem Wege geschaffet, weil sie gar zu nahe an der Mauer stunden, geschenkt aber haben „wir den Marattern nichts, als einige Pomeranzen und andere Früchte aus der Insel Bourbon, „und zwar aus bloßer Höflichkeit. Aber als wir „den Serpau bekamen: so konnten wir freylich nicht „umhin, dieses sonderbare Ehrengeschenke mit einem „andern zu erwiedern, weil man uns damit zuvor gekommen war, und uns allen andern Nationen vorgezogen hatte. Wir schickten demnach „am 2ten des Maymonates einige Personen ab, „um den vornehmsten marattischen Kriegesobersten „unsere Danksagung abzustatten, und ihnen ein „Geschenk von etwa zwey tausend vier hundert „Pagoden zuzustellen. Es erfuhren aber unsere „Abgeordnete und die beyden Bramas, das ganze „Heer wäre schon jenseit des Rischenaflusses, von „welchem man eine Ueberschwemmung besorgte, „und es rückte mit starken Tagereisen nach Hause. „Sie kamen also mit den Geschenken wieder zurück, die man an ihre vorige Stelle im Vorrathshause brachte, folglich keine andere Unkosten, „als die Reisezehrung hatte . . . Als der Oberstaatsrath des großen Mogols, Nizam El „Muk erfuhr, wir hätten die Angehörigen des „Nababs Dausk Ali Kam nach dessen Tode in Schutz genommen: so schrieb er einen Danksagungsbrief an Herrn Dumas, und schickte ihm einen Serpau.

q) Ebendas. a. d. 334 und vorherg. S. Der Name Mahomet wird auf allerley Weise geschrieben.

r) Wir wollen hier die Paravana beyfügen, da[...]

hat: so hielt ich für meine Schuldigkeit bey der ersten Gelegenheit, die sich ereignete, die Erkenntlichkeit dafür an den Tag zu legen, damit die ganze Welt sehen möchte, wir wären einer solchen schätzbaren Gnade nicht unwürdig. Die erstaunliche Menge Barbaren und Maratter, die vom Gebirge herab kamen, hat uns keinesweges furchtsam gemacht, noch verhindert, die Angehörigen des **Nababs Daust Aly Kam**, nebst andern Herren oder kaiserlichen Kriegesbedienten, die sich aus der Schlacht dahin flüchteten, in unsere Stadt aufzunehmen. Wir haben uns nicht an die Drohungen der marattischen Feldherren, welche die Auslieferung derselbigen verlangten, gekehret, sondern wir waren entschlossen, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Wir achten uns für glücklich, daß wir Gelegenheit hatten, unsern Eifer und unsere Ergebenheit zu bezeigen. Euer Hochmögenden beliebe zu glauben, daß wir unveränderlich also gesinnet seyn werden *q*).

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Als **Sabder Aly Kam** sowohl durch das gemeine Gerücht, als durch seiner Mutter Briefe erfuhr, was für Ehre und Höflichkeit man seinen Anverwandten zu Pondichery erzeigte: so hielt ers für billig, seine Dankbarkeit dafür sehen zu lassen. Er that solches nicht nur in einem sehr nachdrücklich und schön abgefaßten Schreiben an den Statthalter, sondern legte auch ein **Paravana**, das ist eine zu Recht beständige Urkunde bey, worinnen er ihm für seine Person, nicht aber der Gesellschaft, die **Aldeas**, oder Landgüter **Arschiwak**, **Sedinwatanam**, **Villanur** und noch drey andere an das französische Gebiethe südlich gränzende Dörfer, welche jährlich fünf und zwanzig tausend Livres eintragen, abtrat *r*). Hernach reisete er nebst seinem Schwager **Sander Saheb** selbst nach Pondichery.

Wird mit Gütern beschenket.

Als

damit man sich einen Begriff von der Schreibart und Forme machen möge, darinnen die dasigen Fürsten ihre Urkunden ausfertigen lassen.

Schenkungs-Paravana. Alle **Deschumucus**, und **Deschapudias**, (sind die Secretarien des Fürsten) die **Mukadamas** (sind die Häupter der Einwohner), die Einwohner und **Vargas** (Reißbauer) in dem Bezirke **Aydradabat**, welcher unter **Valdaur** gehöret, sollen wissen, daß der mannfeste und edle Herr **Dumas**, Statthalter zu Pondichery, schon seit langer Zeit eine dauerhafte Freundschaft mit mir unterhält, auch beständig fortfährt, aus aufrichtigem Herzen also mit mir umzugehen, wie es seyn sollte. Diese Aufführung habe ich in meinem Herzen eingegraben, und zur Erkenntlichkeit für seine Zuneigung habe ich ihm die **Aldea Arschipaku**, welche nebst andern unter die **Aldea Valdaur** gehöret, gegeben, gleichwie es hier unten ausführlich steht, also daß sie von dem Jahre der **Hegira** 1150 zu rechnen, künftighin sein verbleiben, und er die Einkünfte davon genießen solle. Um dieser Ursache willen, sollet ihr diese Aldea dem besagten mannfesten Herrn einräumen. Gegeben den 9ten des Monates Jamadalassany, im 23sten Jahre der Regierung **Mahomet Schachs**. War unterschrieben: auf Befehl des **Nababs**.

Erklärung der Paravana. Dem hochmannfesten Herrn **Dumas**, Statthalter zu Pondichery, habe ich die **Aldea Arschipaku** genannt, welche im Bezirke **Aydradabat** liegt, und unter das Amt **Valdaur** gehöret, also gegeben, daß sie von dem Jahre 1150 künftig allezeit sein bleiben solle. Zu Folge des Befehls, den ich unter meiner Hand ausgestellet habe, wie man unten an dieser Paravana sieht.

Verkündigung des Befehls. Fertiget diese Paravane aus, und datiret sie vom Jahre 1150.

Protocoll des Secretarii. Der Befehl, den wir empfangen haben, hält folgendes in sich: In Betrachtung der guten Freundschaft, darinnen der hochmannfeste Herr **Dumas**, Statthalter zu Pondichery, allezeit mit mir gelebet hat, gleichwie er billig thun sollte, habe ich befohlen, eine Paravana auszufertigen, darinnen ihm die **Aldea Arschipaku** geschenket wird.

Was ertheilen Sie uns in dieser Sache weiter für einen Befehl? **Befehl des Nababs**, die Paravana auszufertigen und zu registriren: fertiget die Paravana aus und datiret sie vom Jahre 1150.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Der Nabab Sabder besucht ihn.

Als man den 2ten des Herbstmonates Nachricht erhielt, beyde Prinzen würden des Abends eintreffen: so ließ der Statthalter vor dem Valdaur Thore ein Zelt aufschlagen. Er schickte ihnen auch drey seiner vornehmsten Officier nebst einer Gesellschaft seiner Leibwache zu Fuße, den Tänzerinnen und Tamtams, welche bey allen Ergötzlichkeiten gegenwärtig seyn müssen, entgegen. Als der Nabab bey dem Zelte anlangete: so wurde er von dem Statthalter selbst bewillkommet, welcher im größten Staate auf ihn wartete. Hierauf zog der Nabab in die Stadt, und sogleich nach dem Garten der Gesellschaft, wo seine Mutter und Schwester sich befanden. Die beyden ersten Tage wurden nach mohrischem Gebrauche mit Weinen und Klagen hingebracht. Als der Prinz nachgehends den Statthalter besuchte: so wurde er mit standesmäßiger Ehrenbezeugung empfangen, das ist, man lösete die Stücke, und die Besatzung stund auf dem Markte in zwo Reihen im Gewehre. Nachdem er eine Zeitlang im großen Saale gewesen war: so verlangte er, den Statthalter besonders zu sprechen, der ihn sogleich nebst einigen Herren von seinem Gefolge, und eben dem vorhinerwähnten Spanier s) Franz Pereyro, welcher die Stelle eines Dollmetschers vertrat, in ein ander Zimmer führete. Hier legte Sabder seine Danksagung mit den ausgesuchtesten Worten ab, die er nur erdenken konnte, und versicherte, er werde den wichtigen Dienst, den ihm der Statthalter und die Franzosen geleistet, nimmermehr vergessen. Als er wieder zur Gesellschaft trat: so bedienete man ihn mit Betel, bespritzete ihn auch am Kopfe und den Kleidern mit Rosenwasser, wie man dort zu Lande thut, wenn man jemanden eine sonderbare Ehre erzeigen will. Er nahm von allen Geschenken, die man ihm anboth, nichts als zwey kleine Gefäße mit Filigranarbeit von Schmelze, begab sich voll

Ver-

1150. wie oben gemeldet, eine Aldea und fünf andere unter jene gehörige Aldeas. Hier ist das Siegel des Nababs.

Registratur der Paravana. Den 9ten des Monates Jamadalassany, im 23sten Jahre der Regierung Mahomet Schachs, habe ich diese Paravana registriret. War unterschrieben Calsinavia.

Den 9ten des Monats Jamadalassany, im 23sten Jahre der Regierung Mahomet Schachs, habe ich diese Paravana registriret. War unterschrieben Munussil.

Den 24sten des Monats Jamadalassany, im 23sten Jahre der Regierung Mahomet Schachs, habe ich eine Abschrift von dieser Paravana genommen, und sie ins Protocoll eingetragen. Unterschrieben: Sotesladar Nazarel Gedal.

Den 10ten des Monats Jamadalassany, im 23sten Jahre der Regierung Mahomet Schachs, habe ich diese Paravana registriret. War unterschrieben Dasservora. Ich habe eine Abschrift davon genommen, und in mein Buch eingetragen. Unterschrieben Canugoy.

Diese Schenkung wurde durch ein Firman, das ist, durch ein Patent des großen Mogols bestätiget. Nach seiner Rückreise nach Frankreich, trat Herr Dumas, vermittelst einer billigen Vergeltung, diese Güter an die Gesellschaft ab.

s) Er war, vermöge der Nachrichten des Herrn de la Bourdonnais, ein Italiener. Man liest in selbigen auch, er wäre des Nababs von Arcatte Wundarzt gewesen, der ihn erstaunlich liebte, und dem Pereyro wiederum so unverletzlich anhing, daß er sein ganzes großes Vermögen aufwandte, um selbigem in dem vorhin gemeldeten Kriege Beystand zu leisten. Als er nichts mehr hatte, begab er sich nach Pondichery, wo ihn jedermann hochachtete, und als einen braven Mann, den seine Ehrlichkeit ins Unglück gestürzet hatte, bedauerte. Hernach lebte er auf einem kleinen Landhause, welches vor dem Thore zu Madras liegt, und in der Belagerung im Jahre 1745 geplündert wurde. Er selbst starb bald nach Eroberung besagter Stadt in hohem Alter und höchster Armuth. Memoire pour Mr. de la Bourdonnais. A. d. 257 und 258 S.

t) Wie oben, a. d. 342 S.

u) Herr Dumas war vom Könige in den Adelstand erhoben, und mit dem heiligen Michaelisorden begnadiget worden. Die Standeserhebung wurde im Jahre 1742 nach seiner Rückkunft nach

Paris

Vergnügen über die empfangene Höflichkeit zurück, und schickte dem Statthalter noch selbigen Abend ein **Serpau**, nebst seinem besten Elephanten *t*).

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery

Letztes Zeugniß von der Erkenntlichkeit des Sabder.

Als Herr **Dumas** *u*) im folgenden Jahre nach Frankreich zurück gieng: so wurde die Dankbarkeit des **Nababs** bey dem Leidwesen, daß er seinen Wohlthäter und Freund verlieren sollte, von neuem rege. Er schickte ihm als ein Wahrzeichen unsterblicher Freundschaft, die Kleidung und Rüstung seines Vaters **Daust Ali Kam**, welches Geschenk nicht nur kostbar, sondern auch eine sonderbare Ehre war, und wir mit großem Vergnügen zu Paris betrachtet haben *x*). Auf diese Ehre folgete noch eine andere, und die allergrößte, nämlich die Würde eines **Nababs** und **Mansupdars**, welche den Ritter **Dumas** zum Obersten über fünfthalb **Azaris**, das ist, vier tausend fünfhundert mogolsche Reuter machte, davon er zweytausend zu seiner Leibwache um sich behalten konnte, ohne daß er ihnen Sold bezahlen durfte. Diese Begnadigung kam vom Hofe des Mogols, aber ohne Zweifel auf Vorbitte des **Nababs** von **Arcatte**. Noch niemals war einem Europäer diese Ehre wiederfahren. Sie gereichte nicht nur ihm für seine Person zu ungemeinem Ruhme, sondern auch der französischen Gesellschaft zu großem Vortheile, indem sie dergestalt künftig durch indostanische Völker und die mogolischen Befehlshaber, des Statthalters zu Pondichery Collegen, beschützet werden sollte. Indem nun der Ritter **Dumas**, welcher schon zwey Jahre um seine Zurückberufung angehalten hatte, und eben im Begriffe war abzureisen, wohl einsah, wie viel daran gelegen sey, wenn seine Nachfolger eben diese Würde erhielten: so wendete er alle Mühe an, diese Gnade auszuwirken, und eben die Ursachen, welche ihm die vorige Begünstigung zuwege gebracht hatten, verursachten auch, daß ihm die Mo-

Wird zum Nabab gemacht.

Diese Würde kömmt auf seine Nachfolger.

Paris bestätiget, und zwar mit großem Lobe seiner geleisteten Dienste.

x) Der Abt Guyon hat sie beschrieben. Wer Lust hat, kann sie noch zu sehen bekommen.

1. Ein schöner Turban von **Macaschy** mit goldenen Bluhmen. 2) Ein Reigerbusch, bestehend aus einem goldenen Aufgestecke etwa sechs Zoll lang, und dreye breit, mit Filigran gezieret, und mit zwo Reihen Diamanten, Rubinen und Smaragden besetzet. Hinten sieht eine Straußenfeder hervor, oben darauf stecket der Reigerbusch. 3) Ein Serpesch oder Stirnband. Es ist eine viereckichte zween Zoll lange goldene Platte, rings herum mit Perlen eingefaßt. In der Mitte steht ein sehr großer gelber Diamant, unten hängt eine birnenförmige Perle, so groß als man sie finden mag, herab. Man bindet diesen Zierrath über die Stirne, um den Kopf. 4) Fünf Stücke Zeug von **Mahomedy**, und einen ungemein prächtigen Rock nach mohrischer Art. Dieses war statt des Serpau beygeleget, als welcher nach dasiger Landesgewohnheit dem ganzen Geschenke erst den Werth beyleget, ob er gleich öfters nur den geringsten Theil davon ausmachet. 5) Eine Leibbinde, deren bloße Arbeit nicht zu schätzen ist. Sie ist von Golddrathe gewebet, oder vielleicht gestricket. Der Schafft ist wenigstens fünf bis sechsfach: aber so dicht, daß man nicht sehen kann, wie das Gewebe in einander geschlungen ist, und kein Tropfen Wasser durchlaufen würde. Gleichwohl läßt sich die Binde nach Belieben beugen, und die Maschen verwickeln sich niemals. Sie ist einen Zoll breit und zwo Linien dick, aber auf allen vier Seiten glatt und so eben, als der feinste Schmelz seyn kann. Sie wiegt etwa vier Mark. Am Ende ist eine goldene Schnalle mit Diamanten und Rubinen besetzet. 6) Ein Catary oder Dolch. Die Klinge ist acht Zoll lang und zweene breit, hat die Gestalt einer Lanzette, ist auch eben so fein poliret. Der Griff ist von Golde mit Diamanten und Smaragden besetzet. 7) Noch ein Dolch, dessen Klinge der vorigen gleicht, aber den Griff kann man für unschätzbar halten. Er besteht aus einem gekrümmten Agathstücke, welches an Größe und Schönheit vielleicht von keinem in der Welt übertroffen wird. Nebstdem ist es ungemein zart und künstlich mit Gold und Schmelze damasciret. 8) Zween große sehr krumme Säbel von trefflichem Zeuge. Einer hat ein goldenes mit Diamanten und Smaragden besetztes Gefäße: an dem zweyten war das Gefäße von Stahl mit Golde damasciret, und mit eben dergley-

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Mogols die gegenwärtige bewilligten. Er bekam ein Firman darüber, welches im Namen des Großveziers und Oberfeldherrn im Reiche y) ausgefertiget wurde. Als er nun im Weinmonate des 1741sten Jahres seinem Nachfolger das Amt übergab: so setzete er ihn zugleich in den Besitz des Nababtitels, und stellete ihn den vier tausend fünf hundert Reutern, über die ein Mansupdar zu gebiethen hat, als ihren Obersten vor z).

Von der französischē Handlung in Indien.

Wir können nicht umhin, mit dem Verfasser gegenwärtiger Nachricht anzumerken, die französische Handelsgesellschaft wäre dem Ritter **Dumas** um so größern Dank schuldig, weil der Ruhm, das Ansehen und die Macht der Franzosen in Indien, einen großen Einfluß in ihre Handlung haben. Eben davon, weil es ehemals daran fehlete, rührete es zum Theile her, daß die alte ostindische Gesellschaft zu Grunde gieng. Sie besaß weiter nichts, als das kleine Landgut Pondichery, zu welcher Stadt oder damaligem Dorfe sonst nichts gehörete, als was zwischen dem kleinen Bache und der See liegt. Mit den Fürsten im Lande hatte sie wenig Verständniß. Ihr Einkauf und Verschluß wurde ohne Unterlaß von den Engländern und Holländern gestöret, welche ihren eigenen Schaden nicht achteten, nur um sie zu Grunde zu richten. Wie war es nun möglich, daß sie bestehen konnte? Sie mußte endlich ihre Handlung an allerley einzelne Handelsleute, und endlich an die zu S. Malo überlassen, und sich dagegen einige Gerechtsame vorbehalten, die ihr kraft ihres Freybriefes bezahlet wurden.

So weit war es mit ihr gekommen, als der Herzog Regent den Schluß ergriff, der indianischen Handlung wieder aufzuhelfen. In dieser Absicht schmolz er alle Handlungsgesellschaften in eine einzige zusammen, das ist, die nach China, nach Ostindien, nach Senegal und nach America, oder Westindien. Diese Vereinigung wurde durch ein im März des 1719ten Jahres herausgegebenes Edict kund gemacht. Allein, weil dadurch noch kein hinlängliches Capital zur Handlung aufgebracht werden konnte: so machte man am folgenden 20sten des Brachmonates, für fünf und zwanzig Millionen neue Actien, jede von funfzehnhundert Livres, auf zehn vom Hundert Zinse; mit diesen war es übrigens eben also beschaffen, als mit den hundert Millionen Actien, die man im Augustmonate des 1717ten Jahres gemacht hatte, und worinnen das Capital der westindischen Gesellschaft bestund, welche damals die mächtigste war. Ungeachtet nun auf diese Weise das Capital der Gesellschaft vermehret wurde: so wollte es dennoch viele Jahre lang nicht recht mit ihr fort; entweder wegen der erstaunlichen Schuldenlast, welche der westindischen Gesellschaft sowohl im Königreiche, als in Indien auf dem Halse lag, maßen sie so lange, als man ihr trauete, auf unerschwingliche Zinsen Geld geborget hatte; oder weil sie keine Schiffe mehr hatte, die im

dergleichen Steinen besetzt. 9) Ein ledernes Gehänge mit Golde gestickt. 10) Ein Schild mit sechs goldenen Bluhmen. 11) Ein Bogen und zwey Gebund Pfeile im Köcher. 12) Eine Lanze mit Golde beschlagen, und einigen darein gegrabenen Buchstaben von Golde. Zu diesem schönen Geschenke kamen noch drey Elephanten, und viele Handpferde. Das Schreiben des Sabdera bringt dem dankbaren Gemüthe desselben nicht weniger Ehre. „Er bittet den Herrn Dumas, ihn ewig in „gutem Angedenken zu erhalten. Damit mein „Herz zufrieden wäre, saget er, so gebet mir un„aufhörlich Nachricht, wie es euch ergehe. A. d. 353 und vorherg. S.

y) A. d. 355 und folg. S. Der Verfasser beruft sich auf die Urkunden der indianischen Gesellschaft, mit D bezeichnet. Das Patent ist datiret vom 23sten Jahre der Regierung Mahomet Schachs, dem 1153sten J. der Hegira, den 8ten des Monats Saravardy. Weil die Würde eines Nababs und Mansupdars unter andern auch das Recht giebt, unterschiedliche Gezelte zu haben

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

im Stande waren, auszulaufen, oder weil sie aus ihren Pflanzstädten auf den Inseln **Bourbon** und **France**, nicht den geringsten Vortheil zog, deswegen man auch sogar den Regierungsrath oder das Conseil souverain zu Surate wieder aufheben mußte.

Bey diesen Umständen zeigte sich eine Hülfe, worauf man wegen ihres Schimmers große Schlösser bauete, die aber in sofern einem Blitze glich, daß sie auf einmal hell leuchtete: aber im Augenblicke wieder verschwand. Ich verstehe hierdurch den windigen Actienhandel vom Jahre 1720, da ganz Frankreich, in Meynung große Vortheile zu erwischen, nach dem Bettelsacke rennete. Damals war die neue Gesellschaft von dem Raube des Königreiches auf einige Augenblicke reich geworden: sie schickte folglich drey mit Landeswaaren, absonderlich aber mit Gold- und Silbermünzen beladene Schiffe nach Indien. Die Oberaufseher zu Pondichery, welche nicht wußten, was in Frankreich vorgieng, erstauneten darüber, daß nach einem so großen Verfalle der Handlung die Thaler und Louis d'or auf einmal in unzählbarer Menge ankämen, indem solches noch niemals geschehen war, auch nachgehends nicht weiter geschah. Allein, die gemachte Hoffnung die Sachen der Gesellschaft auf einen guten Fuß zu setzen, verschwand im Augenblicke wieder. Das meiste nach Indien geschickte Geld gieng auf Bezahlung der dringenden Schulden, welche die alte Gesellschaft zu Surate, zu Camboja, zu Bengalen und anderswo gemacht hatte. Dergestalt empfingen die neuen Vorsteher für die erstaunliche Menge Geldes eine ziemlich schlechte Ladung.

Als mit den Actien nichts mehr zu thun war, und die Zettel, davon die Gesellschaft einen Ueberfluß besaß, noch vor Ausgange des Jahres 1720 gar abgeschafft wurden: so hatte sie gar kein Capital mehr, ihr Abschicken nach Indien fortzusetzen. Demnach sendete sie auch im Jahre 1721 und 1722 gar kein Schiff mehr dahin, welches uns bey der ganzen Welt zum Spotte und Gelächter machte, und die Beamten der Gesellschaft in einen elenden Zustand versetzete, indem sie weder Waaren, noch Geld, noch Credit hatten. Gleichwohl suchte sich die Gesellschaft zu helfen, und der König bewilligte ihr vieles, dadurch sie unvermerkt, obgleich sehr langsam zu Kräften kam. Im Jahre 1723 schickte sie zwey Schiffe ab, die aber nicht sowohl hinreichten, eine reiche Ladung mitzunehmen, als nur den Gesellschaftsbedienten ihre Besoldung, auch ihre alten und neuen Schulden zu bezahlen. Aber von 1724 bis 1727 schickte sie jährlich drey bis viere ab, welche den Anfang zur Verbesserung machten. Die folgenden Jahre kam sie immer weiter empor, absonderlich seit 1737 unter des Herrn **Orry** Verwaltung, indem jedermann weis, daß während eines Theiles derselben, die Handlung dreymal so stark als zuvor geworden sey. Unser Verfasser machet diese

ben, und alle Tage einige mal auf einem erhabenen Orte die Pauke schlagen zu lassen: so hat man hierzu das **Valdaurthor** ausersehen, zu welchem die meisten Leute aus- und eingehen. Man sehe den Grundriß der Stadt.

z) Histoire des Indes anciennes & modernes III Theil, a. d. 361 und vorherg. S. Die neuesten Nachrichten besagen, der Nachfolger des Ritters **Dumas** in der Statthalterstelle zu Pondichery, Herr **Dupleix**, hätte den Ruhm und die Landgüter der Gesellschaft auf das neue vermehret. Denn als er den **Muzaferzinga** wieder in sein Land einsetzte, nachdem der **Nazerzinga** den 16ten des Christmonates im Jahre 1750 in einer Schlacht erleget worden war: so machte ihn selbiger zur Dankbarkeit für seinen geleisteten Beystand, welchem er diesen Sieg zu danken hatte, zum Befehlshaber über einen Theil seines Landes, der zwischen dem Rischenaflusse und Pondichery liegt, gab ihm auch die Festung **Valdaur** nebst ihrem Bezirke, einem Jaguir von hundert tausend Rupien, und andern Merkmaalen der Hochachtung.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Verbesserung begreiflich, indem er ein Verzeichniß der zu Pondichery befrachteten Schiffe, und des Werthes ihrer Ladung von 1727 bis 1741 beygefüget. Dabey ist zu bemerken, daß alle Jahre eben so viele Schiffe von Bengalen, als von Pondichery abgehen, und man folglich die hier angesetzte Zahl verdoppeln muß.

Im Weinm. 1727 und Jenner 1728 auf 3 Schiffen für 248265 Pagoden Waare a)
Im Herbstm. 1728 und Jenner 1729 auf 3 Schiffen für 210032 Pagoden.
Im Herbstm. 1729 und Jenner 1730 auf 3 Schiffen für 248083 Pagoden.
Im Weinm. 1730 und Jenner 1731 auf 4 Schiffen für 600711 Pagoden.
Im Weinm. 1731 und Jenner 1732 auf 4 Schiffen für 302006 Pagoden.
Im Herbstm. 1732 und Jenner 1733 auf 4 Schiffen für 260640 Pagoden.
Im Herbstm. 1733 und Hornung 1734 auf 4 Schiffen für 392987 Pagoden.
Im Herbstm. 1734 und Jenner 1735 auf 4 Schiffen für 375341 Pagoden.
Im Herbstm. 1735 und Jenner 1736 auf 3 Schiffen für 223484 Pagoden.
Im Weinm. 1736 und Jenner 1737 auf 5 Schiffen für 351691 Pagoden.
Im Weinm. 1737 und Jenner 1738 auf 5 Schiffen für 522315 Pagoden.
Im Weinm. 1738 und Jenner 1739 auf 5 Schiffen für 586156 Pagoden.
Im Weinm. 1739 und Jenner 1740 auf 4 Schiffen für 4[illegible]5732 Pagoden.
Im Weinm. 1740 und Jenner 1741 auf 4 Schiffen für 555[illegible]43 Pagoden.
Im Weinm. 1741 und Jenner 1742 auf 7 Schiffen für 954376 Pagoden.

Der Verkauf, den man in besagtem Jahre in dem Hafen zu Orient hielte, belief sich auf vier und zwanzig Millionen an Waaren, die man ausdrücklich in den Vorrathshäusern liegen ließ, um sie nicht in allzugroßer Menge unter die Leute zu bringen, welches ihren Preis zu sehr verringert hätte. Die beyden ersten Schiffe, welche im Jahre 1743 ankamen, hatten jedes für achthundert tausend Rupien, das ist für ungefähr zwo Millionen Livres nach dem Ankaufe zu rechnen, Waaren auf. Doch weiter wollen wir dieses Waarenverzeichniß nicht fortführen, damit wir gewisse trübselige Zeiten nicht berühren dürfen, welche zwar schon vorbey, gleichwohl aber noch nicht so weit entfernet sind, daß man mit derjenigen Freyheit, welche einer Geschichte eigen seyn soll, davon reden dürfte.

Weil die Geschäffte der Gesellschaft nunmehr wieder in den Gang gekommen sind, daraus der letzte Krieg sie gebracht hatte: so ist leicht zu ermessen, wie weit ihre Handlung sich ausbreite, und auf was für einem dauerhaften Fuße sie stehe. Der Verfasser bringt Beweise davon bey, welche zwar nur die Zeit, darinnen er schrieb, angehen; indem aber

die

a) Die Zahl der Pagoden giebt an, was die Waaren kosteten. Eine Pagode thut ungefähr neun Livres französisch Geld (zwey Thaler acht Gr schen achtzehn Pfennige nach dem Reichsfuß

b) Die

die Klugheit unserer Regierung uns eben denselben Anblick darstellet: so haben besagte Beweise noch jetzt ihre Stärke, und wir können den Schluß gegenwärtigen Artikels damit machen.

Niederlaßung der Franzosen zu Pondichery.

Von den sechs und funfzig tausend Actien, worauf der König im Jahre 1723 die Gesellschaft fest gesetzet hat, und welche ein Capital von hundert und zwölf Millionen, nebst einem Theilschatze von acht Millionen vier hundert tausend Livres betragen, nahm sie fünf tausend weg, welche durch einen königlichen Befehl vom Jahre 1725 vernichtet, und öffentlich verbrennet worden. Der Theilschatz für die noch übrigen ein und funfzig tausend Actien wird alle Jahre von den Oberpachtern des Königreiches mit acht Millionen für den Tabackspacht und die canadischen Bieberhaare an die Gesellschaft gut gethan, indem ihr jener in den Jahren 1723 und 1725 als ein ewiges unwiederrufliches, und ihr allein eigenes Vorrecht zu diesem Ende angewiesen worden. Daher darf sie im geringsten nicht bekümmert seyn, woher sie den Theilschatz ihrer Actien bezahlen wollte, indem ihr der Oberpacht vom Reiche, welchem jedermann trauen darf, sichere und beständige Einkünfte dazu verschaffet. Die Handlung nach Indien dienet also ihren Actien gleichsam nur zu einer überflüßigen Sicherheit, die sie nicht bedürfen, und es ist nicht nöthig, den Gewinn von selbigem auszutheilen, sondern er bleibt beysammen, und vermehret die Hauptsumme, die man jährlich zum Einkaufen anwendet, um die Besitzer der Actien wegen ihres darein gesteckten Geldes desto sicherer zu halten; beynahe eben so, wie ein Handelsmann seinen Gewinn immer wieder in die Handlung stecket.

Obgleich also der erste Werth einer Actie, welcher nicht mehr als funfzehn hundert Livres beträgt, mit zehn vom Hundert verzinset wird, dergleichen hohe Zinsen sonst weder in der Handlung noch im gemeinen Leben erlaubt sind: so haben doch die Besitzer der Actien noch überdieses die Hoffnung und das Recht, ihren Antheil an demjenigen, was die Gesellschaft über zehn vom Hundert bey ihrem Handel gewinnet, zu erhalten *b*). Daß sie aber bisher noch keinen Pfennig von diesem Gewinne gesehen haben, das kömmt daher, weil die Handlung der Gesellschaft lange Zeit in elendem Zustande war, weil sie den Verlust vieler verlohrner Schiffe ersetzen, ihre alte Schulden bezahlen, auch die Leibrenten, die sie auf dem Halse hat, abtragen mußte; letztere aber nicht anders, als langsam zu tilgen sind. Ferner, weil sie genöthiget war, ihre Handelsplätze, die in sehr schlechtem Zustande waren, wieder herzustellen, Schiffe zu bauen und auszurüsten, die verpfändeten Logen und Lagerhäuser wieder einzulösen, neue Waarenhäuser zu bauen, über funfzehn Millionen nach Louisiane zu verwenden, den prächtigen Hafen Orient und was dazu gehöret, aufzuführen, mit einem Worte, erstaunliche Kosten auf ihre Handlung, Seewesen, Völker und Festungswerke zu wenden. Allein, der Verfasser ist nach seinem Vorgeben bevollmächtiget *c*), kund zu thun, daß sobald dieser Aufwand ein Ende haben, und die Gesellschaft ihr Capital auf einen gewissen Punct, den sie sich vorsetzet, gebracht haben wird: so würde sie auch den jährlichen Theilschatz vermehren, und allemal den Ueberschuß vom Gewinne, dessen Capital in der That den Besitzern der Actien zugehöret, darzu schlagen. Woraus noch ferner der Schluß

b) Dieses besaget das Edict vom Jahre 1685.

c) Vermuthlich war der Verfasser hierzu von der Gesellschaft bevollmächtiget, als welche ihm ihre Urkunden und Aufsätze mittheilete, worauf er seine Erzählungen und Urtheile gründet.

Niederlassung der Franzosen zu Pondichery.

Schluß folget, daß besagten Besitzern nichts daran gelegen sey, ob die Actien steigen oder fallen, darum weil selbiges auf das Gutdünken des Publici ankömmt, übrigens aber, weder die Sicherheit des Capitals, noch die Auszahlung des Theilschatzes, verhindert.

Man thäte dem Könige Unrecht, wenn man glauben wollte, er treibe unter dem Namen der Gesellschaft selbst Handel, gebe den Besitzern der Actien etwas vom Gewinne ab, und behalte das übrige für sich, oder theile es mit den Bewindhabern. Die indianische Gesellschaft hat keine andere Mitglieder, als diejenigen, welche theils viel, theils wenig, zu Aufrichtung ihres Handels unter dem Schutze des Königes, und der Aufsicht einer gewissen bekannten Anzahl, beytragen. Wo sollte nun die Gefahr herkommen, welche ihre Actien zu befürchten hätten? Wegen des Theilschatzes ist nicht das geringste zu besorgen, indem die Einkünfte des Tabakpachtes dazu angewiesen sind: vor dem Könige ist man eben so sicher, indem er den Besitzern der Actien ihr Patrimonium keinesweges entziehen will, gleichwie er in dem Edicte vom Jahre 1725 saget, als in welchem er dieser unziemlichen Sorge durch eine öffentliche Erklärung zuvor gekommen ist; zu geschweigen, daß es sein eigener Nutzen erfordert, die wichtigste Handlung seines Königreiches, ohne welche jährlich mehr als zwölf Millionen in fremde Länder gehen würden, zu unterstützen, und ein Capital von hundert Millionen zu erhalten, welches beständig von einer Hand in die andere im Reiche geht, und eben so viel thut, als so viel baares Geld. Endlich so kann auch kein Verfall der Actien durch Ausländer, noch durch den gegenwärtigen Zustand der Franzosen in Indien, verursachet werden, indem letzterer weit vortheilhafter ist, als man jemals hoffen durfte, nachdem sie daselbst die Gnade des Mogols, und die Gewogenheit der benachbarten indianischen Fürsten ganz besonders besitzen *d*).

Das XXI Capitel.

Zusätze zu der Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Einleitung. Zustand der Inseln Bourbon und Frankreich vor 1735. Absicht der Compagnie bey dieser Niederlassung. Justitzwesen; Policey; Ackerbau. Gebäude. Arbeitsamkeit der Leute. Spitäler. Wasserleitungen. Seewesen. Maschinen vom de la Bourdonnais. Beobachtungen von dem bourbonischen Caffee. Anmerkungen über den französischen Handel damit. Damame erhält das erste Privilegium darüber. Verschiedene Arten des Caffee.

Einleitung.

Dieses Werk hat das eigen, daß man es beständig mit neuen Zusätzen bereichern kann. Eine Reihe von einigen Jahren verändert oftmals die Gestalt der Oerter, so wie der Begebenheiten. Das Vergnügen des Lesers aber muß zunehmen, wenn man ihm Gelegenheit darbiethet, den gegenwärtigen Zustand eines Landes mit denen ersten Vorstellungen zu vergleichen, die man ihm davon gemacht hat; das ist, dasjenige, was er liest, mit dem, was er schon gelesen hat; und daher kömmt es, daß man beständig oben auf jeder Seite

d) Wie oben auf der 378 und vorherg. Seite. Den Beschluß machet unser Verfasser mit einer lesenswürdigen Nachricht, vom Ursprunge, Baue und Handel des Caffee.

e) Siehe den VIII Band dieser Sammlung.

f) Memoire pour M. de la Bourdonnais, gedruckt

Seite die Zeit zu bemerken pflegen. Hier wird man gleichsam von Natur, durch die Materien, die man gelesen hat, eingeladen, einige neue Erläuterungen wegen der Eylande **Frankreich** und **Bourbon** bekannt zu machen *e*). Wegen der Person des Verfassers wird man dergleichen nicht mittheilen dürfen, als welcher durch seine herrlichen Verdienste und großen Thaten eben so berühmt ist, als durch die Verfolgungen seiner Feinde, und durch den rühmlichen Ausgang, der ihn über sie triumphiren lassen. Er ist dem Staate angenehm; und es ist nicht möglich, daß seine seltenen Eigenschaften lange verborgen bleiben. Man will nur anmerken, daß er im Jahre 1734, nach seiner Zurückkunft aus Portugall, zum Statthalter der beyden Inseln ernannt worden *f*).

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Der neue Statthalter von den Eylanden Frankreich und Bourbon gieng im Anfange des 1735sten Jahres zu Schiffe, und kam im Brachmonate in seiner Statthalterschaft an. Die Absicht des Hofes bey Anvertrauung dieses wichtigen Platzes war, die Ordnung in einem Lande wieder herzustellen, wo die Frechheit, die Unordnung, und das ungebundene Wesen herrschten.

Zustand der Inseln Frankreich u. Bourbon vor 1735.

Wenn man sich eine Vorstellung von dem Zustande machen will, worinnen de la **Bourdonnais** diese Inseln fand: so muß man sich erinnern, daß das Eyland Bourbon anfänglich durch einige Franzosen bewohnet worden *g*), die sich aus dem Blutbade zu Madagascar geflüchtet *h*); und daß sich einige Handwerksleute aus verschiedenen Schiffen nach und nach daselbst gesetzet haben. Die Insel Frankreich hat nur erst im Jahre 1720 angefangen, einige Einwohner zu bekommen. Sie hatte ihrer so wenig, daß die indische Compagnie bis 1730 noch immer ungewiß gewesen, ob sie solche behalten oder verlassen sollte. Endlich hat man die erstere Insel bestimmet, Caffee darauf zu bauen, und die andere, daß sie zu Ausruhung der französischen Schiffe dienen sollte, die nach Indien und China giengen. Weil der Boden in der Insel Bourbon zum Caffeebauen gut und tüchtig befunden wurde: so zog das gute Fortkommen desselben eine große Anzahl Einwohner dahin. Die Insel Frankreich hatte nicht eben den Vortheil. Man mußte also Mittel ausfündig machen, eine Pflanzstadt daselbst anzulegen, und sie in den Stand zu setzen, daß sie die Schiffe mit Lebensmitteln und Erfrischungen versehen könnte.

Absicht der Compagnie bey dieser Niederlassung.

Man wußte nichts bessers, als daß man den Einwohnern Lebensmittel, allerhand Werkzeug und Geräthe, und Schwarze vorstreckte. Die Compagnie that solches: allein, sie hat ganz und gar nicht den Nutzen davon gezogen, den sie davon zu ziehen meynte. Ihre Bedienten haben so wenig Klugheit bey Erwählung derjenigen, die sie annahmen, gebrauchet, daß es den meisten von solchen an Fleiß und Geschicklichkeit mangelte. So fand man auch in der Arbeit dieser Eyländer denjenigen Beystand nicht, den man zur Erfrischung der Schiffe von ihnen hoffte; sondern die Compagnie hat sich fast beständig genöthiget gesehen, diese Leute selbst zu ernähren, und ihnen mit großen Kosten Lebensmittel aus Frankreich zu schicken. Diese Insel war also bis auf die Ankunft des neuen Statthalters ihren Herren zur Last. Es fehlete daselbst in allen Stücken an Ordnung. Die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Policey, das Handlungs- Krieges- und Seewesen, brauchten durchgängig eine gleiche Verbesserung.

Die

druckt bey Delaguette 1750 in 4. a. d. 9 und folg. Seite.

g) Siehe Mondeverguet und de la Haiens Tagebücher im VIII Bande.

h) Siehe die Beschreibung von Madagascar im VIII Bande.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Justitzwesen.

Die Gerechtigkeit wurde von zweenen Räthen verwaltet, deren einer unter dem andern stund. Der obere Rath war in der Insel Bourbon. Nach der Ankunft des neuen Statthalters erhielt der Rath auf dem Eylande Frankreich, durch königliche Begnadigungsbriefe eben diese Unabhängigkeit, wenigstens in dem, was das Justitzwesen betraf. Was die Regierung anbelangte: so war der Rath, bey welchem sich der Statthalter aufhielt, noch immer über den andern. Diese Veränderung wurde um so viel vortheilhafter, weil sie alle Streitigkeiten auf hob, welche oftmals die Räthe der beyden Eylande getheilet hatten i).

Policey.

Die Policey war ein eben so wichtiger Gegenstand. Es fanden sich auf dem Eylande Frankreich weggelaufene Schwarze, welche sich durch ihre Räubereyen beständig furchtbar machten. Der Statthalter fand das Mittel, sie auszurotten, indem er Schwarze wider Schwarze bewaffnete, und ein Marschallamt aus denen von Madagascar aufrichtete, welche die Insel endlich von den meisten dieser Räuber reinigten. Eben die Sorgfalt wandte er auch auf den Handel, womit sich bey seiner Ankunft niemand beschäfftigte. Er hat die ersten Zuckerpflanzungen auf dieser Insel angeleget, und die Baumwollen- und Indigofabrik daselbst errichtet. Das eine geht nach Surate, Mocka und Persien, und das andere nach den europäischen Landen. Diese doppelte Handlung ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, unsere Pflanzstädte zu erhalten und zu bereichern, wenn man darauf bedacht ist, dasjenige zu unterstützen, was de la Bourdonnais angefangen hat. Die Zuckersiederey auf der Insel Frankreich bringt der Compagnie bereits, ohne den geringsten Aufwand oder Vorschuß, über sechzigtausend Livres Einkünfte k).

Ackerbau.

Der Ackerbau war auf beyden Inseln gleich durch hindangesetzet, und die Faulheit schläferte die Einwohner ein, daß sie sich nicht bekümmerten, eigene Felder zu haben. Herr de la Bourdonnais hat sie aus dieser Sorglosigkeit heraus gezogen, und sie alles das Getraide bauen lassen, was sie zu ihrem Unterhalte nöthig hatten. Dieser Dienst war ihnen um so viel nöthiger, weil sie einer öftern Hungersnoth ausgesetzet waren, und fast kein Jahr hingieng, da sie sich nicht genöthiget sahen, sich hin und wieder in die Gehölze zu begeben, und darinnen ihren Lebensunterhalt von der Jagd oder schlechten Wurzeln zu suchen. Itzo leben sie im Ueberflusse; vornehmlich nachdem er sie gelehret hat, Manioc zu bauen, den er ihnen aus Brasilien gebracht hatte. Er gewöhnete sie aber nicht ohne viele Mühe dazu. Er mußte sogar seine Gewalt brauchen, um sie anzuhalten, daß sie fünf hundert Fuß Manioc für jeden Sklaven baueten. Die meisten waren ihrer alten Lebensart auf eine lächerliche Weise ergeben, und bemüheten sich, diese Pflanze zu verschreyen. Einige hatten sogar die Kühnheit, die neuen Pflanzungen zu zernichten, indem sie solche mit kochendem Wasser begossen. Nachdem aber die Erfahrung das Vorurtheil vertrieben: so erkennen sie nunmehr den Nutzen einer Pflanze, welche beyde Inseln vor dem Hunger stets in Sicherheit setzet. Wenn die Orcane, welche sich oftmals daselbst spüren lassen, ihre Erndte verderbet, oder wenn die Heuschrecken solche verheeret haben, welches ebenfalls sehr häufig geschieht: so finden sie an dem Manioc ein Mittel wider ihren Verlust. Außer dieser Wurzel tragen die Inseln, welche fast ohne Korn waren, itzo wirklich fünf bis sechs hundert Malter l).

Es

i) Die eilf Jahre über, die Herr de la Bourdonnais regieret, hat man nur einen einzigen Rechtshandel auf der Insel Frankreich gesehen; weil er die Sachen gütlich beylegte.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Gebäude.

Es war aber noch nicht genug, daß durch die Anbauung des Landes für den Unterhalt der Einwohner gesorgt wurde: man mußte auch auf die Sicherheit der Inseln bedacht seyn, die weder Vorrathshäuser, noch Festungswerke, noch Hospitäler, noch Handwerksleute, noch Soldaten, noch Seeleute hatten. Man hatte den Herrn de la Bourdonnais bey seiner Abreise von Frankreich versichert, er würde daselbst vier bis fünf französische Kriegesbaumeister antreffen. Er fand aber nicht einen einzigen. Man hatte einige dahin geschickt: es waren aber zwischen ihnen und dem Rathe Streitigkeiten und Zänkereyen entstanden, die sie getrennet hatten. Einige waren wieder nach Frankreich gegangen, um sich daselbst zu beschweren, und die andern hatten sich in ihre Wohnungen begeben. Die ganze Schaar der Baumeister bestund nur aus einem einzigen indischen Mestizen, welcher den Bau einer kleinen Windmühle führete, die damals bis auf acht Fuß hoch gekommen war. Ein Vorrathshaus, welches vor vier Jahren angefangen worden, war nur erst einen Ellenbogen hoch aufgeführet. Man hatte zwar ein kleines Haus für den Hauptingenieur erbauet: allein, das waren auch alle Gebäude auf der Insel Frankreich. Sie mochten sich etwan in die Länge auf dreyhundert Ruthen Mauerwerk belaufen; und fast eben so viel rechnete man auch in der Insel Bourbon. Herr de la Bourdonnais hingegen hat in wenigen Jahren über eilftausend Ruthen machen lassen *m*).

Fleiß ersetzet den Mangel der Handwerker.

Weil er weder Ingenieur noch Baumeister hatte: so war er genöthiget, diese doppelte Verrichtung selbst zu übernehmen. Zum Glücke verstund er die Mathematik und Befestigungskunst. Er machte also Grundrisse, welche von der Compagnie gebilliget wurden. Um solche aber auszuführen, mußte er Werkleute von allerhand Art ziehen, wobey er alles zusammen nahm, was er von Negern auftreiben konnte, und sie bey den Handwerksmeistern, deren er nur eine sehr kleine Anzahl hatte, in die Lehre gab. Man kann sich einbilden, wie viel Mühe es ihm müsse gekostet haben, um die einen zu bewegen, daß sie Unterricht gäben, und die andern, daß sie solchen annähmen. Eben so schwer fiel es auch, die Materialien zusammen zu bringen. Man mußte Holz fällen, Steine hervorziehen und zuführen: und es waren doch weder Wege, noch Pferde, noch Fuhrwerk da. Er war also genöthiget, Wege bähnen, Ochsen zähmen, und Wagen machen zu lassen, und zwar durch Leute, die gegen diese Unternehmungen einen Widerwillen hatten, und mit ihrer natürlichen Trägheit noch eine ungemeine Empfindlichkeit für das gemeine Beste verbanden. Auf diese Art hat er es erst so weit gebracht, daß er ansehnliche Werke von offenbarem Nutzen aufgeführet hat. Die Compagnie hat die Frucht seiner Arbeiten nicht allein genossen. Die ganze Pflanzstadt hat die größten Vortheile von Anlegung und dem Gebrauche des Fuhrwerks gezogen: vornehmlich aber ist solcher aus der Nacheiferung entstanden, welche der gute Fortgang unter den Einwohnern erreget hat. Man hat den Preis von den Materialien, als Holz, Kalk, u. d. g., gar bald auf das Fünftheil von demjenigen herunter gebracht gesehen, was sie bisher gekostet hatten *n*).

Hospitäler.

Die Insel Frankreich hatte kein ander Hospital, als eine Hütte, die von Pfählen erbauet war, und kaum dreyßig bis fünf und dreyßig Betten enthielt. Der neue Statthalter ließ eines bauen, welches ungefähr vier oder fünfhundert Betten enthielt. Die Verwaltung und Aufsicht über diese Oerter machte ihm andere Beschwerlichkeiten. Weil

k) Ebendas. a. d. 11 S.

l) Ebendas. a. d. 12 S.

m) A. d. 13 S.

n) Ebendas.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

man nicht eine zureichende Anzahl Ochsen hatte, eine beständige Fleischbank zu unterhalten: so war er oftmals genöthiget, die Kranken mit Schildkröten und Wildprät zu speisen. Sie beschwereten sich über diese gezwungene Haushaltung, als ob es auf ihn angekommen wäre, sie besser zu halten. Ueber dieses verbanden ihn die Betrügereyen, die Nachlässigkeit und die Untüchtigkeit oft, die Verwaltung in den Hospitälern zu verändern. Er sah sich so gar ein ganzes Jahr lang verbunden, sie alle Tage um acht Uhr des Morgens zu besuchen o).

Verschiedene Gebäude.

Man redet mit Verwunderung von allem dem, was er von Vorrathshäusern, Zeughäusern, Basteyen, Festungswerken, Wohnungen für die Beamten, Gerichtsstuben, Mühlen und Wasserleitungen hat bauen lassen. Der einzige Graben auf dem Eylande Frankreich, welcher das süße Wasser in den Hafen und in die Hospitäler führet, enthält dreytausend sechshundert Toisen in der Länge. Durch die Bequemlichkeit dieser Wasserleitung haben nicht nur die Einwohner und Kranke itzo das süße Wasser vor ihrer Thüre, welches sie sonst über eine Meile weit von da holen mußten; sondern auch das Schiffsvolk findet es am Borde ihrer Schaluppen p).

Schöne Wasserleitung.

Seewesen.

Eben so sehr bewundert man auch die Veränderungen bey dem Seewesen. Vor der Ankunft des Herrn de la Bourdonnais wußte man auf der Insel Frankreich noch nicht, was ein Schiff ausbessern und kalfatern hieß. Die Einwohner, welche Fahrzeuge zum Fischen hatten, waren nicht fähig, das geringste daran zu bessern, sondern mußten auf den Beystand einiger Schiffe warten, welche in ihren Hafen einliefen; eine seltsame Unwissenheit auf einer Insel, welche seine Lage fähig machet, ein anderes Batavia zu werden, das ist, die bequemste und sicherste Niederlage für die Fahrzeuge der Compagnie.

Der geschickte und eifrige Statthalter munterte die Einwohner auf, ihm beyzuspringen. Er ließ alles zum Schiffsbaue bequeme Holz aufsuchen, fällen, zuführen und zu Rechte hauen. Eine Arbeit von achtzehn Monaten, oder zweyen Jahren, zeigte ihm alle seine Materialien fertig. Er fing an, Schiffbrücken zum Kalfatern, andere zum Ausladen der Schiffe, Barken und platte Fahrzeugen, zu Herbeyschaffung des Wassers und Zuführung der Materialien, Kähne und Schaluppen zum täglichen Gebrauche zu bauen. Er ließ darauf die Schiffe an der Küste und die europäischen ausbessern. Im Jahre 1737 unternahm er eine Brigantine, die sehr wohl gemacht war. Im Jahre 1738 ließ er zwey Fahrzeuge bauen, und brachte ein Schiff von fünfhundert Tonnen auf den Werft. Mit einem Worte, er führte sein Unternehmen mit so gutem Erfolge, daß man heutiges Tages in dem Hafen der Insel Frankreich die Schiffe eben so gut bauet und ausbessert, als in dem Hafen l'Orient. Alle Seeleute gestehen so gar, daß gewisse Werke auf der Insel Frankreich noch bequemer verrichtet werden, vermittelst einer Maschine, welche der Herr de la Bourdonnais erfunden hat. Sie dienet die Barken und Schiffbrücken in die Höhe zu heben, und setzet sie in den Stand, schleunig ausgebessert zu werden. Er machte im Angesichte der ganzen Insel einen Versuch mit einem Fahrzeuge von hundert Tonnen, welches eben in dem Augenblicke, da man sich dessen eiligst bedienen wollte, anfing, Wasser zu schöpfen. Man führete es zu der Maschine, hing es auf, verstopfte den Leck, und ließ es wieder ins Meer, in

Maschinen, die de la Bourdonnais erfunden.

o) Ebendas. a. d. 14 S. p) Ebendas. q) Ebendas. a. d. 15 S.

in weniger als einer Stunde Zeit q). In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, da er als Unterhauptmann auf dem Geschwader des Herrn von Pardaillan in Indien dienete, hatte er eine neue Art Flösse zu machen erfunden, um das Landen zu erleichtern; und diese Erfindung machte, daß die französischen Soldaten trockenes Fußes in Schlachtordnung ans Land steigen konnten r). Er redet an einem andern Orte von einer Wendung, die er bey Begegnung eines stärkern Feindes ausgesonnen, um das Beste von seinen Schiffen, und überhaupt alles Schiffsvolk zu retten und davon zu bringen. Weil er aber nicht Gelegenheit gehabt hat, solche zu brauchen: so hat er die Wissenschaft davon bey sich behalten, bloß in der Absicht, daß solche nicht zum Vortheile der Feinde gereichen möchte s).

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Nach dieser umständlichen und merkwürdigen Erzählung, die man aus keiner bessern Quelle schöpfen kann, wird man es bedauren, daß man hier nicht einige Erläuterung wegen des Fortganges von dem Caffee bauen auf der Insel Bourbon findet. Dieß ist ein Geheimniß, welches nur bey den vornehmsten Beamten der Compagnie verschlossen zu seyn scheint. Indessen kann man doch aus der Sorgfalt urtheilen, welche man anwendet, die Pflanzen vollkommen zu machen, und aus der Menge des Caffees, den man von dieser Insel erhält, daß der Erfolg mit der Arbeit der Einwohner übereinstimmet.

Beobachtung wegen des Caffees auf der Insel Bourbon.

Sie haben in einer an die französische Factorey zu Mocka gerichteten Schrift angezeiget, daß der Caffeebaum in ihrem Lande anfänglich viel Zweige in die Höhe triebe; daß er nach fünf bis sechs Jahren in der Mitte eingienge; daß sich darauf die untern Zweige weiter ausbreiteten, und da sie sehr klein und mit Früchten stark beladen wären: so kröchen die einen und die darüber stehenden brächen wegen der Last ihrer Frucht an dem Stamme ab. Sie fragten dieserwegen an, ob man den Baum unten an dem Fuße von seinen Zweigen aushauen müßte, damit man ihn oben erhielte; ob man die Zweige etwas beschneiden müßte, u. s. w. Der Herr Miran, welcher sich damals zu Mocka aufhielt, antwortete: „da er wahrgenommen hätte, daß der Caffeebaum in Arabien weit länger gesund und in einem natürlichen Zustande verbliebe, und die Araber nichts von dem Beschneiden der Zweige eines Baumes wüßten, so glaubte er, es käme das so zeitige Ausgehen des Caffeebaumes auf der Insel Bourbon daher, weil der Boden daselbst nicht so gut dazu wäre. Nachdem er aber in dem folgenden Jahre die wahre Art und Weise entdecket, wie die Araber ihren Saamen pflanzen: so glaubte er nunmehr, der Fehler an den Caffeebäumen auf der Insel Bourbon könnte davon herkommen, daß man daselbst die ganzen Bohnenhülsen steckete, in welcher zwey Körner, und folglich auch zween Keime wären, wovon der eine mehr Kraft haben könnte, als der andere, und vermuthlich machte dieses die Unordnung, welche der Caffeebaum auf der Insel Bourbon ausstünde."

Anmerkungen über den Caffeehandel in Frankreich.

Ohne Zweifel hat dieser Handelsmann daher Gelegenheit genommen, eine Nachricht von dem Ursprunge und dem Baue des Caffees, und dem Handel damit, zum

r) Ebendas. a. d. 8 S.

s) Ebend. a. d. 151 S.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Unterrichte der indischen Compagnie aufzusetzen t). Ihre Länge erlaubet nicht, solche anzuführen: man wird aber einige Beobachtungen daraus nehmen, die sich zu diesem Artikel schicken.

Als der Caffee in Frankreich bekannt wurde u): so nahm man alles, was die Kaufleute davon dahin brachten, mit derjenigen Begierde auf, welche die Nation stets für das Neue hat. Die Privatpersonen, welche mit Erlaubniß der Compagnie zur See handelten, ließen solchen durch den Ocean aus dem arabischen Meerbusen, und durch das mittelländische Meer von Cairo und andern Niederlagen in der Levante, kommen. Ihr Gewinn war ansehnlich, weil sie nicht mehr für die Einfuhre, als hundert Sols für hundert Pfunde, wie die andern Waaren, nach dem Tariffe von 1664 bezahleten. Die Freyheit dieses Handels aber wurde im Jahre 1692 aufgehoben. Nachdem die Zollpächter dem Hofe vorgestellet hatten, der Caffee wäre in dem Königreiche so gemein geworden, daß der Zoll, den sie davon bekämen, ihnen gar zu mäßig zu seyn schiene: so erboth sich eine Privatperson, Namens **Franz Damame**, ihnen jährlich eine sehr ansehnliche Summe zu bezahlen, wenn ihm der König das Privilegium ertheilen wollte, daß niemand, als er, mit Caffee, Thee, Sorbet, und Chocolade handeln dürfte. Er erhielt ein Patent, wodurch ihm erlaubet wurde, das Pfund Caffee für vier Franken, den besten Thee für hundert Franken, den mittelmäßigen für funfzig, und den gemeinen für dreyßig; den Sorbet für sechs Franken, und die Chocolade für eben so viel, den Cacao für funfzehn Franken, und die Vanille für achtzehn Franken, das Packet von funfzig Stengeln, zu verkaufen. Man bewilligte ihm auch, sich von allen Caffeeschenken in Paris dreyßig Livres jährliche Abgaben, und zehn Livres von denen in der Provinz bezahlen zu lassen. Eben dieser Befehl setzete auch den Preis einer Schaale Caffee auf viertehalb Sous, den Thee auf eben so viel, Chocolade auf acht Sous, und Sorbet auf eben den Preis. Was man damals Sorbet nannte, war ein frischer Trank aus Zucker, Citron, Ambra, und aus noch mehreren Dingen zusammen gesetzet, als unsere Limonade.

Damame wird am ersten damit privilegirt

Solches richtet ihn zu Grunde.

Die Habgier derjenigen, welche dieses ausschließende Privilegium erhalten hatten, wurde fast eben so bald durch sich selbst bestrafet. Weil der Caffee, welcher bisher für sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Sous das Pfund, und der Thee und die Chocolade nach Verhältniß war verkaufet worden, durch dieses neue Monopolium auf einmal über die Hälfte, ja dreydoppelt so hoch gestiegen war: so ließen die meisten Privatpersonen den Gebrauch desselben fahren. Es wurde wenig bey den Caffeeschenken verkaufet, die ihn außer dem sehr schwach machten; und folglich ward der Abgang sehr mäßig. Damame bath selbst, man möchte den Preis des Caffee vermindern. Man setzete ihn auf funfzig Sous das Pfund herunter. Weil aber dieser Preis den Leuten noch zu übermäßig vorkam: so sah sich Damame bey seinem Unternehmen bald zu Grunde gerichtet, und das Privilegium wurde aufgehoben. Im folgenden 1693 Jahre verwandelte man es in einen Zoll wegen der Einfuhre, zehn Sous von einem Pfunde

t) Sie befindet sich ausführlich zu Ende des III Theiles der Histoire des Indes anciennes & modernes.

Pfunde, für die königlichen Pächter; worauf allen Kauf- und Handelsleuten erlaubt war, frey damit zu handeln.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Dieses hatte dreyßig Jahre gedauret, als seine Majestät der indischen Compagnie das Privilegium ertheileten, es sollte niemand außer ihr mit Caffee handeln, damit diejenigen, die an der Compagnie Theil hätten, mehr und mehr beständige Einkünfte bekämen, welche ihnen jährlich eine gewisse Austheilung von hundert und funfzig für jeden Theil verschafft. Der Preis des Caffees mußte in den vorigen Jahren sehr hoch gestiegen seyn, weil nach eben diesem Befehle, welcher den Preis des Caffees nicht erhöhete, gesagt wurde, es sollte das Pfund, zu sechszehn Unzen gerechnet, nicht über hundert Sous steigen. Allein, die Compagnie, welche wohl einsah, daß bey einem so hohen Preise der Abgang, und folglich der Gewinn sehr mäßig seyn würde, hat sich freywillig der Hälfte des ihr bewilligten Preises begeben.

Privilegium der indischen Compagnie.

Die Verführung des Caffees in die Städte des Königreiches erregte wegen der Zölle neue Schwierigkeit. Die Zollbedienten der Pächter hatten angefangen, sich in einigen Städten Zoll davon bezahlen zu lassen: sie wurden [illegible] verurtheilet, das Geld, welches sie eingefodert hatten, wieder zu geben. Weil es [illegible] beschwerlich fiel, eine jede Ladung Caffe zu wägen, um die zehn Sous von dem Pfunde zu bekommen: so schlug die Compagnie den Generalpächtern vor, sie wollte sich dieserwegen überhaupt abfinden. Ein Bescheid aus dem geheimen Rathe verordnete, [illegible] sollte den Pächtern jährlich fünf und zwanzig tausend Livres bezahlen, so lange ihr Privilegium währete: und vermittelst dieser Summe wurde der Caffee von nun an von allen Abgaben frey. Als aber die Generalpächter darauf die Ungleichheit zwischen dieser Summe und der erhaltenen Gnade und Freyheit der Compagnie erkannt hatten: so erhielten sie, daß der Befehl wegen dieser Abfindung überhaupt wiederum aufgehoben, und die Abgabe der zehn Sous von einem Pfunde von neuem eingeführet wurde. Zur Schadloshaltung dafür aber erhält die indische Compagnie jährlich von dem Könige funfzigtausend Livres aus dem königlichen Schatze x).

Die Kaufleute zu Marseille stelleten lange Zeit die Freyheit ihres Hafens vor, damit sie von dem ausschließenden Privilegio der Compagnie befreyet seyn, und wenigstens eine Verminderung der zehn Sous Abgabe von einem Pfunde erhalten möchten. Alles aber, was man ihnen zum Besten bewilligte, war weiter nichts, als die Erlaubniß, den Caffee von Alexandrien, Cairo, und andern Häfen oder Niederlagen in der Levante, kommen zu lassen, mit der Bedingung, ihn an die Gesellschaft für den Preis zu verkaufen, den er zur Zeit des Verkaufes in Holland hätte, mit Abzuge der Kosten und Zölle des Hauptpachts; oder ihn an Ausländer zu verschicken. Der marseillische Caffee, und derjenige, den man in den Häfen des mittelländischen Meeres von den Türken kaufet, ist also von dem mockaischen nicht unterschieden, welchen die Gesellschaft zu Orient verkaufet. Beyderley Art kömmt auf gleiche Weise, durch die Häfen Mocka, Hodrida, und Lohaya, aus dem glücklichen Arabien. Jedermann weis, daß der bourbonische nicht eben die Eigenschaft hat, obgleich die Erfahrung lehret, daß er von Tage zu Tage besser wird.

Verschiedene Arten des Caffees.

Man

u) Im Jahre 1669 wie der Verfasser saget.

x) Dieser Befehl ist vom 3ten des Brachm. 1736.

Beschreibung der Eylande Bourbon und Frankreich.

Man hat noch eine dritte Art, welche schlechter ist, als die zweyte. Das ist derjenige Caffee, den man seit 1732 aus America zu holen angefangen hat. Die Einwohner in Martinik, St. Domingo, und einigen andern von den Franzosen eingenommenen Inseln, stelleten dem Rathe vor; da sie seit einigen Jahren alle ihre Cacaobäume eingebüßet hätten: so hätten sie, um diesen Verlust einigermaßen wieder einzubringen, Caffeebäume gepflanzet, welche auch dergestalt angeschlagen wären, daß sie weit mehr Caffee trügen, als sie verbrauchen könnten. Ein Bescheid vom 27sten des Herbstmonats 1732 erlaubte ihnen, ihren Caffee nach Frankreich in die königlichen Häfen, den zu Orient ausgenommen, zu schicken; jedennoch aber mit der Bedingung, daß er daselbst auf dem Stapel seyn sollte, und nicht anders, als mit die Erlaubniß der Gesellschaft von da sollte verführet, und zu den Ausländern können gebracht werden. Diese erste Gnade reichte noch nicht zu, die französischen Eyländer in den Stand zu setzen, daß sie von ihren gepflanzten Caffeebäumen allen den Vortheil zögen, den sie davon erwarten konnten. Sie ersuchten den Rath, ihnen auch die Freyheit zu ertheilen, daß man in dem Königreiche mit ihrem Caffee handeln, und solchen darinnen verthun dürfte. Diese wichtige Gnade wurde ihnen auch durch einen Bescheid vom 29sten May des Jahres 1736 bewilliget, jedoch mit der Auflage, daß sie für die Einfuhre, in den Zollhäusern der Pächter, zehn Livres für einen Zentner bezahlen sollten, ohne den Caffee dabey auszunehmen, welcher von dem Handel mit den Negern kömmt y).

y) Histoire des Indes anciennes & modernes T. III. a. d. 431 und vorherg. Seite.

Ende des zehnten Bandes.



Geogra-

Geographisches Verzeichniß

der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung

der vorkommenden Buchstaben.

B. bedeutet eine Bay; Bg. Berg; C. Colonie oder Pflanzstädte; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort, oder Festung; Fl. Fluß; Fn. Flecken; G. Gebirge; Gb. Gebiethe; H. Hafen; J. Insel; K. Küste; Kl. Klippe; Klr. Kloster; Kr. Königreich; L. Landschaft; Lg. Landgut; M. Meer; Mb. Meerbusen; Mg. Mündung; P. Pallast; Pr. Provinz; Rh. Rhede; S. See; Sch. Schloß; Sp. Spitze; St. Stadt; Str. Straße; T. Tempel; V. Vorgebirge; W. Wald.

Das * bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung anzutreffen ist.

Schagar-

Timan,



Register

Register
der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

A.

B.

D.

E.

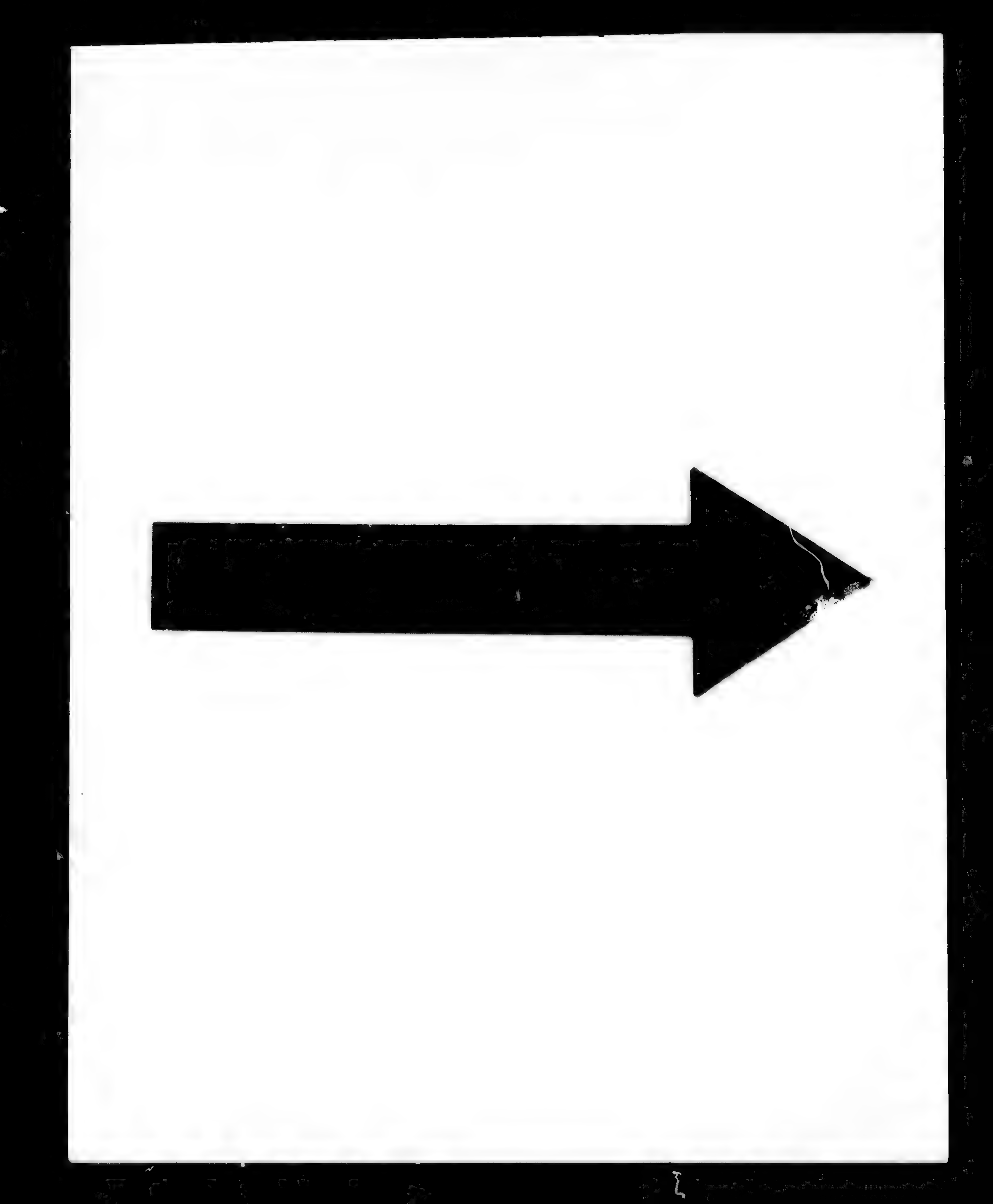
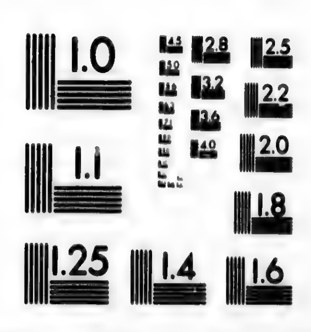


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



F.

G.

Kröpfe,

N.

O.

P.

Para-

Q.

R.

S.

was

U.

V.